



Christian Tilitzki

**Die deutsche
Universitätsphilosophie
in der Weimarer Republik
und im Dritten Reich**

Teil 1

AKADEMIE VERLAG

Christian Tilitzki
Die deutsche Universitätsphilosophie
in der Weimarer Republik und im Dritten Reich

Teil I

Christian Tilitzki

Die deutsche
Universitätsphilosophie
in der Weimarer Republik
und im Dritten Reich

Teil I



Akademie Verlag

Titelbild: Gruppenaufnahme von der Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft in Leipzig, 2. bis 4. Oktober 1928. Im Vordergrund (mit einem Buch in der linken Hand) Julius Binder, links von ihm Felix Krueger, dessen linker Nachbar Max Wundt. Rechts von Binder Bruno Bauch, daneben (mit Hut in der Hand) Willy Moog, senkrecht über ihm Hugo Fischer. (Reproduktion aus: Philosophischer Weltanzeiger, Jg. 2, 1928/29, Nr. 4, Titelseite)

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation
ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich

ISBN 3-05-003647-8

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2002

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form - durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren - reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Einbandgestaltung: Doren + Köster, Berlin

Druck und Bindung: Druckhaus „Thomas Müntzer“ GmbH, Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

Für Franziska

Inhalt

Einleitung

Das Verhältnis von Philosophie und Politik in Deutschland zwischen 1918 und 1945: Perspektiven für eine Historisierung der neueren Philosophiegeschichtsschreibung	15

A. Die Berufungspolitik im Fach Philosophie 1919 bis 1932	41

I. Die Besetzung philosophischer Lehrstühle zwischen 1919 und 1924 ...	43

1. Politische Rahmenbedingungen	43

1.1. Die weltanschaulich-politischen Positionen der „Alt“-Ordinarien	46

1.1.1. Liberale, Sozialliberale und Sozialidealistinnen	48

1.1.2. „Zentrumsphilosophen“	53

1.1.3. Deutschnationale und völkische Rechte	54

1.2. Die weltanschaulich-politischen Positionen der nichtbeamteten Professoren, Honorarprofessoren und Privatdozenten	60

1.2.1. Sozialliberale und Sozialidealistinnen	60

1.2.2. Liberale	64

1.2.3. Deutschnationale und Völkische	72

2. Die Berufungen zwischen 1919 und 1924	79

2.1. Berlin 1919: Die gescheiterte Berufung Leonard Nelsons	81

2.2. Berlin 1919/23: Die Berufungen Eduard Sprangers, Heinrich Maier und Edmund Husserls	82

2.3. Köln 1919/23: Die Berufungen von Max Scheler, Hans Driesch und Artur Schneider	86

2.4. Kiel 1919/22: Die Berufungen von Heinrich Scholz, Moritz Schlick und Hans Freyer	90

2.5. Gießen 1919/20: Der Streit um Hermann Siebeck's Nachfolge	98

2.6. Greifswald 1921: Die Berufung von Hans Pichler	104

2.7. Heidelberg 1919/22: Die Berufungen von Karl Jaspers und Ernst Hoffmann	107

2.8.	Leipzig 1920/23: Die Berufungen von Theodor Litt, Hans Driesch und Hermann Schneider	109
2.9.	Königsberg 1922/23: Die Berufungen von Otto Schultze und Heinz Heimsoeth	112
2.10.	Göttingen 1919/23: Die Berufungen von Leonard Nelson, Georg Misch und Herman Nohl	118
2.11.	Jena 1919/23: Die Berufung von Max Wundt und der Thüringer Hochschulkonflikt	123
2.12.	Hamburg 1919/23: Die Berufungen von Ernst Cassirer und Albert Görland	129
2.13.	Tübingen 1922: Die Berufung von Traugott K. Oesterreich	132
2.14.	Freiburg 1919: Die Berufung von Jonas Cohn	135
2.15.	Erlangen 1921: Die Berufung von Hermann Leser	136
2.16.	München 1921: Die Berufung von Alexander Pfänder	137
2.17.	Marburg 1920/23: Die Berufungen von Nicolai Hartmann und Martin Heidegger	139
2.18.	Die Besetzung der philosophischen Konkordatslehrstühle	142
2.18.1.	Würzburg 1922: Die Berufung von Hans Meyer	143
2.18.2.	München 1924: Die Berufung von Joseph Geyser	145
2.18.3.	Freiburg 1924: Die Berufung von Martin Honecker	146
2.18.4.	Breslau 1924: Die Berufung von Ludwig Baur	148
3.	Die Habilitationen zwischen 1919 und 1924	149
3.1.	Sozialisten und Sozialidealisten	150
3.2.	Die Anhänger des politischen Katholizismus	154
3.2.1.	München 1918/20: Dietrich von Hildebrand und Kurt Huber	154
3.2.2.	Köln und Bonn 1921: Johannes Hessen und Aloys Müller	157
3.2.3.	Münster 1923: Bernhard Rosenmöller	159
3.2.4.	Breslau 1923: Günther Schulemann	161
3.3.	Die Liberalen	162
3.3.1.	Breslau 1919: Reinhard Kynast	163
3.3.2.	Greifswald 1920: Walther Schulze-Soelde	164
3.3.3.	Bonn 1921: Johannes Thyssen	165
3.3.4.	Köln 1920/21: Helmuth Plessner und Ernst Barthel	167
3.3.5.	Frankfurt 1921: Fritz Heinemann	170
3.3.6.	Halle 1924: Gerhard Stammler	171
3.4.	Deutschnationale und völkische Rechte	172
3.4.1.	Halle 1919: Ottomar Wichmann	173
3.4.2.	Kiel 1922: Ferdinand Weinhandl	174
3.4.3.	Jena 1923/24: Carl August Emge und Hermann Johannsen	179
4.	Zwischenbilanz für den Zeitraum 1919–1924	182
II.	Die Berufungspolitik von 1925 bis 1932	185
1.	Die Philosophie an den Technischen Hochschulen	186

1.1.	TH Dresden: Die Berufungen von Gustav Kafka, Richard Kroner, Alfred Baeumler und Paul Luchtenberg	187
1.2.	TH Darmstadt: Reinhard Strecker, Julius Goldstein, Matthias Meier, Erich Feldmann, Hugo Dingler und Paul Bommersheim	194
1.3.	TH Braunschweig: Willy Moog und Karl Gronau	205
1.4.	Die Technischen Hochschulen in Stuttgart, Karlsruhe und München	208
1.4.1.	TH Stuttgart: Adolf Faut, Paul Sakmann und Erich Keller	208
1.4.2.	TH Karlsruhe: Arthur Drews und Erich Ungerer	212
1.4.3.	TH München: Friedrich Seifert und Manfred Schröter	214
1.5.	Die Technischen Hochschulen Preußens	219
1.5.1.	TH Aachen: Karl Gerhards und Peter Mennicken	219
1.5.2.	TH Breslau: Wilhelm Steinberg	222
1.5.3.	TH Hannover: Theodor Lessing, Herman Schmalenbach, Hans Lipps und Wilhelm Böhm	223
1.5.4.	TH Berlin: Joseph Petzoldt, Walter Dubislav und Hans Reichenbach	230
1.5.5.	TH Danzig: Hans Henning und Walter Ehrenstein	236
1.6.	Die Philosophie an den Technischen Hochschulen – ein Rückblick	239
2.	Die Neubesetzung philosophischer Lehrstühle an den Universitäten	241
2.1.	Halle 1925: Die Berufung von Emil Utitz	241
2.2.	Frankfurt 1925/30: Die Berufungen von Max Scheler, Paul Tillich und Max Horkheimer	243
2.3.	Münster 1928/30: Die Berufungen von Heinrich Scholz und Peter Wust	248
2.4.	Leipzig – Köln – Kiel 1925/1929: Die Berufungen von Hans Freyer, Nicolai Hartmann, Julius Stenzel und Richard Kroner	252
2.5.	Marburg-Freiburg 1925/28: Die Berufungen von Martin Heidegger, Dietrich Mahnke und Erich Frank	256
2.6.	Bonn 1928/31: Die Berufungen von Erich Rothacker, Siegfried Behn und Oskar Becker	261
2.7.	Gießen 1926: Die Berufung von Theodor Steinbüchel	269
2.8.	Greifswald 1928: Die Berufung von Günther Jacoby	272
2.9.	München und Erlangen 1929: Die Berufungen von Richard Höningwald und Eugen Herrigel	276
2.10.	Tübingen 1928/29: Die Berufungen von Theodor Haering und Max Wundt	282
2.11.	Jena 1925/30: Die Berufungen von Paul F. Linke und Hans Leisegang	285
2.12.	Breslau 1930: Die Berufung von Siegfried Marck	290
2.13.	Rostock 1930: Die Berufung von Julius Ebbinghaus	294
2.14.	Berlin – Köln – Königsberg 1931/32: Die Berufungen von Nicolai Hartmann, Heinz Heimsoeth und Hans Heyse	299
3.	Die Habilitationen zwischen 1925 und 1932	305
3.1.	Linksliberale und Sozialdemokraten	305

3.2.	„Zentrumsphilosophen“	306
3.2.1.	Bonner Habilitanden	307
3.2.2.	Würzburger Habilitanden	312
3.2.3.	Breslau 1932: Die Habilitation von Otto Most	313
3.2.4.	Münster 1932: Die Habilitation von Balduin Schwarz	314
3.3.	Die Liberalen	314
3.3.1.	Berliner Habilitanden	315
3.3.2.	Heidelberger Habilitanden	324
3.3.3.	Hamburger Habilitanden	329
3.3.4.	Habilitanden in Halle und Leipzig	331
3.3.5.	Die Honorarprofessur für Kurt Riezler	333
3.4.	Deutschnationale und Völkische	335
3.5.	Politisch Indifferente	340
4.	Personalpolitisches Resümee der Jahre 1919 bis 1932	348
III.	Kommentare zum politischen Zeitgeschehen	353
1.	Sozialidealisten, Katholiken und Liberale	353
1.1.	Innenpolitische Kommentare	354
1.1.1.	Reaktionen auf den Systemwechsel	354
1.1.2.	Zur Weimarer Reichsverfassung	357
1.1.3.	Wirtschaft und Gesellschaft: Ideologie des dritten Weges und „wahrer Sozialismus“	375
1.1.4.	Kommentare zur Hochschul- und Bildungspolitik	404
1.1.5.	Volk und Rasse: Die Kontroversen über die „natürlichen“ Grundlagen der Politik	427
1.2.	Die Außenpolitik der Weimarer Republik: Politische Kommentare zu Deutschlands Lage und Zukunft	439
1.2.1.	Waffenstillstand, Hoffnung auf Wilson, Versailles und Deutschlands weltpolitische Zukunft	440
1.2.2.	Deutschlands weltpolitische Optionen: Zwischen Rapallo (1922), Locarno (1925) und Young-Plan (1929/32)	442
1.2.3.	Deutschlands Wiederaufstieg zur Großmacht	460
1.2.4.	Anlehnung an den Westen oder Aufbruch nach Osten?	465
2.	Deutschnationale und völkische Rechte: Die Deutsche Philosophische Gesellschaft	473
2.1.	Zur Vorgeschichte: Der Disput über die deutsch-jüdische Symbiose	473
2.2.	Gründung und Aufbau der Deutschen Philosophischen Gesellschaft 1917–1924	486
2.3.	Die Gründer der Deutschen Philosophischen Gesellschaft	491
2.4.	Das „Wesen des deutschen Geistes“: Programmschriften im Vorfeld der „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus“	495
2.5.	Pluriversum oder Universum?	498
2.6.	Anti-Universalismus und „Judenfrage“	506

2.7. Verfassung, Wirtschafts- und Sozialordnung im Urteil der DPhG-Führung	518
2.8. Die Leipziger Richtung unter dem Vorsitz Felix Kruegers (1927–1933)	523
3. Alfred Baeumlers Weg vom „Konservativen Revolutionär“ zum Nationalsozialisten	545
3.1. Im Netzwerk rechter Organisationen	545
3.2. Baeumlers „Germanismus“	555
3.3. Geschichtsphilosophisch-anthropologische Grundlagen des „Germanismus“	564
3.4. Von der neukantianischen Logik der Individualität zur politischen Philosophie der völkischen Existenz	569
3.5. Baeumlers Stellung zur „Judenfrage“	577
4. Zusammenfassung	583
B. Die Berufungspolitik zwischen 1933 und 1945	593
I. Die Lehrstuhlbesetzungen von 1933 bis 1939	595
1. Der institutionelle und rechtliche Rahmen	595
1.1. Das Reichswissenschaftsministerium, seine hochschulpolitischen Konkurrenten und Widersacher	595
1.2. Das gesetzliche Instrumentarium nationalsozialistischer Personalpolitik	599
1.3. Die ersten Entlassungswellen zwischen 1933 und 1935	600
2. Die Neubesetzungen philosophischer Lehrstühle	605
2.1. Berlin 1933/34: Die Berufung von Alfred Baeumler und die gescheiterte Neuberufung von Nachfolgern für H. Maier und M. Dessoir	605
2.2. Frankfurt 1933/Heidelberg 1934: Die Berufungen von Ernst Krieck	612
2.3. Gescheiterte Neubesetzungen in Frankfurt, München und Leipzig	613
2.4. Königsberg 1933: Die Berufung von Gunther Ipsen	615
2.5. Gießen 1933: Die Berufung von Hermann Glockner	618
2.6. Kiel 1933/35: Die Berufungen von Kurt Hildebrandt und Ferdinand Weinhandl	621
2.7. Freiburg 1934: Die Berufung von Georg Stieler	627
2.8. Bonn 1934 und München 1935/36: Die Berufung Fritz-Joachim von Rintelens auf die Konkordatslehrstühle von Adolf Dyroff und Joseph Geyser	629
2.9. Leipzig 1934: Die Berufung von Arnold Gehlen	633
2.10. Frankfurt 1935: Die Berufung von Hans Lipps	635
2.11. Zwischenbilanz	637

3. Die Habilitationsverfahren zwischen 1933 und 1935	638
3.1. Berlin	638
3.1.1. Walther Malmsten Schering	638
3.1.2. Heinrich Springmeyer	640
3.1.3. Helfried Hartmann	644
3.1.4. Adolf Ehrt	646
3.1.5. Werner Ziegenfuß	647
3.1.6. Arnold Metzger und Katharina Heufelder	648
3.1.7. Alfred Klemmt	651
3.2. Köln 1933/34: Erwin Metzke	654
3.3. Bonn 1934: Rudolf Mense und Jakob Barion	657
3.4. Breslau: Wolfgang Cramer und Helmut Folwertschny	661
3.5. Zwischenbilanz der Habilitationsverfahren zwischen 1933 und 1935.....	664
4. Die Berufungspolitik zwischen 1936 und 1939	664
4.1. Die Entlassungen	664
4.2. Die Berufungen	668
4.2.1. Breslau 1933–1937: Um die Nachfolge von Marck, Kühnemann und Baur	668
4.2.2. Hamburg 1934–1937: Die Berufung von Hermann Noack	680
4.2.3. Halle 1938: Die Berufung von Heinrich Springmeyer	686
4.2.4. München 1937: Die Berufung von Hans Alfred Grunsky	688
4.2.5. Heidelberg 1937: Die Berufung von Franz J. Böhm	692
4.2.6. Göttingen 1936/37: Die Berufung von Hans Heyse	694
4.2.7. Königsberg und Leipzig 1938: Die Berufungen von Arnold Gehlen und Hans-Georg Gadamer	695
4.2.8. Gießen 1939: Die Berufung von Otto Friedrich Bollnow	698
4.2.9. Zwischenbilanz	704
5. Die Habilitationen zwischen 1936 und 1939	705
5.1. Berlin	705
5.1.1. Gerhard Lehmann	705
5.1.2. Wolfram Steinbeck	710
5.2. Jena 1937/Frankfurt 1939: Karl Schlechta	714
5.3. Köln 1936–1939: Justus Schwarz	718
5.4. Hamburg 1936: Günter Ralfs	720
5.5. Heidelberg	722
5.5.1. Wilhelm Classen	722
5.5.2. Willy Kunz	724
5.6. Königsberg	726
5.6.1. Kurt Leider	726
5.6.2. Helmut Schelsky	727
5.7. München 1939: Franz Kröner	729
5.8. Gießen 1939: Harald Lassen	733
5.9. Tübingen 1936: Wilhelm Weisedel	734
5.10. Freiburg 1937/38	736

Inhalt

1.10. Max Müller	736
1.11. Gustav Siewerth	737
1.12. Münster 1937: Albrecht Becker-Freyseng.....	739
1.13. Rostock 1939: Klaus Reich	741
1.14. Zwischenbilanz.....	742
6. Das akademische Schicksal der älteren Nicht-Ordinarien zwischen 1933 und 1939	744
1.15. Die letzte „Säuberung“: Entlassungen aufgrund der neuen Habitationsordnung von 1939	744
1.16. Im Amt verbliebene Nicht-Ordinarien: Zwischen Arrangement und Engagement	752
1.17. Berlin: Erich Hochstetter und Rudolf Odebrecht	753
1.18. Halle: Gerhard Stammler und Hans Reiner.....	758
1.19. Bonn: Erich Feldmann	762
II. Die Berufungspolitik während des Krieges 1939-1945.....	769
1. Die Lehrstuhlbesetzungen.....	769
1.1. Berufungen an die Universitäten der „Ostmark“ und des „Protektorats“: Innsbruck, Wien, Prag und Graz 1938-1944.....	771
1.20. Innsbruck: Die Berufung von Walther Schulze-Soelde	773
1.21. Wien: Ottomar Wichmann, Günther Ipsen, Arnold Gehlen und Friedrich Kainz	774
1.1.3. Prag: Die Berufungen von Kurt Schilling und Hans R. G. Günther.....	780
1.1.4. Graz 1940/1944: Die Berufungen von Wolfram Steinbeck und Ferdinand Weinhandl.....	785
1.2. Königsberg 1939-1941: Die Berufungen von Wilhelm Burkamp, Eduard Baumgarten, Konrad Lorenz und Kurt Stavenhagen	789
1.22. Die Vertretung der Philosophie an der Reichsuniversität Posen	806
1.23. Straßburg und Heidelberg 1941-1943: Die Berufungen von Franz J. Böhm, Willy Kunz und Erwin Metzke.....	809
1.5. Marburg und Rostock 1940/41: Die Berufungen von Julius Ebbinghaus und Walter Bröcker	812
1.24. Münster 1940: Die Berufung von Gerhard Krüger.....	817
1.25. Frankfurt und Kiel 1942/43: Die Berufungen von Ferdinand Weinhandl und Joachim Ritter	823
1.26. Jena 1942-1944: Die Nachfolge Bruno Bauchs	831
1.27. Berlin 1943: Die Besetzung des Lehrstuhls für Kulturphilosophie an der Auslandswissenschaftlichen Fakultät	837
1.28. Freiburg 1943: Die Berufung von Robert Heiß.....	844
1.29. Köln 1943-1945: Die Nachfolge Artur Schneiders.....	846
1.30. Institutionelle Gewinne und Verluste im Fach Philosophie: Eine Bilanz der Berufungspolitik seit 1933	849
2. Die Habitationsverfahren zwischen 1939 und 1945	855

2.1.	Berlin 1940–1944	855
2.1.1.	Hans Grünewald	855
2.1.2.	Friedrich Kopp	859
2.1.3.	Hermann Wein	863
2.1.4.	Theodor Ballauf	867
2.1.5.	Bruno Liebrucks	868
2.2.	Königsberg 1940: Wilhelm Kamlah	872
2.3.	Innsbruck 1940: Walter Del Negro	874
2.4.	Köln 1940/41: Gottfried Martin	877
2.5.	Jena 1941–1944	879
2.5.1.	Jürgen Rausch	879
2.5.2.	Helmuth Dempe	880
2.5.3.	Gerhard Hennemann	881
2.6.	Bonn 1941–1944	884
2.6.1.	Johannes Hoffmeister	884
2.6.2.	Balduin Noll	886
2.6.3.	Ernst von Bracken	888
2.7.	Heidelberg 1943: Waldtraut Eckard	889
2.8.	Greifswald und Rostock 1942–1945	891
2.8.1.	Georg Brates	891
2.8.2.	Johannes Erich Heyde	893
2.8.3.	Günther Lutz	895
2.9.	Posen-Tübingen 1943/44: Albert Dietrich	897
2.10.	Leipzig 1944/45: Karl-Heinz Volkmann-Schluck	905
2.11.	Freiburg 1944/45: Karl Ulmer	906
2.12.	Frankfurt 1944/45: Otto Hagelstein	909
2.13.	Bilanz der Kriegshabilitationen	911
III.	Kommentare zum Zeitgeschehen	913
1.	Die „Hochschulrevolution“ 1933/34: Reden, Programme, Denkschriften	916
2.	Alfred Baeumlers Beitrag zur NS-Wissenschaftspolitik	935
2.1.	Das Institut für politische Pädagogik	937
2.2.	Das Amt Wissenschaft in der Dienststelle Rosenberg	949
2.2.1.	Aufbau und Arbeitsziele	949
2.2.2.	Das Philosophen-Lexikon	953
2.2.3.	Die Philosophentagung des Hauptamtes Wissenschaft in Buderose 1939	955
2.3.	Der Alltag der Philosophen im Dritten Reich im Spiegel der Akten der Berliner Philosophischen Fakultät	963
2.3.1.	Beteiligung Berliner Philosophen an fachfremden Habilitationen zwischen 1933 und 1945	963
2.3.2.	Das Fach Philosophie im Rigorosum	975
3.	Philosophische Gesellschaften im Widerstreit zwischen Rust und Rosenberg	1006

Inhalt

3.4.1. Die Deutsche Philosophische Gesellschaft zwischen 1933 und 1945	1006
3.4.2. Die Kant-Gesellschaft (1933-1938)	1013
3.3. Carl August Emge und das Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie	1023
3.4. Katholische Gegenöffentlichkeit: das „Philosophische Jahrbuch“ der Görres-Gesellschaft	1037
6.2.2. Die Kommentierung der NS-Rassenideologie und der Rassenpolitik	1041
6.2.3. Kommentare zu Ideal und Wirklichkeit des Führerstaates	1074
6.2.4. Die Anhänger des bürgerlichen Rechtsstaates.....	1076
6.2.5. „Liberale“ Nationalsozialisten.....	1082
6.2.6. Katholische Kritik des Führerstaates	1087
6.2.7. Apologeten der „Führer-Allmacht“	1088
6. Kommentare zur Außenpolitik des Dritten Reiches	1090
6.2.8. Die Friedenszeit von 1933 bis 1939	1090
6.2.9. Die deutsche Universitätsphilosophie und der Zweite Weltkrieg.....	1094
6.2.1. Sinndeutungen des Krieges - oder: Das Ausbleiben der „Ideen von 1939“	1098
6.2.10. Philosophischer Kriegseinsatz I: Die Ritterbuschaktion	1103
6.2.11. Philosophischer Kriegseinsatz II: Kritik der anti-europäischen Kräfte	1128
6.2.12. Philosophischer Kriegseinsatz III: Die Arbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung der bolschewistischen Weltgefahr.....	1142
6.2.5. Philosophischer Kriegseinsatz IV: Weltkrieg und „Weltjudentum“	1145
6.3. Fazit der Kriegphilosophie.....	1160
Schlußbetrachtung	1163

Anhang

Verzeichnis der politisch-weltanschaulichen Lehrveranstaltungen deutscher Philosophiedozenten zwischen dem Wintersemester 1918/19 und dem Sommersemester 1945.....	1171
Quellen und Literatur.....	1273
Register.....	1444
Abkürzungen.....	1471
Danksagung.....	1475

Einleitung

Das Verhältnis von Philosophie und Politik in Deutschland zwischen 1918 und 1945: Perspektiven für eine Historisierung der neueren Philosophiegeschichtsschreibung

Deutsche Universitätsphilosophie 1942: Eine nachrichtendienstliche Einschätzung

Um das Jahr 1942 entschloß man sich im Sicherheitsdienst der SS (SD) zu einer Bestandsaufnahme der deutschen Universitätsphilosophie. Das Material, das der SD über jeden Philosophen in einem mehr oder minder aussagekräftigen Dossier gesammelt hatte, entstammte unterschiedlichsten Quellen.¹ Kollegen hatten über Kollegen berichtet, Schüler über ihre Lehrer, um über deren fachliche Eignung, Parteifunktionäre vom NSDD-Führer bis hinunter zum Ortsgruppenleiter, um über die politische Zuverlässigkeit Auskunft zu geben. Da man es verabsäumt hatte, regelmäßig Informationen einzuholen, war der Inhalt vieler Dossiers 1942 veraltet oder lieferte nur Bruchstücke, aus denen schon für den einzelnen Dozenten schwer eine politische Einschätzung zu gewinnen war. Trotzdem traute sich der uns unbekannte Bearbeiter zu, insgesamt 66 Philosophen in fünf Gruppen einzuteilen: In konfessionell Gebundene, Liberale, Indifferente, politisch Positive und nationalsozialistische Philosophen, letztere mit dem einschränkenden Zusatz versehend: „Versuche, eine nationalsozialistische Philosophie aufzubauen“. Sieht man von dieser symptomatischen Unsicherheit ab, die verrät, daß auch der SD nicht im Stande war, positiv zu definieren, was NS-Philosophie denn sei und wer sie vertrete, ja daß man sogar überzeugt davon war, es gäbe sie noch gar nicht, dann ist der Klassifizierung Plausibilität nicht abzusprechen. Sortiert sie doch vom weltanschaulichen Standort nach Freund und Feind, eine Methode, die einem mit professioneller Feindbeobachtung betrauten Nachrichtendienst wohl anstand, die jedoch den Anforderungen des politischen Kampfes gehorchend auf allzu feine Differenzierungen verzichten mußte.

1 BAP, REM 49.01, Nr. 12444; SD-Bericht über die politisch-weltanschauliche Einstellung deutscher Universitätsphilosophen, o. D., ca. 1941/42.

Immerhin war man sich im SD bewußt, die komplexe Materie vereinfacht auf einen weltanschaulichen Nenner gebracht zu haben. Denn die 100 Seiten füllenden Extrakte aus den - vermutlich verlorengegangenen - Dossiers lieferten zwar nur Kurzbeurteilungen unter fachlichen und politischen Aspekten, aber selbst diese lesen sich noch wie Einsprüche zu der scheinbar so übersichtlichen und handhabbaren Klassifikation. Obwohl auch diese Extrakte schon Resultat strenger Selektion waren, gelang es dem Bearbeiter in vielen Fällen nicht, ein stimmiges Votum abzuliefern. Resigniert verwies er daher unter dem Namen Alfred Baeumlers auf „das umfangreiche und komplizierte Material“ in der Personalakte, das es ihm unmöglich mache, überhaupt eine Einschätzung abzugeben. Verständlich, wenn man Baeumlers durch mehrere Brüche markierten wissenschaftlichen Weg von der neukantianischen Logik der Individualität bis zur politischen Anthropologie völkischer Existenz übersehen. Verständlich auch mit dem Blick auf den Wandel der politischen Orientierungen, vom universalistischen Bildungsoptimismus und Fortschrittsglauben liberaler Prägung über den Nationalbolschewismus nach Art von Ernst Niekisch bis zum Nationalsozialismus, dem er zuletzt als Amtsleiter Alfred Rosenbergs diente. Verständlich schließlich mit Rücksicht auf seinen Berliner Schülerkreis, wo sich aus der Partei ausgeschlossene Strasser-Anhänger einfanden, sodann Doktoranden, die ihr wissenschaftliches Rüstzeug von emigrierten Kollegen wie Arthur Liebert, Georg Misch oder Richard Hönigswald erhalten hatten, der Kirche entlaufene Priester, Sympathisanten der deutschgläubigen Hauer-Bewegung, Meisterschüler Othmar Spanns und als Liberale bereits in Konflikt mit der NSDAP Geratene; aus SD-Sicht hätte man Baeumlers Institut für politische Pädagogik mit einigem Recht als Renegatennest unter der Leitung eines Renegaten verdächtigen dürfen, und es ist zumindest nicht auszuschließen, daß die Anforderung der Personalakte mit dem „komplizierten Material“, die kurz nach dem 20. Juli im schlesischen Ausweichquartier des SD vermerkt wurde, sich von solchem Mißtrauen gegen einen unsicheren Kantonisten nährte.²

Im exklusiven Kreis der Dozenten, in die man Hoffnungen für den „Aufbau“ einer nationalsozialistischen Philosophie setzte (neben Baeumler August Faust, Arnold Gehlen, Wilhelm Grebe, Erwin Metzke, Heinrich Nelis, Helmut Schelsky, Walther Schulze-Soelde, Heinrich Springmeyer, Wolfram Steinbeck und Ferdinand Weinhandl; dazu als „positive Nachwuchskräfte“: Hans Behrens, Hans Grünewald, Theodor Ballauf, Hans Schmoldt und Bruno Liebrucks), ließen sich Brüche im Lebenslauf, Widersprüche in den weltanschaulichen Positionen sowenig wie bei Baeumler übersehen und lösten Vorbehalte aus. Bei Schelsky wollte der SD nicht vergessen, daß er lange „Spannsche Gedankengänge“ verfolgt und sich erst „schärfstens distanziert“ hatte, als Rosenberg die Unvereinbarkeit des Nationalsozialismus mit Spanns Universalismus herausstellte. Die Bemerkung, den handelnden Menschen in den Mittelpunkt gerückt zu haben, dabei aber zu Heidegger und Baeumler auf Distanz gegangen zu sein, trübte das positive Gesamturteil über Grebe. Metzke galt trotz aktiver Mitarbeit im SD und im NS-Dozentenbund als nicht ganz einwandfrei, so daß sich widersprechende Urteile von Nicolai Hartmann und Ernst Krieck sowie der auf der Philosophentagung in Buderose (1939) hinterlassene negative Gesamteindruck festgehalten wurden. Über Nelis, immerhin SS-Angehöriger und SD-Mitarbeiter, konnte nichts mitgeteilt werden,

2 BAP/DH, ZB 1-308; Sammelakte Reichssicherheitshauptamt. Angefordert mit den Akten des im August 1944 nach Dachau verbrachten Karl Haushofer und des 1935 vom Dienst suspendierten Jenaer Philosophen Hans Leisegang.

weil die Personalakte weder in fachlicher noch in weltanschaulich-politischer Hinsicht Brauchbares enthielt. Im Falle Schulze-Soeldes war das Material so veraltet wie offenkundig dürftig, daß sich daraus nur ein allgemeiner Hinweis auf seine Arbeit an philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus gewinnen ließ. Und Weinhandl, ein zum Protestantismus konvertierter Katholik, der eine Ganzheitsphilosophie vertrete, ohne Universalist zu sein, sei zwar einsatzwillig, aber keine Führernatur. In den Genuß uneingeschränkt positiver Bewertungen kamen, neben dem Hartmann-Schüler Springmeyer, dessen (freilich nie veröffentlichte) „völkisch-politische Anthropologie im Sinne Rosenbergs und Baeumlers“ Beifall fand, allein Faust und Steinbeck, Rickert-Schüler der eine, Hönigswald-Schüler der andere, die nach 1933 beide mit Fichte-Studien hervortraten, mit Krieck und Baeumler aber jeweils denkbar verschiedene Protektoren ihrer akademischen Karrieren besaßen.

Man könnte die hier skizzierte Unübersichtlichkeit noch mühelos steigern mit Hinweisen auf vernichtende Gutachten Baeumlers über Schelsky und Grebe, auf die Einstufung Gerhard Lehmanns als „indifferent“, obwohl von ihm gerade eine Studie über die „Verjudung“ der französischen Philosophie erschienen war, auf den „politisch positiv“ beurteilten Hönigswald-Schüler Wolfgang Cramer, Parteimitglied seit 1932, der keine weltanschaulich relevante Zeile veröffentlichte und statt dessen schlesischen Juden aktive Fluchthilfe leistete. Wir begnügen uns mit diesem ersten Eindruck der anschaulichen Diskrepanz zwischen abstrakter Dürre ideologisch motivierter Klassifikation und konkreter Fülle wissenschaftshistorisch interessanter Realitäten. Denn bereits dieser erste Eindruck reicht hin, um die meisten der nach 1945 unternommenen Versuche, Relationen zwischen Philosophie und Politik nach 1918 wissenschaftshistorisch herzustellen, als Fortsetzung dieser nachrichtendienstlichen Bemühungen, als Feinderkundungen zu begreifen. Freilich bleiben diese neuen Versuche regelmäßig hinter den Leistungen des SD zurück, da man Schematisierungen auf wesentlich schmalerer Faktenbasis vornimmt und das reiche Spektrum politischer Einstellungen auf den Dualismus von fortschrittlich und reaktionär reduziert.

Philosophiegeschichte im Zeichen der Parteilichkeit

Dies trifft ohne Zweifel zu auf die polemisch-parteiische Behandlung dieses Zeitraums etwa durch marxistisch-leninistische Autoren wie Georg Lukács³, Georg Mende⁴ oder neuerdings noch Monika Leske, die gar nicht verhehlt, als „marxistische Wissenschaftlerin“ einen „aktiven Beitrag zum Antifaschismus“ leisten zu wollen und daher ihr Wissenschaftsverständnis aus dem Klassenauftrag herleitet: „Marxistische Faschismusforschung greift heute wie damals ein in die Kämpfe zwischen Fortschritt und Reaktion, in die Klassenkämpfe unserer Zeit, in den auf Frieden und Sozialismus gerichteten antiimperialistischen Kampf der Völker.“⁵

Interpreten des „bürgerlichen“ Lagers sind nicht weniger bekenntnisfreudig. So beurteilt Schürgers die politische Philosophie der Weimarer Republik als „Radikaldemokrat“ und legitimiert sich mit einem Habermas-Zitat: „Demokratie arbeitet an der Selbstbestimmung

3 Lukács 1974 (zuerst 1954).

4 Mende/Heise 1958, S. 32-54.

5 Leske 1990, S. 11.

der Menschheit, und erst wenn diese wirklich ist, ist jene wahr'.⁶ Lieber vermißt bei der Lebensphilosophie gesellschaftskritische Rationalität, da sie von Simmel bis Heidegger Entfremdungsphänomene der industriellen Welt zur metaphysischen Gesetzmäßigkeit hypostasierte und so systemstabilisierend wirkte.⁷ Schon früh bot Helmuth Plessner den „deutschen Sonderweg“ als Deutungsmuster an. Deutschland, ein „Land ohne Tradition und Mitte“, habe dem Denken keinen Halt in konsolidierten Staats- und Gesellschaftsordnungen geboten, wie das in westeuropäischen Staaten möglich war, wo das Bürgertum frühzeitig in die Verantwortung hineingewachsen sei.⁸ Da Plessner die westlichen Traditionen wesentlich von den Idealen des „Humanismus und Rationalismus“ geprägt sah, treffen wir auch bei ihm wieder auf den Normativismus von „Vernunft und Humanität“, auf den sich Schürgers gegen die „Trommler des Faschismus“ beruft. Und aller Einsicht in die ahistorische Position des ethischen Universalismus zum Trotz, der tatsächlich das marxistische Paradigma von der „Zerstörung der Vernunft“ nur durch das Paradigma der „Zerstörung der Moral“ ersetzt, um Philosophie nach 1918 im Kontext des „großen Verbrechens“ zu verorten⁹, rekurriert auch der jüngste Versuch, „Philosophie im deutschen Faschismus“ zu erforschen, auf das utopistische Ideal einer herrschaftsfreien Gesellschaft „solidarisch assoziierter Menschen“.¹⁰ Wer dann dem Rationalismus vorwirft, er sähe im „Faschismus“ nur Irrationalismus, muß sich selber vorhalten lassen, überall nur Abirrungen vom eigenen Ideal zu sehen, also überall „Herrschaft“ („Konstitution der Individuen zu Subjekten einer Herrschaftsordnung“) als Abweichung von jener Regel, die am Narrensaum des politischen Tageskampfes dadaistisch zur Parole verkürzt wird: „Keine Macht für niemanden!“

Daß deutsche Philosophen in der Weimarer Zeit und danach in ihrer überwiegenden Mehrzahl keine Radikaldemokraten, keine ethischen Universalisten, weder westliche Rationalisten noch östliche Leninisten waren - das bedarf eigentlich kaum einer Überprüfung. Solange das Erkenntnisinteresse von jeweils aktuellen weltanschaulichen Bedürfnissen gespeist wird, erfüllt der historische Gegenstand daher nur die Funktion, ideologisierte Retrospektiven zu illustrieren. Was bisher über die Universitätsphilosophie zwischen 1918 und 1945 vorliegt, muß man darum als Philosophiegeschichte ohne Geschichte bezeichnen. Es ist kein Zufall, daß fast alle Autoren „exemplarisch“ arbeiten und mit einem denkbar kleinen sample auskommen. Bei Schürgers und Fahrenbach“ schnurrt die politische Philosophie der Weimarer Republik auf bekannte Größen wie M. Weber, Jaspers, Litt, Scheler, Plessner, Tillich, Bloch und Lukács zusammen. Schon Lukács genügten ein gutes Dutzend „Repräsentanten“. Leske kündigt zwar eine „Auseinandersetzung“ mit den „Dii minores, den kleineren Geistern der nazifaschistischen Philosophie“ an, weil sie sehr begründet hofft, daß politische Intentionen hier unvermittelter zu fassen sind, doch stehen am Ende Baeumler,

6 Schürgers 1989, S. 281.

7 Lieber 1974, S. 106-127 sowie ebd., S. VII-XVI, 1-19, wo Lieber auf Kritiken von Rodi 1967, S. 600-12 und Landmann 1987 (zuerst 1968) eingeht.

8 Plessner 1974 (zuerst 1935); ders., *Deutsches Philosophieren in der Epoche der Weltkriege* (1953), in: ders. 1985, S. 263-299.

9 Ein für diese radikal ahistorische Richtung geradezu idealtypischer Text: Dietrich Böhler 1988.

10 Haug 1989; ähnlich: ders. 1995, S. 11, wo beklagt wird, daß das „Denken von den Individuen her“ kein „Bürgerrecht in der Philosophie“ genieße und wo Vf. „Philosophieren“ gern auf die „demokratische Zivilgesellschaft“ verpflichten möchte.

11 Schürgers 1989 und Fahrenbach 1982.

Krieck, Litt, Heidegger und Glockner ziemlich allein auf weiter Flur. Da das monographische Interesse sich entweder am geistigen Rang (Troeltsch, Heidegger), an „Vorbildern“ (Kroner, Cassirer, Tillich, Hessen, Nelson) oder an „Schreckensmännern“ (Baeumler, Freyer, Gehlen, Krieck) orientiert, muß man für die breite Philosophen-Masse immer noch auf Glückwünsche, Nekrologe oder einen alten Gelehrten-Kürschner zurückgreifen, um sich wenigstens bio-bibliographisch notdürftig ins Bild zu setzen. Daß eine Kompilation dieser Sekundärquellen natürlich nicht zur Grundlage institutionsgeschichtlicher Darstellungen taugt, sondern bestenfalls den zufrieden stellt, der nur Belege für seine These sucht, die Philosophie sei ab 1933 umfassend „faschisiert“ worden, dürfte durch die Studie des Haug-Schülers Laugstien hinreichend deutlich geworden sein.¹² Der gleichfalls im Haug-Kreis entstandene „Who's who?“ der Universitätsphilosophie, der belegen möchte, wie nah oder fern Philosophen den „Apparaten der Macht“ standen, ist dazu eine fragwürdige Ergänzung, da er auf zu schmaler Quellenbasis fußt und in hohem Grade fehler- und lückenhaft ist.¹³

Der volkspädagogische Gebrauch der Zeitgeschichte

Wenn von einer enthistorisierten Philosophiegeschichte zu sprechen ist, so heißt das nicht, daß die Geschichte bisher vollständig zugunsten von Ideologiekritik eliminiert worden wäre. Die deutsche Geschichte nach 1918 bildet sogar einen unverzichtbaren Bezugsrahmen. Doch ist sie selbst nicht mehr als ein ideologisiertes Segment der Darstellung. Für Marxisten vollzieht sich in diesem Zeitabschnitt der im „Faschismus“ endende bürgerlich-kapitalistische Verfallsprozeß, für Liberale der moralische Sündenfall des deutschen Sonderwegs, der nicht in die westliche Wertegemeinschaft, sondern in die „Barbarei“ führte. E-tappen auf dem Weg dorthin war die von „Klassenjustiz“, „Parteienklüngel“ und sozialer Ungerechtigkeit gekennzeichnete Republik, die lediglich unter dem „sogenannten“ Ausverkauf Deutschlands in Versailles gelitten habe (Schürgers), dann die „allgemeine Krise des Kapitalismus“ nach 1918, aus der sich die „Monopolbourgeoisie“ 1933 in die „offene terroristische Niederhaltung der revolutionären Arbeiterklasse“ rettete, um endlich auf jene „aggressive, provokatorische und abenteuerliche Raubkriegspolitik“ zu verfallen, die „historisch gesetzmäßig an der Macht der sozialistischen Sowjetunion“ scheitern mußte (Mende). Der 2. Weltkrieg ist regelmäßig nichts anderes als „aggressive imperialistische Völkermordpolitik“ (Leske) und das Deutsche Reich „the racist aggressor“, der aus „üblem pangermanischen Chauvinismus“, „der zu den Hauptursachen des Zweiten Weltkriegs“ gehört habe, dann die „einzigartigen Verbrechen der Nazi-Okkupation“ beging (Leaman).¹⁴

12 Laugstien 1990.

13 Leaman 1993. In der als „vollständig“ angepriesenen Namensliste fehlen nicht weniger als 70 Philosophen, darunter zahlreiche Habilitanden; die „Vermißenquote“ erhöht sich auf 160, aber auch nur, wenn man die Rubrik „Im Bereich Philosophie tätige Beamte und Wissenschaftler“ wohlwollend restriktiv auslegt. Dazu muß man auf eine kaum übersehbare Zahl von Falschangaben gefaßt sein, etwa darauf, Nicolai Hartmann als Mit-Hg. der völkisch-alldt. Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ oder Ferdinand Weinhandl unter den Mitstreitern Alfred Rosenbergs von 1929 wiederzufinden (ebd., S. 46 und S. 85).

14 Leaman 1993, S. 119, 125; ders. 1994b, S. 247. F. O. Wolf 1995, S. 12f., in einem Geleitwort zu Zapata 1995, geht - umstandslos Fritz Fischer folgend - Haug davon aus, daß es 1939 um einen zweiten deut-

Es ist erstaunlich, wie - allen Forschungserträgen zum Trotz - die deutschen politischen Prozesse in Studien mit wissenschaftshistorischem Anspruch derart simplifiziert auf dem sprachlichen Niveau von Agitprop-Broschüren abgehandelt werden. Viele Autoren scheinen in ihrem Wunsch, „antifaschistischen Widerstand“ womöglich noch nachträglich leisten zu können, innenpolitische Frontstellungen der 20er und 30er Jahre mit Hilfe polemischer Kraftidiome und permanenter Verwendung des Schimpfwortes „Nazi“ in ihren Texten so intensiv und parteiisch zu imaginieren, daß sie jegliche hermeneutische Distanz zum Untersuchungsgegenstand verlieren.¹⁵ Das führt immer wieder zu dem Phänomen, daß man den zu interpretierenden Text im Sinne ideologischer Vorgaben vereindeutigt. Meistens verschwimmt dabei der zeitgeschichtliche Mikro-Kontext im diffusen Makrokosmos des auto-suggestiv beschworenen Epochenunheils. Ulrich Sieg etwa reduziert einen Aufsatz des Marburger Philosophiehistorikers Dietrich Mahnke („Deutsch-tschechische Wechselwirkungen in der Geistesgeschichte Mitteleuropas“) darauf, daß „die expansionistische Politik des Dritten Reiches gegenüber der Tschechoslowakei“ damit ihren „Fürsprecher“ gefunden habe.¹⁶ Ob das sudetendeutsche Problem auf deutschen Expansionismus verkürzbar ist, ist aber eine unter Zeithistorikern nach wie vor wenigstens umstrittene Frage.¹⁷

sehen „Anlauf zur Eroberung der „Weltherrschaft“ gegangen sei; die zeithistorisch unbedarfte Zapata selbst spricht permanent von „Eroberungskrieg“.

- 15 In dieser Hinsicht erweisen sich die Arbeiten aus dem Haug-Kreis natürlich als Fundgruben, so zuletzt Orozco 1995 mit ihrer die zeithistorische Forschung zum Widerstand gegen Hitler souverän ignorierenden Zuschreibung, wonach es sich bei den Männern des 20. Juli und ihren intellektuellen Sympathisanten nur um die „Potsdamer Fraktion“ der NSDAP gehandelt habe. Solchen Expektionationen ebenbürtig: F. Hartmann 1987 (ähnlich die meisten anderen Autoren des von Hartmann beschickten Themenheftes der Zs. „Widerspruch“ zu: „Philosophie im deutschen Faschismus“); ders. 1988 („Die Nazisophen“, sic!); vgl. auch ders. 1992. Um Eindeutigkeit bemüht ist auch der Schüler des Marburger DKP-Historikers Reinhard Kühnl G. Schäfer, wenn er die „machtvolle Demonstration“ der Arbeiter den „Schlägergarden der SA“ gegenüberstellt und über „faschistische ‚hardliner‘“ oder „glühende Naziwissenschaftler“ schreibt (1992, S. 140f., 157f.) Im Organ der KP Österreichs veröffentlichte der Innsbrucker Historiker G. Oberkofler eine „Fallstudie“ über den „Nazigelehrten“ Ferdinand Weinhandl (1981). Den Philosophen bezichtigt er darin u. a. der „Kriegshetze gegen die Sowjetunion“, weil er sich mit der „Ideologie der revolutionären Partei der Arbeiterklasse“ auseinandergesetzt habe. Diese Vulgärsichten, bereichert um Konstruktionen von Lukàcs, Plessner und Habermas, bilden auch den Rahmen einer philosophiehistorischen Lokalstudie des Oberkofler-Schülers P. Goller über die Philosophen der Innsbrucker Universität, 1989, S. 205-241.
- 16 Sieg 1988, S. 66. - Sein überhebliches Urteil, Mahnke sei „kein Ruhmesblatt der Marburger Philosophiegeschichte“, hätte Sieg nach seinem moralisierendem Verständnis wohl eher anhand einiger „Stellen“ aus Mahnkes Werk über die ‚Kriegstaten und Schicksale des Res. Inf. Regiments 75‘ (1932) bestätigen finden können. Doch wird man bibliographische Mühe nicht verlangen können, wo schon das Todesdatum Mahnkes nicht genau recherchiert wird. Zu Mahnke, insb. seinem Verhältnis zu Husserl, s. u. AII.2.5.
- 17 Vgl. Mahnke 1938, S. 1084ff. - Hätte Sieg den Text etwas genauer gelesen, wäre ihm aufgefallen, daß Mahnke das deutsch-tschechische Verhältnis gar nicht als einseitig dominiert auffassen konnte. Es verwundert daher auch nicht, wenn Mahnke den Schwerpunkt auf die „universalistisch-nationalistische Doppelseitigkeit“ legte, die die deutsch-tschechische Symbiose des 17. Jahrhunderts kennzeichnete. Ihre Front gegen das „tote, allgemeine Humanitätsideal“, für „den höheren Wert des völkisch gegliederten Menschheitslebens“, bot ihm einen historischen Anknüpfungspunkt für eine mögliche neue, föderalistische tschechische Staatsidee, die von der westeuropäisch-zentralistischen Option des Philosophen-Präsidenten Masaryk zu älterer deutsch-tschechischer Gemeinsamkeit zurückfinden könne. Daraus

Für Gerhard Schäfer scheint es eine Zäsur von 1933 gar nicht zu geben, so daß die Texte ganz aus ihrer historischen Verankerung gelöst werden. So legt er sich Aussagen Freyers aus den 20er Jahren zurecht, ohne den zentralen Topos von der Freiheit des politisch selbstbestimmten Volkes und dessen Bezüge zum Handlungsspielraum einer besiegten Nation zu beachten, um dann das Ganze als Antizipation einer für ihn allein durch den deutschen „Expansionismus“ diktierten Lage von 1939 zu amalgamieren.¹⁸

Es ist kein Zufall, wenn diesem durch zeitgeschichtliche Entdifferenzierung bedingten Hang zur Zitatencollage eine Gleichgültigkeit gegen das Chronologische korrespondiert, die historiographisches Gespür schon im Elementar-Handwerklichen vermissen läßt.¹⁹

Abschied vom „forcierten Geschichtsbewußtsein“ ?

Abhilfe ist nicht ohne weiteres von einem Konzept zu erwarten, das Geschichte und Philosophie wieder als Einheit zu fassen und die Philosophiegeschichtsschreibung mit dem „anderweitig erworbenen geschichtlichen Wissen“ zu vermitteln sucht.²⁰ Dies mag für das 19. Jahrhundert bis zurück in die antike Welt eine akzeptable, realisierbare methodische Lösung

wiederum hätte der zeitgenössische Leser einen Vorbehalt des Autors gegen einseitig hegemoniale, imperialistische Konzepte ableiten können.

- 18 Schäfer 1992, S. 133. Den Inhalt von Freyers ‚Der Staat‘ (1925) referiert er wie folgt: „Freyer leitet das Freund-Feind-Verhältnis als existenzielles Strukturgesetz politischen Handelns aus den biologisch-blutmäßigen Unterschieden zwischen Völkern und der Vorstellung des über die jeweiligen politischen Grenzen hinausweisenden Reiches ab. Die Freund-Feind-Kategorie schließt die Möglichkeit des Krieges immer mit ein, nach innen zur Niederwerfung der ‚Gemeinschaftsfremden‘, nach außen zur Festigung und gegebenenfalls imperialistischen Erweiterung des Reiches.“ Ohne den Topos „Selbstbestimmung“ erscheint die so als Popanz aufgezoogene Freund-Feind-Vokabel als das frivole Selbstverständnis aggressiven Abenteuertums. Doch diese von der politischen Philosophie des Westens (W. Wilson) so erfolgreich propagierte Idee der Selbstbestimmung war untrennbar mit dem gegen das Versailler Vertragssystem gerichteten Revisionismus verbunden und hat mit „imperialistischer Erweiterung des Reiches“ überhaupt nichts zu tun. Mit Freyers Worten, die Schäfer unterschlägt: „Entweder [der Staat] ist ein unpolitisches Wesen, dann geht er in irgendwelchen Zwecken der Zivilisation auf, kennt die Struktur des kriegführenden Willens nicht und wird in den Verwicklungen der politischen Geschichte immer nur als Objekt fungieren. Oder er ist ein politischer Staat, dann ist er zu Kriegen fähig und bereit“ (1925, S. 142). Um Freyers Position mit der des Nationalsozialismus zu identifizieren, ihn zum „Vorläufer“ zu stempeln, will die Deutung des Textsinns als „imperialistisch“ die Assoziation mit der Politik des Reiches ab 1939 evozieren, was Schäfer durch die anachronistische Verwendung des Begriffs „Gemeinschaftsfremde“ befördert. Denn auch dieser Begriff verweist voraus auf den NS., auf das 1944 konzipierte „Gesetz über die Behandlung Gemeinschaftsfremder“ als rechtspolitischer Schlußstein einer extrem „rassistischen“ Volksgemeinschaftsideologie.
- 19 Wenn z. B. die „Vorläufer“ mit ihren Schriften noch in gewisser zeitlicher Distanz zum NS. stehen, datiert man kurzerhand um: Spenglers ‚Preußentum und Sozialismus‘ von 1919 auf 1933, Freyers ‚Revolution von rechts‘ von 1931 auf 1932. Mit den bekannten Fehleinschätzungen (Freyers ‚Staat‘ verherrlichte den „Eroberungsdrang der deutschen Monopolbourgeoisie“, der für von Schleicher, gegen Hitler engagierte „Tat“-Kreis sei nationalsozialistisch gewesen usw.) und einer erfundenen Freyer-Dissertation (‚Geschichte der Philosophie des 18. Jhs.‘ statt korrekt: ‚Geschichte der Geschichte der Philosophie im 18. Jh.‘) - nachzulesen in Hoyers Freyer-Aufsatz, 1990.
- 20 Vgl. die knappe methodologische Reflexion von Köhnke 1986, S. 9.

sein.²¹ Für die deutsche Zeitgeschichte von 1918 bis 1945 steht ihr die „Vergangenheitsbewältigung“ entgegen. Darunter verstehen wir „das Experiment der Auferlegung einer politischen Kultur“, das in der Konsequenz eines gegen das Deutsche Reich geführten Weltanschauungskrieges lag und das nicht weniger zum Ziel hatte, als die gesamte Tradition auszulöschen, auf der die deutsche Nation errichtet war.²² Diese „Änderung des deutschen Volkscharakters durch eine Änderung des ‚kulturellen Klimas‘“ zu bewirken, war in Kriegs- und unmittelbarer Nachkriegszeit Aufgabe angelsächsischer Umerziehungsplaner, ging dann aber in deutsche Hände über, wobei Zeithistorikern und der frisch inaugurierten „Demokratiewissenschaft“ eine Führungsrolle zufiel.²³ Die Erforschung der deutschen Zeitgeschichte ist infolge dieser Funktionalisierung in erheblichem Umfang mit politisch-pädagogischen Rücksichtnahmen belastet.

Erst seit Mitte der 80er Jahre, eingeleitet durch Broszats vorsichtiges Plädoyer für eine „Historisierung“ des Dritten Reiches²⁴, verstärkt durch den „Historikerstreit“, nehmen Historiker das Defizitäre eines primär moralisierenden Umgangs mit der jüngsten deutschen Geschichte wahr und fordern den Abschied vom vorherrschenden „forcierten Geschichtsbewußtsein“, dessen Festlegungen der Philosoph Helmut Fleischer prägnant benennt:²⁵

„Wo die historische Kommunikation pragmatisch ausgerichtet ist, befinden wir uns in den Klimazonen eines nicht mehr wohltemperiert-lebendigen, sondern forcierten Geschichtsbewußtseins. Alles verweist darauf, daß mehr die Gegenwart als das Vergangene das eigentliche Interesse ist und das Vergangene als Medium eine dienende Funktion erhält: eine der Belehrung, der Erbauung, der ‚Sinnstiftung‘, der Identitätsbildung und Feinderkennung, der politischen und moralischen Erziehung, eine des Beweisens, Rechters und Legitimierens.“

Das „anderweitig erworbene geschichtliche Wissen“, das uns eine ideologisch überfrachtete Zeitgeschichtsschreibung vermittelt hat, kann also nicht unkritisch mit philosophiehistorischem Wissen synthetisiert werden. Wer hier ein „historisiertes Geschichtsverhältnis“ (Fleischer) anstrebt, um über die „Rekontextuierung“ der Quellen (Gründer) die „Perspektive der Zeitgenossenschaft“ (Köhnke)²⁶ zu gewinnen, oder wer glaubt, den „Schwund geschichtlichen Sinns“ (Gründer) im Rückgang auf die Grundsätze historischer Textinterpretation, auf die Immanenz des hermeneutischen Maßstabes, die Totalität des Werkes, seine Mehrschichtigkeit und Dialektik (Üner)²⁷ aufzuhalten, muß auf dem Sektor politisch engagierter Philosophie, dort wo die Philosophie als „Repräsentant oder Opponent des ‚Zeitgeistes‘“ (Lübbe)²⁸ aufs engste mit politischem Tagesgeschehen verklammert ist, vielfach revisionistische

21 Daß auch für Arbeiten über das 19. Jh. die Gefahr besteht, Philosophiegeschichte mit stark ideologisierten Schablonen kurzzuschließen, in die westdeutsche Historiker das Bismarckreich zwingen, zeigt die Kritik Tenbrucks 1988, S. 9f. und Christoph Webers 1994, S. 38, derzufolge Köhnkes Arbeit über den Neukantianismus (1986) die Zeit nach 1871 allein durch die Brille H. U. Wehlers wahrgenommen habe.

22 von Schrenck-Notzing 1986.

23 Vgl. Arndt 1978, sowie eine bei Friedrich Tenbruck entstandene Dissertation von Ple über den ‚Einfluß der amerikanischen Sozialwissenschaft auf den geistigen Aufbau der Bundesrepublik‘, 1987. Tenbruck selbst hat sehr dezidiert Stellung bezogen in einem Beitrag zur Nolte-Festschrift, 1993, S. 482^95.

24 Broszat 1985.

25 Fleischer 1990, S. 64.

26 Gründer 1982; Köhnke 1986, S. 10.

27 Üner 1992, S. 69-75.

28 Lübke 1974, S. 9.

Bereitschaft zeigen, um die Quellen auch gegen ideologisch durchgesetzte zeitgeschichtliche Auffassungen des Kontextes zu interpretieren.

Revisionistischen Intentionen dieser Art kommen neuerdings schwache Forschungstendenzen entgegen, die daraufhindeuten, daß der seit dreißig Jahren zeitgeschichtlich geltende „Primat der Innenpolitik“ von einem Interesse an den außenpolitischen Determinanten deutscher Politik nach 1918 abgelöst werden könnte. Wer überblickt, in welchem Umfang sich deutsche Philosophen seit 1918 mit den USA und der UdSSR, Amerikanismus und Bolschewismus befaßten, wird etwa die Wirkung voranschreitender Historisierung des Bolschewismus kaum überschätzen. Ist doch zu erwarten, daß die zeitgenössische Sichtweise der Oktoberrevolution und ihrer Folgen nicht länger als Projektion von Feindbildern banalisiert, sondern in ihrer Realitätsbezogenheit ernst genommen werden kann. Das gilt auch für ein so brisantes Thema wie den jüdischen Anteil an bolschewistischer Herrschaftspraxis. Vom dazu jüngst unternommenen Versuch zu schonungsloser jüdischer Selbstverständigung²⁹ dürften Forschungsimpulse ausgehen, die die um 1920 bis weit ins linksliberale Spektrum hinein noch ganz selbstverständlichen Kontexte heute neu erschließen.³⁰

Jeder, der nur halbwegs darüber unterrichtet ist, in welchem Umfang Juden in der Sowjetunion auch Opfer des bolschewistischen Terrors waren, wird die wohlfeile Insinuation, mit der Erforschung ihrer Täterrolle würden die gewaltsamen Reaktionen legitimiert, zurückweisen können, um darauf zu beharren, auch bei politisch „sensiblen“ Materien Geschichte als Interaktionsfeld zu begreifen. Damit dies geschieht, ist genauso auf ein baldiges Ende jener „komischen Anglomanie“ (Gründer) zu hoffen, die aus hysterischer Furcht, die westdeutsche „Verankerung im Westen“ könne sich lockern, auch „Überflüssiges und Dürres“ aus der angelsächsischen Philosophie rezipierte, „in dem gleichen Gehorsam, mit dem man einst die Weisungen der Militärregierungen befolgte“³¹, und das schon Wünsche nach einer zweiten Reeducation wecke, um den Deutschen ihre eigene Tradition zu erschließen³². Dann wäre der Weg frei, um sich intensiver als bisher mit der Rolle der USA im internatio-

29 Margolina 1992.

30 So sinnierte der dem russischen Judentum entstammende linksliberale Publizist Elias Hurwicz im Juli 1918 über die „dem jüdischen Geist seit jeher innewohnende Abstraktionskraft im Gebiet des Politischen“, die von Spinozas geometrischer Methode über Marx' Theorie einer mit „arithmetischer Notwendigkeit“ eintretenden Kapitalkonzentration und Massenverelendung bis zu Hermann Cohens „nomokratischer“, weil rechtswissenschaftlich fundierter Ethik reiche, und die schließlich im politischen Maximalismus der Bolschewiki ihren Niederschlag finde, der eine ihn in höchstem Maße beunruhigende Perspektive eröffne: „Wird diese aktive, vielleicht allzu aktive Beteiligung an dem Maximalismus später der g a n z e n Judenheit Rußlands zum Vorwurf gemacht, und an ihm, wie in der unfernen Vergangenheit, heimgesucht werden?“ Hurwicz 1918, S. 491. - Hurwicz (1884-1973) gab auch Augenzeugenberichte über das bolschewistische Rußland heraus und wagte den ersten Versuch einer Gesamtdarstellung des Bürgerkriegs. Noch schärfer forderte eine Aufsatzsammlung des „Vaterländischen Verbandes russischer Juden im Auslande“ das Eingeständnis, daß die „allzu eifrige Teilnahme der jüdischen Bolschewisten an der Unterdrückung und Zerstörung Rußlands“ einen „brennenden Haß“ gegen die Juden inner- und außerhalb der UdSSR entfacht habe (Umwälzung 1925, S. 4f, 22, 72f., 105, 195ff). Über die Bolschewismus-Rezeption in der deutschen Linken in der frühen Weimarer Republik vgl. die bei Ernst Nolte entstandene Berliner Dissertation von Kai-Uwe Merz 1994.

31 Gründer 1982, S. 93.

32 Bahners 1992.

nen Mächtesystem zu befassen,³³ so daß sich die in kaum einer wissenschaftshistorischen Studie fehlende Stereotype vom rein polemischen Charakter des deutschen Antiamerikanismus als einer „Phantasmagorie“ der „Mandarine“ wohl endlich verbraucht.³⁴ Je erfolgreicher sich Zeitgeschichtsforschung also selbst von politischen Vorgaben und Erwartungen befreit, um so weniger darf ihnen der Philosophiehistoriker, der das Verhältnis von Philosophen zu konkreten zeitgeschichtlichen Phänomenen untersucht, verhaftet bleiben.

Ein Fallbeispiel: Heidegger und der deutsche Austritt aus dem Völkerbund

Vielfach ist der Zusammenhang von Philosophie und Politik aber auch ohne größeren revisionistischen Aufwand zu erkennen, wie das Beispiel des deutschen Völkerbundaustritts vom 14. Oktober 1933 zeigt. Die darüber für den 12. November 1933 anberaumte Volksabstimmung brachte jenes bis zum Überdruß als Dokument des moralischen Bankrotts der akademischen Elite zitierte „Bekenntnis der Professoren an deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“ hervor, das am 11. November 1933 auf einer Kundgebung in Leipzig u. a. durch eine Ansprache Heideggers bekräftigt wurde, und dessen historischer Kontext nicht in einer einzigen der zahllosen, darauf Bezug nehmenden Heidegger-Studien Beachtung fand. Man vergegenwärtige sich kurz, wie die Heidegger-Literatur über den konkreten politischen Anlaß dieser Rede informiert: Ein Simplifikateur wie Victor Farias unterschlägt ihren Zusammenhang mit Völkerbundaustritt und Volksabstimmung, um darin einen Beitrag zum Führerkult und eine Konkretion der ‚Sein und Zeit‘ immanenten politischen Philosophie zu erkennen. Er verliert kein Wort über die schließlich im Austritt endenden Genfer Abrüstungsverhandlungen, sondern begnügt sich mit der von seinem utopistischen Kosmopolitismus motivierten Erklärung, Hitler und Heidegger hätten sich gegen die „Solidarität des Menschengeschlechts“ gewendet. Damit verflüchtigt sich ein hochkomplexer politischer Prozeß in die moralisierende Abstraktion eines dichotomischen Geschichtsbildes von der guten „Menschheit“ und ihren bösen Feinden.³⁵

Hugo Ott, vornehmlich am abtrünnigen Katholiken Heidegger interessiert, beklagte die „pseudoreligiöse Sprache“ der Rede und wertet sie als „schlimmste öffentlich bekannt gewordene Verirrung des Philosophen“.³⁶ Hans Ebeling geht es um die Rettung „moralisch-rechtlicher Handlungsnormierungen“, darum spielt er die gute Universalität der Werte gegen die schlechte Partikularität der Existenz aus, und weist dem Nationalsozialismus den Part des absolut Bösen zu, mit dem sich der seit ‚Sein und Zeit‘ ohnehin zur Zerstörung der „abendländischen Moralität“ entschlossene Heidegger dann 1933 in „tödlichen Reden“ ein-

33 Den Anteil Roosevelts oder den des US-Rüstungskapitals an der Vorgeschichte des II. Weltkrieges zu erforschen, dies könnte die politische Festschreibung der deutschen „Alleinschuld“ erodieren lassen – so Willms 1990, S. 237f. Vgl. dazu unten B III.

34 Als ginge es nur um Projektionen von Feindbildern, handelt Diner (1992) den Anti-Amerikanismus deutscher Intellektueller ab. Wo er die Berechtigung der Kritik nicht mehr in Abrede stellen kann, flüchtet Diner in die Behauptung, auch mit der Wahrheit könne man lügen ...

35 Farias 1989, S. 219ff.

36 Ott 1988, S. 196.

ließ.³⁷ Ähnlich rigoros will George Steiner derartige politische Äußerungen unter das Verdikt stellen, in Deutschland sei 1933 „die Nacht hereingebrochen“³⁸. Auch ein professioneller Zeithistoriker wie Bernd Martin, der im Titel eines Aufsatzes verspricht, „den historischen Rahmen“ von Heideggers Beziehungen zum Nationalsozialismus abzustecken, faßt sämtliche Bekundungen des Philosophen kurzerhand als „Zeugnisse einer irrationalen Verblendung“ zusammen.³⁹ Nicht viel mehr Mühe gibt sich der Politikwissenschaftler Alexander Schwan, der aus dem Wahlauf Ruf nur Heideggers „höchstgesteigertes Bekenntnis zum Führer Adolf Hitler“ herausliest.⁴⁰

Alternative Interpretationen finden sich in den letzten Jahren nur sehr vereinzelt. Ernst Nolte löst zwar in seinem ersten Versuch von 1989, den Anspruch, „Heideggers Rektorat im Umfeld der Zeitgeschichte“ darzustellen, noch nicht ein, doch analysiert er in seiner Heidegger-Monographie erstmals die Rede vom 11. November 1933 umfassend, indem er Anspruch und Wirklichkeit der Völkerbundideologie vergleicht. Unter Beachtung des von Heidegger ins Zentrum gerückten Begriffs der Selbstverantwortung eines Volkes konstatiert Nolte, daß diese Rede als Begründung auch getaucht hätte, um das Selbstverständnis eines Völkerbundes zu formulieren, der diesen Namen eher verdiente als die Genfer Liga der Nationen.⁴¹ Auf Noltens Linie bewegt sich Hartmut Tietjens Studie, die betont, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker den nicht nur von Hugo Ott verkannten Angelpunkt der Ausführungen Heideggers bilde.⁴² Und in der Tat war dieser Punkt, die Wiederherstellung der deutschen Souveränität, unter allen staatstragenden Parteien der Weimarer Republik konsensfähig, so daß Hitler für die in Aussicht gestellte friedliche, außerhalb des Völkerbundes anzustrebende Revision des Versailler Diktates ohne Einschüchterung und Wahlfälschung bei 95 % der Wähler Zustimmung fand.⁴³ Die von Tietjen erwähnten Reaktionen späterer Regimegegner wie Goerdeler und Niemöller bestätigen diesen Konsens ebenso wie die nach 1945 verfassten Beurteilungen von Zeitzeugen und Historikern.⁴⁴

37 Ebeling 1989, S. 37f.

38 Steiner in einem Diskussionsbeitrag zu Ernst Noltens Referat (vgl. Anm. 41) 1990, S. 88.

39 Martin 1989, S. 35.

40 Schwan 1989, S. 212. Ein weiterer renommierter Zeithistoriker, Helmut Heiber, nimmt die von ihm mit einer Zitatencollage als Aufgalopp verirrter Pathetiker karikierte Leipziger Veranstaltung als einen von vielen Belegen für die Korruptierbarkeit deutscher Hochschullehrer. Aus der emotionalen Befangenheit des von ihm zustimmend zitierten Emigranten Wilhelm Röpke, der die Kundgebung s. Zt. einen „Akt der Prostitution“ nannte, hat sich Heiber also selbst sechzig Jahre später nicht lösen können, 1992, S. 27ff.

41 Nolte 1990 und ders. 1992a, S. 132f.

42 Tietjen 1991, S. 113f. Ähnlich auch Aler 1991, S. 271, 299, 305 und Nolte 1988b. Gegen die Simplifizierungen Leamans in diesem Punkt auch Albert: „[...] sollte noch genauer untersucht werden, wie ganz allgemein die Philosophen in Deutschland über die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags urteilten, womit ja nicht nur das wehrlos gemachte Land ausgeplündert wurde, sondern die auch offensichtlich eine Kulturnation [...] zu einem Volk zweiter Klasse machen wollten“ (1995, S. 139).

43 Zum Wahlergebnis vgl. Keesings Archiv 1933, S. 1127.

44 Der spätere Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst von Weizsäcker, 1933 gut informierter Beobachter der 1932 in Bern begonnenen Abrüstungskonferenz, erinnert sich daran, daß die neutralen Schweizer die Genfer „Abrüstungskomödie“ mit einem gedemütigten Deutschland in der Hauptrolle einen Mißerfolg prophezeiten. Weizsäcker meint rückblickend: „Ein Recht zum endgültigen Verlassen der Konferenz und des Völkerbundes kann man auch Hitler nicht abstreiten“ (1950, S. 118f). - Rudolf Naldony, deutscher Delegationsleiter und in wichtigen außenpolitischen Fragen Hitlers (1934 entlassener)

Zu den nur aus der Perspektive der „Vergangenheitsbewältigung“ paradox erscheinenden Tatsachen zählt auch, daß nicht wenige unter den politischen Gegnern Hitlers nebst einigen rassenpolitisch Stigmatisierten, die vergeblich hofften, an der „nationalen Erhebung“ teilnehmen zu dürfen, dem außenpolitischen Revisionismus der neuen Regierung zustimmten.⁴⁵

Ist der Völkerbundaustritt ein instruktives Beispiel für die zeitgeschichtliche Ignoranz unter Philosophiehistorikern, so ist doch dieses gut erforschte und kaum noch kontrovers behandelte Ereignis trotzdem eher untypisch im Vergleich mit jenen Problemen, auf die die neuere Philosophiegeschichte in den ideologisch wesentlich stärker aufgeladenen Forschungsbereichen stößt. Dies gilt für die Rassen-, speziell die jüdische Frage, für das Verhältnis der deutschen Politik zu den welthistorisch jungen Phänomenen des Bolschewismus und des Amerikanismus, für die Bewertung des Versailler Vertrages, den man neuerdings in

Opponent, spricht in seinen Erinnerungen von der diskriminierenden Haltung der Westmächte (1955, S. 138f). Nadolnys Attache Erich Kordt, ab 1938 als Ribbentrops Bürochef Kontaktmann führender Personen des Widerstands gegen Hitler, beschuldigte Briten und Franzosen, mit der Rücknahme der im März 1933 eingeräumten Gleichberechtigung Deutschlands in Abrüstungsfragen, Hitlers Austritt leichtfertig provoziert zu haben (1947, S. 56f). - Die umfangreiche zeitgeschichtliche Forschung zur NS-Außenpolitik hat diese Einschätzung von Zeitzeugen nicht mehr grundlegend revidiert. Sie hat sogar die naturgemäß pro-revisionistische Position der zeitgenössischen deutschen Völkerrechtswissenschaft in dieser Frage nur vorsichtig kritisiert, was angesichts der bei ihr sonst vorherrschenden Adaptionen westalliierten Beurteilungen der Außenpolitik Hitlers vermerkt werden muß. Es gilt also noch immer, was Axel von Freytagh-Loringhoven 1939 schrieb: Dem ohnehin weitgehend entwaffneten Deutschland sollte zugemutet werden, einseitig abzurüsten, während die gutgerüsteten Nachbarn erst vier Jahre nach den ersten deutschen Abrüstungsschritten ihrerseits mit entsprechenden Maßnahmen beginnen sollten, dazu aber nicht verpflichtet waren (1939, S. 31). Vgl. auch die ausgezeichnete Materialsammlung von Schmidt/Grabowsky 1934: Deutschlands Kampf um Gleichberechtigung, die zur Beurteilung des Kontextes der Leipziger Veranstaltung unentbehrlich ist, die gleichwohl aber in einschlägigen philosophiehistorischen Arbeiten nie herangezogen wurde. - Zeithistorisch immer noch gültig Wollsteins Studie über die Kontinuität des Weimarer Revisionismus (1973, S. 190-208, 306f.).

45 Heiber 1992, S. 30f., dessen quellenkritische Analyse der Unterschriftenliste die in so großer Zahl kursierenden Deutungen zum damit scheinbar bewiesenen „NS-Engagement“ deutscher Hochschullehrer der Lächerlichkeit preisgibt, hat sich schon über die Unterschriften von Theodor Litt und Levin Schücking gewundert. Folgt man Heibers Anregung, einmal nur für Hamburg nachzuprüfen, ob nicht Juden und Marxisten hineingerutscht sind, findet man zwischen 169 Hamburger Unterzeichnern mindestens 18 ab 1934 rassistisch und/oder politisch Verfolgte; vgl. ‚Bekenntnis‘, 1934, S. 131, 136 sowie zum Vergleich der Anhang „Vertriebene Wissenschaftler“ bei Krause et al. 1991, Bd. III, S. 1471-1490 und: ‚Vor fünfzig Jahren‘ 1983, Nr. 1024, 1030, 1076. Bei den Leipziger Unterzeichnern fallen die 1934 bzw. 1937 emigrierten Professoren Bruno Moll und Konstantin Reichardt, in Marburg der 1935 in die Türkei emigrierte Altphilologe Georg Rohde auf. Zu ihnen gesellten sich der 1943 als Mitglied der „Roten Kapelle“ vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilte, dann zu Zuchthaus begnadigte Marburger Romanist und spätere Nationalpreisträger der DDR Werner Krauss, der ehemalige sozialdemokratische hessische Kultusminister Reinhard Strecker und der bald nach 1933 mit Redeverbot belegte Spranger-Schüler und Bekenntnispfarrer Friedrich Delekat. Und unter der Mehrheit der Dozenten, denen dieser Aufruf gar nicht vorlag, dürften sich ebenfalls viele vom BBG Betroffene befunden haben, die ihre Unterschrift gern geleistet hätten. Der Kieler Philosoph Richard Kroner, der Karl Larenz anvertraute, er würde selbst an der „nationalen Erhebung“ teilnehmen, wäre nur der Antisemitismus nicht, stand mit dieser Ansicht keineswegs allein (Larenz 1984). Ähnlich der als Jüdisch versippt“ geltende Ludwig Landgrebe gegenüber Husserl (Husserl, Briefwechsel 1994, Bd. IV, S. 378-383; Brief vom 12. 7. 1933).

der etablierten Forschung häufig als „vermeintliches“ Unrecht bezeichnet, die Einordnung des Zweiten Weltkrieges, seiner Vorgeschichte und der fast dogmatisch behaupteten deutschen „Alleinschuld“, aus der sich die exzeptionelle moralische Verwerflichkeit der Mitarbeit deutscher Philosophen etwa am „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ automatisch abzuleiten scheint - obwohl auch die Universität Oxford Philosophen zur moralischen Aufmunterung von Bomberpiloten der Royal Air Force detachierte und die US-Administration Geisteswissenschaftler in einem Ausmaß mobilisierte („Frankfurt School goes to War“), die alle deutschen Bemühungen weit in den Schatten stellte.⁴⁶

Auch hier mag ein Beispiel aus der Heidegger-Literatur den Unwillen vieler Interpreten beleuchten, weltanschauliche Kontroversen im relationalen Gefüge des internationalen Systems zu begreifen. Heideggers kulturkritische, auf die USA bezogene Passagen aus den Vorlesungen nach 1933 evozieren regelmäßig nur hämische Polemik. Schwan beeilt sich deswegen, Heidegger in die Schranken zu weisen, ihn als „Kleinbürger und Provinzler“ abzukanzeln, dem „das Hinterwäldlerische des politischen Horizonts“ die „eindrucksvolle“ politische und kulturelle Tradition der USA verstellt habe. Vollends unverständlich und als Steigerung der „Deuschkümelei“ ins Metaphysische erscheint ihm Heideggers mitten im 2. Weltkrieg vorgetragene Hoffnung, das deutsche Volk werde sich gegen die wesensverwandten Mächte des Amerikanismus und Bolschewismus als Hüter eigentlichen, wahren Seins behaupten. Für Schwan ist dies schon deshalb anmaßend, weil Hitler den Krieg „vom Zaun gebrochen“ habe.⁴⁷ Auch für Dieter Thomä ist der „Antiamerikanismus“ primär verwerflich, weil Deutschland „den Brand entfacht“ habe.⁴⁸ Andere entrüsten sich darüber, daß antiame- rikanische Passagen der Kriegsvorlesungen Heideggers der „Nazi-Propaganda“ ein Echo im Hörsaal verschafft hätten.⁴⁹ Daß nicht notwendig Hinterwäldler oder NS-Propagandist ist,

46 Zur Einschätzung des Versailler Vertrages vgl. die bei Hans Mommsen entstandene Dissertation von U. Heinemann, *„Die verdrängte Niederlage“*, 1983. Dagegen der ehemalige „Spiegel“-Redakteur Heinz Höhne: „Es dient schwerlich historischer Aufhellung, wenn heute westdeutsche Historiker, ihrer Nation offenbar völlig entfremdet, nur noch vom vermeintlichen Unrecht von Versailles' sprechen und die revisionistische Kritik als ein Bündel nationalistischer Klagen und Deklamationen' abtun. Man brauchte nicht deutscher Nationalist zu sein, um das Versailler System für dringend revisionsbedürftig zu halten.“ 1991, S. 300. - Über die angelsächsische Mobilmachung der Intellektuellen vgl. etwa den Hinweis von Rolf Hochhuth auf Vorträge über „Die Ethik des Bombardierens“, 1986, S. 197. Zum Kriegseinsatz der Frankfurter Schule: Katz 1989.

47 Schwan 1988, S. 251f, 267. - Vgl. a. Wolin 1991, S. 137ff, 166f.; er sieht im Topos vom metaphysischen Volk der Mitte nur die philosophische Verbrämung von Naumanns Mitteleuropa-Idee, die auch 1918 „protofaschistische“, auf europäische Hegemonie sinnende deutsche Sehnsüchte geweckt habe. Heidegger auf den Spuren Naumanns - so einfach hat es sich nicht einmal Lukàcs gemacht!

48 Thomä 1990, S. 588, 641 f. - Thomä distanziert sich jedoch von Schwans reflexionsloser „Apologie“ des Westens, weil dessen politische Kultur die exklusiven Urheberrechte am „Faschismus“ besitze, was verbiete, ihr so unkritisch und vorbehaltlos gegenüberzustehen wie ausgerechnet der Politikwissenschaftler Schwan.

49 Leaman 1993, S. 14. Leaman sieht richtig, daß „Amerikanismus“ für den NS. „alle möglichen Spielarten der Unkultur von der ‚Rassen-Mischung‘ bis hin zur entarteten Kunst“ umschloß. Heideggers Anti-Amerikanismus begründet sich aber wesentlich anders. Abgesehen davon war die „Unkultur“ der USA natürlich keine Erfindung von Goebbels. So hat sich etwa der linke Dissident Pier Paolo Pasolini nicht gescheut, jene Elemente, die vorgeblich typisch für die NS.-„Propaganda“ sind, aufzunehmen (1978, passim) und die sich u. a. bei dem von Nationalsozialisten ermordeten Theodor Lessing im denkbar schärfsten Ton der Verachtung finden: Eine „einzige Nutzsteppe“, in der sich „die Natur- und Seelenlo-

wer die USA kritisiert, ließe sich an einer Phalanx illustrierender Geister allein aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts demonstrieren. Otto Pöggeler verweist darauf, daß schon Scheeler die Schreckensvision plagte, Europa könne zwischen Amerikanismus und Bolschewismus zerrieben werden.⁵⁰ 1932 stellte Jaspers den weltgeschichtlichen Auftrag des deutschen Volkes, sich gegen die USA und Rußland zu behaupten, um die „Überschwemmung der gesamten Welt durch jene beide Mächte“ zu verhindern, in den Mittelpunkt des politischen Denkens Max Webers („der Widerstand gegen Mississippi und Sibirien“).⁵¹ Weber und Heidegger unterschieden sich nur in den Antworten auf die Frage nach dem Hauptfeind: Weber sah 1918 vom bolschewistischen Rußland die stärkste Bedrohung ausgehen, während Heidegger sie 1935 in der aggressiven Traditionslosigkeit des Amerikanismus ausmachte, die schwerer zu bekämpfen sei, weil sie ihr „wahres Gesicht“ hinter dem Gerede von den „Werten“ verberge.⁵²

Historisierung der jüngeren Philosophiegeschichte: Neuansätze

Allein Ernst Noltes philosophiehistorische Studien gewinnen die globale Dimension der Auseinandersetzung zurück, in die das Deutsche Reich und seine Intellektuellen verwickelt waren. Für die Philosophiegeschichte zwischen 1918 und 1945 eröffnet er damit nicht mehr zu ignorierende Perspektiven: Wer die deutschen Positionen als politisch legitime in einem Weltbürgerkrieg akzeptiert, der verläßt den „Germanozentrismus“, der wissenschaftsgeschichtlich bisher den Ton angibt.⁵³ Bislang einflußreiche, fast jeder Spezialstudie als Erklärungsmuster dienende Deutungen aus Emigrantensicht, wie die Arbeiten von Plessner, Stern und Ringer⁵⁴, verlieren daher an Plausibilität. Ihre vorwiegend auf deutsche Ideen- und Sozialgeschichte fixierten, also innenpolitischen Tableaus erfahren aber wenigstens eine Ergän-

sigkeit allverstaatenden, all vernutzenden Luftmenschentums“ offenbare, das in Taylors Scientific Management sich eine „Hausordnung der Hölle“ geschaffen habe, das finde man in den USA (1923, S. 155-164). Gegen Leaman auch Albert 1995, S. 138: Es sei noch lange kein „pangermanistischer Chauvinismus“, wenn Heidegger sich gegen die „übermäßigen Einflüsse aus Nordamerika“ ausspreche.

50 Pöggeler 1992, S. 286.

51 Jaspers 1932b, S. 20, 66.

52 Nach Pöggeler 1992, S. 288.

53 Vgl. als extreme, aber nicht untypische Beispiele die Aufsätze von Majer 1985 und Schwabe 1989. Für die deutsche Völkerrechtswissenschaft nach der unkritischen, pro-amerikanischen Studie von Gruchmann 1962 jetzt der Essay von Diner 1989 über „rassistisches Völkerrecht“, dann die ebenso stark moralisierende Betrachtung von Wolfrum 1992 und die auf deutsche Kriegsschuld und „Lebensraum“-Expansion verengte Materialsichtung von Schmoeckel 1994. Was den internationalen Kontext angeht, ähnlich sorglos argumentierend die im Marburger DKP-Milieu befangene, von Kühnl betreute Dissertation Schönwälders über ‚Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus‘ (1992); vgl. dazu Schulze 1993. „Versailles“ und im weiteren Sinne die Bedeutung der außenpolitischen Lage für die Urteilsbildung untergewichtet, die Monographie Jansens über das Verhältnis Heidelberger Professoren zur Politik (1992). Mit den üblichen politisch korrekten Versatzstücken hantieren auch Arbeiten über die Historiker Joseph Vogt (Königs 1995) und Karl Dietrich Erdmann (Kröger/Thimme 1996). Dazu als Gegenentwurf die Frankfurter Dissertation von U. Wolf 1996.

54 Plessner 1985 (zuerst 1953); Stern 1986 (zuerst 1961, dt. 1963); Ringer 1987 (zuerst 1969, dt. 1983). Stern stellt eigene Positionen immerhin selbst in Frage, wenn er 1972 eine Revision des „negativen germanozentrischen Standpunkts“ fordert; 1974, S. 239ff.

zung und werden längerfristig wohl in ihrer Überbewertung wilhelminischer Traditionsbestände ganz hinter den von Nolte angeregten Deutungen verblassen.

Noltes Methode vergleichender Betrachtung läßt die Thesen vom deutschen Sonderweg und den undemokratischen Traditionen der deutschen Eliten genauso provinziell erscheinen wie diverse Genealogien des deutschen Antisemitismus. Außer Kraft gesetzt werden sie durch die Entdeckung des rationalen Kerns der NS-Weltanschauung, den Nolte auf den Gegensatz von Partikularität und Universalität festlegt, ein Gegensatz, der nicht nur als Resultat einer geschickten Selektion des Selbstverständnisses von Denkern so unterschiedlicher Provenienz wie Hermann Schwarz, Hans Heyse und Alfred Baeumler (die Nolte exemplarisch heranzieht) trifft, sondern der wie ein Leitfaden noch die ephemeren Wortmeldungen etwa eines Alfred Klemmt durchzieht, der 1941 vor ausländischen Studenten erklärte:⁵⁵

„Wenn der Weltliberalismus daher vielfach im Namen der Kultur gegen Volk, Nation und Rasse Sturm läuft und gegen sie das Einzelindividuum und die Menschheitsgesellschaft ausspielt, so ist dies das absurdeste Mißverständnis, das es mit Bezug auf die Kultur überhaupt geben kann. Vom Individuum und der Menschheitsgesellschaft her kann man allenfalls in die Nähe der Zivilisation und der Moral gelangen [...] jenseits [davon] liegt die Totalität des inhaltlichen Lebens der völkisch-rassischen, historisch-politischen Gemeinschaften [...], entfaltet nach dem ihnen innewohnenden [...] individuellen Wesensgesetz.“

Wenn der Nationalsozialismus der Verteidiger der Partikularität war, des Pluriversums der Völker und Kulturen, das gegen amerikanische und sowjetische Entwürfe der „Weltzivilisation“ stand, dann impliziert das noch nicht, wie Nolte etwas zu stark betont, er sei nur der Widersacher der „Moderne“ gewesen.⁵⁶ Aber nach Noltes Globalisierung der Perspektive dürfte es nunmehr unmöglich werden, die politischen Machtansprüche der mit dem Nationalsozialismus konkurrierenden Weltanschauungen mit dem Hinweis auf eine unzulässige „Relativierung“ moralisch zu immunisieren. Daß dies bezüglich des nach seinem Zusammenbruch weitgehend diskreditierten Kommunismus nicht länger zu halten ist, liegt auf der Hand. Was den Amerikanismus betrifft, so sollte nachdenklich stimmen, daß es Roosevelt und nicht Hitler war, der über ein schlüssiges Konzept zur Erringung der „Weltherrschaft“ verfügte, nämlich über die bis heute fortgeltende Globalvision der „Menschheit in einer Gesellschaft“, dem „assoziierten Leben auf weltweiter Grundlage“.⁵⁷

Außer dem negativen Gewinn, sich vom dumpfen „Germanozentrismus“ zu emanzipieren, führt Noltes Ansatz zu folgenden Konsequenzen:

1. Die politische Philosophie zwischen 1918 und 1945 ist daraufhin zu untersuchen, ob sich und wie tief sich ein Gegensatz von Universalisten und Partikularisten herausbildet. Dabei sind die Klassifizierungen von Gerhard Lehmann fruchtbar zu machen, der gerade

55 Nolte 1988a, S. 353; 1991a, S. 53; 1991b, S. 603f. - Klemmt 1943, S. 81. - Den „Non-Universalism“ bei Alfred Rosenberg heftig anklagend: Nova 1986, S. 169ff.

56 Vgl. dazu die Kritik Zitelmans 1991.

57 Nolte 1991a, S. 62ff, 189ff. Zum Vergleich der Kriegsziele Hitlers und Roosevelts: Junker 1988, S. 36-40, sowie Martin 1981. Gegen das vor allem von A. Hillgruber und seiner Schule konstruierte Weltherrschaftsstreben Hitlers vgl. Aigner 1978. Über Roosevelts „Messianismus“: Bavendamm 1983, S. 90ff.; ders. 1993, S. 9ff. und, im Gegensatz dazu den sich in Wilsons Fußstapfen bewegendenden US-Präsidenten sehr positiv bewertend: Rauh 1995, S. 12, 54ff, 332ff. Kritisch zur universalistischen Ideologie: Kondylis 1992. Eine knappe Zusammenfassung des angelsächsischen Völkerrechts-Universalismusjetztbei Menk 1993, S. 255ff., 31 Off., 365ff.

allddeutsch-völkischen Denkern wie Hermann Schwarz oder Bruno Bauch nicht den Rang politischer Philosophen zubilligen wollte. Die nach 1945 nur zu gern als „Vorläufer“ des Nationalsozialismus eingestuften Gründer der „Deutschen Philosophischen Gesellschaft“ (DPhG) von 1917 gehörten nach NS-Lesart nicht in dessen Traditionsgeschichte, weil ihre Rede vom Politischen „einem universalen Bezugssystem zugeordnet“ bleibe – sei es den überzeitlichen „Werten“, der „Kulturmenschheit“, den „Ideen“ oder, bei Heidegger, dem „Sein“. Nur wer die Partikularität „völkischer Existenz“ gegen alle Universalismen erfasse, gelange über politische Gesinnung hinaus zur politischen Philosophie.⁵⁸ Diese rigorose Grenzziehung traf auch das Verhältnis zum Erbe: Neuidealisten wie Bauch und Schwarz erschienen vom NS-Standpunkt aus gerade als Fichte-Epigonen nur sehr bedingt integrierbar. Die von Schwarz konstruierten „Kongruenzen“ zwischen Fichte und dem Nationalsozialismus wies Baeumler hart zurück, da Fichte bis zuletzt „Menschheitsapostel“ geblieben sei.⁵⁹

2. Damit wirkt zugleich die abstrakte Bestimmung, nationalsozialistisch sei eine philosophische Position stets dann, wenn sie rassenideologische, vorzüglich antijudaische Segmente adaptiere, verkürzend.⁶⁰ Da der „Rassismus“ nur *ein* Element des primären Partikularismus war, war z. B. der Antijudaist Max Wundt eben kein Nationalsozialist. Entlang der neuen Trennlinie ist die Rassenfrage, die seit 1918 zahllose philosophische Texte durchzog, nicht länger mittels platter Zuordnung zum Nationalsozialismus und in der Verlängerung dann zu „Auschwitz“ zum Gegenstand von Untersuchungen mit wissenschaftlichem Anspruch zu machen. Welchen Rang weisen die Texte dem Judentum im Verhältnis zum Bolschewismus, Kapitalismus/Amerikanismus zu? Wie stark war die Fraktion derer, die, wie der zur SPD neigende Leipziger Philosoph Hermann Schneider, den Kapitalismus für das Grundübel hielten, und in einer Marx folgenden Argumentation den Angelsachsen vorwarfen, sie hätten in ihrem enthemmten Materialismus den „Juden überjudet“?⁶¹ Wie stark war die Fraktion derer, die anders als Schneider unfähig waren, die Judenfrage zu „internationalisieren“, die statt eines geschichtsphilosophischen Überstiegs die Lösung im Polizeirecht

58 Lehmann 1943, S. 496f. Gegen die Ausklammerung Heideggers, dem es schließlich nicht einfach ums Sein, sondern um „deutsches Sein“ gegangen sei, vgl. jetzt Thomä 1990, S. 559f. Lehmanns Einteilung wieder aufnehmend: Sluga 1995, der die völkisch-konservativen Fichteaneer der DPhG und die auf Nietzsche eingeschworenen „radikalen“ NS-Philosophen Baeumler, Heidegger, Krieck und Heyse unterscheidet. Die „Negation des Allgemeinbegriffs Mensch“ hält auch Losurdo 1995 (zuerst italienisch 1991), S. 61 ff., 83ff, für das politisch Signifikante der deutschen politischen Philosophie bis 1945. Selbst noch im Werk Husserls sei sie präsent.

59 Baeumler in einem internen Gutachten über Schwarz vom 27. 1. 1935; BAK, NS 15/231, Bl. 40ff. Entsprechend eine Stellungnahme zur geplanten Edition des Fichte-Nachlasses, deren Notwendigkeit er bestritt, weil „eine Erweiterung unseres Bildes der Fichtischen Gedankenwelt nicht zu erwarten“ sei (BAK, R 73/10977; Baeumler an DFG v. 29. 7. 1936). Eine höchst selektive Aneignung Fichtes erfolgte dann in der Jubiläumsrede (1937) ‚Fichte und wir‘, in: Baeumler 1942a, S. 183-195. – Genau wie die Berücksichtigung eines großen Teils der Fichte-Literatur nach 1918, so fehlt eine derartige Differenzierung bei Pesch 1982.

60 Die Teilnahme am „Rassediskurs“ dient Schorcht (1990) als Hauptkriterium zur Identifizierung nationalsozialistischer „Kerne“ der Philosophie Dinglers (S. 327f), Herrigels (S. 332), Rüfners (S. 40f.) und Schillings (S. 350ff), ebenso zur Unterscheidung zwischen „wissenschaftlicher Philosophie“ und „weltanschauliches Gedankengut“ des NS. aufnehmender „völkischer Wissenschaft“ (S. 354-359). Dies ist nicht falsch, erreicht aber die geschichtsphilosophische Ebene einer spezifisch nationalsozialistischen Philosophie nicht.

61 H. Schneider 1925, S. 107-109.

suchten und mit Teilen des deutschen Judentums vorschlugen, die Zahl ostjüdischer Einwanderer durch Grenzsperrn und Abschiebungen merklich zu reduzieren? Darf man annehmen, daß zur Weimarer Zeit nur wenige diese Hypostasierung vollzogen, und läßt sich deshalb vielleicht unterstellen, daß der Kreis derer überschaubar bleib, die ab 1933 und dann vor allem im Rahmen der „Kriegsphilosophie“ ab 1939, an einem „Weitkampf“ zwischen Germanentum und Judentum teilzunehmen glaubten?

3 In der globalen Perspektive verliert die „antidemokratische“ Komponente der philosophischen „Rechten“ an Bedeutung.⁶² Weimar war nie das Objekt, um das es ging. „Der Ursprung des Chaos liegt vor 1918“ - dieser Diagnose des „Konservativen Revolutionärs“ Edgar Julius Jung⁶³ stimmten die meisten der Philosophen unter den zeitkritischen Opponenten der Weimarer Republik zu. Wenn dabei neuere Untersuchungen zum Resultat kommen, mit dem Demokratismus der Linken und sogar der Liberalen sei es auch nicht weit her gewesen⁶⁴, richtet dies die Aufmerksamkeit auf ideologische Übereinstimmungen in der grundsätzlichen Ablehnung des mit der Industrialisierung heraufgekommenen „Liberalen Systems“ (Nolte).

4 Mit der Kennzeichnung des Nationalsozialismus als „Schmalspurmarxismus“ hat Nolte die von ihm exponierte, Marxismus und Konservatismus gemeinsame Orientierung am Totalitätsideal des deutschen Idealismus thematisiert.⁶⁵ Das bringt ein weiteres, in der Lukács-Nachfolge sehr beliebtes Deutungsmuster, den Anti-Sozialismus und die damit insinuierten Funktionen der Philosophie als Mittel zur Herrschaftssicherung, ins philosophiegeschichtliche Abseits. Statt nachholender Ideologiekritik ist die Vielfalt der zumeist durch jeweils aktuelle Ereignisse angeregten politischen Aussagen empirisch zu erschließen. Wegen der ähnlich „negativen Grundempfindung“⁶⁶, die das von Anonymität, Verdinglichung und Entfremdung geprägte „Liberal System“ bei Linken und Rechten auslöste, sind dabei die Ambivalenzen, die gemischten Präferenzen, die häufige Modifikation ideologischer Optionen, taktischen Volten, Inkonsistenzen innenpolitischer Parteinahmen im Spannungsfeld außenpolitischer Reflexionen, der Normalfall - der stringente, kontinuierlich bewahrte und womöglich an einer politischen Partei oder gesellschaftlichen Gruppe orientierte, weltanschaulich gefestigte Standpunkt der Ausnahmefall. Die gesellschaftliche Umwälzung von 1918, die soziale Frage, das Auftreten einer kommunistischen Partei, ihr Rückhalt in der neu erstandenen UdSSR - diese Phänomene fanden daher unter den deutschen Philosophen alles andere als eindeutige Antworten im Sinne der „bürgerlichen Klasse“. Der Westen, die kapitalistischen Systeme der USA, England und Frankreichs, stießen aufgeschlossener, ablehnende Reaktionen, doch entspannen sich auch hier unübersichtliche Kontroversen, je nachdem, ob der Kapitalismus als rein wirtschaftliches, oder als politisches, soziales oder kulturelles Phänomen Beachtung fand. Innerhalb der Ablehnungsfront konnte, was regelmä-

62 Vgl. hierfür nur, wie Topitsch 1981, S. 79-84, Wundt auf diesen Antidemokratismus zurichtet: Wundts Nähe zu den „Ideen von 1914“ und zur prinzipiellen Materialismuskritik wird genauso übergangen wie die universalistische Dimension der Rede von der „Entscheidungsschlacht“, die nicht allein gegen „Weimar“ geschlagen werden sollte.

63 Jung 1927, S. 7.

64 Döring 1975; Schürgers 1989; Eisfeld 1991; Jansen 1992.

65 Nolte 1988a, S. 352; vgl. dazu ders. 1983, S. 454f., 486ff.; zuvor schon ders., „Die konservativen Züge im Marxismus“, in: ders. 1977, S. 39-47.

66 Grundlegend Nolte, „Marxismus und Nationalsozialismus“, in: ders. 1991a, S. 137-173.

ßig generationsbedingt war, eine Gemeinsamkeit weniger anhand „antiwestlicher“, politisch-gesellschaftlicher Alternativen, als in der Bereitschaft erkannt werden, sich von den „Ideen von 1914“, also vom Blick auf Frankreich und England, zu lösen und die USA als neue kapitalistische Hauptmacht einzustufen. Ob sich unter diesem Aspekt auch das eigene Selbstverständnis veränderte, ob der Gegensatz zur gemischtrassigen USA die Wertschätzung der eigenen ethnischen Homogenität evozierte, oder ob die USA, wie das für Hitler vor 1933 galt, gerade weil sie neben der Südafrikanischen Union als einziger Staat über ein echtes „Rassenrechtssystem“ verfügten⁶⁷, Vorbildfunktion erfüllten, dies wäre am kulturphilosophisch gefärbten Schrifttum abzulesen.⁶⁸

Zur Quellenbasis, Fragestellung und Methode dieser Arbeit

Die hier umrissenen, die folgende Untersuchung leitenden Ansätze, die die anfangs so genannten, vor 1945 nachrichtendienstlich, dann volkspädagogisch motivierten Methoden der „Feindbeobachtung“ überwinden helfen können, sind geeignet, jede wissenschaftsgeschichtliche Beschäftigung mit dem Zeitalter der Weltkriege hinreichend zu historisieren.⁶⁹ Der dies ermöglichende Perspektivenwechsel kommt der Historisierung der Philosophiegeschichte zwischen 1918 und 1945 zunächst insoweit zugute, als er eine neue Sichtung und Wertung der Diskussion externer, außer-akademischer politischer Fragen erlaubt, der Kom-

67 Vgl. die historisch und systematisch umfassende Studie von Krieger 1936.

68 Immerhin stand der ehrgeizigste Versuch, den US-amerikanischen Pragmatismus in die deutsche philosophische Diskussion einzuführen, Eduard Baumgartens Werk über ‚Die Grundlagen des amerikanischen Gemeinwesens‘, unter der politischen Prämisse, daß mit den USA und Deutschland zwei junge, rassebewußte, autoritär verfasste Völker den Weg in eine gemeinsame Zukunft finden könnten: Baumgarten 1936, 1938; dazu auch seine Aufsätze über den kulturpolitischen Wert der „Amerikakunde“ 1934a-c(s. Bibl.).

69 Jansen 1992, S. 306ff., stellt in der Zusammenfassung seiner Untersuchung über das politische Engagement Heidelberger Professoren zwar noch einmal besonders heraus, daß der „Entliberalisierungsprozeß“ anti-modernistisch motiviert war, benennt auch die daraus resultierenden innen- und außenpolitischen Präferenzen (innenpolitischer Zwang zur Klassenharmonie bis hin zur Favorisierung einer totalitär organisierten Integration, die zugleich außenpolitisch als deutsch-mitteuropäische Alternative zu „Asien“ und „Amerika“ verstanden wurde), führt diese Optionen aber ahistorisch auf sozialpsychologische Dispositionen der angeblich vor der gesellschaftlichen Ausgrenzung stehenden „Mandarine“ zurück. Auch Losurdo 1995 erfaßt den Anti-Universalismus zutreffend als zentrales Paradigma der deutschen politischen Philosophie seit 1914, löst ihn aber als eine Art Obsession oder fixe Idee aus dem zeithistorischen Kontext des „Weltbürgerkrieges“. Hinzuweisen ist schließlich darauf, daß die globalisierende Perspektive dreißig Jahre nach der Erstveröffentlichung von Lübkes Studie über die „Ideen von 1914“ auch für die weitere Erforschung des „Kriegs der Geister“ im I. Weltkrieg fruchtbar gemacht werden soll: Der Baseler Historiker J. v. Ungern-Sternberg 1996, S. 89-96, fordert nun, endlich die Professorenpublizistik als „polemisches Gespräch“ zu begreifen, als „wechselseitiges Aufeinanderbezogenensein“. Es sei geradezu „grotesk“, aber auch symptomatisch, wenn der größte Teil der deutschen Forschung die „ins Absurde gesteigerten Haßtiraden“ westeuropäischer Intellektueller kurzerhand ausblende und so unterschlage, daß die deutschen Professoren sich 1914 „gänzlich in der Defensive“ befanden. Ähnlich Joas 1996, S. 27, der betont, daß der „Bellizismus“ gewiß keine deutsche Besonderheit gewesen sei, sondern eine hemmungslose Gewaltretorik etwa in den 1914 noch neutralen USA zum guten publizistischen Ton gehört habe. Vergleichenden, gerade die Zeit nach 1933 einbeziehenden Studien tut sich hier also noch ein weites Feld auf.

mentierung national wie international bedeutsamer und bewegender Zeitereignisse durch publizistisch engagierte Philosophen. Soweit diese Stellungnahmen, zur Novemberrevolution, zum Versailler Vertrag, zu den bildungspolitischen Querelen der Weimarer Zeit, zur nationalsozialistischen Machtergreifung oder zur deutschen Europapolitik während des Zweiten Weltkriegs, thematisiert werden, soll damit - bei größter Vorsicht gegenüber volkspädagogischen Implikationen zeitgeschichtlicher Forschung - die Untersuchung fortgeschrieben werden, die Hermann Lübbe zum Verhältnis von Politik und Philosophie am Beispiel der „Ideen von 1914“ begonnen hat.⁷⁰

Hatte Lübbe dieses Verhältnis im thematisch und zeitlich eingegrenzten Rahmen untersuchen können, bietet die Zwischenkriegszeit keinen vergleichbaren Abschnitt, wo sich die politische Publizistik von Philosophen ähnlich verdichtet hätte, und auch 1939 wiederholte sich die Kriegspublizistik der „Ideen von 1914“ nicht einmal in matten Imitaten. Da ein repräsentatives Thema fehlt, muß die politische Orientierung der Universitätsphilosophen in ihrer ganzen Breite zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden. Dies bedingt eine starke Individualisierung, schützt aber einmal mehr vor ideologisch induzierten Verkürzungen. „In ihrer ganzen Breite“ - das meint die Beschäftigung mit den politischen Verlautbarungen von immerhin fast 400 Philosophiedozenten, die im Untersuchungszeitraum an deutschen Hochschulen tätig waren. Daher erfolgte eine arbeitsökonomisch unumgängliche Einschränkung auf die Hochschulen innerhalb der Reichsgrenzen von 1937 (Ausnahme: TH Danzig). Erst für die Zeit ab 1938 treten die österreichischen, 1941 die Reichsuniversitäten in Posen und Straßburg hinzu. Ausgeschieden wurden auch die Pädagogischen Akademien, die nach 1933 eingerichteten Hochschulen für Lehrerbildung und die Katholischen Hochschulen, obwohl auch hier, wie in den gleichfalls nicht erfaßten Juristischen und Theologischen Fakultäten der Universitäten, philosophischer Unterricht stattfand.

Andererseits sollte die politische Orientierung nicht allein im Tagesschrifttum ermittelt werden. Fachpublikationen enthalten weltanschaulich-politisch relevante Aussagen, die oft den Standort des Autors deutlicher beleuchten als ein Allgemeinplätze bietender, von politischen Aktualitäten veranlaßter Presseartikel. Die Rückwirkung politischer Orientierungen auf das im Selbstverständnis der Philosophen noch weitgehend ungebrochen als „rein wissenschaftlich“ begriffene, „systematische“, vom „bloß“ Historischen und damit politisch Infizierbaren streng geschiedene Philosophieren, wird im Spektrum praktischer Philosophie (Geschichts- und Kulturphilosophie, Staats- und Rechtsphilosophie, Ethik) aufzuzeigen sein. Daß die Universitätsphilosophie von politischen Implikationen durchsetzt war, daß sie, mittels aktualisierender Deutungen der eigenen Geschichte, 1919 und 1933 genau wie die Geschichtswissenschaft und andere geisteswissenschaftliche Disziplinen, neue, historisch legitimierbare Identitäten stiften, überkommene Identitäten destruieren half, ist selbstverständlich zu erwarten. Umgekehrt ist zu beachten, wie das Fachverständnis die politische Urteilsbildung strukturierte. Das über allen politischen Trennungen präsente späidealistische Bewußtsein, Philosophie als universelle Deutungsmacht zu bewahren und das politische Handeln auf die Herstellung „einheitlicher“, konfliktfreier Verhältnisse mindestens im eigenen Volk, tendenziell aber innerhalb der „Menschheit“ verpflichten zu müssen, bedingt

70 Lübbe 1974, S. 171-235.

eine, man darf sagen, konstitutionelle Unfähigkeit, aus Interessengegensätzen resultierende politische Prozesse in ihrer Eigenart überhaupt zu erfassen.

Neben dem öffentlich dokumentierten Engagement von Philosophen als Kommentatoren der Tagespolitik tut sich ein zweites Feld auf, das Aufschlüsse über die politische Einstellung der Universitätsphilosophen zu geben verspricht: die Institutionsgeschichte. Sie umfaßt die Geschichte der Berufungen, die Nachwuchsförderung, das Prüfungswesen, die Beteiligung von Philosophen an akademischer Selbstverwaltung, ihre Aktivitäten im Vortragswesen inner- und außerhalb des akademischen Rahmens, ihre Mitarbeit in philosophischen Gesellschaften. Die Eigenart des hierbei heranzuziehenden Quellenmaterials, vor allem die überlieferten Personalakten, bedingt, daß sich das politische Profil anhand von Parteimitgliedschaften und Aktivitäten in paramilitärischen Formationen, politischen Verbänden und dem akademischen Milieu mehr oder weniger nahen Bildungsvereinen schärfer abzeichnet. Soweit dieser Bereich bisher überhaupt wissenschaftsgeschichtlich Beachtung fand, konzentrierte sich das Interesse auf die Zeit nach 1933.⁷¹ Aber auch hier kam die Erforschung der Berufungsgeschichte über etwas sporadisch wirkende Studien zur Geschichte einzelner Lehrstühle nicht hinaus, während die öfter erhobene Forderung nach einer detaillierten Untersuchung des „Alltags der Philosophie“, wie er sich gerade in der Nachwuchsförderung und im Prüfungswesen gestaltete, weitgehend uneingelöst blieb.⁷²

Die hier angestrebte erste Gesamtdarstellung der Berufungsgeschichte philosophischer Lehrstühle an allen deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen muß freilich von vornherein den Einwand gelten lassen, der Historisierung allzu enge Grenzen gesteckt zu haben. Fußt die Studie doch fast ausschließlich auf amtlichem Material, das in den Akten der Kultus- und Universitätsbehörden überliefert ist. Wie die private Korrespondenz einiger Dozenten mit den preußischen Ministern Becker und Grimme aber andeutet, dürfte die Auswertung von Nachlässen gerade parteipolitische Rücksichten bei Berufungen noch stärker belegen. Doch da die Zeit bis 1945 noch soweit Gegenwart ist, daß kein halbwegs zuverlässiges Verzeichnis der Inedita Philosophica vorliegt, Nachlässe wie der Heideggers praktisch unzugänglich, andere noch in Privathand sind, manche archivierten Bestände der

71 Darstellungen zur Berufungsgeschichte liegen vor für Bayerns Lehrstühle (Schorcht 1990; 1992; 1994), die philosophischen Lehrstühle an den Universitäten Frankfurt (Hammerstein 1989b), Marburg (Sieg 1988), Innsbruck (Goller 1989), Wien (Heiß 1993, Korotin 1994) und Hamburg (Meran 1991); die berufungspolitischen Hintergründe sind leider nicht genügend berücksichtigt in der Darstellung von Dahms 1987 zur Göttinger Philosophie; die windungsreiche Geschichte der Berufung Leonard Nelsons dort trägt jetzt Peckhaus 1990, S. 206-218 nach. Im Rahmen der Universitätsgeschichten von Kiel (Rohs 1969), Greifswald (Hadler 1956), Halle (Prokoph 1985, S. 70-78), Breslau (hier zur Geschichte des katholischen Lehrstuhls: May 1968), Jena (Schumann 1958), Gießen (Leiss 1957, ausführlich zur Besetzung des katholischen Lehrstuhls: Meinhardt 1982b), Köln (Heimbüchel/Pabst 1988) und Bonn (Perpeet 1968) werden Einzelheiten des Auswahl- und Entscheidungsprozesses kaum mitgeteilt. - Laugstien 1990, S. 96ff., bietet zur Berufungsgeschichte nur eine lücken- und fehlerhafte tour d'horizon durch die spärliche Sekundärliteratur.

72 Bisher liegt nur eine Studie über philosophische Promotionen an der Universität Wien vor (Korotin 1994); Ernst Kriecks Prüfungstätigkeit in Heidelberg, leider begrenzt auf die pädagogischen Dissertationen, dargestellt von Brumlik 1985. Für die Zeit vor 1918 vermittelt Sieg 1994, S. 131 ff., 204ff. Einblicke in das Marburger Prüfungswesen.

Bearbeitung harren, so ist die weitgehende Vernachlässigung dieser Quellen vielleicht mit anderen als nur arbeitsökonomischen Rücksichten zu entschuldigen.⁷³

Die Nachwuchsförderung, soweit sie in Form von Habilitationen faßbar ist, erfuhr ab 1934, unter den Bedingungen der Reichshabilitationsordnung, eine zumindest äußerlich auffallende Politisierung durch wissenschaftsexterne Beurteilungskriterien. Daß es auch während der Weimarer Zeit eine politisch bedingte Nachwuchsauswahl gab, ist hinreichend mit dem vielzitierten Fall der gescheiterten Habilitation Walter Benjamins belegt.⁷⁴ Gleichwohl erfolgten Förderung oder Behinderung überwiegend nach fachimmanenten Kriterien, wenn sich auch dahinter wissenschafts- und kulturpolitische Präferenzen vermuten lassen. Die politischen Positionen der Nachwuchs-Philosophen und die der am Verfahren beteiligten Gutachter treten jedoch unvermittelter und konzentrierter für die Zeit ab 1933 zu Tage, so daß hier der Schwerpunkt der Untersuchung bei den Habilitationsverfahren aus dieser Zeit liegt.

Schließlich mußte eine Darstellung des Prüfungswesens aufs Exemplarische beschränkt werden. Auf diesem Sektor stößt die Historisierung ohnehin auf Hindernisse, da die Promotionsakten einiger Fakultäten unzugänglich, bzw. nicht oder nur lückenhaft erhalten sind.⁷⁵ Aber ansonsten ist es gerade die Fülle des Materials, die zu selektivem Vorgehen nötigt. Die getroffene Wahl der Berliner Universität in den Jahren 1933 bis 1945 erfolgte unter drei Gesichtspunkten: Die Promotionsakten sind in wünschenswerter Vollständigkeit überliefert, die Anzahl der Verfahren war so konkurrenzlos hoch, die Vertretung des Faches mit drei Ordinarien bis 1945 so konkurrenzlos kontinuierlich, daß ungewöhnlich reichhaltige Quellen den Prüfungsalltag dokumentieren. Und schließlich trafen hier mit Nicolai Hartmann, Eduard Spranger und Alfred Baeumler die Exponenten konträrer philosophisch-weltanschaulicher Lager aufeinander, was politisch relevante, aktenkundig gewordene Konflikte erwarten ließ. Sicher hätte sich auf diesem Sektor der Mikrogeschichte des Faches auch ein Vergleich zwischen den Auswirkungen der Umbrüche von 1918/19 und 1933 angeboten. Doch nahm der von fünf Ordinarien (Troeltsch, Spranger, Koehler, Dessoir und Maier) durchgeführte Prüfungsbetrieb im ersten, vom Ansturm der Kriegsheimkehrer ge-

73 Das Inedita-Verzeichnis von Sass 1974 erfaßt Nachlässe aus der ersten Hälfte des 20. Jhs. nur in geringem Umfang (Adickes, O. Becker, Driesch, Dyroff, Haering, Hübscher, Jaspers, Joel, Kabitz, Medicus, Misch, Natorp, Nelson, H. Schmidt, Spranger, Vaihinger). Bedeutende Nachlässe wie der von Schmalenbach (stolze 10 1/2 Meter in der UB Basel!), Weinhandl (UB Graz), Rothacker (IB Bonn), König (aus diesem Göttinger Nachlaß sind bereits wichtige Quellen für die Heidegger- und Lipps-Forschung erschlossen worden), Litt (jetzt von Schwiedrzik 1996 für eine Studie über Litts politisches Schicksal nach 1933 und nach 1945 ausgewertet), Rickert (UB Heidelberg), Glockner (Trapp 1983), J. Cohn (Lowisch 1983), G. Lehmann (SBPK) und Jacoby sind bis heute wenig oder gar nicht beachtet worden. andere wie der von J. Ebbinghaus werden erst seit kurzem erschlossen (Herb 1989). Zu den wertvollen, noch in Privathand befindlichen Nachlässen zählen u. a. die von H. Pichler und E. Baumgarten. Reichhaltiges Material präsentiert nun auch die zehnbändige Edition des Husserl-Briefwechsels, ed. K. Schuhmann 1994.

74 Dazu Lindner 1984.

75 Ganz verloren sind die Promotionsakten in Königsberg, Kiel, Bonn, Dresden und Darmstadt. Lücken weisen die Bestände in Heidelberg auf. Das UA Göttingen wäre dem Vf. nur mit verwaltungsgerichtlicher Hilfe geöffnet worden; unter solchen Umständen mußte auf die Einsichtnahme verzichtet werden. Daß das jetzt in polnischer Hand befindliche Breslauer UA den Krieg weitgehend unversehrt überstand, erfuhr Vf., nach mehreren vergeblichen schriftlichen Anfragen, leider erst 1996 durch eine Benutzerin. Inzwischen hat Norbert Kapferer (Berlin) dort seine Materialsuche für eine Geschichte der Philosophie an der Breslauer Universität im Dritten Reich abgeschlossen (1999).

prägten republikanischen Jahrfünft einen derartigen Umfang an, daß seine Aufarbeitung die Proportionen dieser Untersuchung vollends verschoben hätte.⁷⁶

Der institutionsgeschichtlich bedingte, breite biographische, freilich durch den Rückgriff auf Nachlässe noch in vielen Fällen ergänzungsbedürftige Ansatz, individualisiert politische Präferenzen und vermag aufgrund des langen Untersuchungszeitraums von 1918 bis 1945 zur historisierenden Steigerung der Komplexität einiges beizutragen und zu bestätigen, daß Uneinheitlichkeit ein natürlicher Zustand unserer Gedanken ist (Sluga)⁷⁷. Was methodisch derart gefordert wird, bereitet doch darstellerische Probleme. Wo also die Beziehung zur Politik bereits Gegenstand monographischer Arbeiten war, wie vor allem bei Heidegger, Krieck, Freyer, Scheler, Tillich, Horkheimer, Plessner, Jaspers, Natorp und Nelson⁷⁸, konnte die personalgeschichtliche Recherche erheblich beschränkt, die Behandlung ihres politischen Denkens mitunter auf Verweinsniveau reduziert werden. Männer der zweiten und dritten Linie, und auch solche, die nur lose, als Assistenten oder nur kurzzeitig unterrichtende Privatdozenten zur Universitätsphilosophie zählten, erfahren darum hier größere Aufmerksamkeit. Das wertet sie im Verhältnis zur „Prominenz“ nur scheinbar ungerechtfertigt auf. Denn immerhin, wie im Fall der eigentlichen Begründer der Deutschen Philosophische Gesellschaft, den auch in ihrer Zeit gänzlich unbekannten Windelband-Schülern Arthur Hoffmann und Horst Engert, errangen sie durch organisatorische Aktivitäten oder, wie die zu Baeumlers Umkreis zählenden Troeltsch-Schüler Gerhard Lehmann und Albert Dietrich, als Popularisatoren, eine gewisse Bedeutung in der philosophischen „Öffentlichkeitsarbeit“.

Obwohl Baeumler, der mehrfach Gegenstand monographischer Studien war, zweifellos zur „Prominenz“ des Faches zu rechnen ist⁷⁹, zwingt seine bis heute gänzlich vernachlässig-

76 Die Darstellung der politisch bedingten Veränderungen der Vergabe/Wahl der Dissertationsthemen und des Stoffs mündlicher Prüfungen nach 1918 muß einer Spezialstudie vorbehalten bleiben; daß es dabei revolutionsbedingt nicht nur in Berlin zur Berücksichtigung vernachlässigter Materien (Hegel-Schule, besonders Feuerbach-Marx, Sozialphilosophie, Positivismus/Pragmatismus) kam, zur einer Öffnung „sozialistischen“ und „liberalen“ Traditionsbeständen gegenüber, die nicht weniger politischen Einflüssen geschuldet war als die Konjunktur der Rassethematik im Prüfungsbetrieb nach 1933, das kann aber voreilend konstatiert werden.

77 Sluga 1993, S. 13; sehr im Gegensatz zu seiner Einsicht, daß es „Dutzende verschiedener und auseinanderstrebender Ansatzpunkte“ gab, aber keine einheitlich nationalsozialistische Weltanschauung, geschweige denn eine solche Philosophie, schabionisiert seine eigene Unterteilung in konservative Fichtianer und radikale Nietzscheaner die akademische Philosophie nach 1933 doch wieder in bedenklichster Weise.

78 Zu Heidegger vgl. Schwan 1974/88; Ott 1988; Farias 1989; Pöggeler 1974 und 1985; Franzen 1988; Thomä 1990; Nolte 1992a. Zu Krieck die dickleibige Dissertation von G. Müller 1976 sowie Prange 1981. Zu Freyer: Müller 1987; Schäfer 1991; Üner 1992. Zu Scheler: Mader 1980. Über Horkheimer und das Frankfurter Institut für Sozialforschung: Jay 1975; Wiggershaus 1986. Zu Tillich; Pauck 1978 und Albrecht 1993; Plessner: Kramme 1989; Litt: Klafki 1983; Nelson: Franke 1991; Troeltsch: Drescher 1991 und, bibliographisch wertvoll: Wesseling 1997; Natorp: Jegelka 1992; Gadamer: Orozco 1995; über Hans Reichenbach und die Berliner Neopositivisten die von Dannenberg u. a. hg. Aufsatzsammlung. Zu den politischen Positionen von Litt, Plessner, Jaspers, Tillich und Horkheimer während der Weimarer Republik: Schürgers 1989; ähnlich auf wenige Denker beschränkt Fahrenbach 1982, Schwan 1982 und Leske 1990. Vgl. für den Zeitraum 1997-2000 die Schlußbetrachtung.

79 Über den politischen Pädagogen Baeumler bisher ausführlich Lingelbach 1968/1987; Joch 1970; Loddenkemper 1976; Giesecke 1994. Über seinen politischen Werdegang viel Material in der von M. Baeumler u. a. 1989 hg. Sammlung zur Beziehung Baeumler-Thomas Mann, der sich auch die jüngste Baeumler-Monographie von Brunträger 1994 widmet. Über Baeumler an der Berliner Universität:

te Stellung als bedeutender nationalrevolutionärer Ideologe vor 1933, als Wissenschaftsorganisator und Hochschulpolitiker, als der mit Abstand einflußreichste Funktionsträger unter den Philosophen des Dritten Reiches, der in der Tat als Prototyp des Nachwuchsrekrutierung, Medienkontrolle sowie Verbindungen zur Administration und zu Parteistellen handhabenden „Gatekeeper“ einzustufen ist, zur ausführlichen Befassung mit seiner politischen Publizistik und seinen wissenschaftspolitisch wichtigen Unternehmungen. Dies umfasst sein Wirken als Leiter des Hauptamtes Wissenschaft in der Dienststelle Rosenberg und als Mitglied der an Berufungsverfahren beteiligten Hochschulkommission der NSDAP, als Direktor des Instituts für politische Pädagogik der Berliner Universität und als weltanschauliche Kontrollinstanz in der dortigen Philosophischen Fakultät, als Mentor eines Schülerkreises sowie als Pionier beim Aufbau einer nationalsozialistischen Gegen-Universität, der „Hohen Schule“.⁸⁰

Die Darstellung der beiden Bereiche, in denen sich das Engagement der Philosophiedozenten entfaltete, als politische Kommentatoren einerseits, als Hochschul- und Wissenschaftspolitiker andererseits, verbindet das methodische Prinzip, Meinungen und Handlungen in höchstmöglicher Komplexität zu rekonstruieren. Es kann dabei die letztlich triviale Einsicht konzediert werden, daß auf beiden Feldern politisch relevante Sinnvermittlung erfolgte, bzw. personalpolitische Entscheidungen getroffen werden sollten, um die institutionellen Voraussetzungen dafür zu schaffen oder zu verändern.⁸¹ Nur in der Darstellung sind

Leske 1990, S. 203-237. Ein französischer Aufsatz versucht ein Konzentrat seiner politischen Anthropologie zu bieten: Gandouly 1992 (zuerst 1984).

⁸⁰ Zum „Gatekeeper“ Laugstien 1990, S. 98. Den Hochschul- und Wissenschaftspolitiker behandelt Bollmus 1970 nur marginal; auch von Heiber 1966 nur als Randfigur beachtet, nun (Heiber 1992 und 1994, s. dort Register) aber kräftiger konturiert. Über seine Bemühungen, eine philosophische Arbeitsgemeinschaft des Amtes Rosenberg zu gründen, Leaman 1994a. - Baeumler selbst versuchte seine wissenschaftspolitische Bedeutung nach 1945 permanent zu minimieren, so z. B. in einem Schreiben an M. Schröter v. 24. 3. 1950, in: M. Baeumler 1989 („dem Getriebe entrückt“) oder in Aufzeichnungen für die Spruchkammerverhandlung 1948, die nur Spannungen mit anderen Parteidienststellen hervorhebt (ebd., S. 195ff.), was dem Charakter einer Verteidigungsschrift angemessen war, den Sachverhalt aber, wie wir sehen werden, in geradezu atemberaubender Art und Weise auf den Kopf stellt.

⁸¹ Dazu bedarf es keiner Rezeption neufranzösischer Theorie oder ihrer Verknüpfung mit marxistischen Einsichten über Bewußtseinsindustrie und kulturelle Hegemonie. Daß das eigentlich jedem Wahrheitsverständnis mitbewußte Wissen von der „Herrschaftsförmigkeit des Wissens“ nun als hermeneutische Entdeckung herumgeboten werden kann, ist wohl auch eine Folge der Verkümmern des historischen Sinns, der stets das Bewußtsein dafür wachgehalten hat, daß politische Funktionalität für jede Form von Wissenschaft konstitutiv ist. Daß der penetrant-ostentative Gestus, mit dem die Beachtung zeitspezifischer Aktualisierungen klassischer Texte (Platon-Rezeption) oder der unausgesprochenen, vom Leser oder Hörer zu ergänzenden Bedeutungen eines Textes eingefordert wird (Orozco 1995, bes. S. 48ff. unter Berufung auf Pecheux), auch einem bis heute mächtigen Selbstverständnis geschuldet ist, das zwischen Wissenschaft und Weltanschauung in einem Weltanschauungsfach wie Philosophie unterscheiden zu können glaubt, ist allerdings zuzugestehen. Leider geht der neufranzösisch inspirierte Wille zum Rekonstruieren in der Regel nicht weit genug. Der eigene Anspruch, die „Rekonstruktion der Resonanzen“ in der „Diskursanalyse“ nun endlich zu leisten, scheitert gewöhnlich daran, daß man die untersuchten historischen „Diskurse“ an universalistisch-normativen Konstrukten mißt, wie sie der fromme Glaube an die „herrschaftsfreie“ Gesellschaft gebietet und die vom kritischen „Hinterfragen“ und „Dekonstruieren“ verschont bleiben.

diese beiden Bereiche getrennt zu behandeln⁸², so daß für die Weimarer Republik und das Dritte Reich jeweils die Personal- und Berufungspolitik des Faches gesondert untersucht werden muß: Von 1919 bis 1924 (A I.), von 1925 bis 1932 (A II.), von 1933 bis 1939 (B I.) und von 1939 bis 1945 (B II.). Es folgt jeweils eine thematisch gegliederte Untersuchung der politischen Publizistik in der Weimarer Republik (A III.) und in der Zeit des Dritten Reiches (B III.), die - wie erwähnt - über die aus aktuellen Anlässen entstandenen Texte hinaus auch die politisch-weltanschaulichen Wortmeldungen in den nach vorherrschendem Selbstverständnis „rein wissenschaftlichen“ Werken berücksichtigt. Eine säuberliche Trennung zwischen den in den institutionsgeschichtlichen Teilen gehörenden Details des persönlichen politischen Engagements und den Ansichten, die in den politischen Kommentaren zum Ausdruck kommen, ließ sich dabei nicht vornehmen. So präsentiert die für jeden Berufungs- und Habilitationsvorgang erarbeitete intellektuelle Biographie des jeweiligen Philosophen politisch-weltanschaulich aufschlußreiche Daten, die ein komplexeres, diachronisches Gesamtbild der politischen Ansichten zu vermitteln versuchen, das sich aus der Darlegung einer Einzelmeinung etwa im synchronen Chor der Befürworter rassenhygienischer Maßnahmen, bildungspolitischer Reformen usw. so differenziert nicht ergeben hätte.

Die Abkehr von der bislang üblichen Praxis, Wissenschaftsgeschichte mit ideologisierten Konstrukten der jüngeren deutschen Geschichte kurzzuschließen, der fast drei Jahrzehnte umfassende Untersuchungszeitraum, die Ausdehnung auf sämtliche Universitäten und Hochschulen des Deutschen Reiches und die damit gegebene, föderal bedingte, nach 1933 im polykratisch geprägten Kompetenzkrieg perpetuierte hochschulpolitische Vielfalt, schließlich der schiere Umfang von einhundertundzwanzig Berufungs- und ebenso vielen Habilitationsverfahren: in der Summe scheinen diese Faktoren gegen die Herausbildung stringenter „Thesen“ zum Verhältnis von akademischer Philosophie und Politik zu sprechen. Methodisch kommt erschwerend hinzu, daß - wie angedeutet - nicht nur die wichtige Quellengruppe der Nachlässe weitgehend unberücksichtigt bleiben mußte. Auch das in gut zwei Dutzend Universitäts- und Staatsarchiven erschlossene Material überliefert die untersuchten Vorgänge in höchst unterschiedlicher Dichte. Insofern muß der glückliche Umstand besonders ins Gewicht fallen, daß sich in der Konzeptionsphase dieser Arbeit, zu Beginn der 90er Jahre, die mitteldeutschen Archive auf dem Gebiet der untergegangenen Deutschen Demokratischen Republik öffneten und westdeutschen Benutzern erstmals eine ungehinderte Forschungsarbeit erlaubten. Dies ermöglichte zwar überhaupt erst die Ausdehnung der Untersuchung auf nahezu das gesamte Reichsgebiet, schloß aber wichtige Überlieferungslücken leider nicht. Denn auch die bis 1991 in Merseburg ausgelagerten Akten des preußischen Kultusministeriums und jene der mitteldeutschen Hochschulverwaltungen (Thüringen/Weimar, Sachsen/Dresden, Mecklenburg-Schwerin/Schwerin) geben nicht in wünschenswertem Umfang Auskunft über die politischen Einflüsse und kulturpolitischen Motive, die in den Berufungsverfahren eine Rolle gespielt haben könnten.

Dies gilt es quellenkritisch zu bedenken, wenn, im Interesse einer hier vorsichtig dann doch zu wagenden Thesenbildung, ungeachtet der föderalistischen Unübersichtlichkeit der deutschen Hochschulpolitik bis 1933, eine gewisse berufungspolitische Einheitlichkeit, be-

82 Auch Fix 1994, der das Verhältnis von protestantischer Theologie und Politik am Beispiel der Heidelberger Theologischen Fakultät untersucht, trennt Berufungsgeschichte und das politisch-publizistische Engagement.

dingt durch eine weltanschaulich relativ homogene Erwartungshaltung dem Fach Philosophie gegenüber, nachgewiesen werden soll. Mit ihr korrespondierte der vielgeschmähte, Affinitäten zu totalitären Utopien ausbildende Hang zur Verneinung moderner „Entzweigungen“. Er strukturiert die tagespolitischen Stellungnahmen genauso wie die vermeintlich unpolitische, fachphilosophische „Denkarbeit“ der Zwischenkriegszeit - bis hinein in ihre subtilsten erkenntnistheoretischen Reflexionen. Unter der Voraussetzung, daß diese totalitäre „Versuchung“ stets bezogen bleibt auf das aus zeitgenössischer deutscher Sicht mit guten Gründen abgelehnte „Liberale System“ der Moderne⁸³, ist dieser Hang nach 1933, in einem nationalsozialistisch bestärkten, gleichfalls Personalpolitik wie politische Publizistik prägenden Anti-Universalismus weiterhin als konstitutives Element weltanschaulich-politischer Orientierung auszumachen.

83 Wer von vornherein das „Liberale System“ zum Träger „absoluter ethischer und moralischer Werte“ (so unter vielen Wissenschaftshistorikern gerade der jüngeren Generation, der den „Wertrelativismus“ beklagende Jansen 1992, S. 302) erhebt, kann den Widerstand dagegen nur moralisch werten. So können auch Noltes skeptische Relativierungen des „Liberalen Systems“ in einer Rezension der Neuauflage von Poppers ‚Die offene Gesellschaft und ihre Feinde‘ (1992b) zwangsläufig nur wütende Polemik von dessen Apologeten provozieren; vgl. Kiesewetter 1993 und 1995, S. 309, der die üblichen Klischees bemüht, um Nolte „eine zynische Degradierung parlamentarischer Demokratien und ihrer humanitären Ideale“ vorzuwerfen.

A.

Die Berufsflingspolitik im Fach
Philosophie von 1919 bis 1932

I. Die Besetzung philosophischer Lehrstühle zwischen 1919 und 1924

1. Politische Rahmenbedingungen

Obwohl schon bald nach der Staatsumwälzung im November 1918 die reformerischen Kräfte im Bündnis mit den Eliten des Kaiserreiches politische und institutionelle Kontinuitäten gegen revolutionäre Ansprüche behaupten konnten, war der Wechsel von der Monarchie zur Republik doch wirkungsmächtig genug, um zentrale Bereiche des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens in Deutschland umzugestalten. Wenn dies auch für die Hochschulen gelten soll, so scheint das jener verfestigten Vorstellung von Universität und Hochschullehrerschaft zu widersprechen, derzufolge die akademische Welt gegen demokratische Veränderungen weitgehend resistent gewesen sei. Das schematische Bild von der kleinen Schar der Republikfreunde unter den Professoren, die einer breiten Masse „stimmungsmäßig“ nach rechts tendierender, bestenfalls indifferenter Kollegen gegenüberstanden, ist zwar in der neueren Forschung relativiert worden, doch fehlen bislang - bei einem Übergewicht universitätshistorischer Arbeiten zur NS-Zeit - fachgeschichtlich-empirische Untersuchungen über das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik vor 1933. Bis heute gibt es für die Weimarer Zeit auch nicht *eine*, die Gesamtheit der deutschen Universitäten erfassende Studie zur Berufungspolitik auch nur einer einzigen akademischen Disziplin!¹

1 Eine Forschungsübersicht zum Stand der Universitätsgeschichte zwischen 1918 und 1933 fehlt. Verschiedene Festschriften zu Universitätsjubiläen enthalten Beiträge zur Geschichte einzelner Disziplinen, darunter aus den 60er Jahren besonders ergiebig die mehrbändigen Werke zur Geschichte der Universitäten Kiel (1965ff.) und Bonn (1968), neuerdings der dritte Band der Heidelberger Jubiläumsschrift (Semper Apertus, 1985), dann Heimbüchel 1988 zur Kölner und Hammerstein 1989a zur Frankfurter Universitätsgeschichte. Für die geisteswissenschaftlichen Fächer, Theologie und Jurisprudenz eingeschlossen, dominieren immer noch ideengeschichtliche Arbeiten (etwa Schleier 1975 und Faulenbach 1980 zur Geschichtswissenschaft, Tanner 1988 zur Ev. Theologie und zur Staatsrechtslehre). Institutionsgeschichtliche Untersuchungen sind dagegen selten. Einen knappen Überblick zu der um 1918 beginnenden Akademisierung der Pädagogik bietet Tenorth 1986, S. 116-123. Über die Anfänge der Pädagogik als Universitätsfach: Schwenk 1977 sowie, bezogen auf die Geschichte des Münchener Lehrstuhls: Schumak 1980; „ideologiekritisch“ B. Weber 1979. Die Geschichte der Theologischen Fakultäten in Kiel und Heidelberg jetzt bei Alwast 1988 bzw. Fix 1994. Ausführlich zur Altertumswissenschaft in Göttingen zwischen 1921 und 1945 handelt Wegeier 1996.

Erst vor wenigen Jahren entstand eine grundlegende, anhand des umfangreichen Nachlasses und der Ministerialakten erarbeitete Monographie über den preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker, den bedeutendsten Wissenschaftspolitiker der Weimarer Zeit.² Nichts dergleichen findet man über seine Kollegen aus den anderen Ländern des Reiches. Weder einzelne Politiker noch gar die Hochschulpolitik eines Landes haben das Interesse der Forschung geweckt - mit Ausnahme des vergleichsweise winzigen Landes Braunschweig, wo immerhin Untersuchungen zur parteipolitisch am heftigsten umstrittenen Akademisierung der Lehrerbildung an der dortigen Technischen Hochschule tiefe Einblicke in die Verzahnung von Wissenschaft und Politik gewähren.³

Gerade die föderale Struktur des Reiches dürfte sich bisher als Forschungshindernis für eine reichsweite Disziplingeschichte erwiesen haben. Denn wer die Berufungsgeschichte an dreiundzwanzig Universitäten und zehn⁴ Technischen Hochschulen untersuchen möchte, trifft auf die mehr oder weniger vollständig erhaltenen Akten von zehn Kultusministerien, die für Mecklenburg (Schwerin), Thüringen (Weimar), Sachsen (Dresden), Hamburg, Bayern (München) und Baden (Karlsruhe) in je einem Staatsarchiv zentral überliefert, die für Württemberg und Hessen aber bis heute auf zwei Archive verteilt sind, während das Gros der preußischen Akten erst 1991 in einem Archiv zusammengeführt worden ist.⁵

Zehn Kultusverwaltungen waren in der Weimarer Zeit verflochten mit einer großen Zahl von Koalitionskabinetten, was eine schwer überschaubare Vielfalt parteipolitischer Einflüsse auf die Hochschul- und Wissenschaftspolitik bedingte. Ein Blick auf die „Revolutionsregierungen“ der Jahreswende 1918/19, bevor noch verfassungsgebende Versammlungen die Voraussetzungen für die ersten Parlamentswahlen schufen, zeigt in den meisten Ländern Koalitionen aus Mehrheitssozialisten, Linksliberalen und Zentrums Katholiken. Bis 1924 haben sich diese Koalitionen, wenn auch mit Mühe, in Preußen, Sachsen, Thüringen, Baden, Hessen, Württemberg, Mecklenburg-Schwerin und Hamburg halten können. Fast alle Universitäten, mit Ausnahme der bayerischen, wo die sozialdemokratisch geführte Koalitionsregierung schon 1919 von der dann bis 1933 regierenden konservativ-„zentrumlichen“ Bayerischen Volkspartei abgelöst wurde, hatten in diesen Jahren also mit sozialdemokratischen oder liberalen Kultusministern zu kooperieren. In Thüringen und Sachsen kamen die Behördenchefs zeitweilig sogar aus den Reihen der Unabhängigen Sozialdemokratie und wurden im Krisenjahr 1923 mit Hilfe der KPD im Amt gehalten. In keinem Fall, am wenigsten für Preußen, ist jedoch vorauszusetzen, daß die Hochschulpolitik allein im Kultusministerium gemacht wurde. Der anhand der Akten des preußischen Staatsministeriums gewonnene Befund, daß das vom Kultusminister vorbereitete Reichsschulgesetz von anderen

2 G.Müller 1991.

3 Sandfuchs 1978.

4 Einbezogen für die Zeit nach 1918 wurde auch die Technische Hochschule Danzig.

5 Die preußische Überlieferung war bis 1991 auf die Zentralarchive in Berlin-Dahlem und Merseburg verteilt (heute wieder im Geh. Staatsarchiv in Dahlem vereint), während die Bestände der Staatsarchive in Stettin und Königsberg zum Teil entweder in polnischer Hand oder für die Zeit des 20. Jhs. kriegsbedingt verloren gegangen sind. Die württembergischen Akten - für Tübingen und die TH Stuttgart - werden in den Staatsarchiven in Ludwigsburg und Sigmaringen verwahrt, die hessischen in Darmstadt und Marburg.

Ressortchefs zu Fall gebracht wurde, dürfte auf hochschulpolitische Entscheidungsabläufe überhaupt übertragbar sein.⁶

Zwangsläufig muß die Hochschulpolitik in der Entstehungsphase der Weimarer Republik bis 1924 ein getreues Spiegelbild der allgemeinpolitischen, konfliktreichen, unübersichtlichen Umbruchzeit sein. Daß am Anfang und am Ende dieser Periode zwei Philosophen, der zu lange tolerierte völkische Privatdozent Arnold Rüge in Heidelberg (1920) und Theodor Lessing, sein linksliberaler Kollege an der TH Hannover (1924/26), nach spektakulären politischen Eklats aus dem Lehramt entfernt wurden, gibt einen ersten Hinweis darauf, in welchem Kraftfeld das Universitätsfach Philosophie zu finden ist.⁷ Die in keinem Überblick zur Weimarer Hochschulgeschichte fehlenden „Fälle“ Rüge und Lessing offenbaren zugleich ein wesentliches Desiderat der Disziplingeschichte. Sind sie doch geradezu untypisch und daher ungeeignet, das Verhältnis von Philosophie und Politik zu bestimmen. Denn nicht an diesen zumeist zur Bestätigung des Vorurteils über den reaktionären Charakter der Hochschullehrerschaft herangezogenen Fällen zweier politischer Pamphletisten, sondern anhand der zumeist hinter verschlossenen Türen geleisteten Arbeit der Berufungskommissionen und im amtsinternen Schriftwechsel der Fakultäten mit der Hochschulabteilung ihres Kultusministeriums ist dieses Verhältnis zu studieren. Befanden sich Philosophiedozenten doch bereits vor ihrem politisch-publizistischen Engagement als Lehrer an einer staatlichen Bildungseinrichtung, als Träger eines öffentlichen Amtes, in einer autochthonen Sphäre des Politischen, die wissenschaftshistorisch bislang ignoriert wurde.

Anders als die Theologie wurde die akademische Vertretung der Philosophie nach 1918 von keinem Wissenschaftspolitiker zur Disposition gestellt.⁸ Ungeachtet der seit der Jahrhundertwende zahlreicher gewordenen wissenschaftsgläubigen Verkündigungen vom Ende der Philosophie, kam man in den Kultusbürokratien offensichtlich nicht einmal auf den Gedanken, Philosophie könne wie Religion fortan als Privatsache behandelt werden. Schon darin lag eine politische Entscheidung, daß die 1917 in Preußen beschlossene, von anderen Ländern übernommene Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Lehrfachs, die eine Philosophieprüfung im Staatsexamen obligatorisch machte, unverändert fortgalt.⁹

Obwohl die Weimarer Verfassung die Autonomie der Hochschulen nicht antastete und in ihrem Artikel 142 die akademische Lehrfreiheit garantierte, blieb neben dem Vorschlagsrecht der Fakultäten weiter das Berufsrecht des Ministers in Kraft und damit eine mittelbare, über die Auswahl des „oktroierten“ Dozenten realisierte Form staatlicher Einflußnahme auf die Lehrinhalte. Aber auch im Rahmen der Vorschlagsliste, des üblichen „Dreiervorschlags“, bestand noch die Wahlmöglichkeit des Ministers, wie die Fakultät ihrerseits schon die Präsentation der Kandidaten mit Blick auf die politischen Erwartungen und mit Rücksicht auf ein eigenes politisches Kalkül vornehmen konnte. Welche Kriterien in Kooperation und Konfrontation zwischen Universität und Staat die Zusammensetzung

6 Dazu R. Weber 1984.

7 Vgl. Huber Bd. VI, 1980, S. 990-1002.

8 Unmittelbar nach dem 9. November 1918 traten vor allem die Bildungspolitiker der USPD für die Abschaffung der Theologischen Fakultäten ein. Dagegen argumentiert Adolf von Harnack, 'Die Bedeutung der theologischen Fakultäten' (1919), in: ders. 1951, S. 113-131. Zur Diskussion auch knapp: Rimmele 1974, S. 90f.

9 Vgl. die 'Ordnung der wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen', 1917.

des Lehrpersonals und damit in großem Umfang auch die Inhalte von Forschung und Lehre festlegten, muß die Untersuchung des berufungspolitischen Einzelfalls zeigen.

Dabei ist schließlich als weitere Rahmenbedingung zu beachten, daß die auf staatlicher Seite - auch überlieferungsbedingt - schwer zu entwirrenden informellen Prozesse, geprägt von koalitionsinternen Absprachen, verbandspolitischen Abhängigkeiten und interministeriellen Rücksichtnahmen, vielfach beeinflußt wurden durch die politische Machtverteilung in der Fakultät bzw. in den an den meisten Hochschulen berufungspolitisch maßgebenden, mit Vertretern aller Fakultäten besetzten Großen Senaten. Am Einzelfall ist abzulesen, wie die politischen Orientierungen z. B. von Theologen oder Klassischen Philologen auf die Besetzung philosophischer Lehrstühle einwirkten. Bevor wir darum in die Geschichte der berufungspolitischen Entscheidungen eintreten, soll diese fraktionierte Landschaft wenigstens insoweit ausgeleuchtet werden, wie es möglich ist, das gesamte Spektrum weltanschaulich-politischer Optionen der an der Entscheidungsfindung ab 1919 beteiligten Amtsinhaber, der philosophischen Ordinarien, zu erfassen. Die auch nach 1918 immer noch nicht im gewünschten Umfang an der akademischen Selbstverwaltung beteiligten, faktisch auf die Abgabe unverbindlicher Ratschläge beschränkten beamteten wie unbeamteten Extraordinarien und die Privatdozenten werden hier mit einbezogen, weil nur so ein hinreichend differenziertes Urteil zu gewinnen ist über jene politische Dispositionen, die die akademische Philosophie in die Weimarer Republik einbrachte.

1.1. Die weltanschaulich-politischen Positionen der „Alt-Ordinarien“

Der politisch wenig einheitlich wirkenden Kultusbürokratie standen bei den Berufungsverfahren auf der Fakultätsseite die beamteten Ordinarien und - von geringerem Gewicht - die Extraordinarien der Philosophie gegenüber. Ihnen war 1919 zumindest gemeinsam, daß sie von monarchistischen Kultusministern ins Amt gerufen worden waren. Doch bildeten sie deswegen beim Systemwechsel nicht automatisch eine reaktionäre Fronde, die sich dann berufungspolitisch aus dem Reservoir der ebenfalls vor 1918 habilitierten Nichtordinarien selbst ergänzt und konserviert hätte. Dazu war die Differenzierung der politischen Positionen auch in der konstitutionellen Monarchie zu weit fortgeschritten. Die großen weltanschaulich-politischen Lager, die das Schicksal der Republik bestimmten, hatten sich sich vor 1918 herausgebildet: National- und Linksliberalismus, Sozialismus, katholisches Zentrum und deutschnationale Rechte. Jene Ordinarien, die bis 1918 zu ihrem Lehrstuhl gekommen waren, und die ihn in einigen Fällen bis in die späten 30er Jahre besetzt hielten¹⁰, entsprechen in ihrer Gesamtheit also weder dem tradierten Klischee der republikfeindlichen „Mandarine“, noch lassen sie sich einfach in „Modernisten“ und „Reaktionäre“ einteilen.“ Ihre politischen Haltungen spiegeln vielmehr das ausgefächerte Parteiensystem wider. Was nicht heißt, daß ihr Verständnis von Liberalismus oder Sozialismus stets mit den ideellen Grundlagen der parlamentarischen Demokratie Weimars kompatibel war. Die Mehrzahl der politi-

10 Der 1912 nach Leipzig berufene Eduard Spranger, der erst nach 1949 in der BRD emeritiert wurde, dürfte wohl der einzige Philosoph gewesen sein, der in diesem Jahrhundert als Ordinarius sogar in vier politischen Systemen amtierte.

11 So etwa Ringer 1987.

sehen Kommentare verrät große Reserven einem „System“ gegenüber, das den weltanschaulichen Pluralismus institutionalisierte. Das Schlagwort, Weimar sei eine Demokratie ohne Demokraten gewesen, findet darum in wissenschaftshistorischen Untersuchungen der jüngeren Zeit immer häufiger eine Bestätigung. Nachdem Mitte der 70er Jahre Herbert Döring bereits konstatieren mußte, daß auch bei „Vernunftrepublikanern“ und „idealistischen Demokraten“ eine „Gemengelage von demokratisch-parlamentarischen, präsidentiellen und überparteilich-obrigkeitsstaatlichen Denkmustern“ aufzufinden sei, nimmt man jetzt die Nähe sozialistischer und liberaler politischer Philosophie zum „Antidemokratismus“ der Rechten mitunter sichtlich erschrocken wahr oder zeigt sich überrascht ob der Gemeinsamkeiten und der großen Homogenität, die zwischen Linksliberalen und Konservativen in den „politisch-weltanschaulichen Grundbegriffen, Werten und Ängsten“ bestanden habe, aber der Befund selbst steht außer Frage.¹² Ebenso das Faktum, daß nicht einmal für die politischen „Teilkulturen“ von „durchgängig einheitlichen Einstellungen und Positionen“ auszugehen ist¹³, so daß etwa sozialdemokratische Philosophen in Einzelfragen eher mit Liberalen oder Deutschnationalen einig waren als untereinander. In jedem dieser instabilen „Lager“ war ein starker Affekt gegen den Parteien- und damit gegen den Weltanschauungspluralismus virulent. Bis zum Überdruß kann man beschwörende Forderungen nach Klasseneinheit, Volkseinheit, Brüderlichkeit und mehr Gemeinschaft nachlesen. Überparteiliche Elemente durchsetzen sämtliche Themenfelder: Neben dem Anti-Parteien-Affekt in den verfassungspolitischen Diskussionen trifft man auf fast einstimmige Ablehnung des extremen politisch-ökonomischen Alternativ-Modells, der Sowjetunion, wobei sich die rechtsstaatlich-liberale Prägung der überwiegend im 19. Jahrhundert aufgewachsenen Bürgersöhne als sehr langlebig erwies. Als weiteres, die „Lager“ homogenisierendes Element, begegnen wir einem tief-sitzenden Anti-Kapitalismus, der vielen Betrachtungen über mögliche ökonomische Sonderwege Deutschlands eigen ist.

Unter diesen Aspekten mag jede der folgenden Zuordnungen etwas grob und gekünstelt wirken. Die dabei gewählte Methode, die individuelle intellektuelle Biographie stärker zu berücksichtigen, um so die politischen Ansichten in ihrer Mannigfaltigkeit auszubreiten, kann trotzdem das komplexe und oft irreduzibel widersprüchliche In- und Nebeneinander politischer Auffassungen schon in jeder „Teilkultur“ eher freilegen als die neuerdings wieder aktualisierten Typologien politischer „Denkstile“.¹⁴ Und - bei aller „Überparteilichkeit“ - bestanden im persönlich-politischen Engagement, in den Reaktionen auf die jeweiligen Aktualitäten und schließlich auch in den weltanschaulichen Dispositionen erkennbare Unterschiede, die die folgende Klassifizierung rechtfertigen.

12 Döring 1975, S. 181. - Schürgers 1989, S. 15, der den Antidemokratismus von Tillich oder Horkheimer damit zu eskamotieren versucht, daß er behauptet, alle linken Philosophien seien der radikaldemokratischen Idee einer Gemeinschaft von autonomen Individuen verpflichtet, „auch dort, wo die Idee nicht als verwirklichte Demokratie, sondern als Sozialismus oder Kommunismus bezeichnet wird“. - Jansen 1992, S. 14.

13 Lehnert/Megerle 1989, S.25.

14 Vgl. Jansen 1992, S. 59ff. - Kritisch zum Schematismus dieser von Karl Mannheim übernommenen Typologie: Fix 1993 und Matthiesen 1994.

1.1.1. Liberale, Sozialliberale und Sozialidealisten

Die beamteten Philosophen, die dem politischen Liberalismus der Vorkriegszeit nahe standen oder die sogar mit der Sozialdemokratie sympathisierten, bildeten eine bemerkenswert große Gruppe. Zwar gab es bis 1918 keinen Amtsinhaber, der es sich hätte leisten dürfen, der SPD beizutreten. Aber es gab ein heterogenes Milieu des bürgerlichen Linksintellektualismus, wo man ähnlich geschichtsphilosophische Hoffnungen hegte wie in der Arbeiterbewegung. Auf Ablehnung stießen hier jedoch wesentliche Elemente der marxistischen Lehre, die als „Ökonomismus“ und „Materialismus“ zurückgewiesen wurden. Denn die humanistischen Ziele sollten nicht durch Klassenkampf, sondern mittels Erziehung realisiert werden. Sozialismus war gleichbedeutend mit einer „Sozialisierung der Geister“, die man auf dem Wege der Schulreform, der Arbeiterbildung oder der Werbung für Pazifismus und Völkerbund erreichen zu können glaubte.

Wenn auch den radikaleren Exponenten dieses vom dialektischen Materialismus abstrahierenden Sozialismus erst in der Republik eine akademische Karriere eröffnet wurde, so darf man nicht übersehen, daß ihnen eine ältere Generation etablierter Dozenten den Aufstieg erleichterte. Unter diesen älteren, um 1870 geborenen Philosophen waren also die wenigsten in einem Sinne wie Leonard Nelson oder Ernst von Aster linksliberal, der es ihnen erlaubt hätte, kompromißlos wie jene für Pazifismus oder Kosmopolitismus einzutreten. Vorherrschend war ein individualistischer Grundrechtsenthusiasmus und Sozialreformismus, der sich bis zum Sturz der Hohenzollern - im Glauben an das „soziale Volkskönigtum“ - offenbar gut mit der konstitutionellen Monarchie vertrug.

Zu diesem Kreis älterer Dozenten gehörten Albert Goedeckemeyer¹⁵ in Königsberg und Paul Menzer¹⁶ in Halle. Beide öffneten sich schon während ihrer Berliner Studienzeit sozial-integrativen Ideen. Beide engagierten sich ab 1919 in der Erwachsenenbildung, in der akademischen Selbstverwaltung, wo sie sich der sozialen Belange der Studenten annahmen, und beide warben als Festredner und Leitartikler für Parteien der Weimarer Koalition. Links von ihnen stand der Frankfurter Ordinarius Hans Cornelius, der einen eifernden Pazifismus mit

15 Goedeckemeyer, geb. 1873 in Springe/Deister, nach Abitur in Hannover breit angelegtes Studium der Nationalökonomie, Naturwissenschaften und Philosophie in Lausanne, Tübingen, Berlin (dort mit Menzer, Grotjahn, Spiethoff u. a. in der Sozialwissenschaftlichen Vereinigung) und Straßburg, dort 1897 von Windelband promoviert: ‚Epikurs Verhältnis zu Demokrat in der Naturphilosophie‘. Habil. 1900 in Göttingen; nb. ao. Prof. ebd. 1906, öo. Prof. Königsberg 1908-1938, gest. Potsdam 7. 8. 1945. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 11, Tit. IV, Nr. 21. Bd. XXV, Bl. 259f., 310. Ebd., XX. HA, Rep. 99c, Nr. 44 (Brw. Kurator Hoffmann - Witwe Goedeckemeyer 1945). BAP, REM 49.01. PA G 198; Personalakte Goedeckemeyer. BAK, R 21/10006, Bl. 2993 (demnach Mitglied der Staatspartei), - Gause 1975. Köhnke 1988, S. 323.

16 Menzer, geb. 1873 Berlin - gest. 1960 Halle. Studium Philosophie/Nationalökonomie in Straßburg und Berlin, dort 1887 bei Dilthey Prom.: ‚Der Entwicklungsgang der Kantischen Ethik bis zum Erscheinen der Grundlegung der Metaphysik der Sitten. 1. Tl.‘ In Berlin 1900 Habil.: ‚Der Einfluß der ursprünglichen naturphilosophischen Lehren Kants auf Herders Ideen‘. 1906 b. ao. Prof. in Marburg, 1908-1938 öo. Prof. in Halle. Seit 1924 Mit.-Hg. der ‚Kant-Studien‘. Hoffmann 1994, S. 110, glaubt eine der „Grundhaltung nach deutschnationale [...] Weltanschauung“ zu erkennen. Lt. BAK, R 21/10013, Mitglied der Einwohnerwehr Halle Nord und bei der Abwehr der „Kommunistengefahr“ in Mitteldeutschland eingesetzt. Vgl. a. Martin 1960 und Gerresheim 1961.

kulturkritischem Antimodernismus verknüpfte.¹⁷ Bei seinem Marburger Nachbarn Paul Natorp rührte dessen Sozialidealismus bis an den Rand kommunistischer Programmatik.¹⁸ Der Glaube an die „Kulturmenscheit“ durchzog das ausufernde Schrifttum des Kölner Ordinaris Robert Saitschick, zu dessen nächsten Freunden der Pazifist Friedrich W. Foerster zählte.¹⁹ Der in Gießen lehrende August Messer hatte früh Beziehungen zu Friedrich Naumanns Nationalsozialem Verein, plädierte im 1. Weltkrieg für einen moderaten Pazifismus und hoffte lange vor 1918 auf eine demokratische, von der bürgerlichen Jugendbewegung getragene Erneuerung des wilhelminischen Staates.²⁰ Ebenfalls früh von Naumann angezogen, stieg der Berliner Kulturphilosoph Ernst Troeltsch zum Präzeptor der demokratischen Republik auf.²¹ Aus dem kleinen Kreis beamteter Extraordinarien drängte sich der Leipziger Philosophiehistoriker Ottomar Dittrich wenige Tage nach dem 9. November 1918 der neuen Regierung in Dresden als Berater für den „sozialistischen Umbau der Unterrichtsverwaltung“ auf.²² Sein Fakultätskollege Paul Barth, ein sozialkonservativer Antimarxist der Rod-

- 17 Cornelius, Sohn des altkatholischen Historikers C. A. Cornelius, geb. 1863 in München - gest. 1947 Gräfelng. 1886 naturwiss. Prom. in München, Habil. ebd. 1894: ‚Versuch einer Theorie der Existenzialurteile‘. Nb. ao. Prof. ebd. 1903; 1910-1927 o. Prof. an der Akademie für Sozialwissenschaften bzw. an der Universität Frankfurt. Von 1903-1910 nebenamtlicher Dozent an der Münchener Kunstgewerbeschule, 1914-1919 ebd. an Emil Preetorius' Kunsthochschule. 1918 Mitglied der SPD. - UAF Abt. 134, Nr. 89; PA Cornelius. - Cornelius 1921. H. Cornelius 1957.
- 18 Natorp, geb. 1854 Düsseldorf- gest. 1924 Marburg. Von Cohen 1881 in Marburg habil., 1885 ebd. b. ao. Prof., 1892 oö. Prof. - Vgl. Jegelka 1992. Sieg 1994, S. 158ff., 263ff., 413ff.
- 19 Saitschick, geb. 1869 Mstislaw/Litauen - gest. 1967 Ascona. Um 1884 nach Österreich ausgewandert, 1889 Dozent in Bern, freier Schriftsteller, 1894 Prof. in Neuchâtel, 1895 ETH Zürich, 1913 Köln, dort 1924 em. - Edel 1958, S. 9ff. Golczewski 1988, S. 173ff., dort Zweifel an jüdischer Abstammung, da Saitschick seit 1913 der Schweizer Landeskirche angehört habe. Dagegen ist hinzuweisen auf die Erinnerungen des jüdischen Historikers Simon Dubnow 1937, S. 110, der ebenfalls in Mstislaw geboren wurde und Saitschick als seinen Neffen erwähnt. Der jüdische Laudator Edel gibt an, Saitschick habe Rußland 17jährig infolge der „sozialen Wirren“ verlassen, womit wohl die 1881 einsetzenden Pogrome gemeint sind.
- 20 Messer, geb. 1867 Mainz - gest. 1937 Rostock. Prom. 1893 bei Siebeck in Gießen: ‚Über das Verhältnis von Sittengesetz und Staatsgesetz bei Hobbes‘. Schuldienst, 1899 habil. in Gießen mit einer Quellenuntersuchung zur Geschichte der Pädagogik sowie mit der Schrift ‚Die Behandlung des Freiheitsproblems bei John Locke‘. 1904 nb. ao. Prof., 1910-1933 oö. Prof. Gießen. 1905 als Reaktion auf die antimodernistische Linie Roms aus der kath. Kirche ausgetreten. Messer 1922. Kanitschneider 1982, ders. 1992.
- 21 Troeltsch, geb. 1865 Haunstetten b. Augsburg - gest. 1923 Berlin. 1891 PD in Göttingen, 1893 auf den Lehrstuhl f. Syst. Theologie nach Heidelberg berufen, 1909 LA auf Philosophie erweitert. 1915 auf einen in der Phil. Fak. Berlin neubegründeten Lehrstuhl für Religions-, Sozial- und Geschichtsphilosophie und christliche Religionsgeschichte berufen. Seit 1909 Mitglied der I. Badischen Kammer, 1919 Mitglied der Preußischen Landesversammlung und Unterstaatssekretär (DDP) im PrMWKV. - Vgl. jetzt die umfassende Biographie von Drescher 1991.
- 22 Dittrich, geb. 1865 Wien - gest. 1934 Leipzig. Mußte 1887 ein philologisches Studium in Wien abbrechen. Nach Übersetzertätigkeit 1893 ans Bibliographische Institut Leipzig, redaktionelle Betreuung von Wörterbüchern und Mitarbeit an Meyers Konversationslexika. 1898 mit einer sprachwissenschaftlichen Arbeit promoviert, 1904 venia für Allgemeine Sprachwissenschaft, 1910 nb., 1912 b. ao. Prof. mit LA Philosophie und Allg. Sprachwissenschaft, der 1923 auf Philosophie konzentriert wurde. In den 20er Jahren an einer mehrbändigen ‚Geschichte der Ethik‘ arbeitend, die zur „Besinnung auf die wahre innere Gemeinsamkeit“ und zur Aufhebung der aus nur zeitlich-vergänglichen Forderungen entstandenen

bertus-Linie, doch ein „Epigone der aufgeklärten Moralisten des 18. Jahrhunderts“ (Salomon), ging als Sozialpädagoge, Kriegsgegner und Schulreformer mit der „roten“ Lehrerschaft Sachsens in vielen konform.²³ Als Radikaldemokrat, Pazifist und Preußenhasser war der Heidelberger Extraordinarius Hans Driesch schon vor 1918 bekannt.²⁴ Gemäßigter - ausweislich ihres Einsatzes für Beckers Hochschulreform -, der Republik gegenüber aber aufgeschlossen, zeigten sich Dessoir (Berlin)²⁵ und Max Frischeisen-Köhler (Halle)²⁶.

Ein „überparteiliches“ Politikverständnis pflegend, stimmte Heinrich Rickert (Heidelberg)²⁷ dem neuen politischen System trotzdem zu. Ihm hatten, wie er Friedrich Meinecke schrieb, Krieg und Revolution „manchen Gedankengang über den Staat vollständig ins Wanken gebracht“, so daß der 1914 konzipierte dritte, rechts- und staatsphilosophische Teil seines „Systems“, ein Torso bleiben werde, da er sich erst „ganz neu orientieren“ müsse.²⁸ Das nationalliberale Erbe seines Vaters verpflichtete ihn aber insoweit, daß er die Verfassungsideen von 1919 in Einklang sah mit der politischen Philosophie des deutschen Idealismus.

Der sozialdemokratische Kultusminister Grimme rechnete auch seinen verehrten Lehrer Edmund Husserl zu den verfassungstreuen älteren Dozenten.²⁹ Am 16. November 1918 prophezeite Husserl, der noch kurz vor der Revolution eine von Dyroff abgefaßte Adresse gegen die Abdankung Wilhelms II. unterzeichnet hatte und der noch Monate später bekannte, stets „politisch auf monarchischem Boden“ gestanden zu haben, daß das „alte Regime“, das total versagt habe, wohl mit historischer Notwendigkeit gefallen sei und nie wieder aufer-

„Unterschiede“ der Moralsysteme beitragen sollte (lt. Vorwort Bd. 1, 1923, S. V). - UAL, PA 409 Dittrich. StAD. Vobi. 10281/127; PA Dittrich.

- 23 Barth, geb. 1858 Baruth/Schles. - gest. 1922 Leipzig. Philol.-philos. Studium in Breslau und Leipzig, Famulus bei M. Heinze, altphilol. Diss. bei Ribbeck, bis 1888 Schuldienst, 1890 in Leipzig Habil.: „Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer“; 1897 ord. Honorarprof., b. ao. Prof. (kein gesichertes Datum). - Barth 1921. Krueger 1922. Salomon 1922.
- 24 Driesch, geb. 1867 Kreuznach - gest. 1941 Leipzig. Naturwiss. Studium, Prom. bei Haeckel (Jena) 1889. Privatgelehrter, seit 1900 in Heidelberg, dort 1909 Habil. für Naturphilosophie aufgrund seiner „Philosophie des Organischen“. 1911 nb. ao. Prof., 1912 Übertritt in die Phil. Fak., 1916 ord. Honorarprof., 1.10. 1918 b. ao. Prof., 1920 oö. Prof. in Köln, 1921-1933 in Leipzig. - Driesch 1921, 1933, 1951. Ungerer 1941. M. Driesch 1951. Wenzl 1959. Drüll 1986, S. 51f.
- 25 Dessoir, geb. 1867 Berlin - gest. 1947 Königstein/Ts. Nach Habil. 1892 in Berlin ebd. b. ao. Prof., 1920 pers. Ord., 1934 em. - Forschungsschwerpunkte: Ästhetik, Psychologie, Parapsychologie. 1909 Gründer der „Gesellschaft für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft“. - Herrmann 1929. Dessoir 1946. Jung 1957.
- 26 Frischeisen-Köhler, geb. 1878 Berlin - gest. 1923 Halle. Wie sein Kollege Menzer Schüler des Luisenstädt. Gymnasiums; naturwiss.-philos. Studium fast ausschließlich in Berlin. 1902 bei Dilthey Prom.: „Hobbes in seinem Verhältnis zu der mechanischen Weltanschauung“. 1906, wiederum betreut von Dilthey, Habil.: „Der Realitätswert der sinnlichen Qualitäten“ und „Studien zur Naturphilosophie des Th. Hobbes“. PD in Berlin, 1915 b. ao. Prof. Halle, 1921 pers. Ord. 1915-1923 Mit-Hg. der „Kant-Studien“. - UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 371; Prom.-Akte. ebd., Nr. 1227; Habil.-Verfahren. UAH, Rep. 4/846, Bl. 197 und Rep. 4/847, Bl. 4. - R. Lehmann 1924. Menzer 1923. Nohl 1930. Kautz 1961.
- 27 Rickert, geb. 1863 Danzig - gest. 1936 Heidelberg. 1888 Prom. bei Windelband in Straßburg, 1891 Habil. in Freiburg, wo er 1894 zum ao., 1896 zum oö. Prof. aufstieg. 1915 Nachfolger Windelbands in Heidelberg, 1932 em. Zur politischen Haltung nach 1918: Jansen 1992 passim.
- 28 GStA, Rep. 92, NL Meinecke, Nr. 38, Bl. 186; Rickert an Meinecke v. 13. 1. 1925.
- 29 Husserl, geb. 1859 Proßnitz/Mähren - gest. 1938 Freiburg. PD Halle (1887), b. ao. Prof. in Göttingen 1906-1916, oö. Prof. Freiburg 1916-1928. - Zum politischen Denken Husserls: Schuhmann 1988.

stehen werde. Das hinderte ihn nicht, seinem Schüler Fritz Kaufmann zu gestehen, „mit allen national Gesinnten unter dem entsetzlichen Zusammenbruch unserer großen und stolzen Nation" zu leiden, einer amerikanischen Cousine als „leidenschaftlicher Patriot" das „Versagen" der fälschlich für „idealistisch" eingeschätzten USA vorzuhalten oder von der „Blutschuld" der Franzosen zu sprechen, die die Amerikaner in Versailles und auch wegen der daraus folgenden Ruhrbesetzung auf sich geladen hätten. Überhaupt war es „Versailles", das sein Verhältnis zur „Nation", verstanden als ein „unpolitischer", den Weimarer Parlamentarismus ins „Überparteiliche" transzendierender Begriff, festigte. Soweit er politisch auf die SPD hoffte, vertraute er darauf, daß deren „materialistische Lebens- und Geschichtsauffassung nur noch die Rolle eines historischen Überbleibels" spiele (an Keyserling 1919) bzw. darauf, daß der „glaubensstarke Idealismus" ihrer Führer auch in der „Breite des sozialdemokratischen Volkes lebendig" sei (an Grimme 1932).³⁰

Husserls häufige Beschwörung einer an „Idealen", „reinen Ideen" und „wahren Normen", an einer „übernationalen Humanität (mit echten nationalen Sondereinheiten)" auszurichtenden Politik gründete sich dabei weniger auf die abstrakte Verfassung als auf Politiker, denen er zutraute, die Republik auf überzeitliche Ideale zu verpflichten: Auch an Grimme - so gestand er seinem Schüler Landgrebe - schätzte er dessen „reinen Idealismus", nicht seine sozialdemokratische Überzeugung.³¹

Der bis 1927 in Bonn lehrende Max Wentscher war vor 1914 in der Schriftenreihe der „Christlichen Welt" für eine liberale Auslegung der Lehrfreiheit innerhalb der evangelischen Kirche eingetreten und hatte in einer kurz vor der Emeritierung geschriebenen 'Pädagogik' (1926) ein vom kulturidealistischen Menschheitsenthusiasmus motiviertes Bekenntnis zur „Demokratisierung" und „Selbstregierung" des Volkes abgelegt.³² Hierin stand ihm sein Bonner Kollege Gustav Störing nicht nach: Die von ihm für unumgänglich gehaltenen „weitgehenden sozialen Reformen" sah er als Etappe in der „Entwicklung des sittlichen Weltprozesses", die man im übrigen, Vorschläge Fichtes wieder aufgreifend, mittels sittlicher Erziehung der Jugend und intensiver Erwachsenenbildung befördern solle.³³

30 Husserl Brw. 1994, Bd. III, S. 200f.; an R. Ingarden v. 16. 11. 1918. Bd. VI, S. 67; an A. Dyroff v. 28. 11. (recte: 10) 1918. Ebd., S. 222-226; an Keyserling v. 29. 9. 1919. Bd. III, S. 343; an Kaufmann v. 17. 1. 1919. Bd. IX, S. 166-197; an F. Darkow v. 28. 2. und 31. 10. 1923 (vgl. auch den Brief an seinen amerikanischen Schüler W. E. Hocking v. 3. 7. 1920, Bd. III, S. 162ff: der Friede sei noch entsetzlicher als der Krieg). Husserls Monarchismus klang vor 1918 kaum an, dafür aber deutlich sein positives Kriegserlebnis, das vom Einsatzwillen und der großen Tapferkeit seiner beiden kriegsfreiwilligen Söhne beflügelt wurde. Auch als sein Sohn Wolfgang vor Verdun gefallen war, ermunterte er seinen an der Westfront dienenden Schüler Mahnke, aus der „Einmütigkeit des ganzen Volkes" Kraft zu schöpfen. Die Opfer seien nicht umsonst, überall spüre er die „eiserne Faust Hindenburgs" (Bd. III, S. 404-407; Brief v. 2. 12. 1916) Vgl. a. zu Husserls Kriegserlebnis: Losurdo 1995, S. 227-229.

31 Husserl Brw. 1994, Bd. IV, S. 296f.; an Landgrebe v. 7. 11. 1932. Vgl. zum Glauben an überzeitliche Ideen ebd. Bd. III, S. 162ff.; an W. E. Hocking v. 3. 7. 1920. Ebd., S. 217-219; an Ingarden v. 31. 8. 1923.

32 Wentscher, geb. 1862 Graudenz - gest. 1942 Wittlich. Lotze-Anhänger, seit 1906 b. ao. Prof., im Oktober 1918 pers. Ord. in Bonn, 1927 em. - BAK, R 21/10022, Bl. 10378 (Angabe einer DVP-Mitgliedschaft). Wenig 1968, S. 333. - Vgl. Wentscher 1907, S. 23f. und ders. 1926, S. IXf.

33 Störing, geb. 1860 Voerde/Westf. - gest. 1946 Göttingen. Nach theol. Ausbildung und Medizinstud. von W. Wundt habilitiert. Nach Stationen in Zürich (1900) und Straßburg (1911) Ordinariat in Bonn (1914-1929). Thyssen 1968. - Weltanschauliche Bekenntnisse liefert Störings Broschüre 'Die Frage der Wahrheit der christlichen Religion', 1920, bes. S. 16-28. - BAK, R 21/10020, Bl. 9378; hier gibt

Neben diesen in weltanschaulich-politischen Fragen relativ mitteilsamen Philosophen entziehen sich andere der Zuordnung, so daß sie in diesem Zusammenhang nur berücksichtigt werden können, soweit man ihre Indifferenz nicht als Ablehnung der republikanischen Verfassung wertet. Zu dieser Gruppe zählen der Vitalist Erich Becher³⁴, der lange vor 1914 an einer Rehabilitierung des Metaphysikers Kant arbeitende Rostocker Ordinarius Franz Erhardt³⁵, der Göttinger Dilthey-Schüler Georg Misch³⁶, der in Tübingen mit seiner „induktiven Metaphysik“ sowie dem Seelenleben großer Männer und kleiner Kinder beschäftigte Karl Groos³⁷, der 1920 gerade einmal soviel Profil zeigte, um eine Bismarck-Studie mit der Hoffnung zu beschließen, daß die deutsche Erde noch immer die Kräfte bergen möge, um wieder einen Führer vom Format des Reichsgründers erstehen zu lassen³⁸, und der Greifswalder Philosophiehistoriker August Schmekel³⁹. Nur indirekt agitierte Heinrich Maier (Göttingen) gegen die politischen, direkt aber gegen die weltanschaulichen Feinde des „autonomen Individuums“, gegen marxistische und biologistische Deterministen jeglicher Couleur.⁴⁰

Störriing an, „nie Mitglied einer politischen Partei“ gewesen zu sein, nur dem „S.K.“ (=Süddt. Kartell, Deutsche Burschenschaft) von 1888-1905 und seit Herbst 1887 den Alten Herren des Vereins Dt. Studenten (Kyffhäuser) angehört zu haben. Leaman 1993, S. 83, offenbar außerstande, die von Störriing gebrauchten Abkürzungen aufzulösen, reduziert die Angaben auf: „Mitglied im Kyffhäuserbund“.

- 34 Becher, geb. 1882 Reinshagen/Remscheid - gest. 1929 München. Studium in Bonn seit 1901, Prom. ebd. 1904: ‚Experimentelle und kritische Beiträge zur Psychologie des Lesens bei kurzen Expositionszeiten‘. Habil. ebd. 1907: ‚philosophische Voraussetzungen der exakten Naturwissenschaften‘; oö. Prof. Münster 1909, München 1916-1929. - Becher 1921. Luchtenberg 1929. Wenzl 1953.
- 35 Erhardt, geb. 1864 Niedertreba/Thür. - gest. 1930 Rostock. Pfarrersohn, Abitur Apolda 1883, theolog.-philos. Studium in Jena, Heidelberg, Berlin. 1888 bei Liebmann (Jena) Prom.: ‚Kritik der kantischen Antinomienlehre‘; ebd. Habil.: ‚Der Satz vom Grunde als Prinzip des Schließens‘. Von 1897 bis 1930 oö. Prof. in Rostock. - Goldmund 1937. - Seine Spinoza-Monographien (Erhardt 1908 und 1928) belegen seine Ablehnung des Spinoza angelasteten, seit 1850 erstarkenden Naturalismus und Monismus mitsamt den atheistischen Konsequenzen, brechen aber zugleich eine Lanze für den jüdischen Philosophen des Toleranzgedankens, der Glaubens- und Gewissensfreiheit.
- 36 Misch, geb. 1878 Berlin - gest. 1965 Göttingen. 1900 Prom. bei Dilthey: ‚Zur Entstehung des französischen Positivismus‘; Habil. ebd. 1905: ‚Geschichte der Autobiographie‘. 1911 b. ao. Prof. in Marburg, 1916 in Göttingen, 1919 ebd. oö. Prof., bis 1935. 1939-1946 emigriert. - UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1227, Bl. 163-167; Habil.-Verfahren. - König 1967. Bollnow 1980. Dahms 1987. Pflug 1994. Sieg 1994, S. 313ff.
- 37 Groos, geb. 1861 Heidelberg - gest. 1950 Tübingen. Nach Prom. (1884) in Heidelberg von Siebeck in Gießen 1889 habilitiert. Von der Ästhetik zur Psychologie (‚Das Seelenleben der Kinder‘, 1904), in der Tübinger Zeit (1911-1929) dann zu metaphysisch-religionsphilosophischen Fragen übergehend. - Groos 1921. H. Groos 1952. Weinert 1966.
- 38 Groos 1920, S. 247.
- 39 Schmekel, geb. 1857 Jastrow/Ostpr. - gest. 1934 Greifswald. Habil. 1894 in Berlin, seit 1906 b. ao. Prof. in Greifswald, 1921 pers. Ord., 1927 em. Arbeitete vorwiegend zur Philosophiegeschichte der Antike (Stoa, Hellenismus). Hadler 1956, S. 82.
- 40 Maier, geb. 1867 Heidenheim - gest. 1933 Berlin. Stud. der Theologie/Philos. in Tübingen, 1890/93 theol. Examina, bis 1896 Repetent am Theol. Seminar Heilbronn, 1892 bei Sigwart in Tübingen Prom.: ‚Die logische Theorie des deduktiven Schlusses‘. Ebd. 1896 Habil.: ‚Syllogistik des Aristoteles‘. 1900 b. ao., 1901 oö. Prof. in Zürich, 1911 Göttingen, 1918 Heidelberg. - Segreffe 1987.

1.1.2. „Zentrumsphilosophen“

Ungeachtet interner weltanschaulicher Differenzen bildeten die katholischen Philosophen nach außen eine politisch relativ homogene und sehr aktive, in der politischen Publizistik nahezu omnipräsente Gruppe. Das gilt für die Inhaber der Konkordatslehrstühle an den Philosophischen Fakultäten Bayerns in München (bis 1923: Clemens Baeumker⁴¹) und Würzburg (bis 1921: Remigius Stölzle⁴²), für ihre Kollegen im badischen Freiburg (bis 1923: Josef Geyser⁴³), wie für jene an den preußischen Universitäten Bonn (bis 1934: Adolf Dyroff⁴⁴), Münster (bis 1929 Max Ettlinger⁴⁵) und Breslau (bis 1924: Matthias Baumgartner⁴⁶).

- 41 Baeumker, geb. 1853 Paderborn - gest. 1924 München. Aus dem Schuldienst ohne Habil. 1883 nach Breslau berufen. Über Bonn (1900) und Straßburg (1902) nach München (1912) als Nachfolger seines Förderers v. Hertling. Philosophiehistoriker (Patristik, Scholastik), daneben bestrebt, die katholische Weltanschauung gegen ihre Widersacher, Utilitaristen und Evolutionisten, zu sichern. - Baeumker 1921, bes. S. 20ff.
- 42 Stölzle, geb. 1856 Ob/Allgäu - gest. 1921 Würzburg. Studium der Philos. und Klass. Philologie in München (Prantl) und Würzburg (Stumpf, Schanz), dort 1880 Prom.: ‚Begriff und Lehre vom Unendlichen bei Aristoteles...‘. 1880-1882 Staatsexamina, Schuldienst in Augsburg, seit 1886 in Würzburg; ao. Prof. ebd., 1894 oö. Prof., 1905 Gründer des Philos., 1916 des Pädag. Seminars, nachdem sein LA 1913 auf Pädagogik erweitert worden war. Seit 1905 im bayer. Landesschulsausschuß, 1920/21 Rektor der Universität Würzburg. Beiratsmitglied der Görres-Gesellschaft. - Engert 1922.
- 43 Zu Geyser s. u. Kap. A 2.
- 44 Dyroff, geb. 1866 Damm/Aschaffenburg - gest. 1943 München. Altphilol. Studium und Prom. 1892 in Würzburg; bis 1899 Gymnasiallehrer ebd., nebenher philos. Studium bei Külpe. 1899 bei v. Hertling Habil.: ‚Demokritstudien‘. 1901 b. ao. Prof. in Freiburg, 1903 Nachfolger Baeumkers in Bonn, dort 1925/26 Rektor, 1934 em, 1940/41 Vertretung des eigenen Lehrstuhls. - UA Bonn, PA Dyroff. Dyroff 1924. Szykarski 1948, ders. 1959. Rüther 1968. - Politisch eher dem rechten Flügel der Zentrumsparterie (bis 1921: Martin Spahn) zuzuordnen, Bismarckverehrer (Dyroff 1928); vor 1918 kurzzeitig stellvertr. Vors. der Bonner Ortsgruppe der Vaterlandspartei. Mitglied der alldeutschen „Gesellschaft für einen unabhängigen Frieden“ (Dietrich Schäfer). Vor diesem Hintergrund fraglich, ob Dyroff DVP oder DNVP meinte, wenn er 1935 angab, er habe 1918 die Ortsgruppe der „Deutschen Volkspartei“ gegründet (BAK, R 21/10003, Bl. 1856). Leaman 1993, S. 37, übersieht die Beteiligung an Schäfers Initiative und befördert Dyroff zum „Leiter“ der Vaterlandsparteiler in Bonn. - Publizistisch trat Dyroff für die „Ideen von 1914“ ein (vgl. Dyroff 1915, 1916, 1917); im übrigen Hg. der Reden und Vorträge v. Hertlings als Bonner Hochschullehrer (Dyroff 1929). Zahlreiche Veröffentlichungen zur Schul- und Hochschulpolitik, zur Universitäts- und Bildungsgeschichte. 1930 Gedenkartikel für den völkischen Publizisten Karl Storck (1873-1920), Schriftleiter von „Der Türmer“ (Dyroff 1930). Daneben auch siedlungshistorische und heimatkundliche Arbeiten. 1914-1930 Präsident der Internationalen Gesellschaft für Religionspsychologie.
- 45 Ettlinger, geb. 1877 Frankfurt/M. - gest. 1929 Ebenhausen. Philos. Studium in Heidelberg und München (bei Lipps und v. Hertling, unter dessen Einfluß der Jude Ettlinger zum Katholizismus konvertierte). 1899 Prom.: ‚Zur Ästhetik des Rhythmus‘. 1903-1907 „Hochland“-Redakteur. In München 1913 Habil.: ‚Die Ästhetik Deutingers‘. 1914-1918 Heeresdienst, seit 1916 im Bayer. Kriegsministerium (Nachrichtendienst des Generalstabs). Zum 1. 4. 1917 als Nachfolger Geysers nach Münster berufen. 1922 Mitbegründer des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik, dessen Leiter und „Bewahrer einer klaren katholischen Linie“ (Steffes) bis 1929. Mit.-Hg. der „Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik“, des „Handbuchs für Erziehungswissenschaft“ und der von Kösel & Pustet verlegten „Philosophischen Handbibliothek“, die auf thomistischer Grundlage die „neuesten Erkenntnisse der Wissenschaft“ in die „große Synthese“ einer „einheitlichen Weltanschauung“ einschmelzen sollte (Steffes). GSTa, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 3, Bd. XIII, unpag.; Berufungsverfahren Ettlinger. UAMs, NU, PA 57. Ebd., Phil. Fak., B II la. - Steffes 1930. Spieler 1959.

Was diese Dozenten und ihre Nachfolger vor allem auf dem Gebiet der Bildungspolitik in die politische Diskussion einbrachten, gehorchte den Moderne-kritischen Vorgaben der sog. „Neuscholastik“, deren Protagonisten seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts alle Konkordatslehrstühle besetzt hielten.

Der erste in dieser Reihe war Georg von Hertling, seit 1912 Regierungschef im Königreich Bayern, 1917/18 deutscher Reichskanzler. Baeumker war Hertlings Protege und sein Münchner Nachfolger. Dyroff, dessen Habilitation in Würzburg scheiterte, gelang mit von Hertlings Hilfe der Einstieg in die Universitätslaufbahn. Geysler, Baumgartner, Ettlinger und Stölzles Nachfolger Meyer waren seine unmittelbaren Schüler. Aus Baeumkers Schule wiederum gingen die Inhaber der nach 1918 neu eingerichteten, für katholische Philosophen reservierten Lehrstühle hervor: Artur Schneider in Köln, Theodor Steinbüchel in Gießen und Matthias Meier in Darmstadt.⁴⁷ Dieser engen persönlichen Verflechtung entsprach die politische Einbindung in die Zentrumsparterie, das bildungspolitische Engagement im Katholischen Akademikerverband und in der Görres-Gesellschaft. Alle ließen sich dabei leiten von den Grundsätzen der in mehreren päpstlichen Enzykliken entfalteten katholischen Soziallehre, die als kirchenpolitische Reaktion auf das liberal-kapitalistische Gesellschaftsmodell formuliert wurden und die nicht weniger im Sinn hatten, als die „Restauration der christlichen Gesellschaft nach christlichen Prinzipien“. Von vornherein war also die neuscholastische Philosophie, die im Rückgriff auf die thomistische Lehre zur Erneuerung und Festigung des Glaubens antrat, politisch motiviert. Sie war ein Werkzeug der sozialen Verteidigung traditioneller Werte und der darauf basierenden Gesellschaftsordnung gegen die sie zersetzende Moderne.⁴⁸

1.1.3. Deutschnationale und völkische Rechte

In diesem Lager sammelte sich die kleinste Fraktion unter den „Alt“-Ordinarien, die aber zugleich die größten Klassifikationsprobleme bereit. Der ostelbische „Junkerkonservativis-

46 Baumgartner, geb. 1865 Schretzheim b. Dillingen - gest. 1933 ebd. Nach Besuch des Gymnasiums Dillingen und theol. Ausbildung am Lyceum ebd. 1888 Priesterweihe, dann seelsorgerische Arbeit in Augsburg bis 1890. Studium in München, dort 1892 bei v. Hertling Prom.: ‚Beiträge zur Psychologie der Erkenntnis des Wilhelm von Auvergne‘. Studien bei Baeumker in Breslau, Quellenstudien in Paris, Rom, Mailand, Florenz zur Vorbereitung der Münchener Habil. 1896: ‚Die Philosophie des Alanus de Insulis im Zusammenhang mit den Anschauungen des 12. Jahrhunderts dargestellt‘. 1897 philos. Prof. an der Theol.-Kath. Fakultät Freiburg, Nachfolger Baeumkers in Breslau 1901 - gegen den ausdrücklichen Wunsch der Fakultät und unter lauten öffentlichen Protesten vom Minister oktroyiert. Baumgartner wurde, obwohl vom Modernisten Franz X. Kraus gefördert, schon in Freiburg als Exponent der „Ultramontanen“ eingestuft, auf deren Druck er angeblich auch, wie die Presse schrieb, nach Breslau berufen worden sei. Der Vorgang ist ausführlich dokumentiert in: GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 36, Bd. XXI, Bl. 202-205, 261-283, 311-324. - In seiner Breslauer Zeit Neubearbeitung des zweiten, Patristik und Scholastik umfassenden Bandes von Ueberwegs ‚Grundriß der Geschichte der Philosophie‘ (10. Aufl. 1915). - Inwieweit Baumgartner auch tagespolitisch in dem bei seiner Berufung befürchteten Ausmaß aktiv war, wäre anhand des lokalen Zentrumsorgans, der „Schlesischen Volkszeitung“, zu eruieren, deren Ausgaben aber für den fraglichen Zeitraum (1914-1924) vollständig nur noch in Breslau erhalten sind. Biographisch: Schiel 1977.

47 Zur Berufungspolitik s. u. Kap. A I 2.18.

48 Aubert 1988, S. 320ff; anders Walter 1988, S. 131, der ohne nähere Begründung meint, daß kirchenpolitische Strömungen des 19. Jhs. das Phänomen „Neuscholastik“ nicht hinreichend zu erklären vermöchten.

mus" im Sinne eines preußisch-protestantischen Royalismus war im Rahmen der „nationalen Opposition" schon lange vor 1918 von der „neuen Rechten" überflügelt worden. Diese versuchte Mittelstandsinteressen im Alldeutschen Verband oder im Bund der Landwirte mittels judengegnerischer, sozialdarwinistischer und biologisch-rassenideologischer Weltanschauungssegmente zu integrieren. Aus diesem Reservoir schöpfte die rechte Fundamentalopposition gegen Weimar, während ein Teil des „Junkerkonservatismus" bei den Pragmatikern der Deutschnationalen Volkspartei („Westarp-Flügel") unterkam. Diese grobe Einteilung der Weimarer Rechten in systemloyale Deutschnationale und völkische Systemgegner erlaubt aber nur Zuordnungen für die Anfangszeit der Republik. Sie müssen umso unpräziser ausfallen, je stärker sich die Rechte im Verlauf der 20er Jahre ausdifferenziert. Doch berücksichtigt man von den fünf Hauptrichtungen, die Armin Mohler unter dem Dach der „Konservativen Revolution" vereint, nur die drei hier wichtigen, Völkische, Jungkonservative und Nationalrevolutionäre, verschärfen sich die Probleme eher. Mohler selbst räumt ein, daß die drei Gruppen sich überschneiden und „keineswegs" sauber zu trennen seien. Zumal dann noch ein Teil der Jungkonservativen „nicht in unversöhnlichem Gegensatz" zur Republik stand⁴⁹, und bei den Völkischen eine so verwirrende organisatorische und weltanschauliche Vielfalt herrschte, das man neuerdings ihre Ideologie eher einen „Ideenkomplex" (Härtung) nennt, worin die Anrufung der Ursprünge in Volk oder Rasse (Mohler) oder die Lebenssinn stiftende Identifikation mit dem eigenen Volk (Sieferle) nur noch als zwei Leitbilder unter mehreren zu erkennen sind.⁵⁰ Halten wir uns für die älteren Ordinarien vorerst an die grobe Einteilung „deutschnational"-„völkisch", dann ergibt sich etwa folgendes Bild:

Als Anhänger einer loyalen rechten Opposition, die freilich bis 1933 einen Frontwechsel vollzogen, haben Erich Jaensch (Marburg)⁵¹ und der Breslauer Ordinarius Eugen Kühnemann⁵² zu gelten. Im Juni 1920 unterschrieben sie einen in der „Frankfurter Zeitung" publi-

49 Mohler 1989, S. 142, 152 (Hervorhebung CT). - Zur Kritik des Sammelbegriffs „Konservative Revolution": Breuer 1993; auf Breuer replizierend: Weißmann 1994.

50 Mohler 1989, S. 131ff. - Sieferle 1995, S. 26f. - Härtung 1997, S. 22.

51 Jaensch, geb. 1883 Breslau - gest. 1940 Marburg. In Göttingen bei G. E. Müller 1908 Prom.: ‚Zur Analyse der Gesichtswahrnehmung‘, 1910 in Straßburg Habil.: ‚Über die Wahrnehmung des Raumes‘. Als Experimentalpsychologe 1913 auf den Lehrstuhl Cohens nach Marburg berufen. - Fischer 1940. Metzger 1974. Geuter 1984, S. 206ff., 279ff. Pinn 1987. Sieg 1994a, S. 365ff.; ders. 1994b. - BAK, R 21/10009, Bl. 4596: Jaensch gehörte seit dem 1. 9. 1932 Rosenbergs KfDK an und war seit 1. 10. 1932 FMSS, rühmte sich aber nach 1933, „2 Jahre vor der Machtergreifung" seiner Werbung für die „Bewegung", auf dem Katheder und in Schriften.

Kühnemann, geb. 1868 Hannover - gest. 1946 Fischbach/Riesengebirge. 1889 in München Prom.: ‚Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des Wallenstein‘. 1894 mit einer Habil. bei Dilthey gescheitert, 1895 bei Cohen erfolgreich: ‚Kants und Schillers Begründung der Ästhetik‘ (PV 5. 12. 1895: Analytisch und synthetisch bei Kant). 1901 b. ao. Prof. Marburg, 1903 oö. Prof. Bonn, WS 1903/04 Gründungsrektor der Kgl. Akademie in Posen, 1906-1935 oö. Prof. Breslau. 1906, 1908 und 1912 Austauschprofessor an US-Universitäten, 1914-1917 im Auftrag des AA und des PrKultM. Propagandist in den USA. - Kühnemann 1927, ders. 1937. Holz 1982. Sieg 1994a, S. 303-307. Zu Kühnemanns Schicksal 1945/46 kurz: Pohl 1956, S. 72f. - BAK, R 21/10011, Bl. 5625, wo Kühnemann vermerkte: „[...] gehörte nie einer politischen Partei an" (was Leaman 1993, S. 57, unterschlägt; dort auch noch weitere unsinnige Behauptungen und Verkürzungen). Zu seinen politischen Aktivitäten rechnete Kühnemann nur den während des 1. Weltkrieges mit knapp 400 Vorträgen bestrittenen „geistigen Kampf um die deutsche Sache" in den USA.

zierten Aufruf deutscher Hochschullehrer, die Weimarer Verfassung „ohne Vorbehalte und Umschweife“ anzuerkennen. Mit ihnen unterzeichneten nicht nur liberale Kollegen wie Casirer, Driesch, Dessoir, Goldstein, Linke, Marck, Strecker, Schlick und Troeltsch, sondern auch, neben Max Weber, die Creme des linksliberalen Establishments, vertreten durch Gustav Radbruch, Hermann Heller, Martin Rade, Otto Baumgarten und Albert Einstein.⁵³

Jaensch, seit 1912 Nachfolger Hermann Cohens, habe während der Weimarer Zeit kein „sonderlich politisches Interesse“ an den Tag gelegt.⁵⁴ Diese jüngst aufgestellte Behauptung ignoriert den hyperaktiven, ehrgeizigen Wissenschaftspolitiker Jaensch, der eine starke, psychologisch orientierte Anthropologie zur neuen Leitwissenschaft erheben wollte und dafür Kultusminister Becker umwarb (s. u. Kap. A 2). Sie verkennt auch den Einfluß, den Jaensch seit Mitte der 20er Jahre bei rechten Studentenverbänden gewann.⁵⁵ Und sie übersieht das wesentliche kulturpolitische Anliegen dieses Psychologen, der in seinen philosophischen Arbeiten als „Arzt der Kultur“ die am Ende der modernen Zivilisation stehende „Zerspaltung der menschlichen Totalität“ diagnostizierte und vom „Griechenideal“ und Humboldts Neuhumanismus durchsetzte Rezepturen verschrieb.⁵⁶ Daß für Jaensch aber nicht der idealistische Neuhumanismus, sondern Marx' „realer Humanismus“, befreit vom „ökonomistischen Ballast“, zukunftsweisend war, das ließ er noch 1933 drucken.⁵⁷ Diese Überzeugung dürfte wenigstens um 1920 sein Eintreten für die Republik motiviert haben. Auch seine von Hessens eher linker Volksschullehrerschaft sozialpolitisch als fortschrittlich eingestufte Strukturpsychologie, die versprach, das Begabtenpotential der Unterschichten effizienter auszuschöpfen⁵⁸, schuf Berührungsflächen.

Kühnemann stellte seine unter Kaiser Wilhelms II. persönlichem Protektorat gepflegten Kontakte zur akademischen Elite der USA ebenso wie seine guten Verbindungen zu den

53 Kundgebung deutscher Hochschullehrer, in: FZ Nr. 406 v. 5. 6. 1920, 1. Morgenblatt.

54 So Sieg 1994b, S. 325.

55 Einsetzend etwa 1925/26 im Kreis des Akademischen Turner-Bundes Marburg; vgl. nur die gegen die „Leibverachtung“ gerichtete Beschwörung des Erbes von F. L. Jahn: Jaensch 1926. Rückblickend, im Sommer 1933, meinte Jaensch: Während der „Ebbezeit“ sei auch der ATB, unterstützt von der „Altherrenschaft“ (zu deren Mitgliedern in der „AH Kurhessen-Marburg“ Jaensch gehörte), eine der sicheren „Zufluchtstätten“ und „Trutzburgen“ des „nationalen Gedankens“ gewesen; Jaensch 1933b. - Vgl. Fischer 1940.

56 Jaensch 1929, S. 198 sowie ebd. das gesamte, die Entfremdungsphänomene der Moderne thematisierende Kapitel: „Der Kulturhintergrund der philosophischen Komplementärtheorien“ (S. 170-211), das Simmeis „Tragik der Kultur“ und Sombarts Kapitalismusanalysen viel verdankt. Sieg 1994 blendet dies vollständig aus und isoliert so die Strukturtheorie Jaenschs, obwohl sie doch nur als Konsequenz dieser Kulturdiagnose verstehbar ist. Natürlich kehrt Sieg auch die ephemere, judengegnerische Grundierung des Un-Verhältnisses zu Cohen hervor, bemerkt aber nicht die lebenslange, auch nach 1933 nicht verleugnete Anhänglichkeit an Jaenschs Lehrer, den jüdischen Neukantianer Otto Liebmann (vgl. dazu Jaensch 1929, S. 91 f., wo Liebmann in die gegen Cohen abgegrenzte neukantianische Tradition F. A. Langes gestellt wird). Ebenso beteiligt sich Jaensch noch 1931, als er nach eigenen Angaben bereits für die „Bewegung“ warb, an der Festschrift für den jüdischen Psychologen und Philosophen, seinen Breslauer Landsmann William Stern (Jaensch 1931).

57 Jaensch 1933a, S. 47, 66.

58 Sieg 1994, S. 320f., erwähnt zwar, daß der Volksschullehrerverband Jaensch auch finanziell unterstützte und beim Aufbau des Psycholog.-päd. Instituts in Marburg mithalf, beachtet aber nicht, daß die Verbindung auf gemeinsamen, rechten wie linken Sozialpolitikern der 20er Jahre geläufigen biologistischen Ideen über social engineering beruhte.

Vereinen deutschstämmiger Amerikaner in den Dienst der auswärtigen Kulturpolitik Weimars, vollzog aber im Verlauf der 20er Jahre einen politischen Schwenk, der ihn im Herbst 1932 auf Hitlers Regierungsbeteiligung hoffen ließ.

Der Kantphilologe Erich Adickes (Tübingen) war vor 1914 gegen die „Negationspartei“ der Sozialdemokraten ausfällig geworden, und 1924 nutzte er das Kant-Jubiläum, um daran zu erinnern, daß der sittliche Idealismus der kantischen Philosophie schon einmal, in den Befreiungskriegen, eine siegreiche Erhebung gegen Okkupanten inspiriert habe.⁵⁹

Paul Hensel (Erlangen), über dessen politische Ausrichtung ein jüngerer Verehrer nur kurz mitteilt, sie sei „preußisch-national“ gewesen⁶⁰, hatte die Reihe seiner Gelegenheitsarbeiten 1892 mit einem Essay über Paul de Lagarde begonnen, der Sympathie für dessen Kritik an den „kosmopolitisch“ durchtränkten Ideologien des Liberalismus, Katholizismus und Sozialismus bekundete.⁶¹ Als deutscher Editor sozialpolitischer Schriften Carlyles wie als Biograph des englischen Konservativen liebäugelte Hensel mit staatssozialistischen Ideen. Mit einem starken, wenn nötig diktatorisch regierten Staat wollte er sich abfinden, um den sozial bedrohlichen Atomisierungstendenzen des Liberalismus zu begegnen. Andererseits wollte er das von ihm unumwunden zugestandene Recht zur Selbstbehauptung und nationaler Kraftentfaltung in die höhere Idee der Kulturmenschheit eingebunden wissen.⁶²

Alfred Brunswig (Münster), den Husserl vom Psychologismus seines Lehrers Theodor Lipps befreit haben wollte, und der daraufhin, nach dem Zeugnis seines Münchener Kollegen Geiger, seine religiösen Neigungen auch deswegen hervorkehrte, weil ihm die einflußreiche Philosophen-Exzellenz von Hertling die Karriere ebnen sollte, habe an der Westfront, „dem Tode ständig in die Augen“ sehend, „Mut zur Metaphysik“ gefunden.⁶³ Dieses positi-

59 Adickes, geb. 1866 Lesum/Bremen - gest. 1928 Tübingen. In tiefreligiöser Familie aufgewachsen, doch nach Bekanntschaft mit der historisch-kritischen Methode der Bibelforschung bei Kautzsch „Abwendung von dem theistischen Glauben seiner Jugend“ (Liebert) und Wechsel von der Theologie zur Philosophie. Schüler Paulsens, Habil. Kiel 1895, dort bis zum Ordinarius aufgerückt (1902). 1904 Sigwart-Nachfolge in Tübingen. Im Auftrag der Preußischen Akademie Hg. von Kants hs. Nachlaß. Im Nachruf Lieberts findet sich die milde Rüge, daß Adickes Agnostiker geblieben und den Glauben des jüngeren Neukantianismus an die Möglichkeit einer wissenschaftlich gesicherten Metaphysik nicht geteilt habe. -Adickes 1921. Liebert 1928. Gedächtnis 1929, S. 40f. Hanslmeier 1953. - Gegen die Sozialdemokratie: Adickes 1906, S. 159, und gegen „Okkupanten“: ders. 1924.

60 Misoge 1886, S. 241.

61 Hensel, geb. 1860 Gr. Barthen/Ostpr. - gest. 1930 Erlangen. Teilw. jüdischer Herkunft, ev., Abitur in Berlin 1881, Studium ebd. und bei Riehl in Freiburg, Prom. 1885. Habil. bei Windelband in Straßburg 1888: ‚Ethisches Wissen und ethisches Handeln‘. PD und seit 1895 nb. ao. Prof. ebd., ab 1898 b. ao. Prof. in Heidelberg; öö. Prof. in Erlangen 1902-1929. - E. Hensel 1947. Medicus 1969. Misoge 1886.

62 Hensels Gelegenheitsarbeiten, gesammelt von seinen Freunden Rickert und E. Hoffmann (Hg.) 1930; darin über Lagarde, S. 1-12. Aufschlußreich auch ebd., S. 180-184: ‚Was kann der deutsche Liberalismus aus Fichte lernen?‘ (1912). Vgl. a. seine Carlyle-Biographie 2. Aufl. 1902, S. 148, 159, 166ff., 190ff.

63 Brunswig, geb. 1877 Plau/Meckl. - gest. 1927 Münster. 1896 RealG. München, Stud. in Berlin u. München, dort bei Lipps 1904 Prom.: ‚Das Erklären. Sein Wesen und sein wissenschaftliches Recht‘. Private Studien bei Husserl in Göttingen und Stumpf in Berlin. 1910 in München Habil.: ‚Das Vergleichen und die Relationserkenntnis‘. 1914: ‚Das Grundproblem Kants...‘, wo Vorbehalte gegen Husserls angemeldet werden: Dessen allzu unproblematisch gefaßte „Evidenz“ in der Schau von Wesenszusammenhängen sei allenfalls in der gegenseitig sich kontrollierenden Arbeit einer Forschergemeinschaft zu gewinnen (1914, S. 168). - 1914-1918 Kriegsfreiwilliger, Einsatz an der Westfront (EK II). 1915 nb. ao. Prof., zum WS 1916/17 als Nachfolger Bechers nach Münster berufen. Brunswig, der in seiner vita

ve Kriegserlebnis schlug sich in einer Leibniz-Biographie nieder, die den Philosophen unter die großen „germanischen Denker“ einreichte, die „das tapfer heroische Stehen zu unserer Welt als Gottes Welt“ auszeichne, und der zugleich Repräsentant des abendländischen-christlichen wie germanischen Europäertums sei.⁶⁴

Ogleich politisch wie wissenschaftlich nach 1918 kaum hervortretend, muß hier Brunswigs Kollege Willy Kabitz als Deutschnationaler erwähnt werden.⁶⁵ Der Leibniz-Editor, Schwiegersohn Friedrich Paulsens und Protege Diltheys, war als fast 40jähriger im August 1914 eingerückt und diente drei Jahre als Infanterieoffizier an der Ostfront, bis er, nachdem er im März 1918 bereits zu einem „Vortrags-Zyklus“ nach Wilna abkommandiert worden war, im Mai 1918 zum Stab Ober-Ost versetzt wurde, wo er in der Presseabteilung und zuletzt als Leiter der Sektion Buchzensur und Feldbuchhandel Verwendung fand. Seit 1920 in der DNVP, war Kabitz 1932 Mitglied ihres „Deutschen Ausschusses (Hermann-Bund Deutscher Nation)“.

Mit den sporadischen Äußerungen ihres stark kulturliberal oder christlich durchsäuernten Konservatismus blieben Adickes, Hensel und Brunswig recht weit entfernt vom „harten

zur Dissertation Beruf und Religion des Vaters nicht angab, sich selbst als „ev.“ bezeichnet, war vermutlich teilw. jüdischer Herkunft. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 3, Bd. XIII, unpag.; Vorschlag der Fakultät v. 16. 8. 1916 und Schriftwechsel mit dem „Kriegsfreiwilligen Brunswig“ 1916/17. UAMs, Phil. Fak., B II la sowie NU Pa Nr. 24, Brunswig und Phil. Fak, PA Nr. 16; Kur. PA Nr. 57. - Ettlinger 1927, dort die Angaben über Brunswigs Wandlung im Krieg. Über die Münchener Zeit: Husserl, Brw. 1994, Bd. II, S. 103ff; Geiger an Husserl v. 30. 11. 1910. Bd. III, S. 84; Husserl an Grimme v. 8. 6. 1918.

64 Brunswig 1925, S. 28, 50-52. Da er Leibniz als Philosophen des Individualismus schätzte, mußte Hegel („dem an der Westfront 1916-18 gewonnenen Freunde“, wie es in der Widmung hieß) als Staatsphilosoph den Tadel einstecken, die „persönliche Freiheit“ komme bei ihm zu kurz (1922, S. 198f.). Den Geschichtsphilosophen Hegel setzte Brunswig hingegen als Kontrapunkt zu Spenglers Hypothese, Geschichte sei das „sinnlose Auf und Ab“, ein (ebd., S. 212), was seinen Glauben an das für ihn ganz und gar nicht untergangsreife christlich-germanische Abendland stützte.

65 Kabitz, geb. 1876 Berlin - gest. 1942 Münster. Abitur 1895 am Gymn. zum Grauen Kloster, 1895-1899 Stud. (Philosophie, Pädagogik, Geschichte, Germanistik) in Berlin, dort 1901 bei Dilthey und Paulsen Prom.: ‚Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre und der kantischen Philosophie‘. Seit Herbst 1901 Vorbereitung der Leibniz-Ausgabe der Pr. Akademie. 1903 nach Hannover zur Sichtung des Leibniz-Nachlasses, Vorbereitung eines Katalogs der Handschriften, Drucke und Briefe. 1905 mit einer erweiterten Fassung der Diss. dank der Fürsprache Diltheys an der TH Hannover Habil. (PV. 29. 11. 1905: ‚Kriticismus und Metaphysik‘). 1908 Wechsel nach Breslau, erneut Habil.: ‚Die Philosophie des jungen Leibniz‘. - UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 364, Bl. 409-436; Prom. Kabitz Januar/Juni 1901. GStA, Rep. 76Vb, Sek. 12, Tit. III, Nr. 16, Bd. I, Bl. 59, 95-106; Habil.-Verfahren TH Hannover. Ebd., Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. VI, unpag.; Habil. Breslau März 1908. 1910 Weltreise (USA, Japan, China), finanziert mit einem Stipendium der Stiftung für Auslandsreisen dt. Gelehrter; hochschulpolitische Publikationen u. a. in den Preuß. Jahrbüchern. Am 15. 1. 1914 Titularprof. Zum 1. 4. 1915 als b. ao. Prof. nach Münster, auf einen neuen Lehrstuhl Philos./Päd., 1921 oö. Prof. f. Philos./Päd. ebd.(pers. Ord.), 1934 Ordinarius, 1941 em. - UAMs, Kur. 2655, PA Kabitz, und GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 3, Bd. XII, unpag.; Vorschlagsliste Phil. Fak. v. 5. 8. 1914. BAK, R 21/10009, Bl. 4788. - In den 20er Jahren politisch inaktiv, weitgehend in Anspruch genommen von der Arbeit an der Leibniz-Ausgabe (3 Bde. zwischen 1923 und 1930, s. Selbstanzeige Kabitz 1931) und den Verpflichtungen des päd. Lehrauftrags; Anregung einiger Dissertationen zur nationalen Bildungsgeschichte, zuletzt: Gleich, ‚Die Pädagogik des preußischen Konservatismus in der Epoche seiner Entstehung‘, 1933; daneben Arbeiten mit aktuellen Bezügen wie E. Strauss, ‚Das jugendliche Führertum in der deutschen Jugendbewegung‘, 1931.

Kern" deutschnationaler und völkischer Philosophen der älteren Generation, den Hermann Schwarz (Greifswald), Bruno Bauch (Jena), Max Wundt (Marburg) sowie - entschieden weniger völkisch - Felix Krueger (Leipzig), Ferdinand Jakob Schmidt (Berlin) und der bis 1919 auf einem theologische Lehrstuhl wirkende Heinrich Scholz (Breslau) bildeten. Auf sie, als die geistigen Väter der „Deutschen Philosophischen Gesellschaft“ von 1917, wird in einem gesonderten Kapitel noch zurückzukommen sein.

Wie ein Einzelgänger wirkt neben ihnen Eduard Spranger (Leipzig)⁶⁶, der kurz nach der Revolution eine Synthese konservativer und sozialistischer Staatsgedanken erwog und die neuen sozialistischen Herren in Berlin und Dresden schon zu seinen „Freunden und Gönnern“ zu zählen begann.⁶⁷ Er fand dann aber bald zurück zu seinem Lieblingstopos von der geeinten Nation, der ihn vom „Klassendenken“ der Linken rasch wieder fortführte. Ende Oktober 1918 hatte er für die Zeit nach dem für ihn unvermeidlichen Zusammenbruch den „Neuaufbau mit kleinen christlichen Gemeinschaften“ empfohlen.⁶⁸ Im Sommer 1919, in einem Aufruf über ‚Sinn und Aufgaben des Bundes der Frontsoldaten‘, schrieb der notorische Zivilist dann:⁶⁹

„Solange Deutschland noch verzaubert schläft, bedeuten die Frontsoldaten eine Art von Unsichtbarer Loge, von der geheime Kräfte ausgehen. Aber diese Stillen im Lande werden den Geist wieder umbilden, wie von der inselhaften Stille der Klöster die Kultur, von den pietistischen Konventikeln die neue Frömmigkeit in Deutschland ihren Ausgang genommen hat. Der Bund der Frontsoldaten hat kein politisches Ziel; er ruht auf rein ethischer Grundlage, er ist eine Gemeinschaft der Gesinnung, die sich mit jedem besonderen Parteiprogramm verträgt, außer mit dem der Selbstsucht und des Hasses [...] Wir wollen bewußt daran arbeiten, daß das deutsche Wesen von der Kuppel einer großen Einigkeit überbaut werde, wie 1914.“

Das war ebenso unüberhörbar gegen links gesprochen, gegen den „Klassenkampf, wie gegen die erwähnten „verderblichen Mächte des Ostens“. Die Konzeption nationaler Einheit als „Brüderschaft“ nach Maßgabe des Geistes von 1914 widersprach aber genauso einem demokratischen Parteienpluralismus, so daß Spranger sich weit rechts von der Mitte artikuliert, auch wenn er sich von Denkern wie Wundt und Schwarz nicht nur durch den bei ihm fehlenden Antijudaismus unterschied.

Läßt man die zehn 1919/20 durch Tod oder Zwangsemeritierung ausgeschiedenen Ordinarien (s. u. A I 2) einmal beiseite, weil sie im politischen Spektrum der akademischen Philosophie Weimars praktisch keine Rolle mehr spielen, ergibt sich also - dies sei *vorläufig*

66 Spranger, geb. 1882 Berlin - gest. 1962 Tübingen. Philos. Studium in Berlin, dort 1905 bei Dilthey Prom.: ‚Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Eine erkenntnistheoretisch-psychologische Untersuchung‘; ebd. 1909 Habil.: ‚Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee‘ (PV. 19. 7. 1909: Philosophie und Pädagogik in der preußischen Reformzeit; AV. 1910: Die philosophischen Grundlagen der Pädagogik). 1911 b. ao., 1912 oö. Prof. für Philos./Päd. in Leipzig. - UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1231, Bl. 16-29; Habil.-Verfahren Spranger (Voten von Dilthey und Riehl). Für das Frühwerk bis 1918 immer noch instruktiv: Löffelholz 1977; biographisch vgl. die angesichts der im Nachlaß ruhenden Schätze als mager einzustufende Briefauswahl von H. W. Bahr, der leider auch sehr zurückhaltend kommentiert: Spranger 1978 (= Bd. VII der Ges. Schriften).

67 Spranger, GS Bd. VII, 1978, S. 97; Spranger an K. Hadlich v. 27. 12. 1918.

68 Ebd., S. 92f.; an Hadlich v. 29. 10. 1918.

69 Spranger 1919a. - Zum Leipziger „Bund der Frontsoldaten“, der später vom „Stahlhelm“ aufgefangen wurde, vgl. Klotzbücher 1964.

festgestellt - aus den politischen Festlegungen der Ordinarien - mit Ausnahme eines kleinen völkischen Kerns (Bauch, Wundt, Schwarz) - eine bis ins linksliberale Lager reichende Fixierung auf den starken, über den Parteien stehenden Staat, aber kein Monarchismus und keine prinzipielle Ablehnung von Republik und demokratischer Verfassung.

1.2. Weltanschaulich-politische Positionen der nichtbeamteten Ordinarien, Honorarprofessoren und Privatdozenten

Im Herbst 1918 lehrten an den Universitäten und Technischen Hochschulen des Deutschen Reiches 57 nichtbeamtete Dozenten Philosophie. Davon gelangten bis 1932 achtundzwanzig in ein Ordinariat, das vierzehn von ihnen 1933/34 aus politischen Gründen wieder verloren. Es liegt also nahe, auch unter den Nicht-Ordinarien sehr starke weltanschaulich-politische, karrierefördernde Affinitäten zum Weimarer „System“ zu vermuten. In welchem Umfang sie bei den Berufenen tatsächlich vorhanden waren, bleibt einer Untersuchung der Berufungsverfahren vorbehalten (Kap. A I und II). Daß man es bei den verbleibenden neunundzwanzig weniger erfolgreichen Dozenten nicht per se mit republikfeindlichen, von einem Lehrstuhl in Kenntnis ihrer Gesinnung ferngehaltenen Philosophen zu tun hat, zeigt der folgende Überblick.

1.2.1. Sozialliberale und Sozialidealisten

Mit Ausnahme des Hannoveraner Privatdozenten Theodor Lessing (über ihn Kap. A I 2.1.) gab es vor der Revolution auch unter den Nicht-Ordinarien keine eingeschriebenen sozialdemokratischen Parteigänger. Aber für die Dozenten Nelson, Kinkel, Linke, Petzoldt, Ehrenberg, Schmid-Noerr, v. Aster, Grisebach, Marck und Vorländer (für den sich erst 1919 der Weg an die Hochschule öffnete) bot der Umsturz immerhin Anlaß, entweder umgehend in die Partei einzutreten oder sich mit ihren wesentlichen Forderungen öffentlich zu identifizieren.

Kein Parteisozialist, aber ein kulturidealistischer Sympathisant offenbarte sich im bildungspolitischen Schrifttum des Jenaer Privatdozenten Eberhard Grisebach.⁷⁰ 1932, einige Monate nach seiner Berufung an die Universität Zürich, erklärte er seine mäßig erfolgreiche akademische Laufbahn in Deutschland damit, nie einer Partei angehört zu haben, die an den Hebeln der Macht gesessen habe.⁷¹ Gerade weil die Berufungen seiner Kollegen Linke, v. Aster, Nelson, Tillich, Horkheimer und Marck diese Behauptung sehr relativieren, muß man bei dem Eucken-Schüler wohl beachten, daß er, Parteimitgliedschaft hin oder her⁷², anders

70 Grisebach, geb. 1880 Hannover - gest. 1945 Zürich. Sohn eines hohen Verwaltungsjuristen, fand erst nach dem Architekturstudium zur Philosophie. 1910 bei Eucken in Jena Prom.: ‚Kultur als Formbildung‘; ebd. 1913 Habil.: ‚Kulturphilosophische Arbeit der Gegenwart. Eine synthetische Darstellung ihrer besonderen Denkweisen‘. 1911-1919 Vorstand der Philosophischen Gesellschaft in Jena. 1922 nb. ao. Prof., 1925-1931 besoldeter LA für Kulturphilosophie, zum WS 1931/32 nach Zürich berufen. - UAJ, M 629 und M 632. Eine neuere Studie von Kodalle (1996) konnte hier leider nicht mehr berücksichtigt werden.

71 Aus einem Brief Grisebachs v. 5.3. 1932, zit. n. L. Grisebach 1962, S. 151.

72 Die leider wenig ergiebige Personalakte Grisebach - UAJ, PA 967 - liefert nicht den geringsten Hinweis für eine Parteimitgliedschaft.

als ein Siegfried Marck, parteipolitisch nicht leicht zu vereinnahmen und propagandistisch zu verwerten war. Entsprechend geringe Hoffnungen durfte Grisebach sich daher auf parteipolitische Protektion machen. Als ihn Leipziger Studenten im Juli 1933 (!) zur Rückkehr ins Reich aufforderten - wohl weil ihm immer noch der Rufeines hochschulpolitischen Reformers anhing -, antwortete er, daß eine „überparteiliche Liberalität“ Voraussetzung seines Wirkens sei.⁷³ Mit seinem Förderer Eucken, dem er 1917 dessen öffentliche Unterstützung für die Vaterlandspartei ankreidete, kam es 1919 wegen einer Rede Grisebachs vor jungen Sozialdemokraten zum Bruch.⁷⁴ Zusammen mit Linke und Karl Korsch sprach er nach Rathenaus Ermordung auf einer von Sozialisten aller Schattierungen ausgerichteten Protestversammlung in Jena.⁷⁵ Daß der Marxist Schaxel energisch für Grisebachs Ernennung zum nb. ao. Professor eintrat, das nahmen dessen politische Widersacher Bauch und Wundt nur als weiteres Indiz für Grisebachs sozialistische Gesinnung.⁷⁶

Langjähriges SPD-Mitglied war Walter Kinkel (Gießen).⁷⁷ Wenn er 1933 darauf zu verweisen versuchte, nie Marxist gewesen zu sein, also vor allem nie den Klassenkampf propagiert zu haben, dann entsprach diese Selbsteinschätzung tatsächlich seinem politischem Werdegang, der für den Schüler und Biographen Hermann Cohens in den Bahnen des neukantianischen Sozialidealismus verlief. Als Streiter für „Völkerversöhnung“ und philosemitisch motivierte „Toleranz“ war Kinkel schon im linksliberalen Milieu der wilhelminischen Zeit auf den Plan getreten.

Jahrzehntelang als anonymen Beiträger für die SPD-Parteipresse tätig, erhielt der Solinger Oberlehrer Karl Vorländer, ein anderer Cohen-Adept, 1920, gegen den Widerstand der Fakultät, einen Lehrauftrag, 1924 eine ordentliche Honorarprofessur in Münster.⁷⁸ Wie sein Freund Kinkel im Nachruf schrieb, „direkt nach der Staatsumwälzung“ in die SPD eingetreten, „zu der ihn doch sein Herz hinzog“, der er aber bis 1918 als preußischer Beamter nicht

73 Zit. n. M. Freyer 1978, S. 17. - Die Verbindung dürfte über den Dozenten Werner Schingnitz zustande gekommen sein, der mit Grisebach die Reihe „Studien und Bibliographien zur Gegenwartsphilosophie“ herausgab und der als Driesch-Schüler keine politischen Aversionen gegen Grisebach hegte. Zu Schingnitz s. u. A II 3.

74 Fließ 1959, S. 190f.; Veranstalter der Versammlung war der Block republikanischer Studierender, in dessen Leitung stud. jur. Arvid Harnack zu finden war, nach 1933 bekannt geworden als einer der Köpfe der „Roten Kapelle“. Vgl. M. Freyer 1978, S. 188.

75 M. Freyer 1978, S. 16f, 185.

76 Ebd., S. 188.

77 Kinkel, geb. 1871 Hagen - gest. 1937 Gießen. In Jena bei Liebmann 1896 Prom.: ‚Die Idealität und Apriorität des Raumes und der Zeit nach Kant‘. In Gießen bei Siebeck 1898 Habil.: ‚Beiträge zur Theorie des Urteils und des Schlußes‘ (eine Polemik gegen Erdmanns und Wundts Urteilslehre); nb. ao. Prof. 1904. Verfasser eines unveröff. Kommentars zu Cohens ‚Logik der reinen Erkenntnis‘. Gewaltsame „Kantianisierung aller vor-kantischen Philosophie“ hielt ihm sein Kollege v. Aster mit Blick auf Kinkels Hauptwerk vor, das unter dem Titel ‚Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie‘ (2 Bde., 1906-1908) erschienen war. 1923 ord. Honorarprof. - UAG, PA Kinkel.

78 GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 3, Bd. XIV, Bl. 246/47, 250, 253; Brw. der Fakultät und Vorländers mit C. H. Becker, Nov. 1919-Mai 1920. Vorländer beschwerte sich darüber, als „Schützling des sozialistischen Ministers“ (= Haenisch) zu gelten, der angeblich mit seiner Gesinnung eine Gefahr für die Studentenschaft sei. Die Fakultät konterte, daß Vorländers Versuch, Kantianismus und Marxismus zu vereinigen und Kants liberales Rechtsstaatsmodell der sozialistischen Kulturstaatsidee anzupassen, in Fachkreisen zumindest „fragwürdig“ erscheine.

angehören durfte, stieg Vorländer zum Oberschulrat, Preußischen Staatsrat und westfälischen Landtagsabgeordneten auf.⁷⁹

In der Endphase der Weimarer Republik, 1929, trat der Bonner Philosoph und Pädagoge Oskar Kutzner, der schon der linksliberalen „Liga für den Völkerbund“ angehörte, in die SPD ein. Kutzner war ein altgedienter Streiter für die akademische Ausbildung der Volksschullehrerschaft, war Mitglied des Deutschen Lehrervereins sowie Mitarbeiter in dessen Erziehungswissenschaftlicher Hauptstelle und dessen Ausschuß für Erziehung und Unterricht. Außerdem saß er im Lehrerbildungsausschuß des Preußischen Lehrervereins und veröffentlichte zwischen 1915 und 1935 Dutzende von Artikeln in den einschlägigen Verbandsorganen. Als selbst aus der Volksschullehrerschaft stammender Schüler und Assistent Störrings, dessen akademische Laufbahn 1915 mit der Antrittsvorlesung über „Fichte als Pädagoge“ begann, hatte Kutzner an der Bonner Universität nur einen Lehrauftrag für Pädagogik erhalten. Mit dem SPD-Parteibuch hoffte er vielleicht, seine Position verbessern zu können. Denn es klang nicht ganz unglaublich, wenn er nach 1933 beklagte, sein im katholischen Umfeld bewiesenes Engagement für die interkonfessionelle Lehrerausbildung vornehmlich mit beruflichen Nachteilen bezahlt zu haben, was ihm die Sozialdemokratie wohl endlich einmal hätte vergelten sollen.⁸⁰ Daß die Partei das nicht tat, beantwortete der enttäuschte Kutzner im Frühjahr 1933 mit einem geschwinden Wechsel zur NSDAP, wo seine anfängliche Betriebsamkeit vor allem jenes wenig einträgliche, unter dem neuen Regime ihn aber nur noch kompromittierende Intermezzo während der „Systemzeit“ ausgleichen sollte.⁸¹

Über Bernhard Groethuysen, 1907 noch von Dilthey habilitiert, aber erst 1931 zum Titularprofessor ernannt, hielt sich hartnäckig das Gerücht, er sei Kommunist gewesen. Womöglich deswegen sei ihm 1933 auch der 1929 erteilte Lehrauftrag für Ethik entzogen worden, bevor man ihn ganz aus dem Lehrkörper der Berliner Universität entfernte.⁸² Aus dem, was

79 Vorländer, geb. 1860 Marburg - gest. 1928 Münster. Sohn des Schleiermacher-Schülers Franz Vorländer, der an der Philipps-Universität seit 1843 eine Extraordinariat für Philosophie bekleidete. Stud. in Marburg u. Berlin, 1893 bei Cohen Prom.: ‚Der Formalismus der Kantischen Ethik in seiner Notwendigkeit und Fruchtbarkeit‘. 1887-1919 Oberlehrer in Solingen. Breitenwirkung durch seine Volkstümliche Geschichte der Philosophie, 3. A. 1923. - Kinkel 1929. - Keck 1975, S. 209ff. - Sieg 1994a, S. 233f. - P. Müller 1994.

80 Kutzner, geb. 1882 Freiburg/Schles., ev., Lehrerseminar Liegnitz, Schuldienst, von 1908-1912 Stud. in Zürich, dort 1912 Prom.: ‚Das Gefühl nach Kant. Darstellung und kritische Würdigung‘. 1912-14 Aufbaustud. in Straßburg, dort StEx. für Lehramt an höh. Schulen. Ab Oktober 1914 Volontärassistent Störrings in Bonn, 1915 als Landsturmmann an die Ostfront, 1917 krank entlassen. Habil. Bonn 1915: Kritische und experimentelle Beiträge zur Psychologie des Lesens mit besonderer Berücksichtigung des Problems der Gestaltqualität. PV.: Die Freiheit des Willens im Anschluß an Kant. AV. 16. 7. 1915: Fichte als Pädagoge. Vom 15. 10. 1921 - 30. 9. 1933 LA Pädagogik, apl. Assist. Psychol. Institut, 1922 nb. ao. Prof., seit 1931 Mitglied des Wiss. Prüfungsamtes Bonn für Philos. Propädeutik/Pädagogik. - UAB, PA Kutzner und: GStA, Rep. 76 Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 45, Bd. XI, Bl. 227; Habil. Kutzner.

81 Von 1929-1933 in der SPD, trat Kutzner zu 1. 5. 1933 in die NSDAP ein; ab 1. 4. 1933 NSLB (Kreisfachschaftsleiter). SA-Reserve II, NSV (Kassenwart der Ortsgruppenleitung), NSDD (1935), RKolB., VDA (Ortsleiter Bonn-Süd), RLB (Zellenwart), RKB. - BAZ, MF Kutzner.

82 Groethuysen, geb. 1880 Berlin - gest. 1946 Luxemburg. Stud. Wien, München u. Berlin. Bei Stumpf 1904 Prom.: ‚Das Mitgefühl‘. Bei Dilthey 1907 habilitiert mit dem ersten Kapitel einer „Philosophie der französischen Revolution nebst zwei anderen Schriften“. Dilthey führte dazu in seinem Votum aus, daß es Groethuysen darum gehe, aus Pamphleten, Sitzungsberichten der Nationalversammlung usw.

Groethuysen in den 20er Jahren veröffentlichte, aus seiner zweibändigen Monographie über ‚Die Entstehung der bürgerlichen Weltanschauung in Frankreich‘ (1927/30) und aus der in Baeumlers Handbuch der Philosophie erschienenen philosophischen Anthropologie‘ (1931), dürfte eine kommunistische Grundhaltung nicht einmal in Spurenelementen nachzuweisen sein, schwerlich auch aus seinem Beitrag zur staatsbürgerlichen Bildung, der Dialektik der Demokratie‘ (1932). Nur äußerliche Indizien deuten auf extreme politische Neigungen: so der Wunsch lieber an der marxistischen Frankfurter Akademie für Arbeit als an einer Universität lehren zu wollen, so die Freundschaft mit dem Berliner Sozialismus-Forscher Gustav Mayer, oder das Zusammenleben mit einer Redakteurin des französischen KP-Organs „L'Humanite“, die nach der Erinnerung von gemeinsamen Bekannten weniger „linientreu“ gewesen sein soll als Groethuysen.⁸³

Sozialisten der ersten revolutionären Stunde waren die beiden Heidelberger nb. ao. Professoren Friedrich Alfred Schmid und Hans Ehrenberg. Beide kamen eigentlich aus dem nationalliberalen Lager und wurden erst durch die politische Entwicklung im letzten Kriegsjahr nach links gezogen. Ihr politisches Denken bewegte sich daher nicht orthodox-materialistisch in den Grenzen der marxistischen Gesellschaftstheorie, sondern war noch durchsetzt mit sozialidealistischen, „volksgemeinschaftlichen“ Elementen, die mit wesentlichen Teilen der konservativ-nationalen Weltanschauung übereinstimmten. Schmid-Noerr⁸⁴ hatte noch im Oktober 1917 einen Aufruf gegen den „Verständigungsfrieden“ unterschrieben, den eine Reichstagsmehrheit seit Juli 1917 forderte.⁸⁵ Von Dezember 1918 bis April 1919 wirkte er als Referent der Hochschulkommission der „Gesellschaft für neue Erziehung“, die während der Räte-Herrschaft, unterstützt von der studentischen „Gruppe soziali-

„die Ideen festzustellen, welche das politische Denken derjenigen Personen bestimmten, die an der revolutionären Bewegung teilgenommen haben und die Akte beeinflusst haben, in denen sich der Gang der Revolution vollzogen hat“. Dabei bilde die Darstellung der Rechtsbegriffe, die zur Durchsetzung der naturrechtlichen Forderungen ausgebildet worden seien. Groethuysens Hauptthema. PV.: Die Lehre vom Gegenstand. AV.: Die Philosophie Montesquieus (alternativ von G. vorgeschlagen: Die Lehre vom Gesellschafts vertrag). - UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1228, Bl. 224-228r; Habil. Groethuysen (Votum Diltthey v. 14. 2. 1907). - Seit 1910 wohnte G. in Paris, kam nur zum Sommersemester nach Berlin; 1914—1919 interniert in Frankreich. - Fürsprecher G.'s in der Berliner Fakultät war der eher deutschnationale Romanist Eduard Wechssler, der ihn C. H. Becker gegenüber als „Typ des homme des lettres allerbesten Art“ anpries. G. sei ein „echter deutscher Metaphysiker“ und ein „unschätzbarer Vertreter des deutschen Geistes bei unseren Nachbarn“, der Diplomaten von Ruf in ihrer Wirkung nicht nachstehe (GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XX, Bl. 84-85; Wechssler an Becker v. 2. 7. 1927 wg. Verleihung des Professorentitels an G.). Ähnlich die von Wechssler formulierte Stellungnahme der Fakultät v. 2. 2. 1931 (ebd., Bd. XXII, Bl. 150v-150r; ebd., Bl. 151; Erlaß v. 18. 2. 1931: Ernennung zum nb. ao. Prof.). - Über die Hintergründe seines Ausscheidens nach 1933 s. u. Kap. B I.

83 Böhlinger 1978, S. 17, 22.

84 Schmid (seit 1942: Noerr), geb. 1877 Durlach - gest. 1969 Percha/Obb. Seit 1896 Stud., vornehmlich in Straßburg u. Freiburg, dort bei Rickert 1902 Prom.: ‚Die Philosophie Fichtes mit Rücksicht auf die Frage nach der vernünftigen Lehre‘. 1905 in Heidelberg bei Windelband Habil.: ‚F. H. Jacobis Religionsphilosophie. Eine Darstellung seiner Person und seiner Philosophie als Beitrag zur einer Geschichte des modernen Wertproblems‘ (1908). 1911 nb. ao. Prof.; 1915 LA: Antike Philosophie. Oktober 1919 Verlust der venia, seitdem freier Schriftsteller. - UAHD, PA Schmid und H-IV-102/141, Bl. 19r (LA ab WS 1915/16). Drüll 1986, S. 236.

85 Jansen 1992, S. 133.

stischer Akademiker Münchens", von Bayern aus das deutsche Hochschulwesen radikal umgestalten wollte.⁸⁶

Der 1909 zum Protestantismus konvertierte Jude Ehrenberg,⁸⁷ nach eigenen Worten Gegner der Alldeutschen, aber gleichwohl noch bis 1918 „Kolonialimperialist“, entwarf 1917 den wahrhaft sozialistischen „Kriegsstaat“ gegen den marxistischen „Klassenstaat“ wie den liberal-demokratischen „Interessenstaat“.⁸⁸ Im November 1918 zunächst im Soldatenrat seiner Einheit in Jüterbog, dann Mitglied und bald auch Heidelberger Stadtverordneter der SPD, übertrug er, seit langem unter den „Entzweigungen“ der Moderne leidend,⁸⁹ die „Überparteilichkeit“ des „Kriegsstaates“ auf die klassenversöhnlerische Utopie des „Volkssozialismus“ und fand fast zwangsläufig den Weg von der Politik zur Theologie und zum Pastorenamt, ähnlich wie sich Schmid seit 1919 ganz seinem dichterisch-mythisierenden Schaffen widmete.

1.2.2. Liberale

Wie bei den älteren Ordinarien, so bildeten auch hier die „Liberalen“ eine weltanschaulich-politisch nur unscharf zu umreissende und von rechten Sozialdemokraten wie Ehrenberg und Kinkel in vieler Hinsicht kaum abzugrenzende Gruppierung. Aufgrund des ab 1918 mehreren Altersgenossen möglich gewordenen offenen parteipolitischen Engagements für SPD oder USPD, ergibt sich hier aber, anders als bei den Ordinarien, eine deutlichere Trennung zwischen Sozialisten und Liberalen. Wer 1918/19 zu DDP oder DVP tendierte, dem fehlte in der Regel der Sinn für die politische Bedeutung der sozialen Frage wie im allgemeinen für die politisch-ökonomischen Probleme der Industriegesellschaft, was ihn von Linken und Katholiken unterschied. Und andererseits, im Vergleich zur Rechten, nahmen Volk, Staat und Nation im Verhältnis zu „Individuum“ und „Kultur Menschheit“ einen wesentlich geringeren Stellenwert ein.

Zu dieser äußerst inhomogenen Gruppe zählen wir Friedrich Kuntze, Paul Hofmann (beide Berlin), Nicolai von Bubnoff (Heidelberg), Arnold Kowalewski (Königsberg), Otto Braun, Otto Janssen, Wilhelm Koppelman (alle Münster), Oswald Weidenbach (Gießen),

88 Dahms 1992, S. 117, 126-128; vgl. u. Kap. AIII.

89 Ehrenberg, geb. 1883 Hamburg - gest. 1958 Heidelberg. Fern vom traditionellen Judentum aufgewachsen im national liberalen Milieu, früher Anhänger Naumanns, 1905 nicht zur SPD gewechselt, „weil sie „nicht national war“. Bis 1918 „innerer Kampf mit dem gesamten - politischen, sozialen, geistigen und theologischen - Liberalismus“. Jur.-nationalök. Stud., Prom. bei L. Brentano über Eisenhüttentechnik und den deutschen Hüttenarbeiter, danach philos. Stud. in Heidelberg. 1909 Prom.: ‚Kants mathematische Grundsätze der reinen Naturwissenschaft‘. 1910 bei Windelband Habil.: ‚Kritik der Psychologie als Wissenschaft. Forschungen nach den systematischen Prinzipien der Erkenntnislehre Kants‘. 1914—1917 als Feldartillerist im Westen, 1917/18 Artillerieschule Jüterbog. Ausgedehnte publiz. Betätigung. 1919 im relig.-sozialist. Badischen Volkskirchenbund, Redakteur und einer der Hauptbeiträge von dessen Sonntagsblatt „Christliches Volk“. Theolog. Examina 1923/24, ab 1925 Pastor in Bochum. - Über Ehrenberg, den Vetter Franz Rosenzweigs, in den letzten Jahren zahlreicher werdende Veröffentlichungen: Brakelmann 1986. Korenhof 1990. Der 1997 von Brakelmann vorgelegte erste Band einer großangelegten Monographie konnte hier nicht mehr berücksichtigt werden. Autobiographisch: Ehrenberg 1986 (1937) und ders. 1943.

90 Ehrenberg 1917a.

91 Ders. 1911 (unpag.).

Georg Burckhardt (Frankfurt) und, mit größten Vorbehalten, aber wegen seiner radikal-manchesterliberalen Ideen, den Gießener Extraordinarius Ernst Horneffer.

Kuntze⁹⁰ war lange Zeit Mitarbeiter am „Kunstwart“, der Zeitschrift des kulturellererischen „Dürerbundes“. Ohne einen Begriff vom Politischen zu haben, glaubte er, die gesellschaftlich-sozialen Übel seien nur Reflexe der modernen „Kulturkrise“. Die gedachte er, wie sein Nachrufer lobte, durch die „große Synthese“ eines kulturphilosophischen Werkes zu beheben.⁹¹ Dem angestregten Versuch, diese Synthese schon in seiner ersten Habilitationschrift zu liefern, erteilte Max Planck wegen ungenügender naturwissenschaftlicher Kenntnisse eine Absage. Nur mit Rücksicht auf das an der Front gebrachte Zeiopfer stimmte darum auch Troeltsch, der Kuntze keinesfalls für einen irgendwie bedeutsamen Geschichts- und Kulturphilosophen hielt, der Ernennung zum Extraordinarius zu.⁹²

Was er dann als eine Art Vermächtnis in der schmalen Schrift ‚Der morphologische Idealismus‘ (1929) hinterließ, war aktuell von dem jüdischen Kulturphilosophen Hermann Friedmann und dessen ‚Welt der Formen‘ (1926) inspiriert, spielte aber, wie Friedmann, auf der hergebrachten kulturkritischen Klaviatur.⁹³ Mit Friedmann war Kuntze davon überzeugt, daß weder „der von Osten herandrängende Untermensch“ noch der „von Westen drohende mechanische Mensch“, der „vom Marxismus unserer Tage“ nur zur Vollendung gebracht werde, also der „haptische“, die Erde materialistischer Ausbeutung unterwerfende Typ, sondern allein der neue, „optische“, „schauende“, von Idealen motivierte Typus die Zukunft bestimmen dürfe, wenn der Untergang des Abendlandes noch aufgehalten werden solle. Doch während Friedmann einen pazifistisch-kosmopolitischen „Koexistenzialismus“ als Voraussetzung dieser „dritten Formkultur“ propagierte, glaubte Kuntze, daß weder Europa noch die Menschheit, sondern allein „die Nation“ Träger des neuen Lebens sein könne. Dabei ließ er freilich offen, ob Deutschland dafür der geeignete Anwarter sei, da dessen imperialistischer „Weltwille“ 1918 offenbar gebrochen worden sei und es nun vielleicht nicht mehr die Kraft besitze, um kulturmissionarisch die Welt aus der „Befangenheit in der Haptik“ zu erlösen.⁹⁴

90 Kuntze, geb. 1881 Nordhausen - gest. 1929 ebd. Sohn eines Fabrikanten, nach naturwiss. u. philos. Stud. in Lausanne, Berlin u. Freiburg Prom. bei Rickert: ‚Das Problem der Objektivität bei Kant‘. Bis 1909 vor allem bei Riehl private Studien. 1909/10 Habil.-Versuch in Berlin (‚Kritischer Versuch über die Grundlagen der Naturphilosophie‘), scheiterte am Einspruch von Planck u. Stumpf. 1911 mit einer historischen Arbeit zugelassen: ‚Die Philosophie Salomon Maimons‘ (AV.: Natur- und Geschichtsphilosophie). Kriegsteilnahme als Offizier bei der Feldartillerie an der Ostfront. 1917 nb. ao. Prof., bis zu seinem Tod in Berlin lehrend. UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1232, Bl. 183-205. GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XVI, Bl. 38-39; Habil. Kuntze 12. 10. 1911.

91 Sveistrup 1929.

92 GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XVII, Bl. 76; Troeltsch an KultM. v. 20. 12. 1916 auf Anfrage, nachdem Kuntze sich von der Ostfront gemeldet und die Sorge geäußert hatte, daß die daheimgebliebenen Privatdozenten ihre Zeit zur wissenschaftlichen Qualifizierung nutzen könnten und so bei Berufungen im Vorteil seien (ebd., Bl. 24v-24r; Kuntze an KultM., Eingang am 14. 3. 1916).

93 Kuntze bezeichnet Friedmann (1873-1957) einleitend als „Deutschbalten“; der ab 1920 von Helsinki aus international tätige Rechtsanwalt Friedmann, in Dorpat aufgewachsen und mit einer Deutsch-Baltin verheiratet, berichtet in seiner Autobiographie dagegen stolz über seine bis ins 16. Jh. zurückreichende jüdische Ahnenreihe; ders. 1950, S. 12f.

94 Kuntze 1929, S. 5ff., 112ff. - Die kulturkritischen Töne kündigen sich lange vorher in den „Kunstwart“-Aufsätzen an, so etwa gegen den ‚Amerikanismus im deutschen Geistesleben der Gegenwart‘, 1911.

Differenzierter und insgesamt wesentlich moderater reagierte der Frankfurter Kulturphilosoph Georg Burckhardt auf die Herausforderung des Marxismus und des Bolschewismus.⁹⁵ Der theologisch ausgebildete Burckhardt hatte bis 1918 einen Großteil seiner wissenschaftlichen Anstrengungen einer Philosophie der Individualität gewidmet, die dann unter dem Eindruck der Revolution sozialidealistische Anregungen aufgriff und für eine „werkgemeinschaftliche“ Klassenversöhnung eintrat (s. u. Kap. A III).

Der Eucken-Schüler Otto Braun⁹⁶, der in Kurt Hillers „Ziel“-Jahrbuch publizierte, aber bei aller Sympathie für die Arbeiterbewegung und die Revolution nicht über seinen kulturidealistischen Schatten sprang, setzte sich besonders für Beckers Hochschulreform ein und wollte die akademische Vertretung der Pädagogik gestärkt wissen, nicht zuletzt, um seiner eigenen Kulturphilosophie Resonanz zu verschaffen. Braun stieß sowohl beim katholischen Kollegen Ettlinger, der eine „gerechte Würdigung des Christentums und auch der Antike“ bei ihm vermißte und eine allzu einseitige Orientierung an den „geistigen Erscheinungen der neuen und neuesten Zeit“ beklagte⁹⁷, auf Widerstand, wie auch bei den Konservativen der Fakultät, die ihm Kontakte zur Linken verübelten⁹⁸.

Unter den vielen politischen Zeugnissen, die 1946/47 den neuen Herren der Berliner Universität bei ihren Personalentscheidungen halfen, enthielten die für Paul Hofmann *nicht*

95 Burckhardt, geb. 1881 Rinteln/Weser - gest. 1974 Kassel. V.: Apotheker u. MdR. Schulbesuch in Barmen u. Gütersloh. Ab SS 1900 theolog.-philos. Stud. in Bonn, Tübingen, Halle; 1904 in Halle theol. Examen; Vikariatszeit, 1905-07 Prinzenenerzieher in Bunzlau. 1907 Prom. in Halle: ‚Die Anfänge einer geschichtlichen Fundamentierung der Religionsphilosophie bei Herder‘. Anstellung als Privatlehrer und Leiter eines pietistischen Alumnats in Hessen, bis er, ermuntert von Vaihinger und Meumann, seine Studien wieder aufnahm, um die 1909 abgebrochene „kritische Geschichte des Individualismus“ zu einer Habil.-Schrift auszuarbeiten. Mit dem ersten Teil dieser Studien („Individuum und Welt als Werk“) Habil. 1917 bei Cornelius (PV.: Über die erkenntnistheoretische Phase der Geschichtsphilosophie). 1920-1929 LA für Philosophie der neueren Zeit. 1922 nb. ao. Prof., 1939 entlassen (s. u. B II). - UAF, Phil. Fak. Abt. 139/75, PA Burckhardt. GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Nr. 15, Bd. I, Bl. 50v-50r; Meldung über Habil. v. 21. 6. 1917. Ebd., Bl. 122v-122r; Antrag Phil. Fak. Frankfurt auf Ernennung Burckhardts zum nb. ao. Prof. v. 31. 1. 1922. Vgl. a. Hammerstein 1989b, S. 287ff.

96 Braun, geb. 1885 Dorpat - gest. 1922 Basel (Freitod). V.: Prof. f. Zoologie. Abitur 1903 Wilhelms-Gymn. Königsberg, 1903/05 Stud. ebd., dann in Breslau u. Jena (Philos., Naturwiss., Mathematik). Bei Eucken 1906 Prom.: ‚Schellings geistige Wandlungen 1800-1810‘. 1906/07 zu naturwiss. Stud. wieder an die Albertina, 1907 StEx. (Botanik, Zoologie, philos. Propädeutik), Eintritt in den Hamburger Schuldienst, 1909 Oberlehrer an einer ORS ebd. Hg. von Schleiermachers Werken (1911), kulturphilosophischen Schriften Herders (1911) und einigen Auswahlgaben Schellings. 1911 bei Becher in Münster Habil. (kumul.). AV.: Die Hauptrichtungen der gegenwärtigen Kulturbewegung. PD in Münster, 1915/16 Heeresdienst, krank entlassen, las wieder ab WS 1916/17. Ab 19. 11. 1917 LA f. Pädagogik u. Kulturphilosophie, 19. 8. 1918 nb. ao. Prof., zum SS 1920 Berufung nach Basel. Im Mai 1918 vom PrKuM bestellt zum Berater des Pr. Kriegsministeriums in Fragen der „geistigen Versorgung“ der Internierten; zu diesem Zweck nach Haag und Bern entsandt, wo er ähnlich wie Scheler Unterrichtskurse abhielt. - UAMs, Kur. PA 14; Phil. Fak., B I Nr. 7b, B II, ld, B II lf. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 6, Bd. II, unpag; nur Hinweis, daß Habil. Braun für WS 1911/12 zu erwarten. Ebd., Nr. 3, Bd. XIII, unpag. und Bd. XIV, Bl. 47.

97 UAMs, Phil. Fak., B II lf; Dekan an PrKuM v. 8. 6. 1918 betr. Brauns Eignung zum Prof. f. Pädagogik. Dieses Votum ging auf Ettlingers Denkschrift zurück, ebd.: Gutachten über die Professur für Pädagogik und über Braun, o. Dat. [Frühjahr 1918].

98 UAMs, Phil. Fak., B II, lf; Braun an Prof. Naendrup betr. Einladungen zu Versammlungen der Akademischen Wehr Münster v. 15. u. 18. 2. 1920.

die üblichen Retouchen, wenn in ihnen bescheinigt wurde, daß er stets ein „liberaler Demokrat“ gewesen sei.“ Hofmann arbeitete seit 1914 an der Kreation einer „Sinn-Philosophie“, die er politisch-weltanschaulich als Neubegründung einer Humanitätsphilosophie ausgab, und die gegen die neopositivistische Beherrschung der Kultur durch „einseitige Logik und physikalische Wissenschaft“ auftrat, um dem modernen Menschen den religiösen Glauben oder wenigstens einen Ersatz in Form des Humanitäts-„Glaubens“ zu bewahren. Die adäquate parteipolitische Umsetzung dieser Philosophie erwartete Hofmann bis 1918 von der Nationalliberalen Jugend - der er wohl schon in Friedenszeiten angehörte - und dann von der DDP, deren Mitglied er 1919/20 war.¹⁰⁰

Nach Angaben seines später zu literarischem Ruhm gelangten Schülers Ernst Wiechert wirkte der Königsberger Extraordinarius Arnold Kowalewski¹⁰¹ schon 1912 wie ein Fossil: ein seltsamer Heiliger, der die bittere Lehre Schopenhauers so vortrug, als hätte er bei ihrer

99 Hofmann, geb. 1880 Berlin - gest. 1947 ebd. V.: Zivilingenieur und Mitglied des Kaiserl. Patentamtes. Nach dem Abitur am Wilhelms-Gymn. (1898) Stud. in Leipzig, München, Berlin und Rostock, wo er 1901 bei Erhardt promovierte: ‚Kants Lehre vom Schluss und ihre Bedeutung‘. Stud. der Komposition in München, kunstgeschichtliche Vorlesungen bei Wölfflin, Kunst-Reisen nach Italien. Nicht behebbare „Lücken“ in der musikalischen Begabung zwangen zur Aufgabe des Kompositionsstudiums. 1907-1912 Stud. Philos./Psychol. in Berlin, um, unter Anleitung von Riehl und Stumpf, besonders aber „unter persönlichem Einfluß G. Mischs“, in Diltheys Werk einzudringen. 1912/13 Assistent am Philos. Seminar. 1914 Habil.: ‚Grundlegung zu einer Theorie der Weltanschauungen‘. Im Weltkrieg an Ost- u. Westfront eingesetzt, zuletzt als Rittmeister der Landwehr bei der Fuß-Artillerie (EK II). 1922 zum nb. ao. Prof. ernannt, lebte er, „vorwiegend als Forscher und nur in zweiter Linie als akademischer Lehrer“, bis 1930 von privatem Vermögen zehrend, ganz der „inneren Entwicklung meiner mich persönlich auf Stärkste bedrängenden systematisch-philosophischen Gedanken hingegeben“ (so Hofmann in seinem Lebensabriß v. 12. 7. 1945, in: UA-HUB, Kur. H 526; PA Hofmann). 1937 entlassen (s. u. B II), kurz vor seinem Tod auf einen Berliner Phil. Lehrstuhl berufen. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XVI, Bl. 283-285r; Phil. Fak. an KultM v. 18. 4. 1914, Meldung über Habil. u. Vita Hofmann. Ebd., Bd. XXIV, Bl. 167-178; Nachweise über die Militärzeit, eingereicht Sommer 1933. UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1234, Bl. 161-174; Habil. Hofmann 1913/14. PV.: Die Kausaltheorie des Okkasionalismus. AV.: Antinomien des Denkens.

100 UA-HUB, Kur. H 526; PA Hofmann, Lebensabriß v. 12. 7. 1945, im Anhang zum Fragebogen der Sowj. Militäradministration. 1945 trat Hofmann in bewußter Anknüpfung an diese Mitgliedschaft in die unter sowjetischer Aufsicht neugegründete LDPD ein.

101 Kowalewski, geb. 1873 Sallewen/Kr. Osterode - 1945 Kirchhain-Doberlug. Lehrersohn, studierte nach der Graudenzer Gymnasialzeit Philos., Physik, Philologie in Jena, Berlin, Königsberg u. Greifswald. In Königsberg bei Thiele 1897 Prom.: ‚Kritische Analyse von Arthur Colliers Clavis universalis‘. Zum Studium der experimentellen Psychologie ging er 1898 zu Wundt nach Leipzig. 1898 erschien seine Kritik der neukantianischen Erkenntnistheorie („Prodomos einer Kritik der erkenntnistheoretischen Vernunft“), die 1899 Grundlage seiner Königsberger Habil. wurde. In den folgenden Jahren bemühte er sich um die experimentalpsychologische Fundierung der Schopenhauerschen Metaphysik („Studien zur Psychologie des Pessimismus“, 1904) und orientierte sich endlich am Ideal metaphysikfreier, psychologischer Deduktion ethischer „Urphänomene“, die ihn von der Schopenhauer-Kritik („Arthur Schopenhauer und seine Weltanschauung“, 1908) zu Vaihingers Fiktionalismus führte („Ansätze zum Fiktionalismus bei Schopenhauer“, 1919). 1920 LA für Religionsphilosophie, ein Gebiet, das in den 20er Jahren den Schwerpunkt seiner Lehrtätigkeit bildete und wo er mehrere Dissertationen anregte. Zeitweise Vorsitzender der Königsberger Kant-Gesellschaft, steuerte er einige kleinere, historisch-philologische Arbeiten zur Kantforschung bei. - Autobiogr.: Kowalewski 1938 und die Erinnerungen des Bruders G. Kowalewski 1950, S. 16ff- Über Kowalewskis Schicksal nach 1933: B II.

Entstehung mitgeholfen.¹⁰² Der in Königsberger Berufungsverfahren immer wieder vergeblich empfohlene Kowalewski war also allein schon deshalb nicht der religiöse Sozialist, für den Grimme ihn halten sollte (s. u. A II 2), weil dies eine Nähe zum Zeitgeist vorausgesetzt hätte, die er nach Wiecherts Zeugnis gerade vermissen ließ. Vor 1918 Mitglied der Freikonservativen Partei, die sich im Unterschied zu den ihr sonst weltanschaulich verwandten Deutschkonservativen für soziale Fragen öffnete, dürfte sich Kowalewski -ausweislich seiner Schriften seit 1918 - wie viele seiner alten Parteifreunde in der Nähe der im akademischen Milieu Königsbergs überaus beliebten rechtsliberalen DVP angesiedelt haben. Mit dem Kollegen und DDP-Mitglied Goedeckemeyer gehörte Kowalewski 1918/19 dem Königsberger „Rat geistiger Arbeiter“ an, dessen Ziel es war, eine infolge der bolschewistischen Nachbarschaft nicht ganz unwahrscheinliche Radikalisierung der Novemberrevolution in Ostpreußen zu verhindern.¹⁰³

Unzeitgemäß wie Kowalewski wirkten auch Wilhelm Koppelman und Oswald Weidenbach. Koppelman, 1918 fast 60 Jahre alt, hatte neben einem philosophisch-philologischen auch ein theologische Studium absolviert und war erst spät aus dem Schuldienst wieder zur Universität zurückgekehrt. Bei seiner Habilitation in Münster (1905) bezichtigte Spicker ihn, einen außerordentlich beschränkten Gesichtskreis zu haben, der auf eine „600jährige Rückständigkeit“ hindeute, da er als auffällig orthodoxer Protestant die Philosophie wieder zur Magd der Theologie erniedrigen und einen „protestantischen Scholastizismus“ inaugurieren wolle.¹⁰⁴ Dabei war Koppelman nur ein recht unversöhnlicher und nicht selten naiv argumentierender Feind des Utilitarismus in allen weltanschaulichen Varianten. Gerade als Protestant legte er aber nach 1918 ein Wort für die Demokratie ein, weil sie politische Konsequenzen aus der christlichen Auffassung von der Gleichheit aller Menschen ziehe.¹⁰⁵

Der Gießener Philosoph Weidenbach fühlte sich der von seinem Großvater, einem Abgeordneten der Paulskirche, begründeten liberalen Familientradition verpflichtet.¹⁰⁶ Er be-

102 Wiechert 1949, S. 80.

103 Kowalewski 1919a und 1919b.

104 Koppelman, geb. 1860 Schüttorf/Bentheim - gest. 1934 Münster. V.: Pastor, Konsistorialrat. Abitur am Gymn. Lingen, philos.-philolog-theol. Stud. in Tübingen u. Berlin. 1884 StEx. in Göttingen, Lic. Theol. (Tübingen, mit einer religionsphilos. Studie: ‚1. Kant und die Grundlagen der christlichen Religion‘), Dr. phil. (Tübingen): ‚Kants Lehre von den analytischen und synthetischen Urteilen‘. 1887—1905 Lehrer in Lippstadt u. Leer, dann in Münster, dort 1905 Habil.: ‚Kritik des sittlichen Bewußtseins‘ (PV.: Die Lehre von den Affekten in der neueren Psychologie). 1914 aus dem Schuldienst ausgeschieden. Nach Kriegsausbruch Meldung als Freiwilliger; 1914/15 als Hauptmann d. R. in der Heeresverwaltung in Belgien; ein Sohn als Offizier in Frankreich gefallen. 1916 ao., 1918 ord. Hon. Prof. in Münster. - UAMs, B I, Nr. 7b. Phil. Fak. IV 2, Bd. 3, Tl. 2; Habil. Koppelman. GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 6, Bd. II, unpag.; Habil. Koppelman mit ausführlicher vita und Bericht des Kurators v. 3. 4. 1906, bedauernd, schon wieder für einen Vertreter der „idealistischen Richtung“ die venia beantragen zu müssen, obwohl man wegen der Ausbildung von Naturwissenschaftlern eher einen Dozenten der „realistischen Richtung“ benötigt hätte. Ebd., Nr. 3, Bd. XIII, unpag.; Antrag der Fakultät v. 15. 12. 1915, Koppelman zum ord. Honorarprof. zu ernennen.

105 Koppelman 1920, S. 126.

106 Weidenbach, geb. 1876 Dresden - gest. 1958 Gießen. V.: Kunstmaler. Stud. Philos., Naturwiss., Nationalök. bei Eucken, Haeckel u. Liebmann in Jena. Die dem 1848er-Großvater gewidmete Dissertation 1900 bei Liebmann: ‚Das Sein und seine methodisch-kritische Bedeutung‘. Fortsetzung der Studien in Würzburg u. Innsbruck. 1907 in Gießen bei Siebeck Habil.: ‚Die Welt als Aufgabe‘ (umfassend:

jahte die Republik, weil sie das Resultat einer legitimen „Empörung gegen die Zerreißung der Nation in eine Herren- und eine weniger-als-Mensch-Klasse“ gewesen sei.¹⁰⁷ Schon skeptisch gegenüber dem neukantianischen Revisionismus und dessen Glauben an die der-einst rational zu organisierende Gesellschaft, brachte er für den Marxismus des Parteideologen Kautsky („oberflächliche Denkweise“) so wenig Verständnis auf wie für alle gesellschaftstheoretischen Utopien, die sich die „Weltstruktur als Einheit oder Gesetz“ vorstellten. Die Ablehnung des sowjetischen Experiments war dieser Position immanent: der Absolutheitsanspruch der Kommunisten ende im „praktischen bolschewistischen Terror“, der erst durch die Zerstörung jeder Kultur so etwas wie Gerechtigkeit auf niedrigstem Niveau schaffe.¹⁰⁸

Der Tübinger Philosophiehistoriker Constantin Ritter, wie Koppelman beim Systemwechsel fast 60 Jahre alt, trat bald nach ihrer Gründung der DDP bei.¹⁰⁹ Für das langjährige Mitglied der Nationalliberalen Partei war das eine sehr bewußte Entscheidung, „nach links und nicht nach rechts hin Anschluß“ zu suchen, und die demokratische Staatsform nach westlichem Muster mit aufzubauen, weil sie Ritter allein geeignet schien, die „Selbständigkeit“ der Staatsbürger zu sichern.¹¹⁰ Ritter hatte die politische Arena als Sekretär eines Reichstagsabgeordneten früh betreten und blieb hier auch nach 1918, in schul- wie religionspolitischen Debatten präsent. Seine sich über vier Jahrzehnte erstreckende Platon-Forschung war beherrscht von dem Gedanken, daß Platon ein „politisch-sozialer Reformator“ gewesen sei. Jedes Teilgebiet seiner Philosophie sei ihm nur „Mittel zum Zweck der sittlichen Erziehung der Bürger und zur Herausarbeitung der besten Einrichtung des Staates“ gewesen.¹¹¹ Die zweibändige, fast 2000 Seiten umfassende Platon-Monographie Ritters (1909/23) war zudem durchsetzt mit aktualisierenden Deutungen wie etwa denen zu Menschenzüchtung und Eugenik. Die nach 1918 öfter aufblitzende Sozialismuskritik mündete Anfang 1933 in eine Abrechnung mit dem „Sowjetstaat“, den Platons „Idealstaat“ keineswegs legitimiere. Man darf annehmen, daß die Vorstellung vom bolschewistischen „Partei-regiment“ und seiner „unerhört grausamen Tyrannei“ auch um 1920 Ritters Anstrengungen

„Mensch und Wirklichkeit“ sowie: „Die Möglichkeit der Wahrheit“). 1922 nb. ao. Prof., LA Soziologie, 1930 umgewandelt in: Erkenntnistheorie. 1939 apl. Prof., 1941 Ruhestand. - UAG, PA Weidenbach. Leiss 1950 und ders. 1956.

107 Weidenbach 1923, S. 203.

108 Ebd., S. 64f., 80.

109 Ritter, geb. 1859 Rutesheim/Leonberg - gest. 1936 Tübingen. Pfarrerssohn. Ausbildung in ev.-theol. Seminaren Maulbronn u. Blaubeuren (hier nachhaltig beeinflusst von K. C. Planck), ab 1877 philos.-philol. Stud. in Tübingen bei Sigwart u. Rohde. 1883 Prom.: Untersuchungen über Quintilianische Deklamationen'. Bis 1888 Repetent am Tübinger Stift. 1888-1893 Sekretär des nationalliberalen MdR und Großindustriellen G. Siegle, vor allem befaßt mit kolonialpolitischen Fragen. 1894-1903 Gymnasiallehrer in Ellwangen, seit 1903 in Tübingen. Dort kumul. Habil. mit den seit 1896 publizierten Arbeiten zu Platon. PD, venia für Philosophie, LA für Gymnasialpädagogik, 1916 ord. Honorarprof-Nestle 1936.

110 So begründete Ritter öffentlich seine Entscheidung in der im Frühjahr 1919 erschienenen Broschüre zur Neugestaltung des Schulwesens'. Ritter 1919, S. 5. Vgl.: A III.

111 So Nestle 1936, S. 56f., über die Eigenart der Platonauffassung Ritters, die E. Hoffmann 1939, S. 466, ein „postumes Kind der Aufklärung“ nennt.

beflügelte, die parlamentarische Demokratie als adäquatere Realisierung des „auf Gerechtigkeit gegründeten Idealstaats“ auszuweisen.“¹¹²

Wenn es so etwas wie den personifizierten Weltanschauungshunger gab, dann verkörperte ihn der Bonner Philosoph Johannes Maria Verweyen, der im Laufe von drei Jahrzehnten vom Katholizismus über den Monismus, die Freireligiösen, die Freimaurerei, über Anthroposophie und Theosophie wieder zurück in den Schoß seiner Kirche fand.“¹¹³ Bei all diesen Wandlungen blieb er politisch relativ beständig, nämlich kosmopolitisch, pazifistisch und demokratisch, jedoch mit einem Faible für die Herrschaft der Besten („Sozial-Aristokratie“). Auch gab er sich überzeugt, daß die Erziehung zum „selbstlosen“ Menschen jeder Umgestaltung der Produktionsverhältnisse vorzuziehen sei. Verweyen, der sich nach der Promotion intensiv mit der Scholastik beschäftigte und in eine Glaubenskrise geriet, fand anschließend den Weg zur freireligiösen Bewegung, die er in Horneffers „Tat“ und der anti-katholischen Frankfurter Zeitschrift „Das freie Wort“ auch publizistisch unterstützte.“¹¹⁴ Er erregte erstmals 1917 Aufsehen, als in Horneffers freimaurerischen Blatt „Der unsichtbare Tempel“ sein Aufsatz ‚Krieg und Jenseitsglaube‘ erschien, der den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele als eine den Heldentod verklärende Lebenslüge abtat und eher Trost aus der profanen Idee vom Fortlebens des Individuums in der Gattung „Menschheit“ erwartete.“¹¹⁵

Wie Verweyen wartete der Gießener Privatdozent Ernst Horneffer“¹¹⁶ nahezu jedes Jahr mit einem Buch oder einer Broschüre auf. Er sparte dabei kaum ein aktuelles Thema aus, sei

112 Ritter 1934, S. 65-68.

113 Verweyen, geb. 1883 Till/Kr. Kleve - 1945 Bergen-Belsen. V.: Gutsbesitzer. 1902 Kgl. Gymn. Düsseldorf. Stud. in Freiburg, Leipzig, Berlin, Bonn (Naturwiss., Nationalök., Philos.). Bei Dyroff 1906 Prom.: ‚Ehrenfried Walter Tschirnhaus als Philosoph‘. Anschließend Studium der mittelalterlichen Philosophiegeschichte bei Baeumker in Straßburg. In Bonn 1908 Habil.: ‚Das Problem der Willensfreiheit in der Scholastik‘ (PV.: Das Mögliche. AV. 30. 6. 1908: Die Tat im Ganzen der Philosophie). 1914-1918 Garnisonsdienst. 1918 Titularprof, 1921 nb. ao. Prof., 1934 Lehrbefugnis entzogen, 1941 verhaftet, Einlieferung ins KL Sachsenhausen, 1945 nach Bergen-Belsen verlegt, dort am 21. 3. 1945 an Flecktyphus verstorben. - UAB, PA Verweyen. GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 45, Bd. X, Bl. 218-220; Habil. Verweyen 1908. - Verweyen 1940 (Autobiogr.) u. Kamps 1955.

114 Über die anti-ultramontane Ausrichtung der Zeitschrift „Das freie Wort“: Schlossmacher 1991, S. 177f.

115 Kocks 1917, S. 108ff; diese Verteidigungsschrift enthält die wichtigsten Passagen aus Verweyens Aufsatz. Die monistisch-idealistischen Grundgedanken hob Verweyens Anhänger Anraths 1917, S. 217-225 hervor. - Der „Fall Verweyen“ ist ausführlich dokumentiert in: GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 45, Bd. XI, Bl. 253-295. Auf Veranlassung des ev. Bonner Garnisonspfarrers und der Bonner Kath.-Theol. Fakultät strengte der Kurator ein Disziplinarverfahren an. Gleichzeitig griff das Zentrumsorgan „Kölnische Volkszeitung“ den Fall auf, der im März 1917 sogar das Pr. Abgeordnetenhaus beschäftigte. Obwohl der Kurator der Sache nicht allzuviel „Relief geben wollte, da er Verweyen zu jenem Dozententyp „Denkerkopf mit Löwenmähne“ zählte, der vornehmlich die „moderne junge Damenwelt“ anziehe, brachte die Wissenschaftsverwaltung der Öffentlichkeit das Opfer einer Versetzung Verweyens zu einer Armierungseinheit im Westen, verbunden mit einer ministeriellen, im Juni 1918 ausgesprochenen förmlichen Mißbilligung.

116 Horneffer, geb. 1871 Stettin - gest. 1954 Iserlohn. Beamtensohn, aufgewachsen in Trepow/Hinterpommern. Altphilol. Stud. in Berlin u. Göttingen. 1895 bei v. Wilamowitz-Moellendorff promoviert mit einer quellenkritischen Studie zur Echtheit einer vorgeblich platonischen Schrift. Freier Schriftsteller, Religionskritiker, 1901 Austritt aus der ev.-luth. Kirche. Kreation einer nietzscheanischen, auch von seinem Göttinger Lehrer beeinflussten „Persönlichkeitsreligion“. 1900/01 Aufbau des

es der staatsbürgerliche Unterricht, der Pazifismus, Europa oder die deutsche Sozialgesetzgebung. Horneffer, einer der zeitigsten Herolde Nietzsches, hatte 1908 die kurzlebige „Deutsche Kulturpartei“ gegründet, ein Sammelbecken bürgerlicher Liberaler, die die üblichen kirchenpolitischen Ziele proklamierte (Kampf gegen „Rom“, Trennung von Staat und Kirche, Erleichterung des Kirchenaustritts und Gewissensfreiheit für Staatsbeamte) und ansonsten wirtschaftspolitisch den Mittelstand gegen die Hochfinanz stärken und verfassungspolitisch die konstitutionelle Monarchie wahlrechtlich demokratisieren wollte.¹¹⁷ Seit Mitte der 20er Jahre engagierte Horneffer sich als Programmierer, Pamphletist, Redner und 1930 (erfolglos) auch als hessischer Reichstagskandidat für die rechtsliberale, außenpolitisch weitgehend mit der DNVP konform gehende Reichspartei des deutschen Mittelstandes.

Im Vergleich mit Verwey und Horneffer leise bis unhörbar bekannten sich die beiden Extraordinarien Nicolai von Bubnoff (Heidelberg) und Otto Janssen (Straßburg, seit 1919 Münster) zu den Grundlagen des politischen Liberalismus. Von Bubnoff, der bei Kriegsbeginn 1914 als russischer Staatsbürger in Heidelberg seine *venia* verlor und einige Zeit im Internierungslager zubrachte, war als Mitbegründer der Zeitschrift „Logos“ (1909/10) und Vermittler vornehmlich der russischen Religionsphilosophie ein internationalistisch gesonnener, typisch kulturliberaler Neukantianer.¹¹⁸ Mit dem Sozialdemokraten Hans Ehrenberg wies er in den 20er Jahren mehrfach auf die antibolschewistische Potenz des unterdrückten östlichen Christentums hin (dazu: A III). Unbegrenzt schien das Vertrauen des Windelband-Schülers in den Vorrang der pazifizierenden Macht der Kultur und ihrer nicht notwendig rational erfassbaren „Werte“, die auch, im Sinne des großen Europäers Nietzsche¹¹⁹, zur politischen Einheit des Kontinents beitragen könnten.

Janssen¹²⁰, politisch abstinent, legte 1921 und 1927 eigentümlich ortlos und zeitfremd anmutende, tausendseitige, Vorstudien zur Metaphysik vor, die mit anderen, von den Fach-

Nietzsche-Archiv, Zerwürfnis mit Elisabeth Förster. 1909 hauptamtlicher Dozent eines monistischen Kartells religiös-ethischer Reformvereine in München (Erteilung von Unterricht in „konfessionsfreier Moral“). 1909 mit seinem Bruder August Gründung der Zs. „Die Tat“; seit 1910 zusammen mit seinem Bruder auch führend in der Freimaurerbewegung. 1914/15 Kriegspublizistik im Sinne der „Ideen von 1914“. 1916-1918 im bayer. Kriegsministerium für die Organisation des „vaterländischen Unterrichts“ im Heer zuständig. Im Juli 1918 kumul. Habil. in Gießen, 1920 nb. ao. Prof., 1922 LA für Metaphysik. - Meinhardt 1982a. Zur politischen Publizistik Horneffers: A III; zum Schicksal nach 1933: BI.

117 Über diese „kleinere liberale Gruppierung“, deren 1. Vorsitzender Horneffer war, und die sich 1911 wieder auflöste: Fricke (Hg.) 1983/86.

118 v. Bubnoff, geb. 1880 St. Petersburg - gest. 1962 Heidelberg. Sohn eines russ. Arztes, zweisprachig aufgewachsen (dt. Mutter), 1902 hist.-philol. StEx. in St. Petersburg, ab WS 1902/03 Stud. in Freiburg, Leipzig, Heidelberg, 1908 dort bei Windelband Prom.: „Das Wesen und die Voraussetzungen der Induktion“. 1911 ebd. Habil.: „Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit“ (PV. 1.7. 1911: Philosophie als wissenschaftliche Weltanschauung). 1914/15 interniert, 1918 Wiedergestattung der Abhaltung von Lehrveranstaltungen, 1919 Lektor für Russisch, 1921 Einbürgerung, 1924 nb. ao. Prof. - UAHd, III-5b, 631; PA v. Bubnoff (1911-1962). GLA 466/20610; PA v. Bubnoff. - Hock 1982. Drüll 1986, S. 33.

119 v. Bubnoff 1924, S. 124ff.; dazu: A III.

120 Janssen, geb. 1883 Düsseldorf- gest. 1967 ebd. Sohn des Direktors der Düsseldorfer Kunstakademie Peter J. und dessen jüdischer Ehefrau. Stud. Neuere Philol., Philos., Germanistik, 1907 german. Diss. bei Lietzmann in Bonn: „Naturempfinden und Naturgefühl bei B. H. Brockes“. 1912 bei Störing u. Baeumker in Straßburg Habil.: „Das Wesen der Gesetzesbildung“ (unveröff.); PD ebd. bis 1918, unterbrochen (1916-18) durch Wehrdienst an der Ostfront (Etappe). 1919 umhab. nach Münster und

kollegen gleichfalls ignorierten, „seinerschließenden“ Werken, die kulturliberal zu verstehenden „ideellen Bezüglichkeiten“ des „geiststiftenden Ichwesens“ und seine „Freiheit“ phänomenologisch aufzeigen wollen.¹²¹

Den Liberalen zuzurechnen sind auch jene Nichtordinarien, die im ersten großen Berufungsschub zwischen 1919 und 1924 einen Lehrstuhl erhielten, und von deren politischer Einstellung daher noch zu sprechen ist: Ernst Cassirer (Berlin), Karl Jaspers (Heidelberg), Emil Utitz, Moritz Schlick (beide Rostock), Reinhard Strecker (Gießen), Hermann Schneider (Leipzig), Hans Henning (Frankfurt), Richard Kroner, Jonas Cohn (beide Freiburg), Traugott K. Oesterreich, Theodor L. Haering (beide Tübingen), Julius Goldstein (Darmstadt), Alexander Pfänder, Hugo Dingler (beide München) und Theodor Litt (Bonn). Albert Görland (Hamburg), 1918 noch im Schuldienst wie Ernst Hoffmann (Berlin), wechselte in den Revolutionswochen vom Linksliberalismus zur Sozialdemokratie.

Die katholischen Nichtordinarien, Siegfried Behn (Bonn), Hans Meyer, Matthias Meier (beide München) und der privatisierende Max Scheler, alle ab 1919 berufen, waren so dünn vertreten, daß wir sie hier nicht berücksichtigen müssen. Martin Heidegger (Freiburg) hatte sich schon während des Krieges endgültig von seinen katholischen Ursprüngen entfernt. Im Vergleich mit dieser im Rückblick sehr bescheiden wirkenden Ausgangslage nimmt das Ausmaß der Habilitationen katholischer Philosophen während der Weimarer Zeit dann fast kulturrevolutionäre Züge an (dazu: A I 3 und A II 3).

1.2.3. Deutschnationale und Völkische

Zahlenmäßig ähnlich in der Minderheit wie die entsprechende Gruppierung unter den Ordinarien, umfaßt die kleine Schar der alldeutschen, seit 1918/19 dann deutschnational oder völkisch gesinnten Philosophen fünfzehn Dozenten, also etwa ein Viertel aller Nicht-Ordinarien. Von ihnen gelangten nur Gustav Kafka (München), Günther Jacoby (Greifswald), Nicolai Hartmann und Heinz Heimsoeth (beide Marburg) in ein Ordinariat, und alle vier teilten bezeichnenderweise nur partiell die weltanschaulich-politischen Vorstellungen des deutschnationalen Programms. Hingegen ein Ideologe im Dienst der DNVP, der Erlanger Extraordinarius Friedrich Brunstäd, bestieg 1925 eine theologische Lehrkanzel. Otto Baensch (Straßburg) schied bis 1936 aus dem Hochschuldienst aus. Wir werden auf ihn erst im Kontext der Breslauer Berufungsquerelen in der NS-Zeit zurückkommen. Arthur Drews (Karlsruhe), auch er nur bedingt unter die Deutschnationalen zu rechnen, begegnet uns im Abschnitt über die Berufungspolitik an den Technischen Hochschulen (A II 1). Fritz Münch (Jena) behandeln wir im Kapitel über die Deutsche Philosophische Gesellschaft (A III 2).

So sind hier also nur noch zu erwähnen:

Hans Hielscher (Münster)¹²², ein Sympathisant des völkischen DNVP-Flügels, der mit völkerpsychologischen Studien zur frühgriechischen Philosophie begann und 1913 ein dick-

dort am 29. 7. AV.: Die reine Philosophie als Wissenschaft. 1921 nb. ao. Prof., ab 1. 10. 1922 LA: Logik der Geisteswissenschaften, zum SS 1929 Prof. f. Philos./Päd. an der Pädagogischen Akademie Dortmund (gem. Preuß. SparVO v. 30. 4. 1932 in den Ruhestand versetzt), bis 1933 weiter LA in Münster wahrnehmend. - UAMs, Phil. Fak. Nr. 43; PA Janssen. Hesse 1995a, S. 394f. 121 Janssen 1921 und 1928; fast siebzig Jahre nach ihrem Erscheinen kamen die Exemplare der Berliner Staatsbibliothek unbenutzt aus dem Magazin in die Hand des Vf.s! - Ausführliche Heidegger-Kritik bietet: Janssen 1932.

leibiges Werk über ‚Das Denksystem Fichtes‘ schrieb, dessen Ziel es war, Fichte als jedem Kosmopolitismus abholden Nationalpädagogen auszuweisen.¹²³

Ferner August Gallinger (München)¹²⁴, der im Umfeld der bayerische Deutschnationalen Karl Alexander von Müller und Nikolaus Cossmann die Völkerrechtsverletzungen der Entente, vor allem gegenüber deutschen Kriegsgefangenen, anprangerte.¹²⁵

Eine akademische Randexistenz führte Hugo Dinger (Jena), vor 1918 ein fleißiger Propagandist des dem Alldeutschtum nicht fernen Bundes der Landwirte.¹²⁶ Dingers Schaffen stand seit seiner Dissertation über Richard Wagner ganz im Bann des Geistes von Bayreuth.¹²⁷

Arnold Rüge (Heidelberg)¹²⁸ fand 1918/19 in Kreisen der extremsten völkischen Rechten eine politische Heimat, verlor aber infolge seines obsessiven Aktivismus schon 1920 seine *venia*.

122 Hielscher, geb. 1871 Posen - gest. 1945 Münster. Sohn eines höheren Beamten. Abitur am Gymn. Belgard/Pommern. Stud. in Leipzig, Halle, Heidelberg, Straßburg u. Zürich, dort 1901 Prom.: Untersuchungen zur geschichtliche Entwicklung der Logik in den Prinzipien der Mechanik'. Ebd. 1902 Habil.: ‚Entwurf einer Erkenntnistheorie des Massenbegriffs ...'. PD u. Assistent am Exp.-psychol. Laboratorium ETH Zürich 1901-1908. Umhabil. nach Münster im Juli 1908, um wieder mit seinem Züricher Lehrer Meumann zusammenzuarbeiten. 1914 als freiw. Krankenpfleger an die Westfront. 1915 Konstruktion eines Flakgeschützes im Auftrag des Kriegsministeriums. 1915 Titularprof, 1917 LA: Geschichte der Philosophie (nach Fürsprache von Troeltsch u. Störring). 1919 bat eine „Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung“ das PrMWKV darum, Hielscher zu beurlauben, damit er ihr weiter seine völkerpsychologischen Kenntnisse zur Verfügung stellen und sie in allen die „Ostmark“ (gemeint: Posen-Westpreußen) berührenden Fragen beraten könne. - Nb. ao. Prof. 1921 (nach mehreren vergeblichen Bitten um ein plm. Ordinariat), b. pers. Ordinarius erst am 1. 10. 1934, plm. Ordinarius 1. 12. 1935, em. 31. 3. 1935 (s. u. B I). - UAMs, Kur. PA Nr. 12. GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 3, Bd. XIII, unpag.; Umhabil. 1908, Bitten um Unterstützung usw. 1915/17. Ebd., Bd. XIV, Bl. 118—118r; Hielscher an Becker v. 31. 8. 1918, und: Bl. 121-121r; „Vereinigung ...“ an PrMWKV (Mai 1919) sowie Bl. 264-265; Hielscher an Richter v. 23. 6. 1920 wg. „Nachfolge“ Otto Braun.

123 Hielscher 1905/06, vgl. a. ders. 1907 (betr. psychol. Faktoren der Kriegführung). Ders. 1913, S. 280, 304f., 345ff.

124 Gallinger, geb. 1871 Worms - gest. 1959 München. Nach Stud. in München 1901 Prom. bei Lipps: ‚Zum Streit über das Grundproblem der Ethik in der neueren philosophischen Literatur'. Dann Medizinstud. (Dr. med. 1908). 1914 Habil.: ‚Zur Grundlegung einer Lehre der Erinnerung'. 1914-1918 Kriegsteilnahme. 1920 nb. ao. Prof. 1935 wg. jüdischer Herkunft Lehrbefugnis entzogen, 1939 emigriert nach Schweden. Schorcht 1990, S. 134-138.

125 Gallinger 1920.

126 Dinger, geb. 1865 Coelln b. Meißen - gest. 1941 Jena. Stud. d. Philos. u. Kunstgeschichte in München, Berlin, Leipzig, dort 1892 Prom.: ‚Versuch einer Darstellung der Weltauffassung Richard Wagners mit Rücksichtnahme zu den philosophischen Richtungen der Junghegelianer und Arthur Schopenhauers'. 1896 ebd. Habil.: ‚Das Prinzip der Entwicklung als Grundprinzip einer Weltanschauung'. PD, 1900-1905 beurlaubt, Dramaturg in Meiningen. 1905 nb. ao. Prof., 1922 LA Ästhetik u. Dramaturgie. 1893-1911 Vortragsredner des Bundes der Landwirte, Mitglied der Deutschsozialen, dann der Dt.-Konservativen Partei, nach 1918 DNVP, Jungdeutscher Orden, 1933 NSFK, NSLB. 1907 u. 1912 Reichstagskandidat. 1914 als Kriegsfreiw. abgelehnt; Kriegsberichterstatter u. Vortragsredner bei der Marine (vgl. Dinger 1917: Klage über den moralischen Niedergang der Heimatfront). Dinger verlor drei Söhne im 1. Weltkrieg. - StAW, PA 516; Dinger.

127 Dinger 1892; ders. 1904/05; auch viel Journalistik zu den Themen Wagner und Schopenhauer.

128 Zur Biographie und zum politischen Wirken Ruges s. A III. 2.

Im Laufe der Jahre verließen einige ältere Dozenten ihre bis 1918 eher indifferenten Positionen. So Ernst Bergmann¹²⁹, der 1932 zur NSDAP fand, und Georg Mehlis (Freiburg), der erst nach seinem unfreiwilligen Amtsverzicht (1924) für Mussolinis Faschismus zu werben und von Italien aus die NSDAP zu unterstützen begann.¹³⁰

Friedrich Reinhard Lipsius (Leipzig), ein habilitierter Theologe, der zur Philosophie wechselte und durch Ernst Haeckel zum Monismus fand, war zwischen 1920 und 1926 Mitglied der DVP. Zum 1. Januar 1932 wurde er in die NSDAP aufgenommen, trat aber Ende jenes Jahres aus Furcht vor der Kündigung seiner einträglichen Stellung als Litts Oberassistent am Philosophisch-pädagogischen Institut „vorübergehend“ wieder aus.¹³¹ In einer

- 129 Bergmann, geb. 1881 Colditz - gest. April 1945 Leipzig. Pfarrerssohn, erzogen an der Fürstenschule St. Afra in Meißen, Abitur HG Dresden-Neustadt. Breit angelegtes Stud. in Leipzig u. Berlin. Prom. Leipzig 1906: ‚Die ethischen Probleme in den Jugendschriften der Jungdeutschen‘. Ebd. Habil. 1910: ‚Die Begründung der deutschen Ästhetik durch A. G. Baumgarten und G. Fr. Meier‘. Kriegsfreiw., Einsatz in Militärfliegerschule Leipzig-Mockrau, dort 1916 abgestürzt, als frontuntauglich entlassen. Sein quellenorientiertes philosophiehist. Arbeiten empfahl ihn 1916 zum nb. ao. Prof. In den 20er Jahren weit von diesen Anfängen entfernt und (nach Krueger 1933) sich einer Schriftstellerei widmend, die „ganz und gar den Tagesinteressen gedient“ habe. Vorkämpfer der „Deutschgläubigen“. In erster Ehe mit einer Jüdin verheiratet (1917-1921), 1927 Ehe mit deutschgläubiger Tochter eines Leipziger Verlagsbuchhändlers. Schwerpunkt seines politischen Kampfes seit 1918 (nach Neuwinger 1938, S. 8): gegen „Kommunismus und Bolschewismus“, „Jesuitismus“ und jüdisch-christliche Religion. - UAL, PA 306; Bergmann. Neuwinger 1938. Peter 1941. Bahn 1991 und 1994. Autobiogr. Bergmanns Gedenkbüchlein für seinen im Westfeldzug gefallenen Sohn Peter (1941); daß dieser Sohn „Halbjuden“ iSd. Nürnberger Gesetze war, wurde von Bergmann allerdings verschwiegen.
- 130 Mehlis, geb. 1875 Hannover-gest. 1942 Chiavara/It. Abitur am Hum. Gym. in Hannover (1895). Offiziersausbildung, Militärdienst bis 1902, dann Abschied und Stud. in Marburg u. Heidelberg, 1906 bei Windelband Prom.: ‚Schellings Geschichtsphilosophie‘. 1907 Wechsel nach Freiburg zu Rickert, dort 1909 Habil.: ‚Die Geschichtsphilosophie August Comtes‘. Seit 1910 mit Kroner Hg. der Zs. „Logos“. 1914 Meldung als Kriegsfreiw., Teilnahme an Kämpfen in Flandern, aus gesundheitlichen Gründen jedoch bald in die Heimat versetzt, Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit. 1915 für sein ‚Lehrbuch der Geschichtsphilosophie‘ zum nb. ao. Prof. ernannt. Mai 1920 LA für Geschichte der Philosophie. Im April 1924 Verzicht auf die venia, als die Freiburger Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren wg. Vergehens nach § 175 RStGB eingeleitet hatte. Übersiedlung nach Italien, wo er in Chiavara bei Genua als Privatgelehrter lebte und mehrere Bücher über Mussolinis faschistischen Staat verfaßte. Auch sonst in dt. Zeitungen u. Zss. bis zu seinem Tod mit einschlägigen Artikeln u. Aufsätzen präsent. - UAFb, PA Mehlis. GLA, PA 8926; Mehlis. Nachruf: Metz 1942, der hervorhob, daß Goebbels bei Mehlis gehört und Mussolini ihm öfters eine Audienz gewährt habe. - Aus dem von ihm aufgeführten Nachlaß Mehlis‘ zitiert Treiber ein Meldeblatt des Dt. Generalkonsulats in Genua (1938), demzufolge der Nicht-Pg. vor 1933 „im Dienst der nationalsozialistischen Bewegung tätig“ gewesen sei (Treiber 1995, S. 101).
- 131 Lipsius, geb. 1873 Jena - gest. 1934 Leipzig. Sohn eines Theologieprof. Stud. der Theologie u. Philos. in Leipzig u. Jena. Lic. Theol. 1899, Habil. für System. Theol. Jena 1899: ‚Die Vorfragen der systematischen Theologie mit besonderer Berücksichtigung auf die Philosophie Wilhelm Wundts‘. Nach einer 1904 veröff. ‚Kritik der theologischen Erkenntnis‘ Empfehlung seines Dekans, doch auch äußerlich den Übergang zur Philosophie zu suchen. Wiederaufnahme philos. u. naturwiss. Studien in Jena, u. a. bei Haeckel. Aus wirtschaftlichen Gründen 1906 Wechsel in die Seelsorge. Als Pastor in Bremen verwickelt in den dortigen Konflikt zwischen Orthodoxie und einer liberalen, dem Monismus zuneigenden Pastorenfronde. 1907 Amtsverzicht. Prom. bei Adickes (1908) mit seiner ‚Kritik‘ von 1904. Bei Wundt und Volkelt 1912 Habil.: ‚Die Einheit des Seins als Problem der Philosophie‘ (PV.: Der Irrationalismus in Wissenschaft und Philosophie der Gegenwart). Kritik der metaphysischen Axiome des Positivismus in: ‚Naturphilosophie und Weltanschauung‘ (1918). 1919 nb. ao. Prof., AV.: Die

Selbsteinschätzung seines wissenschaftlichen Werdegangs gab er nach 1933 an, von Nietzsches „heroisch-aktivistischer Philosophie“ stärkste Anregungen empfangen und im Willen ein letztes metaphysisches Prinzip entdeckt zu haben. Dies merkt man seinen Arbeiten jedoch weniger an als die monistisch-voluntaristischen, von W. Wundt wie von Ernst Haeckel beeinflussten Prämissen, die Lipsius in seinen philosophischen Schriften zwar kaum umsetzt, die jedoch seine praktisch-pädagogischen Aktivitäten steuerten: Als Litts Assistent habe er seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse verwertet, um die ihm anvertrauten sächsischen Volksschullehrer auf die biologischen Grenzen pädagogischer Formbarkeit hinzuweisen.¹³²

Obwohl die zeitweilige DNVP-Mitgliedschaft ihn ebenso als Deutschnationalen auswies wie seine vor allem gegen Henri Bergson gerichtete Weltkriegspublizistik, verbanden den Kieler Philosophen und Soziologen Cay von Brockdorff doch viele Fäden mit der politischen Gegenseite.¹³³ Schon die lebenslange Freundschaft mit Ferdinand Tönnies, die auch 1933 nicht zerbrach, als Brockdorff in die NSDAP eintrat, während das SPD-Mitglied Tönnies um seine Pension zu fürchten begann, fügt sich nicht in ein glattes deutschnationales Schema.¹³⁴ In einer Rezension ließ der anglophile Hobbes-Forscher Brockdorff 1930 erkennen, daß am Werk von Alfred North Whitehead der antispekulative, sprachkritische, metaphysische „Entitäten“ negierende Zug Sympathie verdiene.¹³⁵ Die von Brockdorff zum 250. Todestag des Philosophen ins Leben gerufene „Hobbes-Gesellschaft“ nahm im September 1929 in Oxford - im internationalen Rahmen - ihre Arbeit auf. Die Anwesenheit des linksliberalen Kieler Völkerrechtlers Walther Schücking korrespondierte dabei mit den wenige Wochen später verabschiedeten Statuten, wonach die Gesellschaft sich auf die Ideale des Völkerbundes verpflichtete.¹³⁶ Im Dezember 1932 schließlich richtete die Kieler Ortsgruppe unter ihrem ersten Vorsitzenden von Brockdorff eine Spinoza-Feier aus, die „die Welt mit der Einstellung der verschiedenen Bekenntnisse gegenüber Spinoza bekannt“ machen sollte.

Aufgaben der Religionsphilosophie; Lipsius fixierte in diesem Vortrag die historische Entwicklung der Religionen darauf, daß ihre höchsten Formen erreicht seien, wenn die „mythologischen Elemente fortschreitend abgestreift“ würden (Akad. Nachrichten und Leipziger Studentenzeitung 1, 1919, Nr. 10). 1920 plm. Oberassistent am Philos.-päd. Institut. - UAL, PA 699; Lipsius. StAD, Vobi, Nr. 10281/214; PA Lipsius. BAZ, MF (dort Beitrittsdatum NSDAP: 1. 2. 1932). Zint 1935.

132 UAL, PA 699, Lipsius; Lebensabriß, undat. (1933/34).

133 v. Brockdorff, geb. 1874 Itzehoe - gest. 1946 Kiel. V.: Landgerichtspräsident. Nach philos.-naturwiss.-mediz. Stud. in Heidelberg u. Kiel 1898 Prom. bei Deussen: ‚Kants Teleologie‘. Habil. 1901 an der TH Braunschweig: ‚Beiträge über das Verhältnis Schopenhauers zu Spinoza‘. 1908 nb. ao. Prof. ebd. 1910 erneute Habil. in Kiel: ‚Über die philosophia perennis‘. 1921 nb. ao. Prof. Schwerpunkt seiner Veröffentlichungen in den 20er Jahren neben Hobbes die Geschichte der deutschen und der westeuropäischen Philosophie des 17./18. Jhs.; kontinuierliches Interesse an Schopenhauer, über den er auch einen Beitrag für Haerings „Kriegseinsatzwerk“ lieferte (1941, s. B III). - Angaben nach Lauth 1955; Finke/Flüh 1986. Schröter 1995 und NL v. Brockdorff in SHLB.BAZ,MF.

134 Vgl. die warmherzigen Erinnerungen: ‚Die letzten Unterredungen mit Ferdinand Tönnies‘, Kiel 1936, in denen er sich auch nicht scheute, seine Worte am offenen Grab zu zitieren, wonach Tönnies im Laufe seines langen Lebens sich dem „Ethos Spinozas“ genähert habe (v. Brockdorff 1936, S. 15).

135 v. Brockdorff 1930.

Zu diesem Zweck bot von Brockdorff neben Vertretern der beiden christlichen Konfessionen auch einem Rabbiner Gelegenheit zum Vortrag.¹³⁷

Trotzdem hielt der Abkömmling eines der ältesten Adelsgeschlechter Holsteins an zentralen deutschnationalen Positionen fest. Sehr früh hatte er sich zum Primat des Staates gegenüber der Gesellschaft bekannt.¹³⁸ Die Hobbes-Interpretation von 1929 war durchzogen mit sympathisierend-aktualisierenden Seitenhieben gegen die „entfesselten Kapitalkräfte“: Nicht die freie Konkurrenz sei nach Hobbes das Vernünftige, sondern allein die ordnende Hand des Staates.¹³⁹ Die Hobbes-Monographie von 1919 begann mit dem Appell, sich über die Parteipolitik zu erheben, und die großen, die Lebensformen der Völker regierenden Gesetze zu erforschen.¹⁴⁰ Eine neben den Exponenten der „Erwerbsgier“ für den Staat ähnlich gefährliche gesellschaftliche Macht, die Arbeiterbewegung, hatte er bereits 1910 angegriffen, als er die „sozialdemokratischen Staatsphilosophiechen“ (sie!) und die „Abgeschmacktheiten Bebeis“ aufspießte.¹⁴¹ Die soziale Frage reduzierte er auf das Problem, wie das „materialistische Bewußtsein“ zu erschüttern sei.¹⁴² An anderer Stelle meldete er generell Vorbehalte an gegen Herbert Spencers Ideologie der „liberalen Zivilisation“, die er mit der mittelalterlichen Harmonie zwischen Leben und Denken kontrastierte. Deshalb versuchte er, der individualistischen Auslegung des neuzeitlichen Naturrechts die Spitze zu nehmen: Hobbes habe „Volk“ nicht als ein „Aggregat von [beliebigen, CT] Menschen“ definiert.¹⁴³ Tönnies' Gemeinschaftsbegriff, der hier mitschwang, verwendete von Brockdorff stets affirmativ. Und die „völkerbundliche“ Komponente der Hobbes-Gesellschaft hatte natürlich auch eine - von Tönnies übrigens akzeptierte! - Kehrseite: Gerade aus dem naturrechtlichen Denken des Westens ließen sich Argumente für eine gerechte Friedensordnung, und damit für eine Revision des Versailler Vertrages ableiten.¹⁴⁴

Wie Lipsius und Bergmann fand auch der nb. Frankfurter Extraordinarius Heinrich Hasse vor 1933 zur NSDAP. Seit 1930, als er Hitler erstmals reden hörte, sei er dessen „treuer Kämpfer und Gefolgsmann“ gewesen.¹⁴⁵ Die Förderer seiner akademischen Laufbahn, der jüdische, auf den Spuren von Windelbands Wertphilosophie wandelnde Doktorvater Raoul Richter und der linksliberale Betreuer seiner Habilitation, Hans Cornelius, lassen diese Entwicklung gewiß nicht vermuten.¹⁴⁶ Anders steht es um die frühe Beunruhigung, die die Ab-

137 So nach einem unveröff., von v. Brockdorff ca. 1940 abgefassten Rückblick auf die Arbeit der Hobbes-Gesellschaft. NL v. Brockdorff, SHLB.

138 v. Brockdorff 1908, S. 116. Daß der Staat ohne Staatsreligion auskommen könne, deutete er 1910, S. V, 10, 29, unter dem Einfluß Feuerbachs, an: Die Zersetzung der Theologie müsse nicht das Ende der Religion bedeuten.

139 Ders. 1929, S. 66; auch S. 37f: mit der „Plutokratie“ sei der Staatsgewalt im England des 17. Jhs. eine „furchtbare Macht“ entgegengetreten.

140 Ders. 1919, S. XI und 1929, S. 7.

141 Ders. 1908, S. 208f.

142 Ders., SHLB, NL v. Brockdorff, Ms. „Die soziale Frage“, undat.

143 Ebd., Ms. „Die gelbe Gefahr“ und v. Brockdorff 1929, S. 39.

144 Ders. 1929, S. 8.

145 Zint 1936, S. 286. - Die Mitgliedschaft erwarb Hasse erst zum 1. 3. 1932 (UAF).

146 Hasse, geb. 1884 Lübeck - gest. 1935 Frankfurt. Sohn eines wohlhabenden Apothekers, besuchte das Katharineum, 1904 Beginn des naturwiss. Stud. in Bonn, 1905 Wechsel zur Philosophie und zum Lehrerstudium (Deutsch, Geschichte, Latein). 1908 in Leipzig bei Richter Prom.: „Die Richtungen des Erkennens bei Schopenhauer, mit besonderer Berücksichtigung des Rationalen und des Irrationalen“.

lösung von der „dogmatisch gebundenen Religiosität seines Elternhauses“ mit sich brachte. Hasse arbeitete bis zu seinem Tod (1935) an einer „Philosophie der Erlösung“ als Herzstück einer Kulturphilosophie, die „frei von allen theologischen Elementen und Gesichtspunkten“ endlich das abendländische Streben dahin führen sollte, „wo Seiendes und Seinsollendes in Eins“ zusammenfallen würden, was politisch hieß, das Individuum in einen „allgemeinen Zusammenhang“ fest einzubinden. Doch weder in der Religion noch im Staat, sondern allein in der Kunst sah Hasse zuletzt den Bereich, der die intensivste „Erlösung“ versprach, so daß er vor und nach 1933 kaum Zugang zum Politischen fand, obwohl sein Biograph für die 20er Jahre festhält, daß er „unter der Knechtung und Ächtung des Vaterlandes durch die Siegermächte“, unter wirtschaftlicher Not und dem „Ende aller heldischen Tugend“, schwer gelitten und früh auf die „deutsche Freiheitsbewegung“ gesetzt habe.¹⁴⁷ Gesellschaftspolitische Konsequenzen seiner 1912 in Horneffers „Tat“ unterbreiteten „Ideen zur Überwindung der theistischen Weltanschauung“¹⁴⁸ traten in seinen späten Schopenhauer-Studien punktuell zu Tage. Der vom Ideologem eines Schöpfergottes befreite Mensch dürfe seine Geschichte als immanenten Schöpfungsprozeß auffassen. Mit der theistischen Religion gehe aber zugleich das stärkste Mittel zur „praktischen Disziplinierung“ der Massen, das „Bändigungs-mittel der primitiven Gemüter der Menge“, verloren.¹⁴⁹ Wenn sich nicht alles in Anarchie auflösen solle, müsse die aristokratische Struktur der Natur auch in Staat und Gesellschaft realisiert werden. Hasse griff Schopenhauers Anregungen auf, einen neuen Adel zu züchten und so, durch neuerdings mögliche, von Schopenhauer bestenfalls geahnte „zielbewußte Eugenik“ die „aristokratische Herrschaft der [natürlich, CT] Edlen“ vorzubereiten. Dieser Elite traute Hasse offenbar zu, die nach dem Verfall der Religion atomisierten Massen neu zu disziplinieren. Eine Aufgabe, die um so notwendiger erschien, als wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt zumindest in Europa zum baldigen Ende religiöser Sinnfixierung führe. Da der „biologischen Aufwärtsentwicklung des menschlichen Geschlechts“ aber aufgrund der „Hierarchie der Intelligenzen“ natürliche Schranken gesetzt seien, stellte sich Hasse eine stabile Herrschaft der „Hochwertigen“ vor, die sich im „Völkerkampf“ mit ähnlich strukturierten Sozialkörpern behaupten müsse.¹⁵⁰

1911 StEx. In Bonn. 1913/14 Arbeit am Nachlaß des 1912 verstorbenen Richter; erste Kontakte zu Elisabeth Foerster-Nietzsche. Zur Habil. Übersiedlung nach Frankfurt, dort 1915 einberufen, aber bald als „dauernd untauglich“ entlassen. 1917 Habil.: „Das Problem der Gültigkeit in der Philosophie David Humes“ (PV.: Die Moralphilosophie J. M. Guyaus; AV. 27. 6. 1917: Das Problem des Sokrates bei Nietzsche). 1920-1929 LA Geschichte der Philosophie. 1922 nb. ao. Prof. In den 20er Jahren mehrere Veröffentlichungen über Schopenhauer. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Nr. 15, Bd. I, Bl. 51, I21-121r. UAF, Phil. Fak. 1/17; PA Hasse. Hammerstein 1989b, S. 289f. - Über Hasse 1933/34: s. u. B I.

147 Vgl. den Nachruf des Philosemiten Zint 1936, S. 297-299, anhand der nachgelassenen Entwürfe skizziert.

148 Hasse 1912, besonders S. 603-605.

149 Ebd., S. 605; ders. 1926, S. 375.

150 Ders. 1926, S. 331, 348f., 374ff., 391 ff., 452. Ähnlich, Schopenhauers atheistische Religionsphilosophie als Antwort auf die „religiöse Krise“ anbietend: Hasse 1924, S. 5, 18. Schopenhauer antizipiere ein spezifisch modernes religiöses Gefühl: das der „Kindschaft der Ewigkeit“.

Nicht von Schopenhauer ausgehend wie Brockdorff, Lipsius und Hasse¹⁵¹, sondern von Hegel, nicht fort von Theologie und Kirche zu Philosophien der „Erlösung“, sondern hin zu einem erstarkten Luthertum - das war das Rezept des mit Abstand bedeutendsten deutschnationalen Ideologen unter den älteren Nicht-Ordinarien der Philosophie: Friedrich Brunstäd¹⁵², dessen Werdegang freilich auch wie der seiner politisch gegen ihn eher fähig wirkenden Gesinnungsgenossen durch denselben weltanschaulichen Impuls bestimmt war: „die Versöhnung der Subjekt-Objekt-Spaltung“.¹⁵³ Brunstäd, auf dessen politische Publizistik im einzelnen noch einzugehen ist, war der Mentor des Jungnationalen Bundes und der Programmatischer der DNVP (von 1920-1928 als Mitglied des Hauptvorstandes), bis er sich nach Beginn der Ära Hugenberg (1928) zur neugegründeten Volkskonservativen Vereinigung (1930-1932) schlug, sich Anfang der 30er Jahre aber immer mehr zurückzog und nach 1933, als Inhaber des Lehrstuhls für Systematische Theologie in Rostock, für die lokalen NS-Größen zur persona non grata wurde.¹⁵⁴

Wie man nach dieser ersten Musterung des weltanschaulich-politischen „Milieus“ erkennt, verfügte die große, in der Nationalversammlung konstituierte Weimarer Koalition aus Sozialisten und Bürgerlichen-Liberalen zu Beginn der Republik unter den akademischen Philosophen über eine erdrückende Mehrheit. Die Geschichte der Berufungspolitik und die Analyse der Nachwuchsauslese in den Habilitationsverfahren muß erweisen, ob und ggf. wie sich diese Ausgangsposition bis 1933 eventuell zu Ungunsten der Weimarer Demokratie verschoben hat.

151 Als Mitglieder der Schopenhauer-Gesellschaft waren sie Versammlungsredner, Beiträger des Jahrbuchs der Gesellschaft und mehr oder minder engagierte Schopenhauer-Forscher. Lipsius und v. Brockdorff waren durch die Hobbes-Gesellschaft verbunden: Lipsius sollte 1934 eine Leipziger Ortsgruppe ins Leben rufen (SHLB, NL v. Brockdorff, Ms „Die Entwicklung der Societas Hobbesiana seit 1929“, ca. 1940).

152 Brunstäd, geb. 1883 Hannover - gest. 1944 Gelbensande b. Rostock. V.: Möbelfabrikant. Stud. in Berlin, Philos. (bei Dilthey, Riehl, A. Lasson, Simmel) u. Theologie (bei R. Seeberg). 1909 Prom.: „Untersuchungen zu Hegels Geschichtstheorie I“. 1907 Hg. von Hegels Geschichtsphilosophie in Reclams Universalbibliothek - erstmals seit der Edition von Gans (1837!). Bei Hensel in Erlangen 1912 Habil.: „Beiträge zum kritischen Erkenntnisbegriff. Als nicht wehrdiensttauglich während des Weltkriegs Hilfsdienste (Verwalter eines bayerischen „Vereinslazarettzuges“ von März 1915 bis Februar 1918, dann bis zur Demobilmachung Delegierter beim Kriegslazaretttdirektor). PD, seit 1917 nb. ao. Prof. in Erlangen, 1925 Nachfolger von Paul Althaus auf dem Lehrstuhl für Syst. Theologie in Rostock. 1922-1924 Ltr. der Ev.-Soz. Schule Johannesstift Spandau. - UAR, PA Brunstäd. Über den frühen Brunstäd: Ringleben 1984. Lexikalisch: Althaus 1955. Bio-bibl.: Gerstenmaier/Schweitzer (Hg.) 1957. Sehr knapp zur Geschichte des Rostocker Lehrstuhls: Pauli 1968.

153 So seinen Artikel in der TRE markant einleitend: Ratschow 1981, S. 249.

154 Darüber Material im UAR, PA Brunstäd, Bl. 100-114, 127-136; betr. Entlassung von Brunstäd's Schüler und Kollegen H. Schreiner, Brw. mit Gauleiter Hildebrandt und REM. Brunstäd wurde infolge dieser Zwistigkeit als Dekan der Theol. Fakultät abgelöst. Über seine hochschul- und kirchenpolitische Haltung nach 1933: Carlsen 1965, S. 265ff.

2. Die Berufungen zwischen 1919 und 1924

Für die Universitätsphilosophie standen die Anfangsjahre der Weimarer Republik im Zeichen einer institutionellen Expansion und eines umfassenden Personalwechsels, dessen Ausmaße nur im Berufsboom der Gründerjahre und in der Entlassungswelle zwischen 1933 und 1935 eine Entsprechung findet. Neue Lehrstühle für Philosophie waren an den neugegründeten Universitäten Köln und Hamburg entstanden. Noch in den letzten Monaten der großherzoglichen Regierung bewilligte der badische Landtag Mittel für ein zweites Ordinariat in Heidelberg. Nachdem 1917 im preußischen Kultusministerium eine erste Konferenz über die Akademisierung der Pädagogik dieser jungen Disziplin den Weg ebnete und die Neuordnung der Volksschullehrerausbildung sie dann nach 1918 weiter aufwertete, konnte sich bis 1924 kein Finanzminister mehr dagegen wehren, Mittel für pädagogische Ordinate oder Extraordinate bewilligen zu müssen. Da die Pädagogik inhaltlich und methodisch noch mit der Philosophie verbunden blieb, eröffneten diese Ordinate aber vornehmlich Philosophiedozenten neue Berufungschancen.

Die größten Veränderungen löste jedoch die Einführung der Altersgrenze für beamtete Hochschullehrer aus. Wer 1920 68 Jahre und darüber zählte, mußte sich emeritieren lassen.¹⁵⁵ Innerhalb von zwei Jahren traf diese Maßnahme Hermann Siebeck (Gießen, Jahrgang 1842), Alois Riehl (Berlin, 1844), Paul Deussen (Kiel, 1845), Rudolf Eucken (Jena, 1846), Johannes Volkelt (Leipzig, 1848), Johannes Rehmke (Greifswald, 1848), Benno Erdmann (Berlin, 1851), Richard Falckenberg (Erlangen, 1851), Götz Marthas (Kiel, 1853) und Paul Natorp (Marburg, 1854), sowie die Extraordinarien Karl Güttier (München, 1848) und Heinrich Spitta (Tübingen, 1849).¹⁵⁶ Remigius Stölzle (Würzburg) und Paul Barth (Leipzig) starben 1921 bzw. 1922 vor Erreichen der Altersgrenze, so daß zusammengedrängt auf fünf Jahre neben den durch Wegberufung bedingten Verfahren siebzehn Neubesetzungen vorzunehmen waren.

Bei der Auswahl der nachrückenden Dozenten darf man mit einer Konstante rechnen: den bildungspolitischen Vorstellungen des preußischen Staatssekretärs und Bildungsministers Carl Heinrich Becker, der hochschulpolitischen Schlüsselfigur der Weimarer Zeit.¹⁵⁷ Becker war der einzige, der 1919 über ein Konzept zur Universitätsreform verfügte. Es enthielt drei ideologisch bemerkenswerte Komponenten:

1. Es verstand sich als Antwort auf den in Niederlage und Revolution lediglich radikalisierten, tatsächlich aber seit der Jahrhundertwende virulenten Wertewandel und chronischen

155 Zur Debatte über die „Zwangs“-Emeritierung vgl. Rimmele 1974, S. 373ff.

156 Siebeck, Deussen, Falckenberg und Erdmann starben wohl kurz vor der fälligen Emeritierung.

157 Der Orientalist Becker (1876-1933) war seit 1916 Personalreferent für das Hochschulwesen im preuß. Kultusministerium. Er blieb nach dem Umsturz in dem von Haenisch (SPD) und Hoffmann (USPD) geleiteten, seit dem 25. November so genannten Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (PrMWKV), avancierte dann zum 1. April 1919 unter Minister Haenisch zum Unterstaatssekretär. In der von Zentrum und DDP getragenen bürgerlichen Koalition des Minderheitskabinetts Stegerwald (April - November 1921) war Becker selbst kurzzeitig Behördenchef. In Otto Brauns großer Koalition diente er unter dem DVP-Minister Otto Boelitz wieder als Staatssekretär (1921-1925), um anschließend in einer von Braun (SPD) geführten Koalition aus SPD, Zentrum und DDP erneut als Minister (1925 - Januar 1930) zu amtieren. Zu Becker jetzt ausführlich die Monographie von Guido Müller 1991.

„Werteverlust“, von dem das Bildungsbürgertum am stärksten betroffen war. Die schon vor dem Ersten Weltkrieg einsetzende hochschulpolitische Reformdiskussion trat mit dem politischen Systemwechsel nur in ein neues Stadium. Denn nun schien der seit 1890 scheinbar so schicksalhaft unaufhaltsamen „materialistischen“ Kultur des Spätwilhelminismus das politische-ökonomische Fundament entzogen. Das bot den Exponenten bildungsbürgerlicher Schichten die Möglichkeit, die Bildungsfunktion der bis 1918 angeblich vom Zerfall in Fachhochschulen bedrohten Universitäten zu akzentuieren und folglich darauf zu hoffen, sich mit der Mobilisierung „geistiger“ Kräfte aus den materialistischen Fixierungen der Vergangenheit ebenso zu befreien wie von den sozialpsychologischen Folgen der Kriegsniederlage.

2. Der Primat des Geistes sicherte dem akademischen Bürgertum die schon bedrohte gesellschaftliche Vorzugsstellung. Diese sozial defensive Strategie einer am neuhumanistischen Bildungsideal orientierten Reform mußte die Hochschulen vor Umgestaltungen nach „massendemokratischen“ Gesichtspunkten abschirmen.

3. Schließlich kam es Becker auf die sozial-integrative Funktion von Bildung an: „Kultur“ war hernach eine überparteiliche Sphäre, so daß die Antagonismen einer Klassengesellschaft, in der ab 1918 der vierte Stand auf einige Schalthebel der Macht zugreifen konnte, ideell unter dem Dach einer von der Philosophie und den Geisteswissenschaften erst noch zu kreierenden einheitlichen Kultur harmonisiert werden sollten.¹⁵⁸

Nicht allein bei Becker traten noch einige Motive hinzu, etwa die Betonung der Notwendigkeit, mittels einer Einheitskultur das im Stammespartikularismus, in konfessionalen und sozialen Gegensätzen zerrissene, spät in die Reihe der Nationalstaaten eingetretene deutsche Volk „innerlich“ zu einen, damit es außenpolitisch in absehbarer Zeit wieder handlungsfähig werden möge. Mit diesem Glauben an die einheitsstiftende Kraft von Kultur und Bildung stand Becker nicht allein. Es war geradezu konstitutiv für seine starke und konsensfähige Stellung, daß dieses Kulturverständnis von Hochschulpolitikern aller Parteien, mit Ausnahme von KPD und USPD, geteilt wurde. Günstig für Becker schlug auch aus, daß die USPD bereits Ende 1918 ihren Einfluß auf die Universitätsreform verlor. Und in der MSPD kamen die maßgeblichen Hochschulpolitiker wie Konrad Haenisch vom rechten, ganz auf die Integration der Arbeiterklasse in die bürgerliche Gesellschaft hinwirkenden Parteiflügel, während die MSPD-Bildungsexperten links von Haenisch ihr Interesse auf die Schulpolitik konzentrierten.¹⁵⁹

Von berufungspolitisch kaum zu überschätzender Bedeutung war der Teil in Beckers Konzeption, der sich mit der Umsetzung dieses Ideals kultureller Integration befaßte: Hier plädierte Becker direkt für die Förderung jener Fächer, die auf „Kultursynthese“, auf ein „synthetisches“, Fachwissen mit „Weltanschauung“ kombinierendes Denken angelegt waren. Dazu zählte für Becker neben den neuen Disziplinen Soziologie, Auslandskunde, Politik und Pädagogik in erster Linie die Philosophie.¹⁶⁰ Eingedenk der von Becker besetzten hochschulpolitischen Schlüsselstellung hatte sich ein derartig politisch ambitionierter Anspruch an das Fach Philosophie eigentlich schon zum Berufungskriterium verfestigt. Man

158 So beschreibt Rimmele 1974, S. 40ff., den gesellschaftspolitischen Hintergrund von Beckers Reformideen. Vgl. jetzt auch G. Müller 1991, S. 234ff.

159 Rimmele 1974, S. 86ff.

160 Becker 1919, S. 8f.; dazu G. Müller 1991, S. 338ff.

darf also erwarten, daß die Dozentenauswahl, wenigstens in Preußen, exakt dieser, von Becker freilich nur grob umrissenen „kultursynthetischen“ Vorgabe gemäß getroffen wurde. Beim Gang durch die Berufungsgeschichte ist folglich darauf zu achten, welche Philosophen über hinreichende kulturpolitische Affinitäten dieser Konzeption gegenüber verfügten, um in der Konkurrenz der Lehrstuhlbewerber erfolgreich sein zu können.

2.1. Berlin 1919: Die gescheiterte Berufung Leonard Nelsons

Bevor noch im Frühjahr 1919 das große Revirement begann, ergriff der preußische Kultusminister, der Sozialdemokrat Konrad Haenisch, die Initiative, um in der Philosophie neue berufungspolitische Maßstäbe zu setzen. Am 25. Januar, der Spartakusaufstand war in Berlin gerade niedergeschlagen worden, teilte Haenisch der Philosophischen Fakultät mit, daß angeregt worden sei, Leonard Nelson als Extraordinarius nach Berlin zu berufen. Dem Ministerium sei dieser Plan sehr sympathisch, da es erwünscht erscheine, eine philosophische Verbindung zwischen den exakten Wissenschaften und den Staatswissenschaften zu suchen.¹⁶¹ Ohne die eingeforderte Stellungnahme der Fakultät abzuwarten, beantragte Haenisch drei Tage später beim Finanzminister Mittel für ein planmäßiges Extraordinariat mit der Begründung, einer philosophischen Schulrichtung zur Wirksamkeit zu verhelfen, die bislang infolge ihrer politischen Einstellung im Schatten gestanden habe. Vom Lehrstuhlinhaber Nelson könne die allgemeine ethisch-politische Schulung organisiert werden. Gerade seine Philosophie sei geeignet, die vernunftgemäße Betrachtung des Lebens und der Politik durch den ihr innewohnenden Idealismus in weite Kreise der Studentenschaft zu tragen.¹⁶² Im Finanzministerium schien Haenischs Parteilfreund Südekum anfangs nicht abgeneigt. Er trat sogar umgehend mit Nelson in Verhandlung. Doch nur Tage später beschied er Haenisch, daß Nelson zu weit gehende, mit staatlicher Hilfe in die Praxis umzusetzende Pläne entwickelt habe, deren Erfolg sehr zweifelhaft sei.¹⁶³ Kurz darauf dämpfte der eigentliche Kopf des Ministeriums, Becker, Nelsons Erwartungen: Was aus der Berliner Stelle werde, sei fraglich, zumal auch mit einer „gewissen Opposition seitens der Fakultät“ zu rechnen sei.¹⁶⁴

Becker war im Dezember 1918 auf Nelsons Pläne für eine bildungspolitische Konferenz eingegangen, die zwecks Gründung einer „Akademie zur Ausbildung künftiger Führer“ einberufen werden sollte. Den Inhalt der von Nelson eingereichten Denkschriften machte Becker sich weitgehend zu eigen, was hieß, daß er in den ersten Wochen der Revolution jenen rationalistischen Optimismus teilte, der einen schon beseelen mußte, um an die einer intellektuellen „Führer“-Elite anzuvertrauende Umwandlung der deutschen Verhältnisse in einen „Vernunft-Staat“ glauben zu können.¹⁶⁵ Der seit 1915 in Berlin lehrende Kulturphilosoph Ernst Troeltsch hatte Becker denn auch im August 1918 davor gewarnt, Nelson, den Typus

161 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1468, Bl. 71ff; PrWKV an PrMF v. 25. 1. 1919.

162 GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 68A, Bd. I, Bl. lOff; Haenisch an PrMF v. 27. 1. 1919.

163 Ebd., PrMF an PrMWKV v. 4. 2. 1919.

164 GStA, Rep. 92 NL Becker, Nr. 3084; Becker an Nelson v. 8. 2. 1919.

165 Ebd.; Nelson an Becker v. 16. 12. 1918 und v. 1. 1. 1919 (in diesem Schreiben gegen die Zuziehung Sprangers, der zu denen gehöre, die durch „grandiose Fälschung der deutschen Geistesgeschichte des 19. Jhs.“ irregeführt würden. - Vgl. dazu Franke 1991, S. 136f.

des jüdischen Verstandesmenschen, akademisch aufzuwerten.¹⁶⁶ Becker, dem der Rigorismus Nelsons und der nicht weniger rechthaberische Duktus seines Göttinger Protektors David Hubert kaum behagte, erwartete die „gewisse Opposition“ der Fakultät also im Bewußtsein, in Nelson vielleicht doch nicht den kongenialen Dozenten entdeckt zu haben, der seine Reformpläne umsetzen würde. Das von Troeltsch federführend formulierte Fakultätsvotum bestätigte dann nur Beckers geheime Vorbehalte: Zwar sei die Schaffung eines neuen Extraordinariats erwünscht, doch könne man sich nicht recht vorstellen, wie die Verbindung zwischen exakten Wissenschaften und Staatswissenschaften aussehen solle, zumal Nelson eine vertrautere Beziehung allenfalls zur Mathematik habe. Deshalb vertrete er auch eine streng rationalistische Denkweise, die von festen Axiomen aus mit logischem Zwang ihre Resultate zu entwickeln und zu begründen „im Stande sein will“. Eine solche Art des Philosophierens sei sehr einseitig und entspreche nicht der des Staatswissenschaftlers, der historisch-empirisch vorgehe. Von hier aus könne Staats- und sozialwissenschaftliches Denken seinen Ausgang nicht nehmen, sondern „höchstens eine abstrakte Staats- und Sozialethik, die unbekümmert um Geschichte und psychologische Eigentümlichkeiten der Menschen gewisse ethische Maßstäbe deduziert“. Eine Professur für „Naturrecht und abstrakteste Vernunft-Ethik“ halte man aber für einen wissenschaftlichen Rückschritt.¹⁶⁷ Der so von der Fakultät verhinderte Sprung nach Berlin trug am Ende immerhin dazu bei, Nelson zu der seit langem von Hubert eingeforderten Berufung in Göttingen zu verhelfen (s. u. A I 2.10).

2.2. Berlin 1919/23: Die Berufungen Eduard Sprangers, Heinrich Maiers und Edmund Husserls

Die Berufungen Sprangers und Maiers an die Berliner Universität sollen zu einer Zeit erfolgt sein, in der die „deutsch-nationale Professorenfraktion“ in der Fakultät weitgehend ihr politisch genehme Kandidaten durchsetzte.¹⁶⁸ Eindeutig antisemitische Kräfte seien in dieser Zeit auch dafür verantwortlich gewesen, Ernst Cassirers Berufung zu blockieren.¹⁶⁹ Was ist von solchen Befunden zu halten? Zwischen 1919 und 1924 fielen fünf, die Philosophie mindestens tangierende Berufungsentscheidungen: die zugunsten Sprangers und Maiers, dann die Besetzung des Lehrstuhls für Soziologie mit Alfred Vierkandt (1921), die Berufung des Psychologen Wolfgang Köhler zum Nachfolger von Carl Stumpf (1922) sowie die Entscheidung, den Lehrstuhl des 1923 verstorbenen Ernst Troeltsch so lange vakant zu lassen, bis ein gleichwertiger Nachfolger gefunden sei. Wie stichhaltig die zitierten Behauptungen sind, ist gut am Berufungsschicksal Cassirers zu überprüfen. Für ihn schieden natürlich die von Vierkandt und Köhler besetzten Lehrstühle von vornherein aus, obwohl die Fakultät in beiden Fällen den engen Zusammenhang des vertretenen „Spezialfaches“ mit der Philosophie gewahrt wissen und das Ministerium darüber hinausgehend den Lehrstuhl Stumpfs mit einem Philosophen besetzen wollte.¹⁷⁰ Für Cassirer trat die Fakultät im Februar 1919 ein,

166 Ebd., Nr. 3292; Troeltsch an Becker v. 30. 8. 1918.

167 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1468, Bl. 71ff; Phil. Fak. an PrMWKV v. 24. 2. 1919.

168 Schleier 1975, S. 236; kolportiert von Farias 1989, S. 122.

169 Schölzel 1984, S. 61ff.; auch dies von Farias 1989, S. 126, unkritisch übernommen.

170 Zu Vierkandt vgl. Berufungsvorschlag v. 27. 1. 1921: UA-HUB Nr. 1470, Bl. 119ff.

zunächst um seine Interessen gegen die drohende Oktroyierung Nelsons zu verteidigen, dann um ihm das in Aussicht gestellte neue Extraordinariat zu sichern.¹⁷¹ Aber schon als es im Juli 1919 um Alois Riehls Nachfolge ging, war Cassirers Berufung nach Hamburg perfekt, so daß man ihn nicht mehr zu berücksichtigen brauchte. Die Vorschlagsliste nannte deshalb primo loco Maier und Spranger, an zweiter Stelle Georg Misch.¹⁷² Die Nennung des Juden Misch dürfte mit dem insinuierten Antisemitismus schwer in Einklang zu bringen und nur aus der sachlichen Erwägungen gehorchenden Entscheidung zu erklären sein, die Diltheysche Lehrtradition zu festigen.

Von ministerieller Seite kam ein anderes Kriterium ins Spiel, das dann zugunsten Sprangers den Ausschlag gab. Die Erwartungen, die der Sozialdemokrat Haenisch dabei hegte, schlugen sich in einem Antrag an den Finanzminister nieder, Sprangers Salär über das Leipziger Niveau hinaus anzuheben.¹⁷³

„An der Gewinnung Sprangers muß mir ganz besonders gelegen sein. Die sehr bedeutungsvolle Rolle, die Spranger in allen pädagogischen Fragen seit Jahren spielt, wird auch dem Finanzministerium bekannt sein. Ich brauche ferner gewiss nur andeutungsweise darauf hinzuweisen, von welcher gesteigerter Wichtigkeit seit Beginn der neuen Zeit in unserem öffentlichen Leben alle die Probleme geworden sind, die seit langem die pädagogische Welt bewegten. In allen Zweigen der Pädagogik stehen wesentliche Fragen zur Entscheidung, die für die Gestaltung unseres künftigen Schulwesens von grundlegender Bedeutung sein werden. Auch der Hochschulpädagogik, auf deren Ausgestaltung die Regierung schon in früheren Landtagsverhandlungen gedrängt, stehen wichtige Neuerungen bevor. Schließlich verlangt allein das neu eingeführte pädagogische Studium der Volksschullehrer in Zukunft eine höhere Beachtung aller pädagogischen Fragen. Diese Umstände bedingen nicht nur die Notwendigkeit einer starken Vertretung der Pädagogik an der hiesigen Universität, sondern sie legten es mir auch nahe, mich bei so wichtigen Entscheidungen von einer ersten Kraft beraten zu lassen.“

Unschwer ist zu erkennen, daß auch hier wie im Falle Nelsons Becker die Weichen stellte. Er hatte Riehl einen deutlichen Wink gegeben mit der Empfehlung, daß, wenn die Fakultät den „Schüler und Freund“ Riehls wolle, er „von der Regierung gewiss auserwählt“ würde.¹⁷⁴ Und es waren Beckers Reformpläne, an deren Umsetzung Spranger mitwirken sollte, obwohl der Staatssekretär vor dieser Berufung hätte erkennen müssen, wie ablehnend gerade er ihrem Herzstück, der geplanten Akademisierung der Volksschullehrerbildung, sowie allen „Synthetisierungen“ von Fach- und Allgemeinbildung gegenüberstand. Aber das waren im Sommer 1919 noch schlummernde Konflikte, die Sprangers zügige Berufung zum 1. April 1920 nicht behinderten (vgl. u. A III).

Der 1919 nicht berücksichtigte Maier stand 1921, nun primo et unico loco, auf der Liste zur Nachfolge des verstorbenen Benno Erdmann. Maiers Wahl war durch die philosophiegeschichtliche Tradition des Erdmann-Lehrstuhls vorgezeichnet, wenn auch hier weitergreifende Überlegungen durchschimmerten in jenen Formulierungen, die dem „persönlichen Anteil“ Beifall zollten, den Maier an seinem Gegenstand, „dem sokratischen ‚Evangelium‘

171 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1468, Bl. 71ff.; Stellungnahme der Fakultät v. 24. 2. 1919.

172 GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 68A, Bd. I, Bl. 24-26; Vorschlag v. 5. 6. 1919.

173 Ebd., Bl. 30; PrMWKV an PrMF v. 30. 9. 1919.

174 GStA, Rep. 92 NL Becker, Nr. 3506; Becker an Riehl v. 2. 6. 1919. Über Becker als Initiator der Berufung Sprangers schon: Wende 1959, S. 221 f.

der sittlichen Freiheit" nehme.¹⁷⁵ Maier, der seinen sittlichen Individualismus auf einen Drang zum „vollkommenen Leben“ gegründet und die praktisch-emotionale Seite des menschlichen Geisteslebens für allein zuständig erklärte im weiten Feld der absoluten Forderungen, war - wie eingangs erwähnt - gewiß kein Deutschnationaler.¹⁷⁶ Ihm war die Monarchie als „der sicherste Hort der Kultur“ erschienen, aber der Machtstaat hatte dem Rechts- und Kulturstaat, das Volk der Menschheit zu dienen, und dieses ganze Konstrukt sicherte der Glaube an die Entfaltung der persönlichen Vervollkommnung nach dem Vorbild Goethes und Humboldts ab.¹⁷⁷ Als Maier bald nach seiner Berufung auf der Kantfeier der Universität die Festrede hielt, knüpfte er an diese Vorkriegspositionen wieder an und erinnerte daran, wie ein „tiefer Ekel und Überdruß an der kritisch-skeptischen Resignation“, „ein heftiger Widerwille gegen die psychologisierende, historisierende und evolutionisierende Relativierung“ sicherer „Leitprinzipien“ seine Generation verunsichert hätten. Der „unerschütterliche Glaube“ an die „ewige Wahrheit“ und die „unbedingten Werte“ habe damals aber einen radikalen Umschwung bewirkt. Auch unter veränderten Bedingungen sei am sittlichen Individualismus und seinem Imperativ, „sittlich freie, innerlich selbständige, autonome Persönlichkeiten“ zu bilden, festzuhalten. Nur so sei den Verlockungen des „romantischen Kollektivismus“ wie seiner sozialistischen, das Individuum zum „Herdentier“ erniedrigenden Nachbeter zu widerstehen.¹⁷⁸ Auf dieser Linie hielt sich auch eine akademische Rede vom Sommer 1932. Maier zeigte sich darin offen für die Korrektur des alten bürgerlich-liberalen, weil durch „mancherlei manchesterliche Auswüchse“ beschädigten Ideals der Freiheit, wollte aber den kollektivistischen Varianten des „sittlichen Sozialismus“, weder der revidierten „materialistischen Geschichtstheorie“ noch dem romantischen Entwurf der „Volksindividualitäten“, das Feld überlassen, das weiterhin den „Einzelpersönlichkeiten“ als den „eigentlichen Träger(n) alles geistig-kulturellen Geschehens“ gehören sollte.¹⁷⁹ Maiers Berufung war freilich gegen die Voten der Nicht-Ordinarien zustande gekommen. Von ihnen plädierte Bernhard Groethuysen für Husserl, um in Berlin eine „neue Generation zum scharfen, analytisch-wissenschaftlichen Denken“ zu erziehen.¹⁸⁰ Erich Becher war der Favorit von Alfred Vierkandt, Paul Hofmann und Hans Rupp, die ihn Husserl und Maier vorzogen. Reserviert stand diese Gruppe Cassirer gegenüber. Dessen Zugehörigkeit zur Marburger Schule aktivierte bekannte Vorbehalte: „Gewaltsamkeiten und Konstruktionen, systematische Einseitigkeit und getrübler Blick für historische Wirklichkeit“ - so lauteten die Einwände.¹⁸¹ Wenn man die Berliner Universität als „Hauptpflegestätte der kantischen Philosophie und des deutschen Idealismus“ erhalten wolle, dann, so schlug Friedrich Kuntze vor, müsse Bruno Bauch, der keiner kantischen „Fortbildungsschule“ angehöre, be-

175 GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 68 A, Bd. I, Bl. 140-141; Fakultätsvorschlag v. 3. 3. 1921.

176 Ausführlich dazu Maiers ‚Psychologie des emotionalen Denkens‘ von 1908, bes. S. 732ff. und S. 740ff.

177 Ders. in seiner Göttinger Kaiser-Geburtsagsrede von 1914, S. 36f.; dort auch gegen die „kollektivistische Geschichtsauffassung“ in jeder Form, nicht nur, wo sie noch das „Parteidogma des orthodoxen Marxismus“ beherrsche (ebd., S. 5, 30f.).

178 Ders. 1924, S. 4f., 16.

179 Ders. 1932, S. 13, 21f.

180 Wie Anm. 21, Bl. 143-144; Votum v. 2. 2. 1921.

181 Ebd., Bl. 145-146; Votum v. 5. 2. 1921.

rufen werden. Maier galt Kuntze nur als „strenger Historiker“, Cassirer, nicht abschätzig beurteilt, als „Weiterbildner der kantischen Philosophie in der Cohenschen Richtung“. ¹⁸²

So schwer es fällt, aus der fast hermetisch neutralen Laudatio für Maier mehr als ein Interesse für Philosophiegeschichte und mehr als die angedeutete Vorliebe für Maiers Idealismus herauszulesen, so klar behindert das Etikett „Marburger Schule“ Cassirer. Doch war dies weder politisch, etwa gegen den Liberalen und Demokraten, noch rassenideologisch gegen den Juden Cassirer gerichtet. Allein der Marburger Neukantianismus provozierte eine ebenso heftige wie stereotype Abwehr. ¹⁸³

Anders wäre die 1923 erfolgte Berufung von Edmund Husserl zum Nachfolger von Troeltsch auch kaum zu erklären. Der Fakultät kam es entscheidend darauf an, wieder einen Philosophen „von erstem Rang im Inlande und Auslande“ zu gewinnen. Deshalb komme nur Husserl in Betracht, „auf den sich der Wunsch der Fakultät ohne Teilung und Parteilichkeit richtet“. Und dies, obwohl man wisse, daß dem 64jährigen Denker nur noch wenige Jahre als akademischer Lehrer beschieden seien. Um sich abzusichern, gestand man unerfreuliche Auswüchse der phänomenologischen Bewegung ein, wollte dies aber nicht Husserl angelastet wissen. ¹⁸⁴ Das Ministerium entschied, nachdem der Vorschlag Ende Juni eingegangen war, in ungewöhnlicher Eile und bot Husserl den Lehrstuhl an. Der bedankte sich Anfang Juli 1923 für das „ehrende Anerbieten“. ¹⁸⁵ Als die Verhandlungen mit dem Ministerium schließlich doch scheiterten und Husserl den Ruf ablehnte, entschloß sich die Fakultät, die Aussetzung des Verfahrens zu beantragen und auf einen geeigneten Nachfolger zu warten. ¹⁸⁶

Dabei handelte man gegen das Votum von Max Dessoir, der nun Cassirer wieder nach Berlin ziehen wollte. Abgesehen davon, daß Dessoir als persönlicher Ordinarius gegen die erdrückende Fakultätsmehrheit auf verlorenem Posten stand, argumentierte er selbst aus der Defensive, wenn er jene Cassirer zuletzt 1921 von den Nichtordinarien nachgesagten Schwächen umstandslos einräumte: „Ernst Cassirer ist ein systematisch gerichteter Geist, der dem Lebendigen des geschichtlich-künstlerischen Seins nicht voll gerecht werden kann; er ermangelt auch jener letzten intuitiven Ursprünglichkeit, die den wenigen wahrhaft gro-

182 Ebd., Bl. 147-148; Votum v. 7. 2. 1921.

183 Wann und unter welchen Voraussetzungen sich Widerstand gegen die Marburger Schule, speziell gegen ihren Repräsentanten Cassirer erstmals formierte, wäre noch näher zu untersuchen. Politisch-judengegnerische Motive scheinen aber auch vor der Revolution allenfalls von untergeordneter Bedeutung gewesen zu sein. Rickert referierte in seiner Stellungnahme zur Besetzung des neuen Heidelberger Ordinariats, für das er Simmel und Husserl nur wegen eh zu erwartender ministerieller Ablehnung nicht empfahl, oft wiederholte Urteile über C: Als ein gegen Cohen wenig selbständiger „Kantianer“ gäbe er zwar eine gute Ergänzung zu Simmel oder Maier ab, doch neben ihm - Rickert — sei er fehl am Platze. Obwohl er sich selbst als Weiterbildner kantischer Philosophie „auf erkenntnistheoretischer Basis in idealistischer Richtung“ verstehe, bestehe keine Ähnlichkeit mit C.'s „geschichtsfremdem Rationalismus“. C. sei eben kein Historiker im Sinne der Diltheyschen Schule, sondern bleibe stets systematisch im Sinne Cohens orientiert. (UAHd, H-IV-102/143, Bl. 146-165; Rickert an Phil. Fak. v. 10. 5. 1918).

184 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1471, Bl. 106-107; Vorschlag v. 26. 6. 1923.

185 Ebd., Bl. 108; Husserl an Dekan (Spranger) v. 7. 7. 1923.

186 Ebd., Bl. 110; Protokoll der Kommissionssitzung v. 17. 12. 1923 sowie Votum der Fakultätsmehrheit v. 10. 1. 1924 (Stellungnahme von Planck, Jaeger, Petersen, Spranger, Wechsler, Stumpf, Maier).

ßen Denkern zu eigen ist."¹⁸⁷ Ungewollt schob Dessoir damit seinen Kandidaten ins berufungspolitische Abseits, in einer Zeit, die „Leben“, „Ursprünglichkeit“, „Geschichte“ und „Intuition“ immer stärker zu Gütezeichen des Philosophierens stilisierte.

2.3. Köln 1919/21: Die Berufungen von Max Scheler, Hans Driesch und Artur Schneider

Im Herbst 1918 war Max Scheler dazu ausersehen, in Köln die Leitung des neugegründeten Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften zum 1. April 1919 zu übernehmen. Er hielt sich während der Novemberrevolution gerade in Holland auf, wo er als Mitarbeiter der politischen Abteilung der Deutschen Botschaft im Haag, wie zuvor in der Schweiz, soziologische Universitätskurse für Zivilinternierte abhielt und bemüht war, die öffentliche Meinung in den neutralen Staaten wenigstens nicht zur Gänze dem Einfluß der Entente-Sympathisanten zu überlassen.¹⁸⁸

Unter dem Eindruck der deutschen Revolution bot Scheler dem Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer am 21. November 1918 die vorzeitige Aufnahme seiner Lehrtätigkeit an. Die katholische Jugend des Rheinlandes bedürfe der geistigen Führung. Ihr müßten bestimmte Leitlinien des Denkens und Handelns vermittelt werden, eine Aufgabe, für die er aufgrund seines Rufes, den ihm publizistische Erörterungen über weltanschauliche Grundsatzenfragen von Christentum, Sozialismus und Kapitalismus eingetragen hätten, prädestiniert sei. Angesichts der Erschütterung höchster kirchlicher Autorität in Köln schätzte Scheler seine Mithilfe nicht gering ein. Überdies hätte ihn die Haager Botschaft durch Berichte des Auswärtigen Amtes darüber informiert, daß die Berliner Zentralregierung in Richtung USPD oder gar Bolschewismus ausschere und zudem den rheinischen Separatisten Vor-schub leiste. Dem Auswärtigen Amt sei sehr daran gelegen, ihn so schnell wie möglich nach Köln zu senden, um Propaganda gegen diese Tendenzen zu organisieren.¹⁸⁹

Tatsächlich verbanden sich bei Schelers Berufung zum Institutsleiter und zugleich, als persönlicher Ordinarius, zum Professor für Philosophie und Soziologie an die neue Universität, drei aus Beckers Reform-Entwurf bekannte Motive: Philosophie in Köln sollte der Vermittlung von Weltanschauung dienen - regional bedingt natürlich „auf katholischer Grundlage“ -, ferner dazu beitragen, das Deutschtum in einer vom Separatismus bedrohten Grenzregion ideell zu integrieren und sich schließlich mit den westlichen Kulturideen aus-einandersetzen. Scheler, der zeitweise in der Zentrumsfraktion der Stadtverordnetenver-sammlung katholische Weltanschauung in die Kommunalpolitik transferierte, konnte in der Gründungsphase der Universität und im Einklang mit dem Kuratorium, eigenen Synthese-Ideen Eingang in die hochschulpolitischen Planungen verschaffen. Denn noch im Herbst 1919 projektierte man den Aufbau einer Kulturwissenschaftlichen anstelle einer Philosophi-schen Fakultät. Sie sollte, ganz im Sinne Beckers, neuen sozial- und politikwissenschaftli-chen „Synthesefächern“ geöffnet werden. Nicht zuletzt aus finanziellen Gründen blieb das dann Realisierte hinter den Erwartungen zurück. Überdies wurde Weltanschauliches nicht

187 Ebd., Bl. 111-112; Votum Dessoir v. 31. 12. 1923.

188 Lutz 1963, S. 130f.

189 UAK.Zug. 17/5149, Bd. 2, Bl. 45-48; Scheler an OB Adenauer v. 21. 11. 1918.

nur in seiner katholischen Fundierung für Scheler zunehmend problematisch. Zwar antwortete er auf Webers Forderung nach „Werturteilsfreiheit“ mit einer Theorie der „Bildungsweltanschauung“, wollte aber nicht mehr übersehen, daß die Verknüpfung der Synthesebestrebungen mit der Weltanschauungsproblematik bei der unvermeidlichen Reduktion des Weltanschaulichen auf Parteipolitisches dazu führen mußte, die „Einheit der Wissenschaften“ kurzerhand unter dem Dach politischer Überzeugungen zu stiften.¹⁹⁰

Davon noch unbelastet, beriet die Fakultät im Sommer 1919 über die Besetzung des zweiten Ordinariats für Philosophie. Neben Scheler, der erst 1922 an der Universität etatisiert wurde, und Saitschick (s. o. B I. 1.), der, aus der Handelshochschule übernommen, das erste Ordinariat besetzte, sollte ein Naturphilosoph nach Köln gezogen werden, der unabhängig war von „engen Schulrichtungen“ und zugleich als Vertreter der „liberalen Weltanschauung“ neben dem Katholiken Scheler die Parität der Ideologien garantierte. Noch war dieses neue Ordinariat für die Kulturwissenschaftliche Fakultät geplant, um dort die vielen Studenten anzusprechen, die „wie nie zuvor“ um die „geistigen Grundlagen des Lebens ringen“. Dabei wurde die Ablehnung jeder „Schulrichtung“ mit der Notwendigkeit begründet, in Köln eine Stätte „tiefgreifender persönlichkeitsgestaltender Allgemeinbildung“ aufzubauen, die allein garantiere, das stark angefochtene sittliche und geistige Selbstwertgefühl der rheinischen Bevölkerung und der zu ihrer Führung bestimmten akademischen Jugend zu heben. Um die „Wiederbefreundung“ des deutschen Volkes mit den Ländern des Westens anzubahnen, müsse zugleich eine Persönlichkeit von europäischer Geltung in Köln wirken. Die Ende Juli von Adenauer nach Berlin weitergeleitete Liste nannte an erster Stelle Hans Driesch, an zweiter Stelle Hermann Graf Keyserling und drittens aequo loco Jonas Cohn und Max Frischeisen-Köhler. Neben der fachlichen Qualifikation hob der Vorschlag die liberale Prägung aller Genannten und ihre kulturpolitische Bedeutung hervor. Drieschs Vorzüge ergaben sich für die Kommission aus seinem Ansehen im Ausland und der angeblich neutralen Haltung zwischen konfessionellen und nationalen Gegensätzen. Keyserling habe mit seinem ‚Reisetagebuch‘ Verständnis für die Psychologie fremder Völker bewiesen, wovon die Deutschen jetzt lernen könnten. In kulturpolitischer Hinsicht seien seine persönlichen Beziehungen zum Ausland für künftige Schritte zur Völkerversöhnung gar nicht zu überschätzen. Cohn repräsentiere einen „von wahrer Liberalität durchdrungenen Bildungsliberalismus in den besten Traditionen der deutschen Humanitätsepoche“. Frischeisen-Köhler wurde als Kritiker des Neukantianismus, also der abgelehnten „engen Schulrichtung“, und als Herausgeber des Sammelbandes »Weltanschauung, Philosophie und Religion‘ (1911) gerühmt, eines Werkes, dessen Thematik an Bedeutung gewonnen habe.¹⁹¹

Driesch erhielt den Ruf zum SS 1920, wechselte aber schon ein Jahr später nach Leipzig. Der Streit um seine Nachfolge stand dann im Zeichen der von Scheler befürchteten parteipolitischen Segmentierung der weltanschaulichen „Synthese“. Noch während der Beratungen wandte sich nämlich der Kölner Lehrerverband an Minister Haenisch: Gerüchte gingen um, wonach die Besetzung mit einem Herrn geplant sei, der nicht auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehe. Deswegen beginne sich in der katholischen Lehrerschaft des

190 Heimbüchel 1988, S. 540ff.

191 UAK, Zug. 17/1064; Vorschlag Neubesetzung philos. Ordinariat, undat. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 10. Tit. IV, Nr. 5, Bd. I, Bl. 26; Adenauer an PrMWKV v. 30. 7. 1919. - Vgl. a. Heimbüchel 1988, S. 470ff.

Rheinlandes große Unruhe breit zu machen, und man könne vor den verhängnisvollen Folgen einer solchen Besetzung nur warnen.¹⁹² Die Fakultät ließ sich davon nicht beirren und setzte den Protestanten Theodor Litt an die erste Stelle ihrer nach sechsmonatiger Beratung im Juni 1921 endlich vorgelegten Berufsliste. Sie betonte dabei nachdrücklich den „kultur-philosophischen Ansatz“ seines Werkes. Gleichzeitig mit Litts Berufung drängte man auf die Etatisierung des Schelerschen Lehrauftrags, um das hohe Niveau des philosophischen Unterrichts halten zu können.¹⁹³

Ausgerechnet Driesch sprach sich in einem „Gutachten über meinen Nachfolger für den Fall der Annahme meiner Berufung nach Leipzig“ gegen eine so starke Vertretung seines Faches aus. Wenn man aber drei Lehrstühle erhalten wolle, dann müßte bei der Besetzung des dritten nicht bloß ein Philosoph berücksichtigt werden, der Pädagogik mit „abdecke“, sondern ein Philosophiehistoriker. Die von den Volksschullehrern geforderte Stärkung der akademischen Pädagogik solle ganz unabhängig davon mit deren Verbandsvertretern entschieden werden. Driesch schlug daher vor, da man wohl kaum an einen Neukantianer, etwa den „gewaltsamen Historiker Cassirer“ denke, in erster Linie einen Spezialisten für mittelalterliche Philosophie wie Artur Schneider zu nehmen. Auch Traugott K. Oesterreich, Frisch-eisen-Köhler oder (mit einigem Abstand) Paul F. Linke kämen in Betracht.¹⁹⁴

Ähnlich argumentierte die vom rechtskatholischen Historiker Spahn angeführte Minorität. Litt sei Soziologe und Kulturphilosoph, die Unterrichtsbedürfnisse erforderten aber einen Historiker, zumal das Erbe der alten Kölner Universität, die mittelalterliche Philosophie, zu bewahren sei. Unter dem Aspekt, die Pädagogik mitzuvertreten, müsse Litts Berufung aber erst recht abgelehnt werden. Litt eigne sich allenfalls zum Theoretiker der Pädagogik und habe wegen seiner mangelhaften praktischen Ausrichtung schon zur sächsischen Lehrerschaft kein innerliches Verhältnis gefunden.¹⁹⁵ Dem Kuratoriumsvorsitzenden Adenauer muß dies eingeleuchtet haben, bat er doch umgehend Haenischs Nachfolger Becker, für die Berufung Schneiders zu sorgen, so daß eine in die gleiche Richtung gehende Eingabe Kölner Junglehrer schon überflüssig war.¹⁹⁶

Deren pädagogischen Interessen war zwar mit Schneiders Amtsübernahme wenig gedient, aber das Kuratorium verhinderte die Berufung eines Mannes, der die „Fachbildung“ in ein „Verhältnis zum Kulturganzen“ brachte und jede „praktische Betätigung“ des Pädagogen primär an der „Idee der Kultur“ ausrichtete. Diese Art der von Litt so genannten „synthetisierenden Kulturpädagogik“ genügte den Kölner „Praktikern“ nicht, wobei der Erfolg ihres Widerstands durch konfessionelle Rücksichtnahme und sehr wahrscheinlich auch durch Adenauers Bestreben begünstigt wurde, dem langjährigen Dezernenten des städti-

192 GStA wie Anm. 191, Bl. 77; Lehrerverband Köln an PrMWKV v. 16. 2. 1921.

193 UAK, Zug. 17/5330a; Vorschlag v. 14. 6. 1921.

194 Ebd.; Votum Driesch v. 14. 6. 1921.

195 Ebd.; Spahn u. a. an PrMWKV v. 14. 6. 1921.

196 Ebd.; Adenauer an PrMWKV v. 16. 6. 1921. - GStA wie Anm. 191, Bl. 114; Kölner Junglehrerverein an Kuratorium v. 25. 7. 1921. - Werner Richter, Leiter der Hochschulabt, im PrMWKV, votierte auch für Schneider, weil er „Herrn Adenauer genehm“ sei (GStA, Rep. 92, NL Becker Nr. 3484; Richter an Becker v. 30. 7. 1921). Vgl. a. Düwell 1976, S. 175f.

sehen Schulwesens, seinem Parteifreund Wilhelm Kahl, ein pädagogisches Ordinariat zu sichern.¹⁹⁷

Artur Schneider, geboren am 15. November 1876 im oberschlesischen Neustadt, hatte in Halle und Breslau Philosophie und Klassische Philologie studiert, im Nebenfach offenbar recht intensiv Nationalökonomie, u. a. bei Werner Sombart. Nach der Breslauer Promotion bei Baeumker („Beiträge zur Psychologie Albert des Großen“) folgte er seinem Lehrer nach Bonn, wo er sich 1902 habilitierte mit einer Arbeit über „Die Augustinische Tradition in der Lehre der Sache bei Albert dem Großen“.¹⁹⁸ 1903 habilitierte er sich nach München um, wurde dort 1908 nb. ao. Professor und erhielt, wohl dank von Hertlings Fürsprache, 1911 einen Ruf nach Freiburg, von wo er 1913 als Nachfolger Baeumkers nach Straßburg wechselte. Dort durch die Franzosen vertrieben, ging er 1919 nach Frankfurt, wo Schneider aber aus finanziellen Gründen nicht etatisiert werden konnte.“

Schneider war ein Spezialist für arabisch-jüdische Einflüsse in der Scholastik. Für seine Berufung wichtiger dürfte jedoch gewesen sein, daß er als ehemaliger Straßburger Professor eine gute Portion „Grenzland“-geschulter Sensibilität mitbrachte. Darüber hinaus war er in weltanschaulichen Auseinandersetzungen im Sinne der rechtskatholischen Linie von Hertling/Baeumker hervorgetreten. Im engen Anschluß an die einschlägige Kritik von Hertlings hatte Schneider 1911 „Die philosophischen Grundlagen der monistischen Weltanschauungen“ verworfen und dabei mit seinen polemischen Angriffen auf deren Materialismus unverkennbar gegen die Sozialdemokratie gezielt.²⁰⁰ In Köln nahm er akademische Feiern gern zum Anlaß, die „Sucht nach Mammon und Genuß“ zu verdammen und alle materialistischen Werte dem „moralischen Gesetz“ zu unterwerfen.²⁰¹ Im Soziologismus wie im biologistischen Pragmatismus, in Marx, Simmel und Spengler, sah Schneider, der 1930 öffentlich gegen die Berufung des Rasseideologen Hans F. K. Günther nach Jena protestierte, die Feinde

197 GStA wie Anm. 191, Bl. 220ff; Adenauer an PrMWKV v. 27. 6. 1922 wg. Einrichtung eines pers. Ordinariats für den städtischen Beigeordneten Kahl (Zentrumspartei). Kahl hatte zum SS 1921 ein Seminar für praktische Pädagogik eingerichtet und mit dem Aufbau eines Instituts für experimentelle Psychologie begonnen. Die Fakultät hatte sich bis dahin reserviert gezeigt, weil ihr die „Pädagogik als Wissenschaft“ noch zu umstritten war, wie dies Spahn im Votum v. 14. 6. 1921 ausführte (wie Anm. 195).

198 A. Schneider 1900, vita; dort auch die Thesen seiner Dr.-Disputation, darunter die staatswissenschaftliche, wonach die „Centralisation des Bankwesen der Decentralisation vorzuziehen“ sei. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 45, Bd. IX, Bl. 125-126; Habil. Schneider, Bericht der Fakultät an PrKultM v. 6. 8. 1902. PV. 23. 7. 1902: Die Stellung der christlichen Scholastiker gegenüber der von den Arabern vertretenen Lehre vom Intellect. AV. 1. 8. 1902: Die Lehre von der Aufmerksamkeit.

199 GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Bd. 2, Bl. 41-43r, 55-56r; Brw. Fakultät-PrMWKV Januar - November 1920, sowie Antrag des Bischofs von Limburg v. 22. 11. 1920, ein Ordinariat für Schneider zumindest für drei Jahre mit Mitteln des Bonifatiusvereins zu finanzieren, was das Ministerium aber wegen der vom Staat schließlich doch zu übernehmenden Folgekosten abgelehnt wurde.

200 Schneider 1911.

201 Schneider in seiner Kant-Rede 1924, S. 17; der Geist der „Synthese“ war noch lebendig in Rektoratsreden Schneiders (1926, 1927a) und in einem Beitrag zum Albert-Jubiläum, der den Philosophen in der innenpolitisch eskalierenden Lage im Herbst 1930 als Gegner aller „Einseitigkeit“ feierte. Schneider 1927a und 1930; ähnlich auch lt. KUZ 8, 1926/27, H. 8/9, S. 4, Schneiders Appell zur Immatrikulationsfeier am 30. 10. 1926; Aufgabe des Studenten sei, sich „allgemein zu bilden“.

einer ihm noch denkbar scheinenden, die modernen Erfahrungswissenschaften integrierenden Metaphysik.²⁰²

2.4. Kiel 1919/22: Die Berufungen von Heinrich Scholz, Moritz Schlick und Hans Freyer

In Kiel war im Frühjahr 1919 Paul Deussens Lehrstuhl neu zu besetzen.²⁰³ Die Präambel der Vorschlagsliste betonte, daß man bei der Auswahl weniger auf Leistungen in Spezialgebieten als auf eine volle philosophische Persönlichkeit Wert gelegt und konkrete Unterrichtsbedürfnisse nur insoweit beachtet habe, wie es die Vertretung der Philosophiegeschichte und der Geschichte der geistigen Kultur erfordere. An erster Stelle nannte man den Breslauer Religionsphilosophen Heinrich Scholz, der sich dem Hauptproblem seines Faches, der Frage nach den Grenzen von Glauben und Wissen und der Möglichkeit eines selbständigen religiösen Bewußtseins zugewandt habe. Seine ‚Augustin‘-Monographie sei der erste Versuch, die Ideenwelt des Kirchenvaters in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung sowie den Konnex zwischen Philosophie und allgemeiner Kulturentwicklung aufzuzeigen, wobei Scholz unbeeinflußt von theologischen Prämissen ein Muster rein wissenschaftlicher Forschung vorlege. Als Weltanschauung auf wissenschaftlicher Grundlage würdigte die Kommission auch das Werk des Zweitplazierten Bruno Bauch. Er sehe in Kant nicht den Verneiner aller Metaphysik, sondern akzentuiere am Leitfaden der ‚Kritik der Urteilskraft‘ das „positiv Aufbauende“ in Kants System. Bauch vertrete die Ideen, welche sich in der deutschen Geistesgeschichte als die wirksamsten erwiesen hätten.

Erheblich größere Zugeständnisse an wissenschaftlich unkontrollierbare Weltanschauungsangebote machte die Begründung des dritten Vorschlags. Der Genannte, Graf Keyserling, stehe für die „Besonderheit philosophischer Einsicht“ in Abgrenzung zum Selbstverständnis der positiven Wissenschaften. Er sei ein „begeisterter Vertreter der idealistischen Weltanschauung“ und habe mit Hilfe des kantischen Kritizismus den Naturalismus überwunden sowie die Grenze zwischen exakter Wissenschaft und Philosophie neu bestimmt.²⁰⁴

Keyserlings Name war auf Vorschlag des Pflanzenphysiologen Johannes Reinke auf die Liste gelangt, der als Neovitalist selbst mit seinem populären Werk ‚Die Welt als Tat‘ (1899) eine recht weitgehende Bereitschaft zu metaphysischer Deutung naturwissenschaftlicher Forschung offenbart hatte. Nach Rückversicherung beim gleichgesinnten Rudolf Eucken begründete er seinen Vorschlag eigens in einem persönlichen Schreiben an Haenisch: Gerade Keyserlings nicht-zunftmäßige Herkunft bürge dafür, daß er eine wissenschaftlich

202 In der ersten Aufl. seiner Einführung in die Philosophie ...' von 1922b, S. VIII, 73f.; die 2. Aufl. 1934, S. 94ff., wandte sich stärker gegen den US-Pragmatismus, ließ aber untergründig die Verwandtschaft der Rassenideologie mit diesem erklärten Gegner durchscheinen. Zur Anti-Günther-Petition v. 10. 6. 1930, die Schneider mit Radbruch, Tönnies, v. Aster, Dessauer u. a. unterschrieb, vgl. Fließ 1959, Bd. I, S. 457ff.

203 GStA, Rep. 76Va, Sek. 9, Tit. IV, Nr. 1, Bd. XVII, Bl. 215-217r, 219-220r; Schriftwechsel wg. Ersatzprofessur Deussen, Januar 1919. Deussen (Jg. 1845) protestierte entrüstet und versicherte Haenisch, noch nicht amtsmüde zu sein, obwohl er den Lehrstuhl immerhin seit 1889 innehatte (Brief v. 30. 1. 1919).

204 Ebd., Bl. 263-265; Vorschlagsliste Nachfolge Deussen v. 6. 6. 1919.

stichhaltige Sondierung der unübersichtlich gewordenen Weltanschauungs-Szenerie vornehmen könne. Um politische Bedenken zu zerstreuen, die Haenisch beim rührigen Einsatz des ehemaligen Herrenhaus-Mitgliedes Reinke für den baltischen Aristokraten Keyserling gekommen sein dürften, verwies der Botaniker auf die jüngste Schrift des Grafen über *„Deutschlands wahre politische Mission“*, die dessen Bekenntnis zu Demokratie und Sozialismus belege.²⁰⁵

Wie die Kölner Nennung Keyserlings zeigt der Kieler Vorschlag, mit welchem Entgegenkommen die Fakultäten unter dem Signum des „Synthetischen“ in Berlin rechneten. Widerstand dagegen regte sich nur in den eigenen Reihen. In Kiel reichten der Geologe Johnsen und der Orientalist Jacob Sondervoten ein: Solange man mit Geisteswissenschaftlern unter einem Fakultätsdach zusammenarbeiten müsse, so hieß es darin, sei deren exklusive Privilegierung bei der Besetzung philosophischer Lehrstühle nicht hinnehmbar. Denn diese Praxis mißachte völlig die philosophisch relevanten Erkenntnisfortschritte in den Naturwissenschaften. Ohne Vertrautheit mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Problemen sei ein moderner Philosoph aber gar nicht mehr denkbar. Anstelle von Scholz müßten also einschlägig versierte Dozenten wie Nelson, Hönigswald oder Schlick eine Chance erhalten.²⁰⁶

Den Sozialdemokraten Haenisch beeindruckte diese Argumentation genauso wenig, wie einst seinen konservativen Amtsvorgänger die Proteste des Göttinger Mathematikers Hilbert, der anstelle der Anhänger „der vorherrschenden historisierenden, literarisierenden und gelegentlich auch phantasierenden Richtung“ (gemeint waren 1918 Spranger, Cassirer und Simmel) einen exakt-wissenschaftlichen Denker wie Nelson auf die Liste setzen wollte. Doch hätte die neuerliche Kieler Liste dem Minister die paradoxen Resultate seiner Besetzungspolitik vor Augen führen müssen: Der Primat der „Synthese“ konnte unter Umständen die Kluft zwischen den Disziplinen vertiefen statt sie, wie erhofft, zu überwinden - wenn „Weltanschauungen“ unvereinbar aufeinandertrafen. In Köln hatte das, mit der Berufung eines Vertreters der katholischen Weltanschauung, zu einer Pluralisierung der philosophischen Weltanschauung geführt. In Göttingen, wo 1918/19 gegen den Widerstand der Naturwissenschaftler Georg Misch und Herman Nohl berufen wurden (s. u. A I 2.10), beschleunigten diese Besetzungskonflikte die Ausgliederung der Naturwissenschaftler aus der Philosophischen und die Entstehung einer neuen Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät (1922). In Kiel setzten die Naturwissenschaftler immerhin einen ihrer Alternativkandidaten zu Scholz, Moritz Schlick, zwei Jahre später durch, konnten sich an ihm jedoch bis zu seinem Weggang nach Wien nur ein knappes Jahr erfreuen.

Doch zunächst zurück zu Scholz. Der Breslauer Religionsphilosoph, Sohn eines namhaften Theologen und Oberkonsistorialrats, wurde am 17. Dezember 1884 in Berlin geboren, ging dort zur Schule (Graues Kloster) und hatte dann Theologie und Philosophie studiert - ausschließlich in seiner Heimatstadt. Das theologische Studium schloß er 1909 mit Staatsexamen und Promotion ab (*„Christentum und Wissenschaft in Schleiermachers Glaubenslehre. Ein Beitrag zum Verständnis der Schleiermacherschen Theologie“*) ab. 1910 folgte die Habilitation für systematische Theologie (*„Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte. Ein Kommentar zu Augustins 'De civitate Dei'“*). Dem Thema Schleiermacher widmete er

205 Ebd., Bl. 257-259; Eucken an Reinke v. 5. 3. 1919 und Reinke an PrMWKV (Haenisch) v. 22. 5. 1919.

206 Ebd.; Separatvotum Jacob/Johnsen v. 6. 6. 1919.

im Juli 1913 auch eine bei Hensel in Erlangen eingereichte philosophische Dissertation (,Schleiermacher und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes'). Als Privatdozent der Berliner Theologischen Fakultät veröffentlichte er während des Krieges einige das „Wesen des deutschen Geistes“ ergründende Broschüren, die ihn in die Nähe der deutschnationalen „Deutschen Philosophischen Gesellschaft“ von 1917 rücken ließen (s. u. A III). Zum 1. Oktober 1917 wurde Scholz auf Rudolf Ottos Lehrstuhl für Religionsphilosophie und systematische Theologie nach Breslau berufen.²⁰⁷

Scholzens Freundschaft mit Spranger schloß eine enge Beziehung zu dessen Nenn-Vater Alois Riehl ein, dem philosophischen Lehrer von Scholz. In Riehls Berliner „Kränzchen“ verkehrte auch der Gräzist Werner Jaeger. Dessen „dritter Humanismus“ wirkte stark auf Minister Beckers kulturpolitisches „Synthese“-Ideal.²⁰⁸ Jaeger, auf dem Sprung nach Berlin, lehrte im Sommer 1919 noch in Kiel, wo er als Mitglied der Berufungskommission für Scholz stritt. Dabei hatte er zuvor noch mit Götz Martius, dem Inhaber des zweiten philosophischen Lehrstuhls, abgesprochen, Ernst Cassirer nach Kiel zu holen, weil man einen „wirklichen Philosophen schweren Kalibers“ benötige, damit das Fach, das unter Deussen „sehr gelitten“ habe, dann zur „Regeneration“ der gesamten Fakultät beitragen könne.²⁰⁹ Jaeger muß aber bald größere Sympathien für den Vorschlag Scholz entwickelt haben. Über den sich dabei anbahnenden Erfolg seines Einsatzes berichtete er Becker privat: Scholz werde in Kiel wieder eine Atmosphäre für philosophische Interessen schaffen, da er Philosophie nicht vordenke, sondern vorlebe. Keinen „abstrakten Erkenntnistheoretiker und Logiker“, einen „Geisteshistoriker“ wie ihn brauche man, um die Jugend mit den Ideen der großen Denker und dem „Lebensatem des Idealismus“ zu erfüllen. Deshalb habe er, Jaeger, auch Cassirer nicht „durchsetzen“ können. Dessen „Zugehörigkeit zu einer dogmatisch festgelegten Schule“ habe dies verhindert.²¹⁰ Martius, der Berufung des „geborenen Philosophen“ Keyserling nicht abgeneigt, sah hinter diesen Widerständen gegen Cassirer allerdings noch ein ganz anderes Motiv. Er glaubte Becker noch vor Eintreffen der Kieler Liste trösten zu müssen: Vielleicht werde es ihn wundern, daß Cassirer nicht berücksichtigt worden sei. Aber völlig unerwartet sei eine Gegenstimmung aufgekommen, die ihn mit verschiedenen Begründungen „zu Fall gebracht“ habe. Von einem Gesichtspunkt aus, den niemand ausgesprochen habe, werde diese Entwicklung von ihm, Martius, allerdings kaum bedauert: „Es ist kein Zweifel, daß unsere einheimische Bevölkerung eine besonders starke Abneigung gegen das Nichtgermanische besitzt, und daß diese in Sachen philosophischer Weltauffas-

207 Akten über die Berliner Privatdozentenzeit standen s. Zt. leider wg. der Verfilmung des dezimierten Bestandes der Theol. Fak. nicht zur Verfügung. Zur Breslauer Berufung: GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 32, Bd. VIII, Bl. 5-30. Darin eine Eingabe von Riehl und Spranger ans PrKultM., die Scholz als Verfasser zeitnaher Kriegspublizistik rühmte und seine Anstrengungen lobte, den kantischen Kritizismus religions- und geschichtsphilosophisch anzureichern. - Über seinen Vater: Scholz 1929; über seine Studienzeit: ders. 1938a. Die Bibliographie von Kambartel in: Scholz 1961, S. 453—467, leider ohne die Masse seiner Zeitungsartikel. Über Scholz' Religionsphilosophie neuerdings: Pfeleiderer 1992, S. 140-192; zu Scholz' Metaphysik: Stock 1987.

208 Müller 1991, S. 390f.

209 GStA, Rep. 92, NL Becker Nr. 2054; Jaeger an Becker v. 28. 12. 1918.

210 Ebd., Rep. 76Va, Sek., Tit. IV, Nr. 1, Bd. XVII, Bl. 260-261r; Jaeger an Becker v. 5. 6. 1919.

sung, in welcher der Schleswig-Holsteiner ein in die Tiefe gehender Grübler ist, sich besonders zeigt"²¹¹.

Man fragt sich, ob es angesichts dieser Umstände Jaegers Einsatzes für Scholz noch bedurft hätte. Zumal Scholz und Becker 1919 über hochschul- und allgemein politische Themen korrespondierten. Und zwar so vertraut, daß Scholz dem Staatssekretär kurz nach der Selbstversenkung der deutsche Hochseeflotte vor Scapa Flow gestand, in jenen Tagen „moralischer Verelendung" und „beispielloser Selbsterniedrigung" (vor der Unterzeichnung des Versailler Diktats) allein durch Hegels Metaphysik, Beckers Reformideen und die ehrenvolle Tat der Marine sich „aufrecht" erhalten und den Glauben an den deutschen Wiederaufstieg durch eine „geistige Macht" bewahrt zu haben.²¹² Intern schrieb Becker dem Orientalisten Georg Jacob,²¹³ einem der Kieler Gegner von Scholz, daß ein Philosoph dieses geistigen Zuschnitts seiner Förderung gewiß sein dürfe: für den „Gesinnungsgenossen[n] von Jaeger" und eine Persönlichkeit, die großen Einfluß auf die akademische Jugend ausübe, weil sie eben nicht scholastisch, sondern im „griechischen Sinne" philosophiere, habe er sich gern „eingesetzt".²¹⁴ Dieses offene Bekenntnis zu persönlicher Anteil- und Einflußnahme führte ein Verfahren zu Ende, das mit Scholz' Berufung zum 1. Oktober 1919 endete.

Beckers Hoffnungen auf eine „griechische" Erziehung der Kieler Studenten gingen jedoch nicht in gewünschter Weise in Erfüllung. Scholz, der in Kiel noch eine dickleibige „Religionsphilosophie"²¹⁵ abschloß, revidierte bald die „idealistisch-metaphysische" Art seines bisherigen Philosophierens in so radikaler Weise, daß sein Lehrstuhl Mitte der 20er Jahre ohne Bedenken auch auf „Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaften" hätte

211 Ebd.; Bl. 254-255; Martius an Becker v. 23. 5. 1919.

212 Ebd., Rep. 92, NL Becker, Nr. 3995; Scholz an Becker v. 25. 6. 1919. - Betont national gab sich Scholz auch im Briefwechsel mit v. Harnack 1918/19: Der Republik zolle er nur in dem Maß Anerkennung, wie es ihr gelinge, das Reich vor dem „Höllenspuk des Bolschewismus" zu bewahren. Noch 1932 rechtfertigte der nachmalige NS-Gegner den ihm von Karl Barth vorgehaltenen „deutsch-völkischen Fanatismus" damit, daß er sich seit 1919 mit einer Jugend solidarisiert habe, die nicht zulassen wollte, daß die Kriegsoffer in die Nähe von Menschen gerückt würden, für die das Strafgesetzbuch erfunden worden sei („Soldaten sind Mörder" usw.). Zit. n. Molendijk 1991, S. 36ff.

213 Jacob (1862-1937), Prof. für orientalische Sprachen in Kiel seit 1911. Die Korrespondenz zwischen Becker und Jacob umfaßt 140 Briefe und Karten, überwiegend aus dem Zeitraum 1910-1920. Neben der „Welthaltigkeit" dieses Austausches, in den auf privater Ebene offenbar auch Aby Warburg mit den Schätzen seiner legendären Bibliothek einbezogen wurde, wirkt der geistige Habitus der meisten akademischen Philosophen auffällig antiquiert und provinziell. Zu Jacob vgl. den Nachruf von Littmann 1937. Über die von G. Müller 1991 unbeachtete Beziehung Becker-Warburg ein Brief des in Hamburg lehrenden Becker an Jacob v. 28. 11. 1911, in: GStA, Rep. 92, NL Becker, Nr. 2044 und ebd., Nr. 4926, vgl. a. den Brw. Becker-Warburg (1909-1929).

214 GStA, Anm. 213, Nr. 2044; Becker an Jacob v. 6. 8. 1919 als Antwort auf ein Schreiben Jacobs v. 19. 7. 1919, worin trübe Studienerfahrungen mit der „Pseudophilosophie" seinen Versuch begründet hätten, die Fakultät vor dem „theologisch" denkenden Scholz zu bewahren. Dieser Versuch sei ihm geradezu zu einer moralischen Pflicht geworden, nachdem vier von außerhalb erbetene Fachgutachten gegen Scholz ausgefallen seien. Auch die Kieler Theologen hätten auf seiner Linie gelegen, was sie ihm aber erst nach der Berufung zugaben. Ebenso erst nach der Entscheidung in der Fakultät sei die Stimmung völlig umgeschlagen, so daß selbst Kollegen, die Scholz ihre Stimme gegeben hatten, erklärten, sie wünschten dem Separatvotum Erfolg.

215 Scholz 1921; umgearb. Fassung: ders. 1922.

umgewidmet werden können.²¹⁶ Als 1921 der Psychologe Martius emeritiert wurde, war diese Entwicklung in Berlin noch nicht absehbar. Darum wäre wohl im Zusammenspiel Beckers, seines in Kiel als Kurator amtierenden Freundes Wende und der Fakultätsmehrheit der mit Scholz' Berufung eingeschlagene „synthetische“ Kurs beibehalten worden. Obwohl Martius unter erheblichen persönlichen Opfern in Kiel eines der wenigen psychologischen Institute an einer deutschen Universität aufgebaut hatte,²¹⁷ wollte man über seinen Wunsch nach einem experimentell-psychologisch arbeitenden Nachfolger ebenso hinweggehen wie über die Bedürfnisse der Naturwissenschaftler, die Moritz Schlick nur auf Platz zwei der Liste zu setzen vermochten.

An erster Stelle stand Karl Jaspers, der nach der Veröffentlichung seiner ‚Psychologie der Weltanschauungen‘ (1919) in Kiel als „Analytiker des weltanschaulichen Denkens“ galt. Besonders empfahlen ihn auch seine Heidelberger Lehrveranstaltungen über Kierkegaard und Nietzsche. Die befreiende Kraft, die diese beiden „außerhalb der intellektualistischen Systeme der Schulphilosophie“ stehenden Denker freigesetzt hätten für die „Entfaltung des sich seiner Irrationalität bewußt gewordenen modernen Lebensgefühls“ – sie sei von Jaspers in die festen Bahnen einer neuen Analyse des Menschen gelenkt worden. Hinter Jaspers müsse der auf sein enges Arbeitsgebiet, die Logik und Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften, beschränkte Schlick zurückstehen.²¹⁸ Jaspers wäre also zweifellos berufen worden, wenn er nicht gleichzeitig in der Heidelberger Fakultät zum Nachfolger Heinrich Maiers aufgerückt wäre (s. u. 2.7.)

So kam zum WS 1921/22 Moritz Schlick aus Rostock nach Kiel. Der 1882 in Berlin geborene großbürgerliche Intellektuelle, mütterlicherseits verwandt mit Ernst Moritz Arndt, hatte nach einem naturwissenschaftlichen Studium 1904 in Berlin bei Max Planck mit einer Arbeit zur theoretischen Physik promoviert. Auslandsreisen, private Studien in Göttingen und Zürich (bei Störing) und dann 1911 die Habilitation in Rostock („Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik“)²¹⁹ schlossen sich an. Von zuhause finanziell üppig alimentiert, lehrte Schlick zehn Jahre als Privatdozent und seit dem 1. Juni 1921 als nb. ao. Professor in Rostock. Nicht zum Militärdienst herangezogen, konnte er während des Ersten Weltkrieges an seinem Hauptwerk arbeiten, das 1918 als ‚Allgemeine Erkenntnislehre‘ herauskam.²²⁰

Schlick war weltanschaulich nicht so abstinent, wie die Titel seiner Veröffentlichungen bis 1921 glauben machen. Der vor dem Weggang nach Kiel noch bewilligte Rostocker

216 Zu Scholz' „innerer Wandlung“: Rohs 1969, S. 85f., der dafür auf entsprechende Lehrveranstaltungen hinweist, einsetzend schon im WS 1921/22 (Praktische Übungen zur Logik und Methodenlehre im Anschluß an Jevons' Leitfaden zur Logik). Trotz des Untertitels („Eine entwicklungsgeschichtliche Studie“) dazu nur sehr knapp: Wernick 1944. Nun: Pfeleiderer 1992, S. 159ff.

217 Vgl. Volkamer 1969, S. 105-110.

218 LAS, Abt. 47, Nr. 415/801; Berufungsvorschlag v. 7. S. 1921. Mit Schreiben v. 27. 5. 1921 legte der Kieler Dekan dem PrMWKV nahe, wenigstens die Interessen von Martius soweit zu beachten, daß sein Nachfolger als Leiter des Psychologischen Instituts geeignet sei. Der Fakultät ging es aber wohl kaum darum, Martius' Assistenten Johannes Wittmann als Nachfolger zu benennen; so Volkamer 1969, S. Hof.

219 UAR, PA Schlick; PV 16. 5. 1911: „Über die Möglichkeit der Erkenntnistheorie“; AV. 29. 6. 1911: „Die Aufgaben der Philosophie in der Gegenwart“ (im Nachlaß erst in den 60er Jahren entdeckt, publiziert in: Schlick, ed. Mulder 1979, Bd. I).

220 UAR, PA Schlick. Bio-bibliogr. immer noch wertvoll: Parthey/Vogel 1969, S. 24⁴³.

Lehrauftrag lautete nicht zufällig auf „Naturphilosophie und Ethik“. Mustert man seine Lehrveranstaltungen seit dem WS 1911/12 durch, fallen neben Standardthemen (Erkenntnislehre und Logik, Einführung in die Naturphilosophie) viele Seminare über Nietzsche, Schopenhauer, Ethik oder allgemein über „Weltanschauungsfragen“ oder „Das Weltbild der modernen Wissenschaft“ auf. Die erste Publikation nach der Promotion trug den Titel *Lebensweisheit. Versuch einer Glückseligkeitslehre* (1908). In seiner Wiener Zeit entstanden *'Fragen der Ethik'* (1930) und - aus dem Nachlaß 1952 ediert - *„Natur und Kultur“*. Als Schlick 1936 einem Attentat zum Opfer fiel, wertete dies die „austrofaschistische“ Öffentlichkeit trotz der primär persönlichen Motive des Täters umstandslos als politische Tat, als Antwort auf die dem atheistischen Bolschewismus zuarbeitende wissenschaftstheoretische „Zersetzung“ von Religion und Moral.²²¹

In Berlin dürfte man beifällig notiert haben, daß Schlick in der 1919 gegründeten Rostocker „Vereinigung fortschrittlich gesinnter Akademiker“ aktiv war, und sich dort mit Fragen der Hochschulreform beschäftigte, ebenso, daß er im Volkshochschulverein an der vom Ministerium unterstützten Öffnung der Universitäten mitwirkte.²²² Seine *„Allgemeine Erkenntnislehre“* kam bildungspolitischen Vorstellungen Beckers in wichtigen Punkten entgegen: Sie wollte ein „System aller Erkenntnisse“ liefern, also den Zusammenhang der Sozialwissenschaften neu stiften. Dabei richtet sie sich zwar gegen jeden idealistischen „Spiritualismus“, doch konkret angegriffen wird der „logische Idealismus“ der berufungspolitisch verfeimten Marburger Schule, und Schlicks Nachweis der Unhaltbarkeit aller materialistischen Monismen ließ sich politisch gegen den Marxismus wenden.²²³ Die bis 1920 bekannten, und bis zu seinem Tode nicht mehr veränderten politischen Ansichten belegen die spätere marxistische Beurteilung, einem zwar zivilisationskritisch „linksbürgerlichen“, aber doch „abstrakten anthropologischen Humanismus“ in den „geistigen Klassenschränken der bürgerlichen Philosophie“ verhaftet geblieben zu sein, der die Veränderung der Verhältnisse nur vom Bewußtseinswandel, durch den aufklärerischen Wandel der Wissenschaften erwartete.²²⁴

221 Zum Attentat und zur öffentlichen Reaktion: Geier 1992, S. 5ff. - Bisher unbeachtet ein ungezeichneter, vermutlich von Jürgen v. Kempfski stammender Artikel in der Zs. „Deutsche Zukunft“ v. 5. 7. 1936. Scholz wurde darin als *der* deutsche Philosoph herausgestellt, der Schlick am nächsten stehe. Der noble Nachruf auf den scharfsinnigen Denker und eleganten Schriftsteller Schlick, der für jemanden, der die „großen Themen der abendländischen Metaphysik“ (Anspielung auf Heimsoeth) als „Scheinprobleme“ abgetan habe, größtes Verständnis zeigt, forderte eine empörte Reaktion heraus. Aus Wien schrieb ein Leser, Schlick habe durch seine „nihilistischen Ansprüche“ der akademischen Jugend die „Grundfesten ihrer Weltanschauung“ zerstört. Es sei kein Zufall, daß Schlick als „Verneiner jeglichen göttlichen Prinzips und der Seele“ von der „freimaurerisch-jüdische[n] Presse“ als großer Philosoph gefeiert worden sei. DZ v. 2. 8. 1936, S. 14.

222 UAR, Akte: Vereinigung fortschrittlich gesinnter Akademiker der Universität (gegr. im Mai 1919, im Oktober umbenannt in: Vereinigung für Hochschulreform); diesem Zusammenschluß gehörten nur wenige Akademiker an, darunter Schlick und Utitz. In Kiel blieb Schlick der von Gustav Radbruch geleiteten VHS fern, engagierte sich aber in der Öffentlichkeitsarbeit der Universität; nachzuweisen ist ein Vortrag auf der Lübecker Hochschulwoche im März 1922 über „Das Weltbild der Relativitätstheorie“. LAS, Abt. 47/1985, Bl. 41; Veranstaltungsprogramm.

223 Schlick 1918, S. VII, S.276ff.,307ff.

224 Parthey/Vogel 1969, S. 30. Schreiter 1977, S. 57, 122ff. Für aktualisierbar scheint dies zu halten: Leinfellner 1985. - Der marxistischen Kritik ist kaum zu widersprechen, wenn man die Ansammlung menschenfreundlicher, aber bis zur Skurrilität weltfremder Platteiten bei Schlick nachliest. Die pazi-

Als Schlick nach nur zwei Semestern einem Ruf nach Wien folgte, hätte die Fakultät gern die naturwissenschaftliche Ausrichtung des Lehrstuhls beibehalten. Unico loco schlug sie darum Ernst von Aster vor, da sie ihn für befähigt hielt, die Beziehungen zu Geistes- und Naturwissenschaften „gleichermaßen zu pflegen“. Ein Separatvotum Schlicks widersprach dieser Tendenz nicht, nur setzte er anstelle v. Asters Max Wertheimer, den „Führer der modernen ‚Gestalt-Psychologie‘“. Schlick machte zudem, im Einklang mit Scholz, auf einen gerade habilitierten Leipziger Privatdozenten, Hans Freyer, aufmerksam. Und Scholz schlug seinerseits in einem Separatvotum, gemeinsam mit dem Gräzisten Felix Jacoby - dem bildungspolitisch sehr engagierten Freund Werner Jaegers -, den umfassend geistesgeschichtlich und soziologisch geschulten Freyer und den Breslauer Privatdozenten Julius Stenzel als „Vertreter der Geistesphilosophie auf breiter humanistischer Basis“ vor. In der Sache kam man der Fakultätsmehrheit soweit entgegen, daß Scholz nun ankündigte, sich zukünftig selbst auf die Naturwissenschaften konzentrieren zu wollen.²²⁵

In einem Dossier, das 1935 in Freyers Leipziger Umgebung entstanden war, behauptete der Verfasser, Freyer habe um 1920 zu den „intellektuellen Trabanten der S.P.D.“ gehört, was ihm auch die seit 1925 bestehende „Freundschaft mit Minister Becker“ erleichtert habe.²²⁶

Daß Freyer bis 1933 keine Berührungängste nach links hatte, darauf ist oft hingewiesen worden.²²⁷ Deswegen war er jedoch nie ein „Trabant“ der SPD, wenn auch selbst sehr weit links stehende Sozialdemokraten wie der sächsische Hochschulreferent Robert Ulich, der 1925 Freyers Berufung auf den Leipziger Lehrstuhl für Soziologie durchsetzte (s. u. A II), bildungspolitische Erwartungen an seine Person knüpften. Ob ihn mit Becker eine Freundschaft verband, ist fraglich; nachzuweisen ist immerhin eine lose Briefverbindung zwischen 1924 und 1930, die also erst nach der Etablierung in Kiel einsetzte.²²⁸ Demnach dürften persönlich-parteiliche Kontakte und Erwägungen bei Freyers Berufung keine Rolle gespielt haben. Ausschlaggebend war Beckers Bestreben, die Soziologie, eins seiner bevorzugten Synthesefächer, zu fördern. Seit 1919 tauschte er seine Überlegungen dazu in „vertraulicher Übereinstimmung“ mit dem Kieler Ordinarius Ferdinand Tönnies aus, dem Präsi-

fistisch-kosmopolitische Schwärmerei von 1908 (bes. 229f., 270ff.) bestimmt den Ton noch 1935/36 (1952, S. 121: Der zwischenstaatliche Verständigungswille scheiterte nur an den „Demagogen“, die nationalistische Egoismen aufputschten!). In die „realen gesellschaftlichen Triebkräfte“ hat wohl wirklich niemand Einsicht, der eine politische Neugliederung der Erde nach „Überzeugungsgemeinschaften“ und die Auflösung der Völker mittels Erhöhung der „individuellen Verschiedenheit“ („Mischung“, „Maximum an Buntheit“) fordert (1952, S. 103). Die „Umverteilung“ als Instrument des „sozialen Fortschritts“ hatte Schlick 1908, S. 198, frühzeitig verworfen.

225 LAS, Abt. 47/801, Bl. 108ff; Berufungsvorschlag v. 10. 8. 1922 und Separatvoten von Schlick und Scholz/Jacoby.

226 BAK, NS 15/202, Bl. 172-190; „Bericht über Herrn Prof. Dr. Freyer“ v. 6. 6. 1935 (Vf.: Dr. Foerster, Leipzig) für Dienststelle Rosenberg/Amt Wissenschaft (Baeumler).

227 Vgl. nur Borinski 1976 und Linde 1981 betr. die politische Zusammensetzung von Freyers Leipziger Schülerkreis. Schäfer 1990, S. 130ff, sieht dagegen den Hochschullehrer und den lokal sehr aktiven „Volksbildner“ als Kämpfer gegen die „Arbeiterbewegung“.

228 GStA, Rep. 92, NL Becker, Nr. 740, enthaltend achtzehn eher geschäftsmäßig kurze und belanglose Briefe und Karten, die aber regelmäßige Besuche Freyers im Ministerium dokumentieren und auf einen relativ vertraulichen Umgang hinweisen.

den der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.²²⁹ Im November 1920 hatte Becker ihm unter Bezugnahme auf dessen Hauptwerk geschrieben, daß die aus der Gemeinschaft entwickelte Gesellschaft wieder „in höherem Sinne sich zu einer Gemeinschaft zusammenfinden müsse“. Nach dem „Aufhören des patriarchalischen Autoritätsbewußtseins“ sei jetzt eine „Erziehung zur Selbstverantwortung“ und zum „Gemeinschaftsbewußtsein“ gefordert, ein „soziologisches Denken“, befähigt zur „Synopsis“.²³⁰ Wie er Tönnies in diesem Brief auch anvertraute, sei die fachliche Vorbildung eines soziologischen Denkers gleichgültig, wenn er nur mithilfe, zu „neuen Bindungen des Individuums zu kommen“.

An diesen Erwartungen gemessen, mußte der junge Freyer als ein idealer Kandidat erscheinen. Zudem verstand Becker die ersten Veröffentlichungen Freyers, ‚Antäus‘ (1918) und ‚Prometheus‘ (1923), als vom „Geist der Jugendbewegung“ inspirierte Programmschriften jener „elementare[n] Weltanschauungsbewegung“, die der Kultusminister mit größter Sympathie als „gewaltige Reaktion“ gegen die „Zwangswirtschaft des Rationalismus“ und als Ankündigung einer „Auferstehung der Philosophie als Metaphysik“ begrüßte.²³¹ Diese geistige Wahlverwandtschaft erklärt im wesentlichen, warum Freyer bereits zwei Jahre nach seiner nicht ganz unumstrittenen Habilitation ein volles Ordinariat übernehmen durfte.²³²

Seine von Becker so geschätzten Frühschriften durchzieht ein tiefes Unbehagen an der modernen Zivilisation und die Sehnsucht nach Form und Zusammenfassung des zerfließenden „Lebens“. Das „Nebeneinander verschiedener Sinngehalte und Wahrheiten“ sollte wieder in eine Gesamtkultur von einheitlichem Stil zurückgebunden werden. Seine Leipziger Habil.-Schrift über ‚Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts‘ schloß mit einem Kapitel: „Die Überwindung des kapitalistischen Menschen“. Die sei aber weder vom sozialistischen Utopismus noch von romantischen Ständestaatsideen zu erwarten. Wie anders aber das „Verlangen nach bindungsreicher Gesamtkultur“ gestillt, die „Wiedergewinnung oder Erweckung gemeinsamer, gesicherter, unter sich und mit dem Zentrum unseres Lebens zusammenhängender Konstanten des Wollens und des Glaubens“ erstrebt und schließlich der „Aufbau einer stark gefügten geistigen Einheit, die den Einzelnen ganz ergreife und umfasse“ zu realisieren sein könnte, das verriet Freyer seinen Lesern vor-

229 Müller 1991, S. 340ff.

230 GStA, Rep. 92, NL Becker, Nr. 3255; Becker an Tönnies v. 29. 11. 1920.

231 Becker in seiner im April 1924 gehaltenen Königsberger Festrede über ‚Kant und die Bildungskrise der Gegenwart‘, S. 12, 16, 22.

232 Freyer, geb. 1887 Leipzig - 1968 Münster. V.: Postdirektor. Schulbesuch in Chemnitz u. Dresden. Stud. in Greifswald u. Leipzig, anfangs, geprägt durch das protestantisch-pietistische Elternhaus, neben Philos. noch Theol., die er ab dem 3. Semester durch Nationalök., Psychologie u. Geschichte ersetzte. Aus einer Übung bei Lamprecht ging die Diss. hervor: ‚Geschichte der Geschichte der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert‘. 1912-1914 zur Vorbereitung auf die Habil. Studien in Berlin bei Simmel, „the philosopher, to whom Freyer had felt most spiritually akin before the outbreak of the war“ (Müller 1987, S. 61). 1914-1918 als Leutnant in einem sächs. Schützenregiment an der Westfront (hochausgezeichnet: EK I, Albrechtsorden m. Schwertern). - Der Nationalökonom Pohle meinte in seinem reservierten Votum zu Freyers Habil.-Schrift, entdeckt zu haben, daß ihr Vf. den Standpunkt eines „gemäßigten Sozialismus“ einnehme. Ansonsten rügte er das wenig originelle, an Sombart und Plenge geschulte Referieren nationalökonomischer Lehrmeinungen. Für den Hauptgutachter Krueger („lebensvolle Persönlichkeit“) wie für Volkelt („Der Puls des Lebens geht durch die Verallgemeinerungen des Verf.'s“) gaben jedoch andere Qualitäten den Ausschlag für ihre positiven Gutachten. - UAL, PA 474, Bl. 7-12; Voten Krueger, Volkelt, Pohle vom November 1919.

erst nicht.²³³ Insoweit wie sich hier ein parteiübergreifender Widerwille gegen das Lebenssystem der Industriegesellschaft artikulierte, war Freyer aber nicht einfach dem Lager der „konservativen Reaktion“ zuzuzählen,²³⁴ so daß für Becker wie später für Ulich der weltanschauliche Konsens durch dessen volkspädagogisches Engagement in deutschnationalen Einrichtungen wie der Fichte-Hochschule in Leipzig²³⁵ nicht berührt wurde.

2.5. Gießen 1919/20:

Der Streit um Hermann Siebecks Nachfolge

Ein dramatisches Verfahren, in dem anders als in Kiel das fächerübergreifende Konzept nicht nur auf fachwissenschaftlichen Widerstand traf, beschäftigte monatelang die Gießener Fakultät. Am 22. Juli 1919 legte ihr Berufungsausschuß seine Auswahlkriterien dar und begründete die Vorschlagsliste. Ganz allgemein habe man einen Philosophiehistoriker und Systematiker gesucht, der mit naturwissenschaftlichen Theorien vertraut sei. Die Fachvertreter im Ausschuß, anfangs noch der bisherige Lehrstuhlinhaber Siebeck und der zweite Ordinarius August Messer, hätten jedoch stärkere Rücksichtnahme auf die Pädagogik gefordert und sich unter diesem Aspekt für die Nennung der drei nichtbeamteten Gießener Extraordinarien Horneffer, Weidenbach und Kinkel (s. o. A I 1) eingesetzt. Gestützt auf die auswärtigen, extrem negativen Gutachten von Eucken, Husserl, Maier, Natorp und Volkelt, die allesamt Diskrepanzen zwischen kulturentwicklerischer Ambition und wissenschaftlicher Leistung der Genannten monierten, sei Messers Vorschlag, Horneffer an erster Stelle zu nennen, mit den Stimmen der vier anderen Ausschußmitglieder abgelehnt worden. Bei aller Anerkennung, die ihm als Vertreter einer „eigenartig kraftvollen Weltanschauung“ gebühre, dürfe die Notwendigkeit streng wissenschaftlicher Bildung der Jugend nicht in den Hintergrund treten. Der Umstand, daß Horneffer sich bislang wenig um seine akademische Laufbahn gekümmert und sich stattdessen „stark politischer Betätigung“ hingegeben habe, lasse überdies befürchten, daß er diesem Drang, ins Weite zu wirken, als Ordinarius wohl kaum entsagen werde.

Das sich abzeichnende Scheitern seines Vorschlags vor Augen, griff Messer auf den wissenschaftlich besser qualifizierten Hans Driesch zurück, ohne ihn aber durchsetzen zu können. Die gegen Messers Stimme erstellte Liste bevorzugte Max Wundt, der zwar überwiegend historisch arbeite, aber bestrebt sei, Gedanken aus verschiedenen „Lebensgebieten“ miteinander zu verknüpfen und sie „in den Zusammenhang der allgemeinen Kulturentwicklung“ zu stellen. Die übrigen Kandidaten, Fritz Medicus, Max Frischeisen-Köhler und Ernst von Aster erfuhren eine beiläufige Würdigung, wohl weil ein ernsthaftes Interesse nur an Wundts Berufung bestand. Drieschs Nichtberücksichtigung begründete man mit der „leidenschaftlichen Ablehnung“, die er als Neovitalist in Fachkreisen erfahre.

233 Freyer 1921, S. 149-161 (159f.).

234 Vgl. Üner 1992, S. 140-142, die darlegt, daß „alle Massenbewegungen der zwanziger Jahre“ die „Sinnfrage“ neu gestellt und „ins Utopische reprojiziert“ hätten. Insoweit greift die Etikettierung von Freyers Kulturphilosophie als „radical conservative social theory“ entschieden zu kurz (so Muller 1987, S. 94).

235 Zu dieser nebenamtlichen Betätigung: Muller 1987, S. 77f.

Am 25. Juli billigte die Fakultät den Vorschlag und sprach sich nach heftigen Diskussionen mit zehn zu acht Stimmen gegen Drieschs Nennung aus. Da das Gießener Universitätsstatut bei Berufungen die Beteiligung des Gesamtsenats verlangte, versuchte Messer zwei Tage vor der entscheidenden Sitzung am 31. Juli das Blatt zu wenden. Sein Sonderbericht befaßte sich zunächst mit der Horneffer-Kontroverse: Ihm sei es darauf angekommen, daß der Nachfolger Siebecks mehr sein müsse als bloßer Wissenschaftler, da die Entscheidungen über oberste Wertfragen außerhalb des Bereichs eigentlicher Wissenschaft getroffen würden. Philosoph könne daher nur sein, wer sich diesen Wertproblemen gegenüber zu eigener Stellungnahme durchringe. Nur ein solcher Denker könne der „Geistesführer“ sein, den die Studierenden „gerade heute“ benötigten. Daß diese Führungsaufgabe von der Philosophie übernommen werden müßte, sei in Hinblick auf den Zustand der Theologie evident. Diese Motive hätten ihn bewogen, die drei Gießener Kollegen zu nennen, von denen nach einigen Kommissionssitzungen nur der Vorschlag Horneffer übrig geblieben sei. Als man dagegen unter dem Motto, es sei nicht unser Auftrag, „große Männer“ zu berufen, erfolgreich protestierte, habe er Driesch vorgeschlagen. Trotz der von den Naturwissenschaftlern geäußerten Bedenken, sei eine Mehrheit für Driesch vor der letzten Sitzung nicht ausgeschlossen gewesen. Erst am 21. Juli habe ein Schreiben des Heidelberger Mathematikers Paul Stäckel, eines Fakultätskollegen von Driesch, den entscheidenden Stimmungsumschwung bewirkt. Darin fand sich die Warnung, Driesch habe so wenig nationales Gefühl wie David Hubert. In einer umgehend von Driesch erbetenen Antwort habe dieser ihm, Messer, erläutert, daß er zwar Pazifist und passives Mitglied des „Verbandes für internationale Verständigung“ sowie der „Gruppe Völkerrecht“ sei. Doch habe er sich nachdrücklich zur deutschen Volks- und Staatsgemeinschaft bekannt. Aber ungeachtet dessen, wie diese Einlassungen zu bewerten seien, könnten doch politische Rücksichtnahmen bei Berufungen keinesfalls eine Rolle spielen. Ausschlaggebend müsse das Werk sein. Und hier falle ins Gewicht, daß Driesch als Kritiker der mechanistischen Strömung in der Gegenwartsphilosophie unentbehrlich für die geistige Überwindung der materialistischen Weltanschauung sei. Dazu kämen bedeutende Leistungen auf zentralen Gebieten der Philosophie, vor allem die in der ‚Wirklichkeitslehre‘ (1917) entwickelte „Metaphysik induktiver Art“, die im Kampf gegen mächtige aktuelle Bestrebungen, letzte weltanschauliche Fragen „intuitiv“, „schauend“ oder „theosophisch“ zu beantworten, von besonderem Wert sei.

Messer leistete seinem Bemühen, vom Politischen wegzukommen, jedoch einen Bärendienst, als er dem Votum, in der irrigen Annahme, es könne seinen Favoriten entlasten, eine Art politisches Glaubensbekenntnis in Form eines Briefes beifügte, den Driesch im März 1919 an eine Schweizer Bekannte geschrieben hatte: Von Jugend an sei er Pazifist, so daß er sich während des Krieges wie ein Fremder im eigenen Land gefühlt habe. Obgleich eher unpolitisch, sei er zur Zusammenarbeit mit Quidde und Schücking in der „Völkerrechtsgruppe“ bereit gewesen und bekenne sich dazu, den „Heidelberger Protest“ gegen die „unselige Vaterlandspartei“ unterzeichnet zu haben. Nach der deutschen Niederlage, so glaubte Driesch seine Bekannte beruhigen zu müssen, sei es ausgeschlossen, daß „der Geist der preußischen Militärkaste“ wiederkehre. Preußen habe „für alle Zeiten gänzlich verspielt“ und werde hoffentlich in Teilrepubliken aufgelöst. Das alte Militärreich sei die Tyrannei einer kleinen preußischen Gruppe gewesen, die nunmehr von einem sozialistischen, demokratischen Staat abgelöst werde. Viel bedenklicher als die Reaktionsgefahr sei daher jetzt die

Bolschewismusgefahr, gegen die nur die Entente mit baldiger Nahrungshilfe und einem milden Frieden helfen könne. In der Kriegsschuldfrage wollte Driesch bei allem antipreußischen Ressentiment doch nur soweit gehen, den „Alldutschen, den Militärs und Industriellen“ einen Schuldanteil, aber nicht die alleinige Schuld zuzumessen.

In seinem Bericht zum Sondervotum brauchte der Dekan nur darauf zu verweisen, daß die Warnung Stäckels durch derartige Bekenntnisse bestätigt worden sei, denen man nichts mehr hinzufügen müsse. Zur Sitzung des Gesamtsenats faßten zwei Berichterstatter den Diskussionsstand zusammen, prüften nochmals die vorgebrachten Argumente und formulierten eingehend begründete Anträge. Die Aufgabe des ersten Berichterstatters übernahm der Kirchenhistoriker Bousset. Einleitend kam er in seinem Gutachten nochmals auf Horneffer zurück. Der sei in seiner Jugend zum Apostel Nietzsches geworden und habe sich, beeinflusst auch durch das Studium der griechischen Philosophie und die Lehre Schopenhauers, zur „tragischen Lebensauffassung“ durchgerungen. Überzeugt davon, daß das deutsche Volk berufen sei, „Worte von letzter Tiefe in den letzten Fragen der Wirklichkeit“ zu verkünden, sehe er gerade in der Tragödie der Niederlage die Chance, diese Lebensauffassung ins allgemeine Bewußtsein heben zu können, um aus ihr Kraft für den Wiederaufstieg zu gewinnen. Enttäuschend falle dagegen Horneffers wissenschaftliche Leistung aus. Ihm gehe die Fähigkeit, als Forscher sich mit dem Einzelnen, Konkreten zu befassen, völlig ab. Das falle besonders bei seinem jüngsten Werk zur Vorgeschichte und Geschichte des Krieges („Die Tragödie des deutschen Volkes“, 1919) auf, das nur einen vorübergehenden rhetorischen Enthusiasmus erzeuge. Als Forscher und Führer der akademischen Jugend scheide Horneffer aus. Anders liege der Fall Driesch. Tatsächlich habe anfangs eine ihm günstige Stimmung geherrscht, die erst nach Bekanntwerden seiner internationalistisch-pazifistischen Grundeinstellung umgeschlagen sei. Andererseits dürfe dies seine erklärte Bereitschaft, sich in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, nicht vergessen machen. In diese Richtung ziele auch ein inzwischen eingeholtes Gutachten Heinrich Maiers, so daß man sich dazu verstehen könne, politische Bedenken zurücktreten zu lassen. Auch Einwände gegen seinen Neovitalismus seien insoweit bedeutungslos, wie sie von einer dogmatisch mechanistischen Weltanschauung aus vorgetragen würden. Übersehen wolle er die schwer erträglichen Ansichten über Okkultismus oder Unsterblichkeit, die in Drieschs „Wirklichkeitslehre“ zu finden seien. Von größtem Gewicht sei dagegen die Gesamthaltung zu den Werten des geschichtlich-kulturellen Menschheitslebens. Man müsse Rudolf Ottos Urteil beipflichten, wonach Driesch sowenig wie Nelson über eine gründliche geschichtliche Bildung verfüge. Er rede gern vom Gottesstaat des Wissens und stelle ihn gegen den empirischen Staat des Menschen. Hier liege die Gefahr eines Intellektualismus, der an den wesentlichen Werten des menschlichen Lebens - Religion, Recht, Staat, praktische Ethik - vorübergehe und der die Einseitigkeiten von Drieschs politischen Auffassungen bedinge.

Als zweiter Berichterstatter konkretisierte der Mediziner Gotschlich die Kritik am Neovitalismus, der von den meisten Naturforschern nach den Fortschritten in den biologischen Wissenschaften nicht mehr akzeptiert werde. Viele organische Prozesse seien mittlerweile auf physikalische oder chemische Abläufe, also letztlich auf mechanische Kausalität reduzierbar, so daß den von Driesch eingeführten „Entelechien“ kein Erklärungswert mehr zukomme, ja sie die exakte biologische Forschung sogar hemmten. Unbeachtet bleibe bei Driesch auch die Gemeinsamkeit von Sprache und Rasse, so fuhr Gotschlich, der jüdischer

Herkunft war, fort. An gemeinsame Kulturinteressen werde gar nicht gedacht. Entwicklungen im Irdisch-Geschichtlichen würden einfach ignoriert.

In einer dramatischen Nachtsitzung des Gesamtsenats gaben dann offensichtlich nicht die sachlich stichhaltigen Einwände Boussets und Gotschlichs, sondern primär politische Wertungen den Ausschlag. In seinem Bericht an das Landesamt für Bildungswesen bestritt der Gießener Rektor dies zwar, räumte aber ein, daß es unerträglich sei, wenn Driesch jetzt versuche, an der Wiederaufnahme früherer Beziehungen zum Ausland zu arbeiten, wo tagtäglich von dort mit Kot geworfen werde. Vor diesem Hintergrund charakterisiere eine auf Driesch gemünzte, von Messer in einem Sondervotum zum Vorschlag des Gesamtsenats kolportierte Äußerung („Schweinehund“) tatsächlich die feindliche Stimmung, mit der er in Gießen rechnen müsse. Die Verständigung mit den Kriegsgegnern dürfe eben nicht von Deutschen ausgehen. Wer sie versuche, versünde sich am eigenen Volk.

Messers gezielte Indiskretion hatte immerhin dazu geführt, dem Ministerium klarer als vielleicht beabsichtigt die politische Motive der Ablehnung Drieschs offenzulegen, wobei er allerdings sein Erstaunen darüber nicht unterdrückte, daß von Aster, ein Pazifist wie Driesch, unangefochten auf der Vorschlagsliste blieb und nach dem Willen Boussets sogar Wundt von der ersten Stelle verdrängen sollte.

Am 6. Oktober traf die Antwort des hessischen Kultusministers Strecker (DDP) ein: Einer Entscheidung in Sachen Driesch sei man durch die inzwischen erfolgte Kölner Berufung nun zwar enthoben, man wolle aber trotzdem festhalten, daß dessen Pazifismus für die Regierung niemals gegen den Bewerber gesprochen habe. So sehr die neue Regierung die Freiheit der Wissenschaft schätze, registriere sie doch die - menschlich verständliche - Haltung der Professoren, sich konservativ gegen die sozialen und politischen Fortschritte zu verhalten. Eine Woche später ließ Strecker die Universität wissen, daß er im Sommer bereits Verhandlungen mit Driesch geführt habe. Gleichzeitig eröffnete er den Gießenern, sich außerstande zu sehen, Wundt zu berufen. Da die zwischenzeitlich angebahnten Verhandlungen mit von Aster am Einspruch der Fakultät gescheitert waren, argwöhnte Strecker, außer Wundt habe man in Gießen keinen ernsthaft gewollt. Er erbat sich daher einen neuen, möglichst einheitlich votierenden Vorschlag. Er selbst, in Gießen 1917 von Siebeck und Messer mit einer Arbeit über Fichte habilitiert (s. u. A II. 1), wünschte einen „typischen Vertreter idealistischer deutscher Geistesart“, denn was Deutschland 1813 gerettet habe, sei der Geist gewesen, der aus der idealistischen Philosophie noch heute zu uns spreche. Diesem bei einem linksliberalen Bildungspolitiker vielleicht etwas befremdlich klingenden Bekenntnis glaubte die Fakultät am besten zu entsprechen, indem sie erneut Wundt, Medicus, von Aster und Frischeisen-Köhler präsentierte, vom Gesamtsenat dabei fast unisono unterstützt. Nur gegen von Aster votierte eine nennenswerte Zahl von Senatsmitgliedern. Um einen Konflikt zu vermeiden, mußte Strecker nun auf Zeit spielen, die seit Mitte Dezember für ihn arbeitete. Wie nämlich der Presse zu entnehmen war, war Wundt als Euckens Nachfolger in Jena im Gespräch. Gießen drängte darum zur Eile, beschwerte sich schließlich über die Verzögerung, bis Strecker am 23. Dezember mitteilte, er gedenke, Verhandlungen mit Wundt alsbald aufzunehmen. Zu spät, wie man Anfang 1920 in Gießen verbittert feststellte, als Wundt Richtung Jena entschwunden war.

Strecker begann unterdessen damit, den in Zürich lehrenden Fritz Medicus für die Ludovica zu umwerben, während die Fakultät nach neuen Kandidaten ausschaute. Medicus erteil-

te Strecker Mitte 1920 eine verklausulierte Absage: Sein Weggang würde in der Schweiz eine spürbare Schwächung des deutschen zugunsten des vordringenden französischen Kulturinflusses zur Folge haben. Zwar könne er sich bei der Annahme des Rufs gerade mit Strecker eine Verständigung in kulturpolitischen Fragen vorstellen, doch müsse man überlegen, ob dieser Wechsel wirklich in deutschem Interesse sei. Da Medicus bereit war, nach Gießen überzusiedeln, wenn seine hohen finanziellen Forderungen von der Schweizer Regierung nicht erfüllt würden, wollte Strecker zumindest seine Option wahren.

Doch inzwischen kam es in Gießen zu neuen Verwicklungen. Die Fakultät beantragte eine Rückverweisung der Liste für den Fall, daß Medicus die Berufung ablehne. Man wollte einen Berufungsautomatismus zugunsten von Asters verhindern. Denn wieder einmal waren in Gießen Kollegenbriefe eingegangen. Einer von Paul Natorp, der von Asters wissenschaftliche Originalität in Frage stellte, der andere vom Münchener Altphilologen Albert Rehm, das pazifistische Engagement von Asters monierend. Und abermals hatte sich Bousset für den Gesamtsenat mit diesem Antrag zu befassen, und er tat dies in ungewohnt scharfer Form:

„Die Bedenken, die man neuerdings gegen von Aster erhoben hat, liegen demnach auf einem anderen Gebiet als auf dem der wissenschaftlichen Qualifikation und dem der Lehrbetätigung. Und das Urteil kann nicht verschwiegen werden, daß dieses das politische Gebiet ist. Herr Dr. Rehm selbst äußert in einem außerordentlich charakteristischen Satz: ‚Wie ich davon unpolitisch sprechen soll, weiß ich freilich nicht.‘ Gegenüber den hier erhobenen Bedenken und Zweifeln kann Referent für seine Person nur auf sein erstes Referat in dieser Sache verweisen, in dem er es mit aller Bestimmtheit ausgesprochen hat, daß für ihn derartige Gesichtspunkte in keinerlei Weise in Betracht kommen dürften. Er muß sich hier im Allgemeinen an das von Herrn Dr. Messer im Sonderbericht ausgesprochene Urteil anschließen. Er ist der Meinung, daß man hier durch eine auch noch so lange Betonung derartiger Gesichtspunkte Präzedenzfälle schaffen könnte, die von anderer Seite, welche etwa mit umgekehrtem Maßstabe Maße, auf das gefährlichste ausgenutzt werden könnte - er glaubt, daß in diesen politisch gefährlichen Zeiten die Fakultäten sich nur dann auf ihrer ruhigen vornehmen Höhe in den Berufungsfragen halten können, wenn auf das gewissenhafteste alle derartigen Nebengesichtspunkte ausgeschieden und fern gehalten werden. Er könnte höchstens dann anerkennen, daß hier ein ernstliches Bedenken vorläge, wenn nachgewiesen werden könnte, daß Herr Dr. von Aster in agitatorischer, unduldsamer und parteipolitisch prononcierter Weise seiner Stellungnahme Ausdruck verliehen hätte.“

Was bisher vorgebracht worden sei, etwa die Verbindung von Asters zum extremen Pazifisten Foerster oder gar der Vorwurf, ihm würde das „wurzelhafte National- und wohl auch Staatsgefühl“ abgehen und er sei kein „Aufbauphilosoph“, sei wegen der Unbestimmtheit der Vorwürfe unbeachtlich. Der Fakultätsantrag solle daher vom Senat nicht befürwortet werden.

Am 21. April 1920 trat mit Medicus' Absage die von der Fakultät befürchtete Situation ein. Die an diesem Tag einberufene Kommission mühte sich darum nach Kräften, von Asters Pazifismus gegen ihn ins Feld zu führen. Bei der Wahl zwischen den verbliebenen Kandidaten von Aster und Frischeisen-Köhler seien zwar fachliche Kriterien entscheidend, wo diese aber gleich wögen, müsse man den Pazifismus von Asters negativ in Anschlag bringen, zumal man nicht neben Messer noch einen weiteren Pazifisten berufen wolle.

Wiederum replizierte Messer mit einem Sondervotum. Darin bestritt er, selbst Pazifist zu sein, um dann herauszustellen, daß von Aster an einer Solidaritätskundgebung *gegen* die Münchner Räteherrschaft teilgenommen habe. Im übrigen legte er nochmals Verwahrung dagegen ein, politische Gesinnung zu benoten, da die Universität ein „stiller Tempel der Wissenschaft“ bleiben müsse.

Im Kultusministerium waren die Würfel zugunsten von Asters jedoch schon gefallen. Während der Ausschuß am 3. Juni 1920 mit dem Vorschlag, Jaspers an die erste Stelle zu setzen, einen letzten Versuch unternahm, die Berufung abzuwenden, informierte das Ministerium die Fakultät am selben Tag über die getroffene Wahl.²³⁶

Die von Scheler vorausgesehene Identifizierung von Weltanschauung mit Parteipolitik bestimmte den Gießener Berufungskonflikt bis zu diesem Ende. Schon bei der Ablehnung von Driesch hatten die Warnungen Messers und Boussets nicht verhindern können, daß wissenschaftliche Werke nach den politischen Ansichten ihrer Verfasser beurteilt wurden. Auch Bousset machte hier Zugeständnisse, wenn er aus der Geschichtsferne von Drieschs Arbeiten auf die „Einseitigkeit“ seiner politischen Äußerungen schloß. Gerade der Stimmungsumschwung gegen Driesch demonstriert, wie illusionär Messers Hoffnung war, „oberste Wertfragen“ mindestens dann unter Ausschluß des Politischen behandeln zu können, wenn sich gegen die wissenschaftliche Reputation des „Geistesführers“ nicht so gewichtige Einwände vorbringen ließen wie im Falle Horneffers. Denn die Mehrheit in Fakultät und Gesamtsenat, so sehr sie vor der „Enttarnung“ des Pazifisten Driesch diesen als weltanschaulich ausgerichteten Philosophen akzeptierte, war nicht gewillt, zwischen politischem Bekenntnis und weltanschaulicher Aussage zu differenzieren. Nicht ganz zu Unrecht, wenn man bedenkt, in welchem Umfang die akademische Philosophie selbst an der öffentlichen Meinungsbildung mitwirken wollte und dies nur in einem parteipolitisch dominierten Wettbewerb möglich war.

Ernst von Aster wurde am 18. Februar 1882 als Sohn eines Berufsoffiziers in Berlin geboren, wo er nach dem Abitur am Askanischen Gymnasium mit einem naturwissenschaftlich-philosophischen Studium begann, das er in München fortsetzte und 1902 bei Theodor Lipps mit einer Promotion abschloß: ‚Über Aufgaben und Methoden in den Beweisen der Analogien zur Erfahrung in Kants Kritik der reinen Vernunft‘. Neben Lipps beeinflusste ihn vor allem Hans Cornelius, der ihn mit empiristischer Erkenntnistheorie und deutschem Positivismus vertraut machte. 1905 folgte in München die Habilitation: Untersuchungen über den logischen Gehalt des Kausalgesetzes' (PV.: Charakteristik der aristotelischen Logik), 1912 die Ernennung zum nb. ao. Prof. Von Aster war Mitglied der SPD, Mitarbeiter des deutsch-jüdischen Periodikums „Der Morgen“, befreundet mit dessen Herausgeber Julius Goldstein (s. u. A II. 1.), lieferte Beiträge für die jüdische CV-Zeitung und nahm an den Treffen verfassungstreuer Hochschullehrer („Weimarer Kreis“) teil. Der bayerischen Kultusbehörde war er bereits 1917 aufgefallen als Sympathisant des Pazifisten Friedrich Wilhelm Foerster. In Gießen hätten ihn Messers Gegner wohl verhindern können, wäre ihnen von Asters Auftritt im Münchner Gewerkschaftshaus zu Ohren gekommen, wo er im Januar 1917 über die „Friedensfrage“ sprach. Darüber schrieb die sozialdemokratische „Münchener Post“, daß der Redner über eine notwendige Demokratisierung im Innern, die Verständi-

236 Gesamte Darstellung nach: UAG: PA v. Aster.

gungspolitik, einen Frieden nach den Prinzipien eines „freien internationalen Völkerbundes“ und die Ausschaltung des militärischen Einflusses auf die politische Führung ganz im Sinne Foerstners argumentiert habe. Über von Asters Rolle während der Münchener Rätezeit ist wenig bekannt, doch geht aus einem öffentlichen Disput anlässlich der Begnadigung des Eisner-Attentäters Graf Arco 1920 zumindest hervor, daß er mit der Regierung Eisner sympathisierte, die nach Eisners Tod installierte Räteregierung aber als Reaktion einer unkontrollierten Masse verurteilte, zu der sich „typische Demagogen und weltfremde Ideologen“ gesellt hätten. Gleichwohl blieb von Aster bis 1933 im publizistischen Umfeld von Linksliberalismus und Sozialdemokratie aktiv, wo er u. a. im Hauptausschuß der Deutschen Liga für Menschenrechte saß, deren Vorläufer, dem für einen „Verständigungsfrieden“ agitierenden „Bund Neues Vaterland“, er bis zu dessen Verbot (1916) angehört hatte.²³⁷

2.6. Greifswald 1921: Die Berufung von Hans Pichler

Ähnlich offen wie in Gießen mischten sich auch in Greifswald parteipolitische Ansprüche in Beratungen über die Nachfolge des seiner Zwangsemeritierung heftig widerstrebenden Johannes Rehmke.²³⁸ Im Januar 1921 bat der hochrangige SPD-Funktionär Adolf Braun seinen Parteifreund Haenisch, sich der Sorgen des Extraordinarius Paul F. Linke aus Jena anzunehmen. Dieser hatte kurz zuvor Brauns Hilfe erbeten, da er befürchtete, „rechtslastige Kräfte“ der Greifswalder Fakultät würden ihn, den Sozialisten, vom ersten Platz auf der Liste streichen.²³⁹ Vergeblich auf Haenischs Antwort wartend, fühlte Linke vier Wochen später wieder bei Braun vor. Wegen seiner politischen Gesinnung gebe es nach Auskunft Rehmkes tatsächlich Widerstände in der Kommission. Am 21. Februar hatte man in der Fakultätssitzung den Kommissionsbericht verlesen und zuvor auf Nachfrage Rehmkes vom Dekan erfahren, daß die Liste nicht einstimmig zustande gekommen sei, sondern 5:1 gegen Rehmke, der ganz allein Linke favorisiert habe. Linke, so machte Rehmke geltend, gehöre zwar der SPD an, habe sich aber vom Parteigetriebe zurückgezogen. Es entspann sich daraufhin eine Diskussion, in deren Verlauf man betonte, daß die SPD-Mitgliedschaft zwar kein Ablehnungsgrund sei, Linke aber deswegen bei der mehrheitlich deutschnationalen Greifswalder Studentenschaft in eine unangenehme Lage geraten werde. Mit 13 zu 8 Stimmen fiel die Entscheidung dann gegen ihn aus.²⁴⁰ Obenan auf der Fakultätsliste standen Nicolai Hartmann und Alexander Pfänder, an zweiter Stelle Hans Pichler, an dritter Jaspers.²⁴¹ Sie waren unter dem allgemeinen Aspekt ausgewählt worden, einen Systematiker zu benöti-

237 Baumgartner 1980 und ders. 1982. - BHStA. MK 17597; PA v. Aster. UAMn, PA v. Aster. UAG; PA v. Aster. - Döring 1975, passim. -Zu den Münchener politischen Aktivitäten vgl. „Münchener Post“ v. 15. I. 1917, ebd. v. 22. I. 1920: „Bayerischer Kurier“ v. 26. I. 1920. ebd. v. 30. I. 1920. -Zu v. Asters Kosmopolitismus: A III.

238 GStA. Rep.. 76Va. Sek. 7. Tit. IV. Nr. 22. Bd. XXI. Bl. 253-254; Kurator Greifswald an PrMWKV v. 27. 10. 1920: Rehmke fühle sich frisch und betrachte seine Emeritierung als „unsittliche Handlung“. Er sei nicht gewillt, seinen Platz zu räumen.

239 Ebd.. Bl. 216-248: Linke an A. Braun v. 14. I. 1921. empfehlend weitergeleitet an PrMWKV v. 18. I. 1921; dazu weiterer Schriftw. Linke-Braun v. 19. 2 u. 9. 4. 1921.

240 UAG, Phil. Eak. Nr. 358. Dekanat Glogau. Protokoll der Fakultätssitzung v. 21. 2. 1921.

241 GStA (wie Anm. 238). Bl. 255-256: Vorschlag v. 22. 2. 1921: ebd.. Bl. 259-262; Sondervotum G. Jacoby v. 12. 2. 1921 für 1 Hönigswald, Schlick und Moog.

gen. Gerade Jaspers kreidete man aber eine mangelhafte erkenntnistheoretische Durchbildung an, und in ihrer Nähe zum biologistischen Relativismus, wo bei Jaspers Psychologie und Weltanschauung oft ineinander übergingen, wirkten seine Arbeiten eher gegen die Erstarrung der Philosophie in Systemen als daß sie selbst systematische Ansprüche befriedigen könnten. Trotzdem hätte das Ministerium, das Jaspers berief, den Drittplazierten in Greifswald oktroyiert, wenn nicht, wie schon in Kiel, dessen Absage erfolgt wäre. Den Ruf erhielt dann Pichler.

Aber solange Haenisch mit der Entscheidung noch zögerte, versuchte Linke, das Verfahren zu beeinflussen. Anfang März bat er den Minister direkt, von Rehmke ein Sondervotum einzufordern und gestützt darauf seine Berufung gegen den Willen der Fakultät einfach durchzudrücken, denn die Revision einer ethisch minderwertigen Entscheidung sei schließlich die Aufgabe der Partei Lassalles!²⁴²

Da Haenisch nichts von sich hören ließ, versuchte Linke Anfang April erneut, Braun einzuspannen: Wie bei Driesch in Gießen, so habe auch in seinem Fall die „Reaktion“ gesiegt. Man wolle eben keine Sozialisten. Der Ruf, ein radikaler Parteimann zu sein, hafte ihm jedoch zu Unrecht an. Gerüchte, denen zufolge er nach der Erschießung Levines (eines Führers der Münchener Räteregierung) in einer kommunistischen Versammlung zum Streik aufgerufen hätte, entbehrten jeder Grundlage. Stattdessen sei er nur 2. Vorsitzender des „Vereins Sozialistischer Geistesarbeiter“ gewesen, der auf der besagten Versammlung Levines Liquidierung aus humanitären Gründen verurteilt, sich aber gleichzeitig energisch gegen den Bolschewismus und die Minderheitsdiktatur ausgesprochen habe. Seitdem werde er von rechten Kollegen als Kommunist behandelt.²⁴³

Die Berufung Pichlers war mit derartigen Erklärungen natürlich nicht mehr zu verhindern. Im Vergleich mit seinem Kollegen Strecker im Fall Driesch ist zweifelhaft, ob Haenisch den einseitig erkenntnistheoretisch orientierten Linke wirklich berufen hätte. Das wochenlange Schweigen ist eher ein Indiz dafür, daß die „richtige“ Parteimitgliedschaft noch keine Anwartschaft auf einen Lehrstuhl sicherte, solange der Bewerber nicht auch geeignet schien, „Philosophie als Weltanschauungslehre“ anzubieten.

Der Linke vorgezogene Hans Pichler wurde am 26. Februar 1882 als Sohn eines Kirchenmusikers in Leipzig geboren, wuchs am Bodensee auf und besuchte in Karlsruhe ein Humanistisches Gymnasium. Von 1901 bis 1906 studierte er Philosophie in Straßburg, Berlin und Heidelberg, wo er bei Windelband promovierte („Über Arten des Seins“, 1906). Von Haus aus vermögend, lebte er bis 1912 in Wien als Privatgelehrter, befreundet mit dem jüdischen Philosophiehistoriker Heinrich Gomperz und dem jüdischen Mathematiker Hans Hahn. Ihm Februar 1913 habilitierte ihn Alexius Meinong in Graz („Über Möglichkeit und Widerspruchslosigkeit“), ohne daß Pichler sich je als Anhänger der Gegenstandstheorie verstanden hätte.²⁴⁴ 1915 meldete Pichler sich freiwillig zum Heer und kämpfte als Leutnant d.R. in einem Tiroler Kaiserjägerregiment an der Alpenfront, wo er 1917 verwundet aus-

242 Ebd., Bl. 246-247; Linke an Haenisch v. 9. 3. 1921.

243 Ebd., Bl. 239-243; Linke an Braun v. 9. 4. 1921.

244 Vgl. Meinong (1920)/1978. S. (II). der ihn nicht unter seine Schüler zählte, aber die Arbeiten zu Wolff und Leibniz als Beiträge zur gegenstandstheoretischen Gründungsgeschichte akzeptierte; ebd. S. (56).

schied, um bis zum Schluß des Krieges in Graz als „Ernährungsinspektor“ für die Mittelsteiermark zu wirken.²⁴⁵

Der Österreicher Pichler habe zu jener markanten Gruppe von Nichtpreußen“ gehört, die „seit Jahrhunderten die Idee des Preußentums in seiner Reinheit“ und daher den Dienst in diesem Staat gesucht hätten.²⁴⁶ Bei der Berufung dürfte das preußische Dienstethos jedoch weniger beachtet worden sein. Hilfreicher war da schon die seit seiner Dissertation manifeste Gegnerschaft zum erkenntnistheoretischen Subjektivismus neukantianischer Provenienz. Seine kleinen Schriften über die Erkennbarkeit von Gegenständen (1909) und über Wolffs Ontologie (1910) galten als Vorläufer von Hartmann ‚Metaphysik der Erkenntnis‘ (1921) und damit als Vorwegnahme des philosophischen Neuansatzes, der nach 1918 berufungspolitisch erfolgreich war.²⁴⁷ Auch Pichlers Begabung zur Bildung von „Synthesen“ wußte die Fakultät mit den Worten herauszustellen, daß er - darin Leibniz kongenial - in den Gegensätzen den „höheren Standpunkt“ aufsuchend, zu „überhöhend vermittelnd[em] Denken“ fähig sei. Noch wichtiger war wohl, daß Pichler im Herbst 1920, rechtzeitig vor den Greifswalder Beratungen, die österreichische Dependence der von Hermann Schwarz (Greifswald) mitbegründeten Deutschen Philosophischen Gesellschaft (DPhG) ins Leben gerufen²⁴⁸ und auf der konstituierenden Sitzung einen Vortrag „Über Beziehungen der Philosophie zum Zeitgeist und Volksgeist“ gehalten hatte.²⁴⁹ Husserl beklagte im Frühjahr 1921 gegenüber seinem in der DPhG eifrig mitarbeitenden Schüler Mahnke „das Eindringen des Antisemitismus in die Philosophie“, ablesbar an den Publikationen der mit der DPhG eng kooperierenden „Fichte-Gesellschaft“. Monate später war dann die Kunde von Pichlers Vortrag zu ihm gedrungen, „worin er sich über völkische und jüdische Philosophie geäußert habe, und darin soll er die Phänomenologie genannt haben“.²⁵⁰ Was Pichler referierte, was er davon in der Lokalpresse veröffentlicht hat, ist nicht bekannt. Da die Grazer Ortsgruppe in einer Hochzeit des steierischen Abwehrkampfes gegen den slowenischen Nationalismus gegründet wurde, verstand sich die völkische Komponente eigentlich von selbst.²⁵¹ Aber auch gegen das „Streben des internationalen Judentums nach der Weltherrschaft“ durch „Zersetzung jedes Volkstums“ hatte er 1920 in den „Beiheften“ der DPhG-Zeitschrift agitiert.²⁵²

245 UAG, PA 247, Pichler. Jacoby 1963. Plewe 1967.

246 Plewe 1967, S. XVII.

247 Pichler 1906; ders. 1909 und 1910.

248 Meinong war deren Ehrenvorsitzender; die Ethik von Schwarz empfand Meinong im Vergleich mit seiner eigenen Werttheorie als „gesinnungsverwandt“, s. Anm. 244, S. (58).

249 Nach MdDPhG 3, 1920, F. 4, S. 2f; der Text erschien im Grazer Lokalblatt „Tägliche Rundschau“. Leider ist der entsprechende Quartalsband der Zeitung in der Grazer ÜB verloren gegangen, und auch in der Ost. Nationalbibliothek in Wien ist kein Exemplar überliefert.

250 Husserl 1994, Bd. II, S. 429f.; Husserl an Mahnke v. 23. 4. 1921 und ebd., S. 433f; Husserl an Mahnke v. 17. 10. 1921.

251 1921 referierte der „durch sein Wirken für Heimatschutz und Volkskunde“, und auch während des „Grenzkampfes“ unermüdlich aktive Ordinarius für Volkskunde in Graz, Viktor von Geramb, über Stapels ‚Volksbürgerliche Erziehung‘; nach: MdDPhG 5, 1922, F. 1, S. 7. - Vgl. die 1922 in 2. Aufl. erschienenen, im Rahmen des Schutzvereins Steiermark gehaltenen Vorträge v. Gerambs, die sich am Rande der weitausholenden Zivilisationskritik auch gegen „jüdische Banken“ als „Ausbeuter des Landes“ wenden (1922, S. 142).

252 Pichler 1920, S. 12.

2.7. Heidelberg 1919/22: Die Berufungen von Karl Jaspers und Ernst Hoffmann

2.8.

Talent zu weltanschaulicher Sinnvermittlung sprach man dem Favoriten des Ministerium für Kiel und Greifswald, Karl Jaspers, seit seiner Veröffentlichung ‚Psychologie der Weltanschauungen‘ (1919) in erhöhtem Maße zu. Auch die Heidelberger Fakultät sah in ihm den Kandidaten, von dem eine fachwissenschaftliche, psychologisch-pädagogische Verengung des durch Drieschs Berufung nach Köln vakanten Extraordinariats nicht zu fürchten sei. Ihre Begründung primär auf den Rang der ‚Psychologie der Weltanschauungen‘ stützend, schlug sie Jaspers darum Ende 1919 *unico loco* mit der expliziten Versicherung vor, daß dieser ausgebildete Psychiater und Mediziner keineswegs zur Überschätzung experimenteller Psychologie neige, was vom badischen Kultusminister offenbar gern gehört und mit einer schnellen Berufung quittiert wurde.²⁵³ Gegen Rickerts Bedenken, aber von Fakultätsmehrheit und Ministerium getragen, rückte Jaspers 1922 dann nahezu automatisch sogar auf Maierers Ordinariat.²⁵⁴

Hochschulpolitisch hatte sich Jaspers, 1919/20 im Engeren Senat als Vertreter der Nichtordinarien, im Sinne der linksliberalen, in Baden regierenden und kulturpolitisch tonangebenden DDP betätigt. Dieser Partei gehörte er bis 1923 an, als der im oldenburgischen Anti-Bismarck-Milieu großgewordene, bis in den Weltkrieg hinein aber eher nationalliberale Jaspers sich wegen der militärfreundlichen Politik des Reichswehrministers Otto Geßler (DDP) zum Austritt entschloß.²⁵⁵

Nach Jaspers' Berufung auf den Maier-Lehrstuhl begann die badische Lehrerschaft zu hoffen, das frei gewordene Extraordinariat werde endlich zur Wirkungsstätte eines Pädagogen. Im Landtag wurde seit 1917 über die Vertretung der Pädagogik in Heidelberg verhandelt. Dafür sollte ursprünglich das planmäßige Extraordinariat umgewidmet werden, das Emil Lask bis zu seinem Soldatentod inne hatte. Um die Philosophen dafür zu entschädigen, stellte man ihnen ein zweites Vollordinariat in Aussicht, das lange gefordert und für dessen Besetzung seit 1915 Vorschläge gemacht worden waren.²⁵⁶ Heinrich Maier folgte dann zum WS 1918/19 einem Ruf auf diesen neuen Lehrstuhl. Da er sich aber bereit erklärt hatte, auch Pädagogik anzubieten, glaubte die Fakultät guten Gewissens, das Extraordinariat wieder mit einem „Nur“-Philosophen (Driesch) besetzen zu dürfen.

253 GLA, 235/3134; Vorschlag Phil. Fak.v. 1. 12. 1919. Die Ernennung erfolgte zum 16. 1. 1920.

254 Ebd., Vorschlagsbegründung Phil. Fak. v. 2. 7. 1921 für den Engeren Senat. Vgl. a. UAHd, B 7576.

255 Jaspers, geb. 1883 Oldenburg - 1969 Basel. V.: Jurist, Bankdirektor, Landtagsabgeordneter. Nach zwei Semestern Jura ab WS 1902/03 Medizinstud. in Berlin, Göttingen, Heidelberg, dort 1909 Prom.: ‚Heimweh und Verbrechen‘, 1913 Habil.: ‚Allgemeine Psychopathologie‘ (AV. 13. 12. 1913: Die Grenzen der Psychologie), 1916 nb. ao. Prof. - 1914 nicht kriegsdiensttauglich. Unterzeichnet Dietrich Schäfers Aufruf der dt. Professoren v. 16. 10. 1914; unter Max Webers Einfluß „nationalliberal-imperialistisch“ (de Rosa). Biographisch vgl. Saner 1970, Leonhard 1983, de Rosa in: Jaspers 1986, S. 299-358.

256 UAHd, H-IV-102/141, Bl. 106, 109-113r; Liste v. 18. 11. 1915. Da Windelbands Lehrstuhl wiederzubesetzen war, reichte die Fakultät einen Doppelvorschlag mit Rickert, Simmel, Husserl, Maier, Spranger und Cassirer ein, doch konnte aus finanziellen Gründen lediglich der Windelband-Lehrstuhl mit Rickert besetzt werden. Zur Landtagsdebatte: GLA 235/29883; Presseberichte über die Sitzungen der Ersten Kammer 1917/18.

Unter den von der Fakultät mit nur geringsten Rücksichten auf die Erwartungen der Lehrerschaft vorgeschlagenen Jaspers-Nachfolgern, Kroner, Hoffmann und Stenzel, fiel die Wahl auf den vor allem als Historiker der antiken Philosophie bekannten Berliner Gymnasiallehrer Ernst Hoffmann: einerseits um den Ruf nach einem Pädagogen wenigstens äußerlich mit einem Schulmann und nicht-habilitierten Praktiker zu entsprechen, andererseits um sich eines Kulturpädagogen im Sinne Litts zu versichern, der zudem die Absolutheit der Freiheits- und Humanitätsidee gegen den grassierenden Relativismus verteidigen würde.²⁵⁷

Hoffmann wurde am 13. Januar 1880 in Berlin geboren, absolvierte das Humanistische Prinz-Heinrich-Gymnasium in Schöneberg und studierte Klassische Philologie und Philosophie in Göttingen, Heidelberg (bei Fischer und Hensel) und Berlin (bei Dilthey, Simmel und Paulsen). 1903 mißlang ein erster Versuch, bei Hermann Diels mit einer Arbeit über Aristoteles' Physik zu promovieren. Die von Diels, der Hoffmann für mehr philosophisch denn für philologisch begabt hielt, nicht viel günstiger beurteilte zweite Fassung wurde dann mit erheblichen Bedenken als ausreichende Leistung akzeptiert. Nach Staatsexamen und Vorbereitungsdienst unterrichtete Hoffmann seit 1907 am Charlottenburger Mommsen-Gymnasium, nebenher mit Platon-Forschungen beschäftigt, die ihm im Philologischen Verein zu Berlin wissenschaftliches Renommee eintrugen. Im Winter 1916/17 leistete er nur wenige Monate Dienst als Kanonier in einem Artillerieregiment. Hoffmann trat 1923 der DDP bei, unterzeichnete für diese Partei 1924 einen Wahlauftrag und initiierte im Herbst 1927 eine „Kundgebung an Volk und Reich“ gegen das von Zentrum und DNVP auf den Weg gebrachte Reichsschulgesetz, das die Re-Konfessionalisierung der Volksschule anstrebte. Als Dekan hielt er im Januar 1931 eine betont republikfreundliche Rede zur Reichsgründungsfeier.²⁵⁸ In Heidelberg intensivierte Hoffmann seine philosophiehistorischen Forschungen zur Antike und zur mittelalterlichen Philosophie. 1927 übernahm er die Leitung der Cusanus-Kommission der Heidelberger Akademie und begann mit einer über zwei Jahrzehnte währenden Editionstätigkeit, die ihn über seinen Schüler Raymond Klibansky wieder in engere Beziehungen zu Ernst Cassirer brachte, den er aus den Diskussionen im Berliner Philologenverein gut kannte.²⁵⁹ Doch anders, als zu befürchten war, nahm Hoffmann, der seit 1927 auch an der Lehrerbildungsanstalt in Karlsruhe unterrichtete, seinen pädagogischen Lehrauftrag sehr ernst, obwohl er schulpolitisch einen ähnlich „bildungsaristokratischen“ Kurs verfolgte wie zur gleichen Zeit die Philosophen-Pädagogen Spranger, Litt oder Nohl (s. u. A III.).

257 UAHd, B-7576; Protokoll der Sitzung des Engeren Senats v. 14. 12. 1921. Die Aktenlage gestattet es nicht, die Angaben von Asmus 1990, S. 30, zu verifizieren, wonach Kroner „aufgrund eines antisemitisch orientierten Sondervotums eines Professors das Nachsehen gehabt“ haben soll. Falsch ist jedoch Asmus' Angabe, es habe sich um die Besetzung eines „neubegründeten“ Lehrstuhls gehandelt.

258 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 400, Bl. 134-144; Promotionsakte Hoffmann. UAHd, PA Hoffmann. Wilpert 1952, ders. 1960. H. Schmitt 1972, S. 414f. Drüll 1986, S. 116f. Jansen 1992, passim. - Hoffmann wurde zum SS 1922 berufen; 1927 zum oö. Prof., ernannt.

259 Zur Freundschaft Cassirer-Hoffmann: T. Cassirer 1981, S. 111-113.

2.8. Leipzig 1920/23: Die Berufungen von Theodor Litt, Hans Driesch und Hermann Schneider

Die Vorstellung vom Profil einer Philosophie als weltanschaulich integrative „Synthesewissenschaft“, die fachwissenschaftlicher Spezialisierung entgegenwirkt, beeinflusste in starkem Maße auch die Besetzung von zwei Leipziger Lehrstühlen, die stärker als in Heidelberg auf Psychologie und Pädagogik festgelegt waren. Ohne Umschweife richtete Spranger während der Beratungen über den eigenen Nachfolger sein Interesse darauf, „den pädagogischen Drill“ oder die „pädagogische Fakultät“ unter allen Umständen zu verhindern, weshalb der von den Kommissionskollegen bevorzugte Aloys Fischer für Spranger indiskutabel blieb. Was sich auch nicht änderte, als der zweite Fachvertreter, Felix Krueger, versicherte, Fischer komme den Wünschen der von Spranger als Beschleuniger einer drohenden Verschu- lung der Universität wenig geschätzten Volksschullehrer keineswegs zu sehr entgegen. Als der Freistaat Sachsen die Volksschullehrerausbildung aber an die Universität verlegte, muß- ten pädagogische Belange bei der Nachfolgeregelung stärker berücksichtigt werden, als es Spranger lieb sein mochte. Immerhin wußte die Kommission um eine gerade ans Dresdner Volksbildungsministerium gerichtete Eingabe des Leipziger AStA, die forderte, den Lehr- stuhl mit einem „Nur-Pädagogen“ zu besetzen. Die Kommission erörterte dagegen in meh- reren Sitzungen fast ausschließlich die Qualifikation von Philosophen, die Pädagogik wie Spranger mehr oder weniger engagiert „mit“-vertraten (Frischeisen-Köhler, Messer, Häber- lin, Cohn, Lipps). Da Fischers Berufung die genannten Befürchtungen weckte, und Spranger Herman Nohl als „zu genialisch“, den für die akademische Lehrerbildung streitenden Frischeisen-Köhler als „fast demagogisch“ und Messer als katholisierend ablehnte, blieb Theodor Litt übrig. Seine Chancen, berufen zu werden, beurteilten Volkelt und Spranger nicht günstig, da er bereits scharf gegen die akademischen Bestrebungen der Volksschulleh- rerschaft polemisiert hatte. In der Erkenntnis, daß die Entwicklung dahin treibe, philosophi- sche Lehrstühle an Pädagogen abtreten zu müssen, wollte man den Wünschen der Lehrer- schaft schließlich doch entgegenkommen und setzte den 66jährigen Pädagogen Georg Kerschensteiner auf den ersten Listenplatz. Dies konnte nicht mehr als ein taktisches Zuge- ständnis sein, da das Alter Kerschensteiners eine Berufung fast ausschloß. Die Begründung des Vorschlags, wonach die enge Verbindung zwischen Pädagogik und Philosophie durch eine Persönlichkeit mit „philosophischer Selbstbesinnung und Kulturbesinnung“ gewahrt werden sollte, war daher schon auf den im Windschatten Kerschensteiners an zweiter Stelle plazierten Litt zugeschnitten, dessen neueste Veröffentlichung *Individuum und Gemein- schaft* (1919) deswegen schwer wiege, weil sie gerade in ihren „ethischen und politischen Partien“, primär in der „ethischen Analyse des Solidaritätsbewußtseins“, über Litts Anreger Simmel und Scheler hinausgehe. Erwartungsgemäß erhielt Litt an dem zu alten Kerschen- steiner vorbei zum 1. April 1920 seine Berufung nach Leipzig.²⁶⁰

Der Oberlehrer Litt²⁶¹, zum 1. Oktober 1918 an Bonner Universität ohne Habilitation zum nb. ao. Prof. ernannt, galt nicht nur im Urteil der Volksschullehrer zu Recht als bil-

260 UAL, PA 204, Bl. 3-5, 18-26; Kommissionsprotokolle v. 8. u. 19. 11. sowie Vorschlagsliste v. 19. 12. 1919.

261 Litt, geb. 1880 Düsseldorf- gest. 1962 Bonn. V.: Gymnasialprof. Stud. Philos./Kl. Philologie in Ber- lin u. Bonn. 1904 Prom. in Bonn mit altphil. Arbeit. - Lt. Wenig 1968, S. 179, ohne besondere Ha-

dungspolitischer „Reaktionär“ und eloquenter Verteidiger der humanistischen Schulbildung und Eliteerziehung. Auch seine kulturphilosophisch-soziologischen Ideen waren um 1920 noch stark autoritär-patriarchalisch ausgerichtet. Elastisch modifiziert und gegen die „nationale Einheitsweltanschauung“ gewendet, sind sie in Litts „überparteilichen“ Politikkonzeptionen noch bis 1945 präsent (s. A III.).

Bedenkt man den politisch motivierten Widerstand, den die Gießener Fakultät gegen die Berufung des Pazifisten Driesch leistete, dann muß dessen reibungslose Berufung zum Nachfolger des mit 73 Jahren „zwangsemeritierten“ Johannes Volkelt doch überraschen. Zumal die Frontverläufe - eine eher nationalkonservative Fakultät gegen ein sozialliberales Ministerium - den hessischen Verhältnissen ähnelten. Aber in Leipzig galt es offenbar einer viel größeren Gefahr vorzubeugen, die Driesch als das kleinere Übel erscheinen ließ. Der in der Fakultät einflußreiche deutschnationale Psychologe Felix Krueger und der gleichgesonnene Volkelt hatten bei Werner Jaeger Auskünfte über Heinrich Scholz eingeholt und diesen ihnen politisch sympathischen Denker als einen den „Lebensanschauungen“ zugewandten Theologen und Philosophiehistoriker in der Kommission empfohlen. Scholz sowie der kurz vor seiner Berliner Berufung stehende Heinrich Maier wurden als Gegenkandidaten zu Cassirer aufgebaut, der wiederum in Natorp einen Fürsprecher hatte, und der in der Fakultät von Litt gegen Kruegers negative Urteile verteidigt wurde, und auf den man, so mußte Krueger befürchten, im Dresdner Ministerium vielleicht große Stücke hielt. Cohen und Natorp, so warnte Krueger seinen Dekan, seien noch ahistorischer als Cassirer, von dessen Nominierung auch viele auswärtige Gutachter abgeraten hätten. Der Krueger-Fraktion gelang es denn auch, Cassirers zeitweilig mit Mehrheit beschlossene Aufnahme in die Vorschlagsliste wieder rückgängig zu machen. Unter Verzicht auf den von Litt wenig geschätzten Scholz und unter expliziter Weigerung, Scheler, den „geistigen Führer einer einseitig neukatholischen Bewegung“, für Leipzig in die engere Wahl zu ziehen, wurde dann der wegen seines Verständnisses für „Kulturlagen“ gerühmte Maier als gleichermaßen befähigter Historiker und Systematiker *primo loco* genannt. Driesch, als Zweitplatzierte, von dem wohl die Naturwissenschaftler zu profitieren hofften, erhielt dann zum WS 1921/22 einen Ruf weil Maier sich für Berlin entschieden hatte.²⁶²

Bei der dritten Leipziger Besetzung trafen zwei verfahrensspezifische Charakteristika zusammen: das parteipolitische Kalkül und die Konkurrenz von Weltanschauung (Philosophie) und Fachwissenschaft (Pädagogik). So mußte sich die Wiederbesetzung des Extraordinariats von Paul Barth besonders konfliktreich gestalten.²⁶³ Die Mehrheit in der Fakultät, an ihrer Spitze die Fachvertreter Krueger und Litt, wünschte einen Vertreter der psychologischen Pädagogik und gestand damit ungewollt ein, daß man mit Litts Berufung die Interessen der Lehrerverbände ignoriert hatte. Die nach langen Beratungen aufgestellte, von Gustaf Deuchler (Tübingen) angeführte Vorschlagsliste, reichte Kultusminister Fleißner (USPD) in toto zurück, als Deuchlers Hamburger Berufung erfolgte. Stattdessen gab er der Fakultät auf, sich zu Hermann Schneider zu äußern. Die Antwort fiel negativ aus: Es fehle nun ein-

bil.-Schrift *venia* erlangt (in den Akten nicht nachzuweisen). Oberlehrer in Köln u. Bonn, 1918 Hilfsarbeiter im PrMWKV.

262 UAL, PA 416, Driesch, Bl. 1-11; Protokolle der Kommissionssitzungen v. 3. 11., 20. 11., 5. 12. 1920 und 20. 1. 1921. Ebd., Bl. 18-24; Vorschlagsliste v. 3. 2. 1921.

263 UAL, PA 256 Schneider, Bl. 56-63; Nachfolge Barth, Phil. Fak., Liste v. 4. 1. 1923.

mal ein Pädagoge, so daß die Bedürfnisse des akademischen Unterrichts die Nachfolgefrage fast von selbst beantworteten, wenn man die Pädagogik nicht erneut „als eine nebenbei und ohne ernstliches wissenschaftliches Fundament zu erledigende Angelegenheit“ behandeln wolle. Ende Juni 1923 teilte Fleißner daraufhin mit, daß er entschlossen sei, Schneider zu berufen, für den sich auch Driesch ausgesprochen habe. Die Fakultät protestierte: Wer den fachlich inkompetenten Schneider unbedingt berufen wolle, müsse eben ein weiteres Extraordinariat schaffen. Keinesfalls aber werde man den schwachen ministeriellen Hinweis auf Schneiders psychiatrische Ausbildung als Vorwand für eine pädagogischen Interessen genügende Besetzung durchgehen lassen. Gleichzeitig verwahrte man sich gegen Fleißners Ankündigung, auch die neu bewilligte Soziologieprofessur gegen den Willen der Fakultät zu besetzen.²⁶⁴

Trotzdem berief der Minister am 25. August 1923 Schneider, einen Mann, der, so die Fakultät in einem neuerlichen Protest vom Oktober 1923, sich nie mit pädagogischen Fragen befaßt habe.²⁶⁵

Schneider, am 29. April 1874 in Pforzheim als Sohn eines Großkaufmanns geboren, in Alexandria/Ägypten aufgewachsen, studierte in München Medizin, promovierte dort 1898 zum Dr. med. und ging, von Haus aus vermögend, zur weiteren Ausbildung nach London und Paris. Bis 1901 als Assistenzarzt u. a. an der Berliner Charité tätig, ließ er sich in Freiburg als Nervenarzt nieder, gab seine Praxis aber schon nach zwei Jahren auf, um in Leipzig Philosophie zu studieren. Dort promovierte er 1904 mit einer schmalen Studie über ‚Die Stellung Gassendis zu Descartes‘. Wenige Monate später legte er der Fakultät eine von Lamprecht beeinflusste kulturphilosophische Arbeit als Habilitationsleistung vor: ‚Das kausale Denken in deutschen Quellen zur Geschichte und Litteratur des 10. 11. und 12. Jahrhunderts‘. Gegen Volkelts Monitum, der darin nur eine „mit philosophischem Geist unternommene geschichtswissenschaftliche Arbeit“ erkannte, erhielt Schneider 1905 die *venia* für Philosophie und wurde 1911 zum nb. ao. Prof. ernannt. 1922 genehmigte ihm das Ministerium einen Lehrauftrag für Geschichtsphilosophie.²⁶⁶

Schneiders Gegner, die als „anstoßerregend“ empfanden, daß er in Pädagogik sogar Prüfungen abhalten solle, verknüpften den Fall mit der für sie nicht minder skandalösen Besetzung des Soziologie-Lehrstuhls und der Berufung des linksliberalen Mediävisten Siegmund Hellmann, um nachzuweisen, daß in allen Verfahren nur parteipolitische Kriterien ausschlaggebend waren. Denn Fleißner sei es gerade bei der Auswahl des Soziologen darauf angekommen, einen Marxisten, den Wiener Privatdozenten Max Adler, nach Leipzig zu ziehen. Ohne Fleißners Verdienst, allein dank Adlers Absage, sei eine derart eigenmächtige Berufung gescheitert.²⁶⁷ Um wenigstens zukünftig ein derartiges Vorgehen zu verhindern, brachte die Fakultät ihre Beschwerde in einer Eingabe vor den sächsischen Landtag. Da sich der Minister dort nur hinhaltend mit dem Hinweis auf die philosophische Tradition des Lehrstuhls Schneider rechtfertigte, sah sich die Fakultät in einer weiteren Eingabe zur öf-

264 StAD, Vobi Nr. 10281/267, PA Schneider; Vobi an Phil. Fak. v. 15. 3. 1923 und Antwort der Phil. Fak. v. 18. 5. 1923. Replik Fleißners v. 30. 6. 1923 und Protest der Fakultät v. 12. 7. 1923.

265 Ebd., Phil. Fak. an Vobi v. 25. 10. 1923.

266 UAL, PA 256 Schneider, Bl. 5v-6r; Habil. Schneider 1904/05. In dieser Personalakte auch weitere Angaben zum akademischen Werdegang.

267 StAD, Vobi 10281/267; Phil. Fak. an Vobi v. 25. 10. 1923.

fentlichen Zurückweisung genötigt: Es sei beispiellos, jemanden wie Schneider nur aufgrund eines geplanten Buches zur Volkserziehung und einiger populärer Vorträge pädagogischen Inhalts zu berufen. Unter der sozialistischen Regierung Bück seien die Rechte der Fakultät stets gewahrt worden, erst nach dem letzten Regierungswechsel und von den neuen, nach parteipolitischen Gesichtspunkten ausgesuchten Beamten im Volksbildungsministerium, werde jedes Vertrauen zerstört. Damit meine man nicht allein die Oktroyierungen, sondern ein ganzes System von Nichtachtungen und Kränkungen.²⁶⁸

Dieser Vorwurf dürfte den Kern der Sache getroffen haben, denn seit dem 21. März 1923 konnte die vom ehemaligen USPD-Flügel beherrschte Vereinigte SPD nur mit Duldung der KPD regieren. Am 15. März 1923 hatte Fleißner, der sein Ressort auch nach diesem abermaligen Linksruck behielt, die Liste zurückgegeben und spätestens im Juni die Entscheidung für Schneider getroffen. Unter anderen parteipolitischen Vorzeichen als in Preußen zog man also auch in Sachsen einen weltanschaulich gerichteten Philosophen, von dem man sich „volkspädagogische“ Wirkung versprach, einem „reinen“ Pädagogen vor.

Ob Schneider, der 1925 sein von Fleißner der Fakultät angekündigtes Werk zur Volkserziehung veröffentlichte („Erziehung zum Deutschsein“), wenigstens unorthodox-marxistischen Anforderungen genügte und somit die Protektion hinreichend wert war, ist jedoch trotz anti-christlicher, anti-bürgerlicher und einer heftigen anti-monarchistischen, gegen Wilhelm II. polemisierenden Grundhaltung, mehr als zweifelhaft (s. u. A III.).

2.9. Königsberg 1922/23: Die Berufung von Otto Schultze und Heinz Heimsoeth

Das von den Kultusministerien unterstützte Bestreben philosophischer Fachvertreter, ihre Positionen unter Berufung auf die Synthesefunktion der Philosophie gegen ein neues „Spezialfach“ wie Pädagogik zu behaupten, war in Königsberg nur bedingt erfolgreich.

Wie fast alle Berufungen auf geisteswissenschaftliche Lehrstühle der Königsberger Albertina seit 1919, so stand auch die Nachfolge für den Psychologen Narziß Ach 1922 unter besonderen kulturpolitischen Vorzeichen. Die Provinz Ostpreußen lag, infolge der in Versailles diktierten Gebietsabtretungen, ohne Landverbindung mit dem übrigen Reichsgebiet, wie eine Insel inmitten neu entstandener osteuropäischer Nationalstaaten. Die Reichsregierungen waren daher seit 1920 ständig bemüht, die kulturelle Identität der isolierten Provinz zu stärken. Deswegen stellte man erhebliche Mittel bereit, um die Königsberger Universität auszubauen. So lag es nahe, daß die Philosophische Fakultät 1921 auf die durch den Korridor entstandene Behinderung des geistigen Austausches mit dem „Reich“ hinwies, um die Notwendigkeit eines „autarken“ Pädagogikunterrichts zu begründen, wenn Königsberg „Kulturstätte des Ostens“ bleiben solle.²⁶⁹ Das Ministerium, bedrängt auch von ostpreußischen Lehrerverbänden, beantragte tatsächlich umgehend ein neues Ordinariat im Staatshaushalt für 1922 und verlangte dafür den üblichen Dreivorschlag. Reibungslos vollzog

268 Ebd., Phil. Fak. (Dekan Kossmat) an Sachs. Landtag v. 23. 12. 1923.

269 Gause 1971, S. 62ff.

sich daraufhin die Berufung des Frankfurter Extraordinarius Otto Schultze zum 1. Oktober 1922.²⁷⁰

Schultze, am 9. Oktober 1872 in Merseburg geboren, besuchte das dortige Humanistische Gymnasium und begann 1892 mit dem Medizinstudium, das er in Kiel, Leipzig, Heidelberg und München absolvierte. In Leipzig bei Wundt und Meumann und in München bei Lipps hörte er auch Philosophie und Psychologie. Nach dem Staatsexamen (1898) promovierte er 1899 bei dem Pathophysiologen von Krehl in Jena. 1900 setzte er seine psychologischen Studien bei Lipps fort, daneben intensiv Philosophie bei Cornelius und Pfänder studierend. Zu Külpe nach Würzburg gewechselt, bereitete er dort 1906 seine philosophische Promotion vor: ‚Einige Hauptgesichtspunkte der Beschreibung in der Elementarpsychologie. I.: Erscheinungen und Gedanken‘. 1906/07 arbeitete er als Assistenzarzt in einer Nervenlinik in Halle, war dann Assistent Marbes am Seminar für Philosophie und Pädagogik in Würzburg und am Psychologischen Institut der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften Frankfurt/M., wo er sich 1908 mit einem ‚Beitrag zur Psychologie des Zeitbewußtseins‘ habilitierte. Von 1909 bis 1913 nahm er einen vom Preuß. Kultusministerium geförderten Lehrauftrag für Philosophie und Pädagogik am Oberlehrerinstitut in Buenos Aires wahr. Im Weltkrieg leistete er freiwilligen Dienst in Nervenheilanstalten und wirkte daneben weiter als Dozent, seit 1915 als Professor an der neuen Frankfurter Universität. Sein Königsberger Lehrauftrag lautete auf „Pädagogik und Philosophie mit Vertretung der experimentellen Psychologie“, und Schultze hat über seine unfreiwillige Emeritierung (1935) hinaus bis 1939 regelmäßig auch über philosophische Themen gelesen.²⁷¹

Schultze war ein Bundesbruder des Ministers Becker, der öffentlich vielfach zu Fragen der Hochschul- und Bildungsreform Stellung bezog. Die liberale Atmosphäre Frankfurts prägte ihn immerhin so nachhaltig, daß er noch 1931 unter den wenigen Dozenten war, die eine Unterschrift für einen Protest gegen Ernst Kriecks Strafversetzung verweigerten.²⁷² Und doch skizzierte er in der Privatkorrespondenz mit Becker, den er duzte, bildungspolitische Zukunftsmodelle, die bei dessen sozialdemokratischen Ministerkollegen schlicht als reaktionär gegolten hätten. So beschwor er Becker 1920, die „bürgerliche Kultur“ mit ihren „höheren“ Formen im gesamten Erziehungssystem gegen die von unten vordringende proletarische Zivilisation zu verteidigen, wenn Deutschland nicht in der abschreckenden Trostlosigkeit Argentinien versinken wolle. 1922 glaubte er den Sinn seiner weiteren Arbeit darin zu sehen, als „Kulturtheoretiker“ die „Menschlichkeit“ im weitesten Sinne einer psychologisch-philosophischen Betrachtung zuzuführen“ und dabei die Potentiale für die

270 GStA, Rep. 76 Va, Sek. 11, Tit. IV, Nr. 21, Bd. XXIX, Bl. 90ff; Phil. Fak. an PrMWKV v. 22. 6. 1921 sowie Anmeldung zum Staatshaushalt 1922 v. 26. 7. 1921.

271 Spiritula 1978, S. 5-17.

272 BAK, NL 182 Spranger; Schultze an Baeumler v. 28. 9. 1931 (Abschrift für Spranger, die Baeumler als Organisator des Protestes gegen Kriecks Versetzung anfertigen ließ). Baeumler hatte in seinem zur Solidarität mit Krieck auffordernden Rundschreiben suggeriert, dieser habe bei einer Sonnenwendfeier nur im „überzeitlichen“ Sinn vom „dritten Reich“ geredet. Dazu Schultze: „Aber selbst bei wiederholtem Durchlesen [...] kann ich mich nicht dazu bekennen, daß man die Schlußworte seiner Ansprache anders als eine starke Stützung nationalsozialistischen Fühlens betrachten muß. - Ein oder gar zwei Drittel unsrer Zuhörer gehören aber zu dieser Partei. Wie müssen Kriecks Schlußworte im nächtlichen Dunkel, im Walde vor dem Flammenstoss, begeisternd gesprochen, auf solche Gemüter wirken? - Das Urteil des Ministeriums scheint mir deshalb im Grund richtig zu sein.“

Entfaltung des kulturfähigen „Vollmenschen“ zu ergründen.²⁷³ Eine mit Beckers Ideen harmonisierende, kulturphilosophisch grundierte Pädagogik richtete Schultze an einem „Kulturimperativ“ aus, der einmal mehr das humanistische Perfektibilitätsideal zum Inhalt hatte²⁷⁴ und der dem „in englisch-amerikanischen Lebensanschauungen sich äußernden Hedonismus“ entgegengesetzt war.²⁷⁵

Nach der Neueinrichtung dieses pädagogischen Lehrstuhls glaubte Becker, in der Ach-Nachfolge ungehindert disponieren und das psychologische Ordinariat nun mit einem Philosophen besetzen zu können. Doch Anfang August 1922 beschwerte sich die Fakultät darüber, daß Schultze auch zum Direktor des bis dahin von Ach geführten Psychologischen Instituts ernannt worden war. Man befürchtete eine Zurückdrängung der Psychologie, da Schultze als Pädagoge das Fach doch nur „mitvertreten“ werde und den gewünschten „vollwertigen“ Experimentalpsychologen nicht ersetzen könne. Damit traf man die eigentliche Taktik des Ministeriums: Pädagogik und Psychologie relativ kostengünstig am Lehrstuhl Schultze zu konzentrieren und aus „besonderer Sorge für den Osten“ die „allgemeine Philosophie“ auszubauen.

Die Fakultät versuchte dieses Vorhaben zunächst zu unterlaufen, als sie vorschlug, den Psychologen Karl Bühler zu berufen, wobei man den Wünschen des Ministers zu entsprechen schien. Wurden doch Bühlers geisteswissenschaftliche Interessen in der Laudatio konturiert, desgleichen seine Mitarbeit an Girgensohns ‚Seelischer Aufbau des religiösen Lebens‘, und auch das Schlüsselwort für Becker vergaß man nicht: „Das Wesentliche im Wirken Bühlers ist ein ausgesprochener Zug zur philosophischen Synthese, der uns eine Gewähr dafür ist, daß er das gesamte Gebiet der Philosophie nach der kulturellen und systematischen Seite hier angemessen vertreten wird“²⁷⁶. Nur im Sondervotum unterstützte eine Minderheit unter Hinweis auf das 1924 bevorstehende Kantjubiläum die weitergehenden Pläne des Ministers: Besetzung des Ach-Lehrstuhls mit einem Philosophen, Integration der Psychologie in den Lehrauftrag Schultzes.²⁷⁷ Im August 1922 verwarf man in Berlin den Bühler-Vorschlag und forderte energisch, drei Vertreter der allgemeinen Philosophie zu nennen, da die Berufung des Pädagogen schon unter Berücksichtigung der für die wissenschaftliche Psychologie in Königsberg bestehenden Bedingungen erfolgt sei. Erst im Februar 1923 kam die Fakultät dieser Aufforderung nach. Gleichrangig an erster Stelle fanden sich Bruno Bauch (als „Ethiker“) und Alexander Pfänder²⁷⁸, an zweiter Stelle Heinz Heim-

273 GStA, Rep. 92 NL Becker, Nr. 6109; Schultze an Becker v. 30. 1. 1920 und 22. 2. 1922; dort auch ein Dankschreiben kurz nach der Königsberger Berufung v. 17. 10. 1922: „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in meiner Berufung nach Königsberg auch Deinerseits den Ausdruck eines gewissen Vertrauens erblicke.“

274 Dazu ausführlich: Schultze 1926.

275 So Schultzes langjähriger Assistent Martin Keilhacker über seinen Lehrer, 1932, Sp. 904.

276 GStA, Rep. 76Va, Sek. 11, Tit. IV, Nr. 21, Bd. XXX, Bl. 122f.; Vorschlag v. 1. 8. 1922.

277 Ebd.; Sondervotum Volkmann, Eitel, Caspar, Bickel: Die Philosophie sei immer noch das einigende Band zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Die heutigen Psychologen seien zu sehr experimentell ausgerichtet, nur im Falle der Berufung Bühlers („universal“) stimme man der Besetzung mit einem Psychologen zu.

278 Gegen den Widerstand Goedeckemeyers von Schultze plazierte, der Pfänder aus seiner Münchener Studienzeit kannte und ihm mit der eigenen „empirischen Phänomenologie des Unterrichts“ verpflichtet blieb.

soeth (Marburg)²⁷⁹ und gleichrangig an dritter Stelle der seit über zwanzig Jahren in Königsberg „festsitzende“ nb. ao. Prof. Arnold Kowalewski und der frisch habilitierte, auch in Kiel für Schlicks Nachfolge vorgeschlagene Breslauer Privatdozent Julius Stenzel.²⁸⁰ Die Liste war noch nicht in Berlin, als dort schon mehrere Empfehlungen Hans Vaihingers zugunsten Kowalewskis vorlagen. Dazu passend beklagten zwei Kommissionsmitglieder in einem Separatvotum, daß Kowalewski überhaupt erst gegen den Widerstand der Fachvertreter Ach, Goedeckemeyer und Schultze auf die Liste gekommen sei.²⁸¹ Eine ansehnliche Minorität nahm diesen Protest in ihr Sondervotum auf und wollte Kowalewski an Heimsoeths Stelle setzen.²⁸² Vaihinger stieß am 12. März nach, verunglimpfte Bauch als „Führer des all-deutschen Chauvinismus“ und frischte die Erinnerung an den Streit zwischen Bauch und Cohen/Cassirer in der „Kant-Gesellschaft“ auf, der Bauch seinerzeit (1917) den Ruf eines Judengegners einbrachte (s. u. A III 2). Nicht besser kam Heimsoeth als „unselbständiger Vertreter der Cohenschen Richtung“ des Neukantianismus weg.²⁸³ Vaihinger vermutete in der Ablehnung Kowalewskis einen grundsätzlichen Widerstand gegen Vertreter der „Philosophie des Als ob“ und versuchte wenigstens das Ministerium anhand einiger positiver Gutachten von Becher, v. Ehrenfels, Dyroff und Scholz von dessen Qualitäten zu überzeugen.

Berufen wurde Heimsoeth, da Bauch im Ministerium auch ohne Vaihingers kleine Denunziation politisch persona non grata, und Pfänder als in Preußen ungeliebter Phänomenologe zuvor schon in Greifswald und Marburg nicht zum Zuge gekommen war.

Heimsoeth, als Sohn eines Arztes am 12. August 1886 in Köln geboren, Urenkel des preußischen Ministerpräsidenten Ludolf Camphausen, hatte bereits während der Schulzeit Vorträge des Kant-Philologen Benno Erdmann an der Kölner Handels-Hochschule besucht. Das Philosophiestudium, seit 1905 bei Windelband in Heidelberg, dann bei Dilthey, Riehl, Simmel und Cassirer in Berlin, führte ihn 1907 nach Marburg zu Cohen und Natorp, bei denen er 1911 mit ‚Descartes‘ Methode der klaren und deutlichen Erkenntnis‘ promovierte. Nach einem Forschungsaufenthalt in Paris, wo er u. a. Bergson hörte, habilitierte er sich 1913 bei Natorp (‚Leibniz‘ Methode der formalen Begründung‘; PV.: ‚Der Freiheitsbegriff

279 Mit der ausführlichen Würdigung: historische Arbeiten mit stark systematischem Interesse. Mit den ‚Sechs Themen ...‘ (1922) habe er sich aus früherer Abhängigkeit von der Marburger Schule befreit.

280 Gelobt als Kritiker der Platon-Auffassung Natorps. Der Aufsatz über das ‚Problem der Philosophiegeschichte‘ (1921) erweise die Zugehörigkeit zur Dilthey-Schule, die als Gegenpol zum Neukantianismus positiv bewertet wurde. - In einem Sondervotum protestierte Goedeckemeyer gegen Stenzels Nennung, da nur rein philosophiegeschichtliche Arbeiten vorlägen, die zudem stark hypothetischen Charakter trügen.

281 Wie Anm. 176, Bl. 293; Separatvotum Mez und Harms v. 19. 2. 1923. Ähnlich ebd., Bl. 276-277, der Physiker Paul Volkmann an Richter v. 18. 2. 1923.

282 Ebd., Bl. 290-291; Separatvotum Volkmann, Pillet, Rost, Ziesemer, Leuze, Eitel, Andree, Trautmann, Przybyllok, Knopp zur Vorschlagsliste v. 15. 2. 1923 (ebd., Bl. 286-289). Kowalewskis Leistungen seien, wie bei der Einschätzung philosophischer Leistungen nun einmal üblich, wegen weltanschaulicher und persönlicher Gegensätze falsch beurteilt worden. Immerhin müsse man in K. den neben Schlick einzigen Philosophen sehen, der im Grenzgebiet von Natur- und Geisteswissenschaften arbeite. Im Hinblick auf den Kant-Gedenktag seien auch seine Verdienste als Gründer und Motor der Königsberger Ortsgruppe der Kantgesellschaft zu würdigen.

283 Ebd., Bl. 298-309; Vaihinger an PrMWKV v. 8. 3. 1923 mit beigefügten Gutachten. Vaihinger hatte das Ministerium schon im Juli 1922 mit Empfehlungen und Gutachten für K. erfolglos traktiert; vgl. ebd., Bl. 278-280.

bei Boutroux und Bergson'). Während des Weltkrieges nur als Dolmetscher für französische Gefangene in einem Lager bei Ludwigsburg verwendet, konnte er seine philosophiehistorischen Studien weiterführen, die er zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern“, dann 1922 monographisch unter dem Titel ‚Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters‘ veröffentlichte.²⁸⁴ 1918 trat er in den Herausgeberkreis des DPhG-Organs „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus“ ein. Sein „aus der Zeitlage“ entstandenes Bedürfnis, seine seit 1912 betriebenen Leibniz-Studien in den Rahmen einer spezifisch deutschen Geistesentwicklung zu stellen,²⁸⁵ erleichterte die Zusammenarbeit mit dieser völkisch-nationalen Abspaltung der Kant-Gesellschaft.²⁸⁶ 1921 zum nb. ao. Prof. ernannt, erhielt er einen Lehrauftrag für philosophische Ästhetik, den er in Marburg bis zum Wechsel an die Albertina wahrnahm.²⁸⁷

Post festum rückte Heimsoeth die Schlüsselpositionen seines philosophischen Neuansatzes, die „Person als Existenz“, die „Ursprünglichkeit von Freiheit“, das „Heraustreten der von Kant gelehrt Selbstfindung und Selbstsetzung aus dem Schatten der bis dahin herrschenden Kantauffassung“, in engste Beziehung zur Königsberger Kantfeier des Jahres 1924. Sie sei von allen Beteiligten als Zeichen des „Wiederauflebens und Wiederverstandenwerdens vom Geistigen her“ aufgenommen und nach „ausufernden Depressionen des öffentlichen und privaten Daseins“ als erster Lichtpunkt im zögernden Beginnen der 20er Jahre erblickt worden.²⁸⁸ In seiner Ansprache bei der Kantfeier der Königsberger Studentenschaft am 23. April 1924 war Heimsoeths Kantinterpretation deutlich um weltanschauliche Aktualität bemüht. Kant mahne zum „Kampf für unsre höchsten Lebensgüter“. Daß diese im politischen Ringen notfalls auch gewaltsam zu verteidigen seien, implizierte ein Hinweis auf die Auswirkungen des „idealen Aufschwungs“ der deutschen Philosophie in den Befreiungskriegen. Dabei ließ Heimsoeth die Hoffnung anklingen, dazu auch gegenwärtig, in einer Zeit der „Umwälzung“ und des „Chaos“, mit einem richtigen Kantverständnis beitragen und die studierende Jugend zu „Taten zeugender Gemeinschaft“ formen zu können.²⁸⁹

Immerhin war es in Königsberg gelungen, die Pädagogik zu institutionalisieren und den Lehrstuhl mit einem „Spezialisten“ zu besetzen, was freilich zu Lasten der Psychologie ging. In einer wissenschaftspolitischen Gemengelage, die von lauter werdenden Praktikerforderungen nach pädagogischem und psychologischem Unterricht, von Zielvorgaben der Ministerien, den Fraktionierungen in den Fakultäten, den schwer abschätzbaren Kräfteverhältnissen zwischen Universität und Ministerium bestimmt wurde, konnten die Befürworter einer fachwissenschaftlichen Ausgliederung von Psychologie und Pädagogik aus der Philosophie selbst ihre als gesichert erscheinenden Positionen nur schwer behaupten. Daß es an

284 Heimsoeth 1921; ders. 1922 (1974 in 6. Aufl.).

285 So Heimsoeth in einer vita von 1921, s. Anm. 287.

286 Über Heimsoeths Mitarbeit in der DPhG s. u. A III. 2.

287 GStA, Rep. 76Va, Sek. 12, Tit. IV, Nr. 3, Bd. III, Bl. 179-181r; Habil. Heimsoeth Juli/August 1913. Ebd., Bd. IV, Bl. 3, 25; wg. LA Heimsoeth Juli 1922. - StAM, 307d, acc 1933/7, Nr. 400, PA Heimsoeth, dort vita von 1921. - Nicolin 1966 (Bibliographie). Heimsoeth 1977 (autobiogr.) Sieg 1994, S. 325-328, 370f. - Für die Ablösung vom Marburger Neukantianismus vgl. den Brw. Hartmann/Heimsoeth 1980.

288 Heimsoeth 1977, S. 119.

289 Ders. 1924, S. 1, 5, 7.

der Berliner Universität gelang, mit Wolfgang Köhler wieder einen Psychologen auf den Lehrstuhl Carl Stumpfs zu berufen (1922), dürfte vor allem der Autorität der Fakultät zu verdanken gewesen sein. Sie setzte sich gegen die Aufforderung des Ministers Haenisch durch, bei der Auswahl nicht nur experimentelle Psychologen heranzuziehen, sondern zunächst die Berufung Erich Bechers zu prüfen. Man beschied Haenisch knapp, Becher sei als Naturphilosoph der „extrem vitalistischen Richtung“ für Berlin untragbar.²⁹⁰ Daß Haenisch und Becker bereit waren, die Psychologie selbst an so exponierter Stelle zu „schleifen“, und damit bei einer ihren Plänen geneigteren Fakultät auch erfolgreich gewesen wären, veranschaulicht plastisch, wie hoch dagegen der ideologische Wert der Philosophie bei ihnen im Kurs stand.

Das ministerielle „Synthese“-Konzept entwickelte eine solche Sogkraft, daß sich die Psychologie dem anzupassen versuchte und sich ihrerseits als weltanschauliches „Klammerfach“ anbot. Ein unter diesem Aspekt aufschlußreiches Dokument liegt mit der „Denkschrift der psychologischen Abteilung des philosophischen Seminars in Marburg“ vor.²⁹¹ Ihr Verfasser ist Erich Jaensch, selbst 1912 nach einem spektakulären, politisierten Konflikt von den Naturwissenschaftlern der Fakultät als Experimentalpsychologe gegen den auch öffentlich bekundeten Willen der Marburger Philosophen zum Nachfolger Hermann Cohens berufen. Nach ausführlichen Darlegungen zur Praxisrelevanz der Psychologie, verläßt Jaenschs Denkschrift die fachwissenschaftliche Begrenzung, um den Anschluß an Beckers Ideen zu suchen:

„Aber wie unentbehrlich die Psychologie in der Praxis auch sein mag, wichtiger noch für die Gegenwart ist sie durch ihre unlösbare Verkettung mit der Philosophie. Es ist nicht möglich, die zahlreichen Stimmen einzeln anzuführen, die den Tiefstand auf philosophischem Gebiet und das Fehlen einer richtunggebenden Weltanschauung bei den Kulturvölkern für die große Katastrophe mit verantwortlich machen; nur beispielsweise sei auf die vielbeachteten Aufsätze von Herrn Professor C. H. Becker, dem jetzigen Unterstaatssekretär, hingewiesen, welche gleichfalls den Willen zur Synthese in erhöhtem Maße fordern. Gleichzeitig wird bei uns der Klage Ausdruck verliehen, daß Deutschland seine einmalige Führerstellung auf philosophischem Gebiet an Frankreich abgetreten habe, wo besonders Bergson der Philosophie in weiten Kreisen neue Freunde warb und durch seine Gedankenwelt die Geister beherrschte. - Diese Bergson'sche Philosophie nun, [...] ist im wesentlichen eine konstruierende und mit gegebenen Tatsachen oft willkürlich umgehende Psychologie. Daß sie als das große philosophische Ereignis der Zeit erscheinen konnte, liegt nur daran, daß sie einer unabweisbaren wissenschaftlichen Zeitforderung entgegen kommt, die in Deutschland weit befriedigender gelöst werden könnte, wofern man nur [...] bescheidene Mittel zur Verfügung stellt.“

Diese Mittel, so Jaensch weiter, müßten der psychologischen Forschung dienen, da die Philosophie zu stark in einseitig mathematisch-naturwissenschaftlichen und historischen Traditionen verhaftet sei, um ein aktuellen Ansprüchen genügendes „Weltbild“ zu entwerfen. „Alle Bestrebungen, die sich bisher anheischig machten, dieses Gegenwartspostulat zu befriedigen, fielen immer in das Gebiet der Psychologie, die ja in den realen Wissenschaften wurzelt, zugleich aber mit Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft sowie mit den historischen Disziplinen in engster Fühlung steht und so durch ihre vielfältigen Verbin-

290 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1470, Bl. 95, 113/1-3, 148, 150, 153.

291 BAP, REM 49.01, Nr. 2013, Bl. 134-145; Jaensch an PrMWKV undat. (Anfang 1921).

dungsfäden mit dem Wissensstoff der Gegenwart berufen bliebe, jene Synthese herbeizuführen, die zu allen Zeiten der Philosophie obliegt."

Nach einem gedrängten Referat über mögliche einzelwissenschaftliche Ansatzpunkte, die die Psychologie zur „Verständigung zwischen weit getrennten und sich teilweise hart befehdenden Kulturkreisen" aufgreifen sollte, kam Jaensch auf die kulturpolitische Dimension der „Synthese" zu sprechen:

„Das Verlangen nach Philosophie und das Hinstreben der Einzelwissenschaften zu ihr ist in ganzen Kulturwelt nachweisbar, und überall nehmen diese Bestrebungen heute die Form psychologischer Untersuchungen an [...].

Es würde zum Wiedergewinn unserer Weltstellung beitragen, wenn wir die höhnischen Äußerungen, die das Ausland [...] über deutsche Philosophie gefällt hat, unwiederbringlich zum Schweigen bringen und auf diesem Gebiet wieder die Führung übernehmen könnten. Die Philosophie eines Landes gilt nun einmal im Ausland als der Hauptrepräsentant seines geistigen Lebens, und von den Waffen, die man gegen uns führte, sind nicht wenige von den Philosophen der feindlichen Länder geführt worden."

Jaensch, sich auf seine neuidealistischen Anfänge als Eucken-Schüler besinnend, interpretierte seine Denkschrift als Plädoyer für einen fundamentalen Wandel im Selbstverständnis seines Faches und rechtfertigte die gerade von ihm einst verfochtene Abgrenzung zur Philosophie mit der damals noch notwendigen Abwehr „störender Eingriffe seitens einer *konstruierenden* Philosophie". An die Stelle dieses Kampfes sei aber nun ein von „wechselseitiger Durchdringung" geprägter „Zustand des Friedens" getreten.

Wie die in Kenntnis dieser Denkschrift vollzogenen Berufungen Heimsoeths nach Königsberg, Schlicks und Freyers auf das psychologische Ordinariat von Martius in Kiel, der Versuch, Becher nach Berlin zu holen, sowie die Rochaden in Leipzig und Heidelberg gezeigt haben, waren die Kultusministerien aber nicht bereit, den Primat der Philosophie in Weltanschauungsfragen zur Disposition zu stellen.

2.10. Göttingen 1919/23: Die Berufungen von Leonard Nelson, Georg Misch, Herman Nohl und Moritz Geiger

Die mit unerbittlicher Härte geführten Kämpfe um die Besetzung philosophischer Ordinariate in Göttingen sind für die Zeit zwischen 1916 und 1919 in neueren Untersuchungen über Leonard Nelson hinreichend erforscht und auf den Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern in der Fakultät zurückgeführt worden.²⁹² Die Geisteswissenschaftler, an ih-

292 Vgl. Dahms 1987, S. 171f. Peckhaus 1990. Franke 1991, S. 124ff. - Unter Huberts Führung versuchten Mitglieder der naturw.-mathem.- Abt. der Phil. Fak. sowohl bei der Nachfolge Husserls (plm. Extraord. 1917) als auch bei der Wiederbesetzung des Lehrstuhls von Maier (1918) Nelson vorzuschlagen. Dies wurde 1917 auch unter Hinweis auf Nelsons „in vaterländischer Hinsicht" negativen Einfluß auf die Studenten von der Fakultätsmehrheit zurückgewiesen. Wenn Dahms dazu meint, nach 1918 seien politische Aspekte in diesen Besetzungsfragen nicht mehr offen zutage getreten, dann ist dagegen auf ein Schreiben Huberts an Becker, ein beigelegtes Kurzvotum und eine Denkschrift zum Werk Nelsons vom Dezember 1918 zu verweisen. Damit wurde versucht, die nun als für Nelson günstiger eingeschätzten politischen Umstände auszunutzen (GStA, Rep. 76Va, Sek. 6, Tit. IV, Nr. 1, Bd. XXV, Bl. 452¹⁶⁵; Hubert an Becker v. 18. 12. 1918). War 1917 ein „sehr beachtetes Werk zur

rer Spitze der Philosoph Heinrich Maier und der Psychologe Georg Elias Müller, wehrten den seit Husserls Wegberufung von der Gruppe um den Mathematiker David Hubert erhobenen Anspruch, dieses Extraordinariat mit Nelson, jedenfalls aber mit einem „Philosophen der exakten Wissenschaften“ zu besetzen, erfolgreich ab. Kaum verhüllt entschied dieses wissenschaftspolitische Kräftemessen auch über das ehrgeizige Projekt der Gruppe Hilbert-Nelson, verfassungs- und gesellschaftspolitische Fragen ausschließlich *more geometrico* beantworten zu wollen. Was - wie die konstitutionelle Monarchie, das System von Thron und Altar - nicht rational legitimierbar war, stellten sie zur Disposition. Mitten im Weltkrieg mußte die Gegenseite dies als Vorwegnahme des Dolchstoßes werten, und sie ließ daher nichts unversucht, Nelson mit der pazifistisch-sozialistischen Opposition, unterschwellig auch mit den jüdischen Exponenten des 1917 schon nicht mehr unwahrscheinlichen Umsturzes in Verbindung zu bringen.²⁹³

Maier half dann mit dem Versprechen, dem Ministerium „interessante Aufschlüsse über die politische Bedeutung“ von Nelsons Schutzpatronen liefern zu können, auch mit, die eigene Nachfolge gegen den Zugriff der Hilbert-Gruppe zu sichern.²⁹⁴ Nachdem die erste Liste mit Spranger, Cassirer und Simmel vom Minister zurückgewiesen worden war, hielt man, den Protesten der Hilbert-Gruppe zum Trotz, auch vier Wochen nach der Revolution an der geisteswissenschaftlichen Ausrichtung des Lehrstuhls fest. Mit dem Erfolg, daß der neben

Ethik“ nur erwähnt worden (ebd., Bl. 159f.; Sondervotum v. 3. 3. 1917), konnte man nach dem 9. 11. 1918 ihren politischen Nutzwert angemessen klassifizieren: „Insbesondere erhält man aus der Nelsonschen Ethik die Möglichkeit, die idealen politischen Forderungen der Freiheit und Gleichheit gegenüber den bekannten Mißdeutungen und den dadurch hervorgerufenen Anfechtungen durch eine wissenschaftliche Fixierung ihrer Inhalte sicher zu stellen sowie überhaupt die Ziele der Rechtslehre, Politik und Pädagogik, entgegen dem heute herrschenden Skeptizismus und Relativismus, philosophisch zu fundieren.“ - Es ist noch darauf einzugehen, wie die Protagonisten der gegensätzlichsten politischen Positionen im Bestreben übereinstimmten, sich auf „wissenschaftliche Widerlegungen“ des Relativismus zu berufen (s. u. B II. 2.1.3.). Insofern proklamierte Hubert ein recht ambivalentes Ideal wissenschaftlicher Philosophie, wenn er schrieb: „Der Kampf gegen den Relativismus ist überhaupt ein charakteristisches Merkmal der Nelsonschen Philosophie, wie sie ja eben den Anspruch erhebt, eindeutige Normen zu geben für das Leben des Einzelnen und der Völker, positiv anwendbar zu sein und einheitliche Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen für jeden Bereich des Menschenlebens [...]. Der Relativismus und seine Überwindung ist insofern nicht nur von akademischem Interesse, als er sich in der Folge auch auf das praktische Leben erstreckt und kulturvernichtend wirken kann. Die bloße Technik wird zum Selbstzweck, weil man sich über die Ziele nicht einigen kann, in deren Dienst die technischen Errungenschaften erst ihren wahren Wert erhalten.“ - 1917 hatte das Majoritätsvotum Nelsons Ehrgeiz, eine axiomatische Ethik liefern zu können, noch als „undurchführbar“ abgetan, aber Hoffnungen auf eine geisteswissenschaftliche Ethik geschürt, die allein aus dem Relativismus herausführe.

293 Vgl. dazu ein Schreiben Maiers an Becker betr. die „üblen Machenschaften“ Nelsons sowie die von Maier formulierte Vorschlagsliste zur Nachfolge Husserls. Erwähnt wurden seine Bemühungen, sich vor der Einberufung mit gefälschten Attesten zu drücken, pazifistische Propaganda zu treiben und philosophisch einen „abstoßenden Formalismus“ zu vertreten, den er „reklamhaft“ anpreise, noch dazu in „rabulistischer und überheblicher Art“. GStA (wie Anm. 292), Bl. 123v-126r und Bl. 155v-158v; Dekan Maier an PrMK (Becker) und Liste Phil. Fak. v. 8. 3. 1917.

294 Ebd., Bl. 314; Kurator an PrMK v. 2. 9. 1918 unter Hinweis auf Maiers Anerbieten.

Karl Groos an erster Stelle genannte Georg Misch zum 1. April 1919 Maiers Platz einnahm.²⁹⁵

Damit stand Mischs Extraordinariat zur Neubesetzung an. Der Kampf wäre sofort auf Neue entbrannt, wenn nicht das Ministerium im Oktober 1918 ein besonderes, in der naturwissenschaftlich-mathematischen Abteilung der Fakultät zu begründendes Extraordinariat für Philosophie der exakten Wissenschaften versprochen hätte. Hubert und die Seinen reichten darum Anfang 1919, ohne einen entsprechenden Erlaß abzuwarten, einen Nelson vor Schlick plzierenden Vorschlag für das etatrechtlich offenbar noch inexistente Extraordinariat ein. Nachdem dann Beckers Plan, Nelson in Berlin als Staatsphilosophen zu etablieren, gescheitert war (s. o. A I 2.1.), erfolgte die Göttinger Bestallung im Juni 1919.²⁹⁶

Ohne Störmanöver beriet die Fakultät dann über Mischs Nachfolge. Obwohl hinsichtlich einer Reform der Lehrerbildung in Preußen noch nichts entschieden war, wollte man den Schwerpunkt des Lehrstuhls von der Philosophiegeschichte zur Pädagogik verschieben. Diese Weichenstellung ergab sich auch hier nicht aus neuen didaktischen Anforderungen, sondern einem nationalpädagogischem Interesse: Die „Lage des Vaterlandes“ erkläre die „gesteigerte Bedeutung“ dieses Faches. Es könne zum neuen Mittelpunkt - also zum „Synthesefach“ im Sinne Beckers - werden, das den wissenschaftlichen Geist der Hochschule unmittelbar ins Leben transformiere. Darum lehne man, im Geist der Konferenz von 1917, eine Verengung auf psychologische Pädagogik ab. Diese Disziplin müsse ihre Grundlagen in Ethik und Kulturphilosophie suchen. Nur dann sei sie imstande, wert- und zielbestimmend zu wirken. Dies sei in erhöhtem Maße von nationaler Bedeutung, da die Jugend aus dem bewußten Verstehen der Kontinuität geistiger Traditionen ihre noch schlummernden sittlichen Energien freisetzen und sich die überlieferten Lebensideale aneignen werde. Unter den Philosophen, die diesen Zusammenhang zwischen Pädagogik und ethisch wirkender Kulturphilosophie festhielten, sei allein Herman Nohl der für Göttingen geeignete Kandidat.²⁹⁷ Der so im Mai 1919 primo et unico loco auf die Liste gesetzte Jenaer Philosoph unterschrieb schon wenige Wochen später im Ministerium eine Vereinbarung über seine zum 1. Januar 1920 erfolgte Berufung.²⁹⁸

295 Ebd., Bl. 304-309; Vorschlag v. 25. 7. 1918 und Separatvotum der Hilbert-Gruppe. Ebd., Bl. 310-313r; Stellungnahme der Fakultät gegen das Minderheitsvotum v. 3. 8. 1918. Ebd., Bl. 315-316; Auf-

forderung PrMK v. 10. 10. 1918 zum Neuvorschlag. Bl. 403^04; Vorschlagsliste v. 22. 12. 1918.

296 Ebd., Bl. 445-446r; Vorschlagsliste v. 9. 1. 1919 und Bl. 448-448r; Ernennungserlaß v. 18. 6. 1919.

297 Nohl, geb. 1879 Berlin - gest. 1960 Göttingen. V.: Gymnasiallehrer. In Berlin aufgewachsen, Abitur am Grauen Kloster. Stud. Geschichte u. Philos, zusammen mit Spranger, T. K. Oesterreich, Misch, Frischeisen-Köhler, Kabitz u. Gertrud Bäumer Schüler Paulsens u. Diltheys. Bei Dilthey, dessen Famulus Nohl lange Zeit war (Mitarbeit an Jugendgeschichte Hegels), 1904 Prom.: ‚Sokrates und die Ethik‘. 1907 Hg. von Hegels theologischen Jugendschriften. 1907 Übersiedlung nach Jena, Vorbereitung auf die Habil. bei Eucken 1908: ‚Die Weltanschauungen der Malerei‘ (PV.: Die Aufgabe der Ge-

schichte der Philosophie). Neubearbeitung von Bd. IV von Überweg/Heinze mit Misch (nicht abgeschlossen). Schwerpunkt philos. Arbeit bis 1914: Ästhetik, dann Hinwendung zur Pädagogik. In Jena Verbindung zu Eugen Diederichs, zum Sera-Kreis und zu verschiedenen Gruppierungen der Jugendbewegung. 1915 Landsturm, bis 1918 vornehmlich in der Wirtschaftsverwaltung der Etappe Gent. - Blochmann 1969.

298 GStA (wie Anm. 292), Bd. XXVI, Bl. 12-14; Vorschlag Nachfolge Misch v. 19. 5. 1919. Ebd., Bl. 16; Vereinbarung Nohl-PrMWKV v. 8. 7. 1919.

Bei den Verhandlungen in Berlin war Nohl in Aussicht gestellt worden, ihm in Göttingen ein pädagogisches Vollordinariat einzurichten. Als dieses 1921 gleichzeitig mit dem neuen Königsberger Lehrstuhl für Pädagogik in den Etat aufgenommen wurde, war Nohls Berufung nur noch eine Formsache, zumal zwischen allen Beteiligten Einigkeit darüber bestand, daß auch diesmal nur ein „philosophisch gerichteter Pädagoge“ der Aufgabe gerecht werden könne.²⁹⁹

Der wegen seines Einsatzes beim Aufbau der Thüringer Volkshochschule in Jena als der „rote Nohl“ verschrieene Dozent, der auch in Göttingen gleich wieder zum „Berater in VHS-Fragen“ ernannt wurde, hatte sich, ausweislich seiner 1919 publizierten Kriegsaufsätze, zum „deutschen Sozialismus“ bekannt. Diese „Ideologie des Überparteilichen und Gemeinschaftlichen“ (Blochmann) bestimmte, wie von Becker erwartet, auch Nohls schul- und bildungspolitische Positionen nach 1918 (s. u. A III).

Von der Berufung zum Nachfolger Nohls war der Münchener Phänomenologe Moritz Geiger selbst nicht wenig überrascht. Was letztlich den Ausschlag für ihn gab, bleibt ungewiß. Die Vorschlagsliste zählte jedenfalls zwei für seine Wahl - wie sich später herausstellen sollte - nicht unwesentliche Kriterien, seine jüdische Abstammung und seine politische Einstellung - *nicht* auf. Sie sprach natürlich nur von den fachlichen Qualitäten Geigers und den Bedürfnissen des Göttinger Philosophieunterrichtes. Unter drei Aspekten schien Geiger der geeignete Mann zu sein: Mit Nohl und Misch war die kulturphilosophisch-geisteswissenschaftliche Richtung des Faches stärker als an vergleichbaren Universitäten vertreten. Darum sollte mit Geiger „Führung“ zu den „rapide fortschreitenden Naturwissenschaften“ und zur Mathematik gehalten werden. Das sollte aber nicht auf Kosten der „Beziehungen zu den konkreten Geisteswissenschaften“ gehen. Da Geiger neben der Ästhetik „besonders die Staatswissenschaft“ gepflegt und in München eine vierstündige Vorlesung über „Die philosophischen Grundlagen der gegenwärtigen deutschen Kultur“ mehrfach „mit starkem Erfolg“ gehalten habe, schien diese Gefahr bei ihm nicht zu bestehen. Und schließlich sei durch ihn eine von Husserl inspirierte, aber Geigers Lehrer gegenüber mittlerweile eigenständige philosophische Behandlung der Psychologie gewährleistet.

Daß man die Richtung Misch-Nohl nicht weiter auszubauen gedachte, dokumentiert die Nennung von drei Privatdozenten, die, um eine „einseitige Anhäufung“ geisteswissenschaftlicher Philosophen zu vermeiden, nur gewürdigt, aber nicht vorgeschlagen wurden. Alle drei, Stenzel, Freyer und Rothacker, erhielten dann relativ rasch nach ihrer Habilitation Lehrstühle an preußischen Universitäten. Ebenso wie der Zweitplatzierte Martin Heidegger, der, weil zu ausschließlich darauf konzentriert, den „systematischen Sinn der geisteswissenschaftlich und weltanschaulich orientierten Philosophie des Lebens“ zu eruieren, „in sachlicher Hinsicht nicht so ausgiebig“ wie Geiger die Unterrichtsbedürfnisse ergänze.³⁰⁰

Der 1922 an den Beratungen beteiligte Psychologe Georg Elias Müller, ein Deutschnationaler, gestand zehn Jahre später, daß es wegen der jüdischen Herkunft Geigers Bedenken

299 Ebd., Bd. XXVIII, Bl. 221-227; Schriftw. betr. Pädagogik-Professur v. 12. 8. 1921 - 10. 4. 1922. Die Vereinbarung verpflichtete Nohl, mit der Pädagogik zugleich die Philosophie zu vertreten.

300 Ebd., Bd. XXIX, Bl. 43-55; Vorschlagsliste Nachfolge Nohl v. 2. 11. 1922. Unterstützt wurde der Fakultätsvorschlag durch das Votum des nb. ao. Prof. Herman Schmalenbach, der von Geigers „Phänomenologie des Psychischen“ eine Annäherung zwischen experimenteller Psychologie und geisteswissenschaftlicher Philosophie erhoffte; ebd., Bl. 56; Votum v. 28.7. 1922.

gegeben habe. Offenbar assoziierte man damit auch ein mögliches Engagement auf der Linken. Erst als der katholische Philosoph Baeumker aus München berichtete, Geiger habe während der Räte-Herrschaft gegenrevolutionär gewirkt und sich große Verdienste um die „Wahrung der Einrichtungen und Gerechtsame der Universität“ gegenüber einer von den Linksextremisten aufgehetzten akademischen Jugend erworben, sei der Berufungsvorschlag erfolgt.³⁰¹

Geiger, am 26. Juni 1880 in Frankfurt/M. als Sohn eines Schriftstellers geboren, nahm nach dem Abitur an einem Frankfurter Realgymnasium (1898) zunächst ein juristisches Studium in München auf, bevor er 1900 zu Philosophie und Psychologie übergang. Ausgenommen nur zwei bei Wundt in Leipzig verbrachte Semester, schloß sich Geiger ganz seinem Münchner Lehrer Theodor Lipps an, der ihn 1904 mit *Bemerkungen zur Psychologie der Gefühlswerte* promovierte und 1906 auch die psychophysische, schon dem Einfluß Husserls Referenz erweisende Habilitationsschrift über *Methodologische und experimentelle Beiträge zur Quantitätslehre* annahm. Als Privatdozent, seit 1915 als nb. ao. Prof., widmete sich Geiger, zwischen 1915 und 1918 unterbrochen durch seinen im Münchener Kriegsministerium abgeleisteten Wehrdienst, fast zwanzig Jahre lang neben Alexander Pfänder der „deskriptiven Phänomenologie“.³⁰² Daß dabei „Selbstverständlichkeiten und Subtilitäten“ zutage gefördert wurden, räumte er nicht unberechtigter Kritik gegenüber früh ein.³⁰³ Doch am Rande ermüdender Aktphenomenologie blitzten die weltanschaulichen Motive auf, denen Geiger auch seine Berufung nach Göttingen verdankte. Besonders klar ist dies in seinen Beiträgen zur Ästhetik. Hauptgegner ist die psychologische Ästhetik, die das Kunstwerk nur als Bewußtseinsgegenstand untersucht. Geiger sah dagegen im „Objektivismus“ der von Dessoir und Ullrich ausgebauten allgemeinen Kunstwissenschaft wie in der Ganzheitspsychologie Ansätze zu einer neuen Ästhetik, die die mechanistisch-materialistischen Fundamente der psychologischen Ästhetik destruieren könnten. Als letzter Schritt schwebte ihm die „Eroberung der Wertgesichtspunkte“ vor, eine wissenschaftlich begründete Rangordnung zunächst der ästhetischen Werte, die vielleicht dazu dienen könne, „Fragen der künstlerischen Erziehung des Volkes“ zu beantworten: „Die Metaphysik ist in der Tat der Boden, auf dem um diese Probleme gekämpft werden muß.“³⁰⁴

Ganzheit, Wirklichkeitssinn, Wiedergewinnung metaphysischer Orientierungen: damit bediente Geiger, der in Göttingen Jaspers' Existenzphilosophie zu rezipieren begann³⁰⁵, die

301 Ebd., Bd. XXX, Bl. 411—413; Müller an PrMWKV v. 24. 4. 1933 betr. drohender Entlassung Geigers gem. § 3 BBG. Linse 1974, S. 32f, zitiert ausführlich aus einem Bericht Geigers vom Juni 1919, der wenig Sympathien für jene studentischen Aktivisten zeigte, die in München eine sozialistische „Hochschulrevolution“ planten. Er selbst gehörte dem auf eine Professoreninitiative hin gebildeten Aktionsausschuß für die Neugestaltung der Universität an. Im Nachlaß Geigers findet sich aus dieser Zeit ein Manuskript: „Die Schuld des Studenten“; hochschulpolitische Akzente setzte vermutlich auch ein Vortrag vom Februar 1918: „Erziehung nach dem Kriege“ (nachgewiesen von Ave-Lallemant 1975).

302 Biographisch: Zeltner 1964; nicht sehr ergiebig die Personalakten im UAMn und im BHStA. Die Göttinger Akten standen mir aus erwähnten Gründen nicht zur Verfügung. - Der von Haus aus nicht unermögende Geiger erhielt 1921 einen LA für Philosophie der Naturwissenschaften.

303 Geiger 1913, S. 2.

304 Ders. 1921, S. 343-349 (349).

305 Zeltner 1960, S. 464f. Im Nachlaß ein Ms. zu Jaspers' ‚Psychologie der Weltanschauungen‘, das Geiger im SS 1929 in seinem Göttinger Seminar vortrug. Ave-Lallemant 1975. Anklänge auch bei Geiger

bekannten, ausschlaggebenden berufungspolitischen Erwartungen. Wolfhart Henckmann hat dargelegt, wie wenig dabei das phänomenologische „Wertfühlen“ intersubjektiv vermittelt werden kann. Tendenziell hätte also die von Geiger nie ausgeführte Metaphysik der Werte eine metahistorische Stufung von Werten und Wertungen geboten, die auch den sozialen Rang des Menschen nach seiner Fähigkeit zur Erfassung „eigentlicher“, also „höherer“ Werte bestimmt hätte. Das wäre nur ein Rückfall in idealistische Positionen und ihrer Fluchten ins Wahre, Gute und Schöne gewesen, weit entfernt von den Intentionen des Geiger-Schülers Walter Benjamin, der die gesellschaftliche Bedingtheit solcher vermeintlichen Autonomie ästhetischer Werte aufgezeigt habe, um eine „emanzipatorische Kunstpraxis“ anzuregen.³⁰⁶

Leider kam Geiger - über dessen politische Einstellung Müller 1933 berichtete, er habe in den letzten Jahren bis zum 5. März 1933 jedenfalls nicht liberalen Parteien seine Stimme gegeben³⁰⁷ - nicht dazu, seine umfangreichen Ansätze zur politischen Philosophie zu veröffentlichen. Der Nachlaß weist stattliche Vorlesungs- und Vortragsmanuskripte über „Probleme der Staatsphilosophie“ (615 Blatt) aus dem SS 1932 auf, dazu einen Vortrag „Staat und Gesellschaft“ als Beitrag zu einer Göttinger Vorlesungsreihe für Hörer aller Fachbereiche.³⁰⁸ Aus dem Ersten Weltkrieg ist ein offenbar in München außerhalb der Universität vorgetragenes Referat über „Realpolitik“ überliefert, ebenso die Grundlage eines Seminars über „Max Webers Staats- und Gesellschaftslehre“ (1922/23) sowie Vorlesungsentwürfe über „Geschichtsphilosophie“ (1909, 1919/20, 1924/25), „Rechtsphilosophie“ und „Ethik“ (1909, 1922/23, 1925).³⁰⁹

2.11. Jena 1919/23: Die Berufung von Max Wundt und der Thüringer Hochschulkonflikt

Zum SS 1920 suchte die Jenaer Fakultät einen Nachfolger für den mit 73 Jahren aus dem Lehramt geschiedenen Rudolf Eucken. Die im Dezember 1919 eingereichte, vom Senat anstandslos gebilligte Liste schien allein vom sachlichen Erfordernis diktiert, zur Ergänzung des „vorwiegend nach dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Problemgebiet hin orientierten Fachvertreters Bauch“ einen Philosophiehistoriker zu gewinnen. Dafür vorgeschlagen wurden der beamtete Marburger Extraordinarius Max Wundt, sein dortiger Kollege Nicolai Hartmann an zweiter und der Züricher Ordinarius Fritz Medicus an dritter Stelle. Den

1930, wo die Metaphysik-Abstinenz szientistischer Philosophie zurückgewiesen und ihr das Recht abgesprochen wird, von der Wissenschaft aus zu metaphysischen Fragen Stellung zu nehmen (ebd., S. 159ff.).

306 Henckmann 1976, S. 571-577.

307 Wie Anm. 301; Müller an PrMWKV v. 24. 4. 1933.

308 Misch 1932, S. 1, erwähnt diesen Vortrag, den Geiger im Rahmen der im SS 1931 veranstalteten öffentlichen Vorlesungen zum Thema „Staat“ hielt. Nohl gab dazu eine allgemeine „Einführung in den geistigen Gehalt des Begriffs Staat“, der spätere nationalsozialistische Rektor, der Germanist Friedrich Neumann, sprach über „altgermanisches Gemeinschaftswesen“, der Gräzist Max Pohlenz über „Der Staat als Lebensform der Griechen“.

309 Zit. nach dem Verzeichnis von Ave-Lallemant 1975; m. W. hat gerade das vielversprechende Ms. „Probleme der Staatsphilosophie“ bis heute nicht die verdiente philosophiehistorische Aufmerksamkeit gefunden.

einstigen Hallenser Privatdozenten Medicus hatte man nominiert, obwohl man ihm bescheinigte, weder die „starken Erwartungen“ erfüllt zu haben, die einst seine Studien zu Fichtes Werk erweckt hätten, noch auf dem philosophiehistorisch wichtigen „antik-philosophischen Gebiet“ etwas vorweisen zu können. Damit war Medicus als bloßes Zugeständnis an den „Vorschlagsbrauch“ der Dreier-Liste bereits aus dem Rennen, und da der Umfang des von „Klarheit, Scharfsinn, Gedankenreichtum“ zeugenden Hartmann-Werkes als vergleichsweise bescheiden angesehen wurde, blieb allein Wundt als ernsthaft gewünschter Kandidat übrig. Die Fakultät begnügte sich darum auch mit einigen dünnen Sätzen, um ihn als fruchtbaren Philosophiehistoriker, begabten Schriftsteller und Lehrer zu rühmen.³¹⁰

In keiner Zeile verrät dieser mit Wundts Berufung rasch umgesetzte Vorschlag seine politische Dimension. Sieht man einmal von dem in dieser Hinsicht wesentlich dezenteren Hans Pichler ab, war Wundt in der Masse der Neuberufenen der einzige, Ende 1919 bereits hinlänglich profilierte Exponent eines völkischen Verständnisses von Philosophie. Darum und nicht wegen seiner philosophiehistorischen Leistungen erhielt er den Eucken-Lehrstuhl. Initiator war dabei Bruno Bauch, der mit Wundt und Hermann Schwarz zu den deutschnational-völkischen Programmatikern der „Deutschen Philosophischen Gesellschaft“ gehörte (s. u. A III. 2.). Bauch wiederum dürfte, außer von einigen deutschnationalen Kollegen wie Wilhelm Rein, vom gleich gesinnten Rektor, dem Juristen Justus W. Hedemann unterstützt worden sein, der mit Wundt an der „feldgrauen Universität“ in Dorpat (1918) unterrichtet hatte. Einig war sich diese Fraktion in dem Bemühen, die Thüringische Landesuniversität umso weiter nach rechts zu rücken, je mehr die Regierung auf Linkskurs geriet. Und von dem zuletzt für die Vaterlandspartei optierenden Eucken, neben Scheler und Natorp einem der philosophischen Stichwortgeber für die „Ideen von 1914“³¹¹, der auch 1919 nur wieder „die ethische Erneuerung und Vertiefung des ganzen Lebens“ als Antwort auf Revolution und Niederlage parat hielt³¹², hin zum völkischen Flügelmann Wundt: das verhiess sicherlich eine Stärkung und Radikalisierung der rechten Jenaer Professorenopposition gegenüber dem linken Kultusministerium.

Wundt, 1879 als Sohn Wilhelm Wundts in Leipzig geboren, studierte in Freiburg, Berlin und an seiner Heimatuniversität Philosophie (bei Heinze) und Klassische Philologie (bei Wilamowitz-Moellendorff, Diels, Wachsmuth), wo ihn J. H. Lipsius 1903 mit einer Herodot-Studie promovierte. 1907 habilitierte Wundt sich in Straßburg bei Theobald Ziegler und Clemens Baeumker mit einer Arbeit über den ‚Intellektualismus in der griechischen Ethik‘, der sich eine zweibändige ‚Geschichte der griechischen Ethik‘ (1908/11) und ein populär gehaltener Überblick über ‚Griechische Weltanschauung‘ anschloß.³¹³

310 UAJ, BA 927; Vorschlag Phil. Fak. v. 1. 12. 1919 an Rektor J. W. Hedemann.

311 Über Euckens Kriegsphilosophie: Lübke 1974, S. 176-185. Jetzt auch Flasch 2000 und Beßlich 2000.

312 Eucken 1919 (lt. Vorwort: „unmittelbar nach dem Zusammenbruch verfaßt“), S. 26.

313 Die Beziehung Ziegler-Wundt verdiente eine nähere Untersuchung. Zwischen beiden gab es insofern einen Gleichklang der Interessen, als Ziegler selbst ein größeres Werk über die ‚Ethik der Griechen und Römer‘ (1881) und eine ‚Geschichte der christlichen Ethik‘ (1886) vorgelegt und den Bildungswert der Antike stets in seiner Bedeutung für eine zu kreierende „einheitliche Welt- und Lebensanschauung“ hoch eingeschätzt hatte. Aber sonst könnten die weltanschaulichen Differenzen kaum größer gewesen sein. Daß der nationalliberale Bismarckverehrer Ziegler an F. A. Lange anknüpfend den vom Reichskanzler 1881 eingeschlagenen Weg der Sozialreform weiter gehen wollte, mußte für Wundt, den nachmaligen Verteidiger des Dreiklassen-Wahlrechts, schon revolutionär anmuten. Daß

Genausowenig wie andere monographische Arbeiten über Platon und Plotin waren dies nur Beiträge zu einer antiquarisch verstandenen Philosophiegeschichte.³¹⁴ Im Gegenteil: Eigenständige, neue Forschungsergebnisse über die antike Philosophie bieten Wundts Kompilationen kaum. Statt dessen gerät ihm Philosophiegeschichte zum Medium einer Zeit- und Kulturkritik, die sich in vielem mit den neuidealistischen Appellen seines Lehrstuhlvorgängers Eucken berührt. Vornehmlich auf der Folie des perikleischen Zeitalters wie des Hellenismus geißelt Wundt die verderblichen, den politisch-kulturellen Verfall auslösenden Wirkungen des Individualismus. So habe etwa der endgültige Verlust der politischen Eigenständigkeit im 2. Jahrhundert v. Chr. den Griechen bewiesen, daß der Versuch, den Staat auf jenen Individualismus zu gründen, der im 5. Jahrhundert schon den Stadtstaat zersetzte, zum Scheitern verurteilt sei. In der hellenistischen Zeit hätte sich darum jener Dualismus zwischen Individuum und Allgemeinheit herausbilden müssen, der das immer stärker auf seine Innerlichkeit begrenzte Subjekt aus dem Zusammenhang mit einem geistig sich entleeren- den Ganzen gelöst habe.³¹⁵ Anfang des 20. Jahrhunderts befinde man sich in einer vergleichbaren Lage: Im technisch bestimmten Lebensbau verkümmere das innere Leben des in die Vereinzelung getriebenen Menschen. Nur die Rückbesinnung auf den platonischen Idealismus (eingeschlossen seine idealistisch-deutsche Variante der Linie Leibniz-Hegel) könne das Subjekt wieder mit den allgemeinen Mächten des Lebens versöhnen. Andernfalls drohe

Ziegler dem Positivismus zuneigte, das Christentum nach seiner Brauchbarkeit als moderne Weltanschauung taxierte und im Verein zur Abwehr des Antisemitismus seit den 90er Jahren judenfeindliche Tendenzen gerade in der Studentenschaft scharf bekämpfte, mußte erhebliche Distanz zu Wundt geschaffen haben. Daß, nach einem kurzen Zwischenspiel Störings (1911/12), der Jude Simmel 1913 Zieglers Nachfolger wurde, dürfte die Beziehung zwischen dem schon mit den Alldeutschen konformen Privatdozenten und seinem Straßburger Ordinarius kaum verbessert haben. Zu Ziegler vgl. seine Betrachtungen: ‚Die sociale Frage eine sittliche Frage‘ (1891), dort S. 11 Off. gegen den Antisemitismus (ähnlich ders. 1913, S. 71 f. und 1920, S. 481 ff); sonst über seine politischen Präferenzen Auskunft gebend die Aufsatzsg. von 1914, dort S. 149-163 bzw. 176-195, die Reden zum Jubiläum von 1813 und zu Bismarcks Geburtstag. - Über Ziegler (1846-1918): Buchenau 1918.

314 Diesen Eindruck vermittelt der Nachruf von Bollnow 1964.

315 Wundt 1908, S. 314ff, über die „Auflösung der allgemeinen Sittlichkeit“ und ihre Folgen für das politische Leben. Nicht ohne aktuellen Bezug auf deutsche Flottenrüstung und kolonialistische Großmachtambitionen: ebd., S. 154ff. Wundts Schilderung des athenischen Aufstiegs zur See- und Handelsmacht unter Themistokles, die mit Landflucht, Demokratisierung, Proletarisierung, dem Machtgewinn der von „Industrie“ und Handel profitierenden Bevölkerungskreise und dem Machtverlust der agrarisch-feudalen Träger aristokratischer Werte bezahlt worden sei. Dieses Abrutschen in den Materialismus einer Handelsnation wird Wundt dem Wilhelminismus nach 1918 als spezifisch historische Schuld und als Beitrag zum eigenen Untergang anlasten. Vgl. a. Wundt 1917 (zuerst 1910), S. 60ff, 98, über den „impressionistischen“ Zug des Lebens, nachdem das Individuum den Zusammenhang mit dem allgemeinen Gesetz verloren hat. Zum Hellenismus: Wundt 1911, S. 312-340. Ähnlich Wundt 1919c, S. 50ff, über Plotins politische Reformpläne: Auch ihm sei es mit dem Projekt eines Erziehungsstaats („Platonopolis“) im Reich des Kaisers Gallien (254-268 n. Chr.) darum zu tun gewesen, ein materialistisch degeneriertes Geschlecht wieder unter das Gesetz des höheren, dem „Einen“ unterstehenden Lebens zu zwingen (ebd., S. 72). - Ein erster Rekurs auf die Vorbildlichkeit des deutschen Idealismus findet sich in der langatmig-nacherzählenden Monographie über Goethes ‚Wilhelm Meister‘ (1913); dort bes. S. 301-304 („Staat, Gesellschaft, Natur“ sollen wieder in einer „völligen Synthese verschmelzen“) und S. 398ff.

der Untergang der Kultur mit allen bekannten Folgeerscheinungen einer nur noch materialistisch dominierten Existenz.³¹⁶

Zum SS 1918, gegen Natorps Widerstand, aber mit Hilfe C. H. Beckers und des in Berlin für ihn werbenden Troeltsch, als Nachfolger Mischs auf das Marburger Extraordinariat berufen,³¹⁷ hat Wundt, der neben Brunswig im Herbst 1918 einige Monate an der wiedereröffneten Universität Dorpat die Philosophie vertrat, im übrigen jedoch seit 1914 als Infanterieoffizier ununterbrochen an der Front stand, in Marburg erst 1919 seine Lehrtätigkeit begonnen.³¹⁸ Seit 1918 griff Wundt als „Frontkämpfer in den Meinungsstreit der Heimat“ ein und veröffentlichte in der völkischen Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung“ („Deutsche Staatsauffassung“, „Parteien oder Stände?“) und in der „Konservativen Monatsschrift“ („Sozialpolitische Erfahrungen eines Kompagnieführers“), um der „erstarkenden demokratischen und pazifistischen Bewegung“ Paroli zu bieten.³¹⁹

Nach seiner Entlassung aus der Armee, schon in Marburg, und dann in kaum überschaubarer Vielfalt der Aktivitäten von Jena aus, stieg Wundt zu einem der namhaftesten völkischen Publizisten und zum „völkischen Systembauer“ (Mohler) unter den deutschen Hochschullehrern auf (dazu: A III. 2.).³²⁰

Wie sehr Wundts Berufung den rechten Flügel der Fakultät gestärkt hatte, zeigte sich schon bald in verschiedenen Konflikten mit dem Weimarer Kultusministerium.³²¹ Im Zen-

- 316 Ders. 1914a, S. 169-172. Dieses bei E. Diederichs erschienene Werk beginnt mit: „Von nichts Vergangenem redet, wer heute an Piaton erinnert.“ (S. 1) Vgl. a. Wundts DLZ-Rezension zu E. Hammachers „Hauptfragen der modernen Kultur“ (1914): Die Erneuerung des Idealismus gebe Maßstäbefür die Sinndeutung unserer Kultur, die sich als rationales System objektiver Mächte darstelle, aus dem sich das Subjekt immer mehr zurückziehe (1914b).
- 317 StAM, 307d, acc. 1910/10; Protokoll der Kommissions-Sitzung v. 6. 10. 1917. Dort auch die Liste v. 12. 10. 1917, die Wundt nur an zweiter Stelle hinter Kuntze (Berlin) und vor Liebert ausweist. Neben Julius Guttmann taucht hier Heidegger, als im Anhang gewürdigter Fachmann für mittelalterliche Philosophie, wohl erstmals auf einer Vorschlagsliste auf. Über die Unterstützung von Becker/Troeltsch berichtet Wundt in seinen Kriegserinnerungen (s. Anm. 218), Bl. 21 ff. Über einen Zwischenstopp in Berlin und über ein Treffen mit seinen beiden Gönnern heißt es dort, daß die ganze Stimmung im Sommer 1918 bereits „äußerst flau, beinahe schon verzweifelt“ gewesen sei, Troeltsch die Katastrophe beschworen und Becker orakelt habe, man müsse die Massen wieder hinter sich bringen: „Ich ahnte freilich noch nicht, daß dies heißen sollte, sie [die Geheimräte, CT] würden sich rückhaltlos der Sozialdemokratie in die Arme werfen.“
- 318 Ausführlich (auf 228 Bl.) berichtet Wundt über seinen Kriegseinsatz in einem 1920 verfaßten Typoskript; erhalten in: UAT 228/10. darin über die Zeit in Dorpat: Bl. 21 Off.; dort mußte Wundt „einen sehr starken Prozentsatz“ jüdischer Studenten unterrichten.- Kurzfassung des soldatischen Werdegangs: BAK, R 21/10023, Bl. 10179: Am 20. 8. 1914 eingezogen, seit dem 27. 1. 1915 im Feld, 16. 5. 1915 Leutnant d. R., zumeist als Kompanieführer eingesetzt, ausgezeichnet mit EK I, Sachs. Albrechtsorden II. Kl. m. Schw.
- 319 Über die Motive seiner Kriegspublizistik Wundt (Anm. 318), Bl. 146ff.
- 320 Mohler 1989, S. 345. - Regelmäßig arbeitete Wundt mit an: „Deutschlands Erneuerung“, „Kreuzzeitung“, „Der Tag“; gelegentlich in der radikalvölkischen „Sonne“, im deutschgläubigen „Türmer“, im „Deutschen Adelsblatt“. Seit 1927 Mit-Hg. der am Ständestaat orientierten Zs. „Nationalwirtschaft“. 1920 Mit-Begründer der „Gesellschaft Deutscher Staat“, einer Vereinigung von Hochschullehrern der extremen Rechten (1924 deren Vorsitzender). 1925 trat Wundt in den Gesamtvorstand des alldeutschen Verbandes ein.
- 321 Gemeint ist hier nur die politische Leitung. Der Verwaltungsjurist Friedrich Stier (geb. 1886), von 1921 - noch unter der SPD-DDP-Regierung am 1.4. ins Amt gelangt und von der am 20. 9. 1921 ge-

trum des hochschulpolitischen Kräftemessens stand dabei der Streit um die akademische Lehrerbildung, die der Universität nach dem Gesetz vom 8. Juli 1922 zugewiesen wurde.³²² Weder Wundt noch Bauch waren prinzipielle Gegner einer verbesserten Volksschullehrerbildung, aber sie fürchteten, daß Anhänger der sozialistischen Regierung die neu zu schaffenden Lehrstühle besetzen, die Lehrerbildung entsprechend politisch ausrichten und der psychologisch-pädagogischen „Fachwissenschaft“ auf Kosten der Philosophie eine beherrschende Stellung in der Fakultät verschaffen könnten. Als es um die Besetzung des neuen Ordinariats für Psychologie ging, trat die Fakultät unter Führung Bauchs und Wundts, ähnlich wie im Fall H. Schneiders, als Sachwalterin der auf ihre Fachgrenzen zu beschränken- den Psychologie auf, weil deren praktische Aufgaben so am besten zu erfüllen seien. Doch statt einen der vorgeschlagenen Spezialisten für angewandte Psychologie (Erich Jaensch, Wilhelm Wirth, Otto Klemm),³²³ berief Volksbildungsminister Greil, ein aus dem Kreis der „Entschiedenen Schulreformer“ kommender USPDler, den Parteigenossen Wilhelm Peters, um die pädagogische Orientierung des Faches zu gewährleisten. Zum Ausgleich verlangte die Fakultät bei der Wiederbesetzung des pädagogischen Lehrstuhls vom Nachfolger Wilhelm Reins eine „umfassende geistesgeschichtliche Durchbildung“, was die Absicht kaum verhüllte, den Lehrauftrag in Richtung Philosophie zu verschieben, um so die akademische Absicherung der ehrgeizigen schulreformerischen Vorhaben der linken Regierung zu sabotieren. Den Vorschlag, Richard Meister (Wien) zu berufen, wegen seiner „intimen Vertrautheit mit der ganzen Bildungsgeschichte“, und neben ihm andere Kritiker von Schulreform und akademischer Volksschullehrerbildung bzw. sogar einen Jungkonservativen wie Ernst Kriek anzubieten, wertete Greil nur als persönlichen Affront.³²⁴ Mit dem von ihm dann unter Protest oktroyierten, weil für Greils Ziele immer noch allzu verwendbar erscheinenden, erst 1920 in Hamburg habilitierten Reformpädagogen Peter Petersen, war aber schon ein politisches Zugeständnis an die Rechten verbunden. Petersen, der 1921 mit einem Beitrag zur Geschichte des Aristotelismus nicht zum ersten Mal als Philosophiehistoriker hervorgetretene Schüler W. Wundts und Lamprechts, hatte seine nationale Zuverlässigkeit soeben im „Grenzkampf“ um die Abtretung Schlesiens an Dänemark bewiesen. Eine kurz nach seiner Berufung veröffentlichte Biographie über Max Wundts Vater dokumentiert, daß Petersen seinen neuen Kollegen weltanschaulich so fern nicht stand, und man hier also von einem Teilerfolg der Rechten sprechen darf.³²⁵

wählten rein sozialistischen Regierung und ihrem der KPD zuneigenden Leiter der Hochschulabt., dem Jenaer Zoologen Julius Schaxel (1887-1943), nicht abgelöst! (vgl. zu Schaxels Wirken im VöbM: Hopwood 1997) - bis 1945 Leiter der Abt. Wissenschaft im Thür. Volksbildungsministerium. Stier war ein hochdekorierte Frontoffizier, gehörte bis zum April 1933 (seitdem: NSDAP) der DNVP an, was die politische Zusammensetzung des Lehrkörpers der Alma Mater Jenensis in den 20er Jahren nicht unwesentlich beeinflusst hat. Angaben zu Stier nach: BAK, R 21/10020, Bl. 9338.

322 Dazu Mitzenheim 1965.

323 UAJ, M 629, Bl. 274-280; Vorschläge v. 15. 11. 1922.

324 Ebd., Bl. 318ff.; Vorschlag v. 25. 1. 1923 (an 2. Stelle: Kriek, an 3.: J. Ziehen).

325 Petersen, geb. 1884 Großenwiehe b. Flensburg - gest. 1952 Jena. V.: Landwirt. Abitur Flensburg 1904, philos., theol., hist., neusprachl. Stud. in Kiel u. Leipzig, bei Eucken 1908 Prom.: ‚Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts. Zugleich ein Beitrag zur Methode der Kulturgeschichte‘. 1910-1920 Oberlehrer an der Gelehrtschule des Hamburger Johanneums. 1920 Habil.: Geschichte der Aristotelischen Philosophie im protestantischen Deutschland - von Luther bis Hegel'. 1920-1923 Leiter der Lichtwark-Schule („Deutsche Oberschule“). Früh mit weltanschaulich-

Greil traf dann jedoch Personalentscheidungen, die die von Bauch und Wundt befürchtete bildungspolitische Dominanz der Linken festschreiben sollten: Die Sozialistin Mathilde Vaerting erhielt ein neugeschaffenes pädagogisches Ordinariat, und drei Sozialdemokraten - unter ihnen der ehemalige, von der DDP zur SPD übergetretene hessische Bildungsminister Strecker - wurden zu Honorarprofessoren ernannt. Mit ihren pädagogischen Lehraufträgen wirkten sie in der neugegründeten Erziehungswissenschaftlichen Abteilung innerhalb der Fakultät. Dieser Abteilung räumte Greil das Recht ein, alle Personal- und Prüfungsangelegenheiten (also auch Promotionen und Habilitationen!) selbständig zu entscheiden. Gegen diese linke „Gegenfakultät“ organisierten Wundt und Bauch einen die Kräfteverhältnisse nicht verschiebenden, aber öffentlichkeitswirksamen Sturm der Entrüstung.³²⁶ Beide protestierten Anfang 1922 auch vergebens gegen die Erteilung eines rechtsphilosophischen Lehrauftrages für Karl Korsch, da, so Wundt, der einzige Zweck von Korsch's Schriften „Propaganda für den Marxismus“ sei, ohne irgendwelche Ansätze zur Kritik, nur „strenger Marx-Orthodoxie“ verpflichtet, und das, obwohl in Sozialistenkreisen ein lebhaftes Bestreben hervortrete, die Grundgedanken ihrer Weltanschauung neu und tiefer zu begründen.³²⁷ Parallel zur Ablehnung von Korsch verschickten Bauch (1922 Rektor der Universität!), Rein und Wundt an sämtliche Philosophie-Ordinarien im Reich ein Rundschreiben mit ihrem Einspruch gegen die Ernennung des Jenaer Philosophen Eberhard Grisebach zum nb. Extraordinarius, worin sie behaupteten, er verdanke seine Beförderung besonders engen Beziehungen zu Greil.³²⁸ Wenn der Prorektor sich daraufhin veranlaßt sah, Grisebach in einem weiteren Rundschreiben von diesem Verdacht zu befreien und auf die angeblich nur wissenschaftlich begründeten Bedenken hinzuweisen, die den Protest der Jenaer Ordinarien veranlaßt hätten, dann ist unschwer zu übersehen, wie sehr parteipolitische Gegensätze selbst in die unbedeutende Entscheidung über die Verleihung einer Titularprofessur hineinspielten.³²⁹

Der als „Thüringischer Hochschulkonflikt“ in die Bildungsgeschichte eingegangene Streit um die akademische Lehrerbildung fand im Herbst 1923 mit der Reichsexekution gegen die KPD-gestützte Landesregierung in Weimar ein gewaltsames Ende. Die Erziehungswissenschaftliche Abteilung wurde 1924 unter der neuen DVP-DNVP-Regierung und dem deutschnationalen Kultusminister Sattler wieder aufgelöst, ohne daß die Berufungen von Pe-

politischen Fragen beschäftigt: Als Mitglied der Leipziger „Finkenschaft“ 1907 gegen die „Germanisierer“ in der „Ostmarkenpolitik“ polemisierend, als Assistent der Nationalökonom W. E. Biermann (Lpz.) und Buchholz (Posen) in die Geschichte des Marxismus eingeführt, als Lehrer für die Reform des Religionsunterrichts (1909/11) und als Sekretär des Bundes für Schulreform in Hamburg (seit 1912) mit schulpolitischen Streitfragen vertraut. 1920 in Flensburg Hauptagitator gegen prodänische Kräfte, Verfasser eines Agitpropstückes und Kolumnist der von ihm gegr. Zs.: „Unser Schleswig“. 1932 im Christlich-Sozialen Volksdienst, 1933 Kandidat für Landtags- u. Reichstagswahlen. - Eine minutiöse Petersen-Biographie jetzt von Kluge 1992. - Vgl. in Petersens ‚Wundt‘ (1925) manches sympathisierende Referat, so z. B. über den „Schmutz der Entente-Propaganda“ (S. 28) oder die Warnung vor der verbrecherischen „Moral“ der auch vor Ausrottungen der von ihr bekriegten Völker nicht zurückschreckenden „angelsächsischen Rasse“ in W. Wundts Testament (S. 272).

326 Zum Hochschulkonflikt: Ludloff 1958, S. 571-574, und: John 1983, S. 273f.

327 UAJ, M 629, Bl. 220, 243; Phil. Fak. an Vobi v. 22. 5. 1922 u. Zurückweisung dieses Protestes durch Greil v. 18. 7. 1922.

328 Ebd., Bl. 220, 243; erbetene Äußerung Phil. Fak. für Vobi v. 27. 5. 1922; Greils Zurückweisung dieses Votums an Kurator v. 18. 7. 1922.

329 UAJ, BA 928, Bl. 190; Rundschreiben des (verfassungstreuen) Prorektors Weinelt v. 6. 7. 1922.

ters und Vaerting rückgängig gemacht worden wären. Auch die akademische Lehrerbildung blieb erhalten. Daß 1924 aber ausgerechnet Sattler den von den Naturwissenschaftlern herbeigeführten Teilungsbeschluß der Philosophischen Fakultät genehmigte, der zur Gründung einer Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät führte, bescherte Wundt und Bauch jenen Einflußverlust, den sie mit dem Verschwinden des Greilschen Experiments schon abgewendet glaubten. Wie üblich protestierten sie, weil die Trennung ein „Zeichen des Zerfalls und des Sieges des Spezialistentums“ sei. Aber sie vermochten hieran so wenig zu ändern wie daran, daß die seit 1924 ganz im Geist dieser verhaßten „Spezialisierung“ ihren Aufschwung nehmenden Rechts- und Wirtschaftswissenschaften neben den Naturwissenschaften das Gros der staatlichen und privaten Fördermittel einstrichen.³³⁰

2.12. Hamburg: Die Berufungen von Ernst Cassirer und Albert Görland

Mit 45 Jahren erhielt der Berliner Philosoph Ernst Cassirer seinen ersten Ruf auf ein Ordinariat, das an der 1919 neugegründeten Universität Hamburg eingerichtet worden war.³³¹ Die Hintergründe dieser Berufung sind schwer zu erhellen.³³² Ob in der hanseatischen Kaufmannsrepublik die Toleranz gegenüber Juden ausgeprägter war als in Preußen, wo Cassirer bis 1918 auf einem halben Dutzend Vorschlagslisten gestanden hatte, darf bezweifelt wer-

330 John 1983, S.258ff.,276f.

331 Cassirer, geb. 1874 Breslau - gest. 1945 New York. Stud. Jura, Philos., Philol. in Berlin, Leipzig, Heidelberg, Marburg, dort bei Cohen 1899 Prom.: ‚Descartes' Kritik der mathematischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnis'. Privatgelehrter, auch wg. politischer Vorbehalte gegen seinen Lehrer Cohen ablehnende Antworten auf Habil.-Gesuche u. a. von der Berliner Fakultät. Mit dem ersten Band von: ‚Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit' 1906 in Berlin von Diltthey und Riehl habil. (PV.: Substanzbegriff und Funktionsbegriff; nicht - wie Cassirer-Hagiograph Gawronsky 1966, S. 10f. angibt - Das Ding an sich. AV.: Die Vernunftkritik in ihrem Verhältnis zur Wissenschaft des 18. Jhs.). Der Hauptreferent Riehl („Hineinlegen eines fertigen Schemas in die geschichtlichen Tatsachen“) und Diltthey („Mängel der subjektiven Methode“) monieren Cassirers ahistorischen Konstruktivismus, aber gerade Riehl findet auch Worte höchster Anerkennung für eine Arbeit, die den „Durchschnitt der Probeschritten zur Habilitation beträchtlich übertragt“. PD ebd., 1914 nb. ao. Prof., 1915 dienstverpflichtet zum Unterricht am Grunewald-Realgymn., 1916 Leiter der frz. Sektion in der Auslandsstelle des Kriegspresseamtes. - Angaben nach UA-HUB, Phil. Fak. 1228, Bl. 83-96; Habil. Cassirer Juli 1906. Ebd., Phil. Fak. 1439, Bl. 189-192; Antrag Riehl et al. betr. Verleihung eines beamt. Extraordinariats für Cassirer, Ende 1917 (dort wieder der Hinweis auf C's „scharf ausgeprägte rationalistische Systematik und Geschichtsbetrachtung“, den „rationalistischen Neukantianismus“, der die anderen „Lehrweisen“ in Berlin ergänzen werde; ebd., Bl. 193, das Kommissionsprotokoll v. 24. 11. 1917: Lt. Erdmann habe nur C's. „Herkunft [gemeint: das Herkommen von Cohen, nicht die jüdische Abstammung] und philosophische Parteistellung“ eine Berufung verhindert). -Biographisch bislang außer Gawronsky 1966 nur die impressionistischen Memoiren der Witwe, Toni Cassirer 1981, sowie die immer noch sehr essayistische Studie von Paetzold 1995. Über die schwierigen Anfänge der akademischen Karriere ergänzend einige Reflexe bei: Holzhey 1986, Bd. 2, S. 346ff, der Gawronsky kolportiert; ebenso noch Graeser 1994, S. 13, der meint, Diltthey habe die Habil. gegen Riehl und Stumpf durchgesetzt. Resümierend, allerdings wieder in Unkenntnis der Habil.-Akte: Sieg 1994a, S. 328ff, sowie zum Frühwerk: Ferrari 1988. -Bislang unbeachtet ist Cs. Verhältnis zu den Kollegen in der Fakultät und, als auffälligstes Desiderat der in den letzten Jahren so rührigen Cassirer-Forschung, sein Wirken als akademischer Lehrer in Hamburg.

332 Die fünf Bände umfassende Personalakte Cassirers im StAHH. HW DPA I 146, gibt dazu nichts her. Die Fakultätsprotokolle, beginnend am 15. 4. 1919, schweigen über externe Einflüsse.

den. Denn wie angedeutet, war die Ablehnung mehr dem schlechten Ruf des Marburger Neukantianismus als der Herkunft ihres prominentesten Epigonen zuzuschreiben. Auch gab es versteckte Warnungen, ob Hamburg neben dem Breslauer Juden William Stern, der mit seinem auf Psychologie und Pädagogik ausgerichteten philosophischen Lehrstuhl aus dem Kolonialinstitut in die Universität übernommen worden war, einen weiteren Juden vertrüge.³³³ Politisch schlug zu Buche, daß das DDP-Mitglied Cassirer von der DDP-Führung des Hochschulreferats in der Oberschulbehörde dem zur Wahl gestellten Sozialdemokraten Albert Görland vorgezogen wurde. So beschloß denn auch die Fakultät in ihrer Sitzung am 2. Juni 1919, Görland von der Liste zu streichen und nur, an erster und zweiter Stelle, Cassirer und Frischeisen-Köhler vorzuschlagen.³³⁴ Als für Görland 1923 ein neues Extraordinariat begründet wurde, wies die Fakultät daraufhin, daß er 1919 auch deshalb nicht zum Zuge gekommen sei, weil dies den Unterrichtsbedürfnissen widersprochen habe: Görland wirke nur im kleinen Kreis.³³⁵ Die von keinem seiner Gegner bezweifelte außergewöhnliche Vortragsbegabung Cassirers, die für die junge Hochschule werbende Kraft entfalten sollte, spielte also in den Überlegungen der Kommission keine untergeordnete Rolle. Daß Frischeisen-Köhler, der Befürworter der akademischen Lehrerbildung und ausgewiesene erziehungswissenschaftliche Theoretiker, zurückstecken mußte, lag ganz im Trend der auch außerhalb Hamburgs üblichen Berufungspraxis: Der Aufbau pädagogischer Lehrstühle sollte nicht zu Lasten der Philosophie gehen. Die Pädagogik bekam daher 1919 einen eigenen, erst 1923 mit Gustaf Deuchler besetzten Lehrstuhl. 1929, nach der Einführung der akademischen Lehrerbildung in Hamburg (1926), wurde ein weiteres Ordinariat geschaffen, das der Kieler Pädagoge Wilhelm Flitner erhielt.³³⁶

Die politischen Erwartungen, die der bürgerliche Teil des Senats, gleichgesinnte Kollegen und das - in der Person des für Cassirers Wirksamkeit so wichtig gewordenen Aby

333 Schreiben Sterns an Cassirer, zit. n. Bottin 1991, S. 14f. Vgl. a. Lück/ Löwisch (Hg.) 1994, S. 116ff. - Stern hatte sich bei seiner Berufung 1916 ausgebeten, auch Philosophie lesen zu dürfen. Obwohl die weltanschauliche Sinnstiftung im praktischen Unterrichtsbetrieb dann unter seinen psychol.-päd. Verpflichtungen litt, arbeitete er weiter an seiner Philosophie des „Personalismus“, die ihren Ursprung im Breslauer „Colloquium Metaphysicum“ hatte, das Stern in seiner Privatdozentenzeit einrichtete, um gegen den herrschenden Positivismus eine „neue Weltanschauung“ zu setzen. Aus diesem Kreis ging 1910 die Breslauer Ortsgruppe des Bundes für Schulreform hervor, die mit Vertretern der Freien Studentenschaften eine erste studentisch-pädagogische Tagung in Breslau ausrichtete (1913), an der u. a. H. Reichenbach, W. Benjamin, Edith Stein, Wyneken, Stern und der Wyneken wg. seiner Pläne zur Ablösung der Familienerziehung heftig attackierende Willy Kabitz teilnahmen. Stern 1913, Mann 1914, Stern 1915, S. 62ff., A. Mann 1921, Stern 1927, S. 145ff (in der dort angefügten Bibliographie fehlt eine 1919 für die Hamburger DDP zur Verfügung gestellte Flugschrift: ‚Verjüngung‘). Zu Stern: Moser 1991 und Lück/Löwisch (Hg.) 1994, 186ff.

334 StAHH, HW Phil. Fak.; Sitzungsprotokoll v. 2. 6. 1919. Am 7. 7. 1919 wurde eine studentische Eingabe zu Protokoll genommen, dem nicht-habilitierten Görland wenigstens das Prüfungsrecht zu erteilen(!).

335 StAHH, HW, Ai 3/23; Phil. Fak. Vorschlag v. 30. 7. 1923. Görland stand an erster Stelle vor den frisch habilitierten Privatdozenten Ebbinghaus und Rothacker, die hier offenkundig nur zur Dekoration dienten.

336 Scheuerl 1991, S. 520-523. Detailliert zur Vorgeschichte der akademischen Lehrerbildung in Hamburg die Arbeit des einstigen Flitner-Assistenten Georg Geißler 1973; dort S. 23 auch die Beteiligung Cassirers und Sterns an Vorbesprechungen über die Einzelheiten des neuen Lehrerbildungsgesetzes in der Oberschulbehörde (Ende 1923).

Warburg vielleicht nur unzureichend repräsentierte -jüdische Großbürgertum Hamburgs an den Philosophen knüpfte, erfüllten sich wohl nicht. Sehr im Gegensatz zu den Einschätzungen seiner Biographen und Bewunderer aus neuerer Zeit, trat Cassirer kaum als Verteidiger des Weimarer Staates hervor. Hinderte ihn doch sein Kulturidealismus an der zureichenden Analyse der politischen Lage, was seine appellativen republikanischen Bekenntnisse aus der Schlußphase Weimars nicht weniger illusionär erscheinen läßt als den wirklichkeitsfremden Vernunftrepublikanismus Theodor Litts oder Ernst Hoffmanns (s. u. A III. 1.).

Wie Cassirers politisches Urteilsvermögen so wurde auch das Görlands durch seine Fixierung auf die „Kulturmenschheit“ behindert. Dieses Manko hätte schon zum Zeitpunkt seiner Berufung auffallen müssen, täuschte aber wegen der radikalen Begleittöne vor allem in den ersten Monaten nach der Revolution einen realitätstauglichen Aktivismus vor, so daß Görland weniger dem 19. Jahrhundert verhaftet zu sein schien als der moderatere Linksliberale Cassirer.

Görland, so berichtet ein Zeitgenosse, sei „Fanatiker aus Überzeugung“ gewesen, der sich gerühmt habe, auf die Kieler Matrosenrevolte Einfluß genommen zu haben, und der, als „wütender Gegner“ des Wilhelminismus, als Pazifist und Sozialist, „Feuer und Flamme“ war, als der Kieler Revolutionsfunke auf Hamburg übersprang/³³⁷ Die schrille Unduldsamkeit, die sein weitverzweigtes Schrifttum durchzieht, ist nicht zuletzt Erbteil seiner autodidaktischen Entwicklung. Als Sohn eines Pianostimmers am 9. Juli 1869 in Hamburg geboren, besuchte er das dortige Lehrerbildungsseminar und war bis 1892 im Volksschuldienst tätig, bevor er in Marburg ein mathematisches und philosophisches Studium beginnen konnte. 1896 holte er in Kassel das Abitur nach, wechselte für zwei Semester nach Berlin und promovierte 1898 bei Cohen und Natorp mit einer knappen Studie über ‚Aristoteles und die Arithmetik‘. Görland fand dann zurück in den ungeliebten Hamburger Schuldienst, engagierte sich in dem politisch der SPD verbundenen Lehrerverein und kulturpolitisch im Monistenbund. Seit 1908 war er im allgemeinen Vorlesungswesen tätig, das in der Hansestadt bis 1919 die Universität ersetzen mußte. 1912 erhielt er eine Anstellung als Oberlehrer am Staatlichen Technikum. Als im Frühjahr 1919 die Besetzung des philosophischen Lehrstuhls anstand, hatten seine Parteifreunde der DDP gerade großzügig das Hochschulamt in der Oberschulbehörde überlassen und damit ungewollt die Weichen für deren Kandidaten Cassirer gestellt. Görland holte Ende 1919 seine Habilitation nach, die aufgrund seiner zahlreichen Veröffentlichungen kumulativ erfolgte. Am 7. Januar 1920 hielt er seine Antrittsvorlesung über „Die Idee der Glückseligkeit“.³³⁸

Bevorzugtes Forum seiner revolutionären Agitation war 1918/19 Hamburgs „Werkbund geistiger Arbeiter“, ein Ableger des von Kurt Hiller in Berlin initiierten „Rats geistiger Arbeiter“. Als Kontaktmann der Universität zur Volkshochschule, als Mitglied der Akademischen Arbeitsgemeinschaft für politische Bildung, als Gründungsvorsitzender der Hamburger Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft, als omnipräsenter Redner, der Sozialdemokraten, Monisten, die Freideutsche Jugend und die Lehrervereine bediente, etablierte sich Görland

337 Schiefler 1985 (vor 1945 geschrieben), S. 551 ff. - Schieflers Vermutung, daß der Radikalismus, mindestens aber Görlands Internationalismus dem Jüdischen Blut in seinen Adern“ geschuldet sei, ist abwegig. Görland wurde schließlich nach 1933 aus politischen, nicht aus rassistischen Gründen entlassen (s. u. B I.).

338 StAHH, HW, DZPA IV -1279; PA Görland.

als feste bildungspolitische Größe in der Hansestadt.³³⁹ Als er diese Aktivitäten, die Mitgliedschaft in der SPD (von 1920 bis März 1933), im Reichsbanner (1926-1932) und die Zugehörigkeit zum Monistenbund, 1933 zu rechtfertigen versuchte, verwies er darauf, in der SPD nur „ideeller Außenseiter“ gewesen zu sein. Das war mehr als nur eine Schutzbehauptung. Bemerkte der schon zitierte Zeitgenosse doch auch, daß Görland soweit nach links gegliedert sei, daß er auf dem besten Wege war, „ein gefährlicher Mensch“ zu werden. Nur etwas „Kindliches“ habe ein Gegengewicht geschaffen, ein geistiger, nicht politischer Impetus, trieb ihn, „allen Menschen ein Bruder“ sein zu wollen.³⁴⁰ Wie an Görlands bildungspolitischen Ideen noch zu zeigen ist, war hier wirklich ein Motiv benannt, das 1933 kurzzeitig den Wechsel zum nationalen Sozialismus erleichterte (A III. 1.).

2.13. Tübingen 1922: Die Berufung von Traugott K. Oesterreichs

Obwohl auch in Württemberg eine starke Lobby für die Abschaffung der seminaristischen Lehrerbildung stritt, ließ sich ihre Akademisierung nicht wie in Sachsen oder Hamburg durchsetzen.³⁴¹ Was nicht hieß, daß das Problem berufungspolitisch keine Rolle spielte. Solange wie in den Anfangsjahren der Republik die Volksschullehrerschaft eine parlamentarische Entscheidung zu ihren Gunsten für möglich hielt, operierte die Fakultät mit diesen Forderungen - wenn auch unter Mißachtung der Pädagogenwünsche. So forderte sie Ende 1921 Traugott K. Oesterreichs Berufung auf das planmäßige Extraordinariat Heinrich Spittas³⁴²,

339 Vgl. Görlands Beitrag über ‚Die Führer der Arbeitsgemeinschaften an der Volkshochschule‘, in: HUZ 1, 1919/20, S. 116-118. Dort auch zur Kant-Gesellschaft, S. 354 und ebd. 2, 1920/21, S. 208f. zur Akad. AG. Zur VHS auch Görland 1920b. Auch in dem in Hamburg weit links stehenden „Schutzverband Deutscher Schriftsteller“ trat Görland auf. So als Redner auf einer Protestversammlung des Nordwestgaues des SDS im Gewerbehause am 7. 4. 1922: „Das neue Deutschland - das Land der hungernden Dichter und Denker“, Bericht in: Der Schriftsteller 9, 1922, H. 1-3, S. 23. - Kurz nach seiner Berufung äußerte sich Görland vor dem Monistenbund über: „Der Geist der deutschen Hochschule einst und jetzt“. Dabei prangerte er den berufungspolitischen Einfluß der Rechten sowie den Nationalismus der Korporationen an, was bei ihm Verständnis für die „Nachkriegspsychose“ der Belgier und Franzosen weckte - gesprochen mitten im Ruhrkampf; zit. nach „Hamburger Fremdenblatt“ v. 24.10.1923. Schiefler 1985, S. 557.

340 1910 war in Württemberg die Volksschullehrerbildung insoweit reformiert worden, als neben der Seminausbildung ein 2 'A' jähriges, für den Schulaufsichtsdienst qualifizierendes „Fortbildungsstudium“ eingeführt und darum in Tübingen ein päd. Extraordinariat (G. Deuchler) begründet wurde (dazu: UAT 126/102). Deuchler versah dieses Amt jedoch nur in Form eines Lehrauftrags, bevor er 1921 b. ao. Prof. wurde - ohne daß die Seminausbildung abgeschafft worden wäre. Nach Huber 1981, S. 973, scheiterte dies, gegen den Willen der Kultusbehörde, an den Mehrheitsverhältnissen im Landtag.

342 Spitta, geb. 1849 Berlin - gest. 1929 Tübingen. Promovierte 1873 in Tübingen (‚Die Traumzustände der menschlichen Seele‘, ausgebaut zur Habil.-Schrift 1878). Erhielt 1887 ein neugeschaffenes Extraordinariat. Arbeitsschwerpunkt bis 1900: Willenspsychologie. Dann mit kulturkritisch-politischen Bezugnahmen gespicktes Schrifttum zu ethisch-religiösen Fragen. Eigenartig: ‚Mein Recht auf Leben‘ (1900), das die permanente Wiedergeburt als „Bedingung einer immer vollständigeren Realisierung der dem Individuum gestellten [...] Aufgaben“ verheißt (s. Gedächtnis 1929, S. 48). Den parapsychologisch-okkultistischen Interessen seines Nachfolgers war hier vorgearbeitet worden, obwohl Spitta auf „christlich-theistischem Boden“ stand (ebd.). - Interessant seine vor dem Nationalliberalen Verein in Mannheim gehaltene, sozialdarwinistische Bismarck-Rede, die gegen Abrüstung, Kosmopolitismus

explizit mit der Begründung, hier nur einen Philosophen und „keinesfalls“ einen „reinen experimentellen Psychologen“ akzeptieren zu wollen. Zwei Vertreter dieser Richtung, Hans Henning (Frankfurt, kurz vor der Berufung an die TH Danzig stehend, s. u. A II. 1.) und Otto Klemm (Leipzig), wurden darum pro forma gleichrangig tertio loco genannt, während man Oesterreich und den zweitplazierten Haering als Philosophen empfahl, die wenn nötig auch psychologische Veranstaltungen anbieten könnten.^{34j} Etwaige Pläne, Spittas Lehrstuhl für einen Psychologen oder Pädagogen offen zu halten, stellte das Stuttgarter Kultministerium zurück und berief Oesterreich zum SS 1922. Wie in Hamburg wurde dann im Vorgriff auf die (gescheiterte) Akademisierung der Lehrerbildung 1923 ein pädagogisches Ordinariat etatisiert und mit Oswald Kroh besetzt.³⁴⁴

Oesterreich wurde am 15. September 1880 als Sohn eines höheren Ministerialbeamten in Stettin geboren und wuchs in Berlin auf, wo er 1899 am Humanistischen Prinz-Heinrich-Gymnasium sein Abitur ablegte. Seine Studienzeit verbrachte er ausschließlich an der Berliner Universität, wo er, nach anfänglichen mathematischen und astronomischen Studien, zur Philosophie übergang und bei Paulsen mit einer Arbeit über ‚Kant und die Metaphysik‘ promovierte. Oesterreich arbeitete dann am Neurobiologischen Institut, veröffentlichte Studien zur Gefühlspsychologie und wandte sich seinem eigentlichen Lebensthema, den philosophischen Problemen der Religiosität zu. 1910 habilitierte ihn die Philosophische Fakultät in Tübingen mit einer Arbeit zur ‚Phänomenologie des Ich in ihren Grundproblemen‘. Zum Kriegsdienstuntauglich, lehrte er als Privatdozent, seit 1916 als nb. ao. Prof. in Tübingen, wo er neben religionsphilosophischen Arbeiten populäre Werke zur Parapsychologie und zum ‚Okkultismus im modernen Weltbild‘ (1921) verfasste. Seinen wissenschaftlichen Ruf festigte er jedoch vor allem als Bearbeiter der die Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts umfassenden Bände von Überwegs ‚Geschichte der Philosophie‘. Wie sein Kollege Ritter (s. o. A I 1) trat Oesterreich 1919 in die DDP ein. Aus den Monaten unmittelbar nach der Revolution stammen auch zwei eilig geschriebene Broschüren, die hoffnungsvoll die ‚Staatsidee des neuen Deutschland‘ (1919a) auf die damals recht geläufige Formel ‚Vom Machtideal zum Kulturideal‘ (1919b) bringen.³⁴⁵

Neben dem Primat der Philosophie gegenüber Psychologie und Pädagogik dürfte berufungspolitisch in Tübingen wiederum von Bedeutung gewesen sein, daß auch Oesterreich sehr deutlich auf Distanz zum Neukantianismus gegangen war und sich auf den Boden einer „realistisch gerichteten Metaphysik“ begeben sowie die „Gewinnung einer erneuten Synthe-

und die „lauwarme Bewegung für ‚ethische Kultur‘“ das „flottengestützte deutsche Recht auf überseeische Ausdehnung“ propagierte (Spitta 1901, S. 26-32). Im Weltkrieg sprach er über den positiven Sinn des Heldentodes, ders. 1915.

343 UAT, aus 126/488; Vorschlagsliste v. 10. 12. 1921.

344 Es handelt sich vermutlich um Deuchlers Extraordinariat, das aufgestuft wurde. Zu Kroh (1887-1955) und den Besonderheiten der Lehrerbildung und -fortbildung im Rahmen des sog. „Tübinger Studiums“: Schaal 1967. Zu Krohs Bildungsbegriff und seiner Orientierung an der erzieherisch („innere Volkwerdung“), über den Parteien herzustellenden „Volksgemeinschaft“: Retter 1969, S. 99f.

345 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 400, Bl. 341-347; Promotionsakte Oesterreich. UAT aus 126/488. M. Oesterreich 1954. - Über die politischen Ansichten Oesterreichs: A III.

se" versprochen hatte, die im 20. Jahrhundert der Philosophie wieder die Kraft verleihen werde, als „Weltanschauung" zu wirken.³⁴⁶

2.14. Freiburg 1919: Die Berufung von Jonas Cohn

Wie in Hamburg bei dem 1869 geborenen Görland, so spielte auch bei der Berufung des gleichaltrigen Freiburger Dozenten Jonas Cohn der Versorgungsaspekt eine nicht unwichtige Rolle. Daneben verwies die Fakultät auf neue pädagogische Unterrichtsbedürfnisse, da auch in Baden die Volksschullehrer ihre Seminare 1918 am liebsten sofort geschlossen hätten, um den Nachwuchs an den Universitäten ausbilden zu lassen. Im übrigen war Cohn wie Oesterreich, Litt, Hoffmann, Schneider und Spranger kein Psychologe oder Pädagoge, sondern Philosoph mit pädagogischen Interessen, insoweit also ein idealer Kandidat. Darum gab es kein reguläres Auswahlverfahren. Cohn wurde *primo et unico loco* vorgeschlagen. Politische Erwägungen fanden in die Akten keinen Eingang, doch dürfte das DDP-Mitglied Cohn der liberalen badischen Kultusverwaltung nicht unlieb gewesen sein.

Cohn wurde am 2. Dezember 1869 als Sohn eines vermögenden jüdischen Kaufmanns im niederschlesischen Görlitz geboren. Aus seinen unveröffentlichten Erinnerungen teilt Margret Heitmann mit, daß ihn das jüdische Ritual, das ihm erstmals beim frühen Tod des Vaters begegnete, der sich vom orthodoxen Judentum entfernt hatte, stark abgestoßen habe. Während des naturwissenschaftlichen Studiums, das Cohn 1892 in Leipzig mit einer pflanzenkundlichen Dissertation abschloß, trat er aus dem Judentum aus. Seit 1892 gehörte er der „Gesellschaft für Ethische Kultur" an, deren Leipziger Ortsgruppe ihn 1893 zum Vorsitzenden wählte. Aus deren Vorstellungswelt ist Cohn dann zeitlebens nicht mehr herausgekommen. Die dort propagierte religionsfreie Sittlichkeit - das liberal-individualistische Ideal der autonomen Persönlichkeit, die Mischung aus Sozialreformismus, Fortschrittsglaube und mehr oder minder radikalem Kosmopolitismus - prägte die kulturphilosophisch-pädagogischen Schriften Cohns nachhaltig. Bezeichnenderweise endet sein opus magnum aus der Vorkriegszeit, abgeschlossen wenige Monate vor den Schüssen von Sarajewo, mit den Kapiteln „Kulturreligion" und „Kulturfrömmigkeit", deren Vorschein er schon in Ansätzen „menschheitlichen Zusammenwirkens", etwa in der internationalen „Gelehrtenrepublik", zu erkennen meinte.³⁴⁷ Daß ihm dabei die imperialistische Ideologie von der Sendung des weißen Mannes besonders verwerflich erschien, war nur folgerichtig und auch mit seinem Un-Verhältnis zum eigenen Judentum zu erklären, dessen abgrenzende Ideologie vom „auserwählten Volk" er verwarf. Daraus ist vielleicht auch zu verstehen, was sonst zu Cohns Liberalismus nicht passen würde: Seine Unterschrift unter dem Gründungsaufwurf des assimilationistischen „Verbandes nationaldeutscher Juden" (1921), dem überwiegend Mitglieder oder Anhänger der DNVP angehörten.³⁴⁸

346 Oesterreich 1921, hier zit. nach M. Oesterreich 1954, S. 28f. und ders. 1915, S. 47, über die „Rückgewinnung echter religiöser Werterlebnisse" und S. 52, über Ansätze zu einer philosophischen Religion. Ders. 1925 (zuerst 1921), S. VIII (zur Synthese).

347 Cohn 1914, S. 199, 269ff., 288ff.

348 Ebd., S. 195 und ders. 1916. - Die Liste der 89 Gründungsmitglieder bei: Herrmann 1969, S. 36ff. Soweit feststellbar (Überlieferungslücken lassen eine sichere Aussage nicht zu), arbeitete Cohn an der Zs. des Verbandes, „Der nationaldeutsche Jude", nicht mit.

Der Frage nach den Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Begründung überzeitlicher Werte galt auch Cohns bei Windelband in Freiburg 1897 eingereichte Habilitationsschrift ‚Beiträge zur Lehre von den Wertungen‘. 1901 zum nb. ao. Prof. ernannt, erhielt Cohn 1907 einen Lehrauftrag für Pädagogik, der dann 1919 als pädagogisch orientiertes Extraordinariat, für das Cohn sich im gleichen Jahr mit einem dickleibigen, wegen seiner verfassungspolitischen Vorstellungen noch näher zu würdigenden (s. u. A III. 1.) Werk ‚Geist der Erziehung. Pädagogik auf philosophischer Grundlage‘ empfohlen hatte, etatisiert wurde.³⁴⁹

2.15. Erlangen 1921: Die Berufung von Hermann Leser

Die einem Ondit zufolge ganz von ihren protestantischen Theologen beherrschte kleine Universität Erlangen mußte zum WS 1921/22 den Nachfolger des 1920 verstorbenen Philosophiehistorikers Richard Falckenberg wählen, der seinen Lehrstuhl seit 1889 besetzt hatte.³⁵⁰ In diesem Fall brauchten die Theologen aber bei der Auswahl keine wie auch immer geartete Amtshilfe leisten.³⁵¹ Dem Zeittrend folgend, war ein Teil der Fakultät daran interessiert, die philosophiehistorische Tradition des Ordinariats zu beenden und es zur Psychologie hin zu öffnen. Darum gelangte Alexander Pfänder auf die Liste, und das Ministerium war sogar bereit, ihn gegen den entschiedenen Widerstand des zweiten Lehrstuhlinhabers, Paul Hensel, zu berufen. Für Hensel kam allein Hermann Leser in Betracht. Da Pfänder nicht oktroyiert werden wollte, verzichtete er zugunsten Lesers.³⁵²

Politisch paßte Leser in jeder Hinsicht besser ins deutschnationale Erlangen, besser auch zu dem preußischen „Tory“ Hensel. Die aus seiner Münchener Personalakte jüngst zitierte Angabe, bis 1923 für die „deutschnationale Richtung“ votiert, seit dem Dawesplan (1924) aber den „Reichsparlamentarismus zum Teufel gewünscht“ und „immer Hitler“ gewählt zu haben, muß nicht allein dem Zeitpunkt dieser Erklärung (nach 1933) geschuldet gewesen sein.³⁵³

Leser, Sohn eines mittleren Beamten, am 1. Juni 1873 in Weimar geboren, wuchs seiner Erlanger Laufbahn geradezu entgegen. In Jena, wo er von der Theologie zur Philosophie fand, promovierte er 1899 bei Liebmann und Eucken mit einer vergleichenden Arbeit über Kant und Fries. Seine Doktorväter reichten ihn dann weiter an Falckenberg, der ebenfalls bei Eucken promoviert und sich habilitiert hatte, und der familiär-freundschaftlich mit Jenaer Kreisen verbunden geblieben war. 1901 habilitierte Leser sich in Erlangen mit einer im Geist Euckens befangenen Arbeit: ‚Das Wahrheitsproblem unter dem Gesichtspunkt der kulturhistorischen Erfahrung‘, die, ohne Lamprecht oder gar Marx zu nennen, gegen ein naturalistisch-generatives Geschichts- und Wirklichkeitsverständnis gerichtet war. Der „allein

349 Biographisch zu Cohn: Heitmann 1986. Zur Pädagogik: Löwisch im Nachwort zu seiner Edition erziehungswissenschaftlicher Texte, Cohn 1970, S. 217-232 und Lück/ Löwisch (Hg.) 1994, S. 199ff.

350 Vgl. Lesers Nachruf in: KS 26, 1921, sowie: Raeber 1961.

351 Einzelheiten zur Berufungsgeschichte waren leider nicht zu ermitteln, da mir der Zugang zum Archiv der Universität Erlangen 1990 verwehrt wurde; die Akten des Kultusministeriums im BHStA schließen die so entstandene Lücke nicht. Zu den Konkurrenten Lesers zählte lt. Blochmann 1969, S. 95, auch H. Nohl.

352 So die Version Pfänders (an Husserl v. 26. 8. 1921, in: Brw. 1994, Bd. II, S. 168ff).

353 Eine Erklärung zum BBG-Fragebogen, frühestens Mai 1933, zit. n. Schorcht 1990, S. 96.

auf geschichtlicher Höhe stehende moderne Idealismus Euckens" solle dagegen vermitteln, daß „das Große" in der Geschichte nicht „Massenbewegungen" entspringe, sondern von „großen Menschen" kraft ideeller Impulse aus „überpersönlicher That" geleistet werde.³⁵⁴

Während seiner Privatdozentenzeit begann Leser mit umfangreichen Studien zur Geschichte der Pädagogik, aus denen 1908 eine Pestalozzi-Monographie, in den 20er Jahren ein zweibändiges Werk über ‚Das pädagogische Problem in der Geistesgeschichte der Neuzeit‘ (1925/28) sowie längere Artikel über Herder, Wilhelm von Humboldt, Goethe und Dilthey im Pädagogischen Lexikon entstanden. Seit dem WS 1913/14 nahm Leser, 1908 zum nb. ao. Prof. ernannt, einen Lehrauftrag für allgemeine Pädagogik und Geschichte der Pädagogik wahr.³⁵⁵

Zu Falckenbergs Jenaer Freunden zählte auch Bruno Bauch.³⁵⁶ Damit war der Zugang Lesers zu dem von Bauch mitherausgegebenen „Beiträgen" der DPhG eröffnet, die 1927 Lesers Aufsatz über ‚Goethes Naturansicht‘ brachten. Übereinstimmungen mit den Programmschriften der DPhG (s. u. A III. 2.) wies Lesers 1918 veröffentlichte Broschüre ‚Der Idealismus des Deutschen‘ auf. Dem Neufichteanismus der DPhG hatte Leser aber bereits 1908 vorgegriffen, als er eine Centenarausgabe von Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation‘ edierte und sie mit einer ausführlichen, zeitkritischen Einleitung versah. Fichte wird darin als Überwinder der kosmopolitischen Humanitätsschwärmerei des 18. Jahrhunderts gewürdigt, als erster Philosoph des nationalen Bewußtseins und der deutschen Nationalität. Zugleich legte Leser mit Eucken die deutsche Nation darauf fest, Verkörperung des ideellen Lebens sein zu sollen, eine „Kristallisation" ewig geistiger Zusammenhänge und Werte als Korrektiv zum „einseitigen Realismus" des wilhelminischen Reiches, das den von Fichte definierten besonderen Auftrag der Deutschen, ein „ideelles Tatlleben" zu führen, nicht mehr hinlänglich erfülle. Bei aller Anerkennung des für ihn unumgänglichen weltpolitisch-kolonialen Engagements, glaubte Leser vor einem selbstzweckhaften Imperialismus und dem Absinken in die von Positivismus und Marxismus weltanschaulich vorbereitete „bloße Zivilisation" warnen zu müssen.³⁵⁷

Fichte blieb dann, zusammen mit Pestalozzi, auch nach 1918 der Antipode der Weimarer Humanität, der politische Erzieher im Gegensatz zu jenen, in erster Linie von Wilhelm von Humboldt vertretenen Protagonisten der ästhetisch-individualistisch-kontemplativen „Persönlichkeitskultur", denen die Energie zu klarem politischen Wollen gefehlt habe.³⁵⁸ Inso weit gehöre dieser Humboldtsche Neuhumanismus einer fernen Zeit an.³⁵⁹ Den „historisch-politischen Realismus", den Leser anmahnte und den er mit Fichte heraufziehen sah, verwies er dann wieder auf die überzeitlich geltenden Kulturideen, die jede Nation genauso verwirklichen mußte wie der von Leser negierte „Bund" oder der bloße „Nationalverein" aus freien Geistern.

354 Leser 1901, S. 6, 22, 40.

355 Biographisch zu Leser: Schorcht 1990, S. 95-97, dort allerdings falschlich die Berufung auf 1926 datiert. Personalakte in: BHStA, MK 17834.

356 Vgl. Bauch 1921 d (Grabrede).

357 Leser 1908, S. XII, XXIV-XXVII, XLVII, LIV.

358 Ders. 1925, S. 26f., 31f.; auch ders. 1928, S. 598-615.

359 Ders. 1928, S. 651.

2.16. München 1921: Die Berufung von Alexander Pfänder

Der Phänomenologe Alexander Pfänder stand um 1920 in Marburg, Erlangen, Königsberg und Greifswald auf aussichtsreichen Listenplätzen. Diese auffällige Nachfrage verleitete seinen Lehrer Husserl wohl zu der enthusiasmierten Fehleinschätzung, seiner Schule stünde eine berufungspolitische Konjunktur bevor.³⁶⁰ Selbst wenn man davon absieht, daß ja Husserls Beziehungen und Empfehlungen diesem Effekt kräftig nachhelfen, muß man feststellen, wie selten eine Plazierung wirklich zum Erfolg führte. Nur Heidegger (s. u. 2.17.) und Mahnke (A II. 2.) profitierten von Husserls Interventionen, aber mehr, weil sie als Philosophiehistoriker denn als phänomenologische Systematiker gebraucht wurden. Und auch Geiger empfahl sich in Göttingen wie gesehen nicht als Abgesandter Husserls. Es erstaunt also nicht, wenn der 50jährige Pfänder schließlich mit einer Hausberufung auf ein Extraordinariat vorlieb nehmen mußte.

Das war seit Carl Güttiers Emeritierung zum SS 1921 vakant. Mit dem offenbar aufgrund eines Einzelschlags im Juli 1921 berufenen Pfänder war eine inhaltliche Neugestaltung des Lehrauftrags verbunden. Güttier, ein schlesischer Katholik, den auch ein Theologiestudium nicht aus dem Bann des naturwissenschaftlichen Zeitgeistes hatte lösen können, fand erst unter neukantianischem Einfluß als „gläubiger Agnostiker“ zu einer „befriedigenden idealistischen Weltanschauung“. Als Anhänger Liebmanns, Kritiker des in der Münchner Fakultät vom übermächtigen v. Hertling geförderten „konfessionell-politischen Einflusses auf die Personalpolitik“ und rühriger Streiter für Hochschulreformen, hatte Güttier eine obsolet wirkende, platonisierende Versöhnung von Glauben und Vernunft gelehrt.⁶¹

Pfänder wollte den Lehrstuhl erstmals auf Psychologie ausrichten, was vielleicht den Widerstand des Ordinarius Becher herausgefordert hätte, der das große Psychologische Institut leitete. Auch um dem vorzubeugen, aber im Grunde ohne diese taktische Rücksicht gegen den Verdacht argumentierend, Pfänder könne je etwas anderes im Sinn haben als die „Einheit der Wissenschaft“, empfahl Husserl ihn, weil sein Denken zur „Befreiung aus dem Bann des Psychologismus“ beitrage und die einzelwissenschaftlich verfertigten Bausteine für eine philosophische Anthropologie jenseits von „Scholastizismus“ und „Mystizismus“ von Pfänder zusammengefügt würden.⁶²

Pfänder wurde als Sohn eines ev.-reformierten Architekten und seiner katholischen Frau am 7. Februar 1870 in Iserlohn geboren. Nach dem Abitur am heimatlichen Realgymnasium studierte Pfänder bis 1892 an den Technischen Hochschulen Hannover und München Architektur, begann aber dann mit dem intensiven Privatstudium der Philosophie, die er neben Physik und Mathematik zum Gegenstand eines Hauptfachstudiums an der Münchener Universität machte, wo er bei Lipps 1897 mit einer Dissertation über ‚Das Bewußtsein des Wollens‘ promovierte. Nicht unvermögend, konnte er sich danach weiter privaten philosophi-

360 So Husserl mehrfach im Brw. zwischen 1920 und 1924; vgl. etwa Bd. III, S. 217f; Husserl an Ingarden v. 31. 8. 1923, mit sichtlichem Stolz auf Berufungserfolge seiner Schüler.

361 Zu Güttier (1848-1924), b. ao. Prof. in München seit 1898: E. Braun 1919. Seine politisch-weltanschauliche Tagesproduktion versammeln die im Sommer 1918 veröffentlichten Abhandlungen' zu: ‚Theologie/Philosophie/Zeitfragen‘, darin S. 376ff. auch ein Aufsatz über ‚Konfessionelle Professuren‘ (1913).

BHStA, MK 9921; undat. Gutachten Husserl (Frühjahr 1921). Zur Berufung auch ebd., MK 17895; Ministerialerlaß v. 1. 7. 1921.

sehen Studien hingeben, aus denen 1900 die Habilitationsschrift ‚Phänomenologie des Willens‘ hervorging, die wiederum von Lipps angenommen wurde. Während seiner Dozentenzeit hospitierte Pfänder für zwei Semester in Wundts Leipziger Institut. 1908 wurde er zum nb. ao. Prof. ernannt, bekam 1910 einen dotierten Lehrauftrag für Pädagogik, den er in München, ohne Unterbrechung durch Wehrdienst, bis zu seiner Verbeamtung 1. Juli 1921 wahrnahm. 1930 wurde Pfänder zum persönlichen Ordinarius ernannt.³⁶³ Die politische Sphäre hat Pfänder weder in seinen Veröffentlichungen noch in seinen Vorlesungen berührt. Über die Beschäftigung mit „sozialen Gefühlen“ ist er nie hinausgekommen, und auch dabei schien ihm ein immerhin ausgesprochenes Phänomen wie der „Klassenhaß“ eher Anlaß, das Thema zu wechseln.³⁶⁴

2.17. Marburg 1920/23: Die Berufungen von Nicolai Hartmann und Martin Heidegger

Wie an den Vorschlägen in Greifswald, Kiel und Jena abzulesen ist, stand die akademische Karriere Nicolai Hartmanns seit 1919 im Zeichen der „Synthese“, der Abkehr von der „Schulphilosophie“ und der Hinwendung zur Metaphysik und eines neuen Verhältnisses zur „Wirklichkeit“. War die Begründung der Jenaer Fakultät mit Rücksicht auf Wundt noch auffällig blaß geblieben (s. 2.11.), so zeigte die Beratung über das von Wundt freigelegte Marburger Extraordinariat Anfang 1920 wieder die scharfen, zeittypischen Konturen. Es sprach sich Erich Jaensch, Psychologe auf dem Lehrstuhl Cohens, gegen den Phänomenologen Pfänder aus, der jeden Zusammenhang der Philosophie mit der Kulturwissenschaft bewußt ablehne. Die Berufung des diesen Konnex beachtenden Hartmann war wegen der Konkurrenten wie Hermann Leser, Otto Baensch, Heidegger und Pfänder gefährdet.³⁶⁵ Als zwei Jahre später Natorps Lehrstuhl frei wurde, durfte sich Hartmann wegen seiner Abwendung vom Marburger Neukantianismus größte Chancen ausrechnen. Hieß es doch in der Begründung: „Unserm Vorschlag liegt nicht etwa die Absicht zugrunde bestimmte Überlieferungen fortzusetzen. Zwar aus Marburg hervorgegangen, hat er gerade als Systematiker durchaus eigene Wege eingeschlagen.“³⁶⁶

Hartmann, am 20. Februar 1882 als Sohn eines aus Rigas Ratsherrengeschlechts stammenden Ingenieurs geboren, kam nach anfänglichem medizinischem, dann philologisch-philosophischem Studium in Dorpat und St. Petersburg 1905 nach Marburg. 1907 promovierte er dort bei Cohen und Natorp mit einer Arbeit: ‚Über das Erkenntnisproblem in der griechischen Philosophie vor Plato‘. 1909 folgte dann die Habilitation mit einer „ganz im Traditions- und Schulzusammenhang des Marburger Neukantianismus“ (Heimsoeth, 1950) steckenden Untersuchung über ‚Des Proklus Diadochos philosophisch!‘

363 Angaben nach UAMn, PA Pfänder.

364 So in dem m. E. schier unlesbaren, Banalitäten addierenden Essay ‚Zur Psychologie der Gesen‘, 1922 (zuerst 1913).

365 StAM, 307, acc. 1966/10, Nr. 4; Fakultätsvorschlag v. 22. 3. 1920.

366 Ebd.; Protokoll der Kommissionssitzung v. 6. 3. 1921. - StAM, 310, acc. 1978/15, Nr. 272S schlagsliste Nachfolge Natorp v. 12. 2. 1922. An 2. Stelle stand Paul Hofmann (Berlin), 3. Geiger (München).

fangsgründe der Mathematik nach den zwei ersten Büchern des Euklidkommentars dargestellt'. Anhand des Briefwechsel mit seinem Marburger Freund Heimsoeth ist der danach einsetzende, sehr langsam sich vollziehende Ablösungsprozeß zu verfolgen, der bereits während des Ersten Weltkriegs eine unüberwindliche Distanz zu Natorp und mehr noch zu Cohen schuf. Es ist richtig gesehen worden, daß schon in Hartmanns Antrittsvorlesung ‚Zur Methode der Philosophiegeschichte‘ (1910) der für seine beiden Lehrer so charakteristische Fortschrittsoptimismus fehlt (Sieg). Die durch Heimsoeth vermittelte Lebensphilosophie, die Beschäftigung mit Nietzsche und Scheler und schließlich die Erfahrung des Krieges, den Hartmann zeitweise an der Front und im Stab des Gr. Hauptquartiers erlebte, beförderten die Abkehr vom Neukantianismus. Persönlich blieb ihm Natorp jedoch gewogen, verschaffte ihm auskömmliche Stipendien und setzte sich 1917 erfolgreich für Hartmanns Ernennung zum nb. ao. Prof. ein. Auch nach Erscheinen der ‚Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis‘ (1921a), hielt Natorp Hartmann für einen geeigneten Nachfolger, obwohl er darin nachlesen konnte, daß vom Autor keine Fortsetzung der Marburger Tradition zu erwarten war.³⁶⁷

Weil Nicolai Hartmann sich mit den zeitlosen Problemen der Philosophie befaßt habe, sei er selbst wohl als zeitloser Denker einzustufen.³⁶⁸ Diese Ansicht eines Schülers wirkt fast vierzig Jahre später in Ernst Noltes Feststellung nach, daß Hartmann im Unterschied zu Heidegger 1933 unverändert distanziert geblieben und daher politisch nicht affiziert worden sei.³⁶⁹ Einer ähnlichen Einschätzung entspringen wohl jene Beurteilungen des akademischen Lehrers Hartmann, wonach er aus „vornehmer Distanz“ philosophierend, nach 1933 in seinem Seminar einen „Ort relativ freier Kommunikation“ bewahrt und sich als einsamer, unpolitischer Denker geweigert habe, „Schüler von faschistisch geprägten Hochschullehrern zu prüfen“. ³⁷⁰ Für die NS-Zeit billigte man ihm sogar zu, in die „innere Emigration“ gegangen zu sein.³⁷¹

Dagegen stehen andere, den politischen Gehalt oder wenigstens die politische Funktion seines so prononciert ontologischen Denkens betonende Urteile - zumeist marxistischer Kritiker. Er sei „kein den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen seiner Zeit fernstehender akademischer‘ Denker gewesen, da sein Werk, vor allem seine antimaterialistische Geschichtsphilosophie, das Bestehende verteidigt bzw. „im Dienst des Monopolkapitals“ mystifiziert und damit jene Schichten angesprochen habe, die - vom Irrationalismus der dominierenden Lebensphilosophie abgestoßen - in der Gefahr standen, sich zur Ideologie der Arbeiterklasse hinzuwenden, wenn ihnen nicht durch Hartmann eine vermeintlich reali-

367 Biographische Angaben in: StAM, 307d, acc. 1933/7, Nr. 398; PA Hartmann. - UA-HUB, Kur. H. 112; PA Hartmann. - Heimsoeth 1950 und ders. 1977. - W. Schneider 1972. - F. Hartmann (Hg.) 1982. Sieg 1994a, S. 316ff, 387ff. Zur militärischen Dienstzeit machte Hartmann auf dem Personalblatt in seiner Berliner PA genaue Angaben. Danach war er vom September 1914 bis zum September 1915 Dolmetscher (Russisch) im Gefangenenlager Bütow/Pommern, stand 1916/17 mit einem Infanterieregiment an der Ostfront (Teilnahme an Stellungskämpfen) und kam im Juli 1917 zum Chef des Nachrichtenwesens der Obersten Heeresleitung/Abt. Auswertung, Funkerabt, in Bad Kreuznach. Im Februar/März 1918 im Gr. Hauptquartier in Spaai/Belgien, im Mai 1918 zum Leutnant d. R. befördert. Ausgezeichnet mit EK II.

368 Heiß 1952, S. 20.

369 Nolte 1988, S. 255.

370 Haug 1989, S. 166. Hubig 1987, S. 37. Morgenstern 1997, S. 25.

371 Schölzel 1984, S. 63. Hubig 1987, S. 36.

stisch-rationale Alternative angeboten worden wäre. Daß er von „rassistischen Vorurteilen“ nie frei gewesen sei, das Volk als Masse verachtet habe und als ein ausgesprochener „Apologet der bürgerlichen ‚Elitetheorie‘“ gelten müsse, sei ohnehin nicht zu bestreiten.³⁷²

Man muß auf die Unterstellungen einer „objektiv“ ideologischen Funktion von Hartmanns Philosophie nicht eingehen, und kann trotzdem das Diktum vom „zeitlosen“ Denker in Frage stellen. Ansatzpunkte dafür, in der Biographie wie im Werk, gibt es in Fülle. Sie reichen von seiner anfanglich sporadischen Beteiligung an der alldeutsch-völkisch beeinflussten Deutschen Philosophischen Gesellschaft (1917ff.; A III. 2.), über einen für die Weimarer Verfassung werbenden Aufruf (1920) und öffentlich bekundete Sympathie für den „Weimarer Kreis“ verfassungstreuer Hochschullehrer (1926) bis zu den nicht auf eine strenge Abgrenzung zwischen Politik und Geschichtsphilosophie bedachten Erörterungen in seinem Doktorandenkreis, die sein 1932 abgeschlossenes Werk über ‚Probleme des geistigen Seins‘ befruchteten.³⁷³

Das weltanschaulich aussagekräftigste Dokument vor dem Erscheinen seiner an vielen Stellen den Zeitgeist kommentierenden ‚Ethik‘ (1926) ist ein Vortrag, den Hartmann 1921 auf der Gründungsfeier des Marburger Universitätsbundes hielt: ‚Der deutsche Idealismus und die Philosophie des 20. Jahrhunderts‘. Mit einem ihm sonst nicht eigenen Pathos wirbt er hier für eine „antikritische Revolution des spekulativen Denkens“, zu einem Zeitpunkt, wo „unser Leben“ durch den „Lauf äußerer Ereignisse“ - Niederlage, Staatsumwälzung, Versailles usw. - „schwer daniedergedrückt“ sei. Er fordert wieder „Mut zum Metalogischen, Metapsychischen und Metaphysischen“, da doch „die Grundstimmung solcher Philosophie die Platonische“ sei, und daher müsse die neue Philosophie sein: „ganz Dankesstimmung und innere Erhebung“ sowie „Philosophie des Lebens in neuem, volleren Sinne“. Mit einigem Mut zu gedanklicher Schlichtheit ging Hartmann von nicht weniger aus als von der Möglichkeit, Wertrelativismus, Empirismus und die „Knechtschaft des Positivismus“ zu überwinden. Behilflich sei dabei die von Nietzsche („Fortsetzer des deutschen Idealismus“ und dessen „Bindeglied“ zur Philosophie des 20. Jhs.) vorbereitete Wertschau und die wiederentdeckte Fähigkeit, „Ideen“ mittels „innerer Wesensschau“ zu erfassen. Der erwünschte Aktivismus des wertvermittelten, sich „hinauf zum „höheren Typus Mensch“ bildenden Individuums soll jedoch dort eine Grenze haben, wo es „die Welt mit seinen erdachten Ideen [...] verbessern“ zu können glaubt. Hier sprach ein geschichtsphilosophischer Pessimismus, der, drei Jahre nach Ausbruch der Revolution, mahnte, alles von der „inneren Wandlung“, nichts von äußerer, politisch-ökonomischer Umgestaltung zu erwarten.³⁷⁴

Das mit Hartmanns Berufung freigewordene Extraordinariat erhielt 1923 bekanntlich Martin Heidegger, ausdrücklich aber nicht als schulkonformer Phänomenologe, sondern als

372 Albrecht 1958, S. 77, ders. 1961, S. 31. Redl 1987, S. 343. Leske 1990, S. 9. Differenzierter Harich 2000, S. 17-29, 54-72.

373 Kundgebung deutscher Hochschullehrer, in: FZ Nr. 406 v. 5. 6.1920, 1. Morgenblatt. Döring 1975, S. 257, dort auch als Unterzeichner des Wahlaufrufs der DDP v. 5. 12. 1924. - Diskussionsprotokolle aus dem SS 1933 in: Heimsoeth/Heiß 1952, S. 256ff.

374 Hartmann 1921b, vor allem S. 7 f.; beachtlich die Übereinstimmung mit seinem Lehrstuhlvorgänger Max Wundt, der den Platonismus als „Wiedergeburt der Kultur aus dem Innern des Subjekts“ ja schon 1914 gerühmt und als Antwort auf den vorgeblichen Untergang der Kultur empfohlen hatte (Wundt 1914b, S. 170-172).

- mittlerweile: von konfessionellen Bindungen freier - Philosophiehistoriker, der die phänomenologische Methode für historische Forschungen fruchtbar gemacht habe.³⁷⁵

Bemerkenswert an beiden im Zusammenhang mit Heideggers Werdegang oft thematisierten und gut dokumentierten Entscheidungen ist zweierlei: Die mit Hartmanns Wahl 1920 fortgesetzte, 1912 durch Jaenschs Berufung auf Cohens Lehrstuhl eingeleitete Abkehr von der neukantianischen Schultradition und das Bestreben einer deutschnationalen Fraktion in Kommission und Fakultät, bei der Natorp- wie bei der Hartmann-Nachfolge Kandidaten jüdischer Herkunft nicht zu berücksichtigen. Darum scheiterte Cassirer, für den Husserl sich beim Kommissionsmitglied Jaensch eingesetzt hatte, schon während der ersten Beratungen zur Natorp-Nachfolge. Beachtlich ist dabei jedoch, daß Husserl Natorp - im Widerspruch zu seinen Äußerungen gegenüber Jaensch - davon abgeraten hatte, für Cassirer zu stimmen: Ihm mangle es an philosophischer Originalität, sein Denken entspringe nicht dem persönlichen Ringen um die existenziellen Fragen von Leben und Tod.³⁷⁶ Weil die konservative Gruppe keine Juden wollte, mußte auch bei Hartmanns Nachfolge Richard Kroner hinter Heidegger zurückstehen.

Wenn die Marburger Berufungen auch nicht vom Konkurrenzverhältnis zwischen Philosophie und Pädagogik politisch aufgeladen wurden, so muß vor allem Hartmanns Berufung als bildungspolitische Weichenstellung im Sinne Beckers gewertet werden.

2.18. Die Besetzung der philosophischen Konkordatslehrstühle

In Preußen (an den Universitäten Bonn, Münster und Breslau), Bayern (München und Würzburg) und Baden (Freiburg) bestanden seit dem 19. Jahrhundert (in Freiburg seit 1901) in den Philosophischen Fakultäten je ein Lehrstuhl für Geschichte und Philosophie, die der Ausbildung katholischer Theologen diene. Diese konfessionell gebundenen, bis 1932 nach und nach in Konkordaten völkerrechtlich bestätigten und abgesicherten Lehrstühle eröffneten der Kirchenbehörde die Möglichkeit, auf die Berufungsentscheidung Einfluß zu nehmen, da das staatlicherseits verliehene Prüfungsrecht des Ordinarius nur mit kirchlicher Zustimmung ausgeübt werden durfte. Die Kultusministerien konnten also keinen Bewerber beru-

375 StAM 307d, acc. 1910/10, Nr. 28; Vorschlag v. 12. 12. 1922. Daß Heidegger ein mit der „Gesamtkultur in lebendiger Fühlung“ stehender, von „konfessioneller Einseitigkeit“ freier Philosophiehistoriker sei, wußte schon die Begründung der Vorschlagsliste für Wundts Nachfolge zu rühmen, wo man Heidegger an dritter Stelle plazierte hatte (ebd.; Liste v. 22. 3. 1920). Lt. Komm.-Protokoll v. 15. 3. 1920 hat Jaensch hier erstmals für Heidegger votiert; entgegen der Ansicht von Farias 1989, S. 104f., gab es also keine frühen Antipathien des nach 1933 so enthemmt gegen Heidegger intrigierenden Psychologen. - Vgl. zur Berufung wie zur Marburger Zeit Heideggers: Ott 1988a, S. 120ff.

376 Husserl Brw. 1994, Bd. V, S. 147ff.; Husserl an Natorp v. 1. 2. 1922. Ebd., S. 152ff.; Natorp an Husserl v. 23. 3. 1922 betr. Widerstand gg. Cassirer in der Kommission. Ebd., Bd. III. S. 329-331; Husserl an Jaensch v. 14. 1. 1922. - Vgl. zu der Cassirer angeblich fehlenden Originalität des Denkens auch Dessoirs Urteil (s. o. A I. 2.2.). Zu Cassirer nimmt der Vorschlag zur Nachfolge Natorps (StAM, 310, acc. 1978/15, Nr. 2716; Vorschlag v. 4. 3. 1922) abschließend Stellung: Seine Arbeitsrichtung biete nicht jene Differenzierung, die sich in der jüngsten Gegenwart für einen Philosophen als unerläßlich erwiesen habe.

fen, wenn die Kirchenoberen vorab signalisierten, daß sie dem Betreffenden dieses Recht nicht erteilen würden.³⁷⁷

Wie bestimmend der kirchliche Einfluß in jeder Besetzungsfrage war, welchen kirchenpolitischen Kriterien die Auswahl gehorchte, wie stark die Entscheidung durch regionale Besonderheiten oder durch die Person des zuständigen Kirchenoberen geprägt wurde - dies geht aus den Ministerial- und Universitätsakten nicht hervor.³⁷⁸ Es fällt nur auf, daß bei drei der vier bis 1924 erfolgten Neuberufungen außergewöhnlich aktive, nicht nur bildungspolitisch sehr engagierte Parteigänger des Zentrums reüssierten, Exponenten des politischen Katholizismus par excellence. Daß sich die preußische Kultusverwaltung hier kooperativ zeigte, also faktisch die Entscheidung der kulturpolitischen Lobby der Zentrumspartei³⁷⁹ und der lokalen Kirchenbehörde überließ, muß als gesichert gelten. Obwohl die nicht allein auf Philosophie beschränkten berufungspolitischen Terraingewinne des Katholizismus erst in die Zeit nach 1925 fielen, signalisierten die seit 1921 an einigen protestantischen Fakultäten unternommenen Versuche Beckers, wenigstens Lehraufträge für katholische Philosophie durchzusetzen, wie entschlossen das Zentrum in der preußischen Koalitionsregierung seine kulturpolitischen Interessen auch außerhalb der relativ engen Grenzen jener Entscheidungsprozesse wahrnahm, die die Konkordatslehrstühle betrafen.³⁸⁰ Der sicher spektakulärste Erfolg dieser Politik war die Berufung des Religionsphilosophen Romano Guardini an die Berliner Universität (1923).³⁸¹

377 Allgemein zur Geschichte der Konkordatslehrstühle und zur umstrittenen Frage des kirchlichen Mitwirkungs- und Beanstandungsrechts in Berufungsfragen die jur. Diss. von Tilmann 1971. Zur Geschichte der Breslauer Lehrstühle: May 1967/68; ders. 1972 zu Freiburg. Im Zusammenhang mit den oktroyierten Straßburger Professuren: Huber Bd. IV, 1994, S. 958ff. Zum Badischen Konkordat (1932) m. w. N.: Hollerbach 1979-Ott 1988b.

378 Hier wären Kirchenarchive zu konsultieren gewesen, so etwa das von Hugo Ott in den Ruf exzeptioneller Ergiebigkeit gebrachte erzbischöfliche Ordinariatsarchiv Freiburg. Im Rahmen dieser Arbeit hätte das aber einen unvermeidbaren Aufwand erfordert.

379 Heiber 1966, S. 788f., nennt hier als „Schlüsselfigur in allen Angelegenheiten der Wissenschaft, ja in der Kulturpolitik schlechthin“ den Kirchenhistoriker Georg Schreiber (1882-1963), von 1920-1933 MdR und Berichterstatter über den Kulturretat des RMdI und des AA. Die Kulturpolitik des Reiches wurde (nach Heiber) weitgehend von Schreiber bestimmt, aber auch in preußischen Angelegenheiten kann sein Einfluß kaum überschätzt werden; vgl. a. Morsey 1969.

380 In den Akten finden sich viele Spuren des wütenden Protestes seitens der Fakultäten. So äußerte sich die Marburger Fakultät dahingehend, daß man durch die Nennung Heideggers („einem wissenschaftlich bewährten katholischen Gelehrten“) für die Nachfolge Wundts die eigene Aufgeschlossenheit gegenüber den wissenschaftlich-kulturellen Bedürfnissen des Katholizismus ja soeben hinlänglich bewiesen habe. Ein Lehrauftrag für katholische Weltanschauung hingegen überschreite das Maß des Hinnehmbaren: Dies stehe in „schärfsten Widerspruch zu den Grundgedanken der deutschen Universitäten, die für Forschung und Lehre jegliche Bindung, sei sie in Politik, Konfession oder Rasse gegeben, ablehnen.“ (StAM, 307d, acc. 1966/10, Nr. 4; Phil. Fak. an PrMWKV v. 23. 5. 1921). Ähnlich die Göttinger Fakultät, wo Misch und Nohl federführend die Ablehnung formulierten: GStA, Rep. 76Va, Sek. 6, Tit. IV, Nr. 1, Bd. XXVIII, Bl. 58-59; Phil. Fak. an PrMWKV v. 31. 5. 1921.

381 GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 70, Bl. 3^A; Protest der Phil. Fak. v. 15. 3. 1922 gegen die Errichtung einer Professur für katholische Weltanschauung. Haushaltsrechtlich wurde das Ordinariat in der Kath.-Theol. Fakultät in Breslau eingerichtet, seinen Lehrverpflichtungen kam Guardini aber in Berlin nach.

2.18.1. Würzburg 1922: Die Berufung von Hans Meyer

Was sich im Würzburger Universitätsarchiv und im Münchner Hauptstaatsarchiv über diesen Berufungsvorgang erhalten hat, ist zwar kaum geeignet, den Verdacht zu erhärten, daß hier ein politischer Aktivist von seinen Parteifreunden aus der regierenden Bayerischen Volkspartei, dem bayerischen Zentrum, mit dem Lehrstuhl des 1921 plötzlich verstorbenen Remigius Stölzle versorgt worden ist. Und trotzdem: Die Fakultät hatte im November 1921 Matthias Baumgartner (Breslau) zusammen mit Michael Wittmann (Eichstätt) *primo loco* vorgeschlagen. Erst in „weitem Abstand“ wollte sie die beiden Münchener Hertling-Schüler Matthias Meier und Hans Meyer berücksichtigt wissen.³⁸² Meyer, mithin nicht der Würzburger Wunschkandidat und als Philosophiehistoriker auch nicht dafür qualifiziert, die von Stölzle betriebene pädagogische Ausrichtung des Lehrauftrags auszubauen, hielt kaum drei Wochen nach Eingang des Würzburger Vorschlags bereits eine Bestallungsurkunde in Händen, mit der ihn das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus zum 1. Januar 1922 zum ordentlichen Professor für Philosophie und Pädagogik ernannte.

Meyer, am 18. Dezember 1884 im niederbayerischen Etzenbach geboren, besuchte die Gymnasien in Landshut und Regensburg (dort 1903 Abitur) und studierte zwischen 1903 und 1906 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Regensburg, in Freiburg und München Philosophie. Bei von Hertling promovierte er 1906 mit einer Arbeit über ‚Robert Boyles Naturphilosophie mit besonderer Berücksichtigung seiner Abhängigkeit von Gassendi und seiner Polemik gegen die Scholastik‘. Wiederum von von Hertling betreut, gelang ihm 1909 mit: ‚Der Entwicklungsgedanke bei Aristoteles‘ die Habilitation in München. 1915 zum *nb. ao. Prof.* ernannt, begann der vom Militärdienst weitgehend verschont gebliebene Meyer 1917/18 damit, sich ins politische Tagesgeschäft zu mischen. Er gründete 1918 die Ortsgruppe Rosenheim der Bayerischen Volkspartei und knüpfte enge Beziehungen zu deren starken Mann, dem nachmaligen Ministerpräsidenten Heinrich Held, der ihm vielleicht schon aus Regensburg bekannt war, wo Held von 1899 bis 1912 als Journalist gewirkt hatte. In München sagte man Meyer später nach, als Held-Intimus Einfluß auf die von der „Systempartei“ BVP besetzten „obersten Regierungsstellen“ gehabt zu haben. Ebenso ist überliefert, daß er in Würzburg gut in das dort von Sebastian Merkle geprägte Milieu der „deutschen Katholiken“, also rechtskatholischer, preußen- und reichsfreundlicher Kreise hineingepaßt habe. Held, im Weltkrieg zu den Annexionisten der Zentrumspartei zählend, steuerte als Fraktionsvorsitzender der BVP (1919-1924) weiter einen rechtskatholischen Kurs, so daß Meyer aus seiner Sicht wohl gerade für Würzburg der geeignete Mann gewesen sein dürfte. Hatte der sich doch durch seinen Einsatz in der Münchener Einwohnerwehr während der Räteunruhen, stärker aber noch durch eine just 1921 publizierte, die Erfahrungen der kommunistischen „Räterepublik“ verarbeitende Broschüre über ‚Entstehung und Verlauf einer politischen Revolution‘ empfohlen. Diese Streitschrift, auf deren Inhalt noch einzugehen ist (s. u. A III. 1.), bietet die ausführlichsten Kommentierungen der Revolutionsereignisse, die von einem Universitätsphilosophen vorgelegt wurden. Sie ergänzt und verdeutlicht die philosophiehistorischen Studien Meyers, die neben dem aktualisierbaren naturphilosophischen Entwicklungsbegriff (‚Die Lehre von den Keimkräften von der Stoa bis zum Ausgang der Patristik‘, 1914; ‚Das Vererbungsproblem bei Aristoteles‘, 1918) auch

382 UA Würzburg, Phii. Fak.; Vorschlag v. 27. 11. 1921.

staatsphilosophischen Problemen galten (‚Platon und die aristotelische Ethik‘, 1919 und ‚Platon über Demokratie‘, 1922, erschienen als Beitrag zur Merkle-Festschrift!).³⁸³ Daß einer seiner ersten Würzburger Doktoranden, der von ihm auch habilitierte Vinzenz Rühfer (1924/31), sich intensiv mit Staats- und rechtsphilosophischen Themen befaßte, war den Vorlieben des homo politicus Meyer wohl ebenso geschuldet wie die eingehende Auseinandersetzung mit den politischen Ideensystemen Westeuropas (z. B.: ‚Die naturalistisch-darwinistische Ethik Englands‘, die Rühfers Dissertation im Anschluß an Meyers Erstling über Robert Boyle behandelte), denen Rühfer und Hans Pfeil, sein zweiter Würzburger Habilitand (zu beiden s. u. A II. 3.), einen großen Teil ihres Werkes widmeten. Ebenso ist Meyer selbst, dessen in Distanz zum Neu-Thomismus geschriebene Thomas-Monographie von 1938 nach heutigem Urteil das Ende des strengen Thomismus in Deutschland eingeleitet hat, zeitlebens gegen die „naturalistischen“ Ideologien der Moderne, „Demokratismus, Liberalismus und sozialetischer Marxismus“ (1936) sowie den nihilistischen „Rassensadismus“ der Nationalsozialisten (1949) zu Felde gezogen.³⁸⁴

2.18.2. München 1924: Die Berufung von Joseph Geyser

Im WS 1923/24 suchte man in München nach einem Ersatz für Clemens Baeumker, seit 1912 als Nachfolger von Hertlings Inhaber des philosophischen Konkordatslehrstuhls, den er zum Zentrum des historischen Studiums spätantiker und mittelalterlicher Philosophie gemacht hatte. Die Fakultät und damit auch die Münchner Kirchenführung hätte die Möglichkeit gehabt, diese philosophiehistorische Tradition fortzusetzen. Dafür standen Adolf Dyroff und Artur Schneider zur Verfügung. Dyroffs Wahl wäre aber eine markante Abweichung von der neuscholastischen Orientierung gewesen, und Baeumkers Schüler Schneider traute man nicht Baeumkers Universalität zu, über die nach Ansicht der Fakultät allein Dyroff gebot. Aus dieser Zwickmühle befreite die Wahl des Freiburger Systematikers Joseph Geyser. Er sei um die „historisch-kritische Grundlegung metaphysischer Weltanschauung“ zwar (nur) „bemüht“, aber im Gegensatz zu Dyroff als „energischerer Denker“ ein kompromißloser Gegner des „Psychologismus“ - was bei der neuerlichen Stärkung der Psychologie durch Pfänders Aufrücken ins Extraordinariat ins Gewicht fiel.³⁸⁵

Geyser wurde am 16. März 1869 im niederrheinischen Erkelenz als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren, machte sein Abitur in Mönchengladbach und begann sein theologisch-

383 Zu Meyers Vita: BHStA, MK 44025; PA Meyer. BAK, R 21/10013, Bl. 6532. UAMn, ON 10; Protokoll betr. Nachfolge Geyser v. 21. 3. 1936 (betr. Beziehungen Held-Meyer).- BAK, NS 15/247, Bl. 0354780-81; Bericht über die weltanschauliche Lage an der Universität Würzburg, ca. 1939 (betr. Merkle und die „deutschen Katholiken“). - Ferner: Leidlmair 1988 und Schorcht 1990, S. 274ff. (dort auch zit. ein Dementi Meyers aus der Zeit nach 1945 betr. seiner Beteiligung an einer BVP-Ortsgruppe in Rosenheim). - Weder Leidlmair noch Schorcht gehen auf die wichtige Revolutionschrift Meyers mit einem Wort ein. Freilich erschien die Broschüre 1921 in Luzern in der Reihe „Volksbildung“. Ihr liegen Vorträge Meyers zugrunde, die A. Hättenschwiler organisierte, ein für die katholische Sache aktiver Dozent der „sozial-charitativen Frauenschule“ Luzerns. Die Broschüre ist offenbar nicht einmal in der Bayr. Staatsbibliothek vorhanden und konnte nur über Fernleihe aus der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern beschafft werden.

384 Meyer 1936, S. 109-111, 127ff. - Ders. 1949, S. 415¹¹⁷. Zu Meyers ‚Thomas von Aquin, sein System und seine geistesgeschichtliche Stellung‘: C. Weber 1994, S. 597f.

385 UAMn, Phil. Fak., ON 10; Vorschlag Nachfolge Baeumker v. 3. 12. 1923. Geyser und Dyroff waren, mit deutlicher Bevorzugung Geysers, primo loco, Schneider secundo loco genannt.

philosophisches Studium in Würzburg, bevor er von dort für sechs Jahre nach Rom ging. An der Universitas Gregoriana studierte er aristotelisch-scholastische Philosophie, promovierte dort 1895 und wechselte zur weiteren Ausbildung nach München, wo er 1897 mit einer philosophisch-psychologischen Dissertation: ‚Über den Einfluß der Aufmerksamkeit auf die Intensität der Empfindung‘ abschloß. Im Sommer 1898 habilitierte er sich in Bonn mit der Arbeit: ‚Das philosophische Gottesproblem in seinen wichtigsten Auffassungen‘. Als Nachfolger Hagemanns wurde er 1904 nach Münster berufen, nachdem der von der Fakultät an erster Stelle genannte und von ihr auch deutlich favorisierte Prager Philosophiehistoriker Ernst Arleth die wichtigste Berufungsvoraussetzung nicht erfüllt hatte: das Einverständnis des Bischofs und der sonstigen Diözesanoberen zu erhalten. Da der kirchenpolitisch genehmere, vom Münsteraner Klerus akzeptierte Geyser erst wenige Jahre Privatdozentur aufzuweisen hatte, übertrug man ihm Hagemanns Lehrstuhl nur als Extraordinariat, das er bis 1911 bekleidete, bevor er zum Ordinarius aufstieg. 1916 folgte er einem Ruf nach Freiburg, wo er, als bekannter publizistischer Gegner der Phänomenologie, nicht spannungsfrei neben Husserl amtierte. Gleichwohl schien es Geyser überrascht zu haben, daß sich 1923 in der Fakultät keine Hand rührte, um ihn zum Bleiben zu bewegen.³⁸⁶

Während des Ruhrkampfes, im Juli 1923, schloß Geyser eine Baeumker gewidmete Arbeit über: ‚Einige Hauptprobleme der Metaphysik‘ ab. Darin geht er im letzten Absatz auf „unsre gegenwärtige Zeitlage“ ein, indem er aus dem „Nachdenken über den Sinn des Seins“ die Zuversicht schöpft, daß sich den Menschen „ein Etwas“ zeige, „daß kein feindliches Bajonett ihnen rauben kann“. Dies, die „unsterbliche Seele“ und ein „mächtiges, gerechtes Wesen“, das die „tönernen Throne“ derer zerbrechen werde, die gewaltsam die Menschenrechte von Völkern mit Füßen treten, hielt der Rheinländer Geyser in den Krisenmonaten der französisch-belgischen Ruhrbesetzung als innere Refugien und Trost für politisch Ohnmächtige parat.³⁸⁷ Obwohl er kein strenger Neu-Thomist war und die konkrete Individualität in seinem Denken einen selbständigeren Rang einnimmt, hielten doch die ohnehin nicht sehr zahlreichen Einlassungen zur „Zeitlage“ stets an der Überzeugung fest, im Glauben die relative Bedeutungslosigkeit noch so drängender irdischer Probleme zu erfahren und im gemeinsamen Glauben auch die Basis zur Lösung sozialer Konflikte zu finden.³⁸⁸

2.18.3.Freiburg 1924: Die Berufung von Martin Honecker

Nachdem Husserls Versuch am Willen der Fakultätsmehrheit gescheitert war, den von Geyser geräumten Lehrstuhl zu „entkonfessionalisieren“, um eine Rückberufung Heideggers zu ermöglichen,³⁸⁹ und der Wunschkandidat Dyroff mit seinen 58 Jahren gar nicht auf die Liste gesetzt wurde, weil die rigorose Emeritierungsregelung Badens ihm nur noch wenig Zeit

386 GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 45, Bd. VIII, Bl. 277-279; Phil. Fak., Bericht betr. Habil. Geyser an PrMK v. 22. 10. 1898. Ebd., Sek. 13, Tit. IV, Nr. 3, Bd. VIII, unpag.; Nachfolge Hagemann, Vorschlag u. Schriftwechsel Januar-April 1904. Ebd., Bd. XI, Bl. 283-285; Bestallung Geysers zum oö. Prof. zum 1. 4. 1911. - GLA, PA Geyser. - v. Rintelen 1948 und Braun 1988.

387 Geyser 1923, S. 167.

388 Ders. 1924, S. 115f.

389 Husserl Brw. 1994, Bd. IV; Malvine Husserl an Elfriede Heidegger v. 19. 2. 1924. Vgl. Ott 1988a, S. 113f.

gegönnt hätte, schlug man im Juni 1924 den seit 1903 in Braunsberg lehrenden Hertling-Schüler Wladimir Switalski primo et unico loco vor. Den Freiburgern war bekannt, daß er das eher dem orthodoxen Neu-Thomismus zuzurechnende, gerade neugegründete Kölner Albertus-Magnus-Institut leitete, und doch priesen sie ihn als „Neuscholastiker eines ganz modernen Gepräges“ an, der weit entfernt sei „von einem geschichtslosen und vorwiegend apologetischen Traditionalismus“. Die 1923 im Rahmen des Kölner Instituts publizierten Kritiken Switalskis an den „modernen Philosophien (Pragmatismus, Philosophie des Als-ob, Neukantianismus, Religionsphilosophie Max Schelers)“ schienen zu verbürgen, daß er im Stande sein werde, die „Ideegehalte des deutschen Idealismus“ in die katholische Weltanschauung aufzunehmen und adäquater als z. B. Scheler „alten und neuen Werten“ gerecht zu werden.³⁹⁰ Das vom Ministerium umgehend gemachte Berufsangebot lehnte Switalski jedoch ab. Eine deshalb im August 1924 erstellte neue Liste mit jüngeren Dozenten nannte an erster Stelle den Dyroff-Schüler Martin Honecker, gefolgt von dem als Wegbereiter einer „neuen Metaphysik“ gewürdigten Kölner Oberlehrer Peter Wust. Der Münchener Husserl-Schüler und Konvertit Dietrich von Hildebrand wurde ausdrücklich nicht vorgeschlagen, weil das Schwergewicht seiner Interessen „nicht mehr in der Wissenschaft, sondern in der praktisch-theologischen Sphäre gelegen ist“. Der Privatdozent Honecker, der wegen seines jüngsten Beitrages zur ‚Grundlegung der allgemeinen Wertelehre‘ (1924), vor allem aber wegen der Fürsprache des eigentlichen Favoriten Dyroff ohne weitere Kontroverse den Ruf erhielt, hatte sich erst vier Jahre zuvor habilitiert.

Honecker wurde am 9. Juni 1888 in Bonn geboren. Der Kaufmannssohn besuchte das Kgl. Gymnasium seiner Vaterstadt, die für ihn, abgesehen von einigen Münchener Semestern, auch zum Hauptstudienort werden sollte. Hier promovierte er 1914 bei Dyroff mit einer Studie über ‚Die Rechtsphilosophie des Alessandro Turamini‘. Als Kriegsfreiwilliger rückte Honecker am 3. August 1914 an die Westfront ab, wo er sich in Stellungskämpfen auszeichnete (EK I), und wo er als Leutnant d. R. im Oktober 1916 in französische Gefangenschaft geriet. In einem Offizierslager hielt er regelmäßig Vorträge über Philosophie und Psychologie, eine Tätigkeit, die er nach seiner Freilassung in den 20er Jahren vor einem breiten Publikum derart perfektionierte, daß er es, gemessen an der Zahl seiner Auftritte, mit „Wanderpredigern“ vom Schlage Ernst Horneffers und Eugen Kühnemanns aufnehmen konnte. Aus Davos, wo er seit Juni 1918 interniert war, kehrte Honecker Anfang 1919 nach Bonn zurück, unterrichtete in Kriegsteilnehmerkursen und baute mit Dyroff Fortbildungseminare für Volksschullehrer auf. 1920 reichte er seine ‚Gegenstandslogik und Denklogik. Vorschlag zu einer Neugestaltung der Logik‘ als Habilitationsschrift ein und erhielt die *venia* für Philosophie und Psychologie.³⁹¹

390 UAFb, Reg. Akten V 1/169; Vorschlag Nachfolge Geyser, Phil. Fak. an Akad. Senat v. 20. 6. 1924. - Switalski, geb. 1875 im Kr. Lissa/Russ. Polen, 1899 Prom. in München: ‚Vom Denken und Erkennen‘, 1902 Habil. in Breslau: ‚Der Chalcidius-Kommentar zu Platons Timäus‘. 1903 nb., 1908 oö. Prof. Staatl. Akademie Braunsberg, deren Rektor 1914-1917, 1932 Domkapitular der Frauenburger Kathedrale. Stand dem NS. im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen sehr reserviert gegenüber. Im Februar 1945 von Soldaten der Roten Armee in Frauenburg ermordet. Vgl. Reifferscheid 1975, S. 27, 50, 67, 124f. Zur Kritik Switalskis an den „modernen Philosophien“: ders. 1920 und 1923.

391 UAFb wie Anm. 390; Vorschlag v. 6. 8. 1924. - UAB, PA Honecker; Habil. März-Mai 1920. Die PV. hielt Honecker am 25. 3. über: Die Bedeutung der Einstellung für den Eindruck des Komischen.

Weder in Bonn noch in Freiburg schien das Hauptwirkungsfeld des literarisch nicht sonderlich produktiven Honecker im akademischen Hörsaal zu liegen. Andererseits war er auch so wenig ein Vertreter des politischen Katholizismus, daß ihm die NS-Dozentenschaft später nur nachzusagen wußte, er habe wohl dem Zentrum „nahegestanden“. Wie seinem Lehrer Dyroff waren auch Honecker trotz dieser Nähe deutschnationale Sympathien nicht fremd. Sie äußerten sich im November 1931 relativ unverstellt in der Freiburger Rede zum Gedenken an die Gefallenen von Langemarck. Die Beschwörung ihres Opfers, ihrer Selbstbeherrschung, ihrer Fähigkeit zur Unterordnung des eigenen Ich unter einen höheren Zweck, aktualisierte Honecker für einen Appell an die neuerliche Opferbereitschaft der Lebenden. Angesichts des parteipolitisch zerrissenen Volkes wäre es die Aufgabe des akademischen Nachwuchses, das „Ganze“, die „Einigkeit“, als „Gebot der Stunde“ aufzufassen und im wahrsten Sinne der bei Langemarck angestimmten Hymne „Deutschland über alles“ zu stellen.³⁹²

Soweit die Texte seiner Reden und Vorträge aus den 20er Jahren publiziert vorliegen, eignet ihnen dieser Hang zum „Überparteilichen“, das in Volk und Nation, aber mehr noch in der nationalen Überlieferung abendländischer Werte für Honecker verfügbar schien.³⁹³ Die starke nationale Komponente seines politischen Katholizismus ist auch anhand seiner Vortragsforen nachzuweisen: Außer vor der Görres-Gesellschaft und dem Katholischen Akademikerverband sprach er oft vor katholischen Burschenschaften und Studentenverbindungen.³⁹⁴ Ebenso wie bei Veranstaltungen mit katholischen Junglehrern, Bibliothekaren des Borromäusvereins oder katholischen Pädagogen aller Schattierungen, mied Honecker jedoch weitgehend allgemein politisch-weltanschauliche Themen und führte stattdessen in aktuelle Forschungsprobleme ein - deren Konsequenzen für den katholischen Glauben er allerdings häufiger darlegte.³⁹⁵

2.18.4. Breslau 1924: Die Berufung von Ludwig Baur

Im Sommer 1924 bat Matthias Baumgartner, Inhaber des „katholischen“ Lehrstuhls für Philosophie an der Breslauer Universität, aus Krankheitsgründen um seine vorzeitige Emeritierung. Noch bevor diesem Antrag in Berlin stattgegeben wurde, präsentierte die Fakultät ihren Wiederbesetzungsvorschlag. Unter Berücksichtigung der Breslauer Tradition, der Bedürfnisse der Studenten und der „Lage“ des Faches, also wissenschaftsinterner Anforde-

Die AV. am 4. 5. behandelte das Thema: Der römische Aristotelismus des 16. Jhs. - UAFb, PA Honecker. - Dyroff 1942. M. Müller 1972.

392 Honecker 1931.

393 Vgl. besonders die Artikel: Intellektualismus, Materialismus, Relativismus, die Honecker für das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft zur Verfügung stellte (1927-1930) sowie seine Beiträge für die „Saarländische Schulzeitung“: ‚Zur Zielsetzung der Pädagogik‘ und ‚Staat und Erziehung‘ (1922).

394 Lt. einer Aufstellung über rund 300 Vorträge zwischen 1919 und 1933 sprach Honecker u. a. vor: Kath. Studentenverbindung Rheno Borussia, Freie Vereinigung kath. Studierender, Bonner Kartellverband (1921: ‚Die Bedeutung der philosophischen Bildung für den Akademiker‘), Kath. Stud. Verbindung Staufia (1923: ‚Begriff und Aufgabe der Geschichtsphilosophie‘), Ring kath. Korporationen (1923: ‚Katholizismus und moderne Philosophie‘), Kath. Stud. Verbindungen Flamborg, Brisingia, Neuenfels, Urach, Winfried, Gruppe Groß-Neudeutschland (1930: ‚Philosophie und Weltkrieg‘).

395 Ebd.; seine päd.-psychol. Vorträge hielt Honecker öfter an Ettlingers Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster.

rungen und Erwartungen an einen christlich-katholischen Philosophen, kam die Fakultät zu dem Schluß, daß nur ein „Historiker der Philosophie“ ihren Ansprüchen genüge, der „vor allem [...] aus den Quellen geschöpfte Kenntnis der mittelalterlichen scholastischen Philosophie“ besitze, die er für systematische Fragen zu nutzen verstehe. Ihr Wunschkandidat, der an erster Stelle gesetzte Professor am Lyzeum in Eichstätt, Michael Wittmann (1870-1948), galt als gediegener Historiker und hatte nach 1918 mit einigen Veröffentlichungen zu Problemen der philosophischen Ethik, unter denen eine Auseinandersetzung mit Schelers Ethik (1923) auch bei nicht-katholischen Fachkollegen auf Interesse stieß, aktuelle systematische Fragen behandelt. Auch in dem separat eingereichten Vorschlag der Breslauer Privatdozenten stand Wittmann an erster Stelle. Schon mit gewissem Abstand, weil die systematischen Interessen weniger ausgeprägt waren, kam der in Breslau promovierte Artur Schneider (Köln) als bedeutender Erforscher geistesgeschichtlicher Zusammenhänge zwischen abendländischer und jüdisch-arabischer Philosophie an die zweite Stelle. Mit dem ausdrücklichen Hinweis, allein Wittmann und Schneider genügten Breslauer Kriterien „ganz“, und „nur für den unerwünschten Fall, daß keiner von beiden zu gewinnen sei“, ziehe man Ludwig Baur, Professor für Philosophie an der Tübinger Kath.-Theol. Fakultät, in Betracht. Nicht ohne diskreditierende Absicht unterstrich man, daß Baur gewiß nicht wegen seiner Schriften „religiösen oder parteipolitischen Inhalts“ auf die Liste gekommen sei, sondern daß er seine Plazierung, soweit er sie überhaupt verdiene, nur einigen philosophiehistorischen Studien und seiner jüngst veröffentlichten ‚Metaphysik‘ (1922) verdanke. Leider ist nicht aktenkundig, welche Einflüsse Becker bewogen, wieder einmal die Wünsche einer Fakultät zu ignorieren und eine „dritte Wahl“ zu treffen. Jedenfalls erhielt der immerhin schon 54jährige Baur im Herbst 1924 zum 1. April 1925 einen Ruf nach Breslau.³⁹⁶

Baur wurde am 9. April 1871 als Lehrersohn in Oberdettingen bei Biberach geboren. Seine gesamte wissenschaftliche Laufbahn war mit der katholischen Fakultät in Tübingen verbunden, wo der zum Priester geweihte, zeitweise als Repetent am Tübinger Konvikt tätige, promovierte, sich 1897 habilitierte, 1903 ein Extraordinariat erhielt und 1921 zum oö. Professor berufen wurde. 1903 mit einer kommentierten Ausgabe des für die mittelalterliche Wissenschaftsgeschichte wichtigen Werkes ‚De divisione philosophiae‘ des Dominicus Gundissalinus (um 1150) hervorgetreten, fand er im Rahmen der Görres-Gesellschaft in deren Vorsitzenden von Hertling und vor allem in Baeumker Förderer seiner historischen Arbeiten. Baeumker regte ihn zu den ein Jahrzehnt ausfüllenden Forschungen zum philosophischen Werk Robert Grossetestes, des Bischofs von Lincoln (1175-1253) an.

Neben den Philosophiehistoriker, der von 1930 an und über seine Emeritierung hinaus bis zu seinem Tod 1943 auch an der Cusanus-Ausgabe der Heidelberger Akademie mitarbeitete, trat der Politiker Baur, den der Nachruf des Breslauer Kollegen Josef Koch allerdings mit keinem Wort erwähnt.³⁹⁷ Dabei saß Baur 1919 als Abgeordneter des Zentrums in der Verfassungsgebenden Versammlung Württembergs und gehörte dem Landtag als

396 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 48, Bd. VII, Bl. 453[^]59; Vorschlagsliste Phil. Fak. Breslau v. 29. 7. 1924, Vorschlag der Nicht-Ordinarien für Philosophie v. 28. 7. 1924 und Berufsvereinbarung PrMWKV-Baur. - Auf Baur als Inhaber des konfessionellen Lehrstuhls an der Breslauer Phil. Fak. gehen ein, ohne den berufungsgeschichtlichen Hintergrund zu erwähnen: Kleineidam 1961, S. 171f. und May 1968, S. 258f.

397 J. Koch 1949. Vgl. auch Grabmann 1941. In der NDB fand Baur keine Berücksichtigung, der knappe DBE-Eintrag, Bd. 1, 1994, S. 352, vermochte das Sterbedatum, den 14. 1. 1943, nicht zu ermitteln.

der verfassungsgebenden Versammlung Württembergs und gehörte dem Landtag als Abgeordneter bis 1924 an. Auch nach seinem Weggang aus Tübingen blieb er den katholischen Bildungspolitikern in Schwaben so weit verbunden, daß er einen ausgearbeiteten, 1927 vor dem Schul- und Bildungsverein der Diözese Rottenburg gehaltenen Vortrag über württembergische Schulpolitik einer Neubegründeten Schriftenreihe der Katholischen Schulorganisation in Württemberg zur Verfügung stellte (s. u. A III. 1.).

3. Die Habilitationen zwischen 1919 und 1924

Wie gruppiert sich der philosophische Nachwuchs der ersten Nachkriegsjahre weltanschaulich und politisch? Bedient auch er die „Synthese“-Erwartungen der Kultusministerien, hält er sich nach dem Vorbild der berufungspolitisch so erfolgreichen älteren Kollegen im verfassungskonformen Spektrum der politischen Vorstellungen der bürgerlich-sozialdemokratischen großen Weimarer Koalition?

Vor 1933 war der Erwerb einer Lehrberechtigung im Fach Philosophie nicht von der Erfüllung politischer Voraussetzungen abhängig. Es genügte die Bereitschaft eines Hochschullehrers, die Habilitationsschrift eines promovierten Kandidaten zu betreuen und sie der jeweiligen Fakultät als ausreichende Leistung zur Erlangung der *venia legendi* zu empfehlen. Fand sich, was in den weitaus meisten Verfahren während der Weimarer Zeit der Fall war, eine Mehrheit in der neben den Fachreferenten zuständigen Fakultätskommission dazu bereit, den Kandidaten aufgrund dieser schriftlichen Arbeit zu weiteren Habilitationsleistungen zuzulassen, folgte ein Kolloquium nebst Probevortrag. Endete dies erfolgreich, wurde die *venia* erteilt und das Thema der Antrittsvorlesung aus drei vom Kandidaten eingereichten Vorschlägen bestimmt. Das Ministerium wurde über den Vorgang nur in Kenntnis gesetzt.

So geben die Akten denn regelmäßig keine Auskunft, ob und in welchem Umfang auch politische Einschätzungen die Zulassung beeinflussten, oder inwieweit die Kandidaten selbst politisch engagiert waren. Um das zu ermitteln und ein politisches Profil des philosophischen Nachwuchses zu gewinnen, bleibt man auf personal- und werkgeschichtliche Erhebungen angewiesen. Da zwischen 1919 und 1933 rund 100 Verfahren zum Abschluß kamen, die in überschaubarer Form zu gliedern und darzustellen sind, greifen wir wieder auf das grobe Raster der Parteizugehörigkeit zurück. Sie wird hier über die, oftmals erst nach 1933 offenbarte, formelle Mitgliedschaft hinaus verstanden als intellektuelle Parteinahme für eine der großen weltanschaulichen Formationen, den politischen Katholizismus, den Sozialismus, den Liberalismus und den Konservatismus. Gemäß der Unterteilung der Berufungsgeschichte in zwei Zeitabschnitte, werden auch die Habilitationen vor und nach 1924 getrennt behandelt. Dabei erfahren jene Habilitanden eine ausführlichere Würdigung, die nicht schon im Rahmen der Berufungsgeschichte oder in dem in sich geschlossenen Kapitel über die Philosophie an den Technischen Hochschulen Beachtung finden.

3.1. Sozialisten und Sozialidealisten

Auch wenn man die parteipolitische Zuordnung recht großzügig handhabt, kommt unter dem philosophischen Nachwuchs in der Anfangszeit der Republik kaum jemand in Betracht, der sich der Linken ohne Einschränkung zuordnen ließe, oder der auch nur als politischer Denker und Publizist älteren Vertretern dieser Richtung wie Theodor Lessing oder Karl Vorländer an die Seite zu stellen wäre. Herman Schmalenbach, Mitarbeiter an den „Sozialistischen Monatsheften“, 1920 in Göttingen habilitiert, pflegte kaum mehr als eine bildungshumanistische Idee vom Sozialismus (s. u. A III. 1.). Johann B. Rieffert, Schüler Benno Erdmanns, 1919 in Berlin habilitiert und vorwiegend als Psychologe arbeitend, gehörte bis 1926 der DNVP, danach der SPD an, engagierte sich für die Partei aber nicht öffentlich.³⁹⁸ Der anfangs von Mach und Avenarius beeinflusste Friedrich Raab hielt seit 1913 im Auftrag des Frankfurter Vereins für Volksbildung philosophische Vorlesungen und wurde 1919 Geschäftsführer der von Stadtrat Philipp Stein gegründeten „Arbeitsstätte für sachliche Politik“. Doch trotz vielfältiger Beziehungen zu den lokalen Matadoren sozialdemokratischer Kulturpolitik, definierte Raab die wissenschaftliche Erforschung sozialpolitischer Reformansätze als „parteionabhängig“. Von dem Sozialdemokraten von Aster 1923 mit großen Vorbehalten in Gießen habilitiert („Das Russellsche Paradox“), stufte man seine Denkweise als so extrem „logozistisch und formalistisch“ ein, daß ihm eine Universitätskarriere nicht mehr offen stand und er als Philosoph nur an der Forstlichen Hochschule in Tharandt unterkommen konnte.³⁹⁹ Lange am Rande des akademischen Lebens angesiedelt blieb auch Hans Reichenbach, der Gründer der in Berlin recht aktiven „Sozialistischen Studentenpartei“. Er habilitierte sich 1922 an der TH Stuttgart für Physik und kehrte erst 1926 nach Berlin zurück. Politisch löste sich Reichenbachs Sozialismusverständnis nie vom liberaldemokratischen Muster der durch Bildungsreform erreichbaren Klassenaussöhnung (s. u. A II. 1.).

Unter die eher unorthodoxen Marxisten, besser unter die Sympathisanten eines im Sinne ihres „humanistischen“ Utopismus vereinnahmten Sozialdemokratismus, muß man auch den Kölner Philosophen und Soziologen Paul Honigsheim rechnen. Als SPD-Mitglied entwickelte er nur ein distanziertes Verhältnis zur eigenen Partei, die sogar nach dem 30. Januar 1933 noch Zeit fand, gegen ihn ein Ausschlußverfahren anzustrengen. Honigsheim wurde als Sohn eines Bankdirektors am 28. März 1885 in Düsseldorf geboren und besuchte dort das städtische Gymnasium, wo er durch dessen schulreformerisch engagierten Direktor Paul Cauer „wertvolle Anregungen“ erhielt. Nach Studien in Bonn (bei dem Geographen Philippsohn, den Historikern Nissen und Bezold) und Berlin (bei den Geographen von Drygalski

398 Rieffert, geb. 1883 Köln - gest. 1956 Suederburg/Kr. Uelzen. V.: Lehrer. Abitur 1904 am HG. Köln. Stud. in Bonn u. Berlin. Prom. Bonn 1910: „Die Lehre von der empirischen Anschauung bei Schopenhauer und ihre historischen Voraussetzungen“. Kriegsteilnehmer 1915-1918 (Ostfront). Habil. Juli 1919 in Berlin: „Zur Genealogie des Beziehungsbewußtseins“. Nb. ao. Prof. 1926; 1925-1931 Leiter der Reichswehrpsychologie. - UA-HUB, Kur. R 139, Bd. I-II; PA Rieffert.

399 Raab, geb. 1890 Köln. V.: Bankdirektor. Nach Abitur in Berlin (1909) Stud. (Philos., Physik, Nationalök.) in München u. Berlin, wo er 1912 mit einer Kritik am Empiriekritizismus promoviert („Die Philosophie des Richard Avenarius“). Hg. von Schriften Berkeleys in Meiners Phil. Bibliothek. Arbeit an einem „System der Philosophie“, das „keinem Gebiet des Lebens und der Kultur fremd“ gegenüberstehen werde (lt. Vita 1923). 1914/15 Kriegsteilnahme, wg. Erkrankung ausgeschieden und als Militärbeamter verwendet. 1920 zs. mit C. A. Emge Hg. der Zeitschrift „Philosophie und Recht“. - Angaben nach: UAG, PA Raab. Vgl. a. Klemperer 1996a, 1996b passim.

und von Richthofen, den Historikern und Nationalökonomten Schäfer, Hintze, Lenz, Wagner und Schmoller sowie den Philosophen Simmel und Stumpf) wechselte er nach Heidelberg, wo ihm mit Troeltsch, Max Weber, Erich Marcks und Georg Jellinek, dem „stark philosophisch angehauchten Staatsrechtslehrer“ (Scheler), seine wichtigsten Lehrer begegneten. Wie Scheler anlässlich der Habilitation vermerkt, sei Troeltschs Opus über die Soziallehren der christlichen Kirchen und Sekten für „alle Arbeiten“ Honigsheims „grundlegend“ geworden. Marcks, als Betreuer seiner Dissertation, habe ihm eine „breite historische Bildungsbasis“ vermittelt, so daß ihm die politische Ideengeschichte wie die philosophische vertraut gewesen sei, als er, der durch Dilthey begründeten „Untersuchungs- und Forschungsart“ folgend, seine Doktorarbeit in Angriff nahm. Dabei wirkte schließlich Max Webers Methodik wegbereitend, da es darum ging, nach dem Vorbild der protestantischen Ethik die Zusammenhänge des Jansenismus mit der sozialen Ideengeschichte Frankreichs aufzudecken (‘Staats- und Soziallehren der französischen Jansenisten im 17. Jahrhundert’, 1913). Für Honigsheim war diese Dissertation nur Ausgangspunkt für ein ehrgeiziges Unternehmen, vom Jansenismus aus die Vorgeschichte der französischen Aufklärung und letztlich die Ursachen der Revolution von 1789 zu erforschen.⁴⁰⁰

Die 1913/14 zu diesem Zweck in der Bibliothéque Nationale begonnene Materialsammlung mußte Honigsheim mit Kriegsbeginn einstellen. Obwohl als wehruntauglich ausgemustert, wurde er als Dolmetscher in Kriegsgefangenenlagern und zur kulturellen Betreuung französischer Gefangener eingesetzt. Seine spätere Volkshochschularbeit nahm hier ihren Anfang: In der Unterrichtung jugendlicher Gefangener, in Theater- und Musikveranstaltungen sowie in „hochschulartigen Fortbildungskursen“. Diese Tätigkeit wurde oft unterbrochen von „Dienstreisen zu den Gefangenen-Arbeitskommandos im Industriegebiet“ zwecks Vernehmung und „Regelung von Lohnangelegenheiten, Beschwerden usw.“ Am 10. November 1918 wählten die revoltierenden Mannschaften seiner Paderborner Einheit Honigsheim zum stellvertretenden Vorsitzenden ihres Soldatenrates, der sie dann auch bis Ende Januar im Generalsoldatenrat des VII. Armeekorps in Münster als Delegierter vertrat, zuständig für die Auflösung der dortigen Kriegsgefangenenabteilung und für das Sanitätsamt. Danach war er bis zum Mai 1919 Delegierter des Reichsministeriums für wirtschaftliche Demobilmachung, wo man ihn mit „publizistischen Arbeiten“ und mit der Eingliederung von arbeitslosen Kriegsteilnehmern in Landwirtschaft und Industrie betraute.

Im Juni 1919 wechselte er dann, „auf sehr warme und eindringliche Empfehlungen hin von E. Trölsch und M. Weber“ (Scheler), als Assistent an Schelers Kölner Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften, wo er bis zum 1. April 1921 wirkte.⁴⁰¹

Im Frühjahr 1920 reichte Honigsheim ein Manuskript mit dem Titel ‚Religionshistorische Parallelen zur Entwicklung des Sozialismus‘ als Habilitationsleistung ein, um die *venia* für Philosophie, insbesondere Geschichtsphilosophie und Soziologie zu erlangen. Beide

400 Honigsheim 1969 (Nachdruck der Ausgabe 1914), S. XIV.

401 Die Darstellung ist hier gefolgt den Lebensläufen von Honigsheim aus den Jahren 1920 und 1926 sowie dem Habil.-Gutachten Schelers und dessen Gutachten anlässlich des Vorschlags, Honigsheim zum nb. ao. Prof. zu ernennen, Juni 1920 bzw. 10. 12. 1925, alles in: UAK, Bestand 27/68; PA Honigsheim. Vgl. a. Specht 1972. Golczewski 1988, S. 197ff. - Für seine Beziehungen zu Weber und dessen Heidelberger Kreis vgl. Honigsheim 1925c und ders. 1963; dort S. 279 die Mitteilung, daß er sich politisch weniger an Weber als an dem Pazifisten Driesch orientiert habe.

Gutachter, Scheler und der Soziologe Leopold von Wiese, bemängelten daran einen geschichtsphilosophischen Konstruktivismus. Von Wiese vermochte „nichts, aber auch gar nichts Soziologisches“ in der Arbeit zu entdecken, die vielmehr das eigentliche soziologische Anliegen konterkariere, vorschnelle „Phasenbildungen, Stufenfolgen, Parallelen“ der Historiker durch „eine viel strengere Methode“ zu korrigieren. Aber auch gemessen an Honigsheims immanenten Vorgaben sei zu bemängeln, daß er die Sozial- und Ideengeschichte verknüpfende „Heidelberger Methode“ regelrecht verzerre. Unleugbare Parallelen zwischen Christentum und Sozialismus würden bei ihm zur „Gemeinsamkeit“. Darum müsse er die Arten des Sozialismus ausschließen, die keinen religiösen Gehalt hätten bzw. müsse er ihnen gegen jede historische Erfahrung einen solchen unterstellen, also sogar vom „wirtschaftlichen Klassensozialismus“ behaupten, er sei „religiösen Charakters“.

Für Scheler überschätzte Honigsheim den Einfluß ideeller Motive auf den vom Industrieproletariat getragenen „Klassensozialismus“. Allzu stark lösten sich „Ideen“ von den „realen Substraten“, bewegten sich „in luftleerem Raum“, verbänden kühn „bolschewistische Eschatologie“ mit der „Zarathustrareligion der alten Perser“, unterschätzten „die ökonomisch-realen Ursachen der sozialistischen Bewegung des modernen Proletariats“. Und auch ideengeschichtlich bliebe viel unbeachtet, so der „Einfluß des jüdischen Messianismus auf die Ideologie des Zukunftsstaates bei Karl Marx“. Insgesamt müsse man also konstatieren, daß Honigsheim die „Bedeutung der materialistischen Geschichtslehre für die negative Auswertung der Religion bei Marx“ verkenne und die in den marxistischen Ideen und in den „Lebensformen der Industriearbeiterschaft wurzelnde Religionsfeindschaft der Massen viel zu gering“ veranschlage, so daß er in seinem Bestreben, religiöse Ideen im Sozialismus nachzuweisen, „im Ganzen zu weit“ gehe.

Trotzdem sprachen sich beide Referenten für die Annahme dieser „Zusammenschau“ (Scheler) aus, und Honigsheim konnte am 5. Juli 1920 seine Antrittsvorlesung über „Wesen und Gegenwartsbedeutung einer Soziologie der Religion“ halten.⁴⁰² Als Privatdozent mit der *venia* für Philosophie und Soziologie, seit 1927 als nb. ao. Prof., konzentrierte Honigsheim seine Lehrtätigkeit auf Sozialpädagogik, auf ethnologische und religionssoziologische Themen. Daneben widmete er sich der „Philosophie und Soziologie des Staates“ (s. Anhang). Hauptamtlich leitete er von 1921 bis 1933 die Kölner Volkshochschule.

Honigsheim zählt zu den Philosophen der Weimarer Zeit, die kaum einen Ansatz zur Weltverbesserung verschmähten: „Sein gesamtes Streben nach einer ‚Lebensreform‘ läßt ihn in eine schwärmerische Begeisterung für das in dieser Form sicherlich mißverstandene Ostchristentum verfallen, er setzt sich für Bodenreform und Föderalismus, für Pazifismus, Schulmusik und Volkstanz ein.“⁴⁰³ Der frühe Umgang mit Weber und Troeltsch hatte nicht nur sein wissenschaftliches Interesse nachhaltig geformt. Noch in den beiläufigsten Refera-

402 UAK, Bestand 44/84, PA Honigsheim; Gutachten v. 21. 6. 1921 und Scheler v. Juni 1920. Der Titel einer PV. ist nicht nachweisbar. Honigsheims Habil.-Schrift ist nie im Druck erschienen. - Die Ernennung zum nb. ao. Prof., Ende 1925 von Scheler angeregt, mit Gutachten von Tönnies, Sombart und A. Weber unterstützt, im Juli 1926 endlich von der Fakultät beantragt, wurde erst im Juli 1927 genehmigt, weil auch Scheler nicht verschweigen wollte, daß ein großer Teil von Honigsheims Publikationen nur unterstützende Bedeutung besitze für seine „praktisch volkspädagogische Arbeit“ (Gutachten v. 10. 12. 1925).

403 Golczewski 1988, S. 197ff. (200). - Schelers Charakteristik im folgenden aus dem Gutachten v. 10. 12. 1925.

ten vor rheinischen „Volksbildnern“ oder „Entschiedenen Schulreformern“ ist das in Heidelberg vermittelte Lebensthema präsent: die entzauberte Moderne und die Suche nach Möglichkeiten, aus dem stahlharten Gehäuse rationalisierter Existenz auszubrechen. Dabei sei er vom brennenden Willen beseelt, „das Volk und besonders die Jugend auf eine höhere Stufe der seelischen Existenz zu heben“. „Im Dienste dieses fast fanatischen, nimmermüden Willens steht alles, was er treibt, in letzter Linie auch seine theoretische Formung“ (Scheler). Während Scheler seinen christlichen Solidarismus als wahren Sozialismus anbot, um letztlich nicht weniger „fanatisch“ auf die Herausforderung der Moderne zu reagieren, stützte Honigsheim, in seiner Habilitationsschrift wie in Dutzenden von Aufsätzen, den Sozialismus auf seinen vermeintlich nur ideellen Kern zurecht. Scheler bemerkt darum zutreffend, daß Honigsheims unmarxistischer, religiöser Sozialismus, „seine Forderung der ‚Gewaltlosigkeit‘, die er mit den Quäkern, denen er weltanschaulich nahesteht, teilt“, viel „unausgegrenzte Utopie“ in sich schließe und „sektiererische Einschlüsse“ in der „Art der Vertretung dieser Postulate“ häufig hervortreten.⁴⁰⁴ Honigsheims Vertrauen in den „Messias von morgen“, den Proletarier und seine „Menschheitssendung“, war daher nur schwach ausgeprägt. Den orthodoxen Marxismus hielt er für ein Kind des kapitalistisch-naturwissenschaftlichen Zeitalters der „Qualifikation“, den sowjetischen Bolschewismus folgerichtig für ein ebenso blutiges wie verfehltes Experiment, gewaltsam ein „gewaltloses Bruderdasein“ zu erzwingen. Auf die Frage, „Untergang“ des Menschen im Konsumismus und Ökonomismus oder „höhere Synthese“, gab aus seiner Sicht nicht allein die Linke eine falsche, weil kollektivistische Antwort. Genauso inakzeptabel schienen ihm rechte, romantische, ständestaatliche, katholisch-mittelalterliche, neue Gebundenheit und „Autoritätskultur“ herbeisehnende Alternativen.⁴⁰⁵ Neuzeitliche Selbstentfaltungsmöglichkeiten - die Persönlichkeitskultur - sollten jedenfalls erhalten bleiben, nur veredelt im Gruppenbewußtsein, das bereits in den altruistischen Anlagen des Kleinkindes geweckt werden könne.⁴⁰⁶ Als Soziologe und Ethnologe war Honigsheim bestrebt, die Möglichkeit dieses dritten Weges zwischen „Herdentier“ und „Rechenmensch“ empirisch nachzuweisen und anhand dieses Materials die Jugend- und Erwachsenenbildung neu auszurichten.⁴⁰⁷

404 Scheler wie Anm. 302.

405 Honigsheim 1925a, passim. Es handelt sich um ein für den Druck wesentlich erweitertes Referat, das Honigsheim auf der „Internationalen Geschichtstagung“ der Entschiedenen Schulreformer gehalten hat. Die wegen einer Weigerung der Universität, ihre Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen, im Schöneberger Rathaus abgehaltene Veranstaltung versammelte alles, was der Rechten mehr als nur ein bildungspolitischer Graus war: polnische Juden, französische Sozialisten, Pazifisten, Völkerbund-enthusiasten und Paneuropäer, unter ihnen neben Honigsheim, Th. Lessing und Reinhard Strecker. Vgl. den von Siegfried Kawerau hg. Tagungsband. Über den Schulreformer und Geschichtsdidaktiker Kawerau (SPD): Huhn 1978.

406 Honigsheim 1923a.

407 Ders. 1923b; hier schlug er vor, Biologen, Soziologen und Ethnologen sollten die herrschende, Kapitalismus und Imperialismus legitimierende sozialdarwinistische Doktrin revidieren. Ihre Forschungsgebiete böten genug Anknüpfungspunkte, um „gegenseitige Hilfe in Natur und Gesellschaft“ als Naturprinzip zu erweisen.

3.2. Anhänger des politischen Katholizismus

Neben den bald nach ihrer Habilitation auf einen Lehrstuhl berufenen katholischen Philosophen Martin Honecker (1924 nach Freiburg, s. o. 2.18.3.) und Theodor Steinbüchel (1926 nach Gießen, s. u. II. 2.) erwarben bis 1924 Dietrich von Hildebrand, Kurt Huber, Johannes Hessen, Aloys Müller, Günther Schulemann und Bernhard Rosenmöller die *venia*.

3.2.1. München 1918/20: Dietrich von Hildebrand und Kurt Huber

Als Sohn des Bildhauers Adolf von Hildebrand am 12. Oktober 1889 in Florenz geboren, in München von Privatlehrern wie Ludwig Curtius erzogen, begann von Hildebrand als eine Art Wunderkind sein philosophisches Studium an seiner Heimatuniversität bei Theodor Lipps und Alexander Pfander. Von Scheler und Pfänder empfohlen, wechselte er 1908 zu Husserl nach Göttingen, wo er, besonders gefördert auch vom jungen Privatdozenten Adolf Reinach, 1912 promovierte („Die Idee der sittlichen Handlung“). Wie nicht wenige Phänomenologen entschloß er sich, zum Katholizismus zu konvertieren (1914). Im Weltkrieg offenbar frontuntauglich, leistete er in der Heimat freiwillig Dienst als Krankenpfleger. 1918 in München habilitiert („Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis“), war er seitdem bis zur Entlassung Privatdozent bzw. *nb. ao. Prof.* (1924) an der Münchner Universität.

Von Hildebrand war in den 20er Jahren im Katholischen Akademikerverband aktiv, war dort lange Vorsitzender der Unterabteilung „Deutsch-Amerikanisches Freundschaftskomitee“ und saß in der Auslandskommission des Verbandes. Seit Ende der 20er Jahre, mit dem Eifer des Konvertiten, beteiligte er sich aktiv an den Versuchen, in Salzburg eine Katholische Universität aufzubauen. Enge, durch Besuchs- und Vortragsreisen gepflegte Beziehungen hatte er zu katholischen Intellektuellen in Frankreich und Belgien. Was ihn, der im großbürgerlichen Ambiente der väterlichen Villa regelmäßig die Mitglieder des Hauses Wittelsbach und deren eminent katholisch-monarchistische Anhängerschaft zu Gast hatte, nach eigener Angabe 1923 auf die ersten „schwarzen Listen“ der jungen NS-Bewegung gebracht haben könnte, ist trotzdem unklar.⁴⁰⁸

Von Hildebrands große Zeit als politischer Publizist begann erst nach 1933 im österreichischen Exil, wo er als „intellektueller Offizier“ des Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß die Zeitschrift „Der Christliche Ständestaat“ herausgab und in vielen Leitartikeln bestrebt war, den salopp so genannten „Austro-Faschismus“ als Bollwerk gegen Bolschewismus und Nationalsozialismus aufzubauen.⁴⁰⁹

Was von Hildebrand als Dollfuß-Anhänger offen propagierte, die Überwindung des Liberalismus und seines politischen Systems, der parlamentarischen Demokratie, kam vor 1933 nicht so entschieden zum Ausdruck, doch weisen die schwer faßbaren Beziehungen

408 BHStA, MK 43760, PA v. Hildebrand; dort in einem Anhang zum Wiedergutmachungsantrag von 1956 einige Angaben zum politischen Werdegang. Die ‚Selbstdarstellung‘ von 1975 ist dagegen für den Zeitraum 1914-1933 unergiebig. Vgl. jetzt die 1994 veröffentlichten, nach 1945 verfaßten „Memoiren“, die ihren Schwerpunkt aber auch in den Jahren 1933-1938 haben, ebenso die 1989 erstmals publizierten Erinnerungen Stöckleins, die der Edition von 1994 wieder angefügt wurden. Zum akademischen Werdegang anhand der nicht sehr aussagekräftigen Münchener Archivalien: Schorcht 1990, S. 152-157. Ausführlicher zur Biographie: Ebner 1976, S. 35².

409 Grundlegend dazu die Monographie von Ebner 1976. Derselbe Verfasser hat 1994 v. Hildebrands Memoiren und die wichtigsten Aufsätze aus dem „Christlichen Ständestaat“ mit herausgegeben.

aus seiner Münchener Zeit ins antidemokratische Lager jener, „deren Ziel die Restauration der Wittelsbacher und die Separation Bayerns vom Deutschen Reich“ war.⁴¹⁰ Aus seinen monarchistischen Neigungen machte er, als „glühender Anhänger von Kaiser Karl“ und - besonders nach der Ermordung von Dollfuß - als Fürsprecher einer Rückkehr der Habsburger und der Einführung der konstitutionellen Monarchie in Österreich, auch nach 1933 keinen Hehl. Bolschewismus und Nationalsozialismus galten ihm, in seiner frühen, sehr eigenwilligen Vorwegnahme der Totalitarismustheorie, als Erben der anthropozentrischen und egozentrischen Aufklärung, als Reaktion auf die „Sünde des Liberalismus“, auf „Technisierung und Mechanisierung des ganzen Lebens“, auf den „sogenannten ‚Amerikanismus‘“, wo die „Kategorie des Quantitativen die Kategorie des Qualitativen verdrängt“.⁴¹¹

Der Preußen-Hasser, Pazifist, Anti-Antisemit, Paneuropäer, Föderalist und Spannkritiker von Hildebrand⁴¹² war also schon vor 1933 vielfach mit Personen und Bewegungen verbunden, die man schwerlich als Freunde der Weimarer Republik bezeichnen kann, und auch seinen um den Gemeinschaftsbegriff kreisenden ethisch-phänomenologischen Studien sind keine Sympathien für das parlamentarisch-demokratische System zu entnehmen.⁴¹³

Obwohl der 1943 im Hochverratsprozeß gegen Mitglieder der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ zum Tode verurteilte Münchener Philosoph Kurt Huber von NS-Seite als „völlig scholastisch gebunden“ eingestuft wurde, weil er „bewußt oder unbewußt im Sinne des politischen Katholizismus“ denke, war er von der neuscholastischen Hauptströmung der katholischen Philosophie noch weiter entfernt als von Hildebrand. Huber war zwar Katholik, er gehörte der BVP von 1927 bis 1931 als Mitglied an, fühlte sich ihr nach eigenen Angaben auch ohne Parteibuch stets nahe, und er lieferte, neben kleineren populären Beiträgen u. a. für die rechtskatholische „Allgemeine Rundschau“, für die ‚Philosophia perennis‘ betitelte Geyser-Festschrift einen Aufsatz über die Erkenntnistheorie und Logik im Werk des geehrten „Konkordats-Professors“.⁴¹⁴ Aber damit scheinen die konfessionsgebundenen Züge von Biographie und Werk schon erschöpft. Denn der am 24. Oktober 1893 in Chur/Schweiz ge-

410 Ebneith 1976, S. 38, gestützt auf die Untersuchung von Donohoe 1961 über die konservativen Opponenten Hitlers in Bayern.

411 v. Hildebrand 1994, S. 125, über seine seit 1935 häufiger abgehaltenen Vorträge vor „legitimistischen Kreisen“. Ebd., durchgehendes Argumentationsmuster seiner „CS“-Aufsätze; vgl. nur: ‚Das Chaos der Zeit und die Rangordnung der Werte‘ v. 7. 1. 1934 und: ‚Der Kampf um die Person‘ v. 14. 1. 1934, S. 184-197.

412 Mit F. W. Foerster war von v. Hildebrand freundschaftlich und weltanschaulich verbunden. Noch 1937 glaubte er Preußen als „Fremdkörper in der abendländisch-christlichen Kultur“ brandmarken zu müssen (1994, S. 326).

413 Mit sichtlichem Unbehagen reagieren die Herausgeber der „Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte“, die führenden katholischen Zeithistoriker Hurten, Morsey und Repgen, in einer Vorbemerkung zu der von ihnen mitverantworteten Edition der Hildebrand-Arbeiten auf diesen Anti-Demokratismus und Anti-Liberalismus. Nicht zu Unrecht charakterisieren sie seine politischen Analysen als „politikfrei“, da er alle Probleme der profanen Welt durch „raschen Zugriff auf das Letztentscheidende und Letztgültige“ zu lösen trachte und keinen Ansatz für den „sachlichen Dialog“ biete (1994, S. 8*f.); ebenso Wenisch in der Einleitung; v. Hildebrand 1994, S. 23.

414 Zur Biographie vor allem Clara Huber (Hg.) 1947 und dies. (Hg.) 1986; daneben der NDB-Artikel seines Schülers Georgiades 1972. Für die Zeit nach 1933: Schorcht 1990, S. 162-169. Bislang von der Forschung unbeachtet die Personalakte Hubers in: BAP, REM 49.01, PA Huber H 663; daraus Bl. 45, betr. scholastischer Bindungen, hier zit. ein Vermerk Ministerialrat Freys (REM) v. 26. 10. 1937 über eine einschlägige Einstufung Hubers seitens des Amtes Rosenberg.

borene Sohn eines Professors an der Stuttgarter Handelshochschule blieb während des ausschließlich in München verbrachten Studiums offenbar unbeeindruckt von Geysers Vorgänger Baeumker. Der psychologisch arbeitende Protestant Becher und der Musikwissenschaftler Kroyer, Herausgeber der musiksoziologischen Arbeiten Max Webers (1921), bestimmten stattdessen Hubers Werdegang. Mit einer Untersuchung zur Musikgeschichte Bayerns im 16. Jahrhundert promovierte er 1917 bei Kroyer. Mit einer bei Becher angefertigten experimentalpsychologischen Untersuchung ‚Der Ausdruck musikalischer Elementarmotive‘ (PV.: Zur Psychologie des musikalischen Stilempfindens) gelang ihm 1920 die Habilitation.⁴¹⁵ Von 1920 bis 1926 Assistent Bechers am Psychologischen Institut, wurde er 1926 nb. ao. Prof. und bekam einen - nach dem inflationsbedingten Verlust des Familienvermögens dringend benötigten - Lehrauftrag für experimentelle und angewandte Psychologie, den er später auf Ton- und Musikpsychologie und psychologische Volksliedkunde, 1933 allgemein auf Methodenlehre umschreiben ließ.

Bis 1933 veröffentlichte Huber nur einige Arbeiten zur Vokaltheorie. Philosophisch beschränkte er sich darauf, historische und systematische Veranstaltungen vorwiegend über die neuzeitliche Philosophie abzuhalten. Eine politische Ebene erreichte seine Mitarbeit in der 1924 zur „Förderung und zum Schutz deutscher Geisteskultur in der Welt“ und als „Zentrale aller nichtamtlichen Auslandsbeziehungen“ gegründeten „Deutschen Akademie“ (DA) in München, in deren Auftrag Huber seit 1925 das Volksliedgut in Oberbayern sammelte⁴¹⁶, und für die er seit 1931 Vorträge über Pädagogik und Psychologie vor auslandsdeutschen Lehrern hielt. Auf diese Weise fand er sich eingespannt in die auswärtige Kulturpolitik, die der Selbstbehauptung der deutschen Minderheit in Südosteuropa diene (singendes Volk in der Grenzmark - das sei eine „Hilfsarmee des deutschen Geistes“, die uns kein Versailler Vertrag abzuschneiden vermöge),⁴¹⁷ während seine Volksliedforschung in Bayern im Zeichen der Modernekritik stand: Das von Huber eingeführte „Preissingen“ sollte das Übergreifen großstädtischen Ungeistes auf die Landbevölkerung verhindern und sie vor dem Absinken in eine atomisierte, revolutionärer Agitation zugängliche Masse bewahren.⁴¹⁸

Nur am Rande verrieten diese Arbeiten, daß Huber einem romantischen Volksideal nachhing und daran glaubte, etwa mit der Wiederbelebung von Festen und Liederwettbewerben den „Volksgeist“ wiedererwecken zu können. Daß er dabei das Christentum zu einem unaufgebbaren Element germanischen Wesens zählte, bahnte seinen Konflikt mit dem Nationalsozialismus an. Doch bevor Baeumler und das Amt Rosenberg wegen Hubers Katholizismus seine Berufung an das Staatliche Institut für deutsche Musikforschung verhierten (1937), verdeckte Hubers Volksbegriff diesen Dissens. Ein zuerst in den DA-

415 UAMn, PA Huber. - Die Habil.-Schrift erschien 1923 im Druck. - Vgl. a. den Nachruf auf Becher: Huber 1929. - In der „Allgemeinen Rundschau“ findet sich 1930 Hubers Bericht (1930a) über die Herbsttagung des Katholischen Akademikerverbandes in Salzburg. Zur Geyser-FS: Huber 1930b.

416 Über die Gründung der DA knapp: Harvolk 1990, S. 15ff.; ebd., S. 68-76 zu Hubers Volksliedsammlung.

417 Huber 1932 zit. nach Harvolk 1990, S. 71. Hubers bevorzugtes Arbeitsgebiet war die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slowenien. Vgl. die Schilderung einer Gottschee-Fahrt: Huber 1935.

418 So die gute Zusammenfassung der Haupttendenz mehrerer kleiner Arbeiten, die Huber seit Ende der 20er Jahre auf regionaler Ebene veröffentlichte bei: Georgiades 1947. Neben diesen Aufsätzen entstand 1929 in gemeinsamer Sammelarbeit mit dem Volksliedsänger Paul Kiem ein ‚Oberbayerisches Liederbuch‘, zuletzt ein ‚Liederbuch aus der Bayerischen Ostmark‘.

„Mitteilungen“ publizierter Aufsatz, ‚Wege und Ziele neuer Volksliedforschung und Volksliedpflege‘, fand 1935 Eingang in das Organ des mitteldeutschen NSLB: ‚Der Erzieher im Braunhemd‘. Die ersten Absätze dieses Aufsatzes mußten sich die Seite teilen mit einem dort im Fettdruck eingerückten Zitat des bayerischen Kultusministers Hans Schemm, der seit 1933 große Anstrengungen unternahm, um Volksliedforschung und Heimatkunde zu intensivieren, und der hier mit einem Panegyrikus auf die Musik als „deutscheste aller Künste“ und das Volkslied als dem Medium der deutschen Seele zu Worte kam. Dem entsprach Hubers Text, der, beispielhaft für sein Volksliedverständnis seit Mitte der 20er Jahre, diesen Zweig der Musikwissenschaft ganz auf die Suche nach dem Deutschen in der - wie selbstverständlich vorausgesetzten - deutschen Volksseele konzentrieren wollte. Nur wer genau las, dem mochte damals schon auffallen, wie Huber Vorbehalte einstreute: „Volk ist nicht nur durch das Erbgut von Rasse und Anlage ...“ Weil auch Geschichte und Tradition die Volksseele formen, erlaubte er sich den Hinweis auf die „germanisch-christliche Religiosität“, die das Volkslied geprägt habe.⁴¹⁹ 1938, nach dem Karriereknick, grenzte Huber sich dann sehr deutlich von rassentheoretischen Herleitungen in der Musikwissenschaft, speziell in der Volksliedforschung ab.⁴²⁰

3.2.2. Köln und Bonn 1921: Johannes Hessen und Aloys Müller

Brachten die Habilitationen in München der herrschenden neuthomistischen Richtung keine Verstärkung, erwachsen ihr durch die Verleihung der *venia* an Hessen und Müller sogar aktive Widersacher auf akademischem Boden.

Hessens Habilitation war ein Politikum ersten Ranges. Kein Geringerer als Oberbürgermeister Adenauer, Vorsitzender des Kuratoriums der Universität, hatte dem Kölner Kardinal von Hartmann kurz vor dessen Tod versprechen müssen, Hessens Etablierung an der Hochschule zu verhindern. Es war dann der deutschnationale Katholik Martin Spahn, der am zögerlichen Scheler vorbei die Kommission zur Annahme der Arbeit über ‚Die Kategorienlehre Eduard von Hartmanns und die Philosophie der Gegenwart‘ drängte und der vor allem seine politischen Beziehungen einsetzte, um die Erlaubnis des Bischofs von Münster zu erwirken, die der Priester Hessen für diese Habilitation benötigte.⁴²¹

Hessen wurde am 14. September 1889 als Sohn eines Landwirts im niederrheinischen Lobberich geboren, legte sein Abitur am Collegium Augustinianum in Gaesdonck ab (1909) und studierte bis 1914 Theologie und Philosophie in Münster, wo er auch die Priesterweihe empfing. 1916 wurde er von Mausbach mit einer theologischen (‚Die Begründung der Erkenntnis nach dem heil. Augustinus‘), 1918 von Stölzle in Würzburg mit einer philosophischen Dissertation (‚Die Religionsphilosophie des Neukantianismus dargestellt und gewürdigt‘) promoviert.

Über die „Wechselbeziehungen seines Arbeitens mit politischen und kirchlichen Verhältnissen seiner Zeit“ sind wir seit 1994, als die materialreiche Hessen-Monographie des

419 Huber 1935, S. 601, 603, 607. Der Abdruck wird in keiner Veröffentlichung über Huber erwähnt, auch er selbst führt ihn in seinem 1937 dem REM eingereichten Schriftenverzeichnis nicht auf (BAP, RE; 49.01, PA Huber H 663). Zur von Schemm geförderte Volksliedforschung vgl. Harvolk 1989.

420 Huber, ‚Wo stehen wir heute?‘ (1938), in: ders. 1960, S. 85-98 - Neuerdings versucht Potter 2000, S. 159ff, Hubers ambivalentes Verhältnis zum NS. recht gewaltsam zu „vereindeutigen“.

421 Hessen 1959, S. 53-56. Zum „Versprechen“ Adenauers: C. Weber 1994, S. 62.

Düsseldorfer Historikers Christoph Weber erschien, gut unterrichtet.⁴²² Danach verzahnten sich ein früher Modernismus und eine kritische Ablehnung des politischen Katholizismus der Zentrumspartei. Der Modernismus wurde gespeist aus der Rezeption philosophiehistorischer Resultate der Hertling-Baeumker-Schule, die gegen neuscholastische Harmonisierungen die Differenzen zwischen Augustinus und Thomas von Aquin markierte. Der dadurch legitimierte Neu-Augustinismus, der im Falle Hessens noch durch die über seinen Münsteraner Lehrer Geyser vermittelte suaresianische Tradition Auftrieb erhielt, radikalisierte sich Ende der 20er Jahre bei ihm zur Parteinahme für die „Liebeskirche“ und gegen die „Rechtskirche“. Eine Radikalisierung, die nicht zuletzt aus zahlreichen Konflikten mit kirchlichen Behörden folgte, einsetzend 1917/18, als erkennbar wurde, daß Hessen den Glauben wertphilosophisch abstützen wollte. Einen Höhepunkt erreichten die Auseinandersetzungen 1928, als man zwei Bücher Hessens indizierte und er - kurzzeitig - von seinem Priesteramt suspendiert wurde. Ohne wie andere Linkskatholiken als politischer Publizist zu wirken, gehörte Hessen, u. a. als Mitglied des „Friedensbundes deutscher Katholiken“ - bis 1933 doch zu jenen westdeutschen Kreisen der christlich-sozialistischen Reformbewegung, in denen sich - mit stark lebensreformerischen Einschlägen - Pazifismus, Antialkoholismus, Gegnerschaft zur Todesstrafe und Verurteilung der Vivisektion, Bodenreform, Paneuropäismus („Verständigung mit Frankreich und Polen“) und unentwegte Kritik an der nach rechts als zu nachgiebig eingeschätzten Zentrumspartei mischten.⁴²³

Anders als Hessen, dem er sich „in vielem“ verwandt gefühlt habe,⁴²⁴ führte sein Bonner Kollege Aloys Müller ein eher abseitiges Gelehrtenleben, das ihn aber ebensoweit vom Neuthomismus wie vom offiziellen Kirchenglauben entfernte. Müller wurde am 11. Juli 1879 in Euskirchen geboren, verlebte Kindheit und Jugend im katholischen Milieu seines dem „ingesessenen Kleinbürgertum angehörenden Elternhauses“ und studierte nach dem Abitur am Humanistischen Gymnasium Münstereifels von 1899 bis 1903 katholische Theologie in Bonn. 1903 zum Priester geweiht, wirkte er dann als Kaplan in Düsseldorf. Zwischen 1908 und 1911 setzte er seine philosophischen, naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien bei Dyroff in Bonn fort, der ihn 1913 mit Untersuchungen zum realistischen Wahrheitsproblem' promovierte. Seit 1911 war Müller im Schuldienst und als Seelsorger tätig, seit 1921 als Pfarrektor in Buschdorf. Im Frühjahr 1921 reichte er in Bonn seine Habilitationsschrift ‚Das Problem des absoluten Raumes und seine Beziehung zum allgemeinen Raumproblem' ein, die von Dyroff und Störing wohlwollend begutachtet wurde. Nachdem er seine Probevorlesung über ‚Strukturwissenschaft und Kulturwissenschaft' gehalten hatte, fand das Verfahren im Mai 1921 mit seiner Antrittsvorlesung über Scholastik und moderne Philosophie' seinen Abschluß. Zum WS 1926/27 bekam Müller einen

422 C. Weber 1994; das knapp 700 Seiten umfassende Werk identifiziert sich in allen wesentlichen Fragen mit seinem „Helden“ und hält sogar eine Revitalisierung von Hessens obsoleter Wertphilosophie für wünschenswert (ebd., S. 24f), bietet aber ansonsten eine für die neuere Philosophiegeschichtsschreibung hoffentlich vorbildlich wirkende, selten dichte bio-bibliographische Dokumentation sowohl interner neuscholastischer Dispute wie auch des Verhältnisses der Neuscholastik zur nicht-katholischen „Außenwelt“.

423 Nach Weber 1994, S. 36-94, 100-119.

424 So Müllers Biograph Cornel J. Bock 1967, S. 451; Bock weist hier auch auf eine Nähe zu dem 1927 von seinem Lehramt suspendierten schlesischen Theologen Joseph Wittig hin.

Lehrauftrag für Philosophie der Mathematik und der exakten Naturwissenschaften, im Dezember 1927 erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof.⁴²⁵

„Die kirchliche Front, gegen die Aloys Müller zu kämpfen hatte, hieß insbesondere: Neuscholastik.“⁴²⁶ Gegen sie verteidigte der naturwissenschaftlich gebildete Philosoph sein Verständnis von wissenschaftlicher Autonomie. Ergänzend dazu deutet Müllers „Naturalismus“-Artikel aus dem Staatslexikon der Görres-Gesellschaft (1929) die politische Frontstellung wenigstens an: gegen jede materialistische Staatsauffassung. Das richtete sich gegen völkische Konzepte, soweit sie den Staatskörper mit rassenhygienischen Methoden kurieren wollten, wie gegen den Liberalismus, der den Staat auflöse, um den „Weltfrieden auf Wirtschaft zu gründen“.⁴²⁷ Seine in der Probevorlesung vorgetragene Spengler-Kritik zielte besonders auf ein „extrem“ relativistisches Geschichtsdenken, für das es keine allgemeingültigen, absoluten Werte gebe, ohne die für Müller ein staatliches Gemeinwesen nicht denkbar war.⁴²⁸ Müller hat unter dem zeitgemäßen Titel ‚Die große Synthese‘ 1926 in der Dyroff-Festschrift entwickelt, wie eine wertphilosophisch begründete und gleichwohl theistische „Weltanschauungssynthese“ möglich sei.⁴²⁹ Ohne sich politisch festzulegen, hat er seine vor 1933 eher zurückhaltende Kulturkritik nach 1939 verschärft, gelangte jedoch über die Klage nicht hinaus, daß die Neuzeit den „Verlust der Mitte“ bedeute, die „seelische Verarmung“, die Auslieferung des wesentlich Menschlichen an die „Apparate-Welt“. Dabei stehe Deutschland in der Gefahr, die „Entwicklung Nordamerikas“ zu durchlaufen und sich an die technisch-ökonomische Zivilisation und den seit 1900 triumphierenden individualistischen Liberalismus zu verlieren.⁴³⁰

3.2.3. Münster 1923: Bernhard Rosenmöller

Rosenmöller wurde als Kaufmannssohn am 17. April 1883 in Hamburg geboren, wuchs in Holland auf, wo er in Utrecht von 1901 bis 1906 Philosophie und Theologie studierte, und wo ihm die Priesterweihe verweigert wurde, weil er unter Modernismusverdacht geraten war. Er wechselte darum 1906 an die Katholisch-Theologische Fakultät in Freiburg, wo er 1909 das Studium mit einer Arbeit über ‚Des Fulgentis Lehre vom dreieinigen Gott‘ abschloß. 1913 promovierte er in Münster zum Dr. phil. mit einer wirtschaftshistorischen Arbeit über die Preußische Seehandlung. Als Kriegsfreiwilliger in der Champagne 1915 schwer verwundet, fand Rosenmöller zwischen 1916 und 1920 in Münster eine Anstellung als Lehrer an einem privaten Mädchengymnasium. Von 1920 bis 1923, finanziell kontinuierlich unterstützt von seinen in Haarlem lebenden, begüterten Eltern, unterrichtete er als unbesoldeter Studienassessor am Paulineum. Nach eigener Aussage drängten ihn Kriegserlebnis und pädagogische Praxis gleichermaßen auf das philosophische Problem von Glauben und Wissen, dem er in langjährigen Studien zur scholastischen Philosophie nachging, und woraus 1923 die bei Ettlinger eingereichte Habilitationsschrift: ‚Das religiöse Erkennen

425 UAB, PA Müller; Unterlagen zur Habil. 1921 und zur akademischen Laufbahn bis 1941.

426 Bock 1967, S. 453.

427 Müller (1929) 1969, S. 189-193.

428 ders. (zuerst 1922 in den „Kantstudien“) 1967, S. 34-59.

429 Ders. (1926) 1967, S. 3-33.

430 Ders., ‚Idee und Menschwerdung der Wissenschaft‘ (1944) 1967, S. 60-91; ‚Das Dasein Gottes‘ (1938/39) 1967, S. 242-244; ‚Macht und Geheimnis des Materialismus‘ (1944) 1967, S. 31 Off.

nach Bonaventura' hervorging. Die Probevorlesung über „Ernst Troeltsch als Geschichtsphilosoph" am 14. November 1923 und die drei Tage später gehaltene Antrittsvorlesung über: „Neuere Strömungen in der Religionsphilosophie" beendeten das Verfahren.⁴³¹

Rosenmöller, nur 1918/19 auch eingetragenes Mitglied der Zentrumspartei⁴³², zählte zu den Aktivisten des Katholischen Akademikerverbandes (KAV), obwohl er - im Vergleich etwa mit Honecker - mehr als Organisator denn als Redner und Publizist wirkte.⁴³³ Auf der Bonner Generalversammlung des KAV hatte er aber 1920 in einem Referat über: ‚Kulturaufgaben der katholischen Akademiker' die eigenen, rechtskatholischen Positionen, an denen er offenbar über 1933 hinaus festhielt, hinlänglich klar umrissen: 1. Der Staat sei weder die Offenbarung Gottes noch die Gemeinschaft christlicher Liebe, aber gottgewollte Ordnung. Das kam einer Loyalitätserklärung gegenüber dem Weimarer Staat gleich, die verbunden war mit einer Abgrenzung gegen die nationale und völkische Rechte: von Standesdünkel und Rassestolz solle der katholische Akademiker sich nicht leiten lassen. 2. Deutschland sei mit Ausnahme Belgiens und der Türkei 1914 wohl am wenigsten Schuld am Kriegsausbruch gewesen. Damit war impliziert, daß nach der Revision der Kriegsschuldthese einem als „christliche Erneuerung der Welt" gedachten „Wiederaufbau der Völkergemeinschaft" unter Mitwirkung „aller Rassen" nichts im Wege stehe. 3. Deutschlands eigentliche Schuld liege in der Rezeption der englisch-französischen Aufklärung auf der Linie Hegel-Marx-Nietzsche-Haeckel. Von da aus kam Rosenmöller zu der im KAV üblichen scharfen Verurteilung der „neuheidnischen Zersetzung alles Geistigen", des Verlustes der „Ehrfurcht vor den Werten (Scheler)", des Abfalles von Gott, der „Ichsucht" und des Materialismus. Da er auch Hochschule und Wissenschaft von dieser Krankheit infiziert glaubte, dachte er darüber nach, ob nicht wenigstens in der Görres-Gesellschaft ein institutionelles Gegengewicht geschaffen werden könne, wo die Forschung wieder zum „Absoluten" zurückkehre.⁴³⁴

Die nationalen Untertöne in dieser Modernekritik klangen im Laufe der 20er Jahre aus. Es blieb ein rigider, durch die augustinisch-franziskanische Tradition geprägter, durch Scheler-Rezeption stark modifizierter Neuscholastizismus, der das menschliche Dasein im absoluten Wertreich verankert.⁴³⁵ Dem „Zentralwert" Gott werden die menschlichen Gemeinschaften untergeordnet. Die Nation stellt Rosenmöller dann abwertend auf eine Stufe mit den falschen Göttern des „Erwerbs" und der „Rasse". In seiner ‚Religionsphilosophie' (1932) widmet er Volk und Staat nur noch wenige Zeilen, die die Bedeutung und Befugnisse

431 GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 6, Bd. III, unpag.; Habil. Rosenmöller, Bericht des Dekans v. 20. 11. 1923 und vita. Die Habil.-Schrift erschien 1925 in Baumkners Reihe „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters". Vgl. a. Rosenmöller 1914.

432 BAK, R 21/10016, Bl. 7838; eigene Angabe ca. 1936.

433 Seine Beteiligung an den Verbandsaktivitäten belegen ein von ihm hg., allerdings nur mit einem kurzen Vorwort versehener Sammelband: ‚Das katholische Bildungsideal und die Bildungskrise' (1926a; enthält Referate der Sondertagung des KAV in Recklinghausen) sowie ein Bericht über die KAV-Tagung in Konstanz (Rosenmöller 1928a). Persönliches Engagement mindestens auf regionaler Ebene ist wahrscheinlich, aber leider nicht mit vertretbarem Aufwand nachzuweisen.

434 Rosenmöller 1920.

435 Vgl. dazu E.J.Bauer 1990.

dieser irdischen Einrichtungen ganz am Maßstab ihrer Beziehung zum „Unbedingten“ ausrichten⁴³⁶

3.2.4. Breslau 1923: Günther Schulemann

Im Vergleich mit Hessen oder von Hildebrand ist der Breslauer Baumgartner-Schüler Günther Schulemann eher mit konventionell neuscholastischen Positionen zu identifizieren. Am 26. August 1889 in Neisse/O. S. geboren, studierte der Fabrikantensohn nach dem Besuch des Humanistischen Gymnasiums seiner Heimatstadt in Berlin, Freiburg und Breslau Philosophie, promovierte 1909 in Breslau über ‚Das Kausalprinzip in der Philosophie des hl. Thomas von Aquin‘ und begann sich in fernöstliche Weisheit zu vertiefen, was 1911 eine erste größere Studie über die Geschichte des Dalai Lama zeitigte. Als Kriegsfreiwilliger bei den Leibkürassieren zwei Jahre an der Front, kehrte er 1916 zum Theologiestudium nach Breslau zurück, wo er 1918 die Priesterweihe empfing und 1920 das bis zur Vertreibung 1945 ausgeübte Amt als Domvikar an der Kathedrale antrat. 1923 habilitierte er sich mit einem schmalen, suaresianischen Tendenzen gegen die neuscholastische Interpretation Raum gebenden Werk über ‚Die Lehre von den Transcendentalien in der deutschen scholastischen Philosophie‘ (PV.: Die Wesensschau nach scholastischer und phänomenologischer Erkenntnislehre).⁴³⁷ Neuscholastische Denkweisen zeigten sich in Reflexionen über den ‚Kern aller Philosophie‘ (1923), ‚Vom inneren Leben‘ (1926) und in einer ‚Ästhetik‘ (1930), die unangefochten durch die neuere Entwicklung dieser Disziplin am scholastischen *pulchritudo est splendor veritatis* festhielt, wobei dann Kunstwerke, die keine Symbole der Sittlichkeit waren, als häßliche „entartete Kunst“ gewertet wurden.⁴³⁸

Schulemann war in der Volksbildungsarbeit aktiv, wirkte neben Siegfried Marck als Philosophiedozent an der Breslauer VHS⁴³⁹ und schrieb 1926 einen ‚Führer durch Schlesiens Hauptstadt und ihre Heiligtümer‘, der ‚Breslau und seine heilige Erde‘ kontrastierte mit „der alles gleichmachenden Geschäftigkeit des letzten Zeitalters, dem die Rührigkeit der [in Breslau, CT] zahlreichen jüdische Geschäftsleute nicht zum wenigsten ihren Stempel aufgedrückt“ habe.⁴⁴⁰ Dieser den jüdischen Anteil an der Ökonomisierung des Lebens beklagende Passus deutete keine Nähe zu dem deutschnationalen Kollegen Kurt Ziesche an, der in der Katholischen Fakultät als antijudaischer Exponent des Rechtskatholizismus eines Martin Spann galt, obwohl Schulemann, der sich sonst ausdrücklich vom „unmoralischen Rassenhaß“ und „Antisemitismus“ distanzierte, an anderer Stelle auch über jene Jüdischen Han-

436 Rosenmöller 1926 b; ders. 1928b und ders. 1932, S. 138f.

437 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. VIII, Bl. 233-235; Habil. Schulemann. Vgl. zur Habil.-Schrift das Urteil von C. Weber 1994, S. 172, Anm. 372.

438 Schulemann 1930, S. 205.

439 Lt. VHS-Programm Breslau 1922-1932/33 bot Schulemann dort Veranstaltungen an über Naturphilosophie (Naturwissenschaft, Philosophie und Religion, Die großen Welträtsel), Religionsphilosophie (Die Unterschiede des Theismus, Atheismus und Pantheismus genannten Weltanschauungen; Philosophie als Lebensweisheit: Der harmonische Mensch; Gottesbeweise und philosophische Gotteslehre), Psychologie (Das seelische Leben), Ästhetik - gelegentlich auch über politische Themen (Die philosophischen Grundlehren und das menschliche Gemeinschaftsleben: Volk und Nation, Krieg und Frieden, Staatenbildung, Verfassung; Ausgewählte Kapitel aus der neueren Philosophie: u. a. Sozialismus, Kulturphilosophie).

440 Schulemann 1926, S.6f.

delshäuser" klagte, die im 19. Jahrhundert als Profiteure der Säkularisierung ihre Gewinne aus dem Verkauf von Kirchengütern zogen.⁴⁴¹

Doch in Fragen der „großen Politik“, die er ausführlicher in einer Anfang 1919 publizierten Broschüre: grundsätzliches zum Programm des Zentrums als einer christlich-demokratischen Volkspartei' behandelte, stand Schulemann dem Linkskatholiken Matthias Erzberger nahe. Sie enthielt scharfe Verurteilungen des wilhelminischen Systems, einer „Militärdiktatur“, der er zusammen mit dem zaristischen Rußland die Weltkriegsschuld anlastete. Da das Zentrum sich in der Monarchie angeblich nie „kompromittiert“ habe, brauche es dem Vergangenen nicht nachzutruern, sondern könne sich unbelastet dem Aufbau der „christlichen Demokratie“ zuwenden.⁴⁴² Außenpolitisch ein Lobredner Wilsons, dessen 14-Punkte-Programm mit den menscheitsbeglückenden Ermahnungen des Papstes und den Jahrhunderte alten Grundsätzen der katholischen Völkerrechtslehre übereinzustimmen schien, riet Schulemann, eine „vorübergehende Demütigung Deutschlands“ in Versailles in Kauf zu nehmen, und auch noch die linke Wange darzubieten, um den Weltfrieden nach angelsächsischen Vorgaben zu ermöglichen. Der von Wilson gewünschten „Befestigung des Völkerrechts“ sei eben ein Opfer zu bringen.⁴⁴³ Innenpolitisch waren ein gezügelter Kapitalismus und eine wieder im Landleben fundierte Mittelstandsgesellschaft Schulemanns Ideale, die er von sozialdemokratischen Forderungen nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel und bereits „abschreckend“ in Rußland zutage getretenen weiteren „Tollheiten“ der marxistischen Ideologie abgrenzte.⁴⁴⁴

Schulemann blieb diesen Ideen offenbar bis 1933 treu, wie es politische Bezugnahmen vor allem im ‚Kern der Philosophie‘ von 1923 belegen, die in vielem seine Postulate aus den Anfangsmonaten der Republik nur paraphrasierten.⁴⁴⁵

3.3. Die Liberalen

Noch weniger als ihre älteren Kollegen unter den Nicht-Ordinarien weisen die nach 1918 Habilitierten, die dem liberalen Lager zuzuordnen sind, ein scharfes parteipolitisches Profil auf. Nicht so selbstverständlich war die Mitgliedschaft in DDP oder DVP, seltener publizistisches Engagement. Neben dem 1925 nach Kiel berufenen Oberlehrer Julius Stenzel (Breslau 1920), dem Husserl-Schüler Oskar Becker (Freiburg 1921), dem von Lask und Rickert geprägten Eugen Herrigel und dem Jaspers-Protege Erich Frank (Heidelberg 1922 bzw. 1923), gehören in diese Gruppe Reinhard Kynast (Breslau 1919), Helmuth Plessner und Ernst Barthel (Köln 1920 bzw. 1921), Walther Schulze-Soelde (Greifswald 1920), Johannes Thyssen (Bonn 1921), Fritz Heinemann (Frankfurt 1921) und Gerhard Stammeler (Halle 1924). Auf die Dozenten Stenzel, Herrigel, Frank und Becker ist im Zusammenhang mit ihren Berufungen noch näher einzugehen. Ebenso wenden wir uns erst im Abschnitt über die Philosophie an den Technischen Hochschulen (A II. 1.) den Habilitanden zu, die

441 Zu Ziesche vgl. Greive 1967, insb. S. 103-106. Schulemann gegen den „Rassenhaß“: ders. 1923, S. 167; über jüdische Handelshäuser: ders. 1919, S. 30.

442 Schulemann 1919, S.7f.

443 Ebd., S. 9f.

444 Ebd., S. 16-19.

445 Ders. 1923, S. 123ff., 156ff.

aufgrund ihrer politischen Orientierung hier wenigstens erwähnt werden müssen: Willy Moog (Greifswald 1919), Wilhelm Steinberg (Breslau 1920), Paul Luchtenberg (Köln 1921), Friedrich Seifert (München 1922) und Alfred Baeumler (Dresden 1924). Erich Rothacker (Heidelberg 1920) war bis 1926 in der DVP, bevor er dann, ähnlich wie der liberale Kulturidealist Baeumler, das politische Heil auf der äußersten Rechten suchte. Daß Stenzel und Moog als Sympathisanten von C. H. Beckers - im Rahmen der parlamentarischen Demokratie zu realisierenden - Bildungspolitik galten, daß sie deren individualistische Elemente („Persönlichkeitserziehung“) sogar stärker betonten als Becker, macht sie in dieser Gruppe zu Prototypen. Heinemann, Kynast, Thyssen, Barthel, Plessner, Stammler und der von Driesch geprägte, nach 1945 wieder zu seinen bildungsidealistischen Anfängen zurückfindende Schulze-Soelde - sie gelangten auf bildungs- und hochschulpolitischem Sektor zu ähnlichen Positionen und fallen durch eine relativ stabile Abneigung gegen totalitäre Radikalismen auf.

3.3.1. Breslau 1919: Reinhard Kynast

Der Titel eines seiner Bücher, ‚Kant als Philosoph des Kulturbewußtseins‘ (1924), ordnet den Philosophen Reinhard Kynast unter den Breslauer Kollegen der kulturliberalen Mitte zu zwischen dem Deutschnationalen Kühnemann und dem Sozialisten Marck. Kynast, am 8. Februar 1882 in Breslau geboren, trat nach dem Abitur am Städtischen Johannes-Gymnasium (1901) in die Fußstapfen seines Vaters und studierte an der Heimatuniversität, um Lehrer zu werden. 1906 promovierte er mit einer physikalischen Dissertation. 1908 bestand er in den Fächern Mathematik, Physik und philosophische Propädeutik das zweite Staatsexamen. Nach einem Intermezzo als Laborleiter bei Siemens & Halske, fand er 1910 am Realgymnasium zum Hl. Geist eine Anstellung. 1916 zum Landsturm eingezogen, kommandierte man ihn nach einem Fronteinsatz bei der Nachrichtentruppe im Sommer 1918 nach Berlin ab, wo er an militärtechnischen Projekten mitarbeitete. Privat hatte er sich seit 1910 weiter der Philosophie gewidmet und 1915 mit einer Arbeit über die Fortschritte der Metaphysik seit Hegel und Herbart den zweiten Preis der Kantgesellschaft gewonnen. Im Frühjahr 1919 habilitierte er sich bei Hönigswald mit der knappen Studie über ‚Intuitive Erkenntnis‘, die an eine 1917 veröffentlichte wissenschaftstheoretische Untersuchung über ‚Das Problem der Phänomenologie‘ angeschlossen.⁴⁴⁶

Kynast, neben seiner Privatdozentur weiter im Schuldienst tätig, erhielt 1924 einen unbesoldeten Lehrauftrag für Naturphilosophie. Da man ihn in Berlin offenbar für einen, ausweislich seiner Buch- und Aufsatztitel (1925 noch: ‚Zur Synthesis der reinen Logik‘), extrem unfruchtbaren Formalisten hielt, drängte das Ministerium darauf, die ihm wegen des Lehrauftrags gewährte partielle Befreiung vom Schuldienst wieder aufzuheben. Vielleicht war das Ansporn genug, den ‚Weg zur Metaphysik‘ (1927) zu beschreiten. Die Fakultät argumentierte, daß Kynast von der Logik zur Kulturphilosophie gefunden und, von Hartmann und Heimsoeth dafür gelobt, bestrebt sei, das „Sinngbiet der Metaphysik neu zu begrün-

446 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. VII, Bl. 30-3 lr; Meldung des Breslauer Kurators über

die am 8. 5. 1919 erteilte venia für Philosophie und Psychologie nebst hs. Lebenslauf Kynasts. - Hesse 1995a, S. 467f.

den".⁴⁴⁷ So hielt man ihn an der Universität, doch trug ihm die kulturphilosophische Wende nicht den ersehnten besoldeten Lehrauftrag ein, sondern nur eine Professur für Philosophie und Pädagogik an der Pädagogischen Akademie Breslau (1929)⁴⁴⁸, die er infolge ihrer wirtschaftlich bedingten Schließung 1932 wieder verlor. 1934 kehrte Kynast in den Schuldienst zurück, behielt aber zunächst noch seine *venia* als *nb. ao. Prof.* der Breslauer Universität.

3.3.2. Greifswald 1920: Walther Schulze-Soelde

Schulze-Soelde wurde am 26. April 1888 als Sohn eines Oberstaatsanwalts in Dortmund geboren, wo er 1907 die Reifeprüfung bestand. Nach einem längerem Kuraufenthalt im Schwarzwald begann er 1908 mit dem juristischen Studium in Freiburg. Vor dem Examen, das er 1911 in Münster ablegen wollte, zwang ihn ein neuerlicher Krankheitsausbruch, nach Süddeutschland zurückzukehren und seine Interessen auf die Philosophie zu verlagern. Nach formalem Studienabschluß mit einer Dissertation über ein zivilprozessuales Thema (Heidelberg 1912) und kurzem Aufenthalt in London, nahm er bei Windelband das Philosophiestudium auf. Abgestoßen vom dortigen „einseitigen Kantianismus“, kehrte er von einem Ausflug zu Cohen und Natorp (WS 1914/15) nach Heidelberg zurück, wo er sich nach Windelbands Tod Hans Driesch anschloß. „Voller Entrüstung“, so Schulze-Soelde rückblickend, „über die unheilbare Zersplitterung der deutschen Philosophie der Gegenwart, suchte ich nochmals bei den Klassikern, insbesondere bei den Philosophen Plato, Spinoza, Kant, Fichte und Hegel neue Kraft für eigenes Schaffen.“ 1916 promovierte er über ‚Die Methode Spinozas im Lichte Kants‘. Er trat in engeren Kontakt zu dem gerade nach Heidelberg berufenen Rickert, hörte in Erlangen bei Falckenberg und Hensel sowie (im SS 1917) bei Maier und G. E. Müller in Göttingen. In dieser Zeit entstand unter Rickerts Einfluß eine Arbeit über die Grundlagen der historischen Erkenntnis (‚Geschichte als Wissenschaft‘, 1917). Als Landsturmmann nahm Schulze-Soelde 1917/18 noch am Krieg teil. Anfang 1919 siedelte er nach Greifswald über, um weltanschauliche Affinitäten zu den Arbeiten der Ordinarien Rehmke und Schwarz für die akademische Karriere auszunutzen. „Infolge der politischen Umwälzungen wurden meine geschichtsphilosophischen Bemühungen ausschließlich auf die Fragen der Wertegemeinschaft und des Staates eingestellt.“ Deren Ertrag, ‚Der Einzelne und der Staat‘, legte er 1920 in Greifswald als Habil.-Schrift vor. Gegen den Widerstand von Ernst Bernheim, einem renommierten Methodologen der Geschichtswissenschaften, beschlossen Schwarz und Rehmke, den Bewerber, dessen Kolloquiumsleistung (Die Form des Gesetzes in der Geschichte und Natur) wiederum Bernheims Kritik herausforderte, zu habilitieren. Schulze-Soelde erhielt 1920 die *venia* (AV.: Der Einzelne, der Staat, die Staaten), 1922 einen Lehrauftrag für Ethik und Ästhetik. 1927 erfolgte seine Ernennung zum *nb. ao. Prof.*⁴⁴⁹

Allem Anschein nach gelang es Schulze-Soelde, dem völkischen Gedankengut seines Förderers Schwarz auszuweichen. Gelegentliche gemeinsame Auftritte zur „kulturellen

447 GStA (wie Anm. 446), Bl. 381, 390-392, 416, 469, 493, 495, 501; Schriftwechsel 1925-1927 zwischen Fakultät und PrMWKV wg. Kynasts LA und Stundenbefreiung.

448 Ebd., Bd. VIII, Bl. 99-101; Ablehnung des Antrags, Kynast zum 1. 4. 1929 einen besoldeten LA zu geben, Entwurf des Antwortschreibens, PrMWKV, Februar 1929.

449 GStA, Rep. 76Va, Sek. 7, Tit. IV, Nr. 26, Bd. IV, Bl. 159-160; Lebenslauf v. 5. 11. 1920, sowie: PA Schulze-Soelde und ebd.: Phil. Fak. 357, Dekanat Glagau; Habil. Schulze-Soelde.

Stärkung der Grenzmark" in Hinterpommern dokumentieren darum auch eher den Einklang in der Bewertung allgemeiner nationalpolitischer Belange als womöglich spezifisch rassenideologische Konvergenzen.⁴⁵⁰ Anders wäre kaum zu erklären, daß Schulze-Soelde seinem Lehrer Driesch, dem von ihm respektvoll so genannten „Vorkämpfer demokratisch-pazifistischer Ideen“, zum 60. Geburtstag einen Aufsatz widmete, der dem interessierten Publikum die Grundzüge von dessen Werk erklärte.⁴⁵¹ Unter Berufung auf Friedrich Meinecke wandte er sich, auch dabei wieder ganz mit Driesch d'accord, gegen die mit Hegel anhebende „falsche Idealisierung der Machtpolitik“ und die gleichfalls Hegel vindizierte Geringschätzung der „Persönlichkeit“, deren „Eigensinn“ im Denken des preußischen Staatsphilosophen von den „höheren Ordnungen“ des „objektiven Geistes“ verschluckt werde.⁴⁵² Weil für ihn die „Persönlichkeit“ das „regulative Prinzip für die Gemeinschaft“ blieb und der Staat keinesfalls von vornherein höhere Rechte gegenüber dem Individuum beanspruchen durfte, sollten Staat und Staatengemeinschaft der „sittlichen Beurteilung“ nach Maßgabe einer überzeitlichen Idee der Gerechtigkeit unterliegen.⁴⁵³ An der Kulturphilosophie von Spranger und Litt zog ihn darum besonders an, daß dort die Teilhabe am „ewigen Wertgehalt“ das Individuum befähige, sich den völkisch bedingten Kulturwerten und anderen zeitlichen, staatlich-gesellschaftlichen Bindungen zu entziehen, um daran zu arbeiten, eine „produktiv selbständige Persönlichkeit“ zu werden.⁴⁵⁴ Von der ab 1933 von ihm propagierten Hochschätzung von Volk und Rasse war dieser Kulturliberalismus Schulze-Soeldes in jedem Fall noch meilenweit entfernt.

3.3.3. Bonn 1921: Johannes Thyssen

Johannes Thyssen wurde am 20. August 1892 in Langenberg/Kr. Mettmann als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren und besuchte nach der Versetzung des Vaters zwischen 1904 und 1911 das Alte Gymnasium in Bremen. Bis 1914 studierte er in Rostock, Genf, Tübingen, Berlin und Bonn Theologie, wechselte aber dann im SS 1914 zu Philosophie, Geschichte und Germanistik. Nach Heeresdienst und Sanatoriumsaufenthalt nahm er zum SS 1916 sein Studium wieder auf und promovierte 1917 bei Störing in Bonn mit einem von Adickes angeregten Versuch, Bergsons These der Intuition zu widerlegen („Versuch über verschiedene Arten der Begriffsbildung“). 1918 bestand Thyssen die Oberlehrerprüfung (Religion, Hebräisch, Geschichte, philosophische Propädeutik) und absolvierte bis 1919 seinen Vorbereitungsdienst. 1921 folgte, betreut von Störing, die Habilitation in Bonn mit: „Studien zur Theorie der Psychologie, I. Teil: Diltheys beschreibende Psychologie“. Thyssen, 1928 zum nb. ao. Prof. ernannt, konzentrierte sich in den 20er und 30er Jahren fast ausschließlich auf wissenschaftstheoretische Probleme der Geschichtswissenschaft („Die Einmaligkeit der Geschichte“, 1924; „Vom Sinn der Geschichte und des geschichtlichen

450 Vgl. z. B. GUZ 1, 1926, Nr. 4 v. 15.1 l.: Bericht über den Greifswalder Universitätstag in Köslin, der offenbar vom PrMWKV auch finanziell unterstützt wurde. Schwarz referierte über: Romantische und Idealistische Weltanschauung, Schulze-Soelde über: Das staatsphilosophische Grundproblem der Gegenwart.

451 Schulze-Soelde 1927.

452 Ders. 1928, S. 262f.

453 Ders. 1929a, S. 296-298.

454 Ders. 1929b.

Wissens', 1927; ‚Die Idee des unbegrenzten Fortschritts und ihre Krise', 1933), die bei ihm als Prolegomena einer realistischen, antirelativistischen Erkenntnistheorie konzipiert waren.⁴⁵⁵

Im Mittelpunkt sämtlicher wissenschaftlicher Arbeiten Thyssens vor 1945 stand die Anstrengung, den philosophischen Relativismus zu widerlegen. Schon seine Antrittsvorlesung beschäftigte sich mit ‚Spenglers Relativismus auf dem Gebiet der Wissenschaft'. Die öffentliche Bedeutung der Philosophie, ihre „Kulturfunktion“, lag für ihn in der Möglichkeit, „Normierungen und Sinngebungen“ wissenschaftlich zu begründen und damit auch dem Relativismus als Zeitgefühl und Kulturstimmung entgegen zu arbeiten. Ihn motivierte die Auflösung des im 19. Jahrhundert noch verbindlichen Fortschrittsglaubens durch Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise und die wissenschaftsinterne, von Thyssen als Krisensymptom aufgefaßte „Vielfachheit der philosophischen Richtungen“, von denen die wichtigsten, Diltheys historisierende „Geistesgeschichte“, Neukantianismus und Lebensphilosophie, gerade darin übereinstimmten, „Normierungen und Sinngebungen zu relativieren bzw. skeptisch aufzulösen“. ⁴⁵⁶ Dagegen wollte Thyssens wissenschaftstheoretische Arbeit „ewige“ Bewußtseinsstrukturen nachweisen. In diesen metahistorischen Grundstrukturen haben auch die Werte ihren Platz, die, anders als Spengler dies behauptete, an einen Kulturkreis nicht so gebunden seien, daß sie mit ihm untergehen könnten.⁴⁵⁷

Gibt es bleibende Werte, dann ist ein Fortschritt im Bewußtsein von diesen Werten möglich. „Kulturarbeit“ besteht folglich in der „Hinführung immer weiterer Kreise zu höheren Werten“. ⁴⁵⁸ Bewußtseinserweiterung ist zudem nicht zu trennen von der Selbstbewußtwerdung, der Fortschritt ist also auch ein „Fortschreiten des Selbstbewußtseins“. ⁴⁵⁹ So restituiert Thyssen für sich den Fortschrittsoptimismus des 19. Jahrhunderts, indem er ihn auf den Bildungsfortschritt begrenzt. Denn auf der technisch-industriellen Seite kann es nur darum gehen, die Fortschrittsfolgen, „Mammonismus und Mechanisierung“, möglichst abzumildern und sogar partiell aufzuheben: Für einen großen Teil der durch Rationalisierung freigesetzten Arbeitskräfte sieht er eine neue Existenz nur, wenn eine Politik der Reagrarisierung betrieben werde. Gleichzeitig muß die privatwirtschaftliche Verfügungsmacht über die natürlichen Ressourcen staatlich neu organisiert werden, zwar nicht im Sinne des sozialistischen Experiments in der UdSSR, aber doch nach dem Vorbild des autoritären Regimes Brünnings („den politischen Führern eine größere Macht [bei] einer möglichst weitgehenden Selbstbestimmung aller“). ⁴⁶⁰

Ein von kapitalistischen Auswüchsen befreiter Liberalismus, ein System, in dem „schöpferische Persönlichkeiten“ in Wissenschaft und Politik verbindliche Normen deduzieren und

455 UAB, PA Thyssen.

456 Thyssen 1936, S. 147f. - Es ist bemerkenswert, daß K. Hartmann 1969 und 1971 und auch H. Wagner 1969 in ihren Würdigungen von Thyssens Lebenswerk diese zeitbedingten weltanschaulichen Motive unerwähnt lassen.

457 Thyssen 1927, S. 208f. Schon im Expose der AV. verteidigt er gegen Spengler die Möglichkeit „überindividueller“ (überzeitlicher) Kulturleistungen am Beispiel des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses („Wirklichkeitserfassung“ und „wissenschaftliche Tätigkeit der begrifflichen Vereinfachung“): UAB, PA Thyssen.

458 Thyssen 1927, S. 214.

459 Ders. 1933, S. 317ff.

460 Ebd., S. 327ff.

durchsetzen, das war nicht das politische Ideal, womit Thyssen, der Marx und Lenin für „geniale Individuen“ hielt und dem es gleichgültig war, welche Gruppe oder „Rasse“ jeweils Träger des Fortschritts sein mochte,⁴⁶¹ 1933 allzu breite Berührungsflächen zur NS-Ideologie hätte schaffen können. Seine politischen Sympathien galten vor 1933 der DDP, der er ab 1919 für einige Zeit angehörte. Auch enge Kontakte zu „katholischen Kreisen“ Bonn um den 1939 entlassenen Aloys Müller konnte der SD aus der Zeit vor 1933 nachweisen. Trotz spätem Eintritts in die NSDAP galt der Pastorensohn Thyssen deswegen als „indifferent“ und „christlich gebunden“⁴⁶², eine Beurteilung, die noch ohne Kenntnis der nach 1933 zu emigrierten Kollegen aufrecht erhaltenen Kontakte zustande kam.⁴⁶³

3.3.4. Köln 1920/21: Helmuth Plessner und Ernst Barthel

Helmuth Plessner, neben Honigsheim der zweite homo politicus, der 1920 in Köln habilitiert wurde, findet in Schürgers' Darstellung zur politischen Philosophie der Weimarer Republik einen Platz unter den „Bürgerlich-Liberalen“.⁴⁶⁴ Der 1933 als Halbjude entlassene Dozent, der in der Emigration eine sich als ideologiekritisch verstehende Analyse der nationalstaatlichen „Verspätung“ Deutschlands veröffentlichte, wäre damit zutreffend eingeordnet, da die intellektuell-politische Ausrichtung das biographische Schicksal zu bestätigen scheint. Und doch bleiben Schürgers' Vorbehalte etwa gegen Plessners Vorliebe für die „Führerdemokratie“, aus der man mit Alexander Mitscherlich ableiten könnte, daß auch Plessner zu den akademischen Emigranten gehörte, die, entsprechend prädisponiert, vom „neuen Geist“ verführbar gewesen seien und gern in Deutschland geblieben wären - „hätte man sie nur gelassen“.⁴⁶⁵ Eine die philosophische Anthropologie Plessners mit Carl Schmitts politischer Philosophie vergleichende Studie von Rüdiger Kramme könnte demnach diese Zuordnung ins Lager konservativer Republikfeinde noch stützen.⁴⁶⁶

Plessner wurde am 4. September 1892 in Wiesbaden als Sohn eines Arztes und Leiters eines Privatsanatoriums geboren, eines Vaters, der sich, getaufter Jude und preußischer Patriot, 1914 mit 53 Jahren reaktivieren ließ, um noch den Feldzug im Osten mitzumachen. Erst Ende 1918 schied Plessner sen. als Generaloberarzt wieder aus dem Heeresdienst, in den der Sohn wegen eines verkrüppelten Armes 1914 nicht einzutreten brauchte. Plessner begann 1909 ein Medizinstudium in Freiburg, wechselte 1910 Fach (Zoologie) und Univer-

461 Ebd., S. 330f.

462 BAP, 49.01 REM, Nr. 12444, Bl. 10, 95. Dort als Pg. erwähnt; kein Nachweis in BAZ und UAB, PA Thyssen.

463 K. Hartmann 1969, S. 18, erwähnt Briefe des Pathologen Otto Loewenstein (als Direktor des Pathophysiologischen Instituts in Bonn am 14. 9. 1933 in den Ruhestand versetzt) und des Philosophen P. L. Landsberg (der als PD seine Lehrbefugnis im September 1933 verlor), die sich im Nachlaß Thyssen befinden sollen.

464 Schürgers 1989, S. 212-220.

465 Mitscherlich 1980, S. 113.

466 Kramme 1989. Dazu die Besprechung von Honneth 1991, der die Nähe Plessners zu Schmitt sogleich als temporäre Selbstentfremdung entschuldigen zu müssen glaubt. Auch J. Fischer 1992, S. 53, meint, Plessner werde durch diesen Vergleich „denunziert“. Abgewogener: Maschke 1994, S. 298: „Vergegenwärtigt man sich die Aufregung über Schmitts Freund-Feind-Formel, so kann man sich nur wundern, daß im anthropologischen Diskurs ungestraft ausgesprochen werden darf, was im politischen Diskurs verboten ist; zudem Plessners Stellungnahme im Ton viel sicherer und bestimmter ist als die tastenden Erwägungen Schmitts!“

sität (Heidelberg) und fand in Hans Driesch seinen wichtigsten Lehrer; studierte bei ihm und Windelband aber auch Philosophie und stand in lockerer Verbindung mit Max Webers Kreis, sowie mit Troeltsch, Lukács und Bloch. Kurz vor Abschluß der zoologischen Dissertation ging Plessner zu Husserl nach Göttingen und blieb dort bis 1916, ohne die geplante Promotion über den ‚Ichbegriff bei Fichte und Husserl‘ umzusetzen. Weil er Husserl nicht nach Freiburg folgen wollte und Windelband inzwischen verstorben war, promovierte er schließlich bei Hensel in Erlangen (‚Vom Anfang als Prinzip der Bildung transzendentaler Wahrheit. Begriff der kritischen Reflexion‘). Als Zivildienstleistender am Germanischen Museum blieb Plessner bis 1918 in Nürnberg und Erlangen, wo er sich nach dem 9. November einige Zeit im lokalen Arbeiter- und Soldatenrat der studentischen Klientel Gehör verschafft haben will, bevor er in München, in M. J. Bonns „Reichsbund geistiger Arbeiter“, Fuß zu fassen versuchte. Dort lud ihn Scheler nach Köln ein, wo ihn Scheler und Driesch mit Untersuchungen zu einer Kritik der philosophischen Urteilskraft habilitierten. Im Juli 1922 erhielt Plessner einen besoldeten Lehrauftrag für Geschichte der neueren Philosophie und Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften, 1925/26 vertrat er den Lehrstuhl des beurlaubten Scheler, 1926 erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof.⁴⁶⁷

Plessner gehörte nie einer Partei an, konnte aber 1933 glaubhaft versichern, zumindest in der letzten Phase der Republik deutschnational gewählt und von Papens „Deutschen Ausschuß“ mit seiner Unterschrift unterstützt zu haben. Zudem wertete man seine Kritik an Karl Mannheim (‚Abwandlungen des Ideologiebegriffs‘, 1931) als Beitrag zur ideologischen Eindämmung des Marxismus; ebenso eingestuft wurde das mit Erwin von Beckerath 1931 veranstaltete Seminar über den Marxismus und ein als profaschistisch gedeuteter Machiavelli-Vortrag im Kölner Petrarca-Haus (WS 1932/33), wo nicht eben ausgewiesene Gegner des Mussolini-Regimes zu referieren pflegten. Carl Schmitt, von Beckerath, Rothacker und Freyer standen 1933 bereit, um über seine politische Stellung positiv zu gutachten.⁴⁶⁸ Daß Plessner im deutschnationalen Umfeld Brunstädts in Rostock (1930) wie in Königsberg (1932), wo der jungkonservative Rothfels sich mit einem Separatvotum für seine Berufung einsetzte (s. u. A II. 2.), für ein Ordinariat in Aussicht genommen wurde, hätte man 1933 als weiteren Beweis für Plessners Nähe zur Rechten anfügen können.

Aber selbst wer in einigen dieser Angaben keine dem Jahr 1933 geschuldeten biographischen Retouchen sehen will und dank Krammes Werkanalyse dafür auch gute Argumente zur Hand hat, darf die im linksliberalen Milieu der „Frankfurter Zeitung“, Hardens „Zukunft“ und dem „Neuen Merkur“ des jüdischen Fischer-Lektors Efraim Frisch begonnene politische Publizistik Plessners sowenig übersehen wie Krammes Befund, daß Plessners politische Anthropologie dem „Bild des Menschen als Solipsisten“ und damit also dem bürgerlichen Individualismus des 19. Jahrhunderts verhaftet geblieben sei.⁴⁶⁹ Die „Grenzen der

467 Die Darstellung folgt hier weitgehend: Plessner 1975 und UAK, Zug. 17/4371; PA Plessner. Leider war ein großer Teil der mir 1991 vorgelegten Personalakte Plessners (gest. 1985!) aus datenschutzrechtlichen Gründen gesperrt worden, so daß auch Details des Habil.-Verfahrens wissenschaftlicher

Neugierde entzogen blieben. Nach Plessner 1975, S. 282, hielt er die PV. (oder AV.?) über: Herders Auffassung vom Ursprung der Sprache.

468 UAK, Zug. 17/4371, PA Plessner, Bl. 28; politisches Kurzgutachten, ca. September 1933, vermutlich von Dekan oder Rektor für PrMWKV erstellt.

469 Kramme 1989, S. 21; ebd. S. 221: „Beitrag zu einer fundierten politischen Theorie des Bürgertums“, dessen Bedürfnisse nach Autorität, Sicherheit und Besitzstandswahrung befriedigend. - Zu bedauern

Gemeinschaft' (1924), das mit Beckers hochschulpolitischen Ideen harmonisierende Universitätsideal wie das auf „politische Erziehung“ vertrauende Politikverständnis (s. u. A III. 1.) belegen, wie stark ein nach 1918 schon illusionär wirkender bürgerlicher Liberalismus Plessner beherrschte und ihn auch in der Endphase der Weimarer Republik nicht losließ.

In hochschulpolitischen Kontroversen und mit außenpolitischen Entwürfen, die u. a. die Verständigung mit Frankreich empfahlen (s. u. A III. 1.), tat sich Plessners Kollege Ernst Barthel publizistisch hervor. Einem protestantischen Bauerngeschlecht entstammend, wurde er am 17. Oktober 1890 in Schiltigheim im Elsaß als Sohn eines kleinen Beamten geboren, promovierte 1913 in Straßburg bei Störing (*Elemente der transzendentalen Logik*), dessen Nachfolger Simmel gemeinsam mit Artur Schneider einen 1914 voreilig riskierten Habilitationsversuch Barthels zum Scheitern brachte, weil die eingereichte naturphilosophische Arbeit schon jene obskuren Thesen (z. B. die Erde sei ein Zylinder) enthielt, die Barthels fernere Produktion als sektierisch ausweisen sollten. Nach der Straßburger Absage sprach Barthel noch an anderen Universitäten vor, doch erst bei Scheler gelang ihm 1921 die Habilitation mit dem: *„Versuch einer Darstellung von Goethes Wissenschaftslehre in ihrer modernen Tragweite“* (PV. am 30. Juli 1921: Unorganischer und organischer Naturbegriff).⁴⁷⁰

Barthel hat seit 1933 immer wieder versucht, sein wissenschaftliches Abseits politisch zu erklären: Erst die Behinderung durch „den Juden“ Simmel, dann 1919 das Ausscheiden aus dem elsässischen Schuldienst, weil er den Franzosen, die ihm sogar ein Lektorat angeboten hätten, nicht habe dienen wollen, endlich das Martyrium im besetzten Rheinland, wo ihm seine „offen ausgesprochene Gegnerschaft zu Juden u. Schwarzen [= Katholiken, CT]“ viele Feinde geschaffen, ihn in der Kölner Universität, wo er zu Scheler „sachlich und persönlich im Gegensatz“ stand, isoliert und am Fortkommen gehindert habe, so daß ihn die finanzielle Not zu allerlei Nebentätigkeiten (Sprachunterricht, Versicherungsvertretung, Bankkorrespondenz usw.) zwang.⁴⁷¹ Tatsächlich ist Barthel, der in chaotischen privaten Verhältnissen lebte, nicht einmal zum nb. ao. Prof. ernannt worden. Doch nicht die politische Haltung, sondern seine skurrile „Polaritätsphilosophie“ und seine antikopernikanische Weltraumleh-

ist, daß die in der Reihe „Fachschriften zur Politik und staatsbürgerlichen Erziehung“ (Junker und Dünhaupt Verlag, Berlin) 1930 angekündigte *„Politische Anthropologie“* Plessners nicht erschienen ist. Sie muß nicht identisch gewesen sein mit dem dann 1931 bei J. und D. publizierten Werk *„Macht und menschliche Natur“*. Die Reihe, die ihre Mitarbeiter „unter Sachkennern aller Parteien“ zu werben versprach, sollte wissenschaftlicher Sachlichkeit verpflichtet sein und den „nur parteilichen Standpunkt“ ausschließen. Man eröffnete 1930 mit dem „Tat“-Autor E. W. Eschmann (*„Der Faschismus in Europa“*) und E. H. Posse (*„Die politischen Kampfbünde Deutschlands“*; dort im Werbeteil der 2. Aufl. das Programm der Reihe). In Auftrag gegeben hatte man weitere Werke bei Karl Haushofer, Andreas Walther, Richard Kroner (dessen *„Kulturphilosophische Grundlegung der Politik“* außerhalb der Reihe auch erschienen ist), Karl von Loesch, Adolf Grabowsky, Gertrud Bäumer, Heinz Dähnhardt, Otto Koellreutter u. a. - insgesamt eine Auswahl aus dem intellektuellen Mitte-Rechts-Spektrum, in die Plessner sicher nicht durch Zufall hineingeraten war.

470 UAK, Zug. 44/55 und 285/11. An Material zur Biographie Barthels mangelt es nicht: Die Personalakte im UAK, Zug. 317 11/257, wie auch die Ministerialakte im BAZ umfassen mehrere Bände, gefüllt vor allem mit Beschwerden, Eingaben, Forderungen, vielfach im kreischenden Ton eines, dies muß man leider so hart ausdrücken, Verfolgungswahnsinnigen.

471 Zit. nach einem sehr wohlwollenden, auf Barthels Angaben beruhenden biogr. Abriß, den die NSDD-Reichsleitung 1937 dem Amt Rosenberg zugeleitet hat: BAK, NS 15/191, Bl. 138-139. Ein *„Philosophisches Selbstporträt“* veröffentlichte Barthel Anfang 1938 in den *„Straßburger Monatsheften“*. Zur Beziehung Barthel-Schweitzer: Sorg 1990.

re, vorgetragen im schrillen Ton des Welterlösers und verkannten Genies, brachten ihm den Ruf ein, schlicht geisteskrank zu sein. Wenn manche von diesen nur pathologisch erklärbaren Ideen auch in seine geopsychischen Spekulationen über die politische Zukunft Europas hineinspielten, so weist ihn gerade seine politische Publizistik als Propagandisten „klassisch“ liberaler Forderungen (Sicherung individueller Grundrechte, der Meinungs- und Informations-, der Lehr- und Forschungsfreiheit usw.) sowie, angelehnt an Albert Schweitzers Kulturphilosophie, deutsch-französischer Verständigung im Zeichen des Locarno-Vertrages aus(s. u. A III. 1.).

3.3.5. Frankfurt 1921: Fritz Heinemann

Heinemann wurde am 8. Februar 1889 in Lüneburg geboren, wo der Sohn eines vermögenden jüdischen Justizrats bis 1907 das Gymnasium besuchte. Bis 1912 studierte Heinemann Philosophie, Naturwissenschaften und Kunstgeschichte in Cambridge, Berlin, Heidelberg und in Marburg, wo er bei Cohen und Natorp 1912 promovierte („Das Zeitproblem und der Aufbau der kantischen Kritik der reinen Vernunft in seinen sachlich-systematischen und genetisch-historischen Hauptmotiven“). Von 1914 bis 1918 Soldat, trat Heinemann 1919 als Studienassessor in Berlin in den preußischen Schuldienst ein. Im Dezember 1921 habilitierte er sich in Frankfurt mit einer Arbeit über: ‚Plotin. Forschungen über die plotinische Frage, Plotins Entwicklung und sein System‘ (PV.: Schellings Schrift über die Freiheit, historisch und kritisch untersucht; AV.: Gibt es Gesetze in der Entwicklung des philosophischen Denkens?). Im Juli 1923 erhielt Heinemann einen Lehrauftrag für antike Philosophie, 1930, also relativ spät, erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof.⁴⁷² Heinemann veröffentlichte in der deutsch-jüdischen Kulturzeitschrift „Der Morgen“, in den „Neuen Jüdischen Monatsheften“, der „Neuen Rundschau“, der „Literarischen Welt“ - allesamt Periodica der linksliberalen Intelligenz.

Heinemanns lange anhaltende Beschäftigung mit Plotin entsprang seiner Suche nach historischen Parallelen zwischen der „Krisenzeit“ der Spätantike und der eigenen Ära, die er als „Zerfall der bürgerlichen Welt und des Individualismus“ verstand.⁴⁷³ Aus der absterbenden subjektivistischen Neuzeit (1600-1900) sollte das Individuum gleichwohl in ein neues Zeitalter hinübergerettet werden. Darum warnte Heinemann davor, die „parlamentarische Selbstregierung“ abzuschaffen und zu kollektivistisch-autoritären Lösungen zu greifen, wie in Italien, Sowjetrußland oder Polen. Für Heinemann war nur der „Überindividualismus“ zu revidieren. Eine gezügelte Autonomie des Subjekts, in neu zu stiftenden, kleinen Zirkeln der „allgemeinen Bruderliebe“ den „organischen Gemeinschaften“ vorzuleben, schien ihm die angemessene Antwort auf die „Zerstäubung des Gewachsenen“.⁴⁷⁴ Im Widerspruch zum ge-

472 UAF, PA 4/532, Heinemann. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 6, Tit. IV, Nr. 15, Bd. I, Bl. 115, 265; Habil. und Antrag auf Ernennung zum nb. ao. Prof. (1921/30). Bibliographie in: ZphF 19, 1965, S. 153-158. Biographisch: Walk 1988, S. 145. Hammerstein 1989b, S. 288.

473 Vgl. die zahlreichen, als Bezugnahmen auf die „Krise“ der Gegenwart zu verstehenden Ausführungen in: Heinemann 1921, passim. - Zum Zerfall der bürgerlichen Welt: ders. 1931, S. 643f, und die Einleitung zu einer Darstellung der Gegenwartsphilosophie, die das konventionelle Neuzeit-Panorama entwirft: Verstandesherrschaft, Ausbreitung des „kalkulatorischen Systems“ der Natur- und Menschengenussausbeutung, „Immanentisierung“, Atheismus, Nihilismus usw. (1929a, S. 1-51). Kurzfassung: Heinemann 1932.

474 Heinemann 1926a, S. 57f.

läufigen Topos vom „Ende der Philosophie“ erinnerte Heinemann an die soziale Führungsrolle, die Philosophen dabei zufiele, wenn sie die „existentielle Funktion des Philosophierens“ begreifen, und „an die Stelle brüchig gewordener Sinnzusammenhänge neue Ordnungen setzen“ würden.⁴⁷⁵ Was er selbst unter dem verheißenen „kosmos-, gott- und mythos-erfüllten Zeitalter“ und einer gelungenen „Verankerung im Absoluten“ verstand, wo in Zukunft die „organisch gegliederten Verbände innerhalb eines Weltorganismus“, *nach* der Versöhnung zwischen Herrschaftsgebilden von „extrem bourgeoiser und extrem proletarischer Führung“, existieren könnten, ließ Heinemann jedoch im Ungewissen.⁴⁷⁶ Nicht dagegen, in welcher Weise er von einem Erzvater des richtig verstandenen Liberalismus, Wilhelm von Humboldt, auf dem Weg dorthin Pfadfinderdienste erhoffte: Von diesem ersten Hermeneutiker sei zu lernen, wie der Mensch im sprachlich vermittelten Verstehen sich selbst transzendieren, sich in den Bereich der Objektivitäten heben könne. Politisch gewendet: Verständigung als Überwindung der Subjektivität vermittele das Bewußtsein der Abhängigkeit in der Verschiedenheit.⁴⁷⁷ So kündigte sich für Heinemann ein Ende der beklagten Klassengegensätze ebenso an wie das der „Vereinzelung von Volk zu Volk“, ohne daß die „Pluralität“ subjektiver Lebensentwürfe in der „Totalität“ des von „Bruderliebe“ erfüllten Lebens zu verschwinden hätte.⁴⁷⁸

3.3.6. Halle 1924: Gerhard Stammler

Wenig evidente, trotzdem nachweisbare Beziehungen zwischen seinem engeren Arbeitsgebiet, der Wissenschaftstheorie, und weltanschaulich-politischen Erwartungen, die sich wie bei Thyssen auf einen universalen Kulturfortschritt richteten, charakterisieren das Werk des Hallenser Privatdozenten Gerhard Stammler. 1898 als Sohn des neukantianischen Rechtsphilosophen Rudolf Stammler in Halle geboren, besuchte er das dortige Stadtgymnasium bis zum Abitur 1917. Wegen eines Augenleidens vom Wehrdienst befreit, begann er im SS 1917 in Berlin Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie zu studieren. Alois Riehl promovierte ihn 1921 mit der Arbeit: ‚Berkeleys Philosophie der Mathematik‘. 1924 nahm die Hallenser Fakultät die Arbeit: ‚Der Zahlbegriff seit Gauss. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung‘ als Habilitationsschrift an und verlieh ihm am 20. Dezember 1924 die *venia legendi* für das gesamte Gebiet der Philosophie (PV.: Der Begriff der notwendigen Verknüpfung bei David Hume; AV.: Notwendigkeit in Natur- und Kulturwissenschaft). Seine Publikationen behandeln fast ausschließlich das Grenzgebiet von Logik und Mathematik, doch im Kontrast dazu bot Stammler regelmäßig Veranstaltungen über Sozial- und Rechtsphilosophie, Ethik und Geschichtsphilosophie an (s. Anhang). Die Ernennung zum nb. ao. Prof. scheiterte 1931 aufgrund einer DLZ-Rezension von Paul Schrecker, der einer Leibniz-Monographie Stamlers gravierende Übersetzungsfehler und grobe chronologische Irrtümer

⁴⁷⁵ Ders. 1931, Sp. 1646.

⁴⁷⁶ Ders. 1929a, S. 12; ders. 1926a, S. 61.

⁴⁷⁷ Ders. 1929b, bes. S. XHif., XXXIVf., LXXff.

⁴⁷⁸ Im Gewand einer methodologischen Erörterung über die Möglichkeit einer „einheitlichen Philosophiegeschichte“ reflektiert Heinemann 1926b, S. 238ff, 247ff., über den allgemeiner zu verstehenden Sinn von Totalität und Pluralität.

bei dem Unterfangen nachwies, Leibniz stilgeschichtlich aus dem „Geist der Barockzeit“ zu deuten.⁴⁷⁹

Politische Turbulenzen weist seine Biographie erst nach 1933 auf, und aus dieser Zeit stammt auch die vielleicht als Schutzbehauptung zu wertende Aussage, in Halle habe er seit 1930 antimarxistische Seminare abgehalten (vgl. u. B I.). Die Art von Kulturliberalismus, die in Stammlers Schriften durchschien, schloß Abgrenzungen dem Sozialismus gegenüber nicht aus, doch greifbar bleibt nur eine Mixtur aus Menschheitspathos, Wissenschafts- und Fortschrittsglauben, wie sie 1921 in einem Aufsatz des jungen Doktors zur Studienreform auffällt: Allein die Wissenschaft biete einen allgemeingültigen Halt, die Universität vermittele der Jugend Gelegenheit, „sich in der Theorie zu vervollkommen“, derart eine „feste Grundauffassung“ zu erwerben und das nach Goethe höchste Glück der Erdenkinder zu erfahren: „die Persönlichkeit, d. h. Lebensbeherrschung“.⁴⁸⁰ Kultur, so Stammler, sei „Streben nach dem Richtigen“. Die Mathematik und Naturwissenschaften seit dem 19. Jahrhundert erfassenden Grundlagenkrisen erschütterten zwangsläufig das Vertrauen in die allein wissenschaftlich vermittelbare „Lebensbeherrschung“, brächten insbesondere die Ansprüche einer wissenschaftlichen Ethik in Mißkredit.⁴⁸¹

3.4. Deutschnationale und völkische Rechte

Allein aufgrund der Parteizugehörigkeit sind die nach 1924 berufenen Habilitanden Hans Leisegang (Leipzig 1920) und Julius Ebbinghaus (Freiburg 1922) als Deutschnationale zu bezeichnen. Wie dargelegt (A I. 2.4.) verkörperte Hans Freyer (Leipzig 1919) bereits den neuen, vor 1925 unter den Nachwuchskräften recht alleinstehenden Typus des konservativen Revolutionärs jenseits deutschnationaler Programmatik. Wilhelm Schmidt-Japing (Bonn 1922) verlagerte bald nach der Habilitation den Schwerpunkt seines Wirkens in die Theologische Fakultät.⁴⁸² Der katholische Deutschnationale und „Stahlhelmer“ Georg Stieler (Freiburg 1920) blieb auf dem politisch-publizistischen Sektor ebenso wie der erst in der Schlußphase der Weimarer Republik deutschnationale Sympathien bekundende Hermann Glockner

479 UAH, PA Stammler; Lebenslauf 1936 (vgl. a. BAZ, MF und PK; Schriftwechsel wg. Beihilfe 1936/37 wie UAH).

480 Stammler 1921, S. 53.

481 Ebd., S. 54 und ders. 1926, S. 4f.

482 Schmidt-Japing, geb. 1886 Dahlhausen/Wupper - gest. 1960 Braunschweig. V.: Volksschullehrer. Abitur Gymnasium Barmen 1906, philos.-theol. u. naturw. Stud. in Tübingen, Marburg (bei Natorp), Halle (bei M. Kahler, Kattenbusch, Vaihinger, Menzer) und Utrecht. Theol. Examina 1909/1912. 1910-1919 Leiter des reform. Studentenkonvikts in Halle. 1914-1918 Kriegsfreiw., Frontoffizier (Lt. d. R.), an der Westfront zwei Mal schwer verwundet (EK I). 1918/19 Zeitfreiwilliger, beim Einsatz gegen aufständische Kommunisten nochmals schwer verwundet; in den 20er Jahren „Stahlhelm“-Mitgliedschaft, 1919/20 lokaler DNVP-Funktionär. 1920 Anstellung bei der rheinischen Provinzialsynode (Leiter des Ev. Kirchlichen Studentendienstes). Lic. theol. Halle 1919: ‚Die Person Jesu in Hegels Religionsphilosophie‘; Dr. phil. Erlangen 1919: ‚Zur Entwicklung der dialektischen Methode bei Hegel‘. Habil. Bonn 1922: ‚Lotzes Religionsphilosophie‘ (PV.: Die Kritik Hegels durch Hermann Lotze. AV. am 17. 5. 1922: Die philosophischen Grundlagen der Anthroposophie). 1924 Wechsel in die Ev.-Theol. Fak. Bonn, 1929 nb. ao., 1935 oö. Prof. für System, u. praktische Theologie u. Religionsphilosophie; in den 20er Jahren noch venia in der Phil. Fak. wahrnehmend. - UAB, PA Schmidt-Japing. - BAK, R 21/10017, Bl. 8376. -Wenig 1968, S. 278f.

(Heidelberg 1924) bis 1933 ohne Profil, so daß wir auf beide erst im Kontext ihrer Berufungen (Freiburg 1934 bzw. Gießen 1933, s. u. B I.) eingehen müssen. Mithin bleiben hier nur einige zu kaum mehr als zu minimalen und sporadischen Anleihen bei völkischem Gedankengut entschlossene Deutschnationale zu würdigen, deren mit verschiedenen weltanschaulichen Ingredienzien versetztes politisches Denken, verglichen etwa mit den Schriften ihres Fachkollegen, des DNVP-Programmatikers Friedrich Brunstäd, jeweils sehr inhomogen und brüchig wirkt: Ottomar Wichmann (Halle 1919), Ferdinand Wemhandl (Kiel 1922), Carl August Emge (Jena 1923/24) und Hermann Johannsen (Jena 1924).

3.4.1. Halle 1919: Ottomar Wichmann

Wichmann wurde am 13. Mai 1890 in Zerbst als Sohn eines Schulrats geboren. Nach dem Abitur am Dessauer Fridericianum (1909) studierte er in Tübingen und Bonn Naturwissenschaften, Philologie und Philosophie (bei Spitta und Külpe). 1913 legte er die erste Staatsprüfung (Latein/Griechisch/Geschichte) ab und begann am Pädagogischen Seminar in Dessau zu unterrichten. Als Kriegsfreiwilliger wurde er 1915 bei Arras schwer verwundet. Aus dem Heer wieder ins Referendariat entlassen, hatte er die Möglichkeit, 1917 in Halle zu promovieren („Piatons Lehre vom Instinkt und Genie“). 1918 bestand Wichmann das Assessorexamen, verließ aber zu Ostern 1919 den Schuldienst, um sich in Halle bei seinem Doktorvater Menzer zu habilitieren („Piaton und Kant. Eine vergleichende Studie“; AV. am 18. Dezember 1919: Philosophie und Politik). 1922 erhielt Wichmann einen Lehrauftrag für Philosophie, praktische Pädagogik und Didaktik und begann sich seit Mitte der 20er Jahre von philosophischen Themen zu lösen. Ende 1930 - als Folge seiner „populären“ politischen Publizistik - mit erheblicher Verzögerung zum nb. ao. Prof. ernannt, erhielt er vom Ev. Oberkirchenrat das Angebot, in Berlin anstelle von Friedrich Delekat die Leitung des dortigen Religionspädagogischen Instituts zu übernehmen. Die dafür erforderliche Umhabilitation wurde 1931 genehmigt. Da das Institut 1934 finanziell bedingt schließen mußte, war Wichmann wieder ganz auf die Einkünfte aus dem Lehrauftrag angewiesen, den er in enger Zusammenarbeit mit Spranger wahrnahm.⁴⁸³

Wichmann war seit dem 1. Mai 1937 NSDAP-Mitglied und gehörte dem NSLB seit Oktober 1933, der SA seit Januar 1934 an, kam aber über den Rang eines Scharführers, der in seinem Berliner Sturm die Aufgabe des Kulturreferenten übernommen hatte, nicht hinaus. Politisch trat er nach eigenen Angaben erstmals vor 1918 in sozialdemokratischen Versammlungen auf, wo er den nachmaligen Justizminister der „Novemberregierung“, Wolfgang Heine, in die Schranken gewiesen habe. Als Zeitfreiwilliger kämpfte er 1919/20 gegen aufständische Kommunisten in Mitteldeutschland.⁴⁸⁴

⁴⁸³ UA-HUB, Kur. W 172; PA Wichmann. Die Angaben zur politischen Biographie in einem Lebenslauf v. 18. 5. 1939. Über Wichmanns Karriere nach 1933 vgl. u. B I. Zur Privatdozentenzeit in Halle: GStA, Rep. 76Va, Sek. 8, Tit. IV, Nr. 38, Bd. XI, Bl. 111; Habil. Wichmann, Meldung der Phil. Fak. v. 26. 5. 1920. Ebd., Bl. 412 und 461; Fak. an PrMWKV wg. Erhöhung der LA-Vergütung; abgelehnt 1927. Ebd., Nr. 48, Bd. V, Bl. 127-128; wg. LA 1922. Ebd., Bd. VII, Bl. 172; Antrag, Wichmann zum ao. nb. Prof. zu ernennen v. 26. 2. 1926. Ebd., Nr. 38, Bd. XII, Bl. 86, 157-158; Wiederholung des Antrags, vita u. Bibliographie Wichmann, Juli 1930.

⁴⁸⁴ Angaben nach Personalbogen in: UA-HUB, Kur. W 172; PA Wichmann.

Wichmann beanspruchte nach 1933 für sich, den Marxismus als zwangsläufige Konsequenz des Liberalismus verstanden und zur Überwindung beider Ideologien als „deutsche Aufgabe“ aufgerufen zu haben. Zudem habe er sich 1920 mit den sozialen Fragen seiner Zeit praktisch, in einer Art privaten freiwilligen Arbeitsdienst, vertraut gemacht und auch sehr früh, 1914, die Bedeutung des Rassegedankens erfaßt, nachdem er 1911 Kontakt mit H. St. Chamberlain aufgenommen und über ihn später Vorlesungen gehalten habe.⁴⁸⁵

Von diesen Angaben trafen die meisten zweifellos zu, und Wichmann bezahlte dafür vor 1933 mit beruflicher Zurücksetzung. Wie weit er trotzdem von völkischen Positionen entfernt war, wie stark er selbst von politischen Ansichten der Kollegen abwich, die wie Wichmann der Politik der DNVP zuneigten, ist noch näher auszuführen (s. u. A III. 1).

3.4.2. Kiel 1922: Ferdinand Weinhandl

Der einzige Philosoph, der sich zwischen 1918 und 1945 im protestantischen Kiel habilitieren konnte, war der österreichische Katholik Ferdinand Weinhandl. Die Verantwortung dafür übernahm Heinrich Scholz, der ehemalige protestantische Theologe, der im Begriff war, von der Religionsphilosophie zur Logik und Logistik überzuwechseln. Weinhandl wird nach 1933 scharf gegen den „unfruchtbaren logistischen Formalismus“ seines Lehrers zu Felde ziehen,⁴⁸⁶ doch einstweilen sah es so aus, als würde er selbst mit einer Habilitationsschrift ‚Über Urteilsrichtigkeit und Urteilswahrheit‘ den von Scholz eingeschlagenen Weg mitgehen wollen.⁴⁸⁷

Weinhandl wurde am 31. Januar 1896 im steiermärkischen Judenburg geboren. Der Sohn eines Schulrates besuchte Humanistische Gymnasien in Pettau und Graz und meldete sich sogleich nach dem Abitur als Kriegsfreiwilliger. Wegen tapferen Verhaltens vom Kadetten zum Leutnant aufgerückt, erlitt er im Sommer 1916 an der Ostfront eine so schwere Verwundung, daß er als frontuntauglich aus dem Heer ausscheiden und in Graz bei Alexius Meinong mit einem Philosophiestudium beginnen konnte. Dieses Studium beendete er 1919 mit einer Dissertation über: ‚Experimentelle Untersuchungen zur Analyse des Verstehensserlebnisses‘. Im Frühjahr 1919 kurzzeitig als Demonstrator am Psychologischen Institut München tätig, verfaßte er eine Studie: ‚Zum evidenten Überzeugungserlebnis‘, die zwar von der Grazer Fakultät preisgekrönt wurde, die ihm aber nicht die erhoffte Anstellung an seiner Heimatuniversität eintrug. In der Münchener Zeit lernte Weinhandl einen Freikorps-Offizier, den Reichsgrafen Karlfried Dürckheim-Montmartin kennen. Beide vertieften sich Monate nach der Ermordung des Eckhart-Herausgebers Gustav Landauer, in Meister Eckharts Schriften und begannen in Meditationsübungen ihre gemeinsame „Arbeit am neuen

485 Ebd., Lebenslauf v. 18. 5. 1939. Dazu weiteres Material in: Dozentenschaftsakte ebd., ZB 11/1861, A 15; Fragebogen v. 19. 7. 1939. Ebd., ZB 2, 1900, A 11; Lebenslauf zum Antrag auf Beihilfe v. 21. 2. 1938.

486 So in einem Gutachten über die DPhG und die in ihrem Organ, den „Blättern für Dt. Philosophie“, vertretenen Richtungen. BAK, R 21/11051; Weinhandl an REMv. 13.8. 1937.

487 Unterlagen über das Habil-Verfahren sind im UA Kiel nicht überliefert. So bleibt nur die Meldung der Fakultät ans PrMWKV v. 24. 8. 1922 über das am 2. 5. 1922 abgeschlossene Verfahren, an dem neben Scholz auch M. Schlick beteiligt gewesen sein dürfte. Vgl. GStA, Rep. 76/729, Bl. 43-44 (PV. am 1. 3., AV am 2. 5. 1922: Zum Außenweltproblem). Weinhandls Habil.-Schrift, eingereicht unter dem Titel: ‚Über das Problem der Urteilsrichtigkeit‘ erschien in erweiterter Fassung 1923 unter dem o.g. Titel im Meiner-Verlag.

Menschen", die sie, unterstützt von ihren Ehefrauen, seit dem SS 1921 in Kiel, in einer „kommuneähnlichen Wohngemeinschaft", fortsetzten. Zum Zwecke der Daseinserhöhung angestrebt wurden „Fühlung mit dem Transzendenten" und auf „Urerfahrungen beruhende Sinngebungen" (Wehr).⁴⁸⁸ Weinhandl übersetzte in dieser Zeit die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola. In der ausführlichen Einleitung ließ er aber erkennen, daß die Willens- und Konzentrationsschulung der Exerzitien weniger auf eine Erfahrung des christlichen Gottes als vielmehr auf das Erlebnis des Numinosen im allgemeinen gerichtet war. Entscheidend war für ihn, daß diese „Willensstählung" zu einer „Neugestaltung und Reform des bereits festgelegten Lebens" beitragen sollte: „Das Ziel ist hier nämlich [...] eine bestimmte Art Mensch, eine bestimmte Haltung, wenn man will: ein bestimmtes Menschenideal": „daß der Mensch [...] seiner selbst mächtig werde". Das werde bei Ignatius noch durch das Ideal Christi und die Pflicht, ihm nachzufolgen, bestimmt. Doch der christliche Imperativ („*Motus rationalis creature ad Deum*") war für Weinhandl nicht maßgebend.⁴⁸⁹ 1924, in einem lebensreformerischen Ratgeber, der aus seinen Vorlesungen an der Kieler VHS hervorgegangen war, stufte er die „*Imitatio Christi*" nur als Spezialfall der „Hingabe an Werte" ein. Ziel der „Lebensgestaltung" sei es, die innere Verfassung unabhängig von augenblicklichen Bedürfnissen in einen „vorbildlichen Zustand" zu bringen und einen möglichst hohen Grad an „Beherrschung, Selbstzucht, Fassung und gestaltende Bändigung" zu erreichen, der die „mächtige Persönlichkeit" auszeichne.⁴⁹⁰ Dieses der Selbstermächtigung dienende Training war für Weinhandl eine Antwort auf das „einzige ‚Problem', um das tatsächlich in allen Zeiterscheinungen der Kampf gehe, „das Materialismusproblem". Alle Varianten materialistischer Weltanschauung setzte er gleich mit „ödester Lebensleere, Inhalts- und Tiefelosigkeit", sie seien „mit Recht gefürchtet als der wahrhafte Tod".⁴⁹¹

Vermittelt durch Dürckheim und Wilhelm Ahlmann, kam Weinhandl seit 1923 auch außerhalb beruflicher Kontakte in nähere Beziehung zum neuen Ordinarius Hans Freyer. Des- sen Werk dürfte Weinhandls Programm einer noch stark auf individuelle „Wandlung" und „Umkehr" ausgerichteten Lebensreform eine politische Dimension erschlossen haben. In den ersten von unzähligen Vorträgen, mit denen Weinhandl bis 1942 fast jeden Winkel der schleswig-holsteinischen Provinz beglücken sollte, sprach er 1925, im Anschluß an ein Referat Freyers, über „Kultur und Volkstum". Die Daseinserhöhung war nun nicht mehr Aufgabe des einzelnen, sondern der in Abstammung, gleicher Kulturstufe und Sprache präsenten Volksgemeinschaft. Sie habe die Aufgabe, sich kulturell zu heben und sich „das

488 Nach Weinhandls *vita*, beigelegt der Meldung über die Habilitation (Anm. 387). Für alle weiteren Angaben beigezogen: BAZ, REM-PA Weinhandl. Zur Freundschaft mit Dürckheim vgl. dessen Biograph Gerhard Wehr 1988, S. 91 ff. - Zu Weinhandl bisher: Fischl, in: Mülher/ders. 1967, S. 1ff. Polemisch: Oberkofler 1981. Mit zahlreichen Fehlern, Verkürzungen, Ungenauigkeiten: Alwast 1994.

489 Weinhandl 1921, S. 10, 36 („Loslösung von dem affektbetonten Vielerlei der Welt"), 58f. - 1922, schon unter protestantischen Vorzeichen, im Vorwort zu einer kleinen Tersteegen-Edition: Vergöttlichung der im inneren Wesensgrund ohnehin göttlichen Kreatur; Weinhandl 1922b, S. 6.

490 Ders. 1924a, S. 2, 31 f., 60f. - Interessant die das gesamte Frühwerk durchziehende Aversion gegen die Herrschaft des „Augenblicks", wo wir in Gefahr stünden, bespült und überflutet zu werden (vgl. eindrücklich: S. 46). Kierkegaards erfüllter Augenblick scheint Weinhandl so suspekt, daß er ihn als positive Lebenserfahrung nicht einmal erwägt. Ähnlich 1924b, S. 51: Loslösung aus der Masse des „man" durch Überwindung des „Augenblick-Ichs".

491 Ders. 1924b, S. 23.

Wertvolle" zum „inneren Wertgehalt" zu machen. Für den einzelnen ergäbe sich daraus die Pflicht, in diesem Sinne zu wirken: „Der nationale Gedanke muß sein Leitstern sein."⁴⁹²

Vor Kieler Marineoffizieren erklärte Weinhandl dann die Idee der freien, nicht im materialistischen Sinn an ein Milieu gebundenen, dynamischen und aktiven Person zum spezifisch deutschen Erbe idealistischer Philosophie. Und ebenso deutsch sei es, das Volk als Träger der Ewigkeit aufzufassen und allein für sich, in strikter Ablehnung des Ideals einer die Nation durch Vermischung abstumpfenden „Universalmonarchie", nach kollektiver Daseinserhöhung zu streben.⁴⁹³ Die „Führer", deren Aufgabe es sei, das Volk zu bilden und seine Glieder in eine „höhere Ordnung der Dinge" zu heben, konnten nach Weinhandls personalistischem Ansatz nur zur Selbständigkeit und Mündigkeit erziehen, mußten sich also als „Zwingherrn" sukzessive selbst entbehrlich machen.⁴⁹⁴ Im Sinne einer „Klarheitpädagogik" wollte Weinhandl volkserzieherisch noch über die Ansprüche einer auf „Vortrag und Broschüre" beschränkten „Aufklärung" hinausgehen, um die „breiten Massen des Volkes" durch „Schulung zu Selbständigkeit im Denken und Handeln" vor dem „geistigen Chaos" und der „Sinnkrise" zu bewahren, die durch theosophisch-okkultistische und andere, „marktschreierisch angepriesene Heilslehren" nur vertieft werde.⁴⁹⁵

Politisch hatte Weinhandl sich mit diesen Vorstellungen noch nicht gebunden, da sein Programm der Volksaufklärung auch als gegen die materialistischen Heilslehren von rechts und links, die der Rasse wie der Klasse, gerichtet sein mußte. Es wundert daher nicht, ihn als Dozenten an der sozialdemokratischen Kieler Wohlfahrtsschule wie an der ebenfalls stark sozialdemokratisch dominierten dortigen Volksbildungsstätte wirken zu sehen.⁴⁹⁶ Der ab 1933 so entschieden gegen jüdische Kollegen oder die mit ihren Namen verbundenen Geistesströmungen Front machende Weinhandl fand in diesen Jahren anerkennende Worte für Freuds Psychoanalyse, die Gestaltheorie Wertheimers oder Otto Selz' Denkpsychologie. Auch der später geschmähte angelsächsische Pragmatismus stand, trotz aller Vorbehalte ge-

492 Zit. nach einem undat. Bericht der Lokalzeitung über die Universitätstage in Heide/Holstein, Anfang März 1925. LAS, Abt. 47/1986.

493 Weinhandl 1926, S. 43f., 53-55. Vortrag Oktober 1925 vor dem 2. Ausbildungslehrgang bei der Inspektion des Bildungswesens der Marine in Kiel. Vgl. a. 1927b, S. 559.

494 Ebd., S. 58f., in einem Vortrag über: ‚Das Führerproblem auf der Grundlage des deutschen Idealismus', gehalten vor dem Offizierskorps der Marinestation Ostsee in Kiel, am 23. Januar 1926, dem Vorabend des Geburtstages Friedrich des Großen, was Weinhandl nicht unerwähnt ließ. - Bezeichnend für Alwast 1994, S. 383, daß diese Thematik mit Hilfe eines Zitats über den Führer, der auch unmenschliche Ansprüche stellen dürfe, in bekannter Manier verkürzt und „vereindeutigt" wird.

495 Weinhandl 1922a, S.237f.

496 Im Vorstand der VHS Kiel waren neben zwei Gewerkschaftsfunktionären und dem Kieler Parteisekretär u. a. vertreten: Gustav Radbruch und der bekannte SPD-Anwalt Wilhelm Spiegel. Die Namen des Vorstandsmitgliedes Spiegel und des Magistratssyndicus Kantorowicz signalisieren zudem einen nicht unbeträchtlichen Einfluß jüdischer Bürger Kiels auf die VHS-Arbeit. - Über die im November 1919 erfolgte Gründung der VHS, deren Satzung von Hermann Heller ausgearbeitet wurde, vgl. den mss. Jahresbericht 1920/21 in: LAS, Abt. 47/1254, Bl. 108ff. - Ein erster zeitlicher Schwerpunkt für Weinhandls Mitarbeit fällt in die Jahre 1923-1925, wo er u. a. referierte über: Philosophie der Lebensgestaltung (Ethik und Religion, die Macht über das Dasein und das klare Leben, das Problem der Willensfreiheit und die Wertfrage), Bausteine zur Weltanschauung (Absicherung des Aufbaus gegen skeptischen und dogmatischen Rationalismus; Monismus, Dualismus, Pluralismus; Theismus und Atheismus), Wege der Lebensgestaltung (Willensschulung, Wertvertiefung). Zit. nach dem Programm der Kieler VHS.

gen eine unzureichende Wertfundierung, zumindest unter methodologischen Gesichtspunkten bei Weinhandl hoch im Kurs.⁴⁹⁷

Nach einer mehrjährigen Pause nahm Weinhandl 1928 seine Vorlesungen an der immer noch sozialdemokratisch orientierten Kieler VHS wieder auf. Im Mittelpunkt stand nun „Goethes Lehre vom Menschen“, ein Thema, dem er sich bis zum Jubiläumsjahr 1932 auch in den Veranstaltungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft verstärkt widmete.⁴⁹⁸ Eine Flensburger SPD-Zeitung stieß sich aber schon hörbar daran, daß die Lebensphilosophie Goethes dem Redner der Inbegriff aller Wahrheit sei, während er die „wirklichen Lebensphilosophen“, Dietzgen, Marx und Engels, „mit keinem Wörtchen“ würdige – wohl weil sie sich „auf den Boden der realen Tatsachen gestellt“ und nicht ins „Reich der Mystik“ zu entfliehen versucht hätten.⁴⁹⁹ Institutionell war Weinhandl in dieser Zeit tatsächlich stärker mit der eher deutschnationalen „Deutschen Philosophischen Gesellschaft“ zu identifizieren, zu deren Zeitschrift und Schriftenreihe er seit Beginn der 20er Jahre Beiträge lieferte und deren völkische Flügelmänner ihm 1926 und 1931 die Herausgeberschaft ihres Organs, der „Blätter für Deutsche Philosophie“ anboten.⁵⁰⁰ Auszuschließen ist dagegen, daß Weinhandl, wie jüngst behauptet, bereits 1929 als Fachschaftsleiter und Redner dem nationalsozialistischen „Kampfbund für Deutsche Kultur“ zur Verfügung gestanden haben könnte.⁵⁰¹ Allein schon deshalb, weil Weinhandl aus Karriere Rücksichten stets auf ein gutes Ver-

497 Weinhandl 1923a, S. 116, 156ff, 182; ders. 1924a, S. 24f.; ders. 1924b, S. 6f, 20ff., 45ff. (nur gegen Anwendung psychoanalytischer Methoden durch „Unkundige“); ders. 1927a, S. 183ff. – Kritischer zu Freuds Symbolbegriff: Weinhandl 1929a, S. 18.

498 So im März 1928 in Heide: Goethe und die Natur, im Februar 1931 in Flensburg: Goethes Weltanschauung, im Januar und März 1932 auf den Universitätswochen der SHUG in Husum und Heide: Goethes Symbolik des Lebens, ein Vortrag, den W. in jenem Jahr in acht weiteren Provinzstädten wiederholte, u. a. bei der deutschen Minderheit im dänischen Tondern und in Hadersleben. Das „Führerproblem“ behandelte er 1931 immerhin noch in vier Einzelvorträgen in Rendsburg usw. (Nachweise im Jahrbuch der SHUG 1928ff.)

499 LAS, Abt. 47/1263; darin Pressebericht der „Volkszeitung“ (Flensburg) v. 30. 10. 1929 über den Vortrag „Lebensphilosophie“, den Weinhandl anlässlich der von der SHUG in der Grenzstadt ausgerichteten Universitätswoche gehalten hat.

500 Dazu A III. 2.; eine frühe persönliche Verbindung stiftete der Volkskundler von Geramb, neben Weinhandls Lehrer Meinong und Pichler einer der Initiatoren der Grazer DPhG-Ortsgruppe, der 1919 Trauzeuge des Ehepaars Weinhandl war (Fischl 1967, S. 2). In der DPhG-Schriftenreihe „Weisheit und Tat“ war Weinhandl mit einer Arbeit über ‚Meister Eckehart im Quellpunkt seiner Lehre‘ (2. er. Aufl. 1926, zuerst 1923) vertreten. Das Hauptwerk: ‚Die Gestaltanalyse‘ (1927a) erschien 1927 im damaligen DPhG-Hausverlag von Kurt Stenger (Erfurt). Die nicht minder wichtige Arbeit: ‚Über das aufschließende Symbol‘ (1929a) kam in einer Reihe von DPhG-Sonderpublikationen bei Junker und Dünnhaupt in Berlin heraus. Vgl. a. Weinhandl 1931 = Vortrag vor der DPhG-Ortsgruppe Leipzig.

501 Leaman 1993, S. 95; übernommen und mit einer falschen Archivsig. zit. von Alwast 1994, S. 384f. – Leaman zit. aus BAZ, REM-PA Weinhandl, Bl. 6565 u. BAK, R 21/10022, Bl. 10296 (recte: 10295). Dort in der Rubrik „Politische Betätigung“ Weinhandls handschriftlicher Eintrag: „Zur Zeit seines Bestehens Fachschaftsleiter K. f. D. K. u. Redner f. d. Landesteil.“ Der mit der Sütterlinschrift nicht vertraute Leaman macht daraus: „für die Landesabt. Schleswig-Holstein“ und ersetzt „Zur Zeit des Bestehens“ einfach durch die Jahreszahl „1929“ (dem Gründungsdatum nicht etwa einer schl.-holst. Landesgruppe, sondern des „Kampfbundes“ auf Reichsebene), so als stünde dort: „Während der gesamten Zeit des Bestehens“ oder schlicht „seit Gründung“. Weinhandl meint aber mit größter Wahrscheinlichkeit nicht, daß er seit Beginn im KfDK aktiv war, sondern nur, daß er irgendwann zwischen 1929 und 1934, als der KfDK überhaupt „bestand“, dort Funktionen wahrgenommen hat. Im Juni

hältnis zu den eher prorepublikanischen Kollegen Kroner und Stenzel wie zum Ministerium bedacht war. Schließlich lebte er seit 1923 von einem besoldeten Lehrauftrag: Einführung in die Philosophie und in die Logistik, und er durfte 1930, als er öfter auf Berufungslisten stand, endlich hoffen, aus diesem kärglichen Dasein befreit zu werden.⁵⁰² Vielleicht auch um seine Berufungschancen in Preußen zu verbessern, hatte Weinhandl dem Minister im Herbst 1928 angezeigt, daß er vom katholischen zum protestantischen Glauben gewechselt sei.⁵⁰³

Weltanschaulich hatte sich der parteipolitisch vor 1933 noch ungebundene Weinhandl den deutschnational-völkischen Exponenten der DPhG, Bauch, Schwarz und Pichler, angenähert und dies auch, einschlägige Äußerungen aus den Vorträgen der Jahre 1925/26 bestätigend, in seinen Schriften und einigen zustimmenden Rezensionen bekundet.⁵⁰⁴ Mit Schwarz kam er darin überein, daß die deutsche mystische Tradition nicht im kontemplativ-weltflüchtigen, „asozialen“ Sinne rezipiert werden müsse, sondern als „Mystik des Handelns“, die die Einzelseele zur Sinnfindung in der Gemeinschaft aktiviere. Die eigene, stark individualistisch geprägte Wertphilosophie gestattete es, die konkrete Gemeinschaft des Volkes als Inbegriff des objektiv Wertvollen (Pichler) zu verstehen. „Vaterland und Volkstum“ waren dann keine „freischwebenden Gebilde“ mehr, sondern konkrete „Werte“. Andererseits fiel es ihm dann in einer Rezension von Nicolai Hartmanns ‚Ethik‘ in den „Kant-Studien“ leicht, die eigene Präferenz für individuelle Formen der Daseinssteigerung und „Transzendenzzerfassung“ mittels „symbolischer“, im „wagenden“ Vollzug eigener Existenz „zu erschließender Vergegenwärtigung des Ewigen“ zu identifizieren mit der „Autonomie der Person“, die Hartmann - sehr zur Freude des Rezensenten - gegen jeden Zugriff deter-

1934 wurde der KfDK nämlich aufgelöst, was W. in derselben, ungefähr 1935 ausgefüllten Rubrik berücksichtigt, wenn er unter seinen Mitgliedschaften aufführt: „Eintritt in die NSDAP am 23. März 1933 [...] Mitglied des NSLB und der N.S.-Kulturgemeinde (zuvor KfDK)“. Die dann anschließende Formulierung „zur Zeit des Bestehens“ bezieht sich also in keinsten Weise auf die Zeit seiner Gründung, sondern will allein diesem Umstand Rechnung tragen, daß W. in einer inzwischen aufgelösten Organisation mitgewirkt hat. Hätte er auf Aktivitäten vor 1933 verweisen können, hätte er sich als „Alter Kämpfer“ auch in seinen sonstigen Personalangaben anders präsentiert und vielleicht auch nicht zuerst die relativ späte Parteimitgliedschaft vor der KfDK-Zugehörigkeit eingetragen. - Ist dies nur ein weiteres Beispiel für Leamans Unfähigkeit, manche der erschlossenen Quellen auch nur zu *lesen*, so überrascht doch, wie fahrlässig Alwast diese Angaben in einem Artikel für ein renommiertes biographisches Lexikon einfach kolportiert und dabei mit der peinlichen Weise auch noch falsch abgeschriebenen Archivsig. zu suggerieren versucht, er habe sich um eine Autopsie von Leamans Quelle bemüht!

502 Weinhandl war im September 1927 zum nb. ao. Prof. ernannt worden, konnte aber keine Erhöhung seiner LA-Vergütung durchsetzen. GStA, Rep. 76/729, Bl. 261. In dieser Akte weitere Laufbahndaten zu Weinhandl zwischen 1922 und 1929. Noch Anfang März 1933 schlug Stenzel dem PrMWKV (Windelband) vor- unter Hinweis auf die Listenplätze in Graz (1927), Rostock (1930) und Königsborg (1931) - Weinhandl nach Möglichkeit als Nachfolger von Schwarz nach Greifswald zu berufen: BDC, REM-PA Weinhandl, Bl. 6599.

503 GStA, Rep. 76/729, Bl. 294; Weinhandl an PrMWKV v. 28. 9. 1928.

504 Weinhandl 1928a, S. 402f., in der Rezension der Schrift einer Schwarz-Schülerin; ähnlich: ders. 1929b über eine religionsphilosophische Spekulation von Schwarz selbst, und ders. 1930 zu Pichler

(zuvor in den „Kantstudien“ zu dessen ‚Vom Wesen der Erkenntnis‘, ders. 1929c). Bauchs wertphilosophischen Idealismus würdigte Weinhandl in einer langen DLZ-Rezension von dessen ‚Die Idee‘: 1927c. Ders. 1923b: zu Bauchs ‚Wahrheit, Wert und Wirklichkeit‘.

ministischer Ideologien gesichert habe.⁵⁰⁵ Erst ab 1933 trat der Wert der Person hinter dem Höchstwert des um das Element der Rasse bereicherten Volkes zurück, ebenso wie Weinhandl erst zu diesem Zeitpunkt zu vehement antijüdischer Argumentation und Polemik übergang.

3.4.3. Jena 1923/24: Carl August Emge und Hermann Johannsen

Die einleitend getroffene Regelung, die Rechtsphilosophen hier unberücksichtigt zu lassen, wird im folgenden Abschnitt über Carl August Emge nicht durchbrochen, denn Emge gehörte fast zehn Jahre lang auch institutionell, als Mitglied der Philosophischen Fakultät in Jena, dem Kreis der Universitätsphilosophen an.

Emge wurde am 21. April 1886 in Hanau geboren. Mit unverhohlenem Ahnenstolz wies der Fabrikantensohn gern auf französische und holländische Vorfahren hin, reformierte Glaubensflüchtlinge, deren Erbe bei dem späteren Verfasser einer Spekulation über den philosophischen Gehalt religiöser Dogmatik wohl nachwirkte, und - man ist fast geneigt, es bei diesem exorbitant eitlen Mann zu unterstellen - vielleicht sogar die Entscheidung beeinflusste, eine direkte Nachfahrin Martin Luthers zu ehelichen. Nach dem Abitur in Hanau studierte Emge Rechtswissenschaften, promovierte 1910 in Marburg und habilitierte sich für Zivilrecht und Rechtsphilosophie 1916 in Gießen, wo er, der als frontuntauglich eingestuft einige Zeit in der Presseabteilung des Generalstabs zugebracht hatte, 1921 einen Lehrauftrag für Finanzrecht erhielt. Obwohl er sich mehr für einen Philosophen als für einen Juristen hielt, stieß seine erste, vom Positivismus seines Frankfurter Lehrers und Förderers Hans Cornelius abhängige, in Gießen eingereichte rechtsphilosophische Habil.-Schrift über ‚Das Wesen der juristischen Person‘ gerade bei den dortigen Philosophen auf Ablehnung. Die im zweiten Anlauf vorgelegte Studie über: ‚Das Grunddogma des rechtsphilosophischen Relativismus‘ offenbarte dem Referenten Hans Albert Fischer bereits das ganze Dilemma aller nachfolgenden Bemühungen Emges: Die von Radbruch und anderen „Relativisten“ vertretene Ansicht, wonach letzte Zwecke im Recht unmöglich seien und das Recht nach dem Zusammenbruch aller naturrechtlich-metaphysischen Fundierungsversuche nur als Instrument pragmatischer Problemlösung begriffen werden dürfe, bekämpfte Emge zwar mit erheblichem Aufwand an formalistischem Scharfsinn, aber er sei außer Stande, den Nachweis „letzter Zwecke“ seinerseits zu erbringen.

Da Emge trotz dieser wenig konstruktiven Leistung an seine rechtsphilosophische Bestimmung glaubte, leitete er, unterstützt von dem nach Jena gewechselten Fischer, und zu Recht auf das Wohlwollen Julius Schaxels, des kommunistischen Hochschulreferenten im Thüringischen Unterrichtsministerium, hoffend, seine Umhabilitation an die Philosophische Fakultät Jena vor, nachdem er 1922 in Gießen noch den Dr. phil. mit einer Dissertation über Kants Eherecht erworben hatte. In Jena erließ man ihm die Habilitationsschrift und erteilte die *venia* 1924 nach einem Kolloquium über seine Probevorlesung (Über verschiedene Bedeutungen von Ideen). 1925 erhielt er einen Lehrauftrag für praktische Philosophie mit besonderer Rücksicht der Rechtsphilosophie, der 1929 verlängert wurde. 1924 stand Emges Berufung an die lettische Universität in Riga zur Debatte, die aber am Widerstand nationali-

505 Ders. 1928b; in der Kieler Ortsgruppe der Kantgesellschaft, die offenbar nach dem Weggang ihres Gründers H. Scholz nach Münster (1928) einschloß, meldete Weinhandl sich immerhin auch zu Wort - mit einem Vortrag über Meister Eckhart (1925).

stischer lettischer Kreise scheiterte. Statt dessen hielt er jahrelang Gastvorlesungen am Rigaer Herder-Institut, wo sich 1926 eine Nachfolge im Lehramt für Rechtsphilosophie und Soziologie zerschlug - diesmal wohl weniger wegen des von Emge geltend gemachten lettischen Chauvinismus als wegen ungeklärter finanzieller Absicherungen. 1930 übernahm er die Leitung des Nietzsche-Archivs, zum 1. Dezember 1931 trat er in die NSDAP ein, dank deren Schützenhilfe er im Oktober 1932 das Kuratorenamt der Universität übernehmen konnte. Die Parteimitgliedschaft war Emge auch nützlich, als er im April 1933 das erste rechtsphilosophische Ordinariat an einer deutschen Universität übernehmen konnte.⁵⁰⁶

Im ‚Führerlexikon‘ von 1935 hebt Emge als sein politisches Verdienst die „Bekämpfung der marxistischen Rechtsphilosophie“ seit 1916 hervor und bezeichnet sich als „Begründer konservativer Lehrideen“. In der Tat war der Antimarxismus das einzig halbwegs markante Element in seiner politischen Ideenwelt, bis er 1931 in der pseudonym veröffentlichten Broschüre ‚Geistiger Mensch und Nationalsozialismus‘ einige Anleihen bei der NS-Weltanschauung machte. Emges Antimarxismus war, soweit er antibolschewistische Züge trug, nicht frei von Neid und einem Schuß Bewunderung für die Einheitlichkeit und Geschlossenheit einer Weltanschauung, die den ihn quälenden Relativismus hinter sich ließ. Daß neben dem im Kollegenkreis als Bolschewistenfreund verrufenen Königsberger Osteuropahistoriker Martin Winkler ausgerechnet Emge, der seine kurzlebige Zeitschrift „Philosophie und Recht“ (1920/22) russischen Emigranten öffnete und der in Riga mit Antibolschewisten reinsten Wassers umging, 1929 nach Leningrad und, noch ehrenvoller, als Gast zur Jubiläumsfeier der Universität Kasan eingeladen wurde, muß verwundern.⁵⁰⁷

Was die „marxistische“ Revolution von 1918/19 betraf, so hatte Emge im März 1919 nichts Eiligers zu tun, als sie naturrechtlich zu legitimieren.⁵⁰⁸ Erst die Vorträge über das für Konservative den ungetrübten „Kulturbolschewismus“ repräsentierende Dessauer Bauhaus standen bei Emge dann im Zeichen eines schroffen Anti-Marxismus. Allerdings glaubte er sich einig mit Gropius und anderen Bauhaus-Künstlern, die nicht von der „Verbesserung äußerer Lebensumstände“, sondern von einer veränderten innerlichen Einstellung zum „Werk“ die Überwindung verdinglichter Existenz erhofften. Das Bauhaus als „Einheitskunstwerk“ bringe die Kunst zurück ins Leben und befreie den Künstler aus sozialer Isolation, es verheiße also die künstlerische und soziale „Synthese“, die das dualistische Zeitalter der Entfremdung und der sozialen Gegensätze aufzuheben verspreche.⁵⁰⁹

Was Emge rechtsphilosophisch gegen den Marxismus vortrug, kam über beiläufige, plumpe Polemik gegen dieses für ihn nur als Variante des weltanschaulichen Relativismus beachtliche Phänomen nie hinaus.⁵¹⁰ Auch als „Begründer konservativer Lehrideen“ war er kaum wahrnehmbar. Und wenn Konservatismus und Anti-Versailles in den 20er Jahren

506 Angaben nach Personalakten in: UAG. UAJ, PA Nr. 648, M 632. StAW. UA-HUB, Kur. E 56, Bd. I-III und ebd., Bestand Dozentenschaft ZB 2 A 885, A. 14. - Vgl. a. ‚Führerlexikon‘ 1935, Art. Emge.

507 Ein an das AA adressierter vierseitiger hs. Reisebericht, der u. a. die atheistische Propaganda in Moskau erwähnt, befindet sich in der PA Emge im StAW. Über die baltisch-russischen Kontakte vgl. a. Emges Erinnerungen 1960, S. 56ff. Über den Marxismus als - nicht nur für Deutschland eigentlich inakzeptable - „Wohltat eines neuen Glaubens“: Emge 1931, S. 5.

508 Emge 1919, Sp. 261: naturrechtlich seien alle „echt revolutionäre[n] Handlungen“ legitim, nur für „bei Gelegenheit der Revolution“ verübte Eigentumsdelikte gelte noch das positive Recht.

509 Ders. 1924, S. 9-18.

510 Ders. 1931a, S. 18f. („Verabsolutierung der Wirtschaft“).

nahezu Synonyma waren, dann grenzte Emge sich mit seinen Marginalien zum Völkerrecht - es ermangele einer einheitlichen teleologischen Geschichtsbetrachtung! - sogar selbst aus dem Kreis führender konservativer Ideologen aus.⁵¹¹

Seine ‚Vorschule der Rechtsphilosophie‘, die, so Emges pikirierte Klage, auch sechs Jahre nach ihrem Erscheinen noch unverstanden war - und es bis heute wohl geblieben ist -, konnte bestenfalls als proklamierte, nirgends erfüllte („Korschule!“) Alternative zum Vernunftrechtsrigorismus Leonhard Nelsons und damit als ein, im Rückblick auf seine naturrechtliche Legitimierung der Novemberrevolution etwas inkonsequent wirkendes Plädoyer für die ausschließliche Zulässigkeit evolutionärer Umgestaltung von Staat und Gesellschaft gelesen werden.⁵¹² So blieb ihm nur, die selbstgestellte Frage ‚Was heißt konservativ?‘ mit dem Postulat zu beantworten: „Wahrhaft konservativ sein, heißt also einmal, die Idee des unbedingten Gottes bei jeder direkten Frage als Prinzip wahren.“⁵¹³ Aber zu mehr als einem Lamento über die „Zerstörung [dieses] Primats“ durch „partikulare ‚Erlösungsmittel‘“ der Wirtschaft (Marx) oder der Natur (Haeckel), reichte es dann wieder bei Emge nicht. Davon, daß diese Vorliebe für Letztbegründung, System und Einheit Emge zur Hoffnung verleitete, der Nationalsozialismus werde die „wahre Einheit“ bringen, wird noch zu reden sein.⁵¹⁴

Bruno Bauchs Schüler Hermann Johannsen unterschrieb am 4. März 1933 den Wahlauf-
ruf der NSDAP, während er ein Jahr vorher noch für Hindenburg und gegen einen möglichen Reichspräsidenten Hitler gestimmt hatte.⁵¹⁵ Wie sein politisches Schicksal nach 1933 zeigen wird, verband ihn mehr mit dem, in bildungspolitischen Fragen relativ liberalen Konservatismus des NS-Opfers Leisegang als mit den völkischen Ansichten des Jenaer Kollegen Günther. Eine allzu grobe Fehleinschätzung unterlief den Hochschulfunktionären der SED späterhin also nicht, als sie Johannsen, als „fortschrittlich bürgerlich“ und von „liberaler Haltung“ lobten.⁵¹⁶

Geboren am 17. Oktober 1889 in Northeim als Sohn eines Werkstättenvorstehers, war Johannsen nach dem Besuch der Präparandenanstalt in Einbeck und des Northeimer Lehrerseminars von 1910 bis 1912 als Lehrer an niedersächsischen Volksschulen tätig, bevor er in Goslar die Reifeprüfung nachholte, um dann bis 1914 in Göttingen und Jena Philosophie, Pädagogik, Psychologie und Religion zu studieren. Den Weltkrieg machte er als Freiwilliger in einer Sanitätskompanie mit. 1917 entlassen, setzte er seine Studien in Jena fort, wo er im

511 Ders. 1925, S. 126f.

512 Ders. 1931b, S. 23, Anm. 23, über den Mißerfolg seiner ‚Vorschule‘. Dort die eingestreuten Bemerkungen zu Nelson, die sich auch stets gegen den Neukantianismus Rudolf Stämmers richten. - Daß Emges Wirkungslosigkeit auch mit der fahrig-aphoristischen Substanzlosigkeit seiner Texte erklärt werden kann, legt eine Kritik Leisegangs 1932, S. 236f., nahe, der seine ‚Geschichte der Rechtsphilosophie‘ zumindest in ihren Abschnitten über die Antike für so oberflächlich hält, daß er Juristen davor warnen zu müssen glaubt. Beleidigt drohte Emge mit der Niederlegung seiner philosophischen venia, falls man amtlicherseits eine derartige Kritik ungeahndet ließe, zumal „ich von den Rechtsphilosophen Deutschlands der bekannteste bin“. StAW, PA Emge; an ThürM v. 27. 5. 1932.

513 Emge 1927, S. 198.

514 Zur „Einheitlichkeit des [weltanschaulichen] Bezugssystems“: Emge 1931a, S. 10, 16.

515 Fließ 1959, S. 63 fff., Aufruf v. 4. 2. 1932, unterschrieben von den Jenaer Dozenten Leisegang, Petersen, Johannsen und den ehemaligen Sozialdemokraten Linke und Vaerting. Ebd., S. 695f. Aufruf v. 4. 3. 1933, darunter aus Jena: Bauch, Emge, Johannsen. - Bei Leaman 1993, S. 54, wird nur die Unterschrift von 1933 erwähnt!

516 UAJ, M 632, PA Johannsen.

Oktober 1918 bei dem Pädagogen Rein mit der Arbeit: ‚Die philosophische Propädeutik im Lehrerseminar‘ promovierte. Angeregt durch Bauch nahm Johannsen 1920 seine Habilitation in Angriff, stieß aber 1923 mit der eingereichten Arbeit: ‚Der Logos der Erziehung‘ auf erhebliche Bedenken der Pädagogen Rein und Petersen, die seine unkritische Adaption des neukantianischen Transzendentalismus Bauchs rügten. Obwohl auch Wundt, der die philosophische Grundlegung der Pädagogik als Habilitationsleistung anerkennen wollte, mit Rein darin übereinstimmte, daß konkrete pädagogische Fragen kaum herausgearbeitet worden seien, und der Altphilologe Stroux sogar gänzlich für „Ablehnung“ stimmte, entschied die Fakultät mehrheitlich, Johannsen die *venia* nicht zu versagen. 1925 erhielt er einen Lehrauftrag für propädeutische Arbeitsgebiete der Philosophie, im Juli 1928 erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof.⁵¹⁷

„Johannsen war deutschnational gesonnen, was aus frühen bildungspolitischen Überlegungen und aus seiner Mitgliedschaft im Frontkämpferverband ‚Stahlhelm‘ hervorgeht.“⁵¹⁸ Diese jüngst geäußerte politische Einschätzung, die sich noch auf die von Johannsen nach 1933 geltend gemachte anti-marxistische Einstellung stützt, an der 1928 auch seine Berufung an die sozialdemokratisch dominierte Pädagogische Akademie Dortmund gescheitert sein soll, verkennet gleichwohl die Bedeutung dieser politischen Option, wenn sie in den philosophisch-pädagogischen Publikationen Johannsens nur eine „nationale Tonlage“ ausmacht.⁵¹⁹ Denn „Deutschtum“ nahm bei ihm den Rang eines „Zentralwertes“ ein, den eine transzendental begründete Pädagogik für die Erziehung zum Dienst an Volk und Nation bereitzustellen hatte. Persönlichkeitserziehung sollte das Individuum im Interesse des höheren Ganzen „veredeln“, wobei Johannsen nicht ausschloß, daß das Ganze der „Menschheit“ oder das der metahistorischen „Humanität“ die Ganzheit der Nation noch übersteigen und dieser gegenüber pädagogisch entsprechend regulativ in Ansatz gebracht werden könnte. Er traf hier keine definitive Entscheidung, doch tendenziell fiel die Wahl zwischen Volkswürde und Menschenwürde eher zugunsten des Volkes aus, da er davon überzeugt war, daß die Menschenrechte außerhalb des nationalen Rahmens kaum gewahrt werden würden.⁵²⁰

4. Zwischenbilanz für den Zeitraum 1919 bis 1924

Im Rückblick auf die institutionelle Entwicklung der akademischen Philosophie nach 1918, auf die erste Phase republikanischer Berufungs- und Rekrutierungspolitik, scheint zumindest ein Kriterium personalpolitischer Entscheidungen ganz in den Hintergrund gedrängt: die „fachliche“ Qualifikation. Wie immer man die „Verfachlichung“ der Philosophie bestimmen mag, ob anhand ihrer nach 1848 erkennbaren szientistischen Selbstbeschränkung auf Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie⁵²¹ oder anhand des auch in den 20er Jahren noch gepflegten Selbstverständnisses, unabhängig von solch spezialistischer Reduktion, in jedem

517 Ebd. und UAJ, D 1435. AV. im Frühjahr 1924: „Kultur und Geschichte“.

518 B. Wolandt 1993, S. 63.

519 Ebd., S. 68.

520 Zu Johannsens schul- u. bildungspolitischen Vorstellungen: A III. 1.

521 So Köhnke 1989, Sp. 837.

Fall Philosophie als „Wissenschaft“ treiben und sie folglich von Politik und Weltanschauung trennen zu können: Als „Wissenschaft“ hatte sie sich längst selbst so weit „verweltanschaulicht“ oder „politisiert“, daß die Kompetenz der Philosophen primär nach bildungs- und kulturpolitischen Erfordernissen eingeschätzt wurde. Diesem „wissenschaftlichen“ Selbstverständnis zufolge immer noch als extern geltenden Kriterien wie Konfession (Scheler und Schneider in Köln; die Auswahl katholischer Philosophen für die konfessionellen Lehrstühle), parteipolitische Bindung (die Ablehnung von Nelson, Linke, Driesch, die Berufungen von Aster, Hoffmann, Cohn, Oesterreich) und manchmal auch Abstammung (die Ablehnung Cassirers in Kiel und Marburg, die Kroners in Marburg und mutmaßlich in Heidelberg) mußte aber gemäß der tatsächlichen „Verweltanschaulichung“ eine berufungspolitische Bedeutung zukommen. Nur darum fielen ins Gewicht regionale politische Besonderheiten einer Universität wie etwa ihre Lage im „Grenzland“ (Köln: Scheler, Driesch; Königsberg: Schultze, Heimsoeth), der Einfluß eines großstädtischen „toleranten“ Bürgertums (Hamburg: Cassirer), die Notwendigkeit, gegen eine „rote“ Landesregierung ein rechtes Widerlager zu bilden (Jena: Wundt), die Dominanz einer deutschnationalen Studentenschaft (als Argument in Greifswald gegen Linke), die weltanschauliche Homogenität einer Fakultät (im „deutsch-katholischen“, „modernistischen“ Würzburg: Meyer; im fränkisch-protestantischen Erlangen: Leser), das Bedürfnis der hauptstädtischen Administration nach „Fachberatern“ (Berlin: Spranger). Selbst der direkte, persönliche Kontakt zu den politischen Entscheidungsträgern kam zur Geltung (die Bekanntschaft von Spranger, Scholz und Schultze mit Becker, die Meyers mit Held).

Und nur, weil das Fach nicht erst mit der Kriegspublizistik seit 1914 in die außeruniversitäre Öffentlichkeit drängte, sondern seit dem fin de siècle zunehmend auch seine akademische Reputation darauf gründete, die permanent empfundene „Sinnkrise“ weltanschaulich heilen zu können - vor allem darum formierte sich die Universitätsphilosophie gemäß den politischen Anforderungen im Sinne von Beckers „Synthese“-Konzept. Das mußte den berufungspolitischen Erfolg jener Philosophen bewirken, die sich a) als persönliche Schüler, Freunde oder Anhänger in Beziehung bringen konnten mit Eucken, dem Hauptvertreter des Neuidealismus der Vorkriegszeit (also Scheler, Leser, Wundt, Petersen), b) die der geisteswissenschaftlich-lebensphilosophischen Richtung Diltheys (Spranger, Nohl, Misch, Litt, Freyer, Scholz) zuzurechnen waren, die c) wegen ihrer demonstrativen Abkehr vom Neukantianismus (Hartmann, Heimsoeth), d) ihrer phänomenologischen „Wirklichkeitsnähe“ (Husserl/Berlin 1923, Geiger, Pfänder) oder e) ihres gegenstandstheoretischen „Objektivismus“ (Pichler) wegen sich auf dem Weg zu einem nicht-rationalistisch-subjektivistischen Idealismus befanden, der einen Beitrag zu einer volkspädagogisch wertvollen „Logik der Gemeinschaft“ (Pichler) leisten sollte. Entsprechend reüssierten die als Marburger Neukantianer gehandelten Dozenten Cassirer und Görland nur unter den günstigen Bedingungen in Hamburg, blieb dem südwestdeutschen Neukantianer Cohn allein die Freiburger Hausberufung (während Kroner nur über den Umweg an die TH Dresden einen „richtigen“ Lehrstuhl in Kiel fand und die „Südwestdeutschen“ Mehlis, von Bubnoff, Ehrenberg, Schmid-Noerr, Schulze-Soelde nie eine Berufungschance hatten), mit der auch der rationalistische Neufriesianer Nelson in Göttingen vorlieb nehmen mußte, während der Positivist Schlick in Kiel auch „synthetische“ Bedürfnisse befriedigte, der sozialdemokratische Positivist von Aster in

Gießen jedoch allein wegen des ihm politisch gewogenen Kultusministers Strecker ein Ordinariat erhielt.

Diesem kulturpolitischen Primat verdankte die Philosophie auch ihre Bevorzugung gegenüber Psychologie und Pädagogik. Daraus erklären sich die Anstrengungen Jaenschs, die Psychologie als das bessere Synthesefach anzudienen, ebenso wie die z. T. von den Fakultäten (Tübingen, Jena), teils vom Berliner Ministerium ausgehenden Versuche, die Psychologie zurückzudrängen (mißlungen im Fall der Lehrstuhlnachfolge Stumpf, gelungen dagegen bei der Nachfolge Martius/Kiel und Ach/Königsberg), und die auf breiter Front erfolgreiche Strategie, pädagogisch orientierte Ordinariate nicht mit Vertretern experimenteller Psychologie, den ungeliebten „Spezialisten“, sondern mit Philosophen, also „Generalisten“ (Spranger, Litt, Hoffmann, Nohl, Cohn) zu besetzen.

Festzuhalten ist schließlich, daß die Zahl der ministeriellen Oktroyierungen oder Mißachtungen der Vorschlagsreihenfolge auffällig gering bleibt. Auch dieses Faktum, ebenso wie das vorherrschende „liberal-demokratisch-zentrierte“ persönlich-publizistische Engagement der Philosophiedozenten, bestätigt, daß das politisch-weltanschauliche „Angebot“ auf eine gleichgesinnte „Nachfrage“ stieß. In diesem Spektrum hält sich auch die erste Habilitandengeneration nach dem Krieg, vierzig neue Privatdozenten, von denen nur zwei (Hans Lipps/Göttingen 1921 und Wilhelm Burkamp/Rostock, 1921) vor ihrer Berufung (1935, 1939; vgl. zu beiden: B I. und B II.) als politisch indifferent einzustufen sind, von denen wenige (Baeumler, Freyer, Rothacker, Emge) um 1930 schließlich das „System“ beseitigen wollten, während die erdrückende Mehrheit unter ihnen genauso wie die älteren Kollegen bis 1933 auf dem Boden der Weimarer Verfassung stand.

II. Die Berufungspolitik von 1925 bis 1932

Dieser zweite berufungspolitische Zeitabschnitt ist gekennzeichnet durch merkbare Verlangsamung der personellen Erneuerung. Hatte der Überhang zu emeritierender Lehrstuhlinhaber bis 1924 noch 35 Neubesetzungen ermöglicht (darunter 24 Erstberufungen), kam es in den acht Jahren bis zur NS-Machtübernahme nur noch zu 27 Berufungen (darunter 17 Erstberufungen). Bescheiden nahm sich der Stellenzuwachs mit einem sozialphilosophischen Lehrstuhl in Frankfurt (1930), einem Lehrstuhl in Bonn (1931) und drei Extraordinariaten in Gießen (1925), Jena (1925) und Greifswald (1928) aus, dem die Einsparung des Scheler-Ordinariats in Köln (1928) gegenüberstand. Auch das deutet im Vergleich mit den neun, bis 1924 neu etatisierten Stellen an, daß die Grenzen der institutionellen Expansion erreicht waren. Zumindest an den Universitäten - denn, und das vor allem rechtfertigt den hier zwischen 1924 und 1925 gemachten (wenn auch wegen einiger Berufungen um 1923/24 nicht ganz sauberen, so doch durch den sachlichen Konnex geforderten) chronologischen Schnitt: Einen großen Aufschwung erlebte die Philosophie an den Technischen Hochschulen.

Die bildungspolitischen Rahmenbedingungen blieben an preußischen Universitäten unter den Ministern Becker (1925-1930) und Adolf Grimme (SPD, 1930-1932) fast unverändert, nur zeigte sich Grimme entschlossener, parteipolitischen Erwägungen stärker Geltung zu verschaffen. In Württemberg und Mecklenburg-Schwerin stellte die DNVP, in Sachsen und Thüringen die DVP den Bildungsminister. Der bis 1924 erkennbare bildungspolitische Konsens unter den Parteien der Weimarer Koalition und die schwierige Zuordnung philosophisch-weltanschaulicher Entwürfe zu parteipolitischer Programmatik, ließen aber auffällige berufungspolitische Veränderungen auch in diesen Ländern nicht erwarten, obwohl der stärker werdende kulturpolitische Einfluß der Zentrumspartei sich bei der Besetzung philosophischer Ordinate bemerkbar machte und öffentliche Diskussionen auslöste. Das Leitbild der weltanschaulichen „Synthese“ scheint also weiter dafür verantwortlich, daß die seit 1919 berufungspolitisch expandierenden „Schulen“ ihr Terrain noch vergrößern konnten. Der am Beispiel Kölns erstellte Befund, wonach die Abfolge Scheler, Hartmann, Heimsoeth eine Tendenz zur Verengung auf Philosophiegeschichte signalisiere, die es sogar rechtfertige, in Heimsoeths Berufung (1931) einen „Einschnitt von großer Tragweite“ zu sehen, nachdem bereits das Votum für Hartmann (1925) „die philosophische Durchdringung der historisch vorliegenden Doktrinen und Systeme“ in dessen Werk betont und die Weichen in Richtung

Philosophiegeschichte gestellt habe,¹ - dieser Befund suggeriert, daß als Folge der zeitweiligen allgemein-politischen Ernüchterung das ministerielle und vielleicht auch akademische Vertrauen in die weltanschauliche Kompetenz der Philosophie nachgelassen habe, daß die Philosophen vielleicht ihrerseits, nach dem Welken manch revolutionärer Blümenträume vom geistigen Neubau der Nation, den Rückzug in die Geschichte angetreten hätten. Demgegenüber ist auf die schon seit 1919 auffällige Bevorzugung jener Dozenten zu verweisen, denen ein enges Verhältnis zur „geschichtlichen Welt“ nachgesagt wurde. Und das Heimsoeths Berufung empfehlende Votum enthielt die bezeichnende Wendung, daß seine Stärke in der „systematischen Auswertung des geschichtlichen Gutes“ läge.² Seine Berufung ist also kein Zeichen historiographischer Verengung, sondern ein neuerliches Indiz für die dominierende Position des geisteswissenschaftlichen Synthesekonzepts, für das Geschichte einen integralen Bestandteil bildete.

Andererseits werden wir sehen, daß Ansprüche auf die bildungspolitische Führungsrolle der Philosophie sich in den Berufungsverfahren eher leise artikulierten und der Enthusiasmus der Anfangsjahre verschwunden war. Das hing auch mit dem Auftreten neuer, um Heidegger gruppiert Berater und Gutachter zusammen, die zunehmend von Fakultäten und Hochschulverwaltungen konsultiert wurden. Eine laute, die universitären Diskurse zwischen 1919 und 1924 wiederholende Debatte über die weltanschauliche Integrationsfunktion der Philosophie löste dagegen noch einmal die Etablierung des Faches an den Technischen Hochschulen aus.

1. Die Philosophie an den Technischen Hochschulen

Alle Technischen Hochschulen des Deutschen Reiches (Aachen, Berlin-Charlottenburg, Danzig, Hannover, Braunschweig, Darmstadt, Dresden, München, Stuttgart und Karlsruhe) verfügten bereits vor 1918 über „Allgemeine Abteilungen“, die die Lehrstühle für naturwissenschaftliche und mathematische Grundlagen der technischen Fachabteilungen, und - im Hinblick auf die Allgemeinbildung der Studenten - philologische und staatswissenschaftliche Lehrgebiete zusammenfaßten. Philosophie war in diesen Abteilungen, abgesehen von einem 1876 eingerichteten Lehrstuhl in Dresden, nicht etatisiert und wurde um 1900 an den meisten nicht-preußischen Hochschulen von Lehrbeauftragten angeboten, ohne daß diese die spezifisch philosophisch-weltanschaulichen Fragen der Technik oder auch nur der Naturwissenschaften thematisiert hätten.³ Erst Anfang der 20er Jahre mehrten sich die Stimmen, die nach einer angemessenen Vertretung des Faches verlangten. Die Begründung, mit der Kultusminister Haenisch 1920 seinen Antrag auf Errichtung ordentlicher Philosophie-Professoren in Berlin, Hannover und Aachen versah, gab die Argumentation für alle folgenden Promemorien vor:⁴

1 Heimbüchel 1988, S. 474f.

2 UAK, Zug. 44/3587; undat. Vorschlagsliste Nachfolge N. Hartmann (Mai 1931).

3 Einen kurzen, wesentlich auf die TH Dresden konzentrierten Überblick zum Philosophieunterricht an Technischen Hochschulen vor 1914 liefert: H. Petzoldt 1984.

4 GStA, Rep. 76Vb, Sek. 6, Tit. III, Nr. 6, Bd. VII, Bl. 141ff; PrMWKV an PrMF v. 25. 9. 1920.

„Die Technischen Hochschulen müssen mehr sein wollen als Fachschulen, sie müssen wirklich wissenschaftliche Hochschulen werden. Das Einzelwissen, wie es in den ‚Fächern‘ gelehrt wird, genügt nicht. Wie an den Universitäten den Studierenden der dort vertretenen Wissenschaften ein Anrecht zugestanden wird, über ihr eigentliches Studium hinaus sich mit den großen Fragen nach Wesen, Zusammenhang und Sinn der Dinge in philosophischen Kollegs unterrichten und zum Nachdenken anregen zu lassen, so muß das gleiche Anrecht auch dem angehenden Ingenieur zugestanden werden. Philosophie soll ihrer Form und ihrem Inhalt nach nicht eine Einzelwissenschaft, ein ‚Fach‘ neben anderen Fächern, sein, sondern die immer vorausgesetzte und gesuchte Einheit aller wissenschaftlichen Erkenntnis [...], die Möglichkeit [...] zur Gewinnung einer in vernünftigen Denken begründeten einheitlichen Lebens- und Weltanschauung und [...] Sichtung der Güter des Lebens nach ihrer wahren Wertordnung.“

Darüberhinaus sei es Aufgabe der Philosophie an Technischen Hochschulen, die „Gedanken der Technik vom allgemeinen Standpunkt aus zu sammeln“, wissenschaftlich zu bearbeiten und „Philosophie der Technik zu treiben“. In Preußen vermochte aber selbst der Hinweis auf die Sonderlage der TH Aachen, wo es galt, die „geistige Abschnürung“ des besetzten Rheinlandes mittels kulturgeschichtlicher und philosophischer Belebung des Unterrichts zu verhindern, den Finanzminister nicht dafür zu erwärmen, mehr als einen Lehrauftrag zu bewilligen.⁵ Obwohl die Technischen Hochschulen seit 1921 für die Lehrerbildung in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern den Universitäten gleich gestellt wurden, erlaubte es die Finanzlage erst 1925, an der größten, der Berliner TH, einen Lehrauftrag zu erteilen. Günstigere Voraussetzungen boten sich dem Fach außerhalb Preußens. An der TH Dresden baute man die Allgemeine Abteilung mit Rücksicht auf die eingegliederte Volksschullehrerausbildung im Umfang einer Philosophischen Fakultät aus.

1.1 TH Dresden: Die Berufungen von Gustav Kafka, Richard Kroner, Alfred Baeumler und Paul Luchtenberg

Wohl schon mit Rücksicht auf die in Sachsen an die Hochschulen verlegte Volksschullehrerbildung war dem Psychologen Karl Bühler 1922 Gustav Kafka gefolgt, der auch als Psychologe ausgewiesen war, daneben aber als Philosophiehistoriker und kulturphilosophisch-politisch interessierter Dozent galt. Der Industriellensohn Kafka wurde am 23. Juli 1883 in Wien geboren, besuchte dort das Schotten-Gymnasium und studierte seit 1901 in Göttingen (bei G. E. Müller und Husserl), Wien und München (bei Th. Lipps). 1906 promovierte er in Leipzig bei Wundt ‚Über das Ansteigen der Tonerregung‘. Finanziell unabhängig, setzte er seine Studien in München bei Lipps privat fort, um sich 1910 dort zu habilitieren (‚Versuch einer kritischen Darstellung der neueren Anschauungen über das Ichproblem‘; AV. 30.7.1910: Über die Existenzialurteile). Bis 1914 galten die Interessen des Privatdozenten Kafka der Tierpsychologie. Von 1914 bis 1917 kämpfte er im K. u. K. - Heer als Frontoffizier, bevor er 1917/18 im Wiener Kriegsministerium mit heerespsychologischen Eignungsprüfungen befaßt war. 1915 war er in München zum nb. ao. Prof. ernannt worden. 1919 an die Universität zurückgekehrt, erhielt er einen Lehrauftrag für angewandte Psychologie,

5 Ebd., Bl. 214ff.; Rektor und Senat TH Aachen an PrMWKV v. 1. 5. 1921; Argumentation wieder aufgenommen in Anmeldung zum Staatshaushalt 1922 v. 28. 7. 1921.

hauptsächlich zur Unterweisung in der Methode der Berufsprüfung. Daneben bot Kafka auch philosophische Lehrveranstaltungen an. In diesen revolutionären und nachrevolutionären Zeiten profilierte er sich als politischer Publizist, der seine Aufsätze keineswegs - wie dies Kafkas Biograph meint - in Unkenntnis ihrer weltanschaulichen Tendenz in den von ihm favorisierten allddeutsch-völkischen Zeitschriften „Deutschlands Erneuerung“ und „Die Tradition“ veröffentlichte.⁶ Zum 1. April 1923 wurde er Böhlers Nachfolger als Ordinarius für Philosophie, Psychologie und Pädagogik an der TH Dresden. Nach Auskunft eines Kommissionsmitgliedes, des Romanisten Victor Klemperer, war dies das Resultat eines handstreichartigen Vorgehens seiner konservativen Kollegen, die in jedem Fall einen „Allgemeinphilosophen und Lehrer“, keinen „Spezialforscher“ wollten. So strichen sie ohne Klemperers Wissen den von ihm und Bühler bevorzugten Bonner Denkpsychologen Otto Selz, der neben Kafka an erster Stelle genannt werden sollte, von der Liste, weil Selz zu sehr Psychologe und zudem, wie der neben Heimsoeth Zweitplazierte Kroner, Jude war. Der Katholik Kafka, vom sozialistischen Minister berufen, habe sich dann schon bei seinem Antrittsbesuch im April 1923 als „warmer Freund Hitlers und der Nationalsozialisten“ präsentiert.⁷ Daran scheint Kafka aber, ohne daß Klemperer dies in seinen Tagebüchern bis 1933 vermerkt, nicht festgehalten zu haben. 1931, in der Hochzeit des NS-Studentenbundes, war er Vorstand (= Dekan) der Kulturwissenschaftlichen Abteilung, und spätestens aus dieser Zeit müssen Konflikte mit dem NSDStB herrühren, die Ende März 1933 nach einer „Abrechnung“ im Dresdner NS-Blatt „Freiheitskampf“ verlangten.⁸ Bald darauf vom Dresdner Ministerium als politisch unzuverlässig eingestuft, bat Kafka Ende 1933 um vorzeitige Emeritierung aus Krankheitsgründen. 1934 emeritiert, lebte er bis 1945 zurückgezogen in Dresden.⁹

Neben Kafkas Ordinariat für Philosophie und Pädagogik errichtete das Ministerium 1924 einen neuen Lehrstuhl für „Theoretische Pädagogik und Philosophie“. Folgt man wieder Klemperers Tagebuch, fiel die Wahl der Kommission wie die des Ende 1923 unter einem DVP-Minister immer noch im Amt befindlichen, vom USPD-Kultusminister Fleißner ernannten Hochschulreferenten Robert Ulich, auf den jungkonservativen Mannheimer Lehrer Ernst Kriek. Der lehnte Anfang 1924 den an ihn ergangenen Ruf ab und konnte auch von Klemperer, der von Ulich nach Mannheim geschickt worden war, um Kriek doch noch eine Zusage abzurufen, nicht umgestimmt werden.¹⁰ Dann trat man in Verhandlungen mit „Kafkas Kandidat(en)“ Willy Moog (Greifswald). Schadenfroh notiert Klemperer, der habe wie ein „galizisches Häufchen Judenunglück“ gewirkt und wie ein „Synagogendiener“ ausgeseg-

6 Dazu unten A III. - Wehner 1964 führt die politisch brisanten Aufsätze, die in der freilich heute in Bibliotheken seltenen Zeitschrift: „Die Tradition“ erschienen sind, in seiner Kafka-Bibliographie nicht auf; wahrscheinlich deshalb meint er, die Beiträge zu „Deutschlands Erneuerung“ seien „Ausrutscher“ eines politisch Unerfahrenen. Vgl. Wehner, S. 40ff, 48ff.

7 Klemperer 1996a, Bd. I, S. 620, 623f., 684. - Zur Kommission zählten der Jurist Felix Holldack, der Germanist Christian Janentzky, der Historiker Felician Geß (dies die „rechte“ Fraktion) sowie der Kunsthistoriker Brück und Klemperer.

8 Wehner 1964, S. 8.

9 Kafka, der lt. Wehner in den 20er Jahren wieder zum Christentum zurückgefunden habe, erhielt 1947 eine Professur in Würzburg.

10 Klemperer 1996a, Bd. I, S. 745, 755, 762, 788-792 (hier die Beschreibung des Besuchs in Mannheim, im März 1924, die Sympathien des jüdischen Liberalen Klemperer für Kriek verrät).

hen, so daß weder seine enttäuschten rechten Fürsprecher noch das Ministerium an ihm haben festhalten wollen. Auch den dritten Anlauf überlagerte das „Moment des Anti- und Philosemitismus und (das) der Feindschaften und Freundschaften gegen und für Kafka“.¹¹ Zur Wahl standen Richard Kroner und Paul Luchtenberg. Klemperer schildert, wie es ihm mit Ulichs Hilfe gelang, zuletzt auch dem konservativen Bildungsminister Kaiser die Furcht vor judenfeindlichen Protesten zu nehmen, die bei Kroners Berufung zu erwarten waren. In den vom Ministerium durchzusetzenden Berufungen von Sozialisten und Gelehrten jüdischer Herkunft sah Ulich ein legitimes Mittel, um die seiner Ansicht nach gezielte betriebene Ausgrenzung dieser „Minderheiten“ seitens der Fakultäten zu kompensieren. Also wäre auch die Dresdner Berufung primär Ulichs Philosemitismus zuzuschreiben, was Kroner nicht einmal parteipolitisch begünstigte, da der Freiburger Extraordinarius keinerlei sozialistische, sondern, wie noch zu erweisen ist, eher sozialkonservative Ideen vertrat.

Kroner, am 8. März 1884 als Arztsohn in Breslau geboren, groß geworden in einer wohlhabenden jüdischen Familie, Absolvent des Humanistischen Gymnasiums St. Maria Magdalena (1902), studierte Philosophie, Psychologie, Literaturgeschichte und Staatslehre in Breslau, Berlin (bei Dilthey und Simmel), Heidelberg und Freiburg, wo er bei Rickert 1908 promovierte: ‚Über logische und ästhetische Allgemeingültigkeit‘. 1909 gehörte er zu den Mitbegründern der Zeitschrift „Logos“, dem Organ des südwestdeutschen Neukantianismus. 1912 habilitierte er sich in Freiburg: ‚Zweck und Gesetz in der Biologie‘ (PV.: Zur Kritik des philosophischen Monismus; AV. 2. 3. 1912: Analytische und synthetische Philosophie). Von 1914 bis 1918 diente er als Artillerieoffizier an der Westfront. 1919 zum nb. ao. Prof. ernannt und 1920 mit einem besoldeten Lehrauftrag (Philosophie des deutschen Idealismus) versehen, scheiterte eine Berufung zum Nachfolger von Jaspers angeblich an „antisemitischen“ Widerständen in der Heidelberger Fakultät.¹² Zum 1. Oktober 1924 erfolgte dann die Übernahme des Dresdner Lehrstuhls mit der Antrittsvorlesung ‚Über den Wert der historischen Bildung‘. Zum 1. April 1929 wurde er als Nachfolger von Heinrich Scholz nach Kiel berufen. 1930 begründete er mit holländischen und italienischen Kollegen die Internationale Hegel-Gesellschaft, der er als Präsident bis 1934 vorstand.¹³

Für die Berufung Kroners gab aber nicht allein Ulichs philosemitische Option den Ausschlag. Dahinter versteckte sich die zentrale Frage dieser Personalentscheidung, die Klemperers Notizen nur en passant erwähnen, wenn sie über den Gegensatz zwischen Ulich und dem Referenten für Lehrerwesen, Richard Seyfert (DDP) berichten. Der Pädagoge Seyfert bevorzugte in Übereinstimmung mit Kafka und anderen Senatsmitgliedern die Berufung Luchtenbergs und stellte dabei auf dessen „spezifisch pädagogische Eignung“ ab. Daß in diesem Konflikt wieder philosophisch-weltanschauliche und engere fachwissenschaftliche Interessen aneinander gerieten, wiederholte die vom Leipziger „Fall“ Hermann Schneider her bekannte Konstellation. Jedoch ging es in Dresden nicht nur um einen Lehrstuhl, sondern um Gestalt und Aufgabe der „Allgemeinen Abteilung“ an Technischen Hochschulen insgesamt. Nach seiner gegen Ulich und Klemperer (den „Expansionspolitikern“) erlittenen Niederlage steckte Kafka 1925 die Positionen dieses Grundsatzstreits ab:¹⁴

11 Ebd., S. 802f. (Einträge v. 5. u. 11. 4. 1924).

12 Husserl Brw. 1994, Bd. V, S. 147ff; Husserl an Natorp v. 1. 2. 1922.

13 UAFb, PA Kroner. - Skinner 1962. Holz 1982. Asmus 1990 (2. erw. Aufl. 1993). Alwast 1991.

14 Kafka 1925, S. 4.

„Abschließend sei noch eines Vorstoßes der Expansionspolitiker in den Allgemeinen Abteilungen gedacht, der zwar vorläufig nur symptomatische Bedeutung besitzt, aber doch in seinen Auswirkungen unmittelbaren Einfluß auf die Ausgestaltung der Technischen Hochschulen gewinnen könnte, des Bestrebens nämlich, den Namen Allgemeine Abteilung in Kulturwissenschaftliche Abteilung umzuändern. An sich wäre gegen diese Namensänderung nichts einzuwenden, weil der Name Allgemeine Abteilung tatsächlich allzu farblos ist und der Name Kulturwissenschaftliche Abteilung das komplementäre Verhältnis zur Naturwissenschaftlichen Abteilung nicht unglücklich zum Ausdruck bringt. Für die Expansionspolitiker aber steckt in dem Namen ein viel weiter gehendes Programm: wenn bisher nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Geisteswissenschaften an den Technischen Hochschulen eine selbständige Daseinsberechtigung hatte, so soll nunmehr der Gesamtheit der Geisteswissenschaften das Bürgerrecht [...] erkämpft und so ein neuer Hochschultyp geschaffen werden [...] Die Entwicklung der Wissenschaften führt zu immer weitergehender Spezialisierung, und es wäre darum ein schwerer organisatorischer Fehler, dieser auseinanderstrebenden Entwicklung durch äußerliche Vereinheitlichungstendenzen entgegenzuarbeiten ...“

Kafka zog daraus die Konsequenz, den philosophischen Unterricht auf psychologische und pädagogische Veranstaltungen für Lehramtskandidaten zu beschränken, den weltanschaulichen Sinnvermittlungsanspruch der Philosophie also faktisch aufzugeben. In seiner Antrittsvorlesung ‚Über Aufgaben und Ziele des philosophischen Unterrichts an der Technischen Hochschule‘ hatte er zuvor die Meinung vertreten, daß eine „Weltanschauung“, die, den „Utopien eines unendlichen Fortschrittes“ und der „Verbrüderung der Menschheit“ nachjagend, das Volk zum „Idealismus“ erziehen wolle, ohnehin verfehlt sei. Das Volk als „Masse“ sei unfähig zur idealistischen Weltanschauung und benötige allenfalls geeignete „Führer“, die zukünftig ohnehin aus Wirtschaft und Technik kämen. Mit anderen Worten: Am besten wäre es, die Technischen Hochschulen der Volksschullehrerbildung wieder zu verschließen und die Philosophie darauf zu konzentrieren, einer heranwachsenden Elite aus Managern und Ingenieuren das zur Führung nötige geistige Rüstzeug zu vermitteln.¹⁵

Für die Dresdner „Expansionisten“ war Kroners Berufung zugleich eine Entscheidung für die geisteswissenschaftlich fundierte, idealistische Kulturphilosophie, mit deren Hilfe man sich gegen die fachwissenschaftlich fortschreitende Spezialisierung zu wappnen gedachte. Folglich beantragte die Allgemeine Abteilung Ende 1924 ihre Umbenennung in Kulturwissenschaftliche Abteilung. Die Eingabe stützte sich auf eine beigelegte Expertise Kroners, die anhand von Rickerts Bestimmung der Kulturwissenschaften als Sinn und Wert vermittelnde Wissenschaften die neuen Aufgaben der umgetauften Abteilung skizziert.¹⁶ Kroners Initiative war es zu danken, daß nach ihm noch Paul Tillich auf ein neubegründetes Ordinariat für Religionswissenschaften (1925) und Fedor Stepun auf ein Extraordinariat für Soziologie (1926) berufen wurden.¹⁷

Als Kroner 1929 nach Kiel berufen wurde, folgte ihm ein Dozent nach, der, obwohl mittlerweile vom neukantianischen Kulturidealismus weit entfernt, von der sinnstiftenden, weltanschaulichen Kompetenz seines Faches ähnlich eingenommen war wie sein Amtsvor-

15 Ders. 1924, S. 360f.

16 HStAD, Vobi Nr. 15630; Allg. Abt. (Klemperer) an Rektor/Senat v. 18. 12. 1924. Ebd.; Beschluß von Rektor/Senat, Antrag zu unterstützen v. 14. 2. 1925. Der Minister genehmigte die Umbenennung im selben Jahr.

17 Asmus 1990, S. 40

gänger: der in Dresden von Kafka habilitierte, soeben mit einer umfangreichen Einleitung zu Bachofens ‚Mythos von Orient und Okzident‘ (1926) bekannt gewordene Alfred Baeumler. Auch seine Berufung, über deren Einzelheiten infolge von Aktenverlusten wenig zu erfahren ist, schien von einigen politischen Grabenkämpfen geprägt. So nahm der Nationalrevolutionär Ernst Niekisch nach 1945 für sich in Anspruch, seine Kontakte zu einer im parteipolitischen do ut des der sächsischen Landespolitik bedeutsamen linken Splittergruppe in Baeumlers Sinn genutzt zu haben.¹⁸ In der Fakultät galt er freilich weder als national noch als revolutionär, sondern, wie Klemperers Tagebuch festhält, als „dogmatisch-katholisch“. Ein Ruf, der ihm noch 1931, inzwischen zum Mittelpunkt eines Kreises nationalsozialistischer Studenten geworden, anhaftete.¹⁹ Wichtiger als Niekischs Demarche dürften jedenfalls Sondervoten von Kafka und dem an der TH lehrenden Seyfert gewesen sein, die den vor Baeumler plazierten Philosophen Medicus und Grisebach nicht zutrauten, pädagogische Unterrichtsbedürfnisse zu befriedigen, die auch schon unter Kroner nicht hinreichend wahrgenommen wurden. Baeumlers Berufung, veranlaßt durch zwei Liberale, mußte also von den dafür Verantwortlichen als bescheidene Korrektur des „expansionistischen“ Kurses von 1925 initiiert worden sein.²⁰ Baeumler kam diesen engeren pädagogischen Bedürfnissen entgegen, profilierte sich aber zugleich, mit vielfältigen persönlichen Beziehungen zu wichtigen Wortführern der „Konservativen Revolution“, als politischer Philosoph (dazu ausführlich A III. 3.).²¹

Geboren am 19. November 1887 in Neustadt/Tafelfichte als Sohn eines Porzellanmalers, wuchs Baeumler in einem altkatholischen Elternhaus in Nürnberg auf, wo er 1908 sein Abitur am Realgymnasium ablegte. Er studierte in Bonn, Berlin und München, anfangs neuere Sprachen, dann Kunstgeschichte vor allem bei Wölfflin, schließlich ab 1912 Philosophie bei Külpe, Dessoir und Riehl. Bei Külpe in München promovierte er 1914: ‚Das Problem der Allgemeingültigkeit in Kants Ästhetik‘. 1914/15 als Realschullehrer in Berlin tätig, rückte er im Herbst 1915 ein und war mit einem böhmischen Regiment von 1916 bis zum November 1918 an der italienischen Gebirgsfront (zuletzt als Leutnant des Landsturms) eingesetzt. Danach privatisierend in Berlin, Nürnberg und München, edierte er für den Verlag C. H. Beck Hegels ‚Ästhetik‘ und die ‚Geschichte der Philosophie‘ in Auswahlausgaben, schrieb für die ‚Neue Rundschau‘ kritische Aufsätze zu Spenglers ‚Untergang des Abendlandes‘ und trat in dieser Zeit in nähere Beziehung zu Thomas Mann. Eine Arbeit über Kants KdU und die Ge-

18 Niekisch 1958, S. 253; dazu Baeumler in einer, mit falschen Aussagen leider gespickten und deshalb nur mit größter quellenkritischer Vorsicht zu handhabenden Stellungnahme (um 1960): „Nach Niekischs eigener Erzählung bestand die Intervention‘ beim sächsischen Kultusminister Dr. Bünger darin, daß die altsozialistische Abgeordnete Frau Dr. Büttner Herrn Bünger, mit dem sie gesellschaftlich zusammentraf, die Mitteilung machte, daß Ernst Kriek für meine Berufung sei. Der Name Ernst Kriek war für den Minister ein Begriff.“ (IfZ, NL Baeumler). - Tatsächlich muß man Niekischs Einfluß, im Vergleich mit dem Seyferts, eher gering veranschlagen. Wenn Baeumler allerdings meint, daß die Vorschlagsliste, die ihn hinter Grisebach und Medicus plazierte, „keine Rangordnung“ bedeutet habe, so irrt er bzw. fuhr in die Irre, um zu suggerieren, so notwendig sei Niekischs Intervention gar nicht gewesen. Zum Verhältnis Baeumler-Niekisch en detail: A III. 3.

19 Klemperer 1996a, Bd. II, S. 462 (Eintrag v. 30. 11. 1928).

20 Asmus 1990, S. 49f.

21 Das folgende nach HStAD, Vobi 15677; hs. Lebenslauf Baeumlers v. 6. 10. 1925 und Baeumler an Seyfert v. 16. 6. 1925. - UA-HUB, Kur. B 21; PA Baeumler. BAZ, REM-PA Baeumler. V. Ficker, Brw. Bd. II, 1991, S. 545f. (Kurzvita, abgefasst von D. Piecha).

schichte der Ästhetik im 18. Jh. (1923: ‚Kants Kritik der Urteilskraft. Ihre Geschichte und Systematik, Bd. 1‘) und ein Werk über den ‚Ontologismus der Systeme von Leibniz bis Hegel‘ entstanden, doch: „Die wirtschaftliche Not der Inflationsjahre zwang mich, immer stärker die publizistische Tätigkeit in den Vordergrund zu stellen.“ Mit der Folge, daß er die vor 1914 bei der „Frankfurter Zeitung“ und der nationalliberalen Zeitschrift „März“ begonnene journalistisch-feuilletonistische Arbeit bei den „Münchener Neuesten Nachrichten“ fortsetzen mußte. Mit der Kant-Arbeit habilitierte er sich im Mai 1924 (PV. 24. 5. 1924: Das Problem der Induktion) an der TH Dresden. Neben der Privatdozentur fand er im Juli 1925 eine Anstellung als Studienrat am Pädagogischen Institut der TH, was ihn in die „unmittelbarste Berührung mit den Nöten und Bestrebungen der studierenden Lehrerjugend“ brachte und ihm die geistigen Einwirkungsmöglichkeiten eröffnete, die ihm der „blosse Kathedervortrag“ versagt habe. 1926 erschien seine Studie: ‚Bachofen, der Mythologe der Romantik‘ als Einleitung zu einer von seinem Freund Manfred Schröter edierten Bachofen-Auswahl. Mit Schröter zusammen gab er auch das ‚Handbuch der Philosophie‘ (1927-1934) heraus. 1928 nb. ao. Prof., erhielt Baeumler zum 1. April 1929 einen Ruf als Nachfolger Kroners als oö. Prof. für Philosophie und Pädagogik. Ab 1930 gab er im Kröner-Verlag eine Nietzsche-Ausgabe heraus. 1931 folgte ein schmales Reclamheft: ‚Nietzsche der Philosoph und Politiker‘, das mit eingefahrenen Nietzsche-Deutungen brach, um - im Urteil nicht weniger Rezensenten - eine „faschistische“ Adaption des Werkes anzubieten. Tatsächlich war er nach retrospektiver Datierung ab „Frühjahr 1931 für die Bewegung [NSDAP, CT] tätig“ und „Mitglied des Kampfbundes für deutsche Kultur“ (KfDK), so daß ihm sein späterer Chef Alfred Rosenberg 1933 bescheinigen konnte, „seit vielen Jahren öffentlich für den Führer eingetreten“ und „lange“ vor der Machtergreifung im KfDK aktiv gewesen zu sein. Baeumlers politisches und publizistisches Engagement begann 1927/28 in Niekischs „Widerstands“-Kreis, in nationalrevolutionären Zirkeln und völkischen Studentenbünden, bevor er spätestens nach dem Wahlsieg im September 1930 zur NSDAP stieß, wo er zum Amtschef Rosenbergs und einflußreichen Hochschulpolitiker aufstieg, der uns in der Darstellung der Jahre nach 1933 noch auf Schritt und Tritt begegnen wird.

Ein faktisch allein der Pädagogik vorbehaltenes, mit dem ehemaligen sächsischen Kultusminister (1919/20) Seyfert besetztes Ordinariat bestand an der TH Dresden seit 1924. Als Seyfert 1930 emeritiert wurde, hätten Kafka und Baeumler gern den „Praktiker“ Oswald Kroh gegen den „Idealisten“ Wilhelm Flitner durchgesetzt, den Ulich, Klemperer und Janetzky mitsamt dem von ihm redigierten Sprachrohr der „geistwissenschaftlichen Pädagogik“, „Die Erziehung“, nach Dresden holen wollten.²² Es kam aber zum SS 1931 Seyferts Kandidat aus dem Jahre 1924, der gegen Kroner unterlegene DDP-Parteifreund²³ Luchtenberg, befiehlt sowohl vom lokalen NS-Studentenbund wie vom sozialdemokratischen sächsischen Lehrerverein.²⁴

22 Klemperer 1996a, Bd. II, S. 668f. (Eintrag v. 25. 10. 1930).

23 Im Mai 1933 bestritt Luchtenberg, der DDP angehört zu haben, und nur einer Einheitsfront beigetreten zu sein, die nach der frz. Besetzung Kölns unter dem Namen „Demokratische Partei“ als Abwehrbündnis gegen marxistische Parteien gebildet worden sei - eine wenig glaubwürdige Verteidigung gegen Anwürfe des Dresdner NSDStB. HStAD, Vobi Nr. 15421; Luchtenberg an Minister Hartnacke v. 9. 5. 1933.

24 HStAD, Vobi 15421; NS-Studentenschaft contra Luchtenberg 1932-1933.

Luchtenberg, geboren am 3. Juni 1890 in Burscheid bei Köln als Sohn eines Bauunternehmers, begann nach dem Besuch der Volksschule eine seminaristische Ausbildung, die er 1910 am Lehrerseminar Gummersbach beendete. 1912 holte er das Abitur nach und studierte in Bonn und Münster Philosophie, Religion, Germanistik und Romanistik. In Münster promovierte er 1915 mit einer germanistischen Arbeit über den Rheinlandpoeten Wolfgang Müller von Königswinter (1816-1873). Wichtigster Lehrer war für ihn Erich Becher, der Luchtenbergs Staatsexamensarbeit über ‚Neuere Untersuchungen zur Psychologie des Denkens‘ (1916) anregte und betreute. 1917 trat er in Lennep als Studienreferendar in den Schuldienst, nachdem er aus wirtschaftlichen Gründen darauf verzichten mußte, Becher als Assistent nach München zu folgen. 1920 in Köln habilitiert mit einer naturphilosophischen, von Becher und Driesch begutachteten Studie: ‚Instinktproblem und Vitalismus‘ (PV. am 13. 12. 1920: Zur Kritik des Psycho-Lamarckismus, AV. am 19. 2. 1921: Erich Bechers psychistische Hypothese des Gedächtnisses). Im Dezember 1922 wurde die venia auf Pädagogik erweitert. Hauptamtlich blieb der Privatdozent Luchtenberg weiter im höheren Schuldienst (bis 1923 in Remscheid). Daneben nahm er seit 1920 noch einen Lehrauftrag am Staatlichen Berufspädagogischen Institut in Köln wahr. 1925 erhielt er einen Ruf als pl. ao. Prof. für Psychologie, systematische Pädagogik und Philosophie an der TH Darmstadt, wo er 1930 zum pers. Ordinarius ernannt wurde. Das 1931 angetretene Dresdner Amt, der Lehrstuhl für Pädagogik und Philosophie, war verbunden mit der Leitung des dortigen Pädagogischen Instituts. Ähnlich wie Kafka gab der „Demokrat“ Luchtenberg vor 1933 eine Zielscheibe für die Angriffe des NSDStB ab. 1933 begannen Dresdner NS-Studenten einen Boykott gegen ihn. Obwohl vom deutschnationalen Volksbildungsminister Hartnacke, der Baeumler bezichtigte, noch von Berlin aus Luchtenbergs Sturz zu betreiben, verteidigt, konnte die Entlassung (1936) nur verzögert, nicht verhindert werden. Luchtenberg lebte bis 1945 als Landwirt und machte in der BRD u. a. als Kultusminister (FDP) in Nordrhein-Westfalen noch politische Karriere. Er starb 1973.²⁵

Politisch gab Luchtenberg sich nach der Machtübernahme betont national und pochte darauf, in Darmstadt sechs Jahre den parteipolitischen Interventionen des Hessischen Kultusministeriums, der Bildungs- und Hochschulpolitik der Weimarer Koalition, Paroli geboten und sein Fachgebiet vor „weltanschaulicher Bedrückung“ abgeschirmt zu haben. Zudem sei er führend unter denen gewesen, die versuchten, die Einsetzung „des Juden Goldstein“ (s. u.) zu verhindern.²⁶ Da man ihn 1925 fast gleichzeitig mit Goldstein berief, dürfte sich dieser Protest in engsten Grenzen gehalten haben, zumal seine Veröffentlichungen vor 1933 nicht den leisesten antijudaïschen Affekt erkennen lassen. Kulturpolitisch lag Luchtenberg vielmehr ganz auf der von Haenisch zitierten Leitlinie für den philosophischen Unterricht an Technischen Hochschulen. Luchtenbergs Ausgangspunkt war die Neubegründung einer materialen Werteethik nach dem Beispiel seiner Lehrer und Kollegen Becher, Scheler und Hartmann. Der nationale Kulturstaat, der in allen Volkskreisen das „Kulturbewußtsein“ und

25 UAK 285/1; Sitzungsprotokolle Phil. Fak. v. 26. 6. und 12. 12. 1922. „Personalnotiz“ (vita) Luchtenberg v. 10. 6. 1921 (nach PA im NRW-HStA Düsseldorf, mir freundlichst vom UAK übermittelt). Vgl. ferner: Amelunxen 1965, S. 17ff; Beste 1965, S. 31 ff. TH Darmstadt/Hochschullehrerverzeichnis 1977, S. 129.

26 HStAD, Vobi Nr. 15421; Luchtenberg an Minister Hartnacke v. 9. 5. 1933.

frühzeitig die Gemeinschaftserziehung fördern sollte,²⁷ erfüllte einerseits sozialintegrative Funktionen, die Luchtenberg metaphysisch durch Bechers neovitalistische Lehre vom über-individuellen Seelischen legitimiert sah, wonach das Ganzheitsstreben eine Grundkategorie alles Lebendigen sei und somit auch die „ethisch-soziologische Perspektive“ entsprechend präge. Andererseits verhielt ihm die „ideale Kultureinheit“ nach dem Verlust eines „autoritativen Wertzentrums“ die „Wendung zur Ganzheit“ und die „Erlösung vom Teilmenschen-tum“, das mit der „Rentabilisierung der Technik“, der ausbeuterischen Herrschaft des Geldes, der Verspottung des Heiligen und der Vernichtung des Schönen, die Grundlagen werterfüllter Existenz zu zerstören drohe. Die eigentümlich ungebrochene Adaption des „heilenden Ewigkeitsgehalt(s)“ der kantischen Philosophie, der praktischen Postulate von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, zeugte von einem selbstgewissen Kulturidealismus, der sich nicht scheute, zum Ärger von SPD und NSDAP, den Religionsunterricht am Pädagogischen Institut auszubauen, in der Hoffnung, so das „Wertbewußtsein“ des sächsischen Lehrernachwuchses entscheidend zu kräftigen.²⁸

1.2. TH Darmstadt: Reinhard Strecker, Julius Goldstein, Matthias Meier, Erich Feldmann, Hugo Dingler und Paul Bommersheim

Im Oktober 1921 verabschiedete der Hessische Landtag ein Volksschulgesetz, das zur Akademisierung der Lehrerausbildung die Einrichtung von Lehrerfachbildungsanstalten vorsah. Doch erst 1925 konnte diese gesetzliche Vorgabe mit der Gründung Pädagogischer Institute in Mainz und an der TH Darmstadt realisiert werden. Spiritus rector des Gesetzes war, ohne daß er als Philosophiedozent an der TH die Früchte seines Engagements hätte ernten können, Reinhard Strecker, seit März 1919 Präsident des Landesamtes für das Bildungswesen und in diesem Amt einer der Kontrahenten des Gießener Berufungsstreits (s. o. A I. 2. 5.).

Strecker wurde am 22. Januar 1876 in Berlin geboren. Sein Vater war Berufsoffizier, den der Dienst ins Pfälzische verschlug. Strecker machte 1896 in Mainz Abitur. Nach dem mit einer philosophischen Dissertation in Gießen beendeten Lehramtsstudium war er von 1905 bis 1916 im hessischen Schuldienst tätig. Aus nebenher angebotenen „volksbildnerischen“ Vorträgen entstanden die ersten kulturpolitischen Schriften, u. a. ‚Erziehung zur Gemeinschaft‘ (1909) und ‚Das Deutschtum im Ausland in der Schule‘ (1911). 1913 zur Habilitation beurlaubt, kehrte er nach Kriegsausbruch in den Schuldienst zurück. Militärisch untauglich, nahm Strecker 1915/16 einen zweiten Anlauf und habilitierte sich in Gießen über ‚Die Anfänge von Fichtes Staatsphilosophie‘ (PV. am 7. Juni 1916: Psychologie und Geschichte). Der nebenamtliche Privatdozent (venia am 2. Januar 1917) stieg im Juli 1918 zum Direktor am Gymnasium in Friedberg auf. Nach der bereits erwähnten politischen Karriere als hessischer Kultusminister war er zwischen 1925 und 1930 in der Anti-Alkohol-Bewegung

27 Auch Luchtenberg gehörte zu den im Umfeld Schelers nicht eben seltenen VHS-Enthusiasten. Vor allem der volksbildnerische Einsatz der Philosophie lag ihm dabei sehr am Herzen; vgl. Luchtenberg 1922 (näher: A III. 1.).

28 Die sozialphilosophischen und kulturkritischen Implikationen der Schriften Luchtenbergs hier kurz zusammengefaßt nach: Luchtenberg 1923 passim; 1924, S. 28; 1924/25, S. 202ff; 1925, S. 87ff.; 1927, S. 22ff.

aktiv (Vorsitzender des Bundes enthaltsamer Erzieher und des Guttemplerordens). Im April 1930 erhielt Strecker eine Dozentur für Philosophie und Grundlagen und Methoden der Forstwirtschaft (!) an der Forstakademie Eberswalde. 1933 gehörte er zu den Unterzeichnern des um Zustimmung für die Politik der Reichsregierung Hitler werbenden Wahlaufrufs zum 12. November 1933.²⁹ Weiter schriftstellerisch tätig war er u. a. mit einer ganzheitlich-ökologischen Arbeit über ‚Philosophische Probleme der Forstwirtschaftslehre‘ (1938). In Fühlung mit sozialdemokratischen Widerstandskreisen um Leuschner und Reichwein, nahm Strecker selbst nicht an oppositionellen Aktivitäten teil. Nach 1945 wurde er aus der SPD ausgeschlossen, da er im Nauheimer Kreis für die Neutralisierung Deutschlands eintrat. Strecker starb 1951 in Gießen.³⁰

Wenige Wochen vor Verabschiedung „seines“ Schulgesetzes wechselte Strecker, pazifistisch-unzufrieden mit der Wehrpolitik der DDP, zur SPD und stellte Amt und Reichstagsmandat zur Verfügung. Für die SPD saß er dann 1924/25 im Hessischen Landtag und ihr verdankte er 1923/24 seine Berufung als Oberschulrat und Honorarprofessor für Pädagogik ins „rote“ Thüringen (s. o. A I. 2.11.). Zwischen 1920 und 1923 las er nebenamtlich Philosophie an der TH Darmstadt.

Strecker ging der Rufeines politischen Opportunisten voraus.³¹ Doch dürfte ein Kollege mit der Beurteilung recht gehabt haben, daß seine Begabung weniger auf dem Gebiet der (Partei-)Politik als auf dem der Weltanschauung lag, die eigentlich jede Politik überflüssig zu machen hoffte.³² Das erklärt auch seinen Wechsel vom Parlament in den Dienst der „sozialethischen Bewegung“ der Anti-Alkoholiker. Als Minister galt sein Augenmerk weniger den Universitäten als der Volksbildung, wo er sich lange vor dem Weltkrieg als Verfechter der Einheitsschule einen Namen und im konfessionellen Lager eine stattliche Anzahl Feinde gemacht hatte. Der Naumann-Liberale bekämpfte vor allem die katholische Orthodoxie, weil sie sich angeblich ungenügend um die soziale Frage kümmerte. Die soziale Frage war aber zugleich Bildungsfrage, und „einseitig“ christliche Erziehungsideale mußten soziale Gegensätze ideell verfestigen. Nur von der Schließung der Konfessionsschulen zugunsten der „Simultanschule“ und der dort zu vermittelnden einheitlichen „Nationalbildung“ jenseits von Rom und Wittenberg, erhoffte Strecker das Ende der „innere Zerklüftung“ Deutschlands.³³ Sein Sozialdemokratismus entsprang darum ähnlichen Motiven wie sein vormaliges Eintreten für die konstitutionelle Monarchie: Hatte er doch dem frühen, revolutionären Fichte 1917 angekreidet, mit seinem „schrankenlosen Individualismus“ in die Nähe zum „anarchistischen Ideal“ geraten zu sein. Der gegenläufigen nationalpädagogischen Entwicklung sei es zu verdanken, daß der Deutsche gelernt habe, sich in das „feste Gefüge des heutigen

29 Bekenntnis 1933, S. 134.

30 UAG, PA Strecker. - Verzeichnis der Hochschullehrer TH Darmstadt 1977, S. 203. - Nees 1985. - Schiander 1985.

31 Es hätte viele seiner Feinde im Gießener Lehrkörper bestätigt, wäre publik geworden, daß Strecker 1938 an einem Forschungsprojekt des „Ahnenerbe“ über den deutschen Wald teilhaben wollte; BAZ, AE; Strecker an Sievers/„Ahnenerbe“.

32 UAG, PA Strecker; Schreiben des Theologen Hans Schmidt an seinen Gießener Kollegen Walter König v. 12. 3. 1929 betr. Wiedererteilung der venia für Strecker an der Universität Gießen.

33 Strecker 1919b; zu Streckers politischem Standort vor 1914: Nees 1985, S. 9-14. - Auf der Reichsschulkonferenz von 1920 führte er den Vorsitz im Ausschuß für Volkshochschulen und Volkswesen.

Staates" einzugliedern, der einer „Welt von Feinden" nur darum trotzen könne, weil er „an jedes einzelne Individuum [...] die denkbar weitgehendsten Anforderungen" stellte.³⁴ 1919 reiht Strecker dann Fichte in eine mit Kant beginnende, über Lassalle bis zu F. W. Foerster führende Denktradition, ein, die gegen den „vulgären Marxismus" die „sittliche Gemeinschaft der ganzen Menschheit" anstrebe. Naumann galt ihm als der „ideale Fichte-Vermittler", und der „Sozialismus" Streckers setzte insoweit unerschütterlich auf die integrative Kraft der Kulturation: „Die Rettung kann nur kommen, wenn die idealen Kräfte der Nation wieder lebendig werden" - soweit die Nation als „Trägerin der höchsten idealen Werte der Menschheit" einen Anspruch auf diese Rettung habe!³⁵ Die bleibende Leistung der Weimarer Nationalversammlung, der Strecker angehörte, sah er darin, den „russischen Bolschewismus" und den „französischen Kapitalismus" von Deutschland abgewehrt zu haben.³⁶ Dem Bolschewismus gestand er auch zu einem Zeitpunkt, als er fürchtete, die 1919 erträumte „soziale Republik" werde in der Dauerkrise des Parlamentarismus wohl kaum Gestalt annehmen, nur den Status eines interessanten Experiments zu, aus dem die Menschheit in jedem Fall lernen werde, das aber ein endgültiges Urteil noch nicht gestattete (ebensowenig wie das Regime Mussolinis!)³⁷ Für die Demokratie Weimars sah er jedenfalls die Frage: „Soll die deutsche Republik eine soziale oder eine plutokratische sein?" solange im anti-sozialistischen Sinne beantwortet, wie es nicht gelinge, „die Wirtschaft so zu organisieren, daß die Wirtschaft dem Volke diene und nicht umgekehrt".³⁸ Ansätze zur Verschiebung der Gewichte erkannte er in der sozialistischen Schulpolitik des thüringischen Kultusministers Greil, die in ihrer „vernünftigen Planwirtschaft auch im Schulbetrieb" durch Umverteilung - „das an höheren Schulen eingehende Schulgeld" werde für „Erziehungsbeihilfen an begabte Kinder minder bemittelter Eltern" abgeführt - jene soziale Ungerechtigkeit abbaue, die die an Kapitalinteressen gebundene Berliner Zentralregierung mit ihrer Politik vertiefe.³⁹ In seinem Konzept kultureller Integration und sozialen Ausgleichs, primär im Medium national vermittelter „Menschheitswerte"⁴⁰, nahm die philosophische Bildung einen ähnlichen Rang ein wie in den Plänen der preußischen Kultusbürokratie. Darum sorgte er vor seiner Demission noch für die Einführung der philosophischen Propädeutik im Gymnasialunterricht.⁴¹

Die Konsequenz aus dem von Strecker initiierten Gesetz und der Umstand, daß auch die Ausbildung von Gymnasiallehrern in naturwissenschaftlichen Fächern an die TH verlegt wurde, führte zu einem mit Dresden vergleichbaren Ausbau der Allgemeinen Abteilung, der ab 1925, nachdem Strecker selbst nicht mehr zu Verfügung stand, der TH Darmstadt drei philosophische Ordinariate bescherte. Unter den neuberufenen Dozenten war Julius Goldstein die politisch am heftigsten umkämpfte Figur. Geboren am 29. Oktober 1873 Hamburg,

34 Strecker 1917, S. 81, 209, 223.

35 Ders. 1919a, S. 65ff. (‚Wer kann sich auf Fichte berufen?'; zuerst in: Darmstädter Zeitung v. 20. 9. 1919).

36 Ders. 1924b, S. 179 (dieser Text gibt eine Rede wieder, die Strecker Ende 1923 als noch amtierender Eisenacher Oberschulrat in der Hamburger „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens" hielt).

37 Ders. 1931, S. 282f.

38 Ders. 1924b, S. 178.

39 Ders. 1924a; ders. 1924c, S. 102f.

40 Ders. 1920b, S. 24f.: Deutschland als „Mitarbeiter an der Weltkultur".

41 Nees 1985, S. 31.

kam der Sohn eines jüdischen Spielzeughändlers zunächst auf eine Talmud-Thora-Schule, um anschließend an einem Realgymnasium sein Abitur abzulegen. Das Studium in Berlin und Jena (Sprachen, Philosophie) endete 1898 mit einer Promotion bei Eucken: *Untersuchungen zum Kulturproblem der Gegenwart*. Es folgten Studien zur englischen Philosophie in London, nebenher zum Broterwerb die Arbeit als Hauslehrer. 1902 habilitierte sich Goldstein an der TH Darmstadt: *Die empirische Geschichtsauffassung David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme*. Bis 1920 lehrte er dann dort als Privatdozent. 1914 gründete er in Darmstadt einen Vorläufer des „Euckenbundes“ („Neue Vereinigung zur Pflege idealistischer Weltanschauung“). Trotz festgestellter Dienstunfähigkeit gelang es Goldstein 1914, als Kriegsfreiwilliger angenommen zu werden und als Frontoffizier im Westen Verwendung zu finden. Kurz nach der Ernennung zum nb. ao. Prof. (1920), übernahm Goldstein die Chefredaktion der regierungsamtlichen „Darmstädter Zeitung“, ein eher sozialliberales Blatt, das er, 1924 unterbrochen durch einen Aufenthalt als Gastprofessor in den USA, bis zu seiner Berufung zum beamt. ao. Prof. an die TH (1925) leitete. Von 1925 bis zu seinem Tod 1929 gab Goldstein die deutsch-jüdische, „assimilatorische“ Zeitschrift „Der Morgen“ heraus.⁴²

Als Schüler Euckens trat Goldstein der „Vorherrschaft“ von Materialismus und Rationalismus entgegen. Zu der von Martin Buber edierten Reihe „Die Gesellschaft“ steuerte er ein Bändchen über ‚Die Technik‘ bei. Darin stellte er den Glauben in Frage, wonach technische Rationalisierung automatisch den gesellschaftlichen Zustand sittlicher Vollkommenheit schaffen werde. Denn mit fortschreitender Rationalisierung nähmen deren irrationale Nebeneffekte zu, wie etwa das Rassenproblem durch den Weltverkehr entstehe, der die geographische Abgeschlossenheit der Kulturkreise aufbreche: „Je mehr die eine Epoche das Dasein technisch rationalisiert, um so größer wird die Summe der Irrationalitäten in der nächsten.“ Diese frühe Formulierung einer „Dialektik der Aufklärung“ führte Goldstein zu der Frage, wie denn die durch den technischen Fortschritt verursachten, aber von ihm nicht zu behebenden gesellschaftlichen Folgeprobleme zu lösen seien. Vom Marxismus erwartete er darauf keine Antwort. Denn auch der rechne auf die historische Vernunft, die notwendig mit dem ökonomischen auch den zwischenmenschlichen Idealzustand erzwingen solle, dabei jedoch die „Unvollkommenheit der menschlichen Natur“ verkenne. Ganz im Geiste Euckens sollte daher eine „Selbstbesinnung auf die sittlichen Gewalten der Seele“, ein „glaubensvoller Idealismus“, die technische Daseingestaltung aus dem Reich der Zwecke verbannen und sie wieder auf den adäquaten Rang eines bloßen Mittels herabstufen.⁴³

Aber im Gegensatz zu Euckens absolutem Idealismus begnügte sich Goldstein mit einer relativistischen Variante. Euckens Glaube an die überzeitliche, unwandelbare Welt des „Geisteslebens“ kritisierte er als „platonische Denkweise“. Auf „zeitlos gültige Normen“ werde man zukünftig wohl verzichten müssen. Damit schob Goldstein gerade jenen Neufichteanismus Euckens beiseite, aus dem sich der Gegensatz von deutschem Idealismus und westeuropäischem Utilitarismus speiste. Stattdessen reihte er seinen Lehrer mit Bergson und

42 Hochschulelehrerverzeichnis TH Darmstadt 1977, S. 26. - Vita in der Diss.: Goldstein 1899. - Wininger II, 1931, S. 475. - Dienemann 1929. - v. Aster 1929b. - Walk 1988, S. 121 m. w. N. - Nach Auskunft des Hess. Staatsarchivs Wiesbaden v. 21. 10. 1994 befindet sich eine Edition seiner Tagebücher in Vorbereitung.

43 Goldstein 1912, S.60ff.

William James (dessen ‚Pluralistisches Universum‘ er 1913 in deutscher Übersetzung herausgab) in eine lebensphilosophisch-pragmatistische Strömung ein, von der nach dem „Zusammenbruch des Rationalismus“ eine moderne, gegenüber materialistischen Verführungen gefeierte Philosophie allein auszugehen habe.⁴⁴

Im Vergleich mit seinem von einer starken Fraktion in der TH bevorzugten Konkurrenten Gustav Kafka, der die seitens der TH geforderte Vertrautheit mit naturwissenschaftlich-mathematischen Grundlagen und Methoden mitbrachte, setzte die SPD-geführte Regierung auf die weltanschauliche „Kompetenz“ Goldsteins. Die Entscheidung zwischen einem „Spezialisten“ und einem „Generalisten“, natur- oder kulturwissenschaftlicher Orientierung der Allgemeinen Abteilung, fiel zugunsten des von Troeltsch und Scheler empfohlenen Goldstein aus. Das war wieder ein Sieg der „Expansionisten“ wie in Dresden, jedoch mit einem Zugeständnis an die fachwissenschaftlichen Erfordernisse (in Form der Berufung Lichtenbergs auf ein Extraordinariat für Psychologie und Pädagogik) und einem Zugeständnis an die Koalitionsarithmetik der Hessischen Landesregierung: die Einrichtung eines Extraordinariats für Philosophie auf scholastischer Grundlage, das sich die Zentrumsparterie ausgebeten haben dürfte, um nicht vollständig an Einfluß auf die Lehrerbildung zu verlieren.⁴⁵

Als „Scholastiker“ berufen wurde 1926 der Schüler von Theodor Lipps und Georg von Hertling, Matthias Meier. Der Sohn eines Landwirts aus Vilsheim, dort am 12. Februar 1880 geboren, studierte nach dem Abitur am Landshuter Gymnasium (1905) in Freising und München Theologie und Philosophie. In München promovierte er 1909 (‚Die Lehre des Th. v. Aquino de passionibus animae in quellenanalytischer Darstellung‘), und dort erfolgte bei Baeumker 1914 auch seine Habilitation: ‚Descartes und die Renaissance‘. Von 1914 bis 1920 Privatdozent, von 1920 bis 1925 nb. ao. Professor in München, nahm er 1925 einen Ruf an die Katholische Hochschule in Dillingen an, wechselte aber 1926 auf die besser dotierte Stelle in Darmstadt, wo er 1927 zum pers. Ordinarius und am 1. November 1930 zum oö. Prof. aufrückte. 1933 nach BBG entlassen, kehrte er 1934 ins Amt zurück - und trat zum 1. Mai 1937 in die NSDAP ein. Maier starb 1949 in Darmstadt.⁴⁶

Überzeugt von der „Realität des metaphysischen Seins“ (Elzer) und zumal des höchsten Seins, stieg der literarisch nicht sonderlich produktive Meier, der 1922 v. Hertlings Vorlesungen über Metaphysik herausgab, vor 1933 nicht in die Arena tagespolitischer Auseinandersetzungen herab. In einem Beitrag zum Kant-Jubiläum (1924), veröffentlicht an entlegener Stelle, spricht sich seine katholisch-antimoderne Haltung gegenüber dem Zeitgeist der 20er Jahre noch am deutlichsten aus: Lebensmetaphysik, Mystik, Theosophie und andere Verirrungen seien der kantischen Willensmetaphysik entsprungen. Soweit der „Alleszermalmer“ in seiner praktischen Philosophie bemüht sei, dem Glauben zurückzugeben, was er ihm an Wissenschaftlichkeit entzogen habe, verliere er sich schließlich sogar - in seiner Re-

44 Ders. 1911, S. 167ff.

45 Über die Landtagsdebatte zur oktroyierten Berufung Goldsteins vgl. Franz/Köhler 1991, S. 324-340. Dort auch dokumentiert die antijüdische, hinter der Sorge um die Hochschulautonomie kaum versteckte Argumentation der Oppositionsparteien DVP und DNVP. Der Widerstand aus der Hochschule wurde dagegen angeführt von Wissenschaftlern, die als Parteigänger der DDP bekannt waren.

46 BAZ, MF. - Hochschullehrerverzeichnis TH Darmstadt 1977, S. 137. - Lt. BAK, R 21/10013 war Meier 1914/18 nur im „vaterländischen Hilfsdienst“ eingesetzt, gehörte in der Rätezeit aber der Münchner Einwohnerwehr an.

ligionsphilosophie - in die subjektivistisch-pragmatistische Position eines „Antichristen“. ⁴⁷ Dieser Antimodernismus Meiers bestimmt dann auch seine Reflexionen über die Philosophie der Gemeinschaft und ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus (B III. 1.).

Erich Feldmann, Bonner Philosophiehistoriker und nach 1933 ein umtriebiger „Wehrphilosoph“, wurde 1925 Direktor des Pädagogischen Instituts in Mainz, wo, angeschlossen an die TH Darmstadt, und komplementär zum „protestantischen“ Institut Luchtenbergs, die universitäre Ausbildung der katholischen Volksschullehrer Hessens stattfand. In einer 'Denkschrift zur Neugestaltung der Lehrerbildung in Hessen' greift Feldmann hoch, um die Bedeutung seiner Arbeit zu würdigen: In Anlehnung an Walther Rathenau beschwört er den weltwirtschaftlichen Existenzkampf der deutschen Exportnation, um die akademische Ausbildung der Volksschullehrer zu begründen. Denn eine für den wirtschaftlichen Überlebenskampf unverzichtbare qualifizierte Arbeiterschaft sei ohne verbesserte Schulbildung kaum heranzubilden, was wiederum qualifizierteres Lehrpersonal erfordere. Gemäß Feldmanns Empfehlung, am Institut nur Philosophie (die in seinen Händen lag), Psychologie und Pädagogik zu unterrichten (nebst einigen „Hilfswissenschaften“ wie Staatsbürgerkunde), kam diese Einrichtung Sprangers Modell der „Bildnerschule“ näher als die wesentlich mit fachwissenschaftlicher Ausbildung betrauten Pädagogischen Akademien in Preußen. ⁴⁸

Geboren am 17. Mai 1893 in Elberfeld als Sohn eines Kaufmanns, studierte Feldmann nach dem Abitur am Realgymnasium von 1911 bis 1914 in Bonn (Philosophie, Pädagogik, Psychologie, Geschichte und Germanistik). 1914 als Kriegsfreiwilliger ins Feld, kehrte er aus Krankheitsgründen schon 1915 wieder an die Universität zurück. 1917 nochmals eingezogen, leistete Feldmann bis Kriegsende Dienst als Bibliothekar in der Etappeninspektion Gent. 1919 promovierte ihn Dyroff mit einer Studie zur Geschichte des Aristotelismus im 19. Jahrhundert („Die Logik des Philosophen Joseph Neuhäuser“). 1920 trat Feldmann in die Zentrumsparterie ein und beteiligte sich an der Reorganisation der katholischen Volksbildungsarbeit. Kurze Zeit redigierte er die „Mitteilungen des Zentralbildungsausschusses der katholischen Verbände Deutschlands“, und Dyroff vermittelte ihm eine Dozentur an dem vom Zentralbildungsausschuß mitgetragenen Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster, dem er von 1922 bis 1924 angehörte. Neben seiner Mainzer Tätigkeit blieb Feldmann weiter in Verbindung mit Dyroff, der ihn 1929 mit einer Studie über die bildungsphilosophischen und - politischen Vorstellungen Adolf Trendelenburgs habilitierte („Studien zur Geschichte des preußischen Bildungswesens“). ⁴⁹

Feldmann hatte 1922 die Chance, die Leitung des Instituts in Münster zu erhalten, scheiterte aber an alten Rivalitäten zwischen Dyroff und den führenden Köpfen des politischen Katholizismus in Münster (Mausbach, Schreiber, Lauscher). Daß er dann 1925 in Mainz aus paritätischen Gründen zum Zuge kam, verdankte er weniger katholischen Protektoren, die ihm wohl auch seinen raschen Parteiaustritt - 1921 - verübelten, als den guten Beziehungen Dyroffs zu maßgebenden sozialdemokratischen Ministerialbeamten und tonangebenden Protestanten in der TH. Wie fein die personalpolitischen Fäden parteiübergreifend gesponnen

47 Elzer 1950 (Nachruf). - Meier 1924, S. 36. - Ähnlich „orthodox“ der Tenor einer Bäumker-Würdigung in der KVZ (Meier 1923) und der Nachruf auf den Lehrer: Meier 1925, der auch Bäumkers Treue zur katholischen Verbindung Ottonia rühmt, der auch Meier angehörte.

48 Feldmann 1926a, S. 2-7.

49 UAB, PA Feldmann, sowie autobiographisch: Feldmann 1975.

waren, erzählt Dyroff rückblickend: Zwei Ordinarien der Allgemeinen Abteilung, die entscheidenden Einfluß bei der Mainzer Besetzung hatten, waren aus ihrer eigenen Zeit an der rheinischen Alma mater mit Bonner Familien aus Universitätskreisen befreundet, „und in diesem Zusammenhang hat die mir damals hier lebende, mir sehr wohl wollende Lady Catharina Brandis, Schwiegertochter des früheren Bonner Philosophen und einflußreichen Herrenhausmitgliedes [...] mit Briefen an die genannten Herren, denen genaue Auskünfte erwünscht sein mußten, zugunsten Feldmanns, dem sie mit fast mütterlicher Teilnahme zugewandt war, eingegriffen.“⁵⁰ Die Beziehung zu dieser Gönnerin begann für Feldmann wiederum damit, daß er bei Vorarbeiten zu seiner Habil.-Schrift auf den Nachlaß von Trendelenburgs Lehrer Brandis aufmerksam geworden war und daraus eine Abhandlung destillierte („Die allgemeine Pädagogik von Christian August Brandis nach dem Manuskript der Vorlesungen dargestellt“, 1926b).

Nicht ganz unerheblich für das protestantisch-demokratische Lager der Feldmann-Gönner dürfte zudem der Umstand gewesen sein, daß Mainz im französisch besetzten Teil Hessens lag und der katholische Direktor des Instituts daher als national zuverlässig gelten mußte. Da traf es sich gut, daß bei Feldmann die religiöse Orientierung von der nationalen stets überlagert wurde. Zu belegen war dies mittels einer 1915 pseudonym publizierten Broschüre, die im Gegensatz zu den Ideen von 1789 drei Ideen exponierte, die für die deutsche Nation zukunftsbestimmend zu sein hätten: die Nationalidee im Sinne von Fichte und Lagarde, die sozialetische Idee, für die der Verfasser Houston St. Chamberlain zum Kronzeugen aufruft und die religiöse Idee, nicht im konfessionell begrenzten, sondern im Sinne des deutschen Idealismus - als Vorstellung von der Unendlichkeit, die den Deutschen angemessen sei, „weil unsere nationale Mission nun einmal übermenschlich und unendlich“ sei.⁵¹ Im Gegensatz zu vielen separatistischen Katholiken im Rheinland, so beteuerte Dyroff, habe sein Schüler getreu dieser „Ideen von 1915“ nach der Okkupation in öffentlichen Versammlungen „unter den Augen der französischen Besatzungsmacht“ für die Revision des Versailler Vertrages gekämpft. Von einem seiner Mainzer Schüler, einem NS-Funktionär, konnte Feldmann sich nach 1933 bestätigen lassen, daß diese Disposition ihn nicht nur zum Kampf gegen Liberale und Marxisten befähigte, sondern ihn auch in Opposition zum hessischen, „klerikalistischen“ Zentrum gebracht habe. Angeblich sei es alten Rivalen des deutschnationalen Dyroff 1932 mit Hilfe von Parteigenossen im Darmstädter Kultusministerium sogar gelungen, den politisch unbequemen Beinahe-Apostaten zu suspendieren.⁵²

Einen Eindruck von der sich gegen katholische wie gegen nationalsozialistische Aspiranten behauptenden Stärke national-protestantischer Kräfte in der Allgemeinen Abteilung und vielleicht überhaupt in der Darmstädter TH liefert auch der Ablauf des Verfahrens, das den Nachfolger für den nach Dresden berufenen Luchtenberg bestimmte. Das Rennen machte dabei der Münchener Naturphilosoph Hugo Dingler - vor allem deshalb, weil man seinen schärfsten Konkurrenten verdächtigte, das falsche Parteibuch besessen zu haben. Am 7. Juli 1881 in München als Sohn eines seit 1889 an Forstl. Hochschule Aschaffenburg lehrenden

50 UAMs., NU, B I 11 spez., Bd. 3; Dyroff an N. N. v. 26. 4. 1937.

51 Feldmann 1915 (in Dyroffs Schreiben - Anm. 50 - wird enthüllt, wer hinter dem Pseudonym „Bauer Beda“ steckte).

52 Dyroff (wie Anm. 50) verwies auf einen Pressebericht über eine Versammlung von Arbeitern und Beamten im August 1920 in Bonn, wo Feldmann eine Protestrede gehalten habe.

Botanikers geboren, protestantisch erzogen, schloß Dingler seine Schulzeit am Humanistischen Gymnasium Aschaffenburg ab. 1899 begann er ein naturwissenschaftliches und philosophisches Studium, das ihn an verschiedene Universitäten, die TH München und die heimische Forstliche Hochschule führte. 1904 legte er in den Fächern Mathematik und Physik das Staatsexamen ab, 1907 folgte die Promotion in München: ‚Beiträge zur Kenntnis der infinitesimalen Deformation einer Fläche‘. Bis 1912 war Dingler als Assistent am Lehrstuhl für höhere Mathematik und darstellende Geometrie an der TH München beschäftigt. 1912 habilitierte er sich an der Universität München: ‚Über wohlgeordnete Mengen und zerstreute Mengen im allgemeinen‘. 1914 kam Dingler als Offizier einer Landwehr-Einheit an die Westfront, wo er nach einigen Tagen bereits physisch und psychisch zusammenbrach und zur Verwendung in der Etappe nach Augsburg abgeordnet wurde. Nach einem Zwischenspiel im bayerischen Schuldienst (1919/20), bezog er an der Universität München (1920 zum nb. ao. Prof. ernannt) über zehn Jahre das „Gnadenbrot bezahlter Lehraufträge“ (Wolters) für Elemente der höheren Mathematik in der Sektion II der Phil. Fakultät und für Höhere Mathematik für Studierende der Forstwissenschaft in der Staatswissenschaftlichen Fakultät. Unermüdlich schreibend, fast jedes Jahr ein neues Buch produzierend, sich aber auf keine „Schule“ verpflichtend, erwarb Dingler in den 20er Jahren eine bis weit ins interessierte Laienpublikum reichende, wenn auch nicht ganz schattenlose Berühmtheit als Naturphilosoph. 1932 oö. Profan der TH Darmstadt und Vorstand des Pädagogischen Instituts in Mainz, wurde er 1934 gem. § 6 BBG nach Auflösung des Mainzer Instituts in den Ruhestand versetzt. 1935 erhielt er wieder einen Lehrauftrag an der Universität München, diesmal für Philosophie. Doch auch daran konnte er sich nicht lange erfreuen, da er ihn aufgrund des Verdachts, Philosemit gewesen zu sein, zum Ende des SS 1935 wieder verlor. Von 1940 bis 1945 nahm er dort, inzwischen rehabilitiert, wieder einen Lehrauftrag für Geschichte und Methodik der exakten Naturwissenschaften wahr. Zwischen 1920 und 1923 gehörte Dingler der - nach seinen Angaben: „antisemitischen“ - Loge „Freundschaft im Hochland“ an. Seit 1915 war er verheiratet mit der ersten, nicht-jüdischen Frau Theodor Lessings, was ebenfalls nach 1933 den Philosemitismus-Verdacht nährte. In die NSDAP trat Dingler erst zum 1. April 1940 ein, verschiedenen Parteigliederungen (NSLB, NSDD, NSV) gehörte er ab 1933 an. Dingler starb 1954 in München.⁵³

Da die Akten der TH Darmstadt im Krieg vernichtet wurden, läßt sich schwer rekonstruieren, welchen Konstellationen Dingler seine Darmstädter Professur letztlich zu verdanken hat. Wunschkandidat Luchtenbergs war jedenfalls Bernhard Bavink, ein nicht-habilitierter Oberstudienrat aus Bielefeld, der sich als wissenschaftlicher Leiter des nach einer „Synthese zwischen Wissenschaft und christlichen (evangelischen) Werten“ suchenden Keplerbundes und Vermittler der zeitgenössischen Naturwissenschaft einen Namen gemacht hatte. Vor allem die eingehende Beschäftigung mit biologisch-rassenhygienischen Fragen brachte Ba-

53 Krampf 1955; ders. 1957. - Schroeder-Heister 1981. - Schorcht 1990, S. 215-224. - Wolters 1992. - BAZ, RSK-Akte Dingler (darin u. a. Lebenslauf v. 26. 11. 1937). Ebd., PK (u. a. Führerentscheidung über Parteiaufnahme v. 14. 5. 1940), AE (Schreiben v. 17. 12. 1936: Dank Dingers für Aufforderung, am „Ahnenerbe“ mitzuwirken, Mitarbeit an Forschungen im Umfeld Hermann Wirths. Dokumentiert auch Bemühungen im Jahre 1939, das Ms. ‚Die Entstehung des Denkens aus der nordischen Auslese‘ im Ahnenerbe-Verlag unterzubringen; vgl. dazu: Kater 1974, S. 69 f.). - BHStA, MK 11303; u. a. betr. Lehraufträge Univ. München 1924-1928 sowie ebd., MK 43514, PA Dingler.

vink 1932 in die weltanschauliche Nähe des Nationalsozialismus. Nach einer Art Vorstellungsvortrag in Darmstadt über: „Die Bedeutung der Erbbiologie für die Weltanschauung“ protestierte der linksstehende Hessische Lehrerverein gegen die beabsichtigte Berufung, da Bavink „offenbar ein Nazi sei“. Bavink wurde als NSDAP-Mitglied abgelehnt, obwohl er erst aus Enttäuschung über das von diesem Protest zumindest mitverursachte Scheitern bemüht war, auch nominell in die Partei aufgenommen zu werden, was ihm aber erst 1933 gelang.⁵⁴ Ausgerechnet der Katholik Meier, mit Dingler aus Münchner Zeiten wohl gut bekannt, soll den neben Dingler vor Friedrich Seifert (München) und Hans Volkelt (Leipzig) primo et aequo loco genannten Bavink verhindert haben. Ausschlaggebend sei dabei ein positives Gutachten Sprangers gewesen, das die durch eine Intervention des Marburger Psychologen Jaensch aufgebauten Widerstände gegen den „Philosemiten“ Dingler überwunden habe.⁵⁵ Andererseits vermutet Bavink in seinen Erinnerungen, Dingler sei als „Anti-Relativist“ und Einstein-Kritiker von den „Deutschen Physikern“ wie Philipp Lenard empfohlen, er selbst, unterstützt von Max Planck, wegen seiner positiven Bewertung der Relativitätstheorie, also als nationalsozialistischer Parteigänger Einsteins (!), von Darmstädter Lenard-Anhängern verhindert worden.⁵⁶

Die politische Dimension seiner Forschungen wollte Dingler nach 1933 darin sehen, die Relativitätstheorie „des Juden Einstein“, sowie den Logizismus und Empirismus der Wiener Schule bekämpft zu haben.⁵⁷ Das war zwar nicht ganz unzutreffend, da er tatsächlich ein prominenter Kritiker der Relativitätstheorie war. Carnap, mit dem er lange freundschaftlich korrespondierte,⁵⁸ kritisierte er als dogmatischen Empiristen, der einer primitiven materialistischen Metaphysik huldige.⁵⁹ Daß er den Einfluß philosophischer Theoreme am Beispiel von Lenins ‚Materialismus und Empiriokritizismus‘ andeutete und eine nähere Untersuchung vorschlug, scheint sogar auf ein anti-bolschewistisches Moment in seinen wissenschaftsexternen Interessen zu weisen.⁶⁰ Und doch kann man dem unbekannten Gutachter schwerlich widersprechen, der 1938 ohne Umschweife klarstellte, daß die Einstein-Kritik nicht antisemitisch motiviert war und Dingler stets im Geist des bürgerlichen Fortschritts, des Optimismus und Utilitarismus, befangen blieb, was ihn als Anhänger liberaler Theorien des 19. Jahrhunderts ausweise.⁶¹ Das ist schon deshalb gut beobachtet, weil 1931 der Liberale Luchtenberg Dingler wohl auch als einen Dozenten eingeschätzt haben dürfte, der die politisch-weltanschauliche Kontinuität dieses für die Lehrerbildung wichtigen Lehrstuhls zu gewährleisten schien. Und ein „Antisemit“ hätte kaum, mitten im Ersten Weltkrieg, ein Loblied auf die altjüdische Ethik verfaßt und sich zustimmender Kritik eines Rabbiners der Wiener israelitischen Kultusgemeinde geröhmt.⁶²

54 Hentschel 1993, S. 2, 6 (Anm. 22).

55 Wolters 1992, S. 282f.

56 Aus Bavinks unveröff. Erinnerungen zit. n. Hentschel 1993, S. 5.

57 Vgl. Schorcht 1990, S.217f.

58 Wolters 1984.

59 Dingler 1929, S. 132f.

60 Ebd., S. 14.

61 BAZ, AE; Gutachten gez. „Lv./Ge.“ v. 3. 9. 1938.

62 Dingler 919 ders. 1926a, S. 395 (vom Vf. des in Anm. 61 zit. Gutachtens natürlich mit Behagen gegen Dingler verwendet). Vgl. a. Dinglers positive Rezension von Goldbergs ‚Wirklichkeit der Hebräer‘, ders. 1926b.

Wenn es politische Bezüge im umfangreichen naturphilosophischen Opus gab, dann auf keinen Fall nationalsozialistisch oder auch nur deutschnational verwertbare Zielvorstellungen. Dingler hing vielmehr einem technizistischen Utopismus an, dem man sogar strukturelle Ähnlichkeiten mit kommunistischen Zukunftsvisionen nachsagen kann. Wohl als untergründige Antwort auf die negative Kriegserfahrung entwarf Dingler eine geeinte Menschheit, die allenfalls noch kosmische Katastrophen oder die Invasion von Außerirdischen zu gewärtigen hätte. Unter der Führung einer wissenschaftlichen Elite müsse die Menschheit ihre Fähigkeiten zur Naturbeherrschung so weit perfektionieren, daß sie jederzeit in der Lage sei, ihr Überleben zu sichern. Aus der Pflicht zur „Dauererhaltung“ der menschlichen Art folgte Dingler:⁶³

„[...] daß es das oberste Ziel aller meiner Handlungen ohne Ausnahme sein muß, soweit es mir irgend möglich ist zu wirken und mitzuwirken, daß Wesen meiner Art, d. h. ich selbst, meine Familie, mein Volk, die Menschheit überhaupt immer fähiger werden, allen vernichtenden Einflüssen und Gefahren des Kosmos Widerstand zu leisten...”

Dingler sieht neben diesen „äußeren“ Bedrohungen auch innere, die ausschließlich die Menschheit als Ganzes betreffen und die ebenso mit den Mitteln unaufhaltsam fortschreitender Wissenschaft abzuwehren seien, z. B. durch eugenische Eingriffe oder Verfeinerung der psychologischen Methoden, die es gestatten würden, „dem Zusammenleben immer geeigneteren Formen zu geben und soziale Schädigungen zu verringern“.⁶⁴ Dinglers szientistischer Optimismus macht nicht einmal vor der Vision halt, „Verbindungen mit anderen Weltkörpern“ aufnehmen zu können, um dann im Fall einer kosmischen Katastrophe die Erde in dieser Richtung zu verlassen, ja vielleicht sogar technisch so weit zu kommen, daß eine „Emanzipation vom Sonnensystem“ möglich sein würde.⁶⁵

Man wird, seinen Berliner TH-Kollegen Joseph Petzoldt vielleicht ausgenommen (s. u.), schwerlich bei einem anderen Philosophen in den 20er Jahren ein ähnlich festes Vertrauen in die Ersetzung der Politik durch Wissenschaft und Technik antreffen. Auch schwerlich einen, der so naiv wie Dingler meint, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts wie ein Steppenbrand um sich greifende, Religion und Ethik auflösende okzidentale Sinnkrise, die den Massen ihren „letzten Anker“ zu rauben drohe, mit einer neuen „Letztbegründung“, eben jenem Imperativ der „Dauererhaltung“, begegnen und die schmerzlich vermißte „Einheit der Kultur“ wieder herstellen zu können.⁶⁶

Volk, Staat und Nation, Begriffe und Wirklichkeiten für die politische Philosophie nach 1918, kamen bei Dingler nirgends vor, sondern nur „Menschen“, Individuen, die zur „Menschheit“ zusammenfinden sollten. Noch seine politische Kehre nach 1933 verriet diese Prägung, da sein dem neuen Zeitgeist angepaßtes Plädoyer gegen die Rassenmischung nicht mit der Gefährdung des arteiligen Volkes argumentiert, sondern mit der möglichen Schwä-

63 Dingler 1929, S. 171.

64 Ders. 1926a, S. 313-315.

65 Ebd.

66 Sein weltanschauliches Anliegen, „Einheit der Kultur“, das dem knappen Dutzend naturphilosophischer Monographien, die Dingler zwischen 1907 und 1933 verfaßte, zugrunde lag, stellt er denn auch programmatisch seiner Arbeit mit dem bezeichnenden Titel ‚Metaphysik als Wissenschaft vom Letzten‘ voran: Dingler 1,929, S. 1-19.

chung des einzelnen Individuums, für höchste, immer noch „menschheitlich“ verstandene Ziele zu wirken.⁶⁷

Noch von Goldstein betreut und dann von Luchtenberg zur Habilitation geführt, verstärkte der Darmstädter Studienrat Paul Bommersheim seit dem WS 1931/32 den Lehrkörper der TH. Der protestantische Lehrersohn Bommersheim wurde am 5. Oktober 1893 in Bad Nauheim geboren, besuchte das Gymnasium in Friedberg und nahm 1912 ein theologisches und kunsthistorisches Studium auf, bevor er zu Philosophie und Naturwissenschaften übergang. 1914/15 als Kriegsfreiwilliger an der Westfront, schied er infolge eines Nierenleidens bald aus dem Heer aus und konnte im SS 1915 sein Studium fortsetzen, das er bei Bauch in Jena mit einer Promotion erst 1927 abschloß: ‚Beiträge zur Lehre von Ding und Gesetz‘. 1919/20 als Referendar u. a. am Landschulheim Solling unterrichtend, eingebunden in die Freideutsche Jugend, gehörte er, nachdem er - wohl unter Bauchs Einfluß - 1917 der Vaterlandspartei beigetreten war, kurze Zeit der USPD an und publizierte expressionistisch-exaltierte Gedichte in den „Sozialistischen Monatsheften“.⁶⁸ Von 1920 bis 1922 mit privaten Studien in Darmstadt befaßt, gründete er dort 1923 den kultisch-religiösen Kreis der „Blauen Gemeinde“ und gab 1924/25 deren „Blätter für Kult und Kultur“ („Die Scheibe“) heraus. Seit Herbst 1922 als Studienassessor, seit 1930 als Studienrat (u. a. für Biologie) an verschiedenen Darmstädter Gymnasien tätig, habilitierte er sich im Mai 1931 an der TH mit einer ganz von Bauch abhängigen, die Objektivität überzeitlicher („In-Sich-Wertvoll-Seiender“) Werte voraussetzenden, nur auf den Nachweis ihrer Verwirklichung („Wertnaturgesetze“, die etwa im Sinne der Forschungen von Jaensch eine psychische Tendenz zur Wertverwirklichung nachweisen) bedachten Arbeit über ‚Wertrecht und Wertmacht‘. Auf anderen Wegen als Luchtenberg oder Dingler, aber mit gleicher Intention, geht es Bommersheim in diesem von ihm so genannten „Traktat von der Überwindung des Relativismus“ in einem Zeitalter, in dem der Sinn für die „Ganzheit“ erwache, um die Erkenntnis der „Einheit und Ordnung der Kultur“ sowie um ihre Sicherung gegen „niedere Mächte“, die politisch von ihm freilich erst nach 1933 namhaft gemacht werden.⁶⁹

Als nebenamtlich lehrender Privatdozent, der im WS 1931/32 mit der Vertretung von Luchtenbergs Lehrstuhl beauftragt wurde, blieb Bommersheim weiterhin im Schuldienst. 1940 an die HfL Darmstadt versetzt, doch als Dozent auch an der TH unterrichtend, wurde er 1944 zum apl. Prof. ernannt. 1933 war der einstige USPDler der NSDAP beigetreten, der er von 1935 bis 1940 als komm. Blockleiter in seiner Darmstädter Ortsgruppe diente. Bommersheim gehörte zu den 12 000 Menschen, die anglo-amerikanischen Luftangriffen auf Darmstadt im September 1944 zum Opfer fielen.⁷⁰

67 So der Gutachter 1938 (wie Anm. 61).

68 Bommersheim 1920a; vgl. a. seine Bemerkungen zur Dichtung des Expressionisten August Stramm: ders. 1920b.

69 Ders. 1931, S. 4-7, 67, 185. Vgl. a. ders. 1928 (Rezension zu Bauchs Spätwerk ‚Die Idee‘), ders. 1929 (Rez. zu Pfahlers ‚Das Gesetz der ethischen Wertung‘), ders. 1930 (Rez. zu Jaensch, ‚Wirklichkeit und Wert‘), ders. 1932 (zur pädagogischen Bedeutung des Werkes von Bauchs).

70 BAZ, REM-PA Bommersheim. Ebd., MF und HLK. - E. Bommersheim 1983, S. lf.

chung des einzelnen Individuums, für höchste, immer noch „menschheitlich“ verstandene Ziele zu wirken.⁶⁷

Noch von Goldstein betreut und dann von Luchtenberg zur Habilitation geführt, verstärkte der Darmstädter Studienrat Paul Bommersheim seit dem WS 1931/32 den Lehrkörper der TH. Der protestantische Lehrersohn Bommersheim wurde am 5. Oktober 1893 in Bad Nauheim geboren, besuchte das Gymnasium in Friedberg und nahm 1912 ein theologisches und kunsthistorisches Studium auf, bevor er zu Philosophie und Naturwissenschaften überging. 1914/15 als Kriegsfreiwilliger an der Westfront, schied er infolge eines Nierenleidens bald aus dem Heer aus und konnte im SS 1915 sein Studium fortsetzen, das er bei Bauch in Jena mit einer Promotion erst 1927 abschloß: ‚Beiträge zur Lehre von Ding und Gesetz‘. 1919/20 als Referendar u. a. am Landschulheim Solling unterrichtend, eingebunden in die Freideutsche Jugend, gehörte er, nachdem er - wohl unter Bauchs Einfluß - 1917 der Vaterlandspartei beigetreten war, kurze Zeit der USPD an und publizierte expressionistisch-exaltierte Gedichte in den „Sozialistischen Monatsheften“.⁶⁸ Von 1920 bis 1922 mit privaten Studien in Darmstadt befaßt, gründete er dort 1923 den kultisch-religiösen Kreis der „Blauen Gemeinde“ und gab 1924/25 deren „Blätter für Kult und Kultur“ („Die Scheibe“) heraus. Seit Herbst 1922 als Studienassessor, seit 1930 als Studienrat (u. a. für Biologie) an verschiedenen Darmstädter Gymnasien tätig, habilitierte er sich im Mai 1931 an der TH mit einer ganz von Bauch abhängigen, die Objektivität überzeitlicher („In-Sich-Wertvoll-Seiender“) Werte voraussetzenden, nur auf den Nachweis ihrer Verwirklichung („Wertnaturgesetze“, die etwa im Sinne der Forschungen von Jaensch eine psychische Tendenz zur Wertverwirklichung nachweisen) bedachten Arbeit über ‚Wertrecht und Wertmacht‘. Auf anderen Wegen als Luchtenberg oder Dingler, aber mit gleicher Intention, geht es Bommersheim in diesem von ihm so genannten „Traktat von der Überwindung des Relativismus“ in einem Zeitalter, in dem der Sinn für die „Ganzheit“ erwache, um die Erkenntnis der „Einheit und Ordnung der Kultur“ sowie um ihre Sicherung gegen „niedere Mächte“, die politisch von ihm freilich erst nach 1933 namhaft gemacht werden.⁶⁹

Als nebenamtlich lehrender Privatdozent, der im WS 1931/32 mit der Vertretung von Luchtenbergs Lehrstuhl beauftragt wurde, blieb Bommersheim weiterhin im Schuldienst. 1940 an die HfL Darmstadt versetzt, doch als Dozent auch an der TH unterrichtend, wurde er 1944 zum apl. Prof. ernannt. 1933 war der einstige USPDler der NSDAP beigetreten, der er von 1935 bis 1940 als komm. Blockleiter in seiner Darmstädter Ortsgruppe diente. Bommersheim gehörte zu den 12 000 Menschen, die anglo-amerikanischen Luftangriffen auf Darmstadt im September 1944 zum Opfer fielen.⁷⁰

67 So der Gutachter 1938 (wie Anm. 61).

68 Bommersheim 1920a; vgl. a. seine Bemerkungen zur Dichtung des Expressionisten August Stramm: ders. 1920b.

69 Ders. 1931, S. 4-7, 67, 185. Vgl. a. ders. 1928 (Rezension zu Bauchs Spätwerk ‚Die Idee‘), ders. 1929 (Rez. zu Pfahlers ‚Das Gesetz der ethischen Wertung‘), ders. 1930 (Rez. zu Jaensch, ‚Wirklichkeit und Wert‘), ders. 1932 (zur pädagogischen Bedeutung des Werkes von Bauchs).

70 BAZ, REM-PA Bommersheim. Ebd., MF und HLK. - E. Bommersheim 1983, S. If.

fragung von Zeitzeugen zu rekonstruieren. Sein Minimum an politischem Bekenntertum galt Moog am 1. Juni 1933 mit dem Eintritt in den NS-Lehrerbund ab.⁷²

Moog, vornehmlich Philosophiehistoriker und „Typus des weltfernen Gelehrten“, stand in den auch nach seiner Berufung anhaltenden schulpolitischen Kontroversen keiner Richtung als Propagandist zur Verfügung, vertrat aber die im Prinzip von allen Parteien erstrebte Akademisierung der Volksschullehrerbildung. Auch als von 1927 bis 1930 unter einer SPD-Regierung die Besetzungen in der Kulturwissenschaftlichen Abteilung nach dem Prinzip: erstens: Sozialdemokrat und zweitens: Nicht-Braunschweiger erfolgten, also die Lehrererbildung sozialistisch ausgerichtet wurde, war Moogs Stimme nicht im Chor der Protestler zu vernehmen. Ebenso wenig lag ihm daran, sein umfangreiches Werk in einen politisch markanten Kontext zu stellen. Bemerkenswert ist immerhin, daß er 1920 ein humanitistisch-pazifistisches Pamphlet seines Gießener Lehrers Kinkel sympathisierend besprach, dann aber zur Habilitation ausgerechnet Greifswald wählte, wo er auf den alldeutsch-völkischen Hermann Schwarz traf.⁷³ Ein Liberaler war Moog soweit, wie er Natorps sozialpädagogische Überbetonung der Gemeinschaftsidee kritisierte, ein Rationalist soweit, wie er das weltanschauliche Monopol der wissenschaftlichen Philosophie gegen „materialistische“ wie gegen „spiritualistische“ Ansichten von „Halbgebildeten“, gegen Monisten jeder Couleur und gegen Okkultisten und Anthroposophen verteidigte, ein Kulturidealist war er, soweit er selbst mitten im 1. Weltkrieg darauf vertraute, daß die Zeit des Krieges als „Kulturfaktor“ einmal abgelaufen sein werde.⁷⁴

Ende der 20er Jahre füllten der Pädagoge Riekel und der Soziologe Geiger das durch den so relativ abstinenter Moog entstandene weltanschauliche Vakuum und übertönten die Stimme dieses Philosophen. Moog trat damit auch hinter seinem Kollegen, dem weltanschaulich profilierten nb. Extraordinarius Karl Gronau zurück. Am 3. September 1885 in Trautenstein/Harz geboren, besuchte der Sohn eines Superintendents und Kirchenrats bis 1904 das Braunschweiger Wilhelm-Gymnasium. Das Studium der alten Sprachen und der Theologie in Tübingen und Göttingen schloß er bei Eduard Schwartz in Göttingen („De Basilio, gregorio Nazianzeno Nyssenoque Piatonis imitatoribus“) ab. Von 1910 bis 1923 war er Studienrat in Braunschweig, von 1924 bis 1950 ebd. Oberstudiendirektor des Wilhelm-Gymnasiums. 1914 nicht kriegsfreiwillig gemeldet, wurde er 1916 eingezogen und diente, ausgezeichnet mit dem EK II, bis 1918 im Heer. 1922 habilitierte sich Gronau an der TH Braunschweig mit einer Arbeit über „Das Theodizeeproblem in der altchristlichen Auffassung“ (AV.: Nietzsche und die Jugend) und erhielt einen Lehrauftrag für antike Philosophie. 1926 folgte die Ernennung zum nb. ao. Prof., 1940 die zum apl. Prof. - 1942/43 wurde der Lehrauftrag auf „Philosophie und Weltanschauung“ erweitert. Von 1925 bis 1932 in der

72 Catalogus Professorum TU Braunschweig 1991, S. 179f. - UAGrw., Album der Lehrer. - GStA, Rep.

76Va, Sek. 7, Tit. IV, Nr. 26, Bd. IV, Bl. 152-154; Habil. Moog. 1919. - Ebd., Nr. 22, Bd. XXII, Bl. 16-18, 96-97; zu Moogs wirtschaftlicher Lage. - Sandfuchs 1978, S. 202, 229ff, 345. - BAZ, MF; REM-HSK (dort der Vermerk über ein Strafverfahren, jedoch ohne nähere Angaben).

73 Moog 1920b.

74 Ders. 1917a, 1917b und 1921b, S. 64; 1926, S. 40f; 1927, S. 9f. (gegen Spengler). Zu Moogs Standpunkt bei der Neuordnung der Lehrerbildung: Sandfuchs 1978, S. 229ff.

DVP und in einer Loge aktiv, fand Gronau trotzdem schon 1933 zur NSDAP, der er seit August 1933 als Blockleiter diente.⁷⁵

Gronau gehörte zu jenen theologisch geprägten nebenamtlichen Dozenten, mit deren Hilfe die TH bis Anfang der 20er Jahre die weltanschauliche Grundversorgung angehender Techniker und Ingenieure mit Veranstaltungen religiös-ethischen und, manchem Vorlesungstitel nach zu urteilen, eher „erbaulichen“ Charakters gewährleistete.⁷⁶ Die „Weltanschauungen“ des 19. und 20. Jhs., „Schopenhauer, Wagner, Nietzsche“, „Grundlagen des Christentums“, „Die religiöse Haltung der Gegenwart“, Platon und die regelmäßige Beschäftigung mit Oswald Spengler bildeten bis 1945 auch die Schwerpunkte von Gronaus Lehrtätigkeit. Er wollte im beginnenden 20. Jahrhundert eine heftige Reaktion auf die industrielle Revolution mit ihren sinnentleerenden Auswirkungen auf das soziale und kulturelle Leben wahrnehmen. Diese „bewußte Gegensätzlichkeit“ beflügelte die Suche nach einer „Einheit des ganzen Menschen“, die für Gronau als „Tendenz zur Mystik“ ein Epochensignum war. Da er selbst mit diesem „Kampf gegen die Einseitigkeiten der materialistischen Welt“ sympathisierte, stand er politischen Bewegungen, die sich in diese Kampffront einreihen, nicht von vornherein ablehnend gegenüber. Verständnis zeigte er für die pazifistische Antikriegslyrik der Pfemfert, Rubiner und Hasenclever sowie für den Revolutionsenthusiasmus des KPD-Organs „Rote Fahne“, weil sich darin „Sehnsucht nach neuen Daseinsmöglichkeiten“ offenbare. Obwohl er 1922 den Real-Bolschewismus nicht mehr als adäquate Umsetzung mystischer Sehnsüchte akzeptierte und sich eingestand, daß eine zum „Eigentum der Massen“ gewordene, tendenziell mystische Ideologie leider „Auswüchse“ zeitige, fand Gronau noch nicht die Kraft, etwa Max Barthel dafür zu kritisieren, daß dieser den „messianischen Zug des russischen Bolschewismus voll Flamme und Feuer“ gegen die „materialistische Weltanschauung der Sozialdemokratie“ ausspiele.⁷⁷

Ende der 20er Jahre setzte Gronau sich im Rahmen einer Arbeit über die neuzeitliche Staatsidee ausführlicher mit dem Sozialismus auseinander und rechnete es Eberts Sozialdemokratie als historisches Verdienst an, Deutschland 1918 vor dem Radikalismus und dem „russischen Chaos“ bewahrt zu haben.⁷⁸ Das Urteil über den Bolschewismus fiel jetzt eindeutiger aus als 1922:⁷⁹

„[...] während die übrigen im Kriege besiegten Länder das sozialistisch-kommunistische Programm, das nach Marx mit dem Tage der großen Revolution beginnen sollte, entweder hinaus-schoben oder doch nur langsam und bruchstückweise zu verwirklichen begannen, hat Rußland das Versprechen des Marxismus in rücksichtsloser Form und mit Anwendung oft brutalster Gewalt einzulösen unternommen, nachdem in der russischen Revolution von 1917 über 20 Millionen verelendeter Bauern und ein zahlreiches Stadt- und Soldatenproletariat in grausamer Rache für lange erlittene Knechtung die Diktatur des Proletariats errichtet haben.“

⁷⁵ Gronau starb 1950 in Braunschweig. Angaben nach: Catalogus (wie Anm. 72), S. 86f. - BAZ, MF und HLK.-BAK, R 21/10006.

⁷⁶ Neben Gronau lehrte u. a. der Göttinger Religionsphilosoph Karl Stange.

⁷⁷ Gronau 1923a, S. 5f., 20ff. Das Vorwort dieser schmalen Broschüre datiert sich auf Ende 1922. Vgl. a. ders. 1923b.

⁷⁸ Ders. 1929, S. 243, ähnlich S. 277: die SPD habe sich 1918/19 „utopischen Versuchen“ widersetzt.

⁷⁹ Ebd., S. 274f.

Damit distanzierte sich Gronau immer noch nicht vollständig von dem politischen Endziel - der herrschaftsfreien Gesellschaft - , sondern nur vom Mittel, der Klassenherrschaft des Proletariats. Er glaubte nicht daran, daß das von Lenin verheißene Absterben des Staates „mit äußerem Zwange gewaltsam“ herbeigeführt werden könne. Was ihn aber nicht hinderte, dem russischen Experiment eine positive Perspektive für den Fall zu eröffnen, daß es sich panslawistisch, nationalbolschewistisch entwickle.⁸⁰ Was nichts anderes hieß, als der im mystischen Schwärmen virulenten Hoffnung auf eine brüderlich-ideale Gemeinschaft ein realistisches Zwischenziel zu weisen: die Nation. Dabei wußte sich Gronau einig mit Kritikern des orthodoxen Marxismus, wie den von ihm zitierten Marburger Neukantianern, dem religiösen Sozialisten Tillich, katholischen Solidaristen und den von Tolstoi oder dem Quäkertum inspirierten religiös-sozialen Bewegungen. Sie hätten die „Prioritäten der geistig-kulturellen Werte und Ideen“ gegen den marxistischen Materialismus wieder zur Geltung gebracht. Zu Gronaus Gewährsleuten gehörte daher auch Ferdinand Lassalle, der erkannte habe, daß allein der Staat die Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen garantieren könne.⁸¹ Da sich ein Gemeinschaftsbewußtsein aber nicht aus dem Nichts konstruieren lassen, könne der Sozialismus auf ein nationales, letztlich völkisches Substrat nicht verzichten. Darum stünden religiöse Sozialisten und jugendbewegt geprägte Jungsozialisten jenen Konservativen der „nationalsozialen Richtung“ nahe, die eine „im gemeinsamen Volkstum begründete natürliche innere Gemeinschaft“ anstrebten.⁸²

1.4. Die Technischen Hochschulen in Stuttgart, Karlsruhe und München

1.4.1. TH Stuttgart: Adolf Faut, Paul Sakmann und Erich Keller

Die süddeutschen Länder Baden, Württemberg und Bayern hielten für die Volksschullehrerbildung am alten Seminarsystem fest, so daß an ihren Hochschulen kein Zusatzbedarf für Philosophen entstand. So war es symptomatisch, daß der an der TH Stuttgart habilitierte Wissenschaftstheoretiker Hans Reichenbach bald nach Berlin wechselte (s. u.) und durch einen Theologen ersetzt wurde: Adolf Faut. Am 4. September 1873 in Ludwigsburg geboren, kam Faut nach dem Besuch der Seminare in Maulbronn und Blaubeuren 1891 auf die Universität Tübingen, um Philosophie und Theologie zu studieren. Nach dem theologischen Examen (1895) im württembergischen Kirchendienst, besuchte Faut 1899/1900 die Berliner Universität und promovierte, nach zwei Jahren als Stiftsrepetent, in Tübingen zum Dr. phil, 1906 zum Lic. theol. Nach fünf Jahren als Stadtpfarrer in Nagold wechselte Faut 1907 in den Schuldienst. Er war als Gymnasiallehrer in Stuttgart tätig, wo er, als Studienrat (ev. Religion, Philosophie, Hebräisch) 1925 zum Professor ernannt wurde. 1928 erhielt er einen Lehrauftrag für Philosophie an der TH Stuttgart, den er bis 1936 wahrnahm. 1938 als Gymnasialprofessor pensioniert, starb Faut im Oktober 1942 in Stuttgart. Politisch war er bis

⁸⁰ Ebd., S. 276.

⁸¹ Ebd., S. 232ff.

⁸² Ebd., S. 26f.

1918 Mitglied der Nationalliberalen Partei, gehörte der DDP mindestens 1919 an und trat 1933, obwohl Kritiker Rosenbergs, in die NSDAP ein.⁸³

Die Jahrhundertfeier seiner Hochschule nahm Faut 1931 zum Anlaß, über ‚Technik, technisches Zeitalter und Religion‘ einen geschichtsphilosophischen Holzschnitt zu riskieren, der einen wenig themengemäßen, untergründigen Bezugspunkt aufwies: den Bolschewismus. Faut bot, in Auseinandersetzung mit dem Technik-Philosophen Eberhard Zschimmer (s. u. A III. 2.), eine im Ganzen zeitübliche Entgegensetzung des theozentrischen Mittelalters mit der anthropozentrischen Neuzeit, deren Ende er für gekommen hielt. Der technische Mythos vom autonomen homo faber habe im Programm Lenins, „Technik und Kommunismus“, die adäquate politische Umsetzung gefunden. Das Experiment des Bolschewismus, die Realisierung des Glücks mittels restloser Technisierung des Menschenwesens selbst, sei der letzte, konsequente Ausläufer des technischen Zeitalters. Die Gottlosenbewegung der Sowjets, der im proletarischen Rußland geführte „Vernichtungskrieg gegen Gott und die Religion“, symbolisiere die menschheitsgeschichtliche Bedeutung der Vorgänge dort: gelänge das sowjetische Experiment, komme das technische Zeitalter im Atheismus zu sich selbst.⁸⁴ Für Faut war der Sozialismus nur Erbe und Vollstrecker des Liberalismus, des Trägers der Verstandes- und Aufklärungskultur. Als Ausdruck dieser Kultur konnte der Kapitalismus bei ihm auf wenig Gegenliebe zählen. Nur bot ihm der Sozialismus keine Alternative, da dieser, in seiner bolschewistischen Extremversion, getreu dem anthropozentrischen Gesetz, wonach er angetreten, die totale Mechanisierung des Lebens verspreche, die das Los des Arbeiters im Kapitalismus zum Los aller machen werde.⁸⁵ Insoweit lieferte bereits der zur technischen Perfektion gelangte Kapitalismus nur einen Vorgeschmack auf kommendes Unheil. Faut entfaltet 1925 an den Kehrseiten technischen Fortschritts seine, dem Vorgriff des Darmstädter Kollegen Goldstein nicht unähnliche „Dialektik der Aufklärung“: Der mechanisierte Arbeitsprozeß zwinge dazu, den Lebenssinn außerhalb der Arbeit zu suchen - geboten werde nur ein menschenunwürdiger Ersatz der Arbeitsfreude in der Vergnügungsindustrie; die Rationalisierung verschärfe den internationalen Wettbewerb, schaffe neue Anbieter von billigen Arbeitskräften und beschere den europäischen Trägern der technischen Kultur Massenarbeitslosigkeit. Die wirtschaftliche Interdependenz verstärke die Abhängigkeit, stifte aber keine „Menschengemeinschaft“, sondern vertiefe die gesellschaftlichen Gegensätze und lasse die internationalen Konflikte im erbitterten Konkurrenzkampf um den Weltmarkt eskalieren. Die Technik ermögliche eine Steigerung der Güter und Genüsse, eine Verbreitung des Wissens, doch qualitativ wirke sich dies nicht aus, weil es keinen seelischen Gewinn bringe: die Menschen werden nicht zufriedener, das geistige Leben vertiefe sich nicht, nicht einmal der medizinische Fortschritt schaffe gesündere Menschen.⁸⁶ Von der bolschewistischen Radikalisierung dieser Lebensform sei also nur die Auflösung des Menschlichen zu erwarten.⁸⁷

83 Über Fauts Werdegang war mit Hilfe des StA Ludwigsburg kaum etwas zu ermitteln. Die Akten der TH Stuttgart fielen angelsächsischen Luftangriffen zum Opfer. Angaben hier gem. Spruchkammerunterlagen (EL 902/20, Az. 37/40889) und PA der Ministerialabt. für höhere Schulen (Bestand E 203 I B1 2297). Einige Angaben auch auf dem REM-Personalblatt, R 21/10004; A. Faut.

84 Faut 1931, S. 19-25.

85 Ders. 1925, S. 26.

86 Ebd., S. 40f. - Mit deutlicher kulturkritischer Spitze schon Fauts Schulrede von 1915, die den Krieg als „Schule wahrer Menschwerdung“ gegen „das ganze aufgeblasene Getriebe der modernen Kultur-

„Und wenn es je gelänge, die äußeren Daseinsbedingungen des Menschen durch eine kommunistische Wirtschaftsordnung erträglich zu gestalten, so würde die kommunistische Gesellschaftsordnung, die den Kollektivmenschen züchtet, wahrhaft menschenwürdiges Leben unmöglich machen. Was dem Herdenmenschen Glück ist und Leben, wäre des echten Menschentums Not und Tod.“

Auch Tillichs religiöser Sozialismus bot Faut keinen Ausweg. Mit Tillich glaubte er an eine nahe theonome Ordnung. Doch nicht dem im „Wahnglauben“ des Materialismus befangenen Proletariat traute er die Kraft des Umschwungs zu, sondern „bürgerlichen Schichten“, weil allein sie unter den Schattenseiten des autonomen Zeitalters so litten, daß in ihnen ein neues „religiöses Weltgefühl“ erwache. Diese religiöse Einstellung sei nicht an eine sozialistische Wirtschaftsordnung gebunden. Denn die „Zerstörung des Menschentums“ gehöre eigentlich nicht zum Wesen des Kapitalismus. Seiner „Auswüchse“ beschnitten, sei er vom religiös-christlichen Standpunkt aus sogar das effizientere System. Folglich genügte Faut die Aussicht, „sozialgesinnte Menschen“ zu erziehen, die im „Werk“, auf dem „Boden gemeinsamer Arbeit“, den Wirtschaftskörper zum Organismus formten, bis schließlich „das ganze Volksleben vom sozialen Geist durchdrungen“ sei.⁸⁸ Die Grenzen diesseitiger Glückserwartung zeigte er dann nach 1933 gegenüber den Deutschen Christen und „Rosenbergianern“ auf, deren Lebensglaube ihm nicht weit entfernt von freidenkerischen Anschauungen schien. Dabei überließ er es seinen Lesern, eine Parallele zu den von ihm in diesem Kontext berührten „satanischen Auswirkungen“ der „Gottlosenbewegung“ im „bolschewistischen Rußland“ zu ziehen.⁸⁹

Paul Sakmann, Lehrbeauftragter für Philosophie von 1929 bis 1934, wurde am 24. Oktober 1864 in Stuttgart geboren, wo sein Vater eine Blindenanstalt leitete. Wie Faut studiert auch er in Tübingen ev. Theologie und schlug die Laufbahn des Gymnasiallehrers ein, die ihn über Ulm 1897 ans Stuttgarter Eberhard-Ludwig-Gymnasium führte, wo er, zum Prof. ernannt, bis 1929 Philosophie unterrichtete. Um 1900 vollzog sich Sakmanns Abkehr vom Väterglauben. So steht denn am Beginn seines publizistischen Schaffens eine Rede auf der Gustav-Adolf-Feier des Ev.-Theol. Seminars in Tübingen (1894), an dessen Ende ein Traktat ‚Über den Unsterblichkeitsglauben‘ in der Reihe „Monistische Bibliothek“ (1936). Intensiv befaßte er sich mit westeuropäisch-angelsächsischer Philosophie, was in einigen Essays über Voltaire, Rousseau, de Mandeville und Emerson seinen Niederschlag fand. Auswahlgaben („Was sagt Voltaire?“, 1925 u. a.), und eine philosophische Denkschule für den Unterricht an höheren Schulen (1929), bewiesen Sakmanns starken volkspädagogischen Willen. Politisch erfüllte sich diese weltanschauliche Kehre in seiner Hinwendung zur Sozialdemokratie.⁹⁰ Nach eigenen Angaben gab dafür aber erst das Kriegserlebnis den Ausschlag. Mit fast 50 Jahren hatte Sakmann sich 1914 freiwillig gemeldet, um sich dann als ein in den „Vorurteilen meines Standes“ befangener, mit dem „Zeitalter Bismarcks und

menschheit“ stellte (Faut 1915, S. 7). - Vgl. a. ders. 1930, S. 13ff. („Das ethische Chaos der Gegenwart“).

87 Faut 1931, S. 50.

88 Ders. 1925, S. 128-133.

89 Ders. 1938, S. 5, 18ff.

90 Angaben nach ‚Wer ist's?‘ 1935, S. 1305f. - KGK 1929, Sp. 2008f. und 1935, Sp. 1161 sowie Nachwort Otto Engel zu Sakmann 1946, S. 147. - Sakmann starb am 23. 11. 1936 in Stuttgart.

Treitschkes" im Einklang befindlicher Intellektueller erfahren zu müssen: „Die Sozialdemokratie hatte mit ihrer Kritik an Staat und Gesellschaft unseres alten Regiments ganz einfach recht!“⁹¹ In der Überzeugung, aus der „Klassenkampfpartei“ sei eine „Volkspartei“ geworden, die allein dafür Sorge tragen werde, daß nach der Novemberrevolution in Deutschland „die Fahrt nicht ins Tolland des Bolschewismus“, sondern in eine sozialstaatliche Demokratie gehe⁹², vertrat Sakmann die SPD in der Verfassungsgebenden Landesversammlung und im Württembergischen Parlament.

Erich Keller, chronologisch streng genommen nicht mehr in diese Weimarer Geschichte der Stuttgarter TH gehörend, soll hier, weil es eine vergleichbare Berufungspolitik an den Technischen Hochschulen nach 1933 nicht mehr gegeben hat und Keller also inmitten der Kahlschlagpolitik als einziger Neuzugang zu erwähnen wäre, vorab Beachtung finden. Keller, Sohn eines Präzeptors, am 31. Juli 1894 in Murrhardt geboren, Absolvent eines Realprogymnasiums in Calw, hatte die Theologischen Seminare in Schöntal und Urach und das Tübinger Stift durchlaufen, als er sich am 7. August 1914 als Kriegsfreiwilliger meldete. Von der Front, wo er als Leutnant der Infanterie, vier Mal verwundet, hochausgezeichnet worden war - mit dem EK I, dem Silbernen Verwundetenabzeichen und dem Ritterkreuz des Württembergischen Militärverdienstordens -, kehrte er 1919 in den Bürgerkrieg zurück. Als Angehöriger eines Studentenbataillons nahm er am Kampf gegen den „Spartakismus“ in seiner Heimat teil. Politisch wohl von seinem „positiven Kriegserlebnis“ geprägt, gehörte er von 1925 bis 1928 der DNVP an und trat zum 1. September 1930, also vierzehn Tage vor der so erfolgreichen Erdrutschwahl, in die NSDAP ein, für die er, mittlerweile Pfarrer - man möchte vermuten: in Talar und Braunhemd - in Württemberg seit 1931 als Gauredner aktiv war. Sein Engagement zahlte sich 1933 aus: Keller rückte als Oberregierungsrat in die hohe Position des Hochschulreferenten ins Württembergische Kultministerium ein. Akademisch war er bis dahin konventionellen Bahnen gefolgt: 1921, nach der ersten theologischen Dienstprüfung, fand er eine Anstellung als Repetent am Tübinger Stift, studierte nebenher weiter Philosophie und promovierte 1923 bei Adickes und Groos mit einer Arbeit über ‚Das religiöse Leben bei Schopenhauer‘. Nach bestandenem zweiten Dienstexamen 1924 trat er in den schulischen Vorbereitungsdienst ein, wirkte bis 1928 als Studienassessor an der Oberrealschule Ludwigsburg und übernahm dann eine Pfarrerstelle in Grab unweit Murrhardt, die er 1933 aufgab.⁹³

Weltanschaulich muß er seit Ende der 20er Jahre wohl unter die deutschgläubigen Anhänger J. W. Hauers gezählt werden.⁹⁴ Dazu passend haben sich aus der spärlichen württembergischen Aktenüberlieferung zu seiner Person einige Benotungen seines Religionsunterrichts durch die Schulbehörde erhalten, in denen es u. a. heißt: Der Religionslehrer Keller sei dann in seinem Element, wenn er „die Grundlagen und Wurzeln der Aufklärung“ oder das „neue kopernikanische Weltbild, die neue Lebensstimmung, die Loslösung der Kultur

91 Sakmann 1919, S. 8f.

92 Ebd., S. 10-12.

93 Keller 1923, vita. - StA Ludwigsburg E 203 I Bü 2815; Personalblatt und Beurteilungen der Schulbehörde 1925/28. -BAK, R 21/10010; E. Keller.

94 Vgl. Dierks 1986, S. 351, 357, zu Kellers Beteiligung an Veranstaltungen des Hauer-Kreises nach 1945. Zu beachten auch die mit Hauer und Helmut Groos zusammen 1961 veröffentlichte Reflexion Weltanschauung und Religion in gegenwartskritischer Betrachtung'. Aus der Zeit vor 1945 ist eine sporadische Mitarbeit an Hauers Zeitschrift „Deutscher Glaube“ belegt (Keller 1941).

von der Kirche" behandle.⁹⁵ Wie der mit ihm befreundete Bommersheim, so wollte auch Keller das Christentum durch den Glauben an ewige „Werte“ ersetzen. Die mutmaßliche Habilitationsschrift von 1931, die sich schon im Vorwort gegen den naheliegenden Vorwurf zur Wehr setzt, nur „unfruchtbare Spitzfindigkeiten“ zu bieten, bekennt sich denn auch zu Bruno Bauch, dessen Philosophie Keller, im nahtlosen Übergang von „den“ Werten zu „arisch-deutschen“ Werten 1935 „als Ausdruck germanischer Geisteshaltung“ interpretiert.⁹⁶

1.4.2. TH Karlsruhe: Arthur Drews und Erich Ungerer

An der badischen TH Karlsruhe lehrte seit der Jahrhundertwende Arthur Drews, der von den Universitäten ferngehaltene Anhänger des „nicht zünftigen“ Philosophen Eduard von Hartmann. Der im holsteinischen Uetersen am 1. November 1865 geborene Lehrersohn Drews studierte nach seinem Abitur am Altonaer Christianeum (1886) in Berlin Philosophie bei Dilthey, Simmel und Paulsen, geriet aber früh unter den Einfluß des privatisierenden von Hartmann, was ihn 1889 zwang, schon für die Dissertation nach Halle auszuweichen, wo ihn Erdmann promovierte (Lehre von Raum und Zeit in der nachkantischen Philosophie). 1896, nachdem entsprechende Bemühungen, an Universitäten die *venia* zu erwerben, gescheitert waren, habilitierte er sich an der TH Karlsruhe: ‚Das Ich als Grundproblem der Metaphysik‘ (AV: Über das Verhältnis der Naturwissenschaft zur Naturphilosophie). In Karlsruhe baute er seinen anti-naturalistischen, pantheistischen „konkreten Monismus“ aus und stieg zum führenden Ideologen der monistisch-freireligiösen Bewegung in der Vorkriegszeit auf. Nachhaltiger publizistischer Erfolg war ihm mit seiner Jesus als historische Figur bestreitenden Schrift ‚Die Christusmythe‘ (1909/11) beschieden, der er 1910 eine ähnlich geartete Polemik über ‚Die Petruslegende‘ und 1928 eine über ‚Die Marienmythe‘ folgen ließ. 1934 unternahm er noch den Versuch, eine ‚Deutsche Religion‘ zu begründen. Ohne über den Status eines nichtbeamteten ao. Professors je hinaus gekommen zu sein, ohne je das Angebot einer Berufung erhalten zu haben, starb Drews 1935 in Karlsruhe.⁹⁷

Drews hatte wenig gemein mit dem „Deutschen Christentum“ oder verwandten Versuchen, eine nordisch-germanische, arische Religion zu restituieren. Seine an Lagarde anknüpfende Forderung nach einer den Deutschen eigentümlichen Gestaltung der Religion wollte er selbst auf dem Fundament einer wissenschaftlichen „Vernunftsreligion“ erfüllen. Bei Drews wirkten die eng mit der 1848er Revolution und der Aufklärungsideologie verbundenen geistigen Ursprünge der deutschen freireligiösen Bewegung am sichtbarsten nach.⁹⁸ Die 1934 entstandene ‚Deutsche Religion‘, inhaltlich eine Kurzfassung seines systematischen Hauptwerkes über ‚Die Religion als Selbst-Bewußtsein Gottes‘ (1906), ließ deshalb unbeantwortet, warum die „reine Vernunftsreligion“, wenn sie schon der deutschen „Wesensart“

95 StA Ludwigsburg (Anm. 93); Bericht des Schulrats über Kellers Unterrichtsgestaltung an der Oberrealschule in Ludwigsburg v. 23. 1. 1928.

96 Keller 1931; untersucht werden die wertphilosophischen Lösungen des Irrationalitätsproblems bei Rickert, Lask und Bauch. Daß diese einzige größere Veröffentlichung Kellers seine - Tübinger?? - Habil.-Schrift darstellt, ist nur zu vermuten. In den Vorlesungsverzeichnissen der TH Stuttgart wird er Ende der 30 Jahre als „Dr. phil. habil.“ geführt.

97 Vgl. Drews' Selbstdarstellung 1924.-Lübbe 1959.-Freitag 1971.-Mutter/Pilich (Hg.) 1995.

98 Über die Anfänge der Freireligiösen und ihre Affinität zur Arbeiterbewegung: Bahn 1991a, S. 79ff.

entspreche, auf die Deutschen beschränkt bleiben sollte." Soweit für Drews das deutsche Volk als Träger des germanischen Freiheitswillens figuriert, dem er unter Berufung auf den frühen Richard Wagner die Rolle des weltgeschichtlichen Widersachers gegen den „semitischen Theismus“ und seine christlich-römischen Erben zuweist, vermag es eine Mission der „Weltvernunft“ zu erfüllen.¹⁰⁰ Folglich verwirft er den Kosmopolitismus nur, soweit damit die materialistischen Ideen von 1789 transportiert werden.¹⁰¹

Die schwerlich im Interesse von Drews - dessen Berufung gegen zu erwartende politisch-konfessionelle Widerstände nicht durchsetzbar gewesen wäre - unternommenen Vorstöße aus der Allgemeinen Abteilung, in Karlsruhe ein pl. Extraordinariat für Philosophie auch unabhängig von den Notwendigkeiten der Lehrerbildung zu erhalten, blieben in den 20er Jahren erfolglos. Der Hinweis auf die Zeitströmung, keine Wissenschaft könne sich heute mit der einfachen Übermittlung ihrer Methoden und ihres Wissensstoffes begnügen, sondern müsse die erkenntnistheoretischen Grundlagen ihres Forschens klären, verfiel bei der badischen Kultusbürokratie so wenig wie das Argument, daß für die Studentenschaft „heute“ die Beschäftigung mit metaphysischen Fragen eine ganz andere Bedeutung als noch vor 1914 habe.¹⁰² Man behalf sich stattdessen weiter mit nichtbeamten Kräften. Neben Drews erhielt darum Erich Ungerer 1923 einen Lehrauftrag für philosophische Grundlagen der Naturwissenschaften.

Am 6. April 1888 in Pforzheim geboren, begann der Kaufmannssohn Ungerer, der 1906 die Oberrealschule seiner Heimatstadt verließ, seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien in Heidelberg, wo er u. a. bei Klebs, Lenard, Tischler, Driesch, Lask, Schmid und Windelband hörte. 1911 bestand er die Staatsprüfung für das höhere Lehramt und trat in den Schuldienst ein, seit 1912 als Lehrer in Karlsruhe. Ungerer, während des Krieges nur als freiwilliger Krankenpfleger in der Heimat eingesetzt, promovierte 1917 in Heidelberg: ‚Die Regulationen der Pflanze. Ein System der teleologischen Begriffe in der Botanik‘. 1921 folgte die Habilitation an der TH Karlsruhe: ‚Grundbegriffe der Biologie‘. Der dem nur nebenamtlich dozierenden Karlsruher Gymnasiallehrer 1923 erteilte Lehrauftrag wurde 1928 erweitert auf Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Probleme der Naturerkenntnis, ab 1931 umgewandelt in: Allgemeine Wissenschaftslehre und Philosophie. 1928 zum nb. ao. Prof. ernannt, wirkte er zugleich als Prof. an der Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe bis zu deren Schließung 1932. 1936 an die wiedereröffnete HfL aus politischen Gründen nicht berufen, doch 1939 dort kommiss. Dozent mit einem Lehrauftrag für Charakter- u. Jugendkunde, wurde Ungerer dort 1940 zum pl. Prof. ernannt, lehrte aber weiter als apl. Prof. an der TH. - Als „Anhänger des Nationalsozialen Friedrich Naumann“ sei er in die DDP eingetreten. Er gehörte ihr bzw. der Staatspartei bis Dezember 1932 an und gab zur Märzwahl 1933 - seiner nach 1945 gemachten Aussage zufolge - der Zentrumspartei seine Stimme. Nach 1933 war er Mitglied im NSLB (18. 7. 1934; Gausach-

99 Drews 1935, S. 223. Vgl. ders. 1906, S. 418ff., über Weltanschauung und germanische Rasse.

100 Drews äußerte sich 1898, als glühender Verehrer des Meisters, über den ‚Ideengehalt von Richard Wagners Ring der Nibelungen‘; 1931 abschließend über den ‚Ideengehalt von Richard Wagners dramatischen Dichtungen‘, mit sichtlicher Mühe, den ‚Parsifal‘ zu akzeptieren.

101 Drews 1922, S. 28; die Ablehnung der westeuropäischen „Abstraktion ‚Menschheit‘“ dehnt Drews hier selbstverständlich auf die „verworrene Theorie östlicher Weltverbesserer“ aus.

102 GLA 235/30468; Allg. Abt. TH Karlsruhe an KultMin. v. 26. 10. 1925.

bearbeiter für Pädagogik, Psychologie und Charakterkunde), in der NSDAP (1. 5. 1937) und spät noch, 1944, im NSDD. Im Gegensatz zu Drews scheint der Protestant Ungerer nicht bereit gewesen zu sein, sich von kirchlichen Bindungen freizumachen, da er 1924 in den Verein für Innere Mission eintrat. Nachdem er 1946 auf Anordnung der Militärregierung aus seinem Lehrämtern entlassen worden war, starb Ungerer 1949 in Karlsruhe.¹⁰³ Gleichmaßen von der südwestdeutschen Wertphilosophie wie von Drieschs Ganzheits-Metaphysik abhängig, skizziert Ungerer 1928 die Aufgaben des Philosophieunterrichts in der Lehrerbildung: Das Fach solle aus Wertsystemen Bildungsideale ableiten und vermitteln. Als „Wertwissenschaft wie als Strukturlehre der Systeme“ liefere die Philosophie die Theorie eines von „anerkannten oder anerkennenden Werten bestimmten, häufig auf ein Wertganzes (als Bildungs- und Menschenideal) bezogenen Handelns“. Daraus resultiere die kulturpolitisch-integrative Leistung des Faches, „in unserer Zeit der Zerrissenheit, der sozialen Umschichtung, der Auflösung der Weltanschauungen, der immerfort gärenden Umwertung der Wertsysteme“ einen Halt zu offerieren in der „Orientierung an den Erziehungsidealen der Vergangenheit“, die Ungerer als klare und feste Formen einer „Lebensgestaltung“ versteht.¹⁰⁴ Seine Aufgabe als Philosoph an einer Technischen Hochschule könne daher nur sein, dazu beizutragen, die Kluft zwischen „mechanisierender Technik“ und „wahrer Kultur“ so zu überwinden, daß die „Gefahr einer überwuchernden Technisierung und Überorganisation des Gemeinschaftslebens“ gebannt und die drohende Verabsolutierung zivilisatorisch-technischer „Bedingungswerte“ zugunsten der „Selbstwerte“ umgekehrt werden könne, damit eine „wertbestimmte Ganzheit der Gemeinschaft und der Personen in der Gemeinschaft“ entstehe. Andernfalls, wenn in der gegenwärtigen „Wertanarchie“ die „Mittel“ Herr werden sollten über kulturelle Selbstwerte, würden die wertentleerten Zivilgesellschaften unweigerlich dem „Verfall“ entgegensteuern.¹⁰⁵ Die letztlich nur mit religiösem Vertrauen vergleichbare Gewißheit Ungerers, daß die Eigen- oder Selbstwerte zwar nicht „beweisbar“, aber „aufweisbar“ seien für alle, die nicht „wertblind“ sind, bürdet der Philosophie die gesellschaftspolitische Mitverantwortung für eine Erneuerung der technisch-industriellen Moderne im Zeichen des in der „Wertschau“ erfahrbaren „Unbedingten“ auf.¹⁰⁶

1.4.3. TH München: Friedrich Seifert und Manfred Schröter

Eine ähnlich steile, vom „Unbedingten“ her Rettung aus der Fehlentwicklung und Verfallsprozeß erfahrenen Moderne erwartende Position, nahm der Philosoph der TH München, Friedrich Seifert, ein. Der am 2. Januar 1891 in Würzburg geborene Seifert studierte nach dem Abitur an einem Humanistischen Gymnasium Würzburgs (1910) in seiner Heimatstadt, in Bonn und München Philosophie und Psychologie und promovierte 1916 bei Bühler: ‚Zur Psychologie der Abstraktion und der Gestaltwahrnehmung‘. 1922 an der TH München habilitiert, wirkte er dort als Privatdozent, ab 1927 als nb. ao. Prof. (1939: apl. Prof.). 1943 erhielt er auch einen Lehrauftrag für Philosophie und Psychologie an der Münchener Universität. Seifert, zum 1. Mai 1933 in die NSDAP aufgenommen, wurde 1945 aus politischen

103 GLA 235/2629, PA Ungerer; Fragebogen der Besatzungsbehörde v. 20. 6. 1946. - BAK, R 21/10021, Bl. 9868.

104 Ungerer 1928, S. 137f.

105 Ders. 1931, S. 200.

106 Ebd., S. 192f.

Gründen entlassen, 1948 wiedereingestellt an der TH München. Er starb 1963 in Törwang/Rosenheim.¹⁰⁷

Am 15. Januar 1932 meldeten die Zeitungen einen neuen Rekord in der Arbeitslosenstatistik: 5,96 Millionen waren in Deutschland ohne Beschäftigung. Am 18. Januar hielt Seifert in der TH München die alljährliche Rede zur Reichsgründungsfeier, die unter dem Eindruck dieser Verheerungen durch die Weltwirtschaftskrise zu einer radikalen Abkehr von Kapitalismus und Liberalismus aufruft. Der götterlose westeuropäische Rationalismus, der den privaten „Lustertrag“ zum letzten Daseinszweck erkläre, die US-amerikanischen Prosperitätstheorien wie die bolschewistische Machbarkeitsideologie der Fünfjahrespläne berührten ihre Schranken: die moderne Zivilisation gehe mit ihrer eigenen Vernichtung schwanger. Die ökonomische Krise stellt für Seifert dabei nur die Oberfläche eines tiefgreifenden weltanschaulichen Desasters der Ideen von 1789 dar. Der von Nietzsche prophezeite Nihilismus sei das notwendige Resultat jener furchtbaren Vision, die verheißt, den Menschen von allen Wertbindungen zu emanzipieren und die überlieferten sittlichen, künstlerischen, philosophischen und religiösen Rangordnungen zu entmächtigen, um alle Lebensgebiete dem „Gelddenken“ zu unterwerfen, die menschlichen Ordnungen auf dem Niveau der „niedrigen Werte des Nützlich-Zweckhaften“ zu reorganisieren und insbesondere ein „reines Gedankenprinzip“ wie die „Menschenrechte“, das den Keim der Zerstörung und des „Terrors“ schon enthalte, zur Grundlage von Staat und Gesellschaft zu machen.¹⁰⁸

Elemente einer neuen Sinngebung, die in dieser Rede als Wende zur Wirklichkeit, „Versöhnung mit den Notwendigen“ und Besinnung auf die rationalistisch negierten Unverfügbarkeiten des Daseins („Schmerz, Konflikt, Tod, Leiden“) nur anklingen, hatte Seifert seit Ende der 20er Jahre in Beiträgen zur philosophischen Anthropologie vorgestellt. Auch hier richtete sich der Hauptstoß gegen die rationalistische Bewußtseinsphilosophie und ihr individualistisches Menschenbild. Diesen Gegner hatte Seifert mit Klages gemein, dessen biozentrischer Rekurs auf vital-triebhaft bedingte Zustände und Impulse menschlicher Existenz zum Prototyp eines lebensphilosophischen Ansatzes geworden war, der die moderne Entzweiung von Bewußtsein und Leben rückgängig zu machen versprach. Doch an der Wiederherstellung paradiesischer Unschuld durch „Entselbstung“ in der vorbewußten dionysischen Ekstase, wie sie Klages vorschwebte, wollte Seifert nicht glauben. Nicht minder spekulativ als Klages, aber eben um die Wahrung der Rechte des Bewußtseins besorgt, adaptierte er C. G. Jungs tiefenpsychologische Diagnose okzidentaler Fehlentwicklungen und übernahm auch dessen Therapievorschläge. Dabei leistete das von Jung gesetzte „Selbst“, eine „transzendente Funktion“, die Bewußtes und Unbewußtes vermittele, ähnliche Dienste wie etwa Ungerers „Wertschau“ oder das gleich noch zu erwähnende „innere Licht“ des Danziger Philosophen Walter Ehrenstein: es zwingt zum Erkennen und Anerkennen eines übergeordneten Sinns. Jung scheute sich nicht, dies als Teilhabe am Göttlichen zu bezeichnen, am

107 BAZ, MF und HLK. - Schorcht 1990, S. 226ff. - BAK, R 21/10019, Bl. 8936; daraus geht hervor, daß Seifert den Weltkrieg als Offizier bei der Feldartillerie von 1914 bis 1918 an der Front verbrachte, die Doktorprüfung also offenbar während eines Urlaubs ablegte. Politisch, so trug Seifert in diese Karteikarte ein, habe er sich bis zu seinem Eintritt in die NSDAP, im April 1933, nicht betätigt. - Einzelheiten über Seiferts TH-Laufbahn, insbesondere Angaben zur Habilitation, sind aufgrund der durch Bombeneinwirkung zerstörten Registraturen der TH München leider nicht mehr zu ermitteln (Auskunft TU München/Archiv).

108 Seifert 1932.

Geist im Sinne des Johannes-Evangeliums, und damit sogar die Erschließung von „Urbeziehungen“ zu versprechen, in die das Sein des Menschen hineingestellt sei als in ein „wahrhaft Ursprüngliches“.¹⁰⁹

Um 1930, als Seifert diese Spekulationen rezipierte, lag ein Aspekt dieser Ursprünglichkeit in der Möglichkeit, das „letzte Gegenüber“ auch „dialogisch“, im Miteinander der letztlich religiösen Überzeugung zu erfahren und das Ausgeliefertsein an kollektivistische, „relative Gegenüber“ wie Rasse, Nation, Masse, Gesellschaft, aufzuheben, was ihn sogar bewog, dem neuen Kultusminister Grimme andeutend zu empfehlen, hiervon politisch-ideologischen, d. h. sozial-demokratischen Gebrauch zu machen.¹¹⁰ 1934 begnügte Seifert sich mit der weniger individualistischen Rückkehr zu den in Boden, Blut und Volksgeist manifesten „chthonisch-vitalen Grundlagen menschlicher Wirklichkeit“.¹¹¹

Nicht in der Allgemeinen Abteilung, sondern versteckt bei den Maschinenbauern, nahm Manfred Schröter einen Lehrauftrag wahr, der ihm 1930 für „Geschichte und Kulturbedeutung der Maschinenteknik“ erteilt worden war. Obwohl seinen Veranstaltungsankündigungen dem zu entsprechen scheinen, ist eher davon auszugehen, daß Schröter in dieser Verpackung Kulturphilosophie und Philosophie der Technik lehrte. Angesichts der Unterrichtsbedürfnisse, die neben Seifert nicht nach einem weiteren Philosophen verlangten, durfte der nicht-habilitierte Schröter kaum mehr erwarten. Daß man ihm mitten in der Wirtschaftskrise überhaupt diese Möglichkeit eröffnete, verdankte er vielleicht sogar allein einer posthumen Verbeugung vor seinem Vater Moritz Schröter, der als ordentlicher Professor (und wie der Sohn mit Stolz vermerkt: „Klassiker“) der theoretischen und experimentellen Maschinenlehre lange Zeit der TH München zur Zierde gereicht hatte.

Am 29. November 1880 in München geboren, studierte Schröter nach dem 1899 am Humanistischen Maximilians-Gymnasium abgelegten Abitur an der heimischen TH (1899-1901: Maschinenbau) und an der Universität (Naturwissenschaften, anatomisches Praktikum!), bevor er nach Halle (u. a. Dogmengeschichte bei E. Loofs) und dann nach Jena ging (1905), wo er unter Euckens und Liebmanns Anleitung 1908 mit einer Dissertation über: „Der Ausgangspunkt der Metaphysik Schellings“ promovierte. Als Privatgelehrter, der sich Diltheys Freundschaft rühmen durfte, unternahm Schröter ausgedehnte Reisen in die Schweiz und nach Italien, die 1913 eine Michelangelo-Monographie zeitigten. Studienhalber hielt er sich auch in Paris, London und am Trinity College in Cambridge auf. Dieses ungezwungen-sorglose Leben endete 1914, als er sich freiwillig meldete, um dann drei Jahre in der „Sanitätskolonne München“ als Krankenpfleger eingesetzt zu werden und das letzte Jahr als Berufsberater für Kriegsverletzte zu dienen. Seit 1926 war er als wissenschaftlicher Berater und Lektor im Verlag R. Oldenbourg tätig, wo er die philosophiehistorische Abteilung ausbaute und das technische wie pädagogische Programm betreute. Zusammen mit Baeum-

109 Ders. 1930, S. 17ff, 30ff.

110 Die hier zitierte Arbeit über ‚Die Wissenschaft vom Menschen in der Gegenwart‘ hatte Seifert, beziehentlich auf dessen Eröffnungsrede zum 7. Soziologenkongreß in Berlin, Kultusminister Grimme zukommen lassen und dabei der Hoffnung Ausdruck verliehen, die „anthropologische Denkhaltung“ werde nicht nur die jüngere Wissenschaftlergeneration von den Bindungen an den traditionellen Idealismus wie an den Positivismus befreien, sondern vielleicht ein neues produktives Verhältnis zwischen „Wissenschaft und Staatsleitung“ stiften. GStA, Rep. 92 NL Grimme, Karton 66, Mappe Nr. 1; Seifert an Grimme v. 13. 12. 1930.

111 Ders. 1934, S. 816.

ler gab er dort von 1927-1934 das fünfbandige ‚Handbuch der Philosophie‘ heraus, zu dem er selbst eine ‚Philosophie der Technik‘ (1934) beisteuerte, anschließend an seine ‚Kritischen Studien‘ über ‚Die Kulturmöglichkeit der Technik als Formproblem der produktiven Arbeit‘ von 1920. Früh beschäftigte ihn Bachofens Werk: 1923 gab Schröter ‚Oknos der Seilflechter‘, 1924 ‚Das lykische Volk‘ neu heraus, anschließend, mit Baeumlers Aufsehen erregender Einleitung, die Auswahl ‚Der Mythos von Orient und Occident‘ (1926). Schröter war der einzige Philosoph, zu dem Oswald Spengler, den er 1922 in einer ‚Kritik seiner Kritiker‘ verteidigte, ein „Vertrauensverhältnis“ aufbaute. Überhaupt verbanden ihn tausend Fäden mit dem „geistigen“ München. Im Villenvorort Solln gehörten der Naturphilosoph Edgar Dacque und Rankes Großneffe, der „philosophische Arzt“ (Baeumler) Karl Ernst Ranke, zu seinen Nachbarn. Den „Münchener Neuesten Nachrichten“ lieferte er zwischen 1921 und 1932 knapp hundert Aufsätze und Rezensionen. Mit dem in München lehrenden Ferdinand Sauerbruch gründete er 1929 die Paracelsus-Gesellschaft. Für das Deutsche Museum ordnete er noch 1933 deren Portraitsammlung. Bei Oldenbourg nahm Schröter 1927 eine zwölfbändige Schelling-Ausgabe in Angriff, die 1959 endlich abgeschlossen vorlag. Für Othmar Spann's Sammlung „Die Herdflamme“ stellt er Schellings ‚Schriften zur Gesellschaftsphilosophie‘ zusammen (1926).

In den diversen Fragebögen seit 1933 trug Schröter nie etwas in die Rubrik „politische Betätigung“ ein. Parteipolitisch war er auch wirklich nicht engagiert. Aber auffallen muß schon, daß die 1920 im Sonderdruck verbreiteten ‚Gedanken zum deutschen Schicksal‘ als Aufsatzfolge zuerst in der freimaurerischen Zeitschrift der Brüder Horneffer, „Der unsichtbare Tempel“, erschienen sind. Nicht weniger bemerkenswert ist sein Interesse an den politisch als „gegenaufklärerisch“ zu etikettierenden Werken von Bachofen und Schelling, die Zusammenarbeit mit Baeumler, die Verteidigungsschrift für Spengler, die Artikel in der zwischen DNVP und DVP pendelnden, in der Endphase der Weimarer Republik kompromißlos deutschnationalen MNN, schließlich noch sein Einsatz als Vorstandsmitglied der großen Münchener Ortsgruppe der kulturpolitisch um das Grenz- und Auslandsdeutschtum besorgten Deutschen Akademie (1928-1932). Darin steckte vielleicht mehr weltanschaulich-politisches Potential als ein irgendwie parteipolitisch aktiver Schröter je hätte entbinden können.¹¹² Dauerhaft waren zudem seine anti-russischen Aversionen. Das Zarenreich machte er hauptverantwortlich für den ersten Weltkrieg; dem wenig geliebten preußischen „Mili-

112 Biographische Angaben nach Schröter 1908, vita, sowie nach den Unterlagen in BAZ, RSK (Lebenslauf, Bibliographie und Schriftwechsel wg. Abstammungsnachweis, 1938) und BAK, R 21/10018, Bl. 8643. Über die Beziehung zu Spengler vgl. Koktanek 1968, S. 313ff. Aus dem Nachlaß Ranke gab Schröter zusammen mit Sauerbruch ‚Die Kategorien des Lebendigen‘ heraus, die Baeumler ausführlich besprach (1929c). Dacques Werk betreute Schröter im Oldenbourg Verlag, auch würdigte er ihn in den BDPh. als einen der unzeitgemäßen Denker, die wie Paracelsus und Böhme im dunklen Unterstrom deutschen Philosophierens stünden - Schröter 1929, S. 119. - Die drei (!) Festgaben anläßlich seines 85. Geburtstages enthalten außer der Bibliographie (Koktanek ebd., 1965, S. 269ff.) und einigen höflichen Verneigungen von Alois Dempf (ebd., S. 7ff.) kaum Angaben zu Person und Werk. Auf die Beziehung zu Baeumler fällt ein wenig Licht dank der Edition von M. Baeumler u. a. 1989, passim. Zum Schicksal nach 1933: vgl. B I. - Die „Tempel“-Aufsätze in Auswahl zusammengefaßt: Schröter 1920b. Zur Verteidigung Spenglers vgl. Schröter 1922. - Vgl. jetzt den kundigen Artikel von Graf 1995, der einer scheinbaren Randfigur wie Schröter gerade in einem bio-bibliogr. Theologen-Lexikon fast 40 Spalten widmet - davon nimmt ein mustergültiges Schriftenverzeichnis fast die Hälfte ein!

tarismus" hielt er zugute, vor der eigenen Niederlage noch diesen Feind im Osten zertrümmert zu haben.¹¹³ Nur gingen vom Sowjetsystem keine geringeren Gefahren für Deutschland und Europa aus. 1932 schien Schröter unbezweifelbar, daß dort, nach dem alle „Kulturstände" vernichtet, alle Traditionen und Werte ausgelöscht worden seien, ein in der bekannten Geschichte singulärer, weite Volksmassen in völlige Verzweiflung stürzender „Zwangszustand" herrsche. Die Bolschewisten trieben die „gewaltsame Zwangstechnisierung" voran und ordneten die Massen in ein Gefüge „sinnentleerter Gewaltarbeit" ein, das nur noch eine materialistisch-quantifizierende Weltanschauung zulasse.¹¹⁴

Diese Gegenwelt, deren Heraufkommen Schröter auch in der „Weltzivilisation" des „Angelsachsentums", „der technokratischen Mechanisierung liberal-demokratischer, amerikanischer Prägung"¹¹⁵, beobachtete, sollte sich brechen an einer kulturell und politisch gezähmten technischen Zivilisation, die Europa nach deutschem Vorbild aufbauen müsse. Das militärisch-ökonomisch geschlagene, ausgebeutete und moralisch erniedrigte Reich, „der verhöhnteste Christopherus der Völker", werde daher zum Hoffnungsträger der kommenden „Kulturmenscheit". Weil es von der Jagd nach äußeren Glücksgütern ausgeschlossen worden sei, verdammt zu einer Existenz jenseits der „breithin wuchernde(n) Weltzivilisation des äußeren Erfolgs und Reichtums", hätte das ohnehin metaphysisch am meisten begabte deutsche Volk die welthistorische Chance, sich den in „Amerika und Asien" schon sichtbaren untermenschlichen Erscheinungsformen der technischen Moderne zu entziehen.¹¹⁶ In solchen Reflexionen, in ihrer „Verbindung von Zivilisationskritik, kulturellem Gestaltungswillen und religiös inspirierter Sinnsuche", mischen sich die frühen, von Eucken genährten Sehnsüchte nach einer „Wiederbelebung der Metaphysik", die an unentfremdeten Gemeinschaftsformen orientierte Kulturkritik der Horneffer-Brüder, „Spenglers Modernitätskritik" sowie die Hoffnung, die „Entzweiungen von Welt und Individuen" aufheben und die „Einheit des zersplitterten Lebens" auf den Fundamenten der erneuerten, sich auf die mystischen Traditionen des Christentums besinnenden, überkonfessionellen Religion gründen zu können.¹¹⁷ Wie alle seine kulturkritischen Kollegen, die an den Technischen Hochschulen ihren Hörern einschärften, Wirtschaft und Technik nicht als Selbstzweck zu begreifen, blieb auch Schröter die Antwort schuldig auf die Frage, wie denn die Forderungen nach „Versittlichung", „Arbeitserhöhung" und werterfüllter „Erlösung des technischen Arbeitserlebens" einzulösen seien. So enthalten seine Ansätze zu einer Philosophie der Technik zwar implizit gegen Spengler gerichtete Ausblicke auf den abwendbaren „Untergang des Abendlandes", aber keine konkreten politisch-ökonomischen Alternativen zu „Amerika und Asien". Anders als Freyer, der gegen die Apparatur der Weltzivilisation zeitweise das „politische Volk" aufrief, schwimmt selbst „Deutschland" bei Schröter zur Gemeinde von Kulturträgern, die auf den „Weg ins Innere" und ins Apolitische verwiesen werden.¹¹⁸

113 Schröter 1920a, S. Vif.

114 Ders. 1932, S. 2 und 1934, S. 64: „Reste der vorhergehenden Stände auch physisch vernichtet."

115 Ders. 1920a, S. 102 und ders. 1934, S. 64.

116 Schröter 1920a, S. VIff, 71-95; ders. 1920b, S. 10, 25; ders. 1930, S. 228.

117 Vgl. Graf 1995, Sp. 997, 1001, 1005, 1007, 1013f, der die religiös-christlichen Kategorien von Schröters Modernekritik; ebenso wie die religiös motivierten Vorschläge für eine „neue Sinneinheit" klar herausarbeitet.

118 Ders. 1920a, S. XI.

1.5. Die Technischen Hochschulen Preußens

1.5.1. TH Aachen: Karl Gerhards und Peter Mennicken

Wie eingangs erwähnt, vermochten auch prekäre grenzpolitische Gegebenheiten - wie jene von der Aachener TH reklamierte kulturpolitische Abwehr französischer Einflüsse - an Preußens finanziellen Engpässen nichts zu ändern. Als die Volksschullehrerausbildung 1925 endgültig an die neugegründeten Pädagogischen Akademien verlegt wurde, fehlte den Verfechtern einer Etatisierung der Philosophie an Technischen Hochschulen dann auch noch ein weiteres zugkräftiges Argument. Wie in Süddeutschland, erachtete man es in Berlin für ausreichend, der Allgemeinbildung zukünftiger Ingenieure mittels philosophischer Lehraufträge aufzuhelfen. Daß man dabei wiederum geisteswissenschaftlich-historisch orientierte Dozenten bevorzugte, kann eingedenk der von Kultusminister Haenisch formulierten Erwartungen nicht verwundern, wenn auch, und dies ist als preußische Besonderheit hervorzuheben, mehr als anderswo den Vertretern naturwissenschaftlich-positivistischer Philosophie ein kleines Reservat zugestanden wurde. Zu ihnen zählte an der TH Aachen Karl Gerhards. Er wurde am 2. August 1888 in Siegburg geboren, wo der Sohn eines katholischen Buchhalters 1907 sein Abiturrexamen machte. Gerhards studierte zuerst in München an Kunstakademie, TH und Universität, von 1909 bis 1913 dann in Bonn (Mathematik, Physik, Philosophie), wo er bei Külpe 1914 seine ‚Studien zur Erkenntnislehre Machs‘ als Dissertation einreichte. Nach vergeblicher Freiwilligenmeldung 1915 eingezogen, diente er bis 1918 als Frontsoldat im Osten und in Frankreich, 1918 während der Märzoffensive Ludendorffs als Leutnant d. R. ausgezeichnet mit dem EK I. Zuletzt als Lehrer im Fernmeldewesen des Heeres eingesetzt, wurde Gerhards im November 1918 entlassen und fand eine Anstellung als Hilfsassistent am Mathematischen Seminar der Bonner Universität, dort mit Kursen für die Kriegsheimkehrer beauftragt. Als Studienreferendar bereitete er nebenher seine Habilitation vor, die er im März 1920 an der TH Aachen anmeldete. Die nicht gedruckte und nicht in den Akten überlieferte Arbeit handelt ‚Über die sinnliche Grundlage der physikalischen Erkenntnis‘. Sein Bonner Lehrer Dyroff, der neben einem Aachener Physiker und einem Ökonomen die Begutachtung übernommen hatte, lobte daran, daß sie, ausgehend von Schlicks Versuch, die Relativitätstheorie zur Präzisierung erkenntnistheoretischer Prinzipien zu nutzen, das „Bündnis“ zwischen Relativitätstheorie und Erkenntniskritik durch Fundierung physikalischer Theoriebildung noch fester schließen und zu einer „Synthese“ zwischen Positivismus, Idealismus und Phänomenologie beitragen wolle. Der linksliberale Nationalökonom Karl August Gerlach wertete Gerhards „Synthese von philosophischem Denken und naturwissenschaftlich-mathematischer Forschung“ positiv als Korrektur der von sozialwissenschaftlicher Seite schon lange als „Sinnlosigkeit“ angeprangerten „Spaltung der Wissenschaften“. Der Physiker Karmann faßte die Ausführungen des Kandidaten zu der für ihn akzeptablen These zusammen, daß der Erkenntniskritiker seine Spekulationen stets am Maßstab naturwissenschaftlicher Theoriebildung zu verifizieren habe. Obwohl also wieder einmal die „synthetischen“ Potenzen zur wohlwollenden Einschätzung der wissenschaftlichen Qualität einer Arbeit geführt hatten, blieben Vorbehalte gegen Gerhards bedenkliche Neigung zum Konstruieren. Um die Tauglichkeit des Wissenschaftstheoretikers zum Psychologen und Pädagogen zu testen, gab man ihm daher auf, eine - dann offenbar zur allgemeinen Zufrieden-

denheit verlaufene - Probevorlesung ‚Über Ermüdungserscheinungen‘ zu halten.¹¹⁹ 1924 bekam er einen Lehrauftrag für Philosophie und Psychologie, den das Ministerium 1925 auf Pädagogik für Kandidaten des höheren Schulamts erweiterte. Hauptamtlich nach seinem 1920 bestandenen Oberlehrerexamen stets an einem Aachener Gymnasium tätig, wurde Gerhards 1926 nb. ao. Professor, am 10. August 1939 apl. Prof. Bei Kriegsbeginn einberufen und erst im März 1944 entlassen, kehrte er nicht wieder an die TH zurück. Dem NSLB gehörte Gerhards seit 1. November 1933, der NSDAP seit dem 1. Mai 1937 an.¹²⁰

Veranstaltungen zur Geschichte der „Naturerkenntnis“, zur neueren Logik, zur mathematischen Erkenntnis („Hubert, Brouwer, Weyl“) und zur Philosophie der Raumzeitlehre des Berliner Kollegen Hans Reichenbach gaben der Lehtätigkeit Gerhards über ein Jahrzehnt lang ein betont wissenschaftstheoretisches Profil. Die „Ideen der modernen Philosophie“ (sc. der Naturwissenschaften) machte er in allgemeinen Vorträgen auch „für weite Kreise fruchtbar“, doch beschränkte sich dies offenbar auf ein lokales Publikum, da er sich publizistisch mit einschlägigen Arbeiten nicht zu Worte meldete und auch sonst lediglich in einer Broschüre die Vorzüge der Montessori-Pädagogik gegen ihre Kritiker verteidigte.¹²¹

Weltanschaulich-publizistisch weniger diskret war Gerhards Kollege, der Scheler-Schüler Peter Mennicken, ein Fabrikantensohn aus Aachen. Dort am 10. April 1894 geboren, promovierte er 1921 bei Scheler in Köln: ‚Die Philosophie Henri Bergsons und der Geist der modernen Kunst‘. Am 3. Dezember 1925 erwarb er an der TH Aachen mit einer Arbeit über ‚Die Philosophie des Nicolas Malebranche‘ die *venia legendi* für das Gesamtgebiet der Philosophie. Neben der Privatdozentur lehrte Mennicken an der Kunstgewerbeschule, und seit 1926 versah er einen Lehrauftrag für Ethik und Ästhetik. 1934 nb. ao. Prof., im gleichen Jahr mit einem Lehrauftrag für Philosophie bedacht, der 1935 in einen für: Deutsche Kultur- und Geistesgeschichte, 1938 in einen für: Geistes- und kulturgeschichtliche Grundlagen der Technik und die besonderen kulturellen Verhältnisse der westlichen Kulturkreise umgewandelt wurde. 1939 apl. Prof., wurde Mennicken 1950 zum beamteten ao. Prof. ernannt. Von 1941 bis 1949 vertrat er an der TH den kunsthistorischen Lehrstuhl, war aber auch in verschiedenen Funktionen für die Wehrmacht in Belgien im Einsatz; noch 1944 forderte ihn der Militärbefehlshaber Belgien/Nordfrankreich zwecks Übernahme einer Sonderführerstelle als Sachbearbeiter des flämischen Raumes an. Seit 1930 leitete Mennicken

119 GStA, Rep. 76Vb, Sek. 6, Tit. III, Nr. 16, Bd. I, unpag.; Habil.-Verfahren Gerhards v. 20. 3. - 22. 7. 1920. Darin neben einer ausführlichen vita die Voten von Dyroff, Gerlach, Karmann. Bedenken wegen der Neigung zum „Construieren“ teilt der Kurator der TH Aachen dem PrMWKV am 14.4. 1920 mit, zusammen mit der Anregung, Gerhards solle sich vielleicht längere Zeit einmal in der Psychologie umtun.

120 Insgesamt ist wenig über Gerhards intellektuelle Biographie zu ermitteln. Lt. Auskunft Archiv-TH Aachen/Frau Dr. M. Lutz v. 9. 9. 1994 findet sich auch in den dortigen, vom Krieg sehr mitgenommenen Beständen kaum Material. Nicht einmal etwas über die in den Ministerialakten dokumentierte Habilitation. So stehen nur die Berliner Akten zur Verfügung, die außer über das Habil.-Verfahren aber nur über Gerhards prekäre wirtschaftliche Lage vor 1933 Auskunft geben: GStA, Rep. 76b, Sek. 6, Tit. 3, Nr. 1, Bd. X, Bl. 38, 90. Ebd., Nr. 2C, Bd. I, Bl. 28, 31. Ebd., Nr. 6, Bd. VII. - Nach 1933 richtete Gerhards seine Veranstaltungen stärker geistesgeschichtlich aus (s. Anhang), blieb aber als Forscher weiter an mathematisch-logischen Fragen interessiert, ohne jedoch dabei wie erhofft vom REM gefördert zu werden (BAZ, HLK; Vermerk über Beihilfeantrag 1936). - Spärliche Angaben über Gerhards bei: Thiel 1987, S. 9-12 und ders. 1993, S. 180.

121 Gerhards 1928.

die Ortsgruppe Aachen der Kantgesellschaft. Seine Mitgliedschaft im NSLB datiert vom 1. September 1933, die in der NSDAP vom 1. Mai 1937. Der SA gehörte er seit dem 1. November 1933 an.¹²²

Als Antwort auf die im Herbst 1923 in deutscher Übersetzung veröffentlichten Memoiren des „Autokönigs“ Henry Ford war 1924 Mennickens Essay ‚Anti-Ford oder von der Würde der Menschheit‘ erschienen, der eine Quintessenz aller zivilisationskritischen Auslassungen enthält, die uns im Schrifttum seiner Kollegen schon begegneten. Mennicken, der zuvor in einer Broschüre über ‚Die Seele des Aachener Münsters‘ Spenglers Lehre von den autonomen Kulturseelen zu Gunsten einer „überkulturellen Einheit“ auf wissenschaftlichem und „besonders religiösem Gebiet“ korrigieren wollte,¹²³ malt im ‚Anti-Ford‘ ein geschichtsphilosophisch wenig originelles Schwarz-Weiß-Bild der Moderne. Auf der einen Seite der kulturlose homo faber, der „niedrigere Menschentypus“ und „Civilisationsmensch“, zutiefst a-religiös, und daher ohne „tragenden Schwerpunkt des Menschlichen“, allein der „Arbeits- und Erwerbswelt“ hingegeben - kurz: „der Untermensch“. Ihm gegenüber der kulturschaffende „Übermensch“, der aus dem Glauben an seine Gottähnlichkeit handle, davon durchdrungen, „daß die Welt in irgendeiner Form eine Entfaltung oder Selbstentfaltung Gottes ist“ (oder, wie es in Mennickens Schlußhymnus in großen Lettern heißt: „Der Mensch ist eine Offenbarung des Geistes, des Lichtes, der Schönheit ...“). Darum komme der Gegenwart die Bedeutung einer „Weltwende“ zu: Wieder sei nicht auszuschließen, daß der niedere Typus die Kultur zerstöre, und es zudem, anders als in Zeiten großer Kulturmacht, den „höheren Menschen“ nicht mehr gelingen werde, die „Untermenschen“ weiter „in Schach“ zu halten. Die religiös legitimierte, von nicht-ökonomisierbaren Idealen bestimmte Welt, die der Sohn eines Tuchfabrikanten herbeisehnte, schien sogar im bolschewistischen Rußland heraufzudämmern, allein deshalb, weil Mennicken dort eine „lebendige Kulturkraft“ vermutet bzw. deren Symptom, den unwiderstehlichen Primat des Ideellen („elementare Gewalt russischer Manifeste“, „Auftreten großer Volksführer“, „ins Maßlose gehende Verehrung des toten Lenin“) wahrzunehmen glaubt.¹²⁴

122 Daten lt. Auskunft Archiv TH Aachen v. 9. 9. 1994. - BAZ, MF. - GStA, Rep. 76 Vb, Sek. 6, Tit. III, Nr. 2C, Bd. I, Bl. 21, 24, 73, 197, 351, 366; Beihilfeanträge von 1926-1932. Ebd., Nr. 2A, Bd. II; hier wird ein am 30. 10. 1933 gestellter Antrag auf LA-Erteilung für Ethik und Ästhetik abgelehnt. Dabei ist nicht ersichtlich, ob Mennicken diesen LA schon wahrnahm und es sich nur um eine Verlängerung handelte. Der Nachruf von Gottfried Martin (1960), der M's. Verdienste um die Cusanus-Forschung würdigt, spricht a) von einer Kölner Habil. 1924 - was durch den Antrag M.'s ans REM v. 5. 5. 1939 (Archiv, TH Aachen) widerlegt wird - und b) von einer seit 1949 ausgeübten Tätigkeit am Außeninstitut der TH, die aber von ihm in enger Beziehung zu seinem kulturpolitischen Engagement im flämi-schen Raum schon seit 1941 wahrgenommen wurde (lt. Schreiben TH Aachen/Archiv).

123 Mennicken 1923, S. 41.

124 Ders. 1924, passim. - Sehnsucht nach kultureller „Katholizität“ durchzieht auch Mennickens fachwissenschaftliche Arbeiten. Trotz der einleitend versprochenen „Bescheidung“ auf das rein Philosophie-historische, lag der Schwerpunkt seiner Malebranche-Monographie auf der „Gotteslehre“, der „Moral- und Gnadenlehre“ des Oratorianers, und damit in einer „geistigen Welt“ der „vorkantischen Philosophie“, die „für uns“ — „im Kantianismus befangen“ — nach Mennickens Einschätzung auch aktuell „immer noch Bedeutung“ habe (1927, S. XV, 96-138, 166-183, 194f.) Im katholischen Verlag von J. Hegner veröffentlichte er 1932 eine Arbeit über ‚Nikolaus von Kues‘, die stark das Motiv der Concordantia in dessen Werk betont, das vor dem „Zerfall der europäischen Geisteseinheit“ dieser Einheit „Mitte und Ordnung“, bewahrt habe.

1.5.2. TH Breslau: Wilhelm Steinberg

An der TH Breslau gab es bis Ende 1921 überhaupt keinen Philosophieunterricht, obwohl, wie man gegenüber dem Ministerium bedauernd feststellte, wiederholt „Vorlesungen allgemeinbildenden Inhalts“ angemahnt worden seien und das an der TH mögliche Oberlehrer-Studium sie auch laut Prüfungsordnung obligatorisch mache.¹²⁵ Erst 1923 war man in Berlin bereit, der Habilitation Wilhelm Steinbergs mittels eines Lehrauftrages eine bescheidene akademische Perspektive zu eröffnen. Steinberg, am 26. März 1893 in Breslau als Sohn eines Rentiers geboren, besuchte dort von 1898 bis 1906 die Schlesische Blindenunterrichtsanstalt, dann bis 1914 das Gymnasium zum hl. Geist. Vom Militärdienst wegen extremer Sehschwäche auf beiden Augen befreit, studierte er vom SS 1914 bis zum SS 1919 (unterbrochen von einem Aufenthalt an Meumanns Psychologischen Institut in Hamburg) Philosophie, Geschichte sowie Neuere Literaturwissenschaft in Breslau, wo er im Juli 1919 bei Hönigswald promovierte: ‚Die Raumwahrnehmung des Blinden‘. Während des WS 1919/1920 hörte er an der Universität Marburg, anschließend trieb er private Studien über die philosophischen Probleme der exakten Wissenschaften. Im Herbst 1921 reichte Steinberg an der Universität Breslau seine Habilitationsschrift ein: ‚Der Begriff der Erfahrung bei Helmholtz‘, die philosophische Probleme der Geometrie, des Raumes, der Zahl, der Wahrnehmung, der Erfahrung und des Kausalgedankens aufrollt. In Kenntnis der immanenten Schranken von Helmholtz‘ Fragestellung erfasse Steinberg, so Hönigswald in seinem Gutachten, ihren erkenntnistheoretischen Wert soweit, daß er sie zu einer scharfen Kritik an Positionen des Marburger Neukantianismus, vor allem an Natorps Ableitung des Zahlbegriffs, genutzt habe. Am 15. Dezember 1921 hielt Steinberg sein Probevorlesung über: Die Grundgedanken der Philosophie Machs. 1923, rückwirkend zum 1. Oktober 1922, erhielt er einen Lehrauftrag für Philosophie an der TH, der 1927 auf Soziologie erweitert wurde. 1930 zum nb. ao. Prof. ernannt, erhielt er 1931 ein auf vier Jahre befristetes Stipendium, das man ihm 1933 nur unter dem Vorbehalt der Prüfung gem. § 3 BBG verlängern wollte. Steinbergs Name verschwand aus dem Vorlesungsverzeichnis 1933/34, kehrte dann aber bis zum SS 1939 zurück, obwohl ihm 1938 der Lehrauftrag gem. § 18 RHO entzogen worden war.¹²⁶

Steinberg entfernte sich im Laufe der 20er Jahre von seinen wissenschaftstheoretischen Anfängen und konzentrierte seine Arbeit auf sozialphilosophische und -psychologische Fragen. Als Ethiker stark von Hönigswald und Scheler beeinflusst, setzte er voraus, daß im „Wertgefühl“ die „objektiven Werte“ unmittelbar gegeben seien, folglich auch die ideal geltenden sozialen Werte. In einer angedeuteten Rangordnung der Sozialformen billigte er der unmittelbar von Gemütskräften stabilisierten Gemeinschaft, wie sie der Kieler Soziologe Tönnies beschrieb, eine Modellfunktion zu und meinte, daß diese innere, das ganze Seelentum ergreifende Zugehörigkeit in der „Idee der Kirche“ wohl eine normative Kraft entfalte. Womit er dann nicht mehr weit entfernt war von Mennickens göttlich inspirierten Wert- oder Kulturträgern. Doch stellte Steinberg gerade in einer 1933 veröffentlichten Schrift mit

125 GStA, Rep. 76Vb, Sek. 8, Tit. III, Nr. 11, Bd. I, unpag.; Allg. Abt. TH Breslau an PrMWKV v. 3. 11. 1921.

126 Ebd., Nr. 16, Bd. I, unpag.; Habil.-Verfahren Steinberg 1921 mit Voten von Hönigswald v. 1. 12. 1921 und dem Mathematiker Dehn v. 12. 12. 1921. Ebd., Sek. 9, Tit. III, Nr. 2 C, Bd. I, unpag.; betr. Steinbergs LA und die Stipendiengewährung sowie Mitteilung PrMWKV an Kurator TH Breslau v. 28. 6. 1933 wg. § 3 BBG. - BAZ, HLK; Vermerk über Entzug des LA 1938.

dem zeitgemäß klingenden Titel ‚Die seelische Eingliederung in die Gesellschaft‘ Unterschiede zwischen dem Gemeinschaftsgefühl kirchlich-religiöser Zusammenschlüsse und der notwendig weniger intensiven, seelisch oberflächlichen Staatsgesinnung so krass wie unvorsichtig heraus.¹²⁷

1.5.3. TH Hannover: Theodor Lessing, Herman Schmalenbach, Hans Lipps, Wilhelm Böhm

Die TH Hannover, seit der von Dilthey empfohlenen Habilitation des Leibniz-Forschers Willy Kabitze (1907)¹²⁸ mit einem Philosophen versehen, war in den 20er Jahren mit Dozenten wie Lessing, Schmalenbach und dem Spranger-Freund Wilhelm Böhm so etwas wie das Zentrum kultur- und geistesgeschichtlich ausgerichteter Philosophie unter den Technischen Hochschulen Preußens. Unter ihnen repräsentierte Theodor Lessings Werk das zeitübliche Ineinander von geschichtsphilosophischer Spekulation, Modernekritik und weltanschaulicher Sinnproduktion in exemplarischer Weise. Am 8. Februar 1872 in Hannover als Sohn eines jüdischen Arztes geboren, legte Lessing 1892 am Schiller-Gymnasium in Hameln sein Abitur ab, wo ausgerechnet der Judegegner und gelehrte Humanist Max Schneidewin Lessings Zutrauen gewann und wesentlichen Anteil am Schulerfolg hatte. 1892 bis 1896 führte ein medizinisches und naturwissenschaftliches Studium nach Freiburg, Bonn und endlich nach München, wo er unter dem Einfluß der Schwabinger Atmosphäre zur Philosophie wechselte. In Erlangen promovierte er 1899 mit ‚African Spirs Erkenntnislehre‘. Es folgten Jahre als Lehrer an den reformpädagogischen Landschulheimen Haubinda und Laubegast bei Dresden und eine Dozententätigkeit an der VHS Dresden. 1906 studierte Lessing bei Husserl in Göttingen. Daneben setzte er seine 1896 begonnene Karriere als Schriftsteller, Feuilletonist und Theaterkritiker fort. Eine Habilitation in Göttingen lehnte Husserl ab, da Lessing eine „wertaxiomatische“ Studie veröffentlicht hatte, die ihren Gehalt aus Husserls Übungen bezog, ohne daß dies vom Verfasser kenntlich gemacht worden war. Husserl wies ihn aber an die TH Hannover, wo er im Mai 1908 auf der Grundlage einer Arbeit über: ‚Der Bruch in der Ethik Kants‘ die venia beantragte. Von Kühnemann und Th. Lipps eingeholte Gutachten ließen ihn als Bewerber erscheinen, dessen philosophisches Talent als zwar „nicht sehr groß“ einzustufen, im Hinblick auf das Interesse der TH an allgemeinbildenden, einem Laienpublikum verständlichen Veranstaltungen aber als ausreichend anzusehen sei. Am 19. November 1908 hielt er seine Probevorlesung über: Das Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes in der Philosophie, kurz darauf die Antrittsvorlesung: Philosophie der Tat. 1915 kam es erstmals zu einem größeren Konflikt mit der Kultusbehörde, die Lessing verdächtigte, die Armee, und, was schwerer wog, die Institution der Ehe herabgewürdigt zu haben. Dabei hielt man ihm zugute, sich 1914/15 mehrfach gegen antideutsche Propaganda der Entente ausgesprochen zu haben. Von 1914 bis 1918 war Lessing im Sanitätsdienst in Heimatlazaretten eingesetzt. 1922, nach der ungewöhnlich langen Zeit von vierzehn Jahren als Privatdozent, erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof. 1923 erhielt er einen Lehrauftrag für Philosophie der Naturwissenschaften. 1920 zählte er zu den Mitbegründern der VHS in Hannover, eine der vielen Bühnen seiner außerakademischen Auftritte, für die ihm während

127 Steinberg 1932, S. 13ff; ders. 1933, S. 43ff, 98ff.

128 Vgl. AI. 1.2.3., Anm. 65.

der 20er Jahre vor allem das linksliberale „Prager Tageblatt“ zur Verfügung stand. 1925 attackierte er den Reichspräsidentenskandidaten Hindenburg, was mit Vorlesungsboykott, Demonstrationen und Studententumulten gegen Lessing beantwortet wurde und 1926 zu seinem Verzicht auf die Vorlesungstätigkeit führte. Seitdem lebte er, vom PrMWKV mit einem Forschungsauftrag für Geschichts- und Kulturphilosophie versehen, als freier Publizist. Am 30. August 1933 töteten ihn sudetendeutsche Nationalsozialisten in seinem Marienbader Exil. Nach 1900 war Lessing, nach zeitweiliger Zugehörigkeit zur ev. Kirche, zum Judentum zurückgekehrt, während der Dresdner Zeit gehörte er der SPD an.¹²⁹

Lessings Tagewerk - als Verfasser von geschätzten 2 000 Zeitungsartikeln, war er immerhin der mit Abstand aktivste politische Publizist in der philosophischen Zunft - ist bis heute nicht einmal bibliographisch erfaßt.¹³⁰ Darum haften auch neuere biographische Bemühungen an den weitgehend bekannten Lebensstationen Haarmann-Prozeß, Hochschulkonflikt in Hannover und Ermordung im Exil.¹³¹ Eine auf der Auswertung seiner Publizistik beruhende Analyse der Haltung zum Sozialismus, insbesondere zur Sowjetunion, fehlt daher genauso wie eine Untersuchung über Lessings Zionismus (abseits des vielerörterten Jüdischen Selbsthasses¹³²) oder über sein bislang vollständig ausgeblendetes Amerikabild und die damit verknüpften sozialphilosophischen Reflexionen über Technik und Moderne. Für unseren Kontext muß es genügen darauf hinzuweisen, daß Lessing unter den TH-Dozenten politisch vielleicht ein Aufklärer, philosophisch aber ein Gegenaufklärer par excellence war, dem das Vernunftvertrauen etwa seiner positivistischen Kollegen Dingler und Petzoldt fremd war. Viel näher stand er ausgreifenden antimodernen Remedur-Visionen im Stile Mennickens oder Seiferts, wenn man etwa an Lessings hemmungslose Spekulationen über den christlich-kaukasischen Menschen denkt, der den Schlaf der Erde zerstöre und damit das

129 GStA, Rep. 76Vb, Sek. 12, Tit. III, Nr. 16, Bd. I, unpag.; Habil.-Verfahren Lessing 1908. - Marwedel 1987, S. 98, datiert das Verfahren auf 1907. Wie öfter in dieser von einem Politologen verfaßten Lessing-Biographie, verschwindet auch hier die Faktizität des Historischen hinter phantasievollen Deutungen eines mit den Zeitläuften ziemlich unvertrauten Hagiographen: Statt etwa Lessings Habil. korrekt zu recherchieren, läßt sich Marwedel darüber aus, daß die Kollegen, denen der junge Privatdozent begegnete, geholfen hätten, „Deutschlands Platz an der Weltmachtsonne“ zu sichern. - Die Differenzen mit Husserl in dessen Briefwechsel 1994, Bd. III, S. 365ff. - Vgl. a. Lacina 1985.

130 Vgl. die bisher ausführlichste Bibliographie von Hieronimus/Dietze 1972. Marwedel 1987, S. 11, stellt eine „Bibliographierung des publizistischen Werks“ in Aussicht, sobald ihm finanzielle Hilfe zuteil werde - was bis 1998 nicht geschehen ist.

131 Vgl. Marwedel 1987, der sich auch auf der Basis des von ihm im Stadtarchiv Hannover geordneten Lessing-Nachlasses nicht entschließen mag, auf die kein linksliberales Klischee vermeidende „Vergegenwärtigung der jüngeren Geschichte“ (S. 10) zu verzichten, um stattdessen einige, bisher vernachlässigte politische Positionen Lessings zu erforschen. Ungenügend ist ebenfalls die ausführliche Einleitung von Hans Stern zu einer in der DDR veröffentlichten Sammlung von Lessings Tagespublizistik. Sie ist allzu offensichtlich dem s. Zt. recht aktuellen Interesse an „bürgerlichen“ oder undogmatisch-sozialistischen Intellektuellen geschuldet, so daß sie Lessing als „Anti-Faschisten“, Kriegsgegner und Imperialismus-Kritiker präsentiert. Ideologisch diktierte Verkürzungen sind dabei selbst noch im biographischen Detail zu entdecken, etwa wenn Stern das Nachkriegsschicksal der beiden Mörder Lessings anreißt, aber unerwähnt läßt, daß einer von ihnen bis zu seinem Tode 1978 unbehelligt in der DDR lebte (Stern 1987, S. 46; vgl. dazu Marwedel 1987, S. 367).

132 Dazu Baron 1981; zu Lessings „völkischem Zionismus“: Pierson 1970. Sehr unzulänglich: J. H. Schoeps 1986 und Marwedel 1987, S. 51 ff., 121-145. Zum Geschichtsdenker Lessing neuerdings: Nolte 1991b, S. 282ff.

Leben aus dem zeit- und gegenstandslosen Zusammenhang mit „chthonischen und astralen Gewalten“, aus den „Seelengründen der Urwelt“ herausreiße.¹³³ Mennickens ‚Anti-Ford‘ und Seiferts Verachtung des amerikanischen „Prosperität“-Denkens berühren sich eng mit Lessings Haßausbrüchen gegen die übermächtigungsüchtige englisch-amerikanische „Erd-ausnützergewalt“ oder gegen die industrialisierte amerikanische „Nutzsteppe“, wo mit dem Taylorsystem die „Hausordnung der Hölle“ eingeführt worden sei.¹³⁴

Ob es am Einfluß des Kulturphilosophen Lessing lag, der das Fach in Hannover fast zwanzig Jahren geprägt hatte, oder ob - was wahrscheinlicher ist - das ministerielle Bedürfnis nach geisteswissenschaftlicher Synthese ausschlaggebend war, jedenfalls erstrebten Becker und sein Referent für die Technischen Hochschulen, von Rottenburg, mit großer Energie einen ordentlichen Lehrstuhl für Philosophie ausgerechnet an der TH Hannover. „Ausgerechnet“, weil man in der Fakultät für Allgemeine Wissenschaften davon weniger erbaut war. Bis 1926 bestand immerhin die „Gefahr“, daß der mißliebige Lessing davon profitieren könnte. Danach blieb eine Aversion gegen „Ethik“ im besonderen, im allgemeinen gegen alles, was über Philosophie als „naturwissenschaftlich orientierte Erkenntniskritik und experimentelle Psychologie“ hinausging. Im Grunde sei aber in der Fakultät für Allgemeine Wissenschaften, sehr im Gegensatz zur offeneren Haltung in den fachwissenschaftlichen Fakultäten, wo die vermeintlich banausischen „Maschinenbauer“ saßen, jede Philosophie schon deshalb abgelehnt worden, weil sie praxisnäheren Fächern Mittel entziehe. So beschrieb der Mathematiker Horst von Sanden rückblickend die Stimmung seiner Kollegen.¹³⁵ Das hatte 1925 der Husserl-Schüler Arnold Metzger zu spüren bekommen, dessen Bewerbung um eine Habilitation mit der Begründung zurückgewiesen worden war, es bestünde für die Art seines Philosophierens in Hannover kein Unterrichtsbedürfnis.¹³⁶ Ebenso beschied man den naturwissenschaftlich kompetenteren Göttinger Privatgelehrten Werner Gent.¹³⁷ Von Rottenburg sah sich dadurch veranlaßt zu monieren, daß diese Praxis, ausschließlich naturwissenschaftlich ausgerichtete Philosophen zuzulassen, „unsere Bestrebungen“ zur „Hebung des allgemeinbildenden Unterrichts an den Technischen Hochschulen“ unterlaufe. Per Erlaß mußten Rektor und Dekan darauf hingewiesen werden, daß ihre Handhabung, Bewerber nach selbstgesetzten Kriterien und ohne Zustimmung des Ministers einfach abzuweisen, eindeutig gegen die Habilitationsordnung verstoße.¹³⁸

Doch fanden Becker und von Rottenburg in Hannover auch Verbündete. Unter dem Einfluß des Mathematikers von Sanden entstand 1927 eine „Denkschrift über den Ausbau der Fakultät für allgemeine Wissenschaften durch Pflege der Geisteswissenschaften und Vorschläge für vorläufige Maßnahmen“. Erforderlich sei dieser Ausbau, weil allein die fachwis-

133 Lukács' (1954) 1973, S. 16, beiläufige Rubrizierung unter die „Irrationalisten“ wird inzwischen lexikalisch verfestigt: Belke 1988. Dagegen polemisiert Marwedel 1987, S. 427f. (besonders gg. Hans Mayers Auffassung vom „Gegenaufklärer“ Lessing).

134 Zitate hier aus: Lessing 1923, S. 59ff., 87ff, bes. das Kapitel „Amerika“, S. 148ff. Ders. 1930, S. U.

135 GStA, Rep. 76/1061, Bl. 111-114; v. Sanden an v. Rottenburg v. 1.8. 1931. Horst von Sanden, geb. 1883, 1911 in Göttingen Habil., seit 1922 an der TH, Frontkämpfer (EK I), war ein Deutschnationaler, der im Mai 1933 in die NSDAP eintrat (BAK, R 21/10017, Bl. 7964).

136 Ebd., Rep. 76/1060, Bl. 1-9r; Brw. zwischen TH, v. Rottenburg und Metzger im Dezember 1925. Zu Metzger und seiner gescheiterten Habil. in Berlin: B I., 3.1.6.

137 Ebd., Bl. 48; Dekan Fakultät f. Allg. Wissenschaften an W. Gent v. 17. 6. 1926.

138 Ebd., Bl. 9-9r, 50-51; Vermerk v. Rottenburg in Sachen Metzger und Erlaß v. 19. 10. 1926.

senschaftliche Ausbildung die Absolventen nicht für spätere Führungsaufgaben qualifiziere. Nur Philosophie, Geschichte (mit dem Schwerpunkt: Kulturgeschichte) und (vornehmlich: „Deutsche“) Literaturgeschichte würden die dafür unabdingbare Allgemeinbildung vermitteln. Der Philosophie falle dabei die Aufgabe zu, die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis aufzuzeigen, um „Umfang und Bedeutung des Irrationalen den Studierenden nahezubringen“. Ausgehend von Erkenntnistheorie und Naturphilosophie müßten diese mit den Problemen der Ethik, Ästhetik und Religionsphilosophie sowie mit der Geschichte der Philosophie vertraut gemacht werden.¹³⁹

Dieses gegen die Fakultätsmehrheit aufgestellte Programm verknüpfte man mit einem Personalvorschlag: Der im protestantischen Kepler-Bund aktive, den Hannoveranern von Erich Becher empfohlene Pädagoge und Naturphilosoph Bernhard Bavink solle bis zur Errichtung der Professur das Fach als Lehrbeauftragter vertreten.¹⁴⁰ Doch war in Berlin gerade erst der alljährliche Antrag zum Etat 1927 abgelehnt worden, und von Rottenburg glaubte nicht, daß der Finanzminister im Etat 1928 Mittel für ein Ordinariat bereitstellen würde. Im übrigen war selbst das Geld für einen Lehrauftrag knapp, und offenbar wollte Becker bei der Masse bedürftiger Privatdozenten keinen gut versorgten Oberlehrer wie Bavink alimentieren.¹⁴¹

Als Hannover, unter dem Druck der Lehrerstudenten, Anfang 1928 nochmals um eine angemessene Vertretung des Faches nachsuchte, stellte das Ministerium die Vergabe eines Lehrauftrags in Aussicht - allerdings für den Göttinger Privatdozenten Herman Schmalenbach, der von Rottenburg inzwischen von dem Becker wohlbekannten Herman Nohl empfohlen worden war.¹⁴² Die Fakultät ließ Bavink umgehend fallen, holte ein Gutachten von Georg Misch ein und machte es zur Grundlage ihres Personal-Vorschlags: Schmalenbach komme aus altprotestantisch westfälischer Familie, sei ein Schüler von Simmel und Troeltsch, sei in den George-Kreis aufgenommen worden, habe aber auch bei Nernst Physik gehört. Seine 1920 in Göttingen zur Habilitation eingereichte Leibniz-Monographie verbinde die Philosophie der Mathematik mit geistesgeschichtlichen, religiös-weltanschaulichen Studien. Pädagogische Erfahrungen könne er als Lehrer an einem Mädchengymnasium und an einem Landerziehungsheim vorweisen, vor allem aber zeugte Otto Brauns ‚Tagebuch eines Frühvollendeten‘ von dem „Enthusiasmus und der humanistischen Bildung“, die ihm Schmalenbach vermittelt habe.¹⁴³

Schmalenbach wurde am 15. November 1885 in Breckerfeld/Krs. Hagen als Sohn eines Fabrikanten geboren, studierte nach dem in Darmstadt abgelegten Abitur in Berlin und Jena, wo er 1909 bei Eucken promovierte: ‚Das Seiende als Objekt der Metaphysik‘. Die geplante, von Simmel geförderte Habilitation zerschlug sich bei Ausbruch des Weltkriegs. 1915/16 und 1917/19 stand Schmalenbach im Heeresdienst. 1918/20 rezensierte er in den „Sozialistischen Monatsheften“ philosophische Neuerscheinungen und veröffentlichte dort auch einen von rückhaltloser Verehrung zeugenden Nachruf auf Simmel. Nach der Habilitation 1923

139 Ebd., Bl. 111-117; Denkschrift v. 11.3. 1927.

140 Ebd., Bl. 174-176; Dekan an PrMWKV v. 11. 3. 1927.

141 Ebd., Bl. 191; PrMWKV an Dekan v. 26. 3. 1928.

142 Ebd., Bl. 188-189; PrMWKV an Dekan v. 27. 2. 1928.

143 Ebd., Bl. 209-210r; Dekan an PrMWKV v. 20. 3. 1928 betr. LA für Schmalenbach.

zum nb. ao. Prof. ernannt, befreite ihn der gut dotierte Lehrauftrag in Hannover aus einer, nach eigener Einschätzung, bedrückenden materiellen Lage.¹⁴⁴

Im ersten Band der „Dioskuren“, dem seit 1922 erscheinenden „Jahrbuch der Geisteswissenschaften“, hatte Schmalenbach, neben Beiträgern wie Baeumler, Bloch und Troeltsch, einen Aufsatz über ‚Die soziologische Kategorie des Bundes‘ geliefert, der mit einem recht düsteren Fresko der maschinisierten Erde abschloß: zum chaotischen Völkerbrei verrührte Menschenmassen, geistig und seelisch entwurzelt, unter der „überhandnehmenden Maschinisierung des gesamten täglichen Daseins innerlich leidend“, „in den Systemen der Ratio nicht mehr befriedigt“, suchten endlich nach dem „„ Anderen““ und greifen in ihrer religiösen Sehnsucht nach allen „Erlösung“ versprechenden Surrogaten.¹⁴⁵ Daß er von der neuzeitlichen „Gesellschaft“ aus mit vorsichtiger Sympathie auf die mittelalterliche „Bund“ - Kultur zurücksah und dort korrektive Elemente entdeckte, machte er in einer größeren Arbeit über ‚Das Mittelalter, sein Begriff und Wesen‘ (1926) und in einer knappen, emphatischen Prophezeiung deutlich, wonach dem Bund, dem erb- und gewohnheitsfundierte, gefühlsbegründeten Miteinander die Zukunft gehöre.¹⁴⁶ Wie seine Tätigkeit als Erzieher im Haus der revisionistischen Sozialisten Heinrich und Lily Braun, seine Beiträge für die „Sozialistischen Monatshefte“, seine Beziehung zu Simmel, die Ehe mit einer Jüdin wie der große jüdische Freundeskreis (Martin Buber u. a.) beweisen, war diese kulturkritisch gewendete Nähe zum „Bündischen“ und Romantisch-Mittelalterlichen kein Indiz für einen politischen „Obskurantismus“ in der Art, wie ihn etwa Thomas Mann dem „Dioskuren“-Mitarbeiter Baeumler unterstellt hat.¹⁴⁷ Eine Vorlesung über „Die Ideologien der politischen Parteien“ (1931) bewies Kollegen denn auch, daß er „diese heiklen Fragen objektiv behandeln kann“.¹⁴⁸

Dabei war Schmalenbach ein im Grunde apolitischer Kopf. Typischer für seine Lehrtätigkeit als Vorträge über politische Ideologien waren solche über „Kulturprobleme der Gegenwart“, wie er sie im Hörsaal oder während der Hochschulwochen des Universitätsbundes vortrug.¹⁴⁹ Mehr eine ästhetische als eine politische Antwort auf die Moderne sprach schon aus einem hymnischen Artikel, der in Friedrich Naumanns „Die Hilfe“ Henri Bergson feierte als den „Erlöser aus unseren Nöten“ und „Erfüller unserer Sehnsüchte“, und der den fran-

144 Biographische Angaben zu Schmalenbach bei Landmann 1950 und ders. 1982. - Tromsdorff 1931, S. 133. - Brinkmann 1951. - Kluncker 1974, S. 235-237. - Zur eigenen materiellen Situation, die er nach acht Jahren Privatdozentur als ärmlich und schuldenbeladen schildert, vgl. GStA, Rep. 76/1061, Bl. 120-121; Schmalenbach an PrMWKV v. 4. 1. 1932. Wie eingangs erwähnt, stand mir das Göttinger UA nicht offen, so daß insbesondere zum Ablauf von Schmalenbachs Habil.-Verfahren hier keine Angaben gemacht werden können.

145 Schmalenbach 1922, S. 103f.

146 Ders. 1927a, S. 45.

147 Etwas übertreibend schreibt Landmann 1982, S. 84: Schmalenbach habe „zeitlebens fast nur jüdische Freunde“ gehabt. Die Freundschaft mit Buber hat er mit einem Beitrag für die Festgabe zu dessen 50. Geburtstag öffentlich gemacht, Schmalenbach 1928. Erstaunlich ist, daß die im Fall Lessing auch wegen ihrer Judengegnerschaft attackierten Hannoveraner hier den von einem Juden (Misch) empfohlenen Philosemiten Schmalenbach umstandslos akzeptierten. Zu Mann-Baeumler: A III. 3.

148 GStA, Rep. 76/1061, Bl. 11-114; v. Sanden an v. Rottenburg v. 1.8. 1931.

149 So etwa 1921 in Wolfenbüttel lt. „Mitteilungen Universitätsbund Göttingen“ 5, 1924, S. 47ff. (Rückblick auf die seit 1919 veranstalteten „Hochschulwochen in der Provinz“). Über Schmalenbachs kulturphilosophische Veranstaltungen an der Georgia Augusta s. Anhang.

zösisch-jüdischen Lebensphilosophen als Vorboten einer baldigen Befreiung aus der „chimärischen Existenz“ im „maschinellen, mechanisierten Automatismus“ dieses Zeitalters begrüßte. Doch sprengte Bergsons Denken nur die „Umschnürungen“, während das Heil gerade der deutschen Jugend „allein bei den Griechen“ zu suchen sei. Nur dort füge sich das Leben zur „Gestalt“, zum „Staat“ oder zum „Kunstwerk“. Diese „Totalitäten“ vermittelten das „unendliche Eine“, und Schmalenbach gab zu erkennen, daß dabei von der Kunst wohl mehr zu erhoffen sei als von politischer Interaktion.¹⁵⁰ Marx galt ihm als letzter Vertreter eines mit Hobbes beginnenden, öden Geschichtsmaterialismus. Deshalb sei nicht erstaunlich, wenn die Jugend das Zentrum der Kultur nicht in Staat und Gesellschaft sondern wieder in der Religion suche.¹⁵¹ Darum stand Schmalenbach dem Religionsphilosophen Buber näher als jenem mit Hermann Cohen verbundenen Judentum des „Idealismus der Freiheit“. ¹⁵² Und darum schätzte er den „Metaphysiker“ Simmel ungleich höher als den Bahnbrecher des Pragmatismus, dessen ‚Philosophie des Geldes‘ das „generelle System des Relativismus“ inauguriere und dessen ‚Soziologie‘ ein methodisches Programm gewollter Auflösung alles Substantiellen sei.¹⁵³ Der weiter auch in Göttingen unterrichtende Schmalenbach, der in Hannover schnell als „Kristallisationskern“ eines größeren „Kreises“ von Zuhörern Anerkennung fand, begann, mit bescheidenen Berliner Zuschüssen, an der TH ein „kleines Seminar“ aufzubauen. Doch bevor er dort im WS 1931/32 „Weltanschauungen der Gegenwart“ behandeln konnte, erhielt er im Juli 1931 einen Ruf nach Prag und bald darauf einen nach Basel, den er zum 1. Oktober 1931 annahm.¹⁵⁴

Von Schmalenbach und dem Göttinger Mathematiker Hermann Weyl empfohlen, schlug die Fakultät Hans Lipps als Nachfolger vor.¹⁵⁵ Der „Weg zu Vorlesungen über ethisch-kulturelle Fragen“, der mit Schmalenbachs Wirken so „erfolgreich beschritten“ worden sei,¹⁵⁶ schien damit wieder verbaut. Denn Lipps wirkte auf die Hannoveraner als zu erkenntnistheoretisch fixiert, so daß seine Lehrtätigkeit wie eine verspätete Erfüllung der bis 1928 gültigen Erwartungen der Fakultätsmehrheit wirkte. Darum versuchte man, offenbar gedrängt von Studenten, die mit dem unverständlichen Lipps nicht zurecht kamen, einen „Kulturphilosophen“ mindestens als Alternative anzubieten. 1932 hatte die Fakultät darum ange-

150 Schmalenbach 1913, S. 41, 72f.

151 Ders. 1923, S. 20f.

152 Ders. 1920, S. 1095f.; Rez. v. R. Seligmann, ‚Probleme des Judentums‘.

153 Ders. 1919, S. 285f., 287, dort die bezeichnende Wendung, Simmel habe in seiner ‚Lebensanschauung‘ (1918) „Blicke in die Geheimnisse des schlechthin Absoluten“ getan; wer dies prätendiert oder gar für erreichbar hält, kann Politik als weit unterhalb von Religion und Kultur liegend schnell aus dem Auge verlieren.

154 GStA, Rep. 76/1061, Bl. 3-3r.; Schmalenbach an PrMWKV v. 2. 2. 1930: Dank für 600 RM, die dem Seminarapparat zugute kommen sollten. Ebd., Bl. 111-114; v. Sanden an v. Rottenburg v. 1. 8. 1930 über Schmalenbachs „Kreis“-Bildung. Ebd., Bl. 110; Dekan an PrMWKV v. 28. 7. 1931; Mitteilung über Ruf aus Prag. Ebd., Bl. 102; Schmalenbach an PrMWKV v. 2. 11. 1931 betr. des von ihm angenommenen Rufs nach Basel.

155 Ebd., Bl. 105-105r; Dekan an PrMWKV v. 30. 10. 1931. Zu Lipps ausführlich unten: B I. 2.10.

156 So v. Sandens Urteil v. 1. 8. 1930 (s. Anm. 154).

regt, Wilhelm Böhm, seit 1930 Honorarprofessor für Deutsche Sprache und Literatur, mit einem ergänzenden Lehrauftrag für Kulturphilosophie zu versehen.¹⁵⁷

Böhm, am 24. Dezember 1877 in Berlin als Sohn eines Schulvorstehers geboren, besuchte dort das Humboldt-Gymnasium und bezog 1896 die Universität. Das nur in Berlin absolvierte Studium der Germanistik, Philosophie (bei Dilthey, Simmel und Paulsen) und Kunstwissenschaft beendete er 1902 mit einer germanistischen Dissertation bei Erich Schmidt über: ‚Die Bruchstücke von Hölderlins Empedokles‘. Seit 1906 Oberlehrer an der Dorotheenschule, verließ er 1911 den öffentlichen Schuldienst, um das lukrative Direktorat eines Privat-Lyzeums zu übernehmen, das er 1920 aufgab, um noch einmal vier Jahre als Gymnasiallehrer zu unterrichten, bevor er sich als Privatlehrer vornehmlich einem Opus über Hölderlin widmete, das 1928/30 im renommierten Niemeyer-Verlag (Halle) in zwei Bänden mit gut 1400 Seiten erschien. Nachdem Böhm 1935 Lipps' Lehrauftrag übernommen hatte, blieb er bis 1945 und darüber hinaus *der Philosoph* der TH Hannover.¹⁵⁸ Böhm, der im Weltkrieg nur „tageweise“ zu Landsturmformationen einrücken mußte und nebenher auch Zeit fand, um den Posten eines Schriftführers im „Vaterländischen Frauenverein“ auszufüllen, gehörte 1920/21 dem exklusiven Berliner „Nationalen Klub von 1919“ an, wechselte dann, als der Nationalklub ganz auf DNVP-Linie schwenkte,¹⁵⁹ zum „Reichsklub der Deutschen Volkspartei“ (1922/24), trat aber 1926 doch in die DNVP ein, deren Mitglied er bis 1928 war. Von 1929 bis 1933 nach eigenen Angaben „parteilos“, glückte ihm rechtzeitig zum 1. Mai 1933 die Aufnahme in die NSDAP.¹⁶⁰

Bis 1933 verbrauchte Böhm einen großen Teil seiner Arbeitskraft dafür, seine Hölderlin-Interpretation gegen ihre Kritiker zu verteidigen. Vor allem die These, Hölderlin und nicht Schelling oder Hegel sei der Verfasser des „Systemprogramms“ des deutschen Idealismus, provozierte mitunter sogar hämische Repliken, wie denn überhaupt Böhms Versuche, aus dem Dichter der Deutschen einen Philosophen zu machen, von germanistischer Seite scharf zurückgewiesen wurden.¹⁶¹ Auf wenig Resonanz stießen auch seine einmal mehr gegen den Historismus gerichteten Anregungen zur Neubegründung einer systematischen Kulturphilosophie.¹⁶² Was er darin „Freiheitsphilosophie“ nannte, kehrt in der Hölderlin-Monographie als eine in dessen Dichtung implementierte „idealistische Metaphysik“ wieder. Letzter Sinn dieser seit Leibniz virulenten „deutschen Humanitätsbestrebungen“ sei die Versöhnung aller Erscheinungsformen des Religiösen. Die davon ausgehende politische Integration überschreite aber nicht die Grenzen zum Kosmopolitismus und zum Demokratismus. So konnte

157 GStA, Rep. 76b, Sek. 13, Tit. III, Nr. 2B, Bd. I, Bl. 25/26; Ernennung zum Honorarprof. v. 11.8. 1930. Ebd., Bl. 46; Antrag der Fakultät betr. LA Kulturphilosophie v. 26. 2. 1932. Ebd., Bl. 48; Erteilung des LA zum SS 1932 v. 20. 4. 1932.

158 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 378; Promotionsverfahren Böhm 1902. - BAZ, MF und HLK. - Trommsdorff 1931, S. 135.-FS Hannover 1956, S. 89f.

159 Vgl. J. Petzolds Artikel in: Fricke (Hg.) Bd. 3, 1985. S. 399-402.

160 BAK, R21/1000LB1. 775.

161 Böhm 1926 („Hölderlin als Verfasser des ‚Ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus‘“) löste eine Kontroverse aus, die Böhm mit dem Aachener Germanisten Ludwig Strauss im V. Band der „Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ austrug (Böhm 1927b und Strauss 1927a+b). Ebd., Jg. 4, 1926, S. 578, rügt der Karlsruher Germanist A. v. Grolmann Böhms Hölderlin-Deutung als zu philosophisch.

162 Böhm 1927a.

Böhm Hölderlin gegen die seit 1919 politisch nicht unerwünschte Identifizierung des „humanistischen Kulturideals“ mit der „demokratischen Verfassungsform“ ausspielen und die republikanischen Verfassungsideale von dem dafür in Anspruch genommenen Weimarer Erbe lösen.¹⁶³

1.5.4. TH Berlin: Joseph Petzoldt, Walter Dubislaw und Hans Reichenbach

Daß man im Ministerium die Philosophie eher in Hannover als in Breslau oder Berlin fördern wollte, lag nicht zuletzt an der räumlichen Nähe der dortigen Technischen Hochschulen zu den Universitäten. Für die TH in Berlin-Charlottenburg ergab sich daher aus ministerieller Sicht bis in die 20er Jahre hinein noch am wenigsten ein Bedarf an Philosophiedozenten, da diese, nur einen Steinwurf weit von der TH entfernt, in der Universität zuhauf anzutreffen waren. So wurde das Fach an der TH seit 1904 nebenamtlich von dem Spandauer Gymnasiallehrer Joseph Petzoldt vertreten, der ähnlich wie Arthur Drews in Karlsruhe an der TH ein Ausweichquartier gefunden hatte, da sein extremer Positivismus sowenig wie Drews' Monismus an den Universitäten toleriert wurde.

Petzoldt, als Sohn eines Kaufmanns am 4. November 1862 in Altenburg geboren, ging dort bis zum Abitur zur Schule, studierte in Jena, München, Genf, Leipzig, Göttingen und Zürich Mathematik, Physik, Psychologie und Philosophie und promovierte 1891 bei G. E. Müller in Göttingen mit einer im Banne Ernst Machs entstandenen Arbeit: ‚Maxima, Minima und Ökonomie‘. Von 1890 bis 1928 unterrichtete Petzoldt als Lehrer für naturwissenschaftliche Fächer am Kant-Gymnasium in Spandau. 1904 habilitierte er sich an der TH Charlottenburg mit einer programmatischen, Philosophie auf die Resultate naturwissenschaftlicher Forschung verpflichtenden ‚Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung‘. Während der Studienzeit war er in der Burschenschaft der Germanen aktiv, absolvierte 1888 seine Militärzeit und nahm, zuletzt im Hauptmannsrank, am Weltkrieg teil, zumeist in der Militärverwaltung in Brüssel. Nach fast zwanzigjähriger Privatdozentur 1922 zum nb. ao. Prof. ernannt, erhielt Petzoldt zum SS 1925 den lang ersehnten Lehrauftrag für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Naturwissenschaft und Technik, den er bis zu seinem Tod am 1. August 1929 wahrnahm.¹⁶⁴

Petzoldt begründete 1912 die „Gesellschaft für positivistische Philosophie“ und war Mitherausgeber ihres Organs, der „Annalen der Philosophie“. Sein populär gehaltenes Werk ‚Das Weltproblem vom Standpunkt des relativistischen Positivismus aus‘ erschien 1924 in vierter Auflage. Mit politischen Stellungnahmen und Vorschlägen zu wissenschaftsexterner Anwendung seines positivistischen Relativismus, hielt Petzoldt sich nach 1918 zurück. Nur wenn man aus den Kontexten zweier Publikationen von 1920 und 1922 auf seine diesbezüg-

163 Böhm 1928, S. 43, sehr kritisch zu Hölderlins angeblichem Weltbürgertum im Bann der Ideen von 1789; ders. 1930, S. 6 und 41 ff. (dort S. 47: der ‚Hyperion‘ enthalte keine Propaganda für die demokratische Verfassungsform).

164 Biographische Angaben außer in der vita zur Diss., Petzoldt 1891, noch bei Ohmann 1929, Dubislaw 1929, Herrmann 1929 (Nachrufe). - GStA, Rep. 76Vb, Sek. 5, Tit. III, Nr. 2C, Bd. I; Schriftw. betr. Nachfolge Petzoldt 1929. - Hentschel 1990, S. 9ff., nimmt fälschlich an, Petzoldts Ernennung zum nb. ao. Prof. sei mit einer Berufung identisch und sieht darin einen institutionellen Bodengewinn der empiristischen Philosophie gegenüber der traditionellen „Schulphilosophie“ (ebd., S. 9, 22). Zur Geschichte der Berliner „Gesellschaft für positivistische Philosophie“: Hentschel 1990, S. 16ff; ergänzend: D. Hoffmann 1994, S. 24.

liehe Sympathien schließen darf, dann werden jene gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen wieder sichtbar, mit denen der deutsche Positivismus seit den 90er Jahren verbunden war. 1920 erschien ein Aufsatz über ‚Biologische Grundlagen des Strafrechts‘ in der Sammlung ‚Die Zukunft des Strafrechts‘, an der sich Walther Rathenau, Magnus Hirschfeld (mit der üblichen Polemik gegen den § 175 RStGB), der sozialdemokratische Sozialhygieniker Alfred Grotjahn und so profilierte Kritiker der idealistischen Schulen wie Fritz Mauthner und Richard Wähle, beteiligten. 1922, in einem Band ‚Die Ethik der Zukunft‘, schrieb Petzoldt wiederum neben Rathenau, Wähle und Grotjahn. Diesmal rahmten ihn zudem noch weitere Propagandisten der Weltverbesserung auf wissenschaftlicher Grundlage ein. So der Schweizer Mediziner August Forel, der die „Vereinigten Staaten der Erde“, eine Verschmelzung der Religionen zur Weltreligion, die Einführung der Esperanto-Sprache, aber auch Schulreform, Frauenstimmrecht und eugenische Aufzucht im Angebot hatte. Oder der bekannte Pazifist Hans Wehberg, der sein Steckenpferd Völkerbund ritt, der Stuttgarter Zoologe und Sozialdarwinist Heinrich Ernst Ziegler, der über die „ethische Gemeinschaft“ auf internationalem Boden reflektierte (wozu Freimaurerei und Monistenbund schon vielversprechende Vorarbeit geleistet hätten) und der Wedekind-Biograph und Jurist Fritz Dehnow, Herausgeber beider Sammelbände, der recht ausgedehnte Vorschläge zur „ethischen Erneuerung“ präsentierte, die ohne „Verbesserung der menschlichen Rasse“ nicht zu haben sei, weshalb kein Weg vorbeiführe an der Taxierung des „Fortpflanzungswertes“ und der Asylierung von „Unverbesserlichen“ samt Euthanasie an mißgeborenen Kindern.¹⁶⁵ In der Wahl der Mittel muß man Petzoldts Einverständnis nicht in jedem Fall voraussetzen, wenn auch der Wille zur Beseitigung des Überkommenen sich ähnlich affektgeladen äußert („die niederen Kulturen vieler Negerstämme“ und „das preußische Junkertum“ stünden auf einer Stufe¹⁶⁶). Das Ziel, eine pazifizierte, sozialistische Weltgesellschaft der „Höherentwickelten“, in der die Sozialwissenschaften naturwissenschaftliche, primär biologische Erkenntnisse übersetzen und praktisch anwendbar machen würden, dieses aufklärerisch-technische Ideal vom „neuen Menschen“ teilte Petzoldt mit Leuten wie Grotjahn und Dehnow. Diesen „vollkommenen Dauerzustand“ hat er im Blick, wenn er seine aus Machs Ökonomieprinzip und Avenarius' Prinzip des kleinsten Kraftmaßes synthetisierte „Tendenz zur Stabilität“ von natürlichen auf soziale Phänomene überträgt und daraus die ethische Forderung ableitet, daß die Gesellschaft alles tun müsse, um ihre innere Stabilität herzustellen.¹⁶⁷ So lieferte Petzoldt sogar eine naturwissenschaftliche Begründung des sozialdemokratischen Reformismus: Wer, wie „Spartakus“, die Entwicklung „auf Grund noch so wohl durchdachter Theorien überstürzen“ wolle, der erkenne, daß „alles organische Wachsen und Sichumbilden Zeit“ brauche. „Das Gesetz der Kontinuität der Entwicklung kann daher selbst durch die gewaltigsten politischen Umwälzungen nicht umgangen werden ...“¹⁶⁸ Folgerichtig vertraut

165 Dehnow 1922.

166 Petzoldt 1920a, S. 22.

Petzoldts Schüler Dubislav kritisiert schon im Nachruf, daß man kaum zum sittlichen Postulat erheben könne, was doch ohnehin mit naturnotwendiger Zwangsläufigkeit eintrete; wenn also alle Systeme die Tendenz zur Stabilität zeigen, so auch die menschlichen Gesellschaften. Dubislav 1929, S. 291 f.

168 Petzoldt 1920b, S. 158, 160.

Petzoldt auf einen Erziehungsprozeß, in dessen Verlauf zunächst „Führer“ zur „Höherentwicklung“ herangebildet werden müßten.¹⁶⁹

Nur sehr bedingt ist Walter Dubislav als Petzoldts Nachfolger anzusehen. Denn bis 1933 gelang es ihm nicht, dessen Lehrauftrag übertragen zu bekommen. Dubislav wurde am 20. September 1895 in Berlin-Friedenau als Sohn eines Gymnasialdirektors geboren, besuchte bis 1914 ein Charlottenburger Realgymnasium und begann im SS 1914 mit dem Studium (Mathematik, Physik, Philosophie) in Göttingen. Als Kriegsfreiwilliger ins Feld, blieb er bis 1919 im Heeresdienst, zuletzt als Offizier. Im Juli 1919 als Angehöriger der deutschen Schwarzmeertruppen aus der Internierung in Saloniki in die Heimat zurückgekehrt, setzte er sein Studium an der Berliner Universität fort und promovierte bei Maier und Köhler 1922: ‚Beiträge zur Lehre von der Definition und vom Beweis - vom Standpunkt der mathematischen Logik aus‘. Zusammen mit dem Mediziner K. W. Clauberg veröffentlichte er bei Meiner ein Systematisches Wörterbuch der Philosophie (1923). 1923 fand er eine Anstellung als Volontärassistent bei dem Mathematiker Hamel an der TH Berlin, und 1928 habilitierte er sich bei Petzoldt, der zur Begutachtung neben Hamel die Kollegen Heinrich Scholz und Erich Becher beizog: ‚Zur Lehre von den sog. schöpferischen Definition‘. Petzoldt und Becher waren übereinstimmend der Ansicht, der Inhalt der Arbeit habe mit Philosophie kaum mehr zu tun als etwa mit Rechtswissenschaft. Inhaltlich sei das, was Dubislav treibe, auf Logik angewandte Mathematik - „insofern Zeichen und Kalkül die Hauptrolle spielen“. 1931 zum ao. Prof. ernannt, war Dubislav 1930 im Gespräch als Dozent für Pädagogik und Psychologie am Berufspädagogischen Institut Frankfurt/M. Ansonsten aber mit sehr geringen Berufungsaussichten, lebte er bis 1931 von einem Stipendium der Notgemeinschaft. 1935 emigriert, beging Dubislav 1937, aufgrund einer privaten Auseinandersetzung, in Prag Selbstmord.¹⁷⁰

Wie Petzoldt setzte auch Dubislav bereits durch das Umfeld seiner Veröffentlichungen politische Zeichen. 1930 erschien in der als „Asphaltpresse“ geschmähten, von dem Prager Juden Willy Haas herausgegebenen, „Literarischen Welt“ ein Aufsatz über Fragen der Hochschulreform, worin sich Dubislav gegen eine Reform im „akademisch-demokratischen Geist“ ausspricht und eine revolutionierende Umgestaltung des Bildungswesens nur im Zusammenhang mit der Realisierung einer von Ausbeutung freien Gesellschaftsordnung für sinnvoll erachtet. Um wenigstens einen sozialistischen Anfang zu machen, müßten die Universitäten in Forschungsinstitute und „unter straffer staatlicher Kontrolle“ zu stellende Berufsschulen aufgespalten, der Anteil an Arbeiterkindern unter den Studierenden erhöht, die Studentenrechte erweitert und eine stärkere Rationalisierung der Ausbildung („Verschulung“) in Angriff genommen werden.¹⁷¹

169 Ders. 1926, S. 51; dies ein Vortrag vor dem Berliner Bezirksverein Deutscher Ingenieure im Januar 1926.

170 GStA, Rep. 76Vb, Sek. 5, Tit. III, Nr. 2C, Bd. I, Bl. 235-241; Habil.-Verfahren Dubislav, dort auch seine vita v. 14. 9. 1927. Ebd., Bd. II betr. LA für Dubislav nach Petzoldts Tod. Ebd., Bd. IV; NG an PrMWKV v. 27. 1. 1933, Anfrage, ob D. nicht durch LA finanziell geholfen werden könne. Ebd., Nr. 28, Bd. I: D. an Grimme v. 15. 9. 1930: Mitteilung, sich um eine Honorarprof. in Frankfurt/M. bemühen zu wollen. — Eine Aufstellung seiner im Rahmen der 1927 in Berlin gegründeten „Gesellschaft für wissenschaftliche Philosophie“ gehaltenen wissenschaftstheoretischen Vorträge bei: Danneberg/Schernus 1994, S. 425-428.

171 Dubislav 1930, S.7f.

Dubislavs Freund Hans Reichenbach muß an dieser Stelle Berücksichtigung finden, obwohl er nicht zu den Philosophiedozenten der TH Berlin zählte. Ungeachtet dessen scheint es sinnvoll, ihn hier zu plazieren, da er an der TH Stuttgart habilitiert wurde und dort, nebenher auch als Philosoph, kurze Zeit als Privatdozent lehrte. Zudem spielte er in seiner Berliner Zeit innerhalb der scientific Community der Positivisten, Physikalisten und Logischen Empiristen um Joseph Petzoldt und Walter Dubislav bald eine Hauptrolle. Reichenbach wurde am 26. September 1891 in Hamburg als Sohn eines jüdischen Großkaufmanns geboren. Er machte 1910 an der Oberrealschule vor dem Holstentore sein Abitur und studierte Physik, Philosophie und Pädagogik in Stuttgart, Berlin, München und Göttingen. 1915 promovierte er in Erlangen: ‚Der Begriff der Wahrscheinlichkeit für die mathematische Darstellung der Wirklichkeit‘, 1916 bestand er die erste Staatsprüfung für den höheren Schuldienst. Anfang August 1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger, wurde aber nicht angenommen. Erst im März 1915 eingezogen, erkrankte Reichenbach im September 1915 während eines Einsatzes an der Ostfront und wurde in der Heimat mit der Ausbildung von Funkpersonal beauftragt. Von 1917 bis 1920 leitete er das Labor eines funktelegraphischen Unternehmens in Berlin. Im August 1920 habilitierte er sich an der TH Stuttgart (venia legendi für Physik), wo er als Assistent am Physikalischen Institut wirkte, seine Interessen aber zunehmend auf wissenschaftstheoretisches Gebiet verlagerte, darum seit 1922 auch einen Lehrauftrag „Philosophie am Nebenfach“ wahrnahm und deswegen 1925 ein entsprechendes Stipendium der Notgemeinschaft für Forschungen über Kausalität und Wahrscheinlichkeit erhielt. 1926 beantragte er seine Umhabilitation an die Berliner Philosophische Fakultät, wo ihm, am 11. August 1926 zum nb. ao. Prof. ernannt, ein Lehrauftrag für erkenntnistheoretische Grundlagen der Physik erteilt wurde. Da seine venia auf Physik beschränkt blieb, konnte er seine Lehrveranstaltungen nicht am Philosophischen Seminar anbieten.¹⁷²

In ihrem Aufsatz über die wissenschaftspolitischen Hintergründe der Umhabilitation sprechen Hartmut Hecht und Dieter Hoffmann schon im Titel fälschlich von einer „Berufung an die Berliner Universität“.¹⁷³ Ebenso schleichen sich in ihre Analyse des komplexen Ablaufes der sich über ein Jahr hinziehenden Beratungen in der Berliner Fakultät einige Fehler ein. Fraglich ist vor allem, ob „der eigentliche Kern“ des Widerstands gegen Reichenbach auf die von Hecht/Hoffmann genannten zwei Argumente zu reduzieren ist: das linke, studentenpolitische Engagement des Bewerbers und der davon nicht zu trennende weltanschauliche Relativismus des Wissenschaftstheoretikers.¹⁷⁴ Zweifellos gab es bei dem

172 GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XIX, Bl. 375-378, 396, 408, 410; Umhabilitation, LA und Ernennung zum nb. ao. Prof. Juni/August 1926, mit vita v. 2. 6. 1925. Als Habil.-Schrift zunächst eingereicht: ‚Die Kausalstruktur der Welt und der Unterschied von Vergangenheit und Zukunft‘; dann zurückgezogen und ersetzt durch: ‚Der gegenwärtige Stand der Relativitätsdiskussion‘ (UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1241, Bl. 313-314).

173 Hecht/Hoffmann 1982. - Ihnen folgend gibt Hentschel 1990, S. 22, an, Reichenbach sei auf einen „Lehrstuhl für Philosophie der Physik“ berufen worden. Genauso falsch ist auch die Angabe (ebd., S. 11), es habe sich um eine Professur in der Naturwissenschaftlichen Fakultät gehandelt, da eine solche erst mit der Ausgliederung aus der Phil. Fak. 1936 gegründet wurde.

174 Hecht/Hoffmann 1982, S. 656, 659; die marxistischen Verfasser übersehen nicht, daß Reichenbach etwa gegen den neukantianischen Subjektivismus eine relativistisch-standpunktlose, allein aus dem Prozeß naturwissenschaftlicher Forschung abzuleitende Philosophie postuliert, und erklären dann, er

deutschnationalen Mathematiker Ludwig Bieberbach „Bedenken“, und Reichenbachs Fürsprecher Max Planck mußte sich eigens versichern lassen, daß sein Schützling, nicht wie es gerüchteweise hieß, als Wehrkraftzersetzer und Pazifist hervorgetreten war.¹⁷⁵ Da aber nur Bieberbach aus dem - dann (voreilig) entkräfteten - Sozialismusverdacht ein Argument gegen die Umhabilitierung machte, wären daraus kaum so starke Widerstände erwachsen.¹⁷⁶ Und auch Reichenbachs relativistisches Verständnis von Philosophie erregt in den Voten der Kommissionsmitglieder nicht den Anstoß, mit dem Hecht/Hoffmann die ablehnenden Reaktionen erklären. Entscheidender war vielmehr, daß es mit Reichenbachs fachlicher Reputation nicht zum besten stand. Bieberbach konnte ein Votum Weyls präsentieren, das ein vernichtendes Urteil über den Physiker Reichenbach fällt.¹⁷⁷ Max von Laue, neben Planck der zweite Anwalt Reichenbachs in der Fakultät, mußte einräumen, daß der auch öffentlich scharf ausgefallenen Kritik Weyls an dessen neuester Schrift: ‚Über die Axiomatik der Relativitätstheorie‘ kaum widersprochen werden könne.¹⁷⁸ Der Reichenbach eher gewogene Psychologe Wolfgang Köhler rügte den „Formalismus“, der Geologe Solger das fehlende Verständnis für die Eigenart geisteswissenschaftlicher Methoden, während es Spranger auffiel, daß Reichenbach das Staatsexamen in seinen naturwissenschaftlichen Hauptfächern „nur mit Genügend abgelegt“ habe.¹⁷⁹ Es war also der durch Weyls Äußerungen fast zur Gewißheit erhärtete Verdacht, sich einen „Popularphilosophen“ (Bieberbach) einzuhandeln, der die Abwehr der Fakultätsmehrheit motivierte. Darum wollte man ihm, nachdem die Zulassung mehrheitlich befürwortet worden war, Colloquium und Probevorlesung auch nicht erlassen.¹⁸⁰ Wenn man den Bewerber aus politischen Gründen ernsthaft hätte scheitern lassen wollen, dann hätte es an publizistischen Belegen für Reichenbachs diffusen „Sozialismus“

habe den damit entstandenen Widerspruch („Physik ohne philosophische Grundlage“ vs. Reichenbachs Eingeständnis, naturwissenschaftliche Erkenntnis sei ohne philosophisches Vorverständnis nicht denkbar) im Rahmen seiner „bürgerlichen“ Befangenheit nicht lösen können.

175 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1241, Bl. 307-310; zwei Briefe des Stuttgarter Physikers Erich Regener an Max Planck v. 18. und 24. 2. 1925. Darin Auskünfte über Reichenbachs militärische Laufbahn; als besonders geeignet, Bedenken zu zerstreuen, wird auf den Umstand verwiesen, daß Reichenbach sich offenbar am Tag der Mobilmachung kriegsfreiwillig zur Marine („R. stammt aus Hamburg“) gemeldet habe, dort abgelehnt worden sei, er seine Freiwilligenmeldung jedoch am 6. August 1914 bei einem Göttinger Infanterieregiment wiederholt habe. Diesmal erfolgreich, sei er dort aber wegen Krankheit nach einigen Wochen entlassen worden - zu seinem Glück, muß man rückblickend sagen, da der größte Teil dieser Göttinger Freiwilligen vor Langemarck gefallen ist.

176 Ebd., Bl. 327-328; Votum Bieberbach v. 15. 1. 1926. Spranger bemerkt dazu (ebd., Bl. 329: Votum v. 23. 3. 1926), daß Reichenbachs politische Äußerungen „primitiv“ seien und man vielleicht auch befürchten müsse, daß er auf dem Katheder „wiederum öffentlich zu solchen Dingen Stellung nimmt“. Jedoch: „Das geht uns aber im vorliegenden Zusammenhang nichts an. Wir dürfen wohl auch annehmen, daß in Berlin genügend Diskussionsrunden vorhanden sind, um Herrn R. Gelegenheit zur Berichtigung und Vertiefung seines Urteils zu bieten.“ Ebenso gelassen reagierte der Mathematiker Erhard Schmidt (ebd., Bl. 330; Votum v. 3. 6. 1926): „Schriftstellerische Entgleisungen aus der Zeit der Kriegspsychose“ können „einen zureichenden Grund zur Ablehnung einer Habilitation nicht bilden“.

177 Ebd., Bl. 333; Votum Weyl v. 4. 1. 1926, von Bieberbach der Kommission abschriftlich übermittelt am 14.6. 1926.

178 Ebd., Bl. 315-316; v. Laue, Gutachten zum Habil.-Gesuch Reichenbach v. 11.7. 1925 (unter Hinweis auf die DLZ-Rezension Weyls zu Reichenbach).

179 Ebd., Bl. 326-330; Voten von Solger, Spranger, Köhler (März-Juni 1926).

180 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 37, Bl. 226, 229; Fakultätsprotokolle v. 17. u. 24. 6. 1926 (PV. am 24. 6.: Zeit und Kausalität; AV 29. 6.: Kant und die gegenwärtige Physik).

jedenfalls nicht gemangelt. Einlassungen zur Hochschulreform waren von ihm schon kurz vor dem Ersten Weltkrieg in einem Sammelbändchen erschienen, zu dem der Sozialist und Zionist Carl Landauer¹⁸¹ ein Vorwort beisteuerte. Vom Sozialismus konnte zu diesem Zeitpunkt bei Reichenbach aber noch nicht die Rede sein, wenn er auch in einer Kritik der nationalen Jugendbewegung davor warnte, mit dem Vaterlandsbegriff die Klassengegensätze zuzudecken.¹⁸² Ansonsten war Reichenbach ganz in den Vorstellungen idealistischer Zivilisationskritik befangen und träumte, ohne empirische Basis und wohl auch unbesorgt um ein „realisierbares Reformmodell“ (Wipf) von einer Hochschulerneuerung, die aus den ganz der Berufserziehung verfallenen Universitäten wieder „Tempel der Wissenschaft“ machen und den in Arbeitsgemeinschaften innerlich geeinten Lehrern und Schülern das Gefühl vermitteln könne, Glieder einer „großen Kulturgemeinschaft“ zu sein, „eine Schar ihrem Dienst Geweihter“, die ihr Leben „Ideen“ und „Werten“ widmen.¹⁸³ Als die politischen Umstände diesen Wünschen vielleicht günstiger zu sein schienen, nach der Novemberrevolution, schloß Reichenbach sich Kurt Hillers „Rat der geistigen Arbeiter“ an.¹⁸⁴

Obwohl Reichenbach schon während des Ersten Weltkriegs durchaus konkrete, antimilitaristische und pazifistische Positionen bezog, haftete seinen wissenschafts- und kulturpolitischen Reformplänen auch in der Weimarer Zeit stets der politisch unpraktikable freistudentische Idealismus seiner Jugendzeit an, was in einer Aufzeichnung über seine Untenedung mit Kultusminister Grimme im Januar 1931 recht anschaulich zum Ausdruck kommt. Nicht ohne Selbstbewußtsein hatte er Grimme auf die außerhalb Deutschlands gefestigte institutionelle Verankerung des Logischen Empirismus (Wien, Prag) und seinen steigenden, an der Präsenz auf naturwissenschaftlichen Tagungen ablesbaren Einfluß hingewiesen. Es fehle gerade in Berlin nur noch an einem Institut, das als „geistiges Zentrum“ für die in den „letzten zehn Jahren“ gewachsene, nunmehr gut organisierte naturphilosophische Richtung fungieren könne. Von den geisteswissenschaftlich orientierten Philosophen müsse man sich trennen. Sie hätten sich von der Problementwicklung in den Naturwissenschaften ganz isoliert und seien von der Bearbeitung erkenntnistheoretischer Probleme zu wissenschaftlich unhaltbarem weltanschaulichen Raisonement übergegangen. Wenn aber allein die neue Naturphilosophie als Wissenschaft gelten könne, die zudem bei der akademischen Jugend zunehmend an Boden gewinne, dann - so klang es bei Reichenbach zwischen den Zeilen - müsse sie vom Staat gerade wegen ihrer eminenten wissenschaftspolitischen Bedeutung gefördert werden. Denn die Naturphilosophie sei vom Geist der Jugendbewegung inspiriert. Im Seminarbetrieb, in Ferienkursen könnten aus diesem Geist heraus neue hochschulpädagogische Methoden erprobt, der mitmenschliche Zusammenhalt zwischen Dozenten und Studenten vertieft und die „schulmäßige“ Stoffvermittlung als entfremdete Form des Lernens überwunden werden. Die neue Naturphilosophie sei daher geeignet, eine „neue Hal-

181 Landauer (1891-1983), Nationalökonom, seit 1912 aktiv in der SPD, 1919-1926 in der Münchener Parteileitung, Redaktionsmitglied des Parteiblattes „Münchener Post“, 1929 an der Handelshochschule Berlin. Veröffentlichte 1914: ‚Die zionistische Utopie‘.

182 Reichenbach 1914b, S. 30.

183 Ders. 1914a, S. 8ff. - Über Reichenbachs Engagement in der Freistudentenschaft, das stärker kultur-reformerischen als politischen Motiven entsprang, nun: Wipf 1994.

184 Hiller 1969, S. 127.

tung des Menschen" geistigen Dingen gegenüber vorzubereiten und die Reduktion naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf ihre zivilisatorisch-technische Funktionalität aufzuheben.¹⁸⁵ Zwanzig Jahre nach den ersten freistudentischen Programmatiken also wieder oder immer noch: Sinnstiftung und persönliche Vervollkommenung durch wissenschaftliche Aufklärung und Erziehung, Gesellschaftsreform als Aufgabe intellektuell-akademischer Gemeinschaften/„Kreise" sowie Vorrang der Kultur des „neuen Menschen" vor Zivilisation und Technik. Das war mitten in den Krisenjahren der Republik jener antiquiert moralisierende, bürgerlich-individualistisch geprägte, bildungsoptimistische Sozialreformismus, für den etwa der Marxist Bertolt Brecht, Reichenbachs Schicksalsgefährte im amerikanischen Exil, nur noch müden Spott übrig hatte.¹⁸⁶

1.5.5. TH Danzig: Hans Henning und Walter Ehrenstein

Im Juli 1922 richtete der Senat der Freien Stadt an der TH Danzig eine Abteilung „Allgemeine Wissenschaften" ein und baute die Geisteswissenschaften großzügig aus, und zwar vor allem in Hinblick auf die erhoffte kulturpolitische Attraktion für das seit dem Versailler Diktat in Pommerellen und Westpreußen unter polnische Herrschaft gezwungene Deutschland.¹⁸⁷ Da in Danzig das Lehramtexamen für naturwissenschaftlich-mathematische Fächer abgelegt werden konnte, gründete man 1922 auch einen ordentlichen Lehrstuhl für Philosophie, Psychologie und Pädagogik, der mit dem Frankfurter Psychologen Hans Henning besetzt wurde.

Henning, am 15. Februar 1885 in Straßburg/E, als Sohn des an der dortigen Universität lehrenden Germanisten Rudolf Henning, einem Schwiegersohn Rudolf Virchows, geboren, bestand 1905 sein Abitur am Gymnasium Frauenfeld, studierte in Freiburg, Straßburg, Zürich und Berlin. 1911 in Straßburg bei Baeumker promoviert („Analyse moderner Erkenntnistheorien unter besonderer Berücksichtigung des Realitätsproblems'), veröffentlichte er 1912 zwei kleinere philosophische Arbeiten über Kants Nachlaßwerk und Goethes Verhältnis zur Fachphilosophie. 1915 erschien seine Monographie über ‚Ernst Mach als Philosoph, Physiker und Psychologe'. Im Jahr darauf habilitierte er sich in Frankfurt mit einer wahrnehmungspsychologischen Studie: ‚Der Geruch' (1924 in 2., gänzlich umgearbeiteter Auflage vorgelegt). 1934, nach dem Wahlsieg der Danziger NS-Bewegung aus rassenpolitischen Gründen beurlaubt, 1936 emeritiert, starb Henning am 9. April 1946 in Baden-Baden.¹⁸⁸

Obwohl experimentelle Psychologie, psychotechnische und eignungspsychologische Übungen in Hennings Lehrplan einen Schwerpunkt bildeten, kamen die philosophischen Veranstaltungen deswegen nicht zu kurz, so daß Danzig die (de facto) einzige preußische TH war, die über einen ordentlichen Lehrstuhl für Philosophie verfügte. Daß Hennings In-

185 GStA, Rep, 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XXII, Bl. 200-207; Reichenbach an Grimme v. 23. 1. 1931 (Zusammenfassung eines persönlichen Gesprächs im Ministerium v. 13. 1. 1931).

186 „bei den frankfurtisten, reichenbach ist besorgt wie alle Sozialdemokraten, daß das ‚erbe' auch unbeschädigt in die klassenlose gesellschaft geborgen werden kann, die rettung der kulturgüter hält ihn schlaflos, während sie mich einschläfert." Aus Brechts Journal, August 1942, zit. nach Dahms 1994c, S. 340.

187 Zwanzig Jahre TH Danzig 1924. - TH Danzig 1954. - Recke 1979, S. 64f.

188 VitaDiss. Henning 1911,-Geuter 1984, S. 571. -Der von Wangerin erstellte Catalogus Professorum der TH Danzig (s. Beiträge 1979) läßt die Amtszeit fälschlich erst 1945 enden.

teressen weit über die philosophiehistorischen Pflichtvorlesungen in weltanschauliche Gefilde vorstießen, bewies eine 1933 von Junker und Dünnhaupt verlegte, nur scheinbar aus dem Rahmen seiner sonstigen Veröffentlichungen herausfallende Schrift über den Ursprung der nordischen Philosophie'. Laut Vorwort fesselte ihn das Thema seit 1918, und ein auf dem Leipziger Kongreß für experimentelle Psychologie 1924 gehaltener Vortrag über Mutterrecht und Frauenrecht bestätigt dies.¹⁸⁹ Henning verteidigt in dieser 1932 abgeschlossenen, also nicht als Anpassung an den Nationalsozialismus zu verstehenden Schrift, das Eigenrecht der nordischen Kultur gegen die Vorstellung, daß die Welt nördlich der Alpen erst unter dem Einfluß mediterraner Kulturströmungen erweckt worden sei. Dabei sucht er die Arbeit seines Vaters fortzusetzen, dem Henning als Verdienst anrechnet, um 1900 wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß die Dominanz der Klassischen Archäologie zugunsten der deutschen Vor- und Frühgeschichtsforschung gebrochen worden sei. Henning konstatiert die kulturgeschichtliche Spaltung zwischen Nord- und Süddeutschland bis in die Einzelseele und deren Alltagsorientierungen hinein. Und diese widerstrebenden Tendenzen der „deutschen Seele“ will er in einer „Synthese“ verschmelzen, um so die kulturpolitische Bedeutung seines Faches unter Beweis zu stellen.¹⁹⁰ Das blieb dem um sein Lehramt gebrachten Henning zwar versagt, doch sein Frankfurter Schüler Walter Ehrenstein, 1930 nach Danzig umhabilitiert, hat dann diese Anregungen aufgenommen und politisch vereindeutigt.

Der Kaufmannssohn Ehrenstein aus Altenkirchen/Westerwald, geboren am 10. Oktober 1899, leistete sofort nach seinem Abitur an einem Frankfurter Realgymnasium (1917) Militärdienst. Als Kriegsheimkehrer studierte er zwischen 1919 und 1921 sehr zügig Naturwissenschaften, Philosophie und Psychologie in Frankfurt, wo er 1921 bei Schumann promovierte: ‚Über das Verhältnis winkelförmiger Gestalten bei Verschiebung ihrer Netzhautbilder‘, gewidmet ‚Dem Andenken meines auf dem Felde der Ehre gefallenen Bruders‘. Weitere Studien führten ihn an die TH Berlin (Psychologie/Psychotechnik) und 1922 ans Woodbrooke College, einer von Quäkern getragenen Einrichtung bei Birmingham, wo der Protestant Ehrenstein vor allem Nationalökonomie, Soziologie und Philosophie hörte. 1923/24 Assistent am Psychologischen Seminar in Frankfurt, schied er wegen Spannungen mit Schumann dort aus und war bis 1927 als Lektor tätig. Aufgrund einer Einladung Messers nahm er die wissenschaftliche Arbeit am Psychologischen Institut in Gießen wieder auf, wo er 1929, betreut von Friedrich Sander, seine Habilitationsschrift einreichte: Untersuchungen zur Bewegungs- und Gestaltwahrnehmung' (PV. 13. 11. 1929: Über Analyse in der Wahrnehmungspsychologie). Die venia für experimentelle Psychologie erhielt er am 27. November 1929. Zum SS 1930 erfolgte die Umhabilitierung an die TH Danzig, wo er 1934 zum nb. ao., 1937 zum oö. Prof. für Philosophie und Psychologie ernannt wurde; den Danziger Lehrstuhl hatte er bis 1945 inne. Ehrenstein starb 1961 in Bonn.¹⁹¹

In seinen ersten Danziger Semestern konzentrierte Ehrenstein sich auf Psychologie, aber von Veranstaltungen wie jenen über „Erzieherische Programme politischer Utopien“ oder über „Sozialpsychologie“ führte schon eine Brücke zu den philosophisch-weltanschaulichen Themen, die ab 1933 seine Lehrtätigkeit bestimmten (z. B. 1935 Staatsphilosophie, 1935/36: Rasse und Nation in der Philosophie, 1937 Staats- u. Geschichtsphilosophie usw., s. An-

189 Henning 1924.

190 Ders. 1933, S. 87.

191 UAG, Pr. Phil, Nr. 7; Habil.-Verfahren Ehrenstein 1929. - Ehrenstein 1921. - Geuter 1984, S. 568.

hang). Aber wie Henning veröffentlichte auch Ehrenstein lange zuvor Aufsätze, die den engeren Rahmen seines Fachgebietes sprengten. Als Autor der aus zivilisationskritischen Strömungen der Jahrhundertwende gespeisten, nach 1918 philosophisch an Bauchs Wertphilosophie Anschluß suchenden Zeitschrift „Der Türmer“ war er mit zwei bemerkenswerten Stellungnahmen hervorgetreten: 1929 mit einem von tiefer Sympathie getragenen Aufsatz: ‚Vom Quäkertum und seiner möglichen Sendung‘ und 1932 mit einer Kritik der Psychoanalyse: ‚Der Ursprung einer geistigen Epidemie‘.¹⁹² Die Freud-Kritik enthielt die, auch unter Ehrensteins Zeitgenossen schon üblichen Einwände gegen Axiome und Methoden der Psychoanalyse (monokausale Reduktion des Seelischen auf die Sexualsphäre, Spekulation über die erwachsenen Patienten gar nicht mehr zugängliche kindliche Gefühlswelt), unterstellte Freud aber ein kulturpolitisches, nicht etwa medizinisch-wissenschaftliches, also keineswegs auch nur auf dieser Ebene kritisierbares Anliegen:¹⁹³

„Aus Selbstbekenntnissen Freuds geht eindeutig hervor, daß die ganze Psychoanalyse geboren wurde aus dem Wunsch heraus, die Grundlagen der gegenwärtigen Kultur und Sitte zu untergraben, um auf diese Weise mitzuhelfen an der Unschädlichmachung der antisemitischen Bewegung.“

Die Psychoanalyse sei daher keine Angelegenheit der Wissenschaft, sondern eine des „kulturellen und politischen Kampfes zweier Rassen“. Als eine den Antijudaismus bedingende Gesellschaftsordnung und Kultur mußte das Christentum destruiert, seine Werthaltungen als triebbedingte Verdrängungen, Illusionen oder Sublimationen denunziert werden: „Echte und selbständige Werte außerhalb des Geschlechtlichen gibt es nur scheinbar.“ Entsprechend werde auch die Abschaffung des - triebbedingte Fehlentwicklungen auslösenden - Familienlebens (Ort des „Oedipuskomplexes“) propagiert. Die Psychoanalyse sei mithin „Wegbereiterin eines Sozialsystems, dem von heute verwirklichten Organisationsformen der Bolschewismus am nächsten kommt“. Daß es Ehrenstein weniger um das Christentum selbst als um jede Form einer „aristokratischen Weltanschauung“ ging, belegt sein Lob der Quäkerbewegung. Nicht die christliche Dogmatik, sondern das „reine Leben“, die Lebensführung getreu dem unmittelbar gewissen „Guten“, das jedem Menschen im „inneren Licht“ erscheine, verspreche die „geistig sittliche Erneuerung des Menschen“ - was für Ehrenstein den Pazifismus und den menschenrechtlichen Solidarismus („Sklavenbefreiung“) genauso einschloß wie die Gewißheit, daß die Führung durch das innere Licht einer authentisch germanischen Weltanschauung entspreche. Eine von Idealen getragene, trotz des betonten Germanismus nicht exklusive, sondern im „Bewußtsein der Verbundenheit mit den Mitmenschen“ geführte Existenz, die ihren Widerpart in einer halb-animalischen, nur Elementarbedürfnisse befriedigenden und diese zu letzten Werten verabsolutierenden, in den Bolschewismus mündenden Lebensform finde¹⁹⁴ - so sah der späidealistische Kern von Ehrensteins Weltanschauung aus, deren politische Implikationen sich mit individualistisch-liberalistischen oder materialistisch-sozialistischen Gegenentwürfen kaum vertrugen. Im Herbst 1932 pries

189 Ehrenstein 1929, und ders. 1932a.

190 Ders. 1932a, S. 71.

191 Ders. 1929, S. 35f. (hier auch auf den germanischen Charakter des Quäkertums verweisend); ders. 1932a, S. 73.

er darum das Werk Ernst Kriecks, weil es uns verstehen lasse, daß die Völker am Liberalismus zugrunde gingen.¹⁹⁵

Deutlicher als 1932 lastete Ehrenstein dann 1934 Freud an, den „Nomos der Nation“ zersetzen zu wollen und dabei „Maskierungen“ wie „Fortschritt', 'moderne Einstellung' oder 'ähnliche Phrasen'“ zu verwenden, „hinter denen sich in Wirklichkeit die Absicht der Fremdrazigen verbirgt, den völkischen Nomos durch arteigene Werthaltungen zu ersetzen“.¹⁹⁶ Hier schlug Ehrenstein einen entschieden nationalsozialistischen Ton an, den er schon vor 1933 geübt hatte. Wußte doch ein Kollege um 1934 zu berichten, daß er im Frühjahr 1931 zur NSDAP gefunden und zu den ersten Mitgliedern des Danziger NS-Lehrerbundes gehört habe. Vor NSLB-Kameraden habe er wirkungsvolle Vorträge über Freuds Psychoanalyse und deren Hintergründe gehalten, auch schwierige Probleme der „Psychologie des Nationalismus“ erörtert und sich insgesamt in Kampfzeiten der Danziger Bewegung als treuer Nationalist bewährt.¹⁹⁷

1.6. Die Philosophie an den Technischen Hochschulen - ein Rückblick

Das Bedürfnis nach weltanschaulicher Orientierung, nach „Synthese“ der sich unaufhaltsam spezialisierenden Wissenschaften, und die Akademisierung der Lehrerbildung, haben wesentlich dazu beigetragen, daß der deswegen forcierte Ausbau der Allgemeinen Abteilungen an den Technischen Hochschulen wiederum der Philosophie zugute kam. Von den achtundzwanzig Philosophen, die bis 1933 ihren Wirkungskreis an einer TH fanden,¹⁹⁸ hatten bezeichnenderweise nur sieben Dozenten (Dingler, Dubislav, Gerhards, Lipps, Petzoldt, Reichenbach, Ungerer) eine naturwissenschaftlich-mathematische Ausbildung durchlaufen, während neun von ihnen (Bommersheim, Bühler¹⁹⁹, Ehrenstein, Henning, Kafka, Luchtenberg, Schröter, Seifert, Steinberg) entweder während des Studiums oder durch ihre frühzeitige Spezialisierung auf Psychologie mit naturwissenschaftlichen Methoden und Problemen wenigstens in Berührung gekommen waren. Doch mit den dreizehn Kollegen (Baeumler, Böhm, Drews, Feldmann, Goldstein, Gronau, Kroner, Lessing, Meier, Mennicken, Moog, Schmalenbach, Strecker), die ein traditionell philosophisch-philologisches Studium absolviert hatten, und den drei Theologen (Faut, Keller, Sakmann), muß man sie zu der erdrückenden „geisteswissenschaftlichen“ Mehrheit zählen, die das Fach auch an den Technischen Hochschulen dominierte. Bei den zehn Berufungen kam darum auch nur ein Naturwissenschaftler (Dingler) zum Zuge. Und vermutlich nur deshalb, weil die Technischen Hochschulen Preußens nicht mit der Lehrerbildung belastet wurden, erhielten auch Positivisten - in Aachen und Berlin - Lehraufträge, waren aber selbst auf dem sonst für sie so relativ günstigen Boden Berlins auf die außerakademische Öffentlichkeit angewiesen.²⁰⁰

195 Ders. 1932b.

196 Ehrenstein 1934, S. 22.

197 BAK, R 21/10038, Akte Ehrenstein; undat. Gutachten, ohne Verfasserangabe.

198 Hier ist Erich Keller/TH Stuttgart nicht mitgezählt.

199 Kar] Bühler erhielt den Ruf nach Dresden noch in der Kaiserzeit und hatte sich seit seiner philosophiehistorischen Dissertation (1904) ganz der Psychologie gewidmet, so daß er hier nicht berücksichtigt zu werden braucht.

200 Dazu Hentschel 1990. - D. Hoffmann 1994. - Danneberg/Schernus 1994.

Eine Gruppe älterer, zwischen 1860 und 1880 geborener Dozenten (Petzoldt, Drews, Goldstein, Sakmann, Lessing, Faut, Strecker, Böhm) begann mit dem Studium, als die Weltanschaulichung infolge der Darwinismus-, Monismus-, „Gott ist tot“ usw. -Debatten Hochkonjunktur hatte und die Versuchung groß war, schon mit der Dissertation eine neue Kulturreligion zu stiften. Mit Ausnahme des vom Fortschrittsglauben besessenen Petzoldt war aber niemand unter ihnen, der aus dieser intellektuellen Sozialisation ohne ein gebrochenes Verhältnis zur „Moderne“ hervorging. Bei den meisten der Jüngeren, vor allem bei Seifert, Mennicken, Baeumler, Schröter, Luchtenberg, Ungerer, Schmalenbach, Meier, Feldmann, Reichenbach, Dubislav und Ehrenstein, die fast alle noch vor 1918 promoviert worden waren, radikalisierte sich dieser Protest. Bei dem kommunistischen fellow traveller Dubislav und bei dem Nationalsozialisten Baeumler ist um 1930 der Wille zur politischen, das „System“ umstürzenden Aktion nicht mehr zu übersehen, während romantische Idealisten wie Mennicken und Seifert den Wunsch nach einer „totalen“ geistig-kulturellen Revision am deutlichsten zum Ausdruck bringen.

Unausgesprochen transzendiert jeder ihrer Zukunftsentwürfe den politisch-weltanschaulichen Pluralismus der parlamentarischen Demokratie: die Gemeinschaft der „Höhenmenschen“ (Petzoldt) so gut wie die „Einheit des ganzen Menschen“ (Gronau), der technisch vervollkommnete Übermensch (Dingler), die wertvermittelte „ideale Kultureinheit“ (Luchtenberg), der universellen Werten verpflichtete Kulturstaat (Strecker), das vom sozialen Geist durchdrungene „Volksleben“ (Faut), das den modernen „Wertanarchismus“ überwindende „Unbedingte“ (Ungerer), die „Urbeziehung“ (Seifert) und der den „Untermenschen“ der Industriegesellschaft hinter sich lassende „höhere Mensch“ (Mennicken) - für solche Visionen mußte sich die Weimarer Verfassung wohl als zu eng erweisen. Paradox mutet an, daß sich diese Revisionisten - Zivilisations- und Technikkritiker, Fortschritts skeptiker und „Ganzheits“-Visionäre - dort massieren, wo die technisch-industrielle Welt ihren Nachwuchs ausbilden ließ. Auffällig zudem ist, wie unabhängig ihre letztlich doch abgenutzten modernekritischen Kategorien und Gegenentwürfe vom persönlichen politischen Standpunkt waren. Etwas pointiert und allein am Kriterium der Parteimitgliedschaft gemessen, darf man die Technischen Hochschulen als Hort der linken und liberalen philosophischen Intelligenz bezeichnen. Denn ungewöhnlich hoch war der Anteil an - zumindest zeitweise einer Arbeiterpartei angehörenden oder mit ihr sympathisierenden - Sozialisten (Lessing, Reichenbach, Dubislav, Bommersheim, Strecker, Sakmann, Schmalenbach) und an Liberalen (Petzoldt, Luchtenberg, Ungerer, Gronau, Moog, Faut, Gerhards, Steinberg, Dingler, Kroner, Goldstein), während das Zentrum (Meier, Mennicken, Feldmann), die deutschnationale Rechte (Kafka, Böhm) und die Nationalsozialisten (ab 1930: Baeumler, Ehrenstein, Keller) nur sehr schwach vertreten waren.

Berufungspolitisch mußte jede Besetzung der philosophischen Lehrstühle und manche Vergabe eines Lehrauftrages fast automatisch in einen Kuhhandel der Koalitionäre in Dresden, Darmstadt und Braunschweig einmünden, wobei antijüdische Momente (Kafka, Goldstein, Kroner), konfessionelle Rücksichten (Meier, Feldmann) und hochschulpolitische Gegensätze zwischen „Spezialisten“ und „Expansionisten“ (Pro und Contra „Allgemeine Abteilung“) die Entscheidung mitbestimmten.

2. Die Neubesetzung philosophischer Lehrstühle an den Universitäten

2.1. Halle 1925: Die Berufung von Emil Utitz

In Halle dauert es fast zwei Jahre, bevor nach dem plötzlichen Tod des beamteten Extraordinarius Max Frischeisen-Köhler die Entscheidung zwischen Philosophie und Pädagogik zu Lasten letzterer fiel. Und wieder war es Minister Becker, der als Anwalt der Philosophie gegen die Wünsche von Universitätsleitung und Fakultät auftrat. Denn in Halle wollte man von Anfang an die Gelegenheit nutzen, um die Gewichte zugunsten einer pädagogischen Besetzung des Lehrstuhls zu verschieben. Favorit der Hallenser war Paul Ziertmann, ein Paulsen-Schüler, der bereits 1914 mit einer Programmschrift über ‚Die Pädagogik als Wissenschaft und die Professuren der Pädagogik‘ für die stärkere akademische Berücksichtigung des Faches eingetreten war.²⁰¹ Aber das Ministerium antwortete auf einen entsprechenden Vorschlag mit der Verfügung, weitere Namen zu nennen und sich insbesondere zu Ernst Otto zu äußern, dessen Berufung nach Prag unmittelbar bevorstehe, und den man vielleicht noch für Preußen gewinnen könne.²⁰² In Halle war man jedoch so auf Ziertmann fixiert, daß lieber eine Vakanz in Kauf genommen wurde, als Otto vorzuschlagen.²⁰³ Leider verrät der amtliche Briefwechsel nichts über die jeweiligen personellen Alternativen der Fraktionen innerhalb der Fakultät, so daß nur von den zitierten „scharfen Gegensätzen“ auszugehen ist, die allein Ziertmann als Kompromißkandidaten zuließen.²⁰⁴ Streit dürfte es aber allenfalls über den geeigneten Pädagogen gegeben haben, da man Beckers Anregung, einen Philosophen ins Auge zu fassen, nur soweit Rechnung trug, als man bereit war, auf die tiefere philosophische Allgemeinbildung des Pädagogen zu achten.²⁰⁵ Anfang 1925, als die Fakultät sich störrisch auf eine Vakanz einzurichten begann, gab Becker ungehalten zu verstehen, daß er ein nur gegen schwerwiegende Bedenken des Finanzministers aufrechterhaltenes Extraordinariat unverzüglich besetzen wolle und ersuchte um eine Stellungnahme zur Person Richard Kroners.²⁰⁶

Um die absehbare Oktroyierung eines Philosophen zu verhindern, regte Menzer eine Eingabe des Hallenser Lehrervereins an, die Becker nur wenige Tage früher als die Fakultätsliste zuging. Die Lehrer wiesen dabei auf die geplante Pädagogische Akademie Halle hin, deren Arbeit durch die Aufwertung der Pädagogik an der Universität wesentlich effektiver gestaltet werden könne.²⁰⁷ Auch Menzer und Ziehen, in ihrem Separatvotum für die

201 GStA, Rep. 76Va, Sek. 8, Tit. IV, Nr. 48, Bd. VI, Bl. 395; Phil. Fak. Halle an PrMWKV (undat., ca. 9/1924). Ziertmann, Jg. 1879, Berliner Studienrat, seit 1920 Referent für gewerbl. Fortbildungswesen im Preuß. Handelsministerium.

202 Ebd., Bl. 396; PrMWKV, Erlaß v. 28. 10. 1924.

203 Ebd., Bl. 425; Phil. Fak. Halle an PrMWKV v. 19. 12. 1924.

204 Ebd., Bl. 424; Kurator Halle an PrMWKV v. 25. 1. 1925.

205 Ebd., wie Anm. 203.

206 UAH, Rep 6/1368; dem Dekan mitgeteilt durch Kurator mit Schreiben v. 25. 2. 1925, der entsprechende Erlaß v. 17. 2. 1925 in GStA (wie Anm. 201), Bl. 427.

207 Wie Anm. 201, Bd. VII, Bl. 11f.; Hallischer Lehrerverein an PrMWKV v. 2. 3. 1925. Ebd., Bl. 21, findet sich auch eine unterstützende Eingabe des preuß. Lehrervereins.

2. Die Neubesetzung philosophischer Lehrstühle an den Universitäten

2.1. Halle 1925: Die Berufung von Emil Utitz

In Halle dauert es fast zwei Jahre, bevor nach dem plötzlichen Tod des beamteten Extraordinarius Max Frischeisen-Köhler die Entscheidung zwischen Philosophie und Pädagogik zu Lasten letzterer fiel. Und wieder war es Minister Becker, der als Anwalt der Philosophie gegen die Wünsche von Universitätsleitung und Fakultät auftrat. Denn in Halle wollte man von Anfang an die Gelegenheit nutzen, um die Gewichte zugunsten einer pädagogischen Besetzung des Lehrstuhls zu verschieben. Favorit der Hallenser war Paul Ziertmann, ein Paulsen-Schüler, der bereits 1914 mit einer Programmschrift über ‚Die Pädagogik als Wissenschaft und die Professuren der Pädagogik‘ für die stärkere akademische Berücksichtigung des Faches eingetreten war.²⁰¹ Aber das Ministerium antwortete auf einen entsprechenden Vorschlag mit der Verfügung, weitere Namen zu nennen und sich insbesondere zu Ernst Otto zu äußern, dessen Berufung nach Prag unmittelbar bevorstehe, und den man vielleicht noch für Preußen gewinnen könne.²⁰² In Halle war man jedoch so auf Ziertmann fixiert, daß lieber eine Vakanz in Kauf genommen wurde, als Otto vorzuschlagen.²⁰³ Leider verrät der amtliche Briefwechsel nichts über die jeweiligen personellen Alternativen der Fraktionen innerhalb der Fakultät, so daß nur von den zitierten „scharfen Gegensätzen“ auszugehen ist, die allein Ziertmann als Kompromißkandidaten zuließen.²⁰⁴ Streit dürfte es aber allenfalls über den geeigneten Pädagogen gegeben haben, da man Beckers Anregung, einen Philosophen ins Auge zu fassen, nur soweit Rechnung trug, als man bereit war, auf die tiefere philosophische Allgemeinbildung des Pädagogen zu achten.²⁰⁵ Anfang 1925, als die Fakultät sich störrisch auf eine Vakanz einzurichten begann, gab Becker ungehalten zu verstehen, daß er ein nur gegen schwerwiegende Bedenken des Finanzministers aufrechterhaltenes Extraordinariat unverzüglich besetzen wolle und ersuchte um eine Stellungnahme zur Person Richard Kroners.²⁰⁶

Um die absehbare Oktroyierung eines Philosophen zu verhindern, regte Menzer eine Eingabe des Hallenser Lehrervereins an, die Becker nur wenige Tage früher als die Fakultätsliste zuing. Die Lehrer wiesen dabei auf die geplante Pädagogische Akademie Halle hin, deren Arbeit durch die Aufwertung der Pädagogik an der Universität wesentlich effektiver gestaltet werden könne.²⁰⁷ Auch Menzer und Ziehen, in ihrem Separatvotum für die

201 GStA, Rep. 76Va, Sek. 8, Tit. IV, Nr. 48, Bd. VI, Bl. 395; Phil. Fak. Halle an PrMWKV (undat., ca. 9/1924). Ziertmann, Jg. 1879, Berliner Studienrat, seit 1920 Referent für gewerbl. Fortbildungswesen im Preuß. Handelsministerium.

202 Ebd., Bl. 396; PrMWKV, Erlaß v. 28. 10. 1924.

203 Ebd., Bl. 425; Phil. Fak. Halle an PrMWKV v. 19. 12. 1924.

204 Ebd., Bl. 424; Kurator Halle an PrMWKV v. 25. 1. 1925.

205 Ebd., wie Anm. 203.

206 UAH, Rep 6/1368; dem Dekan mitgeteilt durch Kurator mit Schreiben v. 25. 2. 1925, der entsprechende Erlaß v. 17. 2. 1925 in GStA (wie Anm. 201), Bl. 427.

207 Wie Anm. 201, Bd. VII, Bl. llf.; Hallischer Lehrerverein an PrMWKV v. 2. 3. 1925. Ebd., Bl. 21, findet sich auch eine unterstützende Eingabe des preuß. Lehrervereins.

Berufung Ottos, warnten noch einmal nachdrücklich vor der Gefahr einer ungenügenden Vertretung des Faches.²⁰⁸ Die Fakultätsmehrheit hielt an Ziertmann fest und reichte nur widerwillig und für den „Eventualfall“ die angeforderte Philosophenliste ein. An ihrer Spitze stand Carl Siegel (Graz), doch gehörte die Sympathie eindeutig dem Zweitplazierten Heinz Heimsoeth (Königsberg), den die Laudatio mit zwei interessanten Begründungen empfahl: zum einen habe er seine neukantianischen Bande gelöst, zum anderen müsse man ihn aufgrund jüngster Veröffentlichungen in eine moderne philosophische Bewegung einordnen, die nach einer „neuen Metaphysik“ strebe.²⁰⁹ Doch zur allgemeinen Überraschung erging der Ruf an den neben Herman Schmalenbach (Göttingen) tertio loco genannten Emil Utitz, der als bloßer Ästhetiker recht negativ beurteilt worden war. Für Becker dürfte nicht unwichtig gewesen sein, daß der nb. Rostocker Extraordinarius in seiner ‚Kultur der Gegenwart‘ (1921) den kulturpolitischen Ideen des Ministers in vielen Punkten zustimmte. Auch verfügte er mit Max Dessoir über einen wichtigen Fürsprecher in Berlin.²¹⁰ Als DDP-Mitglied stand Utitz Becker überdies parteipolitisch nahe, so daß hier der Dreiklang von politischer Liberalität, hochschulpolitischem Reformismus und weltanschaulichem „Synthetizismus“ fachliche Bedenken übertönte. Utitz trat zum WS 1925/26 sein Amt in Halle an.

Am 27. Mai 1883 in Prag als Sohn eines jüdischen Lederfabrikanten geboren, studierte Utitz nach seinem Abitur (Humanistisches Gymnasium in Prag-Altstadt) in München und Prag, wo er 1906 promovierte: ‚J. J. Wilhelm Heinse und Ästhetik zur Zeit der deutschen Aufklärung‘. Betreut von Franz Erhardt folgte im November 1910 die Habilitation in Rostock: ‚Die Funktionsfreuden im ästhetischen Verhalten‘ (PV.: Außerästhetische Funktionen im Kunstgenuß; AV. 9. 11. 1910: Was ist Stil?). 1914/15 kurze Zeit als Gymnasiallehrer in Prag, kehrte Utitz, der vom Militärdienst befreit war, 1915 nach Rostock zurück. Dort erhielt er als Privatdozent 1919 einen besoldeten Lehrauftrag für Ästhetik und Psychologie. 1920 zum nb. ao. Prof. ernannt, gestand man ihm 1924 die akademischen Rechte eines b. apl. Professors zu. Bis zu seiner Entlassung gem. § 3 BBG im September 1933 war der vor 1914 konvertierte (ev.) Jude Utitz²¹¹ oö. Prof. in Halle (seit 1931 auf dem Lehrstuhl des

208 Ebd., Bl. 15; Separatvotum Gutzeit, Holdefleiß, Menzer, Ziehen an PrMWKV v. 7. 3. 1925. In dieser Angelegenheit erbaten Menzer und Ziehen auch noch um einen Termin zum mündlichen Vortrag (ebd., Bl. 16; Schreiben v. 2. 3. 1925).

209 Ebd., Bl. 17-19; Vorschlagsliste Phil. Fak. an PrMWKV v. 10. 3. 1925.

210 In einer Nachlaß-Notiz findet sich eine beiläufige Bemerkung Baeumlers über Dessoirs Beziehung zu Utitz: „Menschen, die ihm zu schmeicheln verstanden, behandelte er mit unendlicher Nachsicht - so den schwach begabten Emil Utitz, der Dessoir seine ganze Laufbahn zu verdanken hatte.“ (IfZ, Ed 318/15). Bei aller quellenkritischen Vorsicht, die wegen der Spannungen Dessoir-Baeumler (s. u. B I) angebracht ist, erhellt diese Andeutung einen sonst kaum verständlichen Berufungsvorgang. - Ein Reflex dieser unerwarteten Berufung auch im Brw. Josef Königs (Göttingen) mit Helmuth Plessner (Köln), wo von der Entrüstung Mischs und Lipps' die Rede ist und davon, daß Schmalenbach von der „Hallenser Sache“ tief getroffen sei (König 1994, S. 95ff.). Über eine Privatkorrespondenz zwischen Becker und Utitz zumindest im NL Becker kein Nachweis.

211 Abschätzig meint der aus Prag stammende jüdische Rechtshistoriker Guido Kisch 1975, S. 93f., dazu, daß Utitz sich allein aus Karrieregründen habe taufen lassen. Wie die meisten Konvertiten habe er die Zugehörigkeit zur neuen Religion aufdringlich betont.

Psychologen Theodor Ziehen). 1934 an die Universität Prag berufen, überlebte er, zeitweise im Lager Theresienstadt, dort die deutsche Besatzung.²¹²

Mit Moritz Schlick gehörte Utitz 1919 zur hochschulreformerischen Rostocker „Vereinigung fortschrittlich gesinnter Akademiker“. Dort gemachte Erfahrungen verarbeitet eine Broschüre über ‚Akademische Berufsberatung‘ (1920). Und von Utitz' anhaltendem Interesse an bildungspolitischen Fragen zeugt noch sein Beitrag über den kulturellen Hintergrund der preußischen Schulreform, der in der von Beckers Nachfolger Adolf Grimme herausgegebenen Festschrift für den Schulreformer Hans Richert (1930) erschien. Der bildungspolitisch engagierte Zeitkritiker und der fachwissenschaftlich mit seiner ‚Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft‘ (1914/20) identifizierte Ästhetiker Utitz folgt auf beiden scheinbar so weit entfernten Feldern Grundannahmen, die man jüngst „naiv“ genannt hat. Wird doch sein „unbekümmerter Glaube an die Möglichkeit eines Wesensbegriffs von Kunst“ vorbereitet durch den in Prag rezipierten werttheoretischen Objektivismus Franz Brentanos und seines Schülers Marty, wonach im Kunstwerk „Werte“ bzw. „Werthhaftes“ zum Erleben gebracht werden. Daß dieser unreflektierte „Glaube an ewige Werte“ Utitz in ein sehr rhetorisches, um nicht zu sagen: phrasenhaftes Verhältnis zur politischen Realität setzte, zeigen seine öfter Anschluß am „dritten Humanismus“ des von Becker hochgeschätzten Werner Jaeger suchenden Arbeiten aus Weimarer Zeiten so gut wie die im Exil entstandenen Lobgesänge auf den „Humanisten“ Thomas G. Masaryk und Plädoyers für den von Arthur Liebert von Belgrad aus propagierten „Universalen Humanismus“.²¹³

2.2. Frankfurt 1925/30: Die Berufungen von Max Scheler, Paul Tillich und Max Horkheimer

Finanzielle Probleme standen anfangs der Wiederbesetzung des Frankfurter Ordinariats für Pädagogik im Wege. Das Ministerium erklärte im April 1925, daß es sich bei dem Lehrstuhl des verstorbenen Amtsinhabers Julius Ziehen um eine Stiftungsprofessur handle und die Inflation das Stiftungskapital so weit entwertet habe, daß an eine Wiederbesetzung nicht zu denken sei.²¹⁴ Beharrliches Drängen der Fakultät führte dann aber zur Rücknahme dieser Entscheidung. Ende 1925 erhielt das Ministerium eine mit Herman Nohl und Julius Stenzel an erster, Ernst Hoffmann an zweiter Stelle besetzten Vorschlag.²¹⁵ Einem vom Fachvertreter Cornelius unterstützten Votum der Naturwissenschaftler, das beklagte, alle drei Vorge-

212 UAR, PA Utitz. - UAH, Kurator Nr. 16380, PA Utitz. - Bio-bibliogr. zu Utitz die Einleitung Henckmanns zum Reprint der ‚Grundlegung‘, 1972, S. VII-XLVII, dort S. XXXIV-XXXVIII, ein häufig ungenauer, bzw. fehlerhafter Lebensabriß (z. B. Utitz sei 1925 Vorsitzender der Kantgesellschaft geworden, Liebert sei sein Kollege in Halle gewesen usw.)

213 Vgl. Henckmann 1985, S. 291-299, der meint, der Bekenntnischarakter dieses idealistischen Humanismus zwingt dazu, die verpflichtende Kraft der kulturellen Werte in der Tat und nötigenfalls im Opfer zu bewähren. - Der Rezensent Herbert Marcuse 1935, S. 270, vermochte in der „ZfS“ einer der Exil-Publikationen von Utitz nur „antiquierte Weltfremdheit“ zu bescheinigen. Vgl. auch Henckmann 1972, S. XXX (zum „dritten Humanismus“ bei Utitz). - Zu Utitz nach 1933: B I. und B III.

214 GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Bd. II, Bl. 264; PrMWKV an Kurator Frankfurt v. 9. 4. 1925. Ebd., Bl. 280; PrMWKV an Kurator v. 18. 7. 1925.

215 Ebd., Bl. 322 ff; Vorschlagsliste v. 14. 12. 1925.

schlagenen kämen von den humanistischen Wissenschaften, schenkte der wieder einmal um die philosophische Fundierung der Pädagogik besorgte Becker keine Beachtung. Er berief Nohl, mußte aber im Mai 1926, nach dessen Absage, eine Ergänzungsliste anfordern. Trotz der Versicherung, diesmal einen „reinen Pädagogen“ gewinnen zu wollen, schlug die Fakultätsmehrheit, wieder im Sinne Beckers, gleichrangig Aloys Fischer und Theodor Litt vor.²¹⁶ Daß man mehr an einen Philosophen als an einen Pädagogen dachte, ist an der Begründung abzulesen, mit der man Berliner Erwägungen zurückwies, den ehemaligen badischen Kultusminister Willy Hellpach (DDP) zu berufen: Ihm fehle die philosophische Schulung, bzw., so auch Cornelius, wo sie erkennbar sei, stamme sie aus trüben Quellen.²¹⁷

Das Ministerium hielt die Besetzung über ein Jahr in der Schwebe, bis sich Becker im Oktober 1927 entschloß, die Fakultät von seiner Absicht zu unterrichten, Scheler zu berufen und zum Ausgleich den Lehrstuhl Cornelius nach dessen Emeritierung einem Pädagogen zu überlassen.²¹⁸ Die Fakultät reichte im Dezember 1927 pro forma den Vorschlag Scheler ein und erinnerte daran, daß man ursprünglich an Cassirer gedacht habe, den man nun bei nächster Gelegenheit für Frankfurt gewinnen wolle.²¹⁹ Offenbar nahm man an, Becker habe bei Schelers Berufung jenes zweite philosophische Ordinariat schaffen wollen, das man seit 1920 mehrfach beantragt hatte.²²⁰ Tatsächlich jedoch kündigte Beckers Schreiben vom Oktober 1927 nur die Umwidmung der pädagogischen Professur Ziehens zugunsten des dann zum SS 1928 mit einem Lehrauftrag für „Philosophie und Soziologie“ berufenen Scheler an. Gleichwohl bestimmte dieses Mißverständnis die weitere, für die Philosophie in Frankfurt recht günstige Entwicklung. Als nämlich 1928 Cornelius' Nachfolger vorzuschlagen und gleichzeitig, nach Schelers Tod im Mai 1928, auch dessen Lehrstuhl neu zu besetzen war, reichte die Fakultät Vorschlagslisten für zwei philosophische Ordinariate ein. Beckers Verpflichtung, Cornelius durch einen Pädagogen zu ersetzen, schien vergessen. Für Scheler nominierte man Cassirer, an den auch ein Ruf erging, der sich aber entschloß, in Hamburg zu bleiben.²²¹ Nach Cassirers Ablehnung forderte das Ministerium die Fakultät auf, neue Besetzungsvorschläge zu unterbreiten und diesmal die Pädagogik zu berücksichtigen.²²² Inzwischen war, datiert vom 22. Oktober 1928, die Liste zur Nachfolge von Cornelius in Berlin eingetroffen.²²³ Heidegger führte sie an, gefolgt von Jaspers und dem Psychologen Max Wertheimer. Zur Besetzung beider Lehrstühle hatte man zuvor über mögliche Kandidaten beraten, die mit Ausnahme Wertheimers sämtlich der geisteswissenschaftlichen Richtung angehörten (Baeumler, Rothacker, Heimsoeth, Grisebach, Stenzel, Ebbinghaus, Jaspers, da-

216 Ebd., PrMWKV an Kurator v. 22. 5. 1926 sowie Ergänzungsliste v. 28. 6. 1926.

217 Ebd., Bl. 382; Gutachten Cornelius. - Vgl. Hammerstein 1989b, S. 282.

218 Ebd., Bl. 407; PrMWKV an Scheler v. 14. 10. 1927.

219 Ebd., Bl. 416.

220 Ebd., Bl. 41 ff; Kurator an PrMWKV v. 8. 7. 1920: Antrag, ein zweites Ordinariat einzurichten und Artur Schneider (vorher Straßburg) zu berufen. Minister Haenisch lehnte dies unter Hinweis auf die Finanzlage ab. Ein Angebot des Bischofs von Limburg, die Stelle für drei Jahre mit Mitteln des Bonifaziusvereins zu alimentieren, wurde in Berlin wegen zu erwartender Folgekosten nicht aufgegriffen.

221 Hammerstein 1989b, S. 275. Ohne Wissen Cassirers hatte Aby Warburg den Minister gebeten, auf Cassirer einzuwirken und ihn, im Interesse der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek, zur Absage an die Frankfurter zu überreden: GStA, Rep. 92/NL Becker Nr. 4926; Warburg an Becker v. 18. 6. 1928 (und dessen Antwort v. 17. 7. 1928).

222 UAF, HPA Tillich; Vorschlagsliste v. 14. 12. 1928 („In Erledigung des Erlasses v. 10. 11. 1928“).

223 Ebd.; Vorschlagsliste v. 22. 10. 1928 gem. Erlaß v. 6. 6. 1928, mit Sondervotum Cornelius.

zu gemäß einer Anregung Beckers: Paul Tillich). Die Nominierung Wertheimers war kaum mehr als ein Zugeständnis an Cornelius, der die von ihm begründete erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Tradition des Lehrstuhls gewahrt wissen wollte und daher für Wertheimer und Ernst von Aster plädierte. Nach abschätzigen Urteilen über Tillich, Rothacker und Grisebach, die Cornelius während der Kommissionssitzungen abgab, formulierte er in einem Sondervotum seine Befürchtungen in Hinblick auf Heidegger und Jaspers, bei deren Berufung nach Frankfurt entweder „dogmatische Metaphysik“ oder „standpunktloser Historismus“ geboten würde, in jedem Falle aber eine „Überschwemmung mit unklarem Gerede“ drohe. Jaspers, den Heidegger der Fakultät u.a. wegen der „Intensität eines philosophischen und von jeder Schulrichtung freien Fragens“ als einen Mann empfahl, der „die Kräfte der Zeit führt und zu lenken sucht“, gelangte mit einer ganz am Heideggerschen Gutachten ausgerichteten Laudatio auf die Liste. Die Würdigung Heideggers, den man erst im fortgeschrittenen Beratungs Stadium in Betracht zog, räumte allerdings ein, seine Philosophie wirke mehr als religiöses denn als philosophisches Erlebnis. Unüberhörbar seien Stimmen, die diese Wirkungen auf die irrationalen Grundlagen von ‚Sein und Zeit‘ zurückführten. Dagegen sei aber der wissenschaftliche Ernst und die Genauigkeit Heideggers ebenso herauszustellen wie seine vorzügliche Kenntnis der historischen Systeme.²²⁴

Mit dem Hinweis auf die gerade ergangenen Berufungen von Heidegger nach Freiburg bzw. Jaspers nach Bonn, gab Becker diese Vorschläge an die Fakultät zurück. Die Frankfurter retournierten im Dezember 1928 einen Doppelvorschlag für Cornelius' Nachfolge und die nunmehr pädagogisch orientierte Neubesetzung des Scheler-Lehrstuhls.²²⁵ Hartnäckig hielt die Fakultät darin an Jaspers fest, da dessen Bonner Berufung noch nicht definitiv entschieden sei. Nur im Fall eines Fehlschlages sei an Nicolai Hartmann zu denken. An zweiter Stelle folgte der von Jaspers selbst um diese Zeit mehrfach empfohlene Alfred Baeumler, der mit seiner Einleitung zu Bachofens ‚Mythos‘ einen Ruf als Geisteshistoriker, mehr noch als Geschichtsphilosoph und philosophischer Anthropologe erworben habe.²²⁶ In der Begründung für den letztgenannten Erich Rothacker übernahm die Fakultät fast wörtlich ein Gutachten Hartmanns und betonte, daß Rothacker seit 1920 an einer Grundlegung der Geisteswissenschaften arbeite, die theoretische Einsicht in die wahre Struktur der Geisteswissenschaften vermittele und nicht etwa „bloße[n] Historismus“.²²⁷ Wie 1925 nannte die pädagogische Liste Nohl, Stenzel und Hoffmann. Für Stenzels pädagogische Eignung ebenso

224 Vgl. auch Brw. Heidegger-Jaspers 1990, S. 110; Heidegger an Jaspers v. 10. 11. 1928.

225 UAF, HPA Tillich; Liste v. 14. 12. 1928.

226 Brw. Heidegger-Jaspers (Anm. 224), S. Ulf., wonach Jaspers Baeumler dem Hochschulreferenten Windelband in einer mündlichen Unterredung für Marburg empfohlen habe (nach Absprache mit Heidegger; Brief v. 12. 11. 1928). Der Erlanger Fakultät schlug er im Frühjahr 1929 Baeumler neben Oskar Becker und Ebbinghaus vor (ebd., S. 120ff), ebenso der Rostocker Fakultät (s. u.: Kap. 2. 11.).

227 Unterstützt wurde Cornelius durch Burckhardt: Heidegger pflege ein lebensfremdes scholastisches Denken, sei reiner Phänomenologe und stünde in der Gefahr, „fachesoterischen Dünkel zu züchten“, mitsamt „eigenbrötlicher Terminologie“. Jaspers bewege sich an der Grenze des philosophischen Dilettantismus und der Popularphilosophie nach Art Spenglers. Allein Wertheimers Werk sei frei von solchen Mängeln. Daß Burckhardt neben ihm und Th. Haering noch den nicht habilitierten Arzt Kurt Hildebrandt (George-Kreis, s. u. A II. 3.) und den versponnenen Kölner Privatdozenten Ernst Barthel (s. o. A I. 3.) nannte, machte ihn als Kritiker der „Popularphilosophie“ aber wenig glaubwürdig (GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Nr. 4, Bd. III, Bl. 81-84; Votum Burckhardt zum Vorschlag v. 22. 10. 1928, undat.).

wie für die Hoffmanns mußten einmal mehr deren Erfahrungen als Gymnasiallehrer herhalten, um zu kaschieren, daß man in Frankfurt eigentlich einen Philosophen wünschte, der wie Hoffmann Platon als großen Erzieher interpretieren oder wie Stenzel die platonische Philosophie „als lebendig wirksame Macht für unsere Zeit“ erhalten könne.²²⁸

Ende Januar 1929 forderte Becker die Fakultät auf, sich zu Tillich zu äußern, den er ja schon im Herbst 1928 ins Spiel gebracht hatte.²²⁹ Für ihn, so lautet die postwendende Antwort, denke man allenfalls an den pädagogischen Lehrstuhl, da er als Religionsphilosoph nicht „Philosoph im eigentlichen Sinne“ sei und sich für den systematischen Lehrstuhl von Cornelius nicht eigne.²³⁰ Mit einem Oktroi übergang der Minister diese kaum verhohlene Ablehnung. Denn offensichtlich durch den neuen Kurator Kurt Riezler ermutigt, das Frankfurter Jonglieren mit ebenso hochkarätigen wie unerreichbaren oder in Berlin nicht genehmten Kandidaten endlich zu beenden, berief er den an der TH Dresden lehrenden Ordinarius für Religionswissenschaft nach Frankfurt.²³¹ Was Becker veranlaßte, Tillich frühzeitig zur Diskussion zu stellen, und was sich der kraft seines Lehrauftrags für Geschichtsphilosophie eng mit dem Fach verbundene Riezler von der Berufung versprach, kann anhand der amtlichen Überlieferung nicht erhellt werden. Doch das alte Motiv weltanschaulicher Ausrichtung philosophischer Lehrstühle dürfte bei einem von Becker geradezu hofierten Mann wie Tillich, der als Theologe auf Philosophie, Psychologie und Politik ausgriff, um „synthetisch“ einen „religiösen Sozialismus“ zu begründen, vermutlich den Ausschlag gegeben haben, wobei der Einfluß des Tillich-Duz-Freundes Adolf Grimme, seit 1928 Ministerialrat im Kultusministerium, nicht zu unterschätzen ist.²³²

Der am 20. August 1886 in Starzeddel bei Guben als Sohn eines Pastors geborene Tillich, in Schönfließ und Königsberg in der Neumark aufgewachsen, machte 1904 in Berlin seit Abitur und absolvierte ein theologisches Studium in Halle, wo er 1912 auch sein zweites theologisches Staatsexamen ablegte und promovierte („Mystik und Schuldbewußtsein in Schellings philosophischer Entwicklung“).²³³ Ohne Kriegsbegeisterung seit Herbst 1914 als

228 GStA wie Anm. 214, Bl. 108-112; Vorschlagsliste v. 14. 12. 1928. Kritik daran war vorher laut geworden: Der sozialistische Landtagsabgeordnete Quark, Mitglied des Kuratoriums der Universität, bestritt, daß Stenzel überhaupt Pädagoge sei. Litt, im November noch in der engeren Wahl, wurde von Quark für „durchaus rückständig“ gehalten (ebd., Bl. 104-105; Quark an Kurator Riezler v. 19. 11. 1928). Riezler hatte sich Becker gegenüber für Stenzel eingesetzt (ebd., Bl. 116—116r).

229 Ebd., Bl. 118; PrMWKV an Fakultät v. 26. 1. 1929.

230 Ebd., Bl. 125; Phil. Fak. an PrMWKV v. 4. 2. 1929. Dazu Riezler an Beckers Hochschulreferenten Windelband v. 6. 2. (ebd., Bl. 126): Tillich sei in den Augen der Fakultät nicht der erwünschte Systematiker. Dem fügte Riezler ein Postscriptum in Sachen Heidegger hinzu, vielleicht in der schwachen Hoffnung, ihn mit Hilfe Beckers doch noch an den Main zu ziehen: Heidegger habe neulich einen Vortrag in Frankfurt gehalten und („wider Erwarten“) einen ausgezeichneten Eindruck hinterlassen. Auch die von ihm, Riezler, im Herbst 1928 erhobenen Bedenken wegen der „eigenwilligen Terminologie“ hätten sich in der persönlichen Diskussion mit dem Philosophen zerstreut. Wie Hartmann in Köln, so scheine sich auch Heidegger in Freiburg der „Katholisierung“ der Universität ausgesetzt zu sehen und fühle sich deswegen „vereinsamt“.

231 Ebd., Bl. 129—129r; Tillich an Windelband: Gespräche, die er in Frankfurt geführt habe, hätten den Entschluß bestärkt, den Ruf anzunehmen. Ebd., Bl. 132; Berufungsvereinbarung v. 14. 3. 1929; Der Lehrauftrag laute auf Philosophie, Soziologie und Sozialpädagogik.

232 Im NL Grimme, GStA, Rep. 92, 79/159, hat die Beziehung leider nur wenige Spuren hinterlassen.

233 Den Dr. phil. („Die religionsphilosophische Konstruktion in Schellings positiver Philosophie, ihre Voraussetzungen und Principien“) hatte Tillich 1910 in Breslau erworben.

Feldprediger an der Westfront (u. a. in der Champagne und vor Verdun) eingesetzt, konnte er sich während eines Urlaubs 1916 in Halle habilitieren („Der Begriff des Übernatürlichen, sein dialektischer Charakter und das Princip der Identität, dargestellt an der supranaturalistischen Theologie vor Schleiermacher“; PV. am 3. 7. 1916: Volkstum und Christentum). Seit Juli 1918 wieder in der Heimat, habilitierte Tillich sich Anfang 1919 an die Berliner Universität um (AV.: Das Dasein Gottes und die Religionspsychologie). Politisch angelehnt an USPD und SPD fand der einst sehr aktive Wingolf-Bundesbruder und eher preußisch-konservative Spätidealist in der Volkshochschule Groß-Berlins und im „Kairos-Kreis“ auch außerakademische Wirkungsmöglichkeiten.²³⁴ Ungeachtet der frühen Annäherung an die USPD und ungeachtet auch des 1929 erfolgten Eintritts in die SPD, könnte Tillich jedoch mit vielen Stereotypen seiner „Zeitdiagnostik und Zeitkritik“ ebenso als „verkappter Exponent“ der „Konservativen Revolution“ eingestuft werden.²³⁵

Tillichs Verbindung zu Grimme, der im Februar 1930 Beckers Nachfolge antrat, begünstigte wiederum die ungewöhnliche Hausberufung Max Horkheimers auf den 1930 neu gestifteten Lehrstuhl für Sozialphilosophie. Der Fabrikantensohn Horkheimer, 1885 in Stuttgart-Zuffenhausen geboren, hatte 1911 mit einer kaufmännischen Ausbildung begonnen und war 1914 bereits als Juniorchef und Prokurist in die Leitung der väterlichen Textilfabriken eingetreten - auch um als „unabkömmlich“ einer Einberufung zu entgehen. 1917 doch noch gemustert, aber als untauglich nicht im Frontdienst verwendet, erlebte er die Novemberrevolution in München, wo er 1919 das Abitur nachholte und ein nationalökonomisches und philosophisch-psychologisches Studium begann. 1920 wechselte Horkheimer nach Frankfurt, wo er, nach zwei bei Husserl und Heidegger in Freiburg verbrachten Semestern, 1922 mit einer von Cornelius betreuten Arbeit promovierte: ‚Zur Antinomie der teleologischen Urteilskraft‘. Cornelius, der Horkheimer zu seinem Assistenten gemacht hatte, sorgte 1925 auch dafür, daß dessen Habilitationsschrift ‚Kants Kritik der Urteilskraft als Bindeglied zwischen theoretischer und praktischer Philosophie‘ reibungslos die Fakultät passierte und Horkheimer, obwohl wirtschaftlich unabhängig, 1928 einen besoldeten Lehrauftrag für die Geschichte der neueren Philosophie erhielt - als Trostpflaster für die von der Fakultät Cornelius verweigerte Bitte, seinen Lieblingsschüler zu seinem Nachfolger zu ernennen.²³⁶ Die ihm 1928 versagt gebliebene Berufung glückte zwei Jahre später, als die Gesellschaft für Sozialforschung Horkheimer mit der Leitung des Instituts für Sozialforschung betraute und gegen Widerstände der immer noch um einen Pädagogen bemühten Fakultät durchsetzen konnte, daß dem Institutsleiter zugleich der von ihr gestiftete Lehrstuhl für Sozialphilosophie gebühre.²³⁷

234 Zur Biographie Tillichs, die recht gut erforscht ist: Pauck 1978 und mit einigen Verbesserungen der Pauck-Arbeit: Albrecht/Schüßler 1993. Für das spätidealistische, an Schelling orientierte Frühwerk die ausgezeichnete Studie von Wenz 1979.

235 So Wenz 1991, S. 88f.; dazu hier ausführlicher: A III. 1.

236 GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Nr. 15, Bd. I, Bl. 171; Phil. Fak. an PrMWKV v. 8. 5. 1925. Die PV. fand am 27. 2. 1925 statt: Die Wesensschau in der phänomenologischen Philosophie Edmund Husserls. AV. am 2. 5.: Kant und Hegel. - Wiggershaus 1986, S. 55ff. - Zur Biographie Horkheimers: Gummior 1973.

237 Wiggershaus 1986, S. 50f. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Nr. 4, Bd. III, Bl. 189; Stellungnahme der Phil. Fak. v. 26. 6. 1930: Schwere Bedenken seien dagegen vorzubringen, daß das Präjudiz der Stifter das Vorschlagsrecht der Fakultät aushöhle. Ein solches Verfahren gebe außerakademische Stel-

Horkheimer lieferte in seiner Antrittsvorlesung über ‚Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung‘ die Andeutung eines interdisziplinären Programms für die Kooperation der Frankfurter Philosophen mit ihren sozialwissenschaftlichen Kollegen, legte aber den Hauptakzent auf das dafür unabdingbare Verständnis eines anti-metaphysischen Philosophiebegriffs. Damit näherte Horkheimer sich dem marxistischen Materialismus, ohne ein Bekenntnis zu kommunistischen Parteidogma abzulegen.²³⁸

Die Fakultät blieb nach Tillichs Berufung der Ansicht, neben ihm müsse ein Systematiker wirken. Die Pädagogik solle daher vorerst mit einem Lehrauftrag abgefunden werden, so daß man nun ganz auf eine philosophische Besetzung des Lehrstuhls Schelers drängte. Ende Mai 1929 traf wieder einmal eine Liste aus Frankfurt in Berlin ein, und abermals mit nicht eben bescheidenen Wünschen: Hartmann primo, Heidegger secundo loco. Doch Becker, der lange mit sich zu Rate ging, entschied in den letzten Wochen seiner Amtszeit (ausnahmsweise!) zugunsten der Pädagogen und schlug Ernst Kriek von der Pädagogischen Akademie Frankfurt vor. Die Beschwerde der Fakultät erfaßte zielsicher, was Becker bei diesem Personalangebot im Sinn hatte, nämlich Kriecks Bemühen, der Pädagogik eine philosophische Grundlage zu geben, womit er wieder nur einen verkappten Philosophen begünstigt habe. Gerade dem Volksschullehrer Kriek sprach man aber die Fähigkeit zu selbständigem philosophischen Denken ab und bemängelte dessen unscharfe eklektizistische Begriffsbildung. Diese, die Handschrifts Tillichs und Wertheimers verratende Zurückweisung, führte unter Grimme dazu, Kriecks Berufung nicht weiter zu verfolgen und den pädagogischen Lehrstuhl bis 1933 unbesetzt zu lassen.²³⁹

2.3. Münster 1928/1930: Die Berufungen von Heinrich Scholz und Peter Wust

Der weitere Ausbau von Pädagogik und Psychologie zu Lasten der Philosophie wurde vom Ministerium gegen den Willen der Fakultät 1927/28 auch in Münster verhindert, obwohl Becker im Juli 1923 ein neues pädagogisches Ordinariat in Aussicht gestellt und zu

len einen unzulässigen personalpolitischen Einfluß und gefährde die „strenge Sachlichkeit [sie!] der Auswahl“. Im übrigen habe man kein deutliches Bild von der Philosophie, die Horkheimer vertrete. Zumindest dürfe der LA nicht auf „Philosophie und Soziologie“ lauten, da sonst die Interessen des soziologischen Fachvertreters berührt würden. Dieser, Karl Mannheim, wandte sich dann auch direkt ans Ministerium, um auf eine Korrektur (Sozialphilosophie statt Soziologie) hinzuwirken. Andernfalls monopolisiere Horkheimer das Fach, zumal er am IfS auch Stipendien vergeben könne.

238 Horkheimer (1931) 1972, bes. S. 37–41. - Zum „Sozialismus“ von Horkheimer, Tillich und Adorno vgl. u.: A III. 1.

239 Hammerstein 1989b, S. 283ff. - GStA (wie Anm. 237), Bl. 154; Vorschlagsliste v. 28. 5. 1929. Ebd., Bl. 155; PrMWKV an Phil. Fak. v. 12. 11. 1929: Vorschläge für Neubesetzung einer pädagogischen Professur erbeten, zu Kriek äußern. Ebd., Bl. 219–225; Vorschlagsliste v. 25. 2. 1930: Kriek philosophisch unoriginell. Ansonsten favorisiert: Gelb und Häberlin (beide als Psychologen, die die Pädagogik neu begründeten), oder Mennicke und Ulich als sozialpädagogisch/kulturpolitische Praktiker, oder Stenzel, der das Fach philosophiehistorisch fundiere.

ste diskreditiert und somit in der Sache einen schweren taktischen Fehler begangen zu haben.²⁴³

Kompromißbereit setzte Dekan Ettlinger, Beckers Freund seit der gemeinsamen Frankfurter Schulzeit, seinem Minister dann auseinander, man habe ja von Anfang an einen systematischen Philosophen gewinnen wollen, dabei aber die „mathematische und naturwissenschaftliche Durchbildung“ (vielleicht zu stark) betont. Psychologische Kenntnisse habe man allein wegen der unumgänglichen Kooperation mit der Abteilung für angewandte Psychologie verlangt. Im Klartext hieß das, daß Ettlinger nicht länger an Wirth festhalten wollte, so daß die Psychologie in Münster weiter nur mit einer nichtbeamteten Kraft auskommen mußte. Die Fakultät setzte ihre Hoffnungen dann auf Haerings Berufung. Und als Kenner der mathematischen Logik rückte Scholz neu auf die Liste, auch Rothacker („würdiger Schüler Diltheys“) gönnte man ein paar anerkennende Zeilen (vielversprechend, Lehrtätigkeit müsse sich in Münster aber noch ausbreiten), während eine Stellungnahme zu Hönigswald und Jacoby schlicht verweigert wurde.²⁴⁴ Es erforderte noch mehrmonatige, zähe Verhandlungen in der Kommission, bis eine offenbar knappe Mehrheit für Scholz zustande kam, so daß die drohende Oktroyierung verhindert werden und die Berufung zum WS 1928/29 erfolgen konnte.²⁴⁵

Den gegen den Willen der jeweiligen Fakultät vom Ministerium durchgesetzten Berufungen von Utitz, Tillich, Horkheimer und Scholz folgte im Herbst 1930 eine ministerielle Personalentscheidung, die ähnlich souverän die Dispositionen einer Fakultät durchkreuzte, die aber keineswegs eine vergleichbar sozialdemokratische Handschrift verriet wie bei Tillich und Horkheimer. Wer die „einflußreichen Freunde“ waren, die sich bei Grimme für den nicht habilitierten Kölner Studienrat Peter Wust eingesetzt haben sollen²⁴⁶, ist sowenig aktenkundig wie das Motiv, das den Sozialisten Grimme bewogen haben mag, einem „romantischen Theokraten“²⁴⁷ und Anti-Sozialisten wie Wust zu akademischer Wirkung zu verhelfen. Die Münsteraner Fakultät war nach Ettlingers Tod noch von Becker ersucht worden, Wust bei der Nachfolge zu berücksichtigen. Und Beckers kulturpolitischen Vorstellungen kann man recht mühelos mit dem Titel von Wusts Erstling, ‚Die Auferstehung der Metaphysik‘ (1920), in Verbindung bringen, während ähnliche Affinitäten zu Grimmes religiösem Sozialismus nicht erkennbar sind - wenn man nicht abstellen will auf einen starken antikapitalistischen Affekt und einen diffusen, persönliche Beziehungen zu Grimmes Lehrer Husserl begründenden Willen zu idealistischer Neuorientierung. Daß Husserl ähnlich wie für Heidegger auch für Wust bei Grimme interveniert haben könnte, ist jedoch nicht von der Hand

243 UAMs, Phil. Fak, B II 1 b; Menzer an Dekan v. 15. 12. 1927 und Müller an Dekan v. 16. 12. 1927.

244 Ebd., Kur., Fach 8, Nr. 3, Bd. 3 und: GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 3, Bd. XVI, unpag.; Nachtragsliste v. 22. 12. 1927. Gutachten waren seitens der Fakultät eingeholt worden von Bauch, Becher, Kafka, H. Maier, Medicus, Menzer, Schwarz, Störing, Stumpf, Wundt und „vier weiteren Herren, von denen die Erlaubnis zur Nennung ihres Namens nicht rechtzeitig eingetroffen ist“.

245 UAMs, Phil. Fak. Nr. 173; Scholz an Ettlinger v. 3. 3. 1928 wg. des ausstehenden Fakultätsbeschlusses. Scholz rechnete zu diesem Zeitpunkt nicht damit, daß die Entscheidung zu seinen Gunsten ausfallen würde.

246 Diese Einflüsse erwähnt Wusts Biograph Veauthier 1984, S. 296 - seine Kenntnisse offenbar aus dem umfangreichen Briefwechsel Wusts beziehend, dessen Veröffentlichung er ebd., S. 305, verspricht, die aber bis heute (1998) nicht vorliegt.

247 So die gelungene Charakterisierung von C. Weber 1994, S. 89.

zu weisen.²⁴⁸ Jedenfalls wurde Wust, wie sich der Mathematiker Heinrich Behnke erinnert, der Fakultät, die einen „Spezialisten“ bevorzugt habe, regelrecht „oktroiert“.²⁴⁹ Die vierzehn Tage nach Beckers Rücktritt in Berlin eingetroffene Vorschlagsliste führte an erster Stelle den nb. Freiburger Extraordinarius Georg Stieler, secundo loco Hans Eibl (Wien) und Bernhard Rosenmöller (Münster), und zuletzt den gerade erst habilitierten Münchener Privatdozenten Fritz-Joachim von Rintelen auf. Die Begründung war jeweils darauf ausgerichtet, Qualitäten herauszustreichen, die Wust abgesprochen werden sollten: Lehrerfahrung, Lehrerfolg und wissenschaftliches Renommee. Stieler, 1920 in Münster promoviert, und Rosenmöller, der sich 1923 dort habilitierte, waren zudem im weitesten Sinne Schüler Ettlingers, und beide - wie Eibl - in erwünschtem Maße philosophiehistorisch ausgewiesen. Im Falle von Rintelens genügte der Fakultät offenbar die Autorität Martin Grabmanns, um ihn auf diesem Felde als „vielversprechenden Gelehrten“ zu akzeptieren. Über den in „kompetenten katholischen Kreisen so verschiedenartig beurteilten“ Wust hieß es dagegen, daß seine Schriften nicht die Qualität besäßen, um seine Nennung mit dem „wissenschaftlichen Verantwortungsgefühl der Fakultät“ in Einklang zu bringen. Zudem hielt man es, in Übereinstimmung mit der Katholisch-Theologischen Fakultät für ausgeschlossen, daß ein Mann ohne Lehrerfahrung das feststehende Pensum dieses Ordinariats bewältigen werde. Ebenso wenig Unterstützung fand Wust bei den Nichtordinarien, die klar ihren Kollegen Rosenmöller bevorzugten, um neben ihm noch - wie Rosenmöller selbst - von Hildebrand, Behn, Honacker und Meier zu nennen. Der bei der Auswahl satzungsgemäß zu konsultierende Vertreter der Katholisch-Theologischen Fakultät, Johann Peter Steffes, ein „gemäßigter“ Neuscholastiker, verlangte, daß der neue Lehrstuhlinhaber über „Kenntnis der Lehren des Geistes der Patristik und Scholastik“ verfügen müsse und die katholischen Studenten auch darüber hinaus in der Geschichte der Philosophie, in der Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie zu unterweisen habe. Allein aufgrund dieser Präferenzen schied Steffes Wust, ohne ihn explizit zu nennen, aus dem Kreis der Kandidaten aus. Für ihn kamen neben Rosenmöller nur von Hildebrand und von Rintelen in Betracht, während er bei Eibl hinreichendes systematisches Wissen vermißte.²⁵⁰ Um den derart von Münster abgelehnten Wust entbrannte offenbar ein monatelanges Tauziehen hinter den Kulissen. Im August 1930 ging sogar die Falschmeldung durch die Presse, Wust sei berufen worden. Doch erst im Oktober fiel dann Grimmes Entscheidung zu dessen Gunsten.²⁵¹

248 Es bestand, ausweislich der Nachlässe von Becker und Grimme im GStA, abgesehen von zwei unergiebig-unverbindlichen Schreiben Wusts an Becker aus dem Jahre 1928, keine persönliche Verbindung. Briefe Wusts an Husserl, darunter ein emphatisches Bekenntnis v. 4. 7. 1928 („in mir drängt alles [...] nach Ehrfurcht, nach Stabilität“), sind jetzt in dessen Brw. 1994, Bd. VI, S. 473ff., abgedruckt.

249 Behnke 1978, S. 104. Ähnlich Pieper 1976, S. 152f., der berichtet, daß die Fakultät es dem „Studienrat“ Wust nie verziehen habe, ihr aufgenötigt worden zu sein.

250 UAMs, Kur., Fach 8, Nr. 3, Bd. 3; Vorschlagsliste Nachfolge Ettlinger v. 10. 2. 1930. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 13, Tit. IV, Nr. 3, Bd. XVII, Bl. 68-76.

251 Wie Anm. 250. - Wohl unter dem Druck des Zentrums mußte Grimme im Frühjahr 1932 die Fakultät auffordern, einen Katholiken für einen Lehrauftrag Pädagogik zu benennen und sich zu dem 1930 primo loco vorgeschlagenen Georg Stieler zu äußern. Das kann als „Nachkarten“ gegen den von der Zentrumsprominenz in Münster wenig geschätzten Wust, aber auch als Ausdruck des hochschulpolitischen Expansionismus der „Schwarzen“ verstanden werden. Die Fakultät verwahrte sich gegen diese „Einmischung“ in ihre Kompetenzen, erklärte sich jedoch bereit, Stieler (lieber noch: Rosenmöller)

Wust wurde am 28. August 1884 im saarländischen Rissenthal geboren. Die ärmlichen Verhältnisse, in denen der Sohn eines Siebmachers dort aufwuchs, hat Wust in seinen Lebenserinnerungen ‚Gestalten und Gedanken‘ ausführlich und nicht ohne Hang zur Verklärung der materiellen Nöte geschildert. Die positiv erfahrene, karge vorindustrielle Herkunftswelt trug nicht wenig zu Wusts radikaler Kritik an der zivilisatorischen Moderne bei. Erst nach der Entlassung aus der Volksschule gelang es ihm 1899, mit kirchlicher Unterstützung, ein Trierer Gymnasium zu besuchen. Dort kam er im Bischöflichen Konvikt unter, ergriff aber nach dem Abitur nicht, wie vom Elternhaus und seinen geistlichen Förderern gewünscht, den Priesterberuf. Wust studierte von 1907 bis 1910 in Berlin und Straßburg Philologie und Philosophie. Nach bestandem Staatsexamen (1910) erhielt er eine Stelle an einer Berliner Oberrealschule, wechselte aber bald nach Neuß (1911-1915) und kehrte dann als Oberlehrer zurück ans Trierer Gymnasium. Um nach dem Erfolg seiner ‚Auferstehung der Metaphysik‘ Anschluß ans akademische Leben zu gewinnen, ließ er sich 1921 nach Köln versetzen, wo er schnell im Scheler-Kreis Aufnahme fand und sich als freier Mitarbeiter des Zentrumorgans „Kölnische Volkszeitung“ zu einem Wortführer der katholischen „Erneuerung“ abendländischer Kultur entwickelte, die seiner Absicht nach ohne den Rückhalt des christlichen Glaubens, unter der Herrschaft des Materialismus, Liberalismus sowie letztlich auch des Demokratismus, dem „Verfall“ preisgegeben sei.²⁵²

2.4. Leipzig - Köln - Kiel 1925/1929: Die Berufungen von Hans Freyer, Nicolai Hartmann, Julius Stenzel und Richard Kroner

Nicht an einer preußischen Hochschule, wie Becker dies wohl gern durchgesetzt hätte, sondern in Leipzig wurde 1925 der erste, ausschließlich der Soziologie gewidmete Lehrstuhl eingerichtet. In der Fakultät hatte man dort seit Anfang 1921 über die Besetzung gestritten: Einige Kommissionsmitglieder wie Krueger und der Historiker Brandenburg wollten überhaupt keinen Soziologen, weil sie das Fach politisch für eine linke Domäne hielten. Ihre Kollegen, die dem Angebot ihres linken Ministers weniger mißtrauten, konnten sich auf keinen Kandidaten einigen. Nachdem das Angebot aus finanziellen Erwägungen zurückgestellt worden war, trieb der USPD-Minister Fleißner im Frühjahr 1923 plötzlich zur Eile und forderte eine Vorschlagsliste. Die Kommission erwog zunächst die Alternative, „ob überhaupt eine Liste eingereicht werden soll - da die Fakultät niemals einen direkten Antrag auf Errichtung eines Ordinariats für Soziologie gestellt hat“.²⁵³ Da aber alles daraufhindeutete, daß Fleißner ohne Liste den Austromarxisten Max Adler berufen würde, rang sich die Kommission dazu durch, Alfred Vierkandt (1), Othmar Spann (2) und, favorisiert von Litt

als Honorarprofessor zu akzeptieren (UAMs, Fach 8, Nr. 3, Bd. 3; Phil. Fak. an PrMWKV an 20. 6. 1932).

252 Biographisch außer Veauthier (1984) vor allem Wusts Selbstzeugnisse und die Darstellung von Verne Kohl in Bd. VII-X (1966-1969) der Ges. Werke. Eher psychologisch interessant der Brw. mit Marianne Weber (Wust 1951). - Werkanalysen bei Westhoff 1982 (Kurzfassung ders. 1990) und, leider vornehmlich unkritisch referierend: Lohner 1990; dort S. 509-607 über den Kulturphilosophen Wust. - Zu Wusts politischen Ansichten: A III. 1.

253 UAL, PA 474, Bl. 27-28, 37; Protokolle der Kommissionssitzungen v. 17. 2./31. 5. 1921 und 30. 5. 1923.

und Krueger, Hans Freyer (3) zu benennen. Adler war mit Spengler, Kelsen und Eulenburg ausgeschieden worden.²⁵⁴ Fleißner ignorierte diesen Vorschlag: Man habe die Fakultät nie im unklaren darüber gelassen, daß „ein wissenschaftlicher Vertreter des modernen Marxismus“ Berücksichtigung finden möge und „hierbei auf Professor Max Adler in Wien hingewiesen“. Mit ihm solle „ein hochrangiger Vertreter einer wissenschaftlichen Richtung zu Wort kommen, die auf die Gestaltung des geistigen und sozialen Lebens der Gegenwart von stärkstem Einfluß gewesen ist“. Ungeachtet der Fakultätsvorschläge würden daher mit Adler umgehend Berufungsverhandlungen aufgenommen.²⁵⁵ Ähnlich wie im Fall Hermann Schneider (s. A. I. 2.8.) legte die Fakultät gegen diese eklatante Mißachtung ihres Vorschlagsrechts Verwahrung ein, erhob öffentlichen Protest und bemühte den sächsischen Landtag. Geholfen hätte das alles nichts, wenn Adler Fleißners Berufsangebot nicht abgelehnt hätte.²⁵⁶ Erst nach dem Sturz der linkssozialistischen sächsischen Regierung und der Übernahme des Kultusministeriums durch den DVPlar Fritz Kaiser bot sich Freyer als Kompromißkandidat an. Auch der linke, im Amt gebliebene Hochschulreferent Robert Lilién (USPD), trat trotz politischer Differenzen für die Berufung seines Schulfreundes ein: Teilte doch Freyer seine antibürgerliche, antikapitalistische Einstellung ebenso wie die Sehnsucht nach einer fundamentalen geistig-kulturellen Erneuerung, die im Zeichen des von Freyer in seiner Habilitationsschrift lancierten, nach Ulichs Ansicht mit dem marxistischen Sozialdemokratismus nicht unverträglichen „deutschen Sozialismus“ in Angriff genommen werden könne. Ulich nahm daher das Berufungsverfahren in seine Hand und drängte Freyer, von Kiel nach Leipzig zurückzukehren, was dann zum SS 1925 auch geschah.²⁵⁷ In seiner Zusage formulierte Freyer sein Selbstverständnis als Soziologe, indem er die Fakultät bat, seinen Lehrauftrag auf die „Soziologie und Kulturphilosophie“ zu erweitern. Dies gehe aus der Erwägung hervor, daß die Soziologie sich noch nicht von der Philosophie gelöst habe: „Ich glaube infolgedessen, daß jede soziologische Forschung und Lehre, die sich vertiefen will, starke Stücke der Kulturphilosophie und Geschichtsphilosophie in sich einbeziehen muß.“²⁵⁸

Für Freyers Nachfolge setzte die Kieler Fakultät wie selbstverständlich, wegen seiner Bedeutung auf jede Einzelbegründung verzichtend, Nicolai Hartmann auf den ersten Platz

254 Ebd., Bl. 39-40; Sitzungsprotokolle v. 6. und 11. 6. 1923 sowie Bl. 46-52; Vorschlagsliste v. 14. 6. 1923 (dort einleitend Zweifel, inwieweit Soziologie „eine nach Gegenstand und Methode einigermaßen feststehende wissenschaftliche Disziplin“ sei, und „ob es überhaupt im Kreise der Wissenschaft ein legitimes Arbeitsgebiet gebe, dem dieser Name beigelegt werden könne“).

255 Ebd., Bl. 53; Fleißner an Phil. Fak. v. 5. 7. 1923.

256 StAD, Vobi. 10281/267, PA Schneider; dort die Eingabe der Fakultät an den Landtag v. 28. 12. 1923. - UAL, PA 474, Bl. 54-56; Phil. Fak. an Fleißner v. 19. 7. 1923: Nicht nur, daß man in der Besetzungsfrage übergangen worden sei, könne nicht hingenommen werden. Auch angesichts der wissenschaftlichen Qualifikation Adlers stoße die Entscheidung auf Unverständnis. Er sei Politiker und Rechtsanwalt, halte nur „kleine Vorlesungen, vornehmlich über Sozialismus“, bewege sich in begrifflichen Abstraktionen und zeige überall einen „auffallenden Mangel an geschichtlichem Sinn und geschichtlichen Kenntnissen, die wir neben philosophischer Durchbildung bei einem Soziologen für unerlässlich halten.“ Im übrigen: „Sein apologetisches Eintreten für die marxistische Geschichts- und Staatsauffassung kann die Fakultät nicht als Ersatz für das Fehlen eigener schöpferischer Gedanken anerkennen.“ - Vgl. auch: Müller 1987, S. 137-139.

257 Müller 1987, S. 140f.

258 UAL, PA 474; Freyer an Phil. Fak. v. 24. 10. 1924.

ihrer Vorschlagsliste. Nur der Privatdozent Ferdinand Weinhandl begründete seine Wahl mit Hartmanns Rang als Systematiker, dem „die Tieferlegung der Fundamente des ontologischen Standpunkts gelungen“ sei, und der durch die „Inangriffnahme des Apriorismusproblems“ entscheidend zur Überwindung des „Marburger Standpunkts“ beigetragen habe. Den „dezidiert geisteswissenschaftlichen Anforderungen“ werde allerdings der Zweitplazierte Julius Stenzel eher gerecht – eine Einschätzung, die Scholz teilte. Den Stenzel besonders empfehlenden Hieb gegen den Neukantianismus versetzte der Altphilologe Jacoby: Stenzels auf „gediegenster Quellenforschung beruhende Plato-Auffassung“ hätte das nötige Gegengewicht zu den „gewaltsamen Konstruktionen der Marburger Schule“ geschaffen.²⁵⁹

Ein energischer Vorstoß von Konrad Adenauer, der Hartmann für die besonderen Aufgaben der Kölner Universität in der „westlichen Grenzmark“ reklamierte, und der sich auf eine bereits im November 1924 eingereichte Kölner Liste berief²⁶⁰, ließ den Kielern dann das Nachsehen, so daß es zur Berufung Stenzels kam.²⁶¹

Stenzel, am 9. Februar 1883 in Breslau geboren, wuchs in einem katholischen Elternhaus auf. Der Vater war Eisenbahnbetriebssekretär. Stenzel absolvierte 1902 das Kgl. Wilhelm-Gymnasium, und verbrachte, finanziell beengt, seine Studienzeit (Klassische Philologie, Philosophie) ausschließlich in Breslau, wo er 1908 mit einer philologischen Dissertation promovierte. 1907 hatte er das Staatsexamen bestanden, 1909 seinen Vorbereitungsdienst beendet. Seit dem 1. Oktober 1909 unterrichtete er als Oberlehrer am Johannes-Gymnasium in Breslau. Von Dezember 1916 bis zum Januar 1919 diente Stenzel bei einer Nachrichteneinheit an der Ostfront, zuletzt als Leutnant d. R. (EK II). Am 27. November 1920 erhielt er die *venia* für Philosophie in Breslau („Zum Problem der Philosophiegeschichte“), 1923 einen Lehrauftrag: Grundprobleme der Sprachphilosophie und Bedeutungstheorie. Mit seinen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff gewidmeten „Studien zur Entwicklung der platonischen Dialektik von Sokrates zu Aristoteles. Arete und Diaireses“ (1917) hatte Stenzel die erkenntnistheoretische Platon-Deutung Natorps zu widerlegen versucht und sich gleichstrebigen Bemühungen Werner Jaegers angeschlossen. 1924 feierte Jaeger in einer umfangreichen DLZ-Rezension Stenzels „Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles“ (1924) als „Typus der Philosophiegeschichte, dem die Zukunft gehört“. In der „Personalunion“ des historisch-philologischen und des systematisch-philosophischen Forschers habe Stenzel die 1917 er-

259 LAS, Abt. 47, Nr. 415/803, Bl. 94 ff; Vorschlag v. 20. 1. 1925.

260 UAK, Zug. 17/2001; Adenauer an PrMWKV v. 20. 3. 1925, nachdem er selbst am 19. 3. zu raschem Einschreiten gedrängt worden war, weil die Kölner Fakultät befürchtete, das Ministerium werde Kiel bevorzugen. Neu zu besetzen war der Lehrstuhl von Robert Saitschick, der, in Ascona lebend und angeblich „krank“, seinen Lehrverpflichtungen immer seltener nachgekommen war. Die Fakultät hatte ihre Liste Ende Juli 1924 komplett: Hartmann als „Gegner aller traditionellen [sc. neukantianischen] Philosophenschulen“ *primo loco*, Jaspers auf dem zweiten Platz (schon distanzierter hieß es über ihn, er sei Relativist, halte Metaphysik für unmöglich, löse in fragwürdiger Weise die Weltanschauung aus ihren historischen Lebenskontexten und reduziere sie auf „Personentypen“) und schließlich Th. Häering, dessen Versuch, den metaphysischen Wahrheitsanspruch des naiv-realistischen Weltbildes zu verteidigen, Anerkennung fand (GStA, Rep. 76Va, Sek. 10, Tit. IV, Nr. 5, Bd. II, Bl. 18ff; Vorschlag v. 28. 7. 1924). – Heimbüchel 1988, S. 473f.

261 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. VII, Bl. 86-87, 361; Habil. und LA Stenzel. – UAH, Kur. 14976, PA Stenzel. – B. Stenzel, in: Stenzel 1956, S. VII f.

folgreich begonnene Destruktion „der neukantianisierenden Platonforschung und Aristotelesverketzerung“ fortgesetzt.²⁶²

Die von Jaeger noch vermißte Verknüpfung der „Zusammenhänge des dialektischen Motivgewebes mit den kosmisch-politisch-ethischen Grundmotiven“ bei Platon, und damit die Herausarbeitung der kulturpolitisch aktualisierbaren Bestände, trug dann Stenzels ‚Platon der Erzieher‘ 1928 nach. In einem nach seiner Berufung verfaßten Privatschreiben an Becker umriß er sein Philosophieverständnis, das man vor seiner Berufung bei ihm stillschweigend wohl vorausgesetzt hatte: Freudig bejahe er Beckers ideales Telos, das intellektualistischer Wissenschaft und Philosophie entgegengesetzt sei. Von Max Weber über die Problematik des Politischen belehrt, sei ihm der Hiatus zwischen Theorie und Praxis bewußt, doch dürften Weltanschauungen und Fachwissenschaften keinen letzten Gegensatz darstellen. Vielmehr müsse in jeder Sonderdisziplin das „Ethos des vollen Menschen“ realisiert werden - nach griechischem, platonischem Vorbild.²⁶³

Wie geschildert folgte Heinrich Scholz 1928 einem Ruf nach Münster. Durch die von ihm geschaffenen Beziehungen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften war der Anteil der Mathematiker und Physiker am philosophischen Lehrbetrieb der Kieler Universität erheblich gestiegen. Die Fakultät legte in ihrer Mehrheit daher Wert darauf, einen ausgewiesenen Kenner der Naturwissenschaften zum Nachfolger von Scholz zu berufen. Moritz Geiger (Göttingen), dessen Beiträge zu Axiomatisierung der euklidischen Geometrie die Laudatio herausstellte, und Oskar Becker (Freiburg), dem man eine ungewöhnliche Vertrautheit mit den Problemen der Mathematik nachsagte, schienen die Kriterien am besten zu erfüllen. Scholz ergänzte in einem Sondervotum die Namen Paul Bernays und Rudolf Carnap, auf den auch Weinhandl aufmerksam machte. Realistisch rechneten die Kieler damit, daß Minister Becker wohl kaum an einem weiteren Logiker auf dem Lehrstuhl einer preußischen Universität interessiert gewesen sein dürfte. Auf einer geisteswissenschaftlich orientierten Ersatzliste schlugen sie deshalb Richard Kroner (Dresden) und Weinhandl vor. Kroners Einsatz für den Ausbau der Kulturwissenschaftlichen Abteilung an der TH Dresden war im Hause Becker ja schon 1925 wohlwollend mit der Aufforderung an die Hallenser Fakultät quittiert worden, ihn für die Nachfolge Frischeisen-Köhlers zu berücksichtigen. Diesmal standen der Berufung keine Hindernisse im Weg.²⁶⁴ Daß wie Baeumler etwas boshaft kolportierte, Breslauer Konnexionen dabei zumindest nicht hinderlich waren, ist anzunehmen: Die Ehefrauen der beiden Breslauer Stenzel und Kroner waren miteinander verwandt.²⁶⁵

262 Jaeger 1924, Sp. 2049, 2054f.

263 GStA, Rep. 92, NL Becker Nr. 4321; Stenzel an Becker v. 29. 6. 1926.

264 LAS, Abt. 47, Nr. 415/804, Bl. 196ff.; Vorschlag v. 15. 5. 1928.

265 NL Baeumler; Baeumler an W. Eberhardt v. 7. 7. 1928: „Ad Reich Israel: Kroner hat [...] einen Ruf nach Kiel erhalten, wo Stenzel, dessen Frau mit Frau Kroner eng verwandt ist, sitzt.“ - Dazu Stenzel später: An Kroners Berufung sei er beteiligt gewesen wie jedes andere Kommissionsmitglied, also ohne sich für diesen Kandidaten im PrMWKV besonders eingesetzt zu haben. Zwischen den Ehefrauen bestand nur eine „entfernte Verwandtschaft“ (UAH, Rep. 6/1866; Schreiben an M. Loepelmann/Vorstand Kant-Gesellschaft v. 8. 2. 1934).

2.5. Marburg - Freiburg 1927/28: Die Berufungen von Martin Heidegger, Dietrich Mahnke und Erich Frank

Die Wiederbesetzung des Marburger Lehrstuhls von Nicolai Hartmann, über die im Frühjahr 1925 zu beraten war, ist in Hinblick auf den bevorzugten Kandidaten der Fakultät, Martin Heidegger, schon mehrfach thematisiert worden.²⁶⁶ Gegen den ausdrücklichen Wunsch der Fakultät, die Heidegger zunächst *primo et unico loco* vorschlagen wollte, um dann doch noch neben ihm aus taktischen Gründen und in weitem Abstand Heinz Heimsoeth und Alexander Pfänder zu nennen, lehnte Becker die Berufung ab und begründete dies mit dem geringen Umfang des von Heidegger bis dahin Publizierten.²⁶⁷

Selbst als die Fakultät Ende 1926 die Druckfahnen von ‚Sein und Zeit‘ vorwies, blieb Becker bei seiner Weigerung und verlangte einen Neuvorschlag.²⁶⁸ Nun erst glaubte die Fakultät, sich ganz umstellen zu müssen. Unter politischen Vorzeichen, so Heidegger, sei es einem Teil der Kommission ohnehin nur darum gegangen, möglichst keinen Juden vorzuschlagen und „die deutschnationale und völkische Partei in der Fakultät zu stärken“. Heidegger selbst rühmte sich, das Schlimmste, Bruno Bauch oder Max Wundt, abgewendet zu haben.²⁶⁹ Demnach wäre das in der Liste genannte neue, gegen „unfruchtbare Systemkonstruktionen“ gerichtete Auswahlkriterium „Philosophie der Mathematik und mathematische Naturwissenschaften“ - bzw. allgemeiner: „Vertrautheit mit einzelwissenschaftlicher Forschung“ - nur vordergründig von Bedeutung gewesen. Mit dem *primo loco* genannten liberalen Pazifisten Hans Driesch ging man aber immerhin das Risiko ein, sich genau das Gegenteil eines Deutschnationalen einzuhandeln, während Dietrich Mahnke - von Husserl Jaensch wie auch Heidegger ans Herz gelegt²⁷⁰ - und Hans Pichler (beide Greifswald), gleichrangig an zweiter Stelle, den politischen Vorgaben schon eher entsprachen. Daneben mußte eine ausführlich begründete Ablehnung Ernst Cassirers dafür herhalten, um zu konkretisieren, wie man sich die Behandlung einzelwissenschaftlicher Probleme im Rahmen der Philosophie *nicht* vorstellte: Neukantianisch, den „Gedanken dieses Systems in nahezu alle einzelnen Wissenschaften“ hineinarbeitend, angeblich ohne Verbindung mit den Verfahrensweisen der Wissenschaften selbst. Demgegenüber habe die Arbeit von Driesch ihre feste Grundlage in naturwissenschaftlichen Forschungen, wenn auch sein daraus entstandener „Psychovitalismus“ mitsamt der Wertschätzung für Okkultismus und Parapsychologie nicht unbedenkliche Formen angenommen habe. Aber solche Auswüchse seien zu tolerieren, solange die Philosophie von Driesch, die nach dem Wortlaut der Laudatio eigentlich nicht weniger als ein „System“ aufgefaßt wurde als die des Neukantianismus, nicht in den Verdacht rationalistischer Konstruktion geriet. Und da er „konkrete Metaphysik des Geistes und der Natur“ biete, die die Probleme von „Freiheit, Tod und Unsterblichkeit in neuer Gestalt“ aufnehme, schien sie über diesen Verdacht erhaben.

266 Ott 1988a, S. 124ff. - Kisiel 1988, S. 18f. - Farias 1989, S. 107f. (dort fälschlich Beckers Antwort auf den Vorschlag v. 5. 8. 1925 auf den 5. 2. 1925 datiert). - Ott, S. 126, zitiert aus einem Brief, wo Heidegger den Verdacht äußert, Jaensch hintertreibe seine Berufung.

267 GStA, Rep. 76Va, Sek. 12, Tit. IV, Nr. 2, Bd. XX, Bl. 61 ff.

268 StAM 307d, acc. 1966/10, Nr. 28; Vorschlag v. 4. 3. 1927.

269 Brw. Heidegger-Jaspers 1990, S. 69 (an Jaspers v. 2. 12. 1926), 74 (an Jaspers v. 1. 3. 1927).

270 Husserl Brw. 1994, Bd. III, S. 451; Husserl an Mahnke v. 25. 11. 1925.

Wo philosophische Grundfragen sich wieder eng mit denen empirischer Forschung berühren, müsse die Gegenwartsbedeutung des Universalgelehrten Leibniz geradezu zwangsläufig über jedes bloß historische Interesse hinausgehen. Eine solche aktuell brauchbare Rekonstruktion der Leibnizschen Gedankenwelt sei allein von Mahnke zu erwarten, dessen Jugendwerk den bezeichnenden Titel ‚Leibniz als Gegner der Gelehrteneinseitigkeit‘ (1912) trage. Worin die Fakultät die „lebendige eigentlich philosophische Problematik“ sah, die bei Leibniz in allen einzelwissenschaftlichen Bemühungen stecke, trat in der Laudatio nur bei-läufig in Hinweisen auf Mahnkes Schrift ‚Eine neue Monadologie‘ (1917) und die geistes-geschichtliche Fruchtbarkeit seiner Leibniz-Studien (‚Leibniz und Goethe‘, 1924) zu Tage. Klarer als bei Mahnke sprachen sich solche Erwartungen in der Würdigung Pichlers aus, habe er doch „das Verständnis der systematischen Probleme der wissenschaftlichen Meta-physik wesentlich“ gefördert und so „besonders auf die neuerdings sich vollziehende Um-bildung der ‚Marburger Schule‘ eingewirkt“. Gerade von seinen neuesten Arbeiten (‚Zur Logik der Gemeinschaft‘, 1924; ‚Vom Wesen der Erkenntnis‘, 1926) könne man sagen, daß sie für die erkenntnistheoretische Fragestellung nicht eine abgehobene („fingierte“) Idee wissenschaftlicher Erkenntnis zum Ausgangspunkt machen, sondern ihren Leitfaden in ver-wickelten Strukturen vorwissenschaftlicher und praktischer Erkenntnis zu finden suchen.

Das Erscheinen von ‚Sein und Zeit‘ überholte diese im März 1927 eingereichte Liste, in-soweit mit ihr ein Nachfolger Hartmanns gefunden werden sollte.²⁷¹ Denn Heidegger erhielt nun zum WS 1927/28 dessen Ordinariat, während Mahnke, mit Unterstützung seines ihm freundschaftlich verbundenen Lehrers Husserl, auf Heideggers Extraordinariat rückte. Auch nach den Vorstellungen des Ministeriums schien ein weiterer Systematiker wie Pichler neben Heidegger nicht am Platze. Als Philosophiehistoriker und Kenner der exakten Wissen-schaften wurde hingegen Mahnke als ideale Ergänzung angesehen.²⁷²

Mahnke wurde am 17. Oktober 1884 in Verden an der Aller geboren. Sein Vater, ein Buchhändler, gehörte der während des Kulturkampfes 1874 entstandenen lutherischen Frei-kirche an. Nach dem Besuch des Verdener Dom-Gymnasiums studierte Mahnke bis 1906 als Schüler Husserls und Huberts in Göttingen Mathematik, Physik und Philosophie. Aus wirt-schaftlichen Gründen blieb eine Dissertation über Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrech-nung unvollendet. 1910, während der Vorbereitungszeit in Hannover, begann er mit Studien an den dort verwahrten Leibniz-Handschriften, die ihn zu „immer weiterer Vertiefung in die Leibnizforschung“ anregten. Von 1911 bis 1914 war er Gymnasiallehrer in Stade. Eine ab August 1914 gewährte Beurlaubung zur Fertigstellung einer Studie über Leibniz' philoso-phische Wahrscheinlichkeitslehre wurde durch die Mobilmachung hinfällig. Mahnke nahm am Weltkrieg als Offizier und Kompanieführer in einem Reserve-Infanterieregiment an der Westfront teil (Somme-Schlacht, Hartmannsweilerkopf). Erst 1919 kehrte er wieder in den Schuldienst zurück. Wie sein Biograph Wolthmann schreibt, habe der Krieg seine ihm im Elternhaus vermittelte christliche Frömmigkeit nur weiter geläutert. Eine Konsequenz dar-aus war die Übernahme des Kirchenvorsteheramtes an St. Cosmae/Stade und die Teilnahme als Abgeordneter am verfassungsgebenden Landeskirchentag in Hannover. 1923 wechselte

271 Ebd., S. 454; Husserl an Mahnke v. 31. S. 1926. Dabei ging Husserl irrtümlich davon aus, es handle sich um die Liste für Heideggers Nachfolge.

272 Ebd., S. 456-465; Briefe Husserls v. 26. u. 30. 12. 1927. Mahnke kam auch die Beziehung zu Jaensch zugute. Beide waren Schüler Husserls in Göttingen.

er als Oberstudienrat nach Greifswald, um den Absprung in die Universitätslaufbahn zu wagen. Die Verbindung mit Husserl wieder aufnehmend, holte er 1922 in Freiburg die Promotion nach („Leibnizens Synthese von Universalmathematik und Individualmetaphysik“). 1926 erfolgte in Greifswald die Habilitation: „Neue Einblicke in die Entdeckungsgeschichte der höheren Analysis“ (AV.: Die philosophische Bedeutung der Mathematik). Zum 1. Oktober 1927 erhielt er einen Ruf nach Marburg, wo er von 1932 bis 1934 Dekan der Phil. Fakultät war. Mahnke starb bei einem Autounfall am 25. Juli 1939.²⁷³

Nach 1918 gehörte Mahnke keiner Partei an, und nach 1933 wurde er nur infolge Stahlhelm-Mitgliedschaft in die SA-Reserve überführt.²⁷⁴ Dennoch war er besonders in der ersten Hälfte der 20er Jahre keineswegs politisch-weltanschaulich abstinert. Im Rahmen der Deutschen Philosophischen Gesellschaft war er seit 1917 sogar so produktiv in der Verfertigung von Rückbesinnungen auf spezifisch nationale Traditionen deutscher Geistesgeschichte zwischen Leibniz und Fichte, daß ihn Husserl händeringend bitten mußte, auf weitere populär gehaltene Schriften dieser Art zu verzichten, wenn er seine Berufungschancen wahren wollte.²⁷⁵

In seiner vita zur Greifswalder Habilitation gab Mahnke der Hoffnung Ausdruck, „eine erneute Synthese der Philosophie und der spezialwissenschaftlichen Forschung schaffen zu helfen“. Die Entstehung seiner „Weltanschauungsschriften“, die er in der Liste seiner wissenschaftlichen Publikationen nicht aufführte, erklärte er mit dem Bedürfnis, sich in der „schweren Not der Zeit“ nach 1918 in seiner „idealistischen Lebensauffassung“ zu behaupten.²⁷⁶ In Berlin durfte ein so disponierter Dozent, der für eine seiner weltanschaulichen Schriften („Ewigkeit und Gegenwart“) den Untertitel „Eine fichtische Zusammenschau“ wählte, auf Sympathien hoffen. Ob er, Person und Werk Husserls tief verpflichtet, darüber hinaus politisch der Mann war, den nach Heideggers Einschätzung die Deutschnationalen sich für Marburg wünschten, sei dahingestellt.²⁷⁷ Zwar zählte er zum engeren, aktiven Mitarbeiterkreis der DPhG. Er veröffentlichte in ihrer Schriftenreihe seine weltanschaulichen Arbeiten, doch lieferte er dort auch sehr selbstkritische Betrachtungen zur deutschen Politik während des Ersten Weltkriegs. Zudem war der Protestant Mahnke nicht geneigt, Volk und Nation in den Rang oberster Werte zu heben, was ebenso seine Treue zu Husserl nach 1933 wie sein Unverständnis für die ersten rassenpolitischen Maßnahmen der NS-Regierung erklärt (s. u. B I.).

Mit dem Wechsel Heideggers nach Freiburg (zum WS 1928/29), wo er unter der Regie von Husserl und Dekan Honecker *unico loco* für Husserls Nachfolger vorgeschlagen wurde, kamen neue Personalentscheidungen auf die Marburger Fakultät zu. Nochmals sollte ein - nach Möglichkeit: abtrünniger - Phänomenologe gewonnen werden, der zugleich mit Mathematik und Naturwissenschaften vertraut war. Der nb. Freiburger Extraordinarius Os-

273 GStA, Rep. 76Va, Sek. 7, Tit. IV, Nr. 26, Bd. IV, Bl. 323-328; Habil. Mahnke. PV. und Colloquium waren ihm erlassen worden. UAGrw., PA Mahnke. - Wohltmann 1957. - Biller 1987. - BAZ, HLK.

274 BAK, R21/Anh. 6225.

275 Husserl Brw. 1994, Bd. III, S. 448f.; Husserl an Mahnke v. 14. 6. 1925.

276 GStA (wie Anm. 273), Bl. 325f.; vita Mahnke v. 15. 1. 1926.

277 Vgl. auch Sieg 1988, S. 108, der StAM 310, acc 1978/15, Bl. 84-88, glaubt entnehmen zu können, Mahnke verdanke seine Berufung „nicht zuletzt“ seinen „deutschnationalen Ansichten“.

278 Ott 1988c, S. 98f.; Cassirer und Rothacker, die in den ersten beiden Kommissionssitzungen noch diskutiert worden seien, hätten nur die Bedeutung von „Spielmaterial“ gehabt.

kar Becker, der diese Voraussetzungen in sich zu vereinigen schien, stand zwar an erster Stelle, doch wie auf der Kieler Liste mit Kroner erwuchs ihm auch in Marburg starke geisteswissenschaftliche Konkurrenz durch die gleichrangig secundo loco Plazierten Julius Ebbinghaus (Freiburg), Erich Frank (Heidelberg) und Julius Stenzel (Kiel).²⁷⁹ Ebbinghaus, im Sommer 1928 der Frankfurter Fakultät von Heidegger als Pionier im „Kampf gegen den Neukantianismus und für den deutschen Idealismus“angepriesen, wurde in der gleichen, Heidegger verratenden Diktion den Marburgern sehr nachdrücklich empfohlen:²⁸⁰

„Ebbinghaus wurde mit dieser Schrift [seiner Dissertation ‚Relativer und absoluter Idealismus‘, 1910, CT] der in systematisch-philosophischer Hinsicht führende Kopf in der jungen Generation, die innerhalb der Schule Windelbands und im Kampf gegen den einseitigen Neukantianismus zu einer neuen Würdigung des deutschen Idealismus drängte. Heute ist, was damals ein unerhörter Vorstoß war, in der Philosophie selbstverständlich geworden. Freilich sind nun auch die bleibenden Verdienste der damaligen jungen Generation, die in ihrer Entwicklung durch den Weltkrieg jäh unterbrochen wurde, bei den Heutigen zu meist und ganz zu Unrecht in Vergessenheit geraten. Umso weniger dürfen gerade diese Forscher bei der heutigen Notlage der Philosophie übergangen werden zugunsten derer, die lediglich mit Zufallsprodukten ihre literarische Tätigkeit bestreiten.“

Im Unterschied zu der „üblichen dogmatischen Verkündigung irgendeiner mehr oder minder ausgesprochenen Weltanschauung“ könne Ebbinghaus „aufgrund seiner natürlichen Lehrbegabung und Intensität des Denkens“ Studenten noch am ehesten zum lebendigen Philosophieren bringen. Die Leistungen Franks und Stenzels beurteilte man gleichfalls nach dem Schema von Apriorizität und Historizität, Voraussetzungslosigkeit und Geschichtlichkeit des Denkens, wobei ihnen die Überwindung des Neukantianismus vor allem auf dem Gebiet der antiken Philosophiegeschichte als eigentliches Verdienst angerechnet wurde. Frank habe in seinem Hauptwerk (‚Plato und die sogenannten Pythagoreer‘, 1923) die Platon-Interpretation aus der „verengten Perspektive frei schwebender Problementwicklung“ befreit, in dem er den Einfluß und die Bedeutung der antiken Naturwissenschaft für die platonische Philosophie nachgewiesen habe. Stenzels ‚Studien zur Entwicklung der platonischen Dialektik von Sokrates zu Aristoteles‘ (1917) hätten sich von der „einseitig ‚erkenntnistheoretische(n)‘ Interpretation der platonischen Ideenlehre“ - gemeint war Natorps Deutung der Idee als gegenstandskonstituierende „Denkeinheit“ - abgesetzt. Über Untersuchungen zur antiken Philosophie hinausgehend habe Frank neuerdings versucht, den Lebensbegriff als systematischen Leitfaden aristotelischer und hegelscher Philosophie zu präparieren. Ein Werk zur „Entstehung der Philosophie aus dem Mythos“ stünde kurz vor dem Abschluß. Da Stenzels Werke ‚Zahl und Gestalt bei Aristoteles und Plato‘ (1924) und besonders ‚Platon der Erzieher‘ (1928) nur mit kritischen Einschränkungen Anerkennung fanden, Ebbinghaus' Bibliographie dem Ministerium für eine Berufung zu kurz erschien und Becker von Berlin

280 StAM, 307d, acc. 1966/10, Nr. 28; Phil. Fak. Marburg, Vorschlag v. 2. 6. 1928. Heidegger hatte nochmals versucht, Baeumler auf die Liste zu bringen. Dies scheiterte daran, mutmaßte Baeumler, daß Becker ihn aus politischen Gründen ohnehin nicht berufen hätte (Briefe an den Vater Anton Baeumler v. 22. 4. und an W. Eberhardt v. 7. 7. 1928). Offenbar glaubte er, die Attacke Thomas Manns gegen seine Bachofen-Einleitung habe ihn zum Parteigänger der Völkischen stilisiert und so bei Becker zur persona non grata gestempelt (dazu M. Baeumler 1989).
StAM, 307d (wie Anm. 279).

aus gesehen zu sehr Phänomenologe und zu einseitig auf Mathematik fixiert war, fiel die Wahl auf den zu Jaspers' Philosophie tendierenden, von seinem Heidelberger Kollegen wärmstens empfohlenen Windelband-Schüler Frank, der der Familie seines Lehrers und dessen im Ministerium als Hochschulreferenten tätigen Sohn freundschaftlich verbunden war.

Geboren in Prag am 6. Juni 1883 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns, konvertierte Frank kurz nach dem Abitur (Berlin 1903) zum Katholizismus. Ein altphilologisches und historisches Studium in Berlin, Freiburg, Wien (in engerer Beziehung zu Revesz, Spann, Freud) und Heidelberg (dort Freundschaft mit Gothein, gern gesehener Gast im Hause Max und Marianne Webers, Beginn der Freundschaft mit Jaspers und J. Ebbinghaus), seit 1907 erweitert um Philosophie, beendete er 1911 mit dem Staatsexamen. Im gleichen Jahr trat er in den badischen Schuldienst ein. Von Windelband war Frank zuvor mit einer Arbeit über ‚Das Prinzip der dialektischen Synthesis und die Kantische Philosophie‘ promoviert worden (1910). Der romantisch-mystischen Philosophie und Literatur zugeneigt, edierte er 1910 Fichtes ‚Anweisung zum seligen Leben‘. Während eines Pariser-Aufenthalts beschäftigte sich Frank intensiv mit Sorel und den Theorien der Action Francaise und kam in Berührung mit Bergson, Rolland, Peguy, Claudel. 1913 nahm er ein Kierkegaard-Studium auf, das auch Jaspers zur Lektüre der Werke des dänischen Denkers anregte. Von 1914 bis 1918 diente Frank als Offizier im österreichischen Heer; der hochausgezeichnete Oberleutnant d. R. schrieb später auch - wie Mahnke das für sein Regiment tat - die Kriegschronik seiner vorwiegend im Osten eingesetzten Einheit. 1919 beantragte und erhielt Frank die deutsche Staatsbürgerschaft, da er als ganz der deutschen Kultur sich verpflichtet fühlender Prager Jude nicht für den tschechischen Staat optieren wollte. Seit 1919 als Lehramtspraktikant in Freiburg, nutzte er einen zweijährigen Studienurlaub zur Abfassung seiner Habilitationsschrift, die er 1923 in Heidelberg einreichte (AV.: Die Platonische Akademie). 1924 festangestellt als Gymnasiallehrer in Mannheim, las er nur nebenamtlich an der Universität, die 1927 seine Ernennung zu nb. ao. Prof. erwirkte. Heideggers Nachfolge in Marburg trat Frank zum 1. Oktober 1928 an.²⁸¹

Franks Veröffentlichungen standen schon vor dem Ersten Weltkrieg ganz im Bann der „Krise“, der Erschütterung nicht nur der christlichen Religion, sondern auch den neben sie getretenen neuzeitlichen rationalistisch-szientistischen Weltdeutungen und Sinnsysteme. Was sich in Heidelberg um 1910 an Modernekritik und religiösem Erneuerungsoptimismus sammelte, vereinnahmte er für seine Zeitdiagnosen, die den „Verlust der zusammenhaltenen Einheit“ und einer „allen verbindlichen Idee“ im „Getriebe“ des technizistischen Materialismus („Kommunismus, Arbeit und Amerika“) beklagen, um dagegen, in enger Anlehnung an Jaspers, auf die Möglichkeit transzendenzbezogenen, „eigentlichen Existierens“ zu verweisen.

281 UAHd, PA Frank. - StAM, 305a, acc. 1976/19 und 310, acc. 1978/15, Nr. 2567. - Edelstein 1955. - Drüll 1986, S. 71.

282 Frank 1955, S. 342ff. (= ‚Wissen, Wollen, Glauben‘, 1919), ebd., S. 31 lff. (‚Die Krisis des Geistes‘, 1931), ebd., S. 328ff. (‚Das Problem der Wahrheit‘, 1932), ebd., S. 269ff. (‚Die Philosophie von Jaspers‘, 1933). - Daß diese tendenziell wertuniversalistisch-individualistischen Entwürfe sich mit einer deutschnationalen Orientierung vertragen hätten, wie sie Jansen 1992, S. 41, ohne weiteren Beleg, allein aufgrund der Zugehörigkeit zum Nicht-Ordinarienkreis der „Incalcata“ unterstellt, darf bezweifelt werden - auch wegen der von Jansen nachgewiesenen Unterschrift für den vom liberalen Kollegen

2.6. Bonn 1928/31: Die Berufungen von Erich Rothacker, Siegfried Behn und Oskar Becker

Im Ergebnis vor allem für die Psychologie nicht weniger nachteilig als in Münster, verlief die Wiederbesetzung des Bonner Lehrstuhls von Gustav Störing, eines aus der Schule Wilhelms Wundts hervorgegangenen Erkenntnistheoretikers, dessen Lehrtätigkeit ganz im Zeichen denk- und willenspsychologischer, experimenteller Forschungsarbeit gestanden hatte. Becker forderte die Fakultät erstmals 1927 auf, Vorschläge für die Nachfolge Störings und seines auf Lotzes Wertphilosophie eingeschworenen Kollegen Max Wentscher zu machen.

Auf Störing sollte wieder ein Psychologe folgen, während für Wentscher an einen Vertreter der „evangelischen Weltanschauung“ gedacht war. Die in Bonn ausgeprägten Konfessionsgegensätze, ebenso wie die Differenzen zwischen geistes- und naturwissenschaftlicher Fraktion in der Fakultät, machten die Wahl in einem Fach schwer, das, so der Kurator mit resignativem Unterton, ohnehin nicht gegen die weltanschauliche Zerrissenheit des öffentlichen Lebens immun sei.²⁸³ Unter diesen Vorzeichen traf die Fakultät ihre erste Auswahl und schied dabei „Cassierer (sie!), Heidegger, Heimsoeth, Hönigswald, Medicus“ und den katholischen Bonner Philosophen Siegfried Behn von vornherein als ungeeignet aus.²⁸⁴ Für Störings Lehrstuhl schlug man einen Erdmann-Schüler, den Münchener Naturphilosophen Erich Becher unico loco vor. Litt, Freyer, Jaspers, Rothacker, Bauch und den in Zürich lehrenden, aus der deutschen philosophischen Diskussion der 20er Jahre nahezu verschwundenen Willy Freytag sah man für Wentschers Nachfolge vor.²⁸⁵ Ein Wunschkandidat schälte sich unter diesen Vorschlägen allerdings nicht heraus. Litt sei zwar fachphilosophisch geschult, sei ein großer, die Geschichte aktualisierender Erzieher und könne gerade in Bonn als sehr „lebendiger Kulturfaktor“ über die Universität hinaus wirken, doch werde ihn wohl nur ein Ordinariat an den Rhein locken, nicht Wentschers Extraordinariat. Jaspers' Philosophie sei extrem persönlich gefärbt. Gefahren für die wissenschaftliche Schulung seien darum bei einem Lehrer nicht auszuschließen, der den Mangel an wissenschaftlicher Objektivität durch Schlag- und Modewörter kompensiere. Rothacker wiederum, ein gediegener Philosophiehistoriker, habe sich bislang zu wenig als Systematiker und schöpferisch originaler Kopf erwiesen. Auch Bauch und Freytag erfüllten nicht „alle Wünsche“. Störing unternahm es schließlich in einem Einzelvorstoß, das Ministerium für Freytag zu gewinnen, scheiterte jedoch, da man in Berlin wohl sah, daß hier alte Bonner Beziehungen aus Erdmanns Tagen den Ausschlag geben sollten.²⁸⁶

federführend entworfenen Protest gegen das von Zentrum und DNVP gewünschte Reichsschulgesetz (ebd., S. 403).

283 GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 55, Bd. XI, Bl. 29; Kurator Bonn an PrMWKV v. 12. 3. 1928.

284 Ebd., Bl. 31-41; Vorschlagsliste v. 7. 3. 1928.

285 Den Vorschlag Freytag, von dem im Brw. Heidegger-Jaspers 1990, S. 91, die Rede ist, erläutern die Editoren dort skurrilerweise mit den biogr. Daten des 1912 geborenen Logikers Freytag-Löringhoff! (S. 266; vgl. zu Freytag Anm. 286). Jaspers, so Heidegger in einem Brief v. 6. 3. 1928 (ebd., S. 91), sei nur mit Hilfe der Nichtphilosophen überhaupt auf die Liste gelangt, während Heideggers Nominierung durch Dyroff verhindert worden sei.

286 Wie Anm. 283, Bl. 43: Störing an PrMWKV v. 23. 4. 1928. - Freytag gehörte zu den ersten Habilitanden, die Erdmann nach seinem Amtsantritt in Bonn (1898) betreute. In Zürich soll er seit 1924 „geistigen Terror“ auf seine Studenten ausgeübt, 1932 offen sich zum NS. bekannt haben und 1933 im Zuge seiner „politischen Alterserleuchtung“ als Kreisleiter für die Nordostschweiz in der Landes-

Wenigstens war Bechers Berufung zum WS 1928/29 nur noch eine Formsache.²⁸⁷ Im Gegensatz zur unentschlossenen Fakultät, wußte man in Berlin auch sehr genau, wer neben ihm zu plazieren sei, nämlich Karl Jaspers. Doch ging die Rechnung nicht auf, denn der gesundheitlich schwer angeschlagene Becher muß sich dann doch anders entschieden haben. So erhielt Rothacker Ende Oktober Wentschers Extraordinariat, während Berlin mit Jaspers wegen des Störting-Lehrstuhls verhandelte. Dieser zögerte, da er Heidelberg nur für ein Spitzensalär verlassen wollte.²⁸⁸ Außerdem begann er zu mäkeln: Wohnungsprobleme, Bedenken, das „Weitdorf“ Heidelberg mit dem provinziellen Bonn zu tauschen, gesundheitliche Rücksichten, die zu einer Befreiung von Staatsexamensprüfungen zwängen.²⁸⁹ Das geduldige Ministerium war trotzdem bereit, ihm weit entgegenzukommen. Für den Fall seiner Zusage kündigte sich aber ein Konflikt zwischen den beiden Heidelberger Kollegen schon nach Rothackers erster Bonner Visite an. Der unbesoldete Extraordinarius war nämlich keineswegs gewillt, die Heidelberger Rangunterschiede in Bonn zu verewigen. Er hatte weitreichende Pläne und wollte geisteswissenschaftliche Großforschung organisieren. Mit Heinrich Maiers Hilfe schienen sich dafür zwischen 1926 und 1928 gleich mehrere Optionen angeboten zu haben: ein neues Extraordinariat für Kulturphilosophie an der Berliner Universität, die Wiederbesetzung des Troeltsch-Lehrstuhls mit Rothacker oder die ihm zu übertragene Leitung eines in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu gründenden „Instituts zum Studium der Geisteswissenschaften“.²⁹⁰ Im Januar 1928 unterbreitete er auch dem Ministerium dieses Projekt eines „Kulturphilosophischen Forschungsinstituts“ und verwies auf das soeben mit Unterstützung der Notgemeinschaft ins Leben gerufene „Handwörterbuch der kulturphilosophischen Begriffe“, für das schon zwei Stipendiaten arbeiten würden.²⁹¹ Da Rothackers Bemühungen in Berlin nur das bescheidene Wörterbuchprojekt zeitigten, verfolgte er sein Vorhaben in den engeren Bonner Verhältnissen weiter und begann damit, sein Territorium abzustecken. Ein geisteswissenschaftliches Institut „großen Stils“ brauche

gruppe der NSDAP aktiv geworden sei. Im Oktober 1933 auf öffentlichen Druck hin aus dem Amt entfernt, kehrte er nach Deutschland zurück, wo er 1944 bei einem Luftangriff getötet wurde. Vgl.: Universität Zürich 1983, S. 50ff.

- 287 Wie Anm. 283, Bl. 44-46; Becher an Windelband v. 23. 6. 1928 (grundsätzliche Bereitschaft zur Annahme der Berufung, Gehaltsfrage noch offen). - Becher, von Erdmann 1907 habilitiert (supra A I. I.I., Anm. 34) hatte neben naturwissenschaftlich-psychologischen auch dezidiert religiös-metaphysische Interessen, eine in Berlin gern gesehene Doppelbegabung, die schon in der Themenauswahl der Bonner PV.: Möglichkeit und Umfang der empirisch-introspektiven Psychologie und AV.: Über den Begriff der Religion (dies eine Kritik des rationalistischen Religionsbegriffs) angelegt war. Vgl. GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 45, Bd. X, Bl. 141-144; Habil. Becher.
- 288 Vgl. Brw. Heidegger-Jaspers 1990, S. 112; Jaspers an Heidegger v. 12. 11. 1928.
- 289 Wie Anm. 283, Bl. 57-60, Jaspers an PrMWKV (Windelband) v. 28. 11. 1928, darin seine Bedenken der vorangegangenen Wochen zusammenfassend.
- 290 GStA, Rep. 92 NL Meinecke, Nr. 39, Bl. 376; Rothacker an Meinecke v. 25. 1. 1927 betr. Sondierungen in Berlin. Danach habe Maier keine Chancen gesehen, Rothacker als Troeltsch-Nachfolger unterzubringen, jedoch versprochen, für das SS 1927 ein kulturphilosophisches Extraordinariat zu beantragen. Im Votum der Tübinger Fakultät für die Nachfolge von Adickes hieß es im Juni 1928, daß Maier mitgeteilt habe, Rothacker sei für die Leitung des genannten KWG-Instituts vorgesehen (UAT. aus 205/66).
- 291 Wie Anm. 83, Bl. 16-21; Rothacker an PrMWKV (Windelband) v. 5. 11. 1928 unter Bezugnahme auf ein in den Ministerialakten nicht überliefertes Memorandum an Regierungsrat I.eist v. 5. I. 1928. Vgl. infra Anm. 295.

Räume; die kümmerliche, ganz auf Psychologie ausgerichtete Bonner Bibliothek müsse dringend um die wichtigsten Klassikerausgaben und Zeitschriften ergänzt werden. Jaspers' Anspruch, das Seminar „monarchisch“ zu regieren, werde er sich auf keinen Fall unterwerfen. Wer im übrigen in Heidelberg mit ansehen müsse, wie Ernst Hoffmann dort Berge von Examensarbeiten allein abtrage, der mache sich „über die Nachbarschaft des Herrn Jaspers wohl seine Gedanken“. Auch sei zu befürchten, daß man sich geisteswissenschaftlich ins Gehege komme, da Jaspers an Psychologie überhaupt nicht interessiert sei. Der von Rothacker prophezeite Dauerkonflikt blieb der Bonner Fakultät jedoch dank der Absage von Jaspers²⁹² erspart, und Rothacker konnte allein als „Fakultätshengst“ (wie Heidegger sarkastisch kommentierte²⁹³) paradien.

Rothacker wurde am 12. März 1888 als Sohn eines Kaufmanns in Pforzheim geboren, wuchs in großbürgerlichen, ihm eine Lebensführung in Italien und Deutschland gestattenden Verhältnissen auf, absolvierte 1907 das Pforzheimer Reuchlin-Gymnasium und begann ein denkbar breit angelegtes Studium der Philosophie, Psychologie, Biologie, Medizin, Geschichte, Kunstgeschichte, Romanistik und Nationalökonomie in Straßburg, Kiel (bei Deussen, Martius, Tönnies), München (Scheler, Geiger, Wölfflin, Brentano, Vossler) und Tübingen, wo er 1912 bei Maier promovierte: ‚Über die Möglichkeit und den Ertrag einer genetischen Geschichtsschreibung im Sinne Karl Lamprechts‘. Studien zur Vorbereitung der Habilitation führen ihn 1913/14 nach Berlin, wo er u. a. bei Simmel, Stumpf, Erdmann und Vierkant hörte. Als Privatgelehrter lebte er in München und in der väterlichen Villa in Neapel, bis er 1916 eingezogen wurde, um bis Kriegsende Etappendienst im Elsaß zu leisten. 1920 habilitierte ihn Maier mit einer ‚Einleitung in die Geisteswissenschaften‘ (PV. am 17.1.1920: Goethes Urphänomen). Seit 1923 war er als Redakteur der von ihm mitbegründeten „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ tätig. Daneben gab er die Reihe „Philosophie und Geisteswissenschaften“ heraus, die er mit dem Briefwechsel Yorck-Dilthey eröffnete. 1920/21 war er Assistent am Philosophischen Seminar in Heidelberg, 1924 erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof.²⁹⁴

Nach inflationsbedingtem Vermögensverlust 1925/26 Stipendiat der Notgemeinschaft, begann er sich in diesen Jahren hochfliegenden wissenschaftspolitischen Plänen zu widmen, die Beckers Vorstellungen in kongenialer Weise institutionalisiert hätten. 1927 ging bei der KWG ein Exposé „Kulturphilosophische Forschungsinstitute“ ein, das von Wendungen wie „universale kulturphilosophische Synthese“, „kulturphilosophische Synthesis“ oder „Synthese von philosophischer und historischer Betrachtung“ reichlich Gebrauch machte.²⁹⁵ Auf den ersten Blick schien der Verfasser mit dem Institut nur die interdisziplinäre Vernetzung geisteswissenschaftlicher Forschung anstreben zu wollen. In einer „Anlage“ führt Rothacker

292 Jaspers an PrMWKV (Windelband) v. 28. 11. 1928 (wie Anm. 283, Bl. 57-60) unter Verweis auf Gesundheitszustand usw. - Heidegger hatte er am 1. 12. 1928 über seine endgültige Entscheidung gegen Bonn informiert: Brw. 1990, S. 113f.

293 Heidegger-Jaspers Brw. 1990, S. 107; Heidegger an Jaspers v. 30. 10. 1928.

294 UAHd, PA Rothacker. - GLA, 235/2930, PA Rothacker, darin Lebenslauf v. 2. 12. 1919. - Autobiographisch: Rothacker 1963.-Martin 1967. -Perpeet 1968a und ders. 1968b.

295 AMPG, Abt. I, Rep. 1 A/961; undat, 5 Bl., ohne Anschreiben im Aktenbestand der Generalverwaltung der KWG: „Vorschläge zur Gründung von Forschungsinstituten“, Eingänge Mai bis Oktober 1927. Marginal dort Wiedervorlagevermerke des KWG-Generalsekretärs Friedrich Glum und schließlich der Vermerk: „die Sache auf zwei Jahre vertagt“. - Vgl. Rothacker 1928 und ders. 1930.

darum aus, daß eine „Systematik der geistes- und kulturphilosophischen Grundbegriffe“ anzustreben sei, daß dabei die einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen aus ihrer Isolierung befreit werden und die Philosophie sich durch die Reflexion auf geisteswissenschaftliche Methoden und Grundanschauungen zu erneuern habe.²⁹⁶ Doch bei näherem Hinsehen ist weder die „geisteswissenschaftliche Selbstbesinnung“ noch die Regeneration der Philosophie als Selbstzweck gedacht. Vielmehr ging es Rothacker um eine geschichtsphilosophisch schlüssigere Antwort auf die Frage nach dem „wechselseitigen Zusammenhang der Kulturgebiete“, die nicht dem „Unterbau“-„Überbau“-Schema aus der „Perspektive Karl Marxens“ überlassen werden dürfte. Aber auch nicht den explizit genannten „raschen Synthesen“ modischer Kultur- und Geschichtsphilosophien, lies: der außerakademischen Konkurrenz Spengler und Keyserling. Einerseits ging es Rothacker also darum, die Hegemonie der akademischen Sinndeutung wiederzugewinnen und zu befestigen, andererseits richtete sich die politische Spitze vor allem gegen die marxistische Weltanschauung, deren „geschlossenes Gedankenbild“ für ihn sogar Modellfunktion erfüllte.²⁹⁷ In seiner Habilitationsschrift hat Rothacker die politische Funktion dieser „Selbstbesinnung“ im Kontext der Historischen Schule definiert: Scherers Ziel, ein „Inventar aller unserer Kräfte“ anzulegen, ein „System der nationalen Ethik“, sei heute (nach dem verlorenen Weltkrieg) „aktueller als je“. ²⁹⁸ 1923 werden diese „Kräfte“ mit dem „Volksg Geist“ identifiziert, aus dem die Norm des Handelns zu gewinnen sei, ein Handeln, das der Bewahrung des „innerlich“, nicht vertraglich zusammengehaltenen Volkes diene, und daß - mit Ranke gesprochen - fremde (sc. westliche) Verfassungen ablehne.²⁹⁹ 1927 folgt ein Bekenntnis zur Partikularität nationaler Existenz, das zur Erneuerung historischer Substanz gegen die sie bedrohenden universalen Mächte aufruft, nachdem Rothacker zuvor in ‚Gedanken über nationale Kultur‘ aus der „Eigenart“ der „partikularen Wahrheiten und Werte“ die Maßstäbe sittlichen Handelns hatte gewinnen wollen.³⁰⁰ 1928 stellt Rothacker sein wissenschaftstheoretisches Selbstverständnis in die Tradition der Modernekritik: Die Geisteswissenschaften seien aus der Kultur- und Gesellschaftskritik geboren. Ihre lebensphilosophischen Ursprünge seien eine Reaktion auf die „Wahnidee des Fortschritts“, die „Rationalisierung, Mechanisierung, Verfälschung und Konventionalisierung des Lebens“. Seit 1918 herrsche das lebensphilosophische Paradigma, auch in Bewegungen, „welche nur teilweise oder gar nicht lebensphilosophisch genannt werden können“ (George-Kreis, Jaegers Dritter Humanismus, dialektische Theologie), und sogar der Neukantianismus sei wesentlich davon infiltriert worden (Rickerts Öffnung des Wertsystems „nach der Seite der nichttheoretischen Werte“, Natorps Wendung zur „konkreten Totalität“, Cassirers „Erweiterung seiner logischen Fragestellung auf Mythos und Sprache“).³⁰¹

296 Ebd.; undat. Ms. mit dem Vermerk „ZdA“ (= Zu den Akten) und Paraphe Glums.

297 Rothacker 1920, S. 260f., Dilthey zur vorbildlichen Geschlossenheit der sozialistischen und katholischen Weltanschauung zitierend.

298 Ebd., S. 220-222.

299 Ders. (1923) 1950, bes. S. 33-44.

300 Ders. 1927, S. 170f.

301 Ders. 1928, S. 402-404, und 1925 (dieser kurze, aber sehr wichtige Aufsatz fehlt in Jürgen Schmandts Bibliographie zur Rothacker-FS 1958, ebenso bei I. Hartmann in: Perpeet 1968a, S. 102). - Perpeet 1968a, S. 10 und 12, weist darauf in, daß Rothacker nie etwas vom neukantianischen Reduktionismus gehalten habe, der den Geist auf die metahistorische Denktätigkeit des erkenntnistheoretischen Subjekts einenge. Darum sei er schon als Student gegen den Trend seiner Generation nicht nach Marburg

Der nationalpädagogische Gewinn geisteswissenschaftlicher „Selbstbesinnung“, den Rothacker in seinem Forschungsinstitut zu erwirtschaften versprach, hätte dann also darin bestanden, die normative Dimension der im Volksgeist präsenten, anti-modernen Gegen-„Kräfte“ zu erschließen. Rothacker, zwischen 1919 und 1928 der DVP angehörend, war im Verlauf der Bonner Jahre offenbar immer weniger davon überzeugt, daß diese integrierend-totalisierende kulturpolitische Aufgabe einer Philosophie der Geisteswissenschaften im Gemenge des weltanschaulichen Pluralismus der Weimarer Demokratie zu erfüllen sein würde. Parallel zur persönlichen Ausweitung seiner Interessen, von systematischer Wissenschaftsbegründung der Geisteswissenschaften hin zur Kulturanthropologie, vollzog sich daher seine politische Radikalisierung, bis Rothacker dann im Juli 1932 einen Wahlauf Ruf deutscher Hochschullehrer für Adolf Hitler unterzeichnete und im November 1932 in den NSLB, zum 1. Mai 1933 schließlich in die NSDAP eintrat, deren „altes“ Parteimitglied er sich zu dieser Zeit gem nannte.³⁰²

Im Dezember 1928 erging eine erneute Aufforderung in Sachen Nachfolge Störring.³⁰³ Da gleichzeitig die Entscheidung für Rothacker gefallen war, wollte die Fakultät nunmehr ganz unbekümmert um die Bedürfnisse der Philosophie endlich ihren Experimentalpsychologen auswählen, so daß man die von Berlin mit gewisser Penetranz angebotenen Philosophen Eberhard Grisebach (Jena) und Hans Lipps (Göttingen) nur einer knappen Ablehnung würdigte. Es blieb eine Liste mit Theodor Erismann (Innsbruck), einem Störring-Schüler, der zum Favoriten avancierte, und mit Erich Jaensch (Marburg), dessen Verdienste als Kritiker der Wertphilosophie neukantischer Provenienz besondere Erwähnung fanden - wissend, wie gern man dies in Berlin hörte. Es folgte der in Münster gescheiterte Wirth und schließlich Moritz Schlick, ein von Becker vorgeschlagener Kandidat, den Bonn prompt als ungeeignet einstufte.³⁰⁴ Becker wollte also auch jetzt keinen Psychologen berufen und schien wieder bereit, ohne Rücksicht auf Fakultätsbedürfnisse und unter Mißachtung der unbestreitbar psychologischen Tradition des Lehrstuhls Personalpolitik zu machen. Und das, obwohl er, nicht zum ersten Mal, den im Namen der Deutschen Gesellschaft für Psychologie protestierenden Ordinarien Ach und Bühler versicherte, Philosophen nur aus finanziellen Gründen zu bevorzugen und keineswegs zu beabsichtigen, die Psychologie „unter die Räder“ kommen zu lassen.³⁰⁵ Aber erst als Schlick ablehnte, durfte Bonn die Suche nach einem Psychologen fortsetzen.³⁰⁶ Für einen Teil der Fakultät schien der geeignete Mann nun in Rothacker gefunden, dessen Arbeitsschwerpunkt sich binnen kurzem zur philosophischen

geeilt, wo man das szientistische Wissen für die vollkommenste Form des Wissens überhaupt gehalten habe.

302 UAB, PA Rothacker. - BAZ, MF und BAK, R 21/10016, Bl. 7851. - Natürlich sind die politischen mit den wissenschaftlichen Orientierungen nur partiell zur Deckung zu bringen. Das kulturanthropologische Interesse konzentrierte sich zwar stärker auf den Volksbegriff und die Völkerpsychologie, griff aber nicht auf die Rasse über, woraus sich nach 1933 wieder Differenzen mit NS-Ideologen ergaben (infra B III.). Auch um 1930, auf dem Weg zur NSDAP, bleiben übernationale „Kulturwerte“ und das liberale Ideologen! „Humanität“ bei Rothacker positiv besetzt, und seine Kulturanthropologie will eine „Lehre vom Menschen“, nicht nur vom „deutschen Menschen“ bieten (ders. 1930, S. 98, 103).

303 GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 55, Bd. XI, Bl. 61; PrMWKV, Erlaß v. 12. 12. 1928.

304 Ebd., Bl. 134; Kurator Bonn an PrMWKV v. 6. 3. 1929 mit Vorschlagsliste v. 4. 3. 1929.

305 Ebd., Bl. 412; Aktenvermerk Windelband zur Beschwerde Ach/Bühler v. 1. 7. 1929.

306 Ebd., Bl. 141-142; Schlick an PrMWKV (Richter) v. 29. 5. 1929.

Anthropologie hin verlagert habe und der über eine gediegene psychologisch-biologische Ausbildung verfüge. Also, so die Ansicht der Fakultätsmehrheit, könne man sich als Wentchers (recte: Rothackers) Nachfolger noch einen „echten“ Philosophen leisten, wenn Rothacker auf Störings Position rücke. Darum schlug man in einer weiteren Liste Grisebach und Heimsoeth an erster, Oskar Becker, Glockner und Lipps an zweiter Stelle vor.³⁰⁷

Dagegen hielten ausgerechnet die Philosophen Störing, Wentcher und Dyroff in einem Separatvotum am Plan fest, wenigstens das von Rothacker zu räumende Extraordinariat für einen Psychologen zu reservieren. Gerade im Vergleich mit den westlichen Nachbarn, die experimentelle Psychologie förderten, könne Deutschland nicht zurückbleiben. Auch in Bonn sei daher wie in Leipzig eine vollständige institutionelle Trennung von der Philosophie zu vollziehen, um der Psychologie eine Domäne zu garantieren, in die nicht von philosophischer Seite hineinregiert werden dürfe. Für diese Trennung stünden Erismann und Jaensch, doch wolle man alternativ auch Bühler, Katz, Behn oder Hans Volkelt akzeptieren.³⁰⁸ Störing legte noch die Gutachten von William Stern und Theodor Ziehen, zweier Autoritäten der Experimentalpsychologie vor, die davon abrieten, Rothacker als Psychologen einzustufen: Werde kein Experimentalpsychologe nach Bonn gezogen, stünde der internationale Ruf der deutschen Psychologie auf dem Spiel. Allein die Zumutung, sich mit Rothacker zufrieden geben zu müssen, sei als konzentrischer Angriff auf ein ganzes Wissenschaftsgebiet zu werten.³⁰⁹ Zu diesem Zeitpunkt ging es nur noch darum, ob dem mittlerweile von Becker auf Störings Lehrstuhls berufenen Kulturanthropologen die alleinige Vertretung der Bonner Psychologie zustehen dürfe.³¹⁰ Die erregt geführte Debatte brachte den „Separatisten“ um Störing einen ersten Etappensieg, als der Kurator gegenüber dem Ministerium eingestand, so etwas wie eine Majoritätslinie sei in der Fakultät nicht mehr auszumachen. In der Tat bröckelte Anfang 1930 die Front derjenigen, die meinten, mit Rothacker sei die Psychologie hinreichend vertreten. Nur der Umstrittene selbst hielt sich mittlerweile für den idealen Experimentator und witterte hinter allen Anfeindungen nur die Absicht, einen katholischen Kandidaten durchzusetzen.³¹¹ Nicht ganz zu Unrecht, denn es gab offenbar Kräfte in den Reihen der Zentrumspartei, die ein großes Interesse an der Berufung Siegfried

307 Ebd., Bl. 416-420; Vorschlagsliste v. 21. 12. 1929.

308 Ebd., Bl. 421[^]29; Separatvotum Dyroff, Delbrück, Konen, Störing, Wentcher v. 12. 12. 1929. Störing (ebd., Bl. 430-431) wehrte sich gegen Behn, der seit fünfzehn Jahren nicht mehr experimentell gearbeitet habe. - Vehement trat der Mathematiker Study dafür ein, den „geisteswissenschaftlichen“ Vorschlag zu „kassieren“; mit Ausfällen sparte er dabei nicht: Grisebach sei ein Feind der Wissenschaft, Becker der vollendete „Querkopf, Lipps' philosophisch-mathematische Arbeiten müssten als „völlig verfehlt“ eingestuft werden, der (offenbar nur intern diskutierte) Baeumler habe ein „unglaubliches Handbuch“ herausgegeben, worin er einem Kantianer „reinsten Wassers“, dem Berliner Extraordinarius Friedrich Kuntze, Gelegenheit gab, ausgerechnet den Band über Erkenntnistheorie zu verfassen (ebd., Bl. 433[^]134; Votum v. 11. 12. 1929). - In: UAB, Phil. Fak. 3112; Separatvotum Dyroff v. 12. 12. 1929 mit dem Vorschlag: Bühler - Katz - Behn - Volkelt und unter Hinweis auf die vorbildlichen westeuropäischen und US-amerikanischen Einrichtungen sowie auf die Notwendigkeit, den Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in ihrer Forderung nach institutioneller Stärkung des Faches entgegenzukommen.

309 Ebd., Bl. 437; Stern an Störing v. 6. 1. 1930.

310 UAB, PA Rothacker; die Berufung war zum 21. 6. 1929 erfolgt.

311 GStA(Anm. 303), Bl. 438-441; Kurator an PrMWKVv. 9. 1. 1930.

Behns, eines Konvertiten, hatten.³¹² Ein mit parteipolitischen Händeln hingebrahtes Jahr sollte es dann noch dauern, bevor Behn auf den Lehrstuhl Wentschers rückte.

Am 3. Juni 1883 als Sohn eines Juristen in Hamburg geboren, protestantisch erzogen, bestand Behn 1902 sein Abitur in Worms und promovierte 1908 in Heidelberg: ‚Die Systembildung des dogmatischen Rationalismus im Lichte von Kants Amphibolien der Reflexionsbegriffe dargestellt.‘ Anschließend bei Külpe zum Experimentalpsychologen ausgebildet, habilitierte er sich in Bonn am 23. Juli 1913: ‚Rhythmus und Ausdruck in der deutschen Dichtung‘ und ‚Der deutsche Rhythmus‘ (PV. am 9. 7. 1913: Kant eigene Dialektik, AV. 23. 7. 1913: Über Hegels ethische Lehre). Im August 1914 eingerückt und einige Monate bei der fechtenden Truppe im Westen, verbrachte Behn seit 1916 zwei Jahre im Etappen-Arbeitsamt Sedan, bevor er 1918 abermals zum Fronteinsatz kam. 1920 konvertiert, wurde er 1922 nb. ao. Prof. in Bonn, 1927 Dozent an der Pädagogischen Akademie Bonn. Zum 1. Oktober 1931 erging an ihn der strittige Ruf auf das Extraordinariat Wentscher, das auf Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der experimentellen Pädagogik zugeschnitten wurde. Zugleich erfolgte Behns Ernennung zum Direktor des Psychologischen Instituts. Obwohl mit Unterstützung der Zentrumsparlei berufen, erhielt er nicht direkt, sondern erst 1937, als Nachfolger von Rintelens, Dyroffs Konkordatslehrstuhl.³¹³ Da Behns Berufung ein

312 Hierüber leider nur eine nachträgliche „Milieu“-Einschätzung aus den Akten des Sicherheitsdienstes der SS von 1941: „Behn, der den Lehrstuhl für katholische Philosophie in Bonn inne hat, steht ganz und gar auf dem Boden des katholischen Glaubens und der thomistischen Weltanschauung. Von dort aus wird sein Denken und sein Forschen durchgängig bestimmt. Überdies befinden sich in seinen Werken viele Grundgedanken jüdischer Philosophen, so insbesondere Husserls, Schellers und W. Sterns. Recht aufschlußreich für seine politische und weltanschauliche Einstellung [sind] auch seine Beziehungen zu der verstorbenen Bonner Jüdin Landsberg. Behn erhielt nämlich noch am 18. Juli 1936 von der Jüdin Landsberg eine Bürgschaft von 1000,- RM, was beweist, daß Behn sich ohne weiteres über die nationalsozialistische Rassenanschauung hinwegsetzt. Von 1927 bis 1933 war er Mitglied der Zentrumsparlei und aus den Papieren der ehemaligen Reichszentrale der KA[=Katholische Aktion] ergibt sich, daß Behn zu [sie] führenden Persönlichkeiten der KA in Beziehung stand.“ (BAZ, REM-PA Behn, Bl. 4214; Chef Sipo/SD, Amt III C la an REM v. 21. 10. 1941). Ergänzend dazu eine Beurteilung des NSDD: „Er ist s. Z. Ordinarius geworden, weil das Zentrum für Bonn eine zweite katholische Professur neben der konkordatsgebundenen durchsetzte, und er als Konvertit die Förderung katholischer Kreise genoß, ohne selbst etwa im Zentrumssinne politisch aktiv gewesen zu sein.“ (ebd., Bl. 4210; Reichsdozentenbundesführer an REM (Wacker v. 20. 3. 1937). Diese Auskunft enthielt für das REM nichts Neues, denn schon 1934 notierte der Referent Bargheer: „Behn hat [...] der Zentrumsparlei von 1926 bis zur Auflösung angehört. Er ist ein besonderer Liebling von Herrn Lauscher gewesen, wie die anliegende Privatkorrespondenz Lauscher beweist [fehlt leider in PA Behn!]. In der Zeit von 1928 bis 1932 ist Behn ein Kind seiner steten Fürsorge gewesen. Behn selbst hat einen ausführlichen Briefwechsel mit dem Ministerium gepflogen. Er hat großen Einfluß auf die Personalpolitik des Ministeriums genommen. Er hat eine konfessionell beengte und verengende Pädagogik und Philosophie vertreten.“ (ebd., Bl. 4207; Vermerk Bargheer v. 8. 3. 1934).

313 GStA, Rep., 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 45, Bd. XI, Bl. 108; Habil.-Verfahren Behn. - BAZ, REM-PA Behn; dort Beurteilung des Bonner NSDD v. 5. 9. 1941, die Grundlage der o. zit. SD-Einschätzung wurde. - GStA (Anm. 303), Bd. XII, Bl. 26; Vereinbarung Behn-PrMWKV (Windelband) v. 3. 8. 1931 und ebd. Bl. 27-28; Ausfertigung des Berufungserlasses v. 10. 8. 1931. - Behn hatte zuvor den Psychologen Erismann für die Nachfolge Wentscher empfohlen, für dessen Ablehnung offenbar nicht nur fachliche Gründe ausschlaggebend waren, da Behn beschwichtigend versicherte, Erismann sei weder Vollblut-Russe („15/16 Deutsch-Schweiz, 1/16 Russe“) noch marxistischer Jude, weder Kommunist noch radikaler Sozialist (nur ein an Zola erinnernder Wille zur Gerechtigkeit und Menschlich-

katholisches Übergewicht schuf, verlangte nun die evangelische Fakultätsmehrheit nach einem Ausgleich, so daß Berlin einen vierten philosophischen Lehrstuhl begründen mußte, der aber, nachdem Behns Berufung sowohl die Katholiken wie die Lobbyisten von Psychologie und Pädagogik zufrieden gestellt hatte, ohne Frage nur einem „reinen“ Philosophen zuge-dacht war. Anfang 1931 nahm die Berufungskommission Carnap, Ungerer, den Rostocker Johannes Erich Heyde (Rehmkes Eckermann) und den Breslauer Extraordinarius Hans Heyse neu in den Kreis potentieller Kandidaten auf, erhielt aber von den angeschriebenen Gutachtern wohl in keinem Fall so überzeugende Auskünfte, daß der engere Kreis um Becker und Grisebach noch einmal ergänzt worden wäre.³¹⁴ Mit der Berliner Maßgabe, einen evangelischen Dozenten mit stark naturwissenschaftlich-mathematischen Interessen auszuwählen, fiel die Entscheidung dann für Oskar Becker, dessen „Versorgung“ Husserl, Heidegger und Jaspers schon seit langem im Ministerium angemahnt hatten.³¹⁵

Becker, evangelischer Konfession, wurde am 5. September 1889 in Leipzig als Sohn eines Gutsbesitzers geboren. Nach dem Abitur am Humanistischen Thomas-Gymnasium studierte er 1908/09 in Oxford (New College) und von 1909 bis 1914 in Leipzig Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie. Nach der 1914 erfolgten mathematischen Promotion, nahm Becker zwischen 1915 und 1918 an der masurischen Winterschlacht, dann an den Brennpunkt-Kämpfen der Westfront teil. Zur Vorbereitung auf die Habilitation studierte er seit 1919 bei Husserl und Heidegger und erhielt 1922 die *venia legendi* aufgrund der Arbeit: ‚Beiträge zu phänomenologischen Begründung der Geometrie und ihrer physikalischen Anwendungen‘. 1927 erschien sein Hauptwerk ‚Mathematische Existenz‘, das ihm 1928 die Ernennung zum nb. ao. Prof. eintrug. Bis zu seiner zum 1. Oktober 1931 erfolgten Bonner Berufung war Becker Assistent am Phil. Seminar I in Freiburg. Becker war nie Mitglied einer Partei, gehörte auch nach 1933 nur dem RLB und dem NSLB an. Sein politisches Engagement in der Weimarer Zeit beschränkte sich darauf, als Zeitfreiwilliger an der Niederschlagung kommunistischer Unruhen teilzunehmen, die in Leipzig infolge des Kapp-Putsches ausgebrochen waren. Nach eigenen Angaben gewährte er noch 1944 jüdischen Bekannten Unterkunft. Und angeblich kritisierte er 1942 gegenüber nationalsozialistischen Kollegen Totalitätsansprüche der Partei im akademischen Bereich. Auch nahm er für sich in Anspruch, bei der Berufung des politisch bedrängten Alois Dempf von Bonn nach Wien (1937) mitgeholfen sowie Husserl nach 1933 die Treue gehalten zu haben. Aus der ev. Kirche war er offenbar lange vor 1933 ausgetreten, da ihm das Christentum seit früher Jugend fremd gewesen sei und er mehr der „klassisch-antiken Religion“ (auch „indogermanischer Religiosität“) zugetan war. Er sei dann gottgläubig „im Sinne Goethes und Hölderlins“ geworden. Zusammen mit dem Husserl-Schüler L. F. Clauß beschäftigte Becker sich früh mit

keit sei nicht zu leugnen), auch kein liberaler Protestant und kein paneuropäischer Demokrat (ebd., Bl. 30-33; Behn an Phil. Fak. v. 2. 7. 1931).

314 UAB, Phil. Fak. 3113; Personalakt betr. Besetzung der vierten Philosophischen Professur, Vorschlag v. 3. 7. 1931. Genannt und neben Becker, Grisebach, Lipps zugleich abgelehnt wurden: Glockner („katholisch“), Heimsoeth (neben Rothacker nicht am Platze), Herrigel (neuere Kantinterpretation vorgelegt, aber nicht naturwissenschaftlich-mathematisch ausgewiesen). - GStA (wie Anm. 313), Bd. XII, Bl. 36; Vereinbarung Becker-PrMWKV v. 1. 8. 1931.

315 Heidegger-Jaspers Brw. 1990, S. 112; Jaspers an Heidegger v. 12. 11. 1928. Demnach habe ihm Windelband versichert: „Becker kommt dran.“

der Rassenlehre, was sich in einschlägigen Publikationen aber erst nach 1933 manifestierte.³¹⁶

Rechnet man die psychologisch-pädagogische Spezifizierung der Lehraufträge von Rothacker und Behn auf das Konto unumgänglicher Zugeständnisse an die Fürsprecher der Psychologie, dann hatte die Philosophie in Bonn auf nicht weniger als drei Lehrstühlen dank C. H. Beckers massiver Interventionen, unter Mißachtung von Interessen einer starken Mehrheit in der Fakultät, ihren Vorrang gegenüber Psychologie und Pädagogik behauptet und dabei sogar ein Extraordinariat hinzugewonnen.

2.7. Gießen 1926: Die Berufung von Theodor Steinbüchel

Seit Mitte der 20er Jahre nahm der berufungspolitische Einfluß der Zentrumsparterie merklich zu. Das gilt für fast alle Länder des Reiches, doch in besonderem Maße für Preußen, wo etwa an der protestantischen Königsberger Universität Katholiken wie die Germanisten Josef Nadler, Gottfried Weber und Paul Hankamer neben mehreren Juristen und Medizinern als Wunschkandidaten des Zentrums berufen wurden.³¹⁷

Im „Volksstaat Hessen“ verbuchte das Zentrum 1926 mit Matthias Meiers Extraordinariat an der TH Darmstadt und dem an die TH angegliederten, von Erich Feldmann geleiteten Pädagogischen Institut Mainz weitere personalpolitische Erfolge (supra II. 1.). Erregte dies als Kompensation für zwei „protestantische“ TH Lehrstühle für Philosophie (Goldstein, Luchtenberg) noch wenig Aufsehen, glaubte die Gießener Fakultät, es bald mit einem expansiven, kulturkämpferischen Katholizismus zu tun zu haben, als ihr 1925 - als Folge einer Koalitionsvereinbarung - die Einrichtung eines Lehrstuhls für scholastische Philosophie angekündigt wurde. Im Dezember 1925 legte sie zwar die dafür im Juli vom Ministerium angeforderte Liste vor, wollte aber zugleich den Lehrstuhl in die Ev. Theologische Fakultät verbannen. Wenig später verwahrte sich der Gießener Gesamtsenat einstimmig dagegen, „daß in einem Augenblick, wo für wichtige Zweige der Forschung und des Unterrichts dringliche [...] Forderungen der Universität aus finanziellen Gründen unerfüllt bleiben, eine neue Professur errichtet wird, ohne daß über [ihre] Dringlichkeit [...] dem Senat vorher eine Äußerung ermöglicht worden wäre“. In einem gesonderten Beschluß forderte dann auch der

316 UAB, PA Becker; Einlassungen im Rahmen der politischen Überprüfungen 1946. - UAFb, PA Becker. - BAZ, HLK. - BAK, R 21/10000, Bl. 396; hierzu Leaman 1993, S. 31: Becker sei „am Kapp-Putsch beteiligt“ gewesen, obwohl diese Karteikarte nur „Kapp-Putsch-Kämpfe“ im „Frühjahr 1920“ festhält, in die die Leipziger Zeitfreiwilligen, zu denen Becker gehörte, nach dem Putsch verwickelt wurden. Ebenso wenig hat Becker vor 1933 an „H. S. Chamberlains Zeitschrift Deutschlands Erneuerung“ mitgearbeitet. Diese, man kann es leider nicht anders nennen, schlampige Arbeitsweise suggeriert ein umfassendes völkisches Engagement nach der politischen Logik: Wer am Kapp-Putsch teilnimmt, der schreibt auch in völkischen Organen. Daß „Deutschlands Erneuerung“ selbstredend nicht „Chamberlains Zeitschrift“ war, komplettiert den Eindruck mangelnder Zuverlässigkeit von Leamans Ausführungen.

317 Dafür sei summarisch auf die Ministerialakten im GStA verwiesen, die die „Katholisierung“ ausgerechnet der ältesten protestantischen Universität Preußens hinreichend belegen.

Gesamtsenat, daß der Lehrstuhl keinesfalls in die Philosophische Fakultät verlegt werden dürfe.³¹⁸

Motor des Widerstands in der Fakultät war Ernst von Aster. Er hatte gegen einen entsprechenden Vorstoß bereits 1922 formuliert: An der Universität solle Wissenschaft, nicht Mission oder polemisch gefärbte Propaganda betrieben werden. Allenfalls als Zugeständnis an die „auf Synthese und Erweiterung gerichtete religiöse Entwicklung“ sei mehr an eine Professur für allgemeine Religionswissenschaft und Religionsgeschichte zu denken, die ein Gegengewicht zu dem noch immer dogmatisch-konfessionell eingestellten Lehrbetrieb bilden könne.³¹⁹ Diese Position hatte v. Aster auch 1925 nicht geräumt, nur war ihm und der Fakultät klar, daß der „im Sinn und Geist der katholischen Kirche“ und „auf Wunsch größerer katholischen Kreise des Staates Hessen“ zu errichtende Lehrstuhl ein weiteres Mal nicht zu verhindern war.³²⁰ Darum konnte es nur noch darum gehen, jemanden auszuwählen, den möglichst wenig an die Neuscholastik band. Nach Ansicht der von v. Aster gelenkten Kommission erfüllten der Konvertit Siegfried Behn und der mit vielen Arbeiten über die Beziehung zwischen Christentum und Sozialismus hervorgetretene Bonner Moraltheologe Theodor Steinbüchel am besten diese Voraussetzung. Der an dritter Stelle genannte Johannes Hessen war ein erklärter Gegner des Neuscholastik (s. o. A. I. 3.) und auch bei dem viertplazierten Bonaventura-Forscher und Religionsphilosophen Rosenmöller ließ sich kein eifernder Neuthomismus vermuten. Wunschkandidat - wohl vor allem des Sozialdemokraten v. Aster - war zweifellos Steinbüchel, der sich mit seinen Arbeiten in der nicht-katholischen Welt Respekt verschafft habe - besonders mit dem „Socialismusbuch“, das auch von Protestanten anerkannt werde.³²¹

„Mit einer sehr guten Kenntnis sowohl der moraltheologischen wie der socialistischen Literatur, aber mit durchaus selbständigem Anteil, arbeitet er in diesem Buch die Stellung der katholischen Kirche, allgemeiner des katholisch-christlichen ‚Ethos‘ zur Idee und Bewegung des Socialismus, zum socialistischen und zum kapitalistisch-individualistischen ‚Ethos‘ heraus.“

Steinbüchel wurde zum SS 1926 berufen, rangierte aber im Vorlesungsverzeichnis am Ende der Veranstaltungen der Philosophischen Fakultät, womit der externe Charakter seines Lehrstuhls betont werden sollte. In der Tat war „Catholica“ in Gießen „nicht sonderlich erwünscht“, wie Steinbüchels Biograph Helmut Meinhardt es recht zurückhaltend formuliert.³²² Dafür garantierten der Sozialist v. Aster und der aus der katholischen Kirche ausgetretene August Messer, die den Freimaurer Ernst Horneffer als Kollegen tolerierten, einen „Scholastiker“ aber als Zumutung empfanden. Hier war die Grenze der „Gießener Liberalität“ (Meinhardt) erreicht. Der Versuch, ihn 1927 „zwischen“ den Theologen bzw. den

318 UAG, PA Steinbüchel; Abriß: Zur Geschichte der Professur für Philosophie auf katholischer Grundlage v. 21. 1. 1929 (o. Vf.). Erstmals ausgewertet von Meinhardt 1982b.

319 Ebd.; Bericht v. Aster/Mayer, erstattet dem Senat am 31. 10. 1922. Der Gesamtsenat folgt der ablehnenden Haltung v. Asters weitgehend, lt. Auszug aus Sitzungsprotokoll Gesamtsenat v. 8. 11. 1922.

320 Ebd.; Entwurf für eine Antwort des Gesamtsenats an das Landesamt v. 21. 12. 1925. Der letzte Absatz mit den hier zitierten, wohl als allzu polemisch eingeschätzten Formulierungen wurde im Entwurf wieder gestrichen.

321 Ebd.; Bericht der Kommission über Besetzungsvorschläge v. 26. 11. 1925, gez. v. Aster. Gemeint war: Steinbüchels ‚Der Sozialismus als sittliche Idee‘, 1921.

322 Meinhardt 1982b, S. 933.

Juristen unterzubringen, scheiterte. Aber die Eingliederung in die Phil. Fakultät glückte erst 1929, zugleich erweiterte man seine Lehrberechtigung auf das Gesamtgebiet der Philosophie, und der Zusatz „Philosophie auf katholischer Grundlage“ entfiel.³²³

Steinbüchel wurde am 15. Juni 1888 als Sohn eines Kaufmanns in Köln geboren, legte an einem Humanistischen Gymnasium dort 1908 sein Abitur ab und studierte in Bonn und Straßburg Philosophie, Theologie und Nationalökonomie. Mit einer Arbeit über den ‚Zweckgedanken in der Philosophie des Thomas von Aquino‘ promovierte er 1911 bei Baeumker. Nach weiteren philosophischen Studien in Bonn, dem theologischen Abschlußexamen und zwei Semestern am Kölner Priesterseminar empfing er 1913 die Priesterweihe. Als Seelsorger im Bonner Raum wirkend, ging Steinbüchel weiter wissenschaftlichen Interessen nach, die er 1919 in einer theologischen Dissertation bündelte: ‚Der Sozialismus als sittliche Idee. Ein Beitrag zur christlichen Sozialethik‘. 1921 folgte, wiederum an der Bonner Kath.-Theologischen Fakultät, die Habilitation: ‚Die Wirtschaft in ihrem Verhältnis zum sittlichen Werte. Ein Beitrag zur ethischen Werttheorie vom Standpunkt christlicher Ethik.‘ Seit 1923 war er als Assistent am kath.-theologischen Seminar in Bonn, seit 1924 als Lehrbeauftragter für katholische Weltanschauung an der Universität Frankfurt tätig.³²⁴ Ungeachtet seiner noch im einzelnen zu berücksichtigenden Sozialismuskritik und seiner gesellschaftspolitischen Ideen (s. A III. 1.), war auch das Zentrumsmitglied Steinbüchel³²⁵ in seiner politischen Problemwahrnehmung okkupiert von der antimodernen Sehnsucht nach neuer Substantialität des Lebens. Nicht zufällig tragen selbst posthume Veröffentlichungen des 1948 in Tübingen verstorbenen Theologen Titel wie ‚Christliche Lebenshaltung in der Krisis der Zeit und des Menschen‘ (1949). Steinbüchel konstatierte den Zerfall der Christlichkeit, den drohenden Identitätsverlust des abendländischen Menschseins, das Zerbröseln des Glaubens als Signum der neuzeitlich-okzidentalen Rationalität. Er antwortete darauf, wie dies bei einem Denker der 20er Jahre nicht weiter erstaunen kann, mit tendenziell totalitär-ganzheitlichen, hier natürlich spezifisch katholisch gefärbten Renovatio-Ideen: Keinen Aufschub dulde die Überwindung der in der Weimarer Republik geradezu alltäglich erfahrbaren Krise und des Verfalls der Modernität. Am besten durch ein neues gläubiges Seins- und Menschenverständnis, ein neues Ethos christlicher Humanitas.³²⁶ Daß er damit den ihn weltanschaulich-politisch ablehnenden Gießener Sozialisten v. Aster und Kinkel oder den liberal-kosmopolitischen Humanitätsaposteln Messer und Horneffer fern gestanden hätte, wird man nur leugnen können, wenn man den überparteilichen „ganzheitlichen“ Konsens der Weimarer Modernekritiker zu ignorieren bereit ist.

323 Ausführlich referiert diesen kleinlichen Streit anhand der PA Steinbüchel: Meinhardt 1982b.

324 UAG, PA Steinbüchel. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Nr. 10, Bd. I, Bl. 346-348; betr. LA für Steinbüchel ab WS 1924/25. - Meinhardt 1982b. - Scheuchenegger 1988.

325 BAK, R 21/10019, Bl. 9270; Steinbüchels eigenhändiger Eintrag enthält keine Angaben über den Zeitpunkt des Parteieintritts bzw. die Dauer der Mitgliedschaft (wieder einmal falsch daher: Leaman 1993, S. 82: „1933 Zentrumspartei“ - 1933 löste sich die Zentrumspartei bekanntlich auf, so daß in diesem Jahr wohl eher die letzten Wochen von Steinbüchels Mitgliedschaft anbrachen).

326 Wenn auch etwas penetrant affirmativ, so doch den alles regulierenden Kern in Steinbüchels Denken zutreffend erfassend: Scheucheneggers Beitrag zum Handbuch des Innsbrucker Jesuiten E. Coreth über ‚Christliche Philosophie‘ (1988).

2.8. Greifswald 1928: Die Berufung von Günther Jacoby

Überraschenderweise gegen den Widerstand der mehrheitlich von den Deutschnationalen beherrschten Greifswalder Fakultät erhielt der aufgrund seines Freikorpseinsatzes im Baltikum stadtbekannte Günther Jacoby 1928 ein planmäßiges Extraordinariat. Jacoby wurde am 21. April 1881 in Königsberg/Pr. geboren, wo sein Vater einen Lehrstuhl für praktische Theologie innehatte, der als Geh. Konsistorialrat auch zu den kirchlichen Notablen der Provinz zählte. Der Wunsch, sich selbst in der preußischen Führungsschicht zu etablieren, dürfte dem äußerst standesbewußten Sohn später die Wahl seiner Ehefrauen erleichtert haben, von denen die erste aus der Familie des preußischen Kultusministers v. Goßler, die zweite aus ostpreußischem Adel stammte. Nach dem Besuch des Königsberger Wilhelms-Gymnasiums studierte Jacoby in Tübingen und Königsberg Theologie, Philosophie und Germanistik. An der Albertina promovierte er 1903 zum Lizentiaten der Theologie („Glossen zu den neuesten kritischen Aufstellungen über die Komposition des Buches Jeremia“). 1904 legte er seine Staatsprüfung für den höheren Schuldienst ab (Religion, Hebräisch, Deutsch). Die in Ostpreußen und Berlin abgeleistete Referendarzeit nutzte Jacoby 1906, um bei Paulsen mit einer Arbeit über Herders ‚Kalligone‘ zu promovieren. Von 1906 bis 1908 war er als Austauschlehrer in Paris und Glasgow tätig. Ein 1908 in Münster unternommener Habilitationsversuch scheiterte. Im Februar 1909 habilitierte er sich dann mit einer 1907 veröffentlichten Studie: ‚Herders und Kants Ästhetik‘ sowie einem Manuskript: ‚Die Philosophie Herders‘ in Greifswald. Die Antrittsvorlesung: ‚Der Pragmatismus. Neue Bahnen in der Wissenschaftslehre des Auslands‘ verwertete seine westeuropäischen Eindrücke und empfahl ihn zugleich für eine kulturpolitische Auslandsmission. Vom September 1910 bis zum Mai 1913 lehrte er im Auftrag des preußischen Kultusministeriums Philosophie und deutsche Literaturgeschichte in den USA (als Research Fellow in Harvard und als Gastprof. an der Universität Illinois) und Tokio (Gastprofessur). Eine Vortragsreise führte ihn dann über China, Indien, Ägypten, Spanien und Belgien wieder nach Deutschland. Jacoby sah seine Aufgabe besonders in den USA darin, den deutschen kulturpolitischen Einfluß gegen starke anglo-französische Bemühungen wiederzubeleben, was ganz den Intentionen der preußischen Kultusbürokratie entsprach, die um 1910 mit einem Professorenaustausch eine höchst aktive Phase ihrer auswärtigen Kulturpolitik eingeleitet hatte.³²⁷ Jacoby verfaßte 1912 eine Denkschrift zur Errichtung eines Lehrstuhls für vergleichende Philosophie und zur Publikation einiger „Grundbücher“ über moderne angelsächsische Philosophie sowie zur Herausgabe eines zweisprachigen „Deutschen Jahrbuchs für Internationale Philosophie“. Die weitgesteckten, natürlich auf die eigene Person zugeschnittenen Pläne scheiterten am Widerstand des Finanzministers, und Jacoby mußte sich 1913 mit dem Rang eines Titularprofessors begnügen.

Als kriegsfreiwilliger Offizier in einem Garde-Grenadierregiment seit Oktober an der Westfront, wurde Jacoby im Dezember 1914 schwer verwundet und mit dem EK II als dienstunfähig entlassen. Daher stand er im Sommer 1915 zur Verfügung, als das Kultusministerium für die soeben gegründete Universität in Konstantinopel Dozenten anwarb. Im Rahmen dieser kulturpolitischen Initiative, die das osmanische Reich kulturell und wirtschaftlich enger mit seinem deutschen Kriegsalliierten verbinden sollte, unterrichtete Jacoby

327 Vgl. v. Brocke 1981.

dort bis zum November 1918, die reichlich gewährte Mußezeit für ein nie publiziertes Opus über ‚Herder und die Neubegründung der deutschen Philosophie in der 2. Hälfte des 18. Jhs.‘ nutzend.

Zurück in Deutschland trat er im Januar 1919 im ostpreußischen Lyck ins Freikorps von Plehwe ein. Zuvor hatte er in Greifswald auf Flugblättern zur Freiwilligenmeldung aufgerufen, um in dieser Truppe im Baltikum am Abwehrkampf gegen den Bolschewismus teilzunehmen. Als Kompanieführer an der „Windauf Front“ eingesetzt, schied Jacoby aber schon nach wenigen Wochen aus, um rechtzeitig zum SS 1919 wieder in Greifswald zu sein. Sein aktives politisches Engagement endete dann endgültig im März 1920, als er an der Spitze einer Freiwilligen-Kompanie während des Kapp-Putsches den Umsturz in Greifswald unterstützte - nach eigener Einschätzung „der einzige Beamte in Greifswald, der an der militärischen Bekämpfung der Unruhen teilnahm“, also versuchte, die regierungsfreundliche Arbeiterschaft niederzuhalten. Nach dem Desaster des Kapp-Unternehmens ernüchtert, hing Jacoby alten Sympathien nur noch als Wähler der DNVP nach und widmete sich seinem Lebenswerk, der ‚Ontologie der Wirklichkeit‘.

Trotz politischer Übereinstimmung lehnte die Fakultät eine offenbar von Jacoby wieder einmal selbst beim Minister angeregte Bestallung mit dem Argument ab, daß ein Unterrichtsbedürfnis nicht bestehe und der zwischen Philosophie und Literaturgeschichte pendelnde Jacoby, den man wegen seiner vielen Auslandsreisen im übrigen kaum zu Gesicht bekommen habe, wohl kein geeigneter Kandidat für eine solche Rangerhöhung sei.³²⁸ Gleichzeitig zerschlug sich die von Jacoby angeregte, von Becker der Fakultät angebotene Einrichtung eines Extraordinariats für „Internationale Philosophie“ in Kiel. Jacoby, Becker selbst in Briefen von der Kurland-Front zusetzend, glaubte sich nicht nur wegen seiner Auslandsmeriten dafür besonders geeignet. Auch als systematischer Philosoph arbeite er seit langem daran, die Philosophie aus ihrer „Sonderstellung“ zu befreien und sie „mehr und mehr zu einer fruchtbaren Arbeitsgemeinschaft mit den anderen Universitätswissenschaften“ zu bringen und somit Beckers „Synthese-Konzept“ zu bedienen. Im Frühjahr 1919, als die Kieler wegen Jacobys mangelnder fachlicher Qualifikation abwinkten, gaben die

328 Jacoby 1906. - UAMs, Phil. Fak., B I 7 b; Habil.-Versuch Münster, Juli 1908. - UAGrw, PA Nr. 1255 (Jacoby); dort Stellungnahme im Fakultätsprotokoll v. 13. 5. 1919. Zur Greifswalder Habil. s. diese PA sowie: GStA, Rep. 76Va, Sek. 7, Tit. IV, Nr. 26, Bd. III, Bl. 310; hier leider nur die im Februar 1909 eingereichte vita. Ebd., Bd. IV, Bl. 40-90; Brw. Jacoby-PrMK 1911-1913 betr. Beitrag der Philosophie zur auswärtigen Kulturpolitik. Weitere Angaben zur Biographie bei Freytag-Löringhoff 1961 und ders. 1974. Das von Frank/Häntsch 1993 hg. Bändchen enthält einen Beitrag von Rauh über ‚Günter Jacoby und die Greifswalder Universitätsphilosophie‘ (S. 10-30), der nur - fälschlich - auf Jacobys „erwiesene antifaschistische Vergangenheit“ (S. 22) hinweist, sonst aber kaum etwas zur Biographie vor 1945 beiträgt. Dort auch S. 69-71 der erstmals in den „Kant-Studien“ 1915 veröffentlichte Aufruf zur Förderung des Philosophischen Seminars in Konstantinopel. - Über die deutsche Kulturpolitik in der Türkei, an der der Islamist C. H. Becker führend beteiligt war, vgl. Müller 1991, S. 118ff. - Über Jacoby im Baltikum: Grimm 1963, S. 119. Ein von Jacoby unterzeichnetes Flugblatt „Kommilitonen, Kameraden“, das appelliert: „Mit der Waffe in der Hand einzutreten gegen das Eindringen des russischen Entsetzens in unser Vaterland“, ist überliefert: BAZ, REM-PA Jacoby, Bl. 7864-7865.

Greifswalder allein wegen der „Zwangslage“ des Konstantinopel-Heimkehrers ihren Widerstand gegen die Ernennung zum nb. Extraordinarius auf.³²⁹

Bei dieser Ablehnung Jacobys fiel - neben dem Degout an seinem Renommieren mit ministeriellen Verbindungen³³⁰ - ins Gewicht, daß er im Ruf stand, dem Relativismus der angelsächsischen Pragmatisten geneigt zu sein. Die spöttische Art, mit der er vor allem das von Frischeisen-Köhler edierte Kompendium, eine Anstrengung zu einer neuen synthetisch-weltanschaulichen Philosophie, abtat, wie er Simmel belächelte, wenn dieser von Philosophie als Weltanschauung sprach, oder wie er das „Gerede“ von den „überpersönlichen Werten“ für redundant erklärte, das war speziell in der Greifswalder Fakultät auch dann nicht genehm, wenn er derlei Kritik mit Spitzen gegen die Sozialdemokratie („selbst wo sie gewinnen will, stößt sie ab“) und die Demokratie (der zeitweilige Aufenthalt in „demokratischen Staaten“ habe seinen ohnehin schwachen Glauben an die Volksherrschaft noch weiter „heruntergebracht“) garnierte.³³¹

Haften blieb offenbar, daß er zu den ersten Philosophen gehörte, die den US-Pragmatismus in Deutschland vermittelten und zu den ganz wenigen, die sich ihn zu eigen machten.³³² Die Kritik an William James, 1912 veröffentlicht im konservativen „Grenzbo-

329 GStA, Rep. 76Va, Sek. 7, Tit. IV, Nr. 22, Bd. XX, Bl. 319-319r; PrMWKV an Phil. Fak. v. 5. 5. 1919 und Bl. 352, Antwort der Fakultät v. 17. 5. 1919 sowie Bl. 353-354r, Bestallung v. 11. 6. 1919 mit Ernennung zum nb. ao. Prof., rückwirkend zum 1. 4. 1919. Im März 1919 hatte das Ministerium im Zusammenhang mit Bemühungen, in Kiel für den Lehrstuhl Deussen eine Ersatzprofessur einzurichten, Jacoby ins Spiel gebracht, konkret aber nur vorgeschlagen, ihn dort als „nb. ao. Prof. f. Philologie [sie!] mit bes. Berücksichtigung der ausländischen Philosophie“ unterzubringen (GStA, Rep. 76Va, Sek. 9, Tit. IV, Nr. 1, Bd. XVII, Bl. 226-226r; PrMWKV an Kurator Kiel v. 18. 3. 1919). Vgl. auch

GStA, Rep. 92, NL Becker Nr. 2054; W. Jaeger an Becker v. 28. 12. 1918 (prinzipiell zum Einsatz für Jacoby bereit, aber ausweislich seiner Schriften sei er wohl nicht die „kraftvolle Persönlichkeit“, die man in Kiel benötige). GStA, w. o.; Dekan Ebeling an Becker v. 27. 3. 1919 (J. entbehre des sicheren Blicks für geschichtliche Zusammenhänge, nähere sich auch in seinem Streben nach Allgemeinverständlichkeit „etwas allzusehr dem Stil der Tagesliteratur“). Ebd.; Jacoby an Becker v. 9. und 23. 2., 19. 4., 21. 6. 1919. Nach der Kieler Absage war er von Beckers Referenten Wende empfangen worden, der „das Weitere“ betr. Greifswald mit ihm besprach. Leider macht er dazu keine näheren Ausführungen, so daß auch von hier aus kein Licht auf die Greifswalder Stellung fällt. Jacoby ging aber in seinem Dankesbrief an Becker v. 21. 6. davon aus, ihm sei wie dem Germanisten Richter (s. Anm. 330) ein planmäßiges Extraordinariat verschafft worden („Wir Konstantinopler wissen, wieviel wir alle Ihrem persönlichen selbstlosen Bemühen verdanken.“)

330 Der in den Akten öfter anzutreffende Stolz, „in höchsten Kreisen“ zu verkehren und die durch Auslandsabordnung offenbar erwiesene Wertschätzung seiner Person seitens des Ministeriums, nährten das Selbstvertrauen des seit 1919 mit einer ostpreußischen Adligen verheirateten Philosophen in einer Weise, die ältere Kollegen als streberhaft und hochmütig empfanden. Zudem dürfte bekannt gewesen sein, daß der nominelle Privatdozent Jacoby schwer gegen den akademischen Komment verstoßen hatte, als er sich 1915 selbst bei der Hallenser Fakultät zum Nachfolger von Uphues vorschlug (UAH, Rep. 6/1370; Phil. Fak. an PrMK v. 30. 7. 1915) - Auf Jacobys Ansehen in der Fakultät wirkte es sich ebenso ungünstig aus, daß Becker neben ihm einen anderen „Osmanen“, den Germanisten Werner Richter, den Greifswaldern nicht nur oktroyierte, sondern ihn auch zeitweilig ins Ministerium abordnete, ohne für eine ausreichende Stellvertretung zu sorgen. Im Gegensatz zu Jacoby erhielt der aus Konstantinopel zurückgekehrte Richter umstandslos zum 1. 4. 1919 ein Ordinariat (GStA w. o., Bd. XX, Bl. 305).

331 Jacoby 1912a, S. 201f., 208-210, 238.

332 Ders. 1909; dieser schmalen, zustimmenden Einführung folgte 1914 eine schon reservierter klingende Artikelserie in der „Internationalen Monatsschrift“ (Jacoby 1914).

ten", die den US-Philosophen mit beachtlichem Spürsinn als Wortführer einer deutschfeindlichen Kriegspropaganda *avant la lettre* attackierte, enthielt denn auch keine Distanzierung von den pragmatistischen Axiomen.³³³ Ebensowenig wie eine Broschüre über ‚Englische und deutsche Mannesart‘, die nur gängige Schemata repetierte, indem sie den angelsächsischen Konformismus („Überall ein Hang zu fabrikmäßig Gleichmäßigem“, „Paradies des Durchschnittsmenschentums“) und dessen Verwandtschaft mit alttestamentarischem Gesetzesdenken („ein christlich verkleidetes Judentum“) der Freiheit deutschen Menschentums gegenüberstellte.³³⁴

Wann eigentlich die Etatisierung dieser schillernden Figur erfolgte, ist mit letzter Sicherheit nicht zu klären. Jacoby gab nach 1933 an, er habe zum 1. Oktober 1921 ein pl. Extraordinariat erhalten.³³⁵ Vielleicht war er sich über seinen eigenen Status lange im unklaren, denn bereits im Juni 1921 ließ er sich in den Vorstand der Vereinigung beamteter Nichtordinarien wählen.³³⁶ Doch in der Ministerialakte ist eine Ernennung bis 1928 nicht nachzuweisen.³³⁷ Erst im Januar 1928 bat Becker die Fakultät, sich zur geplanten Etatisierung von drei älteren Greifswalder Nichtordinarien zu äußern. Für zwei von ihnen war die Fakultät seit 1919 mehrfach aktiv geworden, nur für den dritten, Jacoby, hatte sie von sich aus keinen Finger gerührt.³³⁸ Auch als der beamtete Extraordinarius August Schmekel zum 31. März 1925 emeritiert wurde, widersprach niemand zugunsten Jacobys der Aufhebung dieses als „künftig wegfallend“ eingestuften Lehrstuhls.³³⁹ Und als man dann in einem Sammelvorschlag die ministerielle Anregung zur Etatisierung der Nichtordinarien aufnahm, mußte Jacoby Becker vorab privat darauf hinweisen, daß er auch ganz gern Mit-Direktor des Philo-

333 Jacoby 1912b, S. 212f., 215, 218. - Während des Weltkrieges beteiligte sich Jacoby neben Simmel, v. Brockdorff u. a. daran, die antideutschen Ausfälle Henri Bergsons zu kontern (Jacoby 1916).

334 Ders. 1921, S. 20-23, 34.

335 BAZ, REM-PA Jacoby, Personalblatt.

336 GStA, Rep. 76Va, Sek. 1, Tit. IV, Nr. 50, Bl. 106; Mitteilung der Vereinigung ao. Prof. Preußens an PrMWKV v. 26. 6. 1921 über die Wahlen zum neuen Vorstand.

337 Ebd. (Anm. 329), Bd. XXII, Bl. 235; Erlaß v. 2. 1. 1924 betr. einmalige Vergütung für Jacoby: Hier ist im Formular das vorgedruckte „nichtbeamtet“ gestrichen, so daß man im Ministerium offenbar der Ansicht war, einen beamt. Extraordinarius zu unterstützen. Im Erlaß v. 11. 6. 1919 hatte es aber wie üblich geheißen, daß Jacoby als nb. ao. Prof. keinen Besoldungsanspruch habe (UAGrw, PA 1255 Jacoby, Bl. 5). Es wurde ihm jedoch eine außerordentliche Vergütung gewährt, ebenso 1920/21 und 1921/22 (ebd., Bl. 14, 21). Am 18. 2. 1922 legte ein Ministerialerlaß sein Besoldungsdienstalter auf den 1. 10. 1921 fest, also auf das von Jacoby genannte Datum seiner Ernennung zum b. ao. Prof. (ebd., Bl. 28). Er bezog aber weiter ao. Unterstützungszahlungen. Erst in einem Erlaß v. 21. 12. 1927 ist dann die Rede von einer Gruppe der „beamteten apl. ao. Professoren“, zu denen auch Jacoby zählte (ebd., Bl. 69).

338 Ebd. (Anm. 329), Bd. XXIII, Bl. 100-1 lOr; Phil. Fak. an PrMWKV v. 16. 2. 1928 betr. Ernennung des Historikers Curschmann, des Botanikers Leick und Jacobys zu plm. Extraordinarien. Für Leick vgl. den Antrag v. 19. 4. 1920 (ebd., Bd. XXI, Bl. 94-95), für Curschmann den Antrag v. 31. 10. 1924 (ebd., Bd. XXII, Bl. 277-277r). Auch bei ihnen war von einem plm. Extraordinariat die Rede. Es ist kaum denkbar, daß die Fakultät, die sich mit ihren Anträgen seit 1914 für ein landeshistorisches Extraordinariat einsetzte, welches dem kurz nach Jacoby habilitierten, um die Landeskunde Pommerns verdienten Curschmann zugute kommen sollte, 1921 eine Berliner Bevorzugung des Philosophen ohne Protest hingenommen hätte. Tatsächlich erhielten Leick und Jacoby 1920 nur Erhöhungen ihrer recht auskömmlichen Grundvergütungen (ebd., Bd. XXI, Bl. 126-127; Erlasse v. 31. 8. 1920).

339 Ebd., Bd. XXII, Bl. 280-280r; Vermerk: „nachträglich k. w. gemacht im Stellenplan 1924, daher nicht wiederbesetzt“ zum Erlaß v. 25. 12. 1924 betr. Emeritierung Schmekel.

sophischen Seminars wäre, was die Herren Kollegen in ihrem Votum zu beantragen wohl „vergessen“ würden.³⁴⁰

2.9. München und Erlangen 1929: Die Berufungen von Richard Hönigswald und Eugen Herrigel

Welcher politischen Gruppierung der Breslauer Philosoph Richard Hönigswald zuzurechnen ist, ist nicht leicht zu entscheiden.³⁴¹ Seine Antrittsvorlesung ‚Vom allgemeinen System der Wissenschaften‘ enthielt das Programm einer dezidiert „wissenschaftlichen“, auf Logik und Methodenlehre begrenzten Philosophie. Das weltanschaulich gespeiste Bedürfnis nach einer die Einheit der Wissenschaften stiftenden „philosophischen Universalwissenschaft“ glaubte er in kantianischer Manier zurückweisen zu können. Den Antworten auf die Frage nach einer „zweckvollen Gestaltung des Daseins“, soweit sie nicht in den Grenzen der wissenschaftlichen Philosophie gefunden würden, könne „der Vorwurf der grundsätzlichen Unwissenschaftlichkeit nicht erspart werden“. Schon in einer 1900 gegen Ernst Haeckel gerichteten Kritik des Monismus zeigt Hönigswald die weltanschaulich motivierten Grenzüberschreitungen der Naturwissenschaft auf.³⁴²

Bei Kriegsausbruch drängte er darauf, preußischer Staatsbürger zu werden, um in Deutschland Militärdienst leisten zu können. Da man den Herzkranken 1915 nur zum „Landsturm ohne Waffe“ musterte, leistete er bis 1918 freiwillig Dienst im Breslauer Festungslazarett.³⁴³ So blieb Zeit, um eine ‚Philosophie des Altertums‘ (1917) und einen wis-

340 Ebd., Bd. XXIII, Bl. 104; Jacoby an PrMWKV v. 29. 1. 1928. Die Ernennung erfolgte per Erlaß v. 13. 3. 1928 (pl. Extraord. u. Ernennung zum pers. Ord.).

341 Der Arztsohn Hönigswald wurde am 18. Juli 1875 in Ungarisch-Altenburg geboren und begann nach seinem am Gymnasium Raab abgelegten Abitur ein Medizinstudium in Wien, das er 1902 mit der Promotion beendete. Seit dem SS 1901 hatte er, ermuntert durch den Zuspruch Vaihingers für seine ersten anti-materialistischen Arbeiten, in Halle ein Philosophiestudium aufgenommen. Dort wurde Alois Riehl sein Lehrer, der ihn 1904 mit einer Arbeit ‚Über die Lehre Hume's über die Realität der Außendinge‘ promovierte. Nicht ohne Einfluß blieben zwei Semester bei Meinong in Graz (1903/04), den Hönigswald auch nach der Promotion wieder hörte. Im Juli 1905 ersuchte er die Breslauer Fakultät, seine Habil. zu genehmigen. Nachdem das pflichtgemäß um Auskunft gebetene Auswärtige Amt bestätigt hatte, daß über diesen Ausländer, der „ziemlich vermögend“ sei, in politischer und moralischer Hinsicht „nichts Nachteiliges“ bekannt sei, habilitierte er sich im Oktober 1906 (‚Beiträge zur Erkenntnistheorie und Methodenlehre‘). Im Lebenslauf, den er seinem Antrag beifugte, bezeichnet Hönigswald sich als Protestanten, Augsburgische Konfession. GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. V, Bl. 156-157, 162, 200-202; Habil. Hönigswald 1905/06. - Dazu jetzt Grassl 1998.

342 Hönigswald 1900 und ders. 1907, S. 13f.

343 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. VI, unpag.; betr. Einbürgerungsantrag Hönigswald: Am 7. 11. 1904 getauft, in zweiter Ehe mit einer getauften Jüdin verheiratet, politisch nicht hervorgetreten. Trotzdem Gesuch vom Breslauer Regierungspräsidenten nicht befürwortet, da H. jüdisch und zum Heeresdienst nicht tauglich. Auf Druck des Kultusministeriums gelang die Einbürgerung endlich im April 1915. Die Innenverwaltung trug ihm dies vielleicht so nach, daß sie den nach zwei Jahren Lazarettendienst 1917 gestellten Antrag, seine in Preußen nicht gültige ärztliche Approbation anzuerkennen, unter Berufung auf einen Bundesratsbeschluß von 1869 (!) ablehnte und sich diesmal auch vom Kultusministerium nicht umstimmen ließ. Ebd., Nr. 48, Bd. III, Bl. 280-280r, 303, 304-304r, 311; Schriftwechsel Hönigswald-PrMdl-PrMK März/Juli 1917.

senschaftstheoretischen „Beitrag zur Frage des pädagogischen Universitäts-Unterrichts“ (1918) auszuarbeiten.

Ohne positives Kriegserlebnis und ausweislich seiner 1918 schon eindrucksvollen Bibliographie ein Anwalt weltanschauungsfreier, zeitentrückter „Wissenschaft“, glaubt man das Urteil des besten Hönigswald-Kenners vorerst bestätigt: Politisch sei er nicht hervorgetreten, „nicht rot, nicht schwarz, überhaupt kein Parteimann, nach eigenem Bekenntnis unpolitisch - er mag Parteien nicht sonderlich“.³⁴⁴ Doch diese Beurteilung scheint korrekturbedürftig. Im Frühjahr 1933, unter dem Druck der drohenden Entlassung aus dem Münchener Lehramt, versuchte Hönigswald seine nationale Zuverlässigkeit unter Beweis zu stellen. So gab er an, der 1917 gegründeten alldeutschen Vaterlandspartei beigetreten zu sein und seine Berufung 1916 der „ausdrücklichen Unterstützung“ eines konservativen Herrenhausmitgliedes, des Breslauer Orientalisten Alfred Hillebrand³⁴⁵, verdankt zu haben³⁴⁶ Wie an dessen Biographie abzulesen ist, hatte der bürgerliche Professor als hochschulpolitischer Fachmann bei seinen hochadligen Mitstreitern schnell Anerkennung und dank vieler persönlicher Beziehung auch großen Einfluß im Herrenhaus gewonnen. Der für die Breslauer Universität und damit für Hönigswald wichtigste Kontakt Hillebrandts bestand zum Grafen Heinrich Yorck von Wartenburg, seit 1911 Ehrendoktor der Universität, deren Mäzen

344 Wolandt 1988, S. 334.

345 Über Hillebrandt (1853-1927) die auf der Totenfeier gehaltene Rede des Althistorikers Ernst Korneemann (1928) sowie der NDB-Artikel von Schrapel 1972. Eine Sammlung seiner zuerst in der „Schlesischen Zeitung“ publizierten gegenrevolutionären Polemiken unter dem Pseudonym F. Bonsens erschien 1919 als Broschüre, ebenso seine ‚Beiträge zur Unterrichtspolitik‘, die auch bildungspolitische Reden aus dem Herrenhaus enthält (1919a u. 1919b).

346 BayHStA, MK 43772, PA Hönigswald, Bl. 2514 ff; hs. Lebenslauf Hönigswalds, Mai 1933, beigelegt die Eingabe des Dekans v. 29. 5. 1933 betr. H's Verbleib auf seinem Lehrstuhl. Wenn man die Hervorkehrung patriotischer Verdienste unter diesen Umständen auch mit quellenkritischer Vorsicht zu betrachten hat, so mußte doch mit ihrer amtlichen Überprüfung gerechnet werden, so daß Hönigswald hier wohl kaum das Risiko einer falschen Angabe eingegangen sein dürfte. In der von Schorcht 1990, S. 159, dieser Akte entnommenen Liste von Kollegen, die im April 1933 den bayr. Kultusminister baten, Hönigswald im Amt zu lassen, fallen prominente Deutschnationale auf wie Bauch, R. Holtzmann, W. Hörn, H. H. Schaefer, U. Gebhardt, R. Hermann und E. Lohmeyer. Die von Wolandt 1992, S. 160, erwähnten „faschistischen“ Interventionen für Hönigswald gingen von Gentile und Farinelli aus (Schorcht S. 161). Die Theologen Hermann - der Lehrer und Freund Jochen Kleppers - und Lohmeyer (auf kommunistische Denunziationen hin 1946 in Greifswald verhaftet und von den Sowjets hingerichtet; Matthiesen 1996), gerieten nach 1933 selbst in Opposition zum NS. und schlossen sich - mit erheblichen Reserven - der Bekenntenden Kirche an. Um den „aus traditionsreicher Akademikerfamilie“ stammenden, über seine erste Frau mit Admiral von Holtzendorff verwandten Zoologen Gebhardt (1901-1923 in Breslau) bildete sich an der Universität Halle ab 1939 die Opposition der „dezidiert Konservativen“ gegen „die Faschisten“ (Prokoph 1985, S. 150). Holtzmann, Sohn eines Theologieprofessors in Straßburg, hatte sich mit 41 Jahren 1914 freiwillig gemeldet und war, hochausgezeichnet, 1916 vor Verdun verwundet, zum WS 1916/17 auf besondere Empfehlung des Alldeutschen Dietrich Schäfer nach Breslau berufen worden. Nach 1933 wurde er von Baeumler kritisiert, weil seine „deutsch-nationale Geschichtsauffassung“ von der ns. Revolution „unberührt“ sei und eine rassistisch fundierte Darstellung vermissen lasse (BAK, NS 15/264, Bl. 86-88; Gutachten Baeumler zu Holtzmann: ‚Geschichte der sächsischen Kaiserzeit‘, undat., um 1941). - In diesem deutschnationalen Freundes- und Kollegengeflecht mag Hönigswald zum Beitritt in die Vaterlandspartei animiert worden sein. Allerdings findet sich sein Name nicht unter dem von Breslauer Dozenten unterzeichneten Aufruf, der im Dezember 1918 zum Eintritt in die DNVP aufforderte (Breslauer Hochschul-Nachrichten 9, 1918/19, S. 153).

und - nach 1918 - Initiator des Universitätsbundes. Hillebrandt und Yorck waren bekannte Gegner des Parlamentarismus und standen beide noch rechts von der DNVP.³⁴⁷ Beide kämpften an der bildungspolitischen Front für den Erhalt und womöglich den Ausbau des Humanistischen Gymnasiums, weil ihnen allein das Studium der Antike jenes historische Bewußtsein zu vermitteln schien, das den „Materialismus“ und politischen „Radikalismus“ einzudämmen versprach.³⁴⁸ Hönigswald hielt im Mai 1918 vor den „Freunden des humanistischen Gymnasiums zu Breslau“ einen Vortrag über philosophische Motive im neuzeitlichen Humanismus', der, unter Verweis auf Bauch und Münch, den Begriff der Kultur auf Nation und Geschichte bezieht: „Der Begriff der Kultur ist, möglich' nur mit Beziehung auf die wissenschaftliche Reflexion über geschichtliches Geschehen“ - „Geschehen, das Geschehen in und an einer wertbezogenen Gemeinschaft“ sei.³⁴⁹ Hönigswalds ‚Philosophie des Altertums' (1917) enthält das noch bei seinem Schüler Julius Stenzel (‚Piaton der Erzieher', 1928) nachwirkende Bekenntnis zum platonischen Staatsgedanken, der den für jedes staatliche Gemeinschaftsleben beachtlichen Imperativ aufstelle: „Einheit des Staatswillens und der Staatsgesinnung“.³⁵⁰ Die in der ‚Philosophie des Altertums' gegen den kynischen Kosmopolitismus und seinen neuzeitlichen Erben, das individualistische Naturrecht, gerichteten Bezugnahmen auf Piatons Normativismus³⁵¹, kehren bei Hönigswald in den 20er Jahren häufiger wieder. So in einer Kant-Rede vor der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur (1924), die eine Parallele zwischen Piaton und Kant im Motiv der freiwilligen Unterordnung des einzelnen unter das Staatsganze entdeckt und zustimmend hervorhebt: Nur sie zeitige jene „straffe Staatsgesinnung“, von deren Recht und Notwendigkeit Kant als begeisterter Bewunderer Friedrich des Großen überzeugt gewesen sei. Anders als etwa der Neukantianer Görland zur gleichen Zeit, pries Hönigswald Kant auch nicht als Pazifisten und Weltbürger, sondern als einen mit dem Gespür für die nationalen Verschiedenheiten, für die Ehre der Nation und die Notwendigkeit ihrer kriegerischen Selbstbehauptung begabten Denker.³⁵² Kritisches zum westeuropäischen Naturrecht lieferte auch die ‚Hobbes'-Monographie von 1924. Erst die Vico und Rousseau geglückte Historisierung des Naturbe-

347 In seinem Nachruf auf den Grafen deutete Hillebrandt auch Beziehungen zu völkisch-judengegnerischen Publizisten wie Schmidt-Gibichenfels, dem Hg. der „Politisch-anthropologischen Monatshefte“ an (Hillebrandt 1926). Vgl. auch Gründer 1970, S. 62.

348 Dazu die Nachrufe von Hillebrandt 1926 und Appel 1928 auf Hillebrandt. Über den in seiner praktisch-politischen Bedeutsamkeit erkannten „„Neubau“ des historischen Verstehens“ und die Hoffnung, über die Wiedergewinnung eines bewußten Verhältnisses zur Geschichte ein „inneres Verhältnis“ zum Staat neu zu stiften, vgl. die Einleitung von Fetscher 1991, S. XXVff, zu den Reflexionen des Grafen Paul Yorck von Wartenburg, des Vaters von Heinrich.

349 Hönigswald 1918, S. 32.

350 Ders. 1917, S. 190, bezugnehmend auf eine Ansicht des Breslauer Gräzisten und Philon-Herausgebers Paul Wendland (1864-1915), des Verfassers einer grundlegenden Arbeit über ‚Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum' (1907), dessen Andenken Hönigswalds Arbeit gewidmet ist. Wendland, von 1906 bis 1909 in Breslau, war auch der Doktorvater des von Hönigswald habilitierten Julius Stenzel (über ihn s. o. A II. 2. 4).

351 Ders. 1917, S. 333-335.

352 Ders. 1924a, S. 37[^]1. Hönigswald war neben Kühnemann und Baur bis 1930 einer der Sekretäre der Philosophisch-psychologischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft, die, 1824 gegründet, dem patriotischen Geist der Befreiungskriege ihre Entstehung verdankte. Vgl. zu ihrer Geschichte: Gerber 1988, dort zu philos.-psych. Sektion S. 70f.

tat und der ihm zugänglichen Bildungseinrichtungen der Provinz³⁵⁸, so gilt es doch Heideggers Diktum zu beachten, wonach die Philosophie dieses Neukantianers „dem Liberalismus auf den Leib zugeschnitten“ sei³⁵⁹. Auch hierfür ließen sich Fakultätsinterna bestätigend heranziehen. Etwa die 1929 als Dekan gehaltene Trauerrede auf den Historikerkollegen Reincke-Bloch, die dessen „Staatsgesinnung“ rühmte, während die Deutschnationalen Komemann und Koebner ihren Fachgenossen primär als Grenzlandpolitiker, Vorkämpfer des schlesischen Deutschtums und Widersacher des aggressiven polnischen Expansionismus würdigten.³⁶⁰ Diese Differenzen entsprangen einem Denken, das, wie Heidegger behauptet, den Menschen tatsächlich nicht in der „volkhaften Überlieferung seiner Herkunft aus Boden und Blut“ verstand, sondern eher als „Diener einer indifferenten, allgemeinen Weltkultur“. Auch die Geschichtlichkeit des Rechts und des Staates, die Hönigswald gegen naturrechtliche Modelle anführt, bleiben vermittelt durch die überzeitlich „geltenden“ Werte. Nicht zuletzt die kürzlich analysierte Wirkung Hönigswalds auf den bis 1926 in Breslau lehrenden Theologen Rudolf Hermann bestätigt dies in eindrucksvoller Weise. Rekurierte doch Hermann im Gegensatz zu den beiden anderen Exponenten der „Lutherrenaissance“, Karl Holl und Emanuel Hirsch, nicht auf die Nation und die völkisch-rassisch fundierte Gemeinschaft: Seine von Hönigswalds ‚Denkpsychologie‘ abhängige sprachtheologische Fassung des Schöpfungsbegriffs, in der weder Nation noch Rasse zu den elementaren Lebens- und Gemeinschaftsformen gezählt werden, erkläre den „entscheidenden Unterschied“ zu den Optionen von Holl und Hirsch und lasse auch konsequent erscheinen, daß Hermann „als einer der sehr wenigen Vertreter der Lutherrenaissance“ die Barmer Erklärung unterschrieb.³⁶¹ Aus nationalsozialistischer Sicht verdankte Hönigswald seine Berufung auf den Münchner Lehrstuhl des Anfang 1929 verstorbenen Erich Becher allein dem Umstand, daß die „Schwarzen“ in der Fakultät und im Ministerium ihm als kantianischen „Formalisten“ keinen kulturpolitischen Ehrgeiz zutrauten.³⁶² So plausibel wie das klingt, ist es anhand der Berufsakten nicht zu belegen. Sie bestätigen allein, daß auch in München die preußische Aversion gegen Psychologie geteilt wurde. Denn auf die Fortsetzung der von Becher gepflegten psychologischen Tradition des „weltlichen“ Lehrstuhls legte in der Fakultät niemand Wert. Statt dessen

358 Wolandt 1992, der über die „Breslauer Periode“ Hönigswalds schreibt, noch dazu im „Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität“, berührt den hier zumindest angedeuteten schlesischen Wirkungskreis, dem der Philosoph immerhin ein Vierteljahrhundert lang verbunden war, mit kaum einem Wort!

359 So im Gutachten v. 25. 6. 1933 auf Anforderung des bayr. Kultusministeriums, zit. nach Schorcht 1990, S. 161.

360 Vgl. die drei Gedächtnisreden auf Hermann Reincke-Bloch 1929. Der Verstorbene war 1923 Holtzmanns (s. Anm. 346) Nachfolger auf dem Mediävistik-Lehrstuhl; er kam wie dieser aus der Schule Harry Bresslaus in Straßburg, hatte aber die wissenschaftliche Karriere unterbrochen, als er, ein bürgerlicher Jude, 1920 Ministerpräsident (DVP) und dann bis 1922 Kultusminister im agrarischen Mecklenburg-Schwerin geworden war. Der 1934 nach Palästina ausgewanderte, aus dem jüdischen Breslauer Großbürgertum stammende Richard Koebner zählte in der Fakultät zu den profilierten Deutschnationalen.

361 Assel 1994, S. 308-311, 347-351. Ders. in seinen umfangreichen Anmerkungen zu dem von ihm 1992 edierten Briefwechsel Hermann-Klepper, S. 160-165, unter Hinweis auf den Einsatz für Hönigswald. Demnach ging die in München eingereichte Professoren-Erklärung 1933 auf eine Initiative Hermanns zurück (ebd., S. 163, s. o. Anm. 346).

362 BAZ, REM-W 50/1; Expose Hans Alfred Grunskys (um 1934) zur Lage der Philosophie in München.

wünschte man sich wegen der „überwiegenden Bedeutung der Philosophie für alle an der Fakultät vertretenen Geisteswissenschaften“ einen Dozenten, der den „Charakter der Professur als einer philosophischen betonen“ müsse. Demnach hatte man also jemanden gesucht, der dem politischen Katholizismus weltanschauliche Konkurrenz machen sollte. Wenn man wirklich das katholische Monopol hätte sichern wollen, wäre wohl eher ein experimentalpsychologischer Spezialist vorgeschlagen worden. So aber kamen Cassirer und Hönigswald an erster Stelle auf der Liste, weil man ihnen zutraute, synthetisch-systematisch zu wirken und die Philosophie mit allen „Gebieten des geistigen Lebens“ in Verbindung zu bringen. Auch der nach ihnen genannte Nicolai Hartmann wurde in ähnlicher Weise dafür gelobt, daß es ihm gelungen sei, sich aus dem „Banne der Marburger Schule“ zu lösen, seine „spekulativen Fähigkeiten“ auszubilden und zur „Lösung der Metaphysik“ vorgestoßen zu sein und mit seiner ‚Ethik‘ einen Mittelpunkt der aktuellen literarischen Diskussion geschaffen zu haben.³⁶³

Rickerts Schüler Eugen Herrigel stand auf der Erlanger Liste für die Nachfolge Paul Hensels an vierter Stelle. Gegen die „dringende Warnung“ von Karl Jaspers entschied sich Fakultät gleichwohl für den seit 1924 an der Universität Sendai in Japan lehrenden Philosophen.³⁶⁴ Man könnte diese Berufung mit Herrigels intellektuellem Profil erklären, so daß auch er im Zeichen der zeitgemäßen Anforderungen an eine neue, „metaphysische“ Philosophie akademisch Karriere gemacht hätte - wahrscheinlicher ist allerdings der übermächtige persönliche Einfluß Rickerts und seines Freundes Hensel.

Herrigel, protestantischer Lehrersohn aus Lichtenau im badischen Amt Kehl, am 20. März 1884 geboren, begann nach dem Abitur in Heidelberg ein Theologiestudium, das er 1908 mit dem Staatsexamen beendete. Anschließend absolvierte er ein vierjähriges Philosophiestudium, wiederum in Heidelberg, wo ihn Windelband und Lask mit der Dissertation: ‚Zur Logik der Zahl‘ 1912 promovierten. Nach vier anscheinend ohne Fronterlebnis beim Militär zugebrachten Kriegsjahren nach Heidelberg zurückgekehrt, habilitierte er sich 1922 als Assistent Rickerts, gegen Jaspers' Widerstand, mit einer Schrift über ‚Urstoff und Urform‘ (PV. am 12.7. 1922: Die Grundbegriffe der theoretischen Wertphilosophie).³⁶⁵

In Herrigels gegen Lask konzipierten Habilitationsschrift geht es bereits um das „Erhöhtwerden zu ‚sinnvollerem‘ Leben“ und um die theoretische Ausgrenzung eines eigenen „Reichs der Subjektivität“. In diesem Bezirk glaubt Herrigel das nicht objektivierbare „Urphänomen eines absoluten Sinns“ freilegen und den „übertheoretischen Grund der sinn-erfüllten Welt“ aufweisen zu können.³⁶⁶ Kein Wunder daher, daß Peter Wust begeistert an Rickert schrieb, hier sei es im schönsten Sinne, nämlich im Sinne der „Erfüllung“, zur „Li-

363 BayHStA, MK 39700; Vorschlagsliste v. 7. 5. 1929. Der hinter Hartmann vorgeschlagene Brunstäd war wohl nur als Zählkandidat gedacht.

364 Heidegger-Jaspers Brw. 1990, S. 124; Jaspers an Heidegger v. 7. 7. 1929. Ebd., S. 124; Jaspers an Heidegger v. 20. 6. 1929: Er habe (wie Heidegger) O. Becker, Baeumler und Ebbinghaus für Erlangen empfohlen. Da mir das UA Erlangen nicht zugänglich war, kann über den Prozeß der Entscheidungsfindung hier nichts Näheres mitgeteilt werden. Die Berufung erfolgte am 1. 11. 1929.

365 BayHStA, MK 43749, PA Herrigel. - UAHd, III 5 b, Nr. 344, PA Herrigel. - BAK, R 21/10008, Bl. 4056 (dort zur Kriegszeit: „im Felde als Delegierter des Kaiserl. Komm. u. Militärinspektors“ - ? - , „Freiwilliger Krankenpfleger“, ausgezeichnet mit EK II u. Kriegshilfskreuz). - Drüll 1986, S. 110. - Über den Ablauf der Habil.: Glockner 1969, S. 193f.

366 Herrigel 1926, S. 158-168.

quidation des philosophischen Geschäfts der Firma Windelband-Rickert-Lask" gekommen.³⁶⁷

Die im Jahr seiner Berufung nach Erlangen veröffentlichte Arbeit über „Die metaphysische Form. Eine Auseinandersetzung mit Kant“ wurde dann endgültig als ein „den Bannkreis des Transzendentallogizismus“ zerbrechendes, die reine Subjektivität als metalogisch-metakategoriales Phänomen begreifendes Werk aufgenommen, das anzeige, wie die deutsche Philosophie „im Zeichen einer neu entstehenden Metaphysik“ (Celms), einer Abkehr von „Kantianismus, Kritizismus, Positivismus usw.“ stehe, „einer Wendung, die heute Mode“ sei (Schilling), und wie stark diese „Anerkennung eines theoretisch noch völlig unvermittelten Erfassens und Sichgebens eines metaphysischen Seins“ dabei die neuidealistische Tradition Euckens aufnehme und fortsetze: Dessen „ethischer Prophetismus“ trete bei Herrigel als „streng wissenschaftliche Untersuchung“ auf, die aber „im Kern zu denselben Ergebnissen“ führe (Jordan).³⁶⁸ Wie eine Bestätigung dieser weltanschaulichen Implikationen wirkt es darum, wenn man Herrigel, dessen Schwiegermutter die Vorsitzende der Münchener Ortsgruppe des Euckenbundes war, mit Bruno Bauch, Max Wundt, den jungkonservativen Programmikern August Winnig und Edgar Julius Jung, sowie dem Dramatiker Hanns Johst unter den Erstunterzeichnern eines Aufrufes findet, mit dem der Euckenbund 1931 wieder einmal zur „Sammlung der Geister“ rief. Dem Materialismus, „dem Druck der wirtschaftlichen und geistigen Bolschewisierung“ wie der innenpolitisch eskalierenden Konfrontation der Parteien glaubte man mit einem „kräftigem religiösen Idealismus“ begegnen zu können, mit dem die „neue Metaphysik“ des „gelernten“ Theologen Herrigel sicher im Einklang stand.³⁶⁹

2.10. Tübingen 1928/29: Die Berufungen von Theodor Haering und Max Wundt

In den Tübinger Verhandlungen zur Nachfolge von Adickes und Groos entwickelte sich in beiden Fällen ein Streit aus der Frage, ob Nicolai Hartmann vorgeschlagen werden sollte. Gestützt auf wenig günstige Gutachten Schelers und des ehemaligen Tübinger Ordinarius Heinrich Maier, konnte dies bei Adickes' Nachfolge mit dem Argument verhindert werden, daß Hartmann, der ohnehin zuwenig Historiker sei, in seiner persönlichen Eigenart von jedem akademischen Kollegium als Belastung empfunden werde. Immerhin zeigte die an Hartmann gerühmte „Abwendung von der ‚Marburger Schule‘“, welche Erwartungen man auch in Tübingen hegte. Allgemein war die Kommission auf Kandidaten fixiert, die zugleich Historiker und Systematiker sein sollten, da es gelte, der aktuellen philosophischen Lage in Deutschland gerecht zu werden. Und die erfordere konkret einen Mann, der die „auftauchenden Fragen der Metaphysik“ meistere, wo sich doch „immer deutlicher“ zeige,

367 BayHStA, MK 43749, PA Herrigel; Wust an Rickert v. 29. 9. 1926.

368 Vgl. die Rezensionen von Th. Celms 1931, Schilling 1931 und Jordan 1931.

369 In der Münchener Ortsgruppe des Euckenbundes referierte Herrigel im WS 1930/31 über: Japanische Schauspielkunst. Weitere Referenten in dieser Zeit waren u. a. Fedor Stepun, Driesch, Tillich, Leopold Ziegler, E. Przywara. Material über die Aktivitäten der Münchener Ortsgruppe in: BayHStA, MK 40515. - Der Aufruf „Zur Sammlung der Geister“ u. a. abgedruckt im Anzeigenteil der „Blätter für Deutsche Philosophie“ 5, H. 2/3, 1931.

daß antimetaphysische, aus der Zeit des Positivismus stammende Bestrebungen „den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr genügen und daß ihre Vertreter die Philosophie Kants, mit der sich jeder neuere Denker auseinandersetzen muß, zu einseitig aufgefaßt haben“.

Im Zeichen der metaphysischen Wende nominierte man dann für die Nachfolge des erkrankten Adickes den Tübinger Extraordinarius Theodor Haering vor Max Wundt und Heimsoeth an erster, Rothacker und Moog an zweiter Stelle. Dem von Scheler und Becher favorisierten Haering, der mehrmals bei Berufungen an preußische Hochschulen gescheitert war, weil, wie Maier schrieb, das Berliner Ministerium „auf literarische Gewandtheit größeres Gewicht lege als auf wissenschaftliche Gründlichkeit“, wollte man nun offenbar über eine eher ungewöhnliche Hausberufung zu einem Ordinariat verhelfen. Für ihn sprachen seine Vielseitigkeit und die antimaterialistische Konditionierung seines Philosophierens. Als Metaphysiker sei er bestrebt, „das Universum als ein sinnvolles Ganzes zu deuten“. Das erinnerte viele Fakultätsmitglieder vielleicht an ihre 1919 formulierte Begründung, Haering den Professorentitel zu verleihen: Haering kämpfe gegen die Materialisierung des Geistes und für die antipsychologische Begründung seines „wahren [sc. immateriellen] Wesens“, die er aus einer Synthese geistes- und naturwissenschaftlicher Weltdeutung zu gewinnen verspreche. Dabei versetze er längst aufgegebenen Positionen wieder in einen „verteidigungsfähigen Zustand“ und greife andere, „die für uneinnehmbar gelten“, mit „großer Kühnheit“ an. Zumindest in ihren historischen Arbeiten würden Wundt und Heimsoeth diesem metaphysischen Kurs folgen. Denn beide betonten „nachdrücklich die metaphysischen Voraussetzungen Kants und beide legten Wert darauf, die mit Meister Eckehart einsetzende, über Paracelsus, Böhme, Leibniz und Kant bis zu Hegel führende Art des Philosophierens herauszuarbeiten, die als die eigentlich deutsche Form der Weltanschauung bezeichnet werden kann.“³⁷⁰

Haering erhielt den Lehrstuhl zum 1. Oktober 1928. Wenige Monate später, als Groos' Nachfolge zu verhandeln war, half er mit, die anfängliche Erwägung, wieder einen psychologisch versierten Philosophen zu berufen, zugunsten eines weiteren „Metaphysikers“ fallen zu lassen. Diesmal fand sich für Hartmann eine Mehrheit in der Fakultät und im Gr. Senat, so daß Heimsoeth und Wundt erst an zweiter Stelle genannt wurden. Eine Minorität, angeführt von Wahl, Kroh und Kittel, sperrte sich gegen den nach Maiers Urteil ohnehin stark überschätzten Hartmann, der an seine Hörer so „enorme“ Anforderungen stelle, daß er die in Tübingen „erdrückende Mehrzahl“ von Nebenfachstudenten gar nicht erreichen werde. Ungeachtet dieser Einwände schätzte die Mehrheit die Aussichten auf Hartmanns Zusage aber deshalb optimistisch ein, weil er in Köln eine theologische Fakultät vermisse, die man ihm zur adäquaten Entfaltung seiner systematischen Position in Tübingen bieten könne.

In der Laudatio hieß es dann weiter, daß Heimsoeth den „metaphysischen Strömungen der Gegenwart“ näher stünde als Wundt, und man lobte sein Hauptwerk - ‚Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters‘ (1922) -, das die deutsche philosophische Entwicklung nach 1918 in nicht geringem Maß beeinflusst habe. Daß bei dieser Wertschätzung für neue metaphysische Ansätze gleichwohl Wundt den Ruf erhielt, dürfte nur der Regie des Historikers Adalbert Wahl zuzuschreiben sein. Der

370 UAT, aus 205/66; Vorschlagsliste NF Adickes v. 11. 6. 1928 und Votum des Gr. Senats v. 21. 6. 1928. Ebd., aus 126a/172, PA Haering; Antrag Phil. Fak. auf Verleihung des nb. ao. Prof. für Haering, Juli 1919.

Deutschnationale Wahl, mit Wundt befreundet seit der gemeinsamen Dozentenzeit an der 1918 unter deutscher Militärverwaltung wiedereröffneten Universität Dorpat, gehörte zu Wundts Mitstreitern in der „Gesellschaft Deutscher Staat“, einer akademischen Plattform der DNVP, die in Württemberg 1929 noch immer regierte. Deren Interesse an Wundts Berufung darf unterstellt werden - wenn dies auch dadurch verdeckt werden sollte, daß die Kommission seine politischen, „populären“, DNVP-nahen Schriften, die im völkischen Verlag J. F. Lehmanns erschienen waren, angeblich unberücksichtigt gelassen habe.³⁷¹ Wundt erhielt, nachdem Hartmann abgesagt hatte, seinen Ruf zum 1. Oktober 1929.

Haering wurde am 22. April 1884 in Stuttgart geboren. Der Vater war Theologieprofessor, so daß beide „Haeringe“ lange nebeneinander in Tübingen lehrten. Nach ev. Theologiestudium in Halle und Tübingen, bestand Haering jun. 1906 sein theologisches Examen, ging ins Vikariat (1906/07) und betätigte sich als Repetent am Seminar in Schöntal. 1907 begann er ein Philosophiestudium, das er 1910 mit einer Dissertation bei Adickes in Tübingen abschloß: ‚Der Duisburg'sche Nachlaß und Kants Kritizismus um 1775‘. Studien in Bonn bei Külpe folgten, bevor Haering 1913, wiederum bei Adickes, ‚Untersuchungen zur Psychologie der Wertung‘ als Habilitationsleistung vorlegte. Sein Kriegseinsatz beschränkte sich auf die Arbeit als Referent bei der „Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Krieg Gefallenen“ sowie auf einige lyrische Beiträge zu den „Ideen von 1914“. 1919 zu nb. ao. Prof. ernannt, engagierte er sich in den Anfangsjahren der Republik stark in der württembergischen Volkshochschulbewegung. Nach 1933 intensivierte er seinen kulturpolitischen Einsatz und - NSDAP-Mitglied seit dem 1. Mai 1937 - exponierte sich seit 1940 im philosophischen „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ sowie bei Auftragsarbeiten für die Dienststelle Rosenberg 1944 (s. u. B III.).³⁷²

Haerings weitschweifige, allein zwischen 1918 und 1926 gut 2 000 Seiten füllende Werke, verfolgten bis in die Erörterung hirnpfysiologischer Forschungsdetails nur ein Ziel: die „radikale Wesensverschiedenheit von Geist und Materie“ zu erweisen und daraus politisch umsetzbare „Schlußfolgerungen für die Überwindbarkeit des materialistischen Zeitgeistes“ zu ziehen. Wie sein Lehrer und Amtsvorgänger Adickes, der gegen den materialistischen Monismus Ernst Haeckels Front machte³⁷³, so nahm Haering den historischen Materialismus ins Visier - einen fast lebenslangen Kampf beginnend, der von den um 1920 eher beiläufig wirkenden Bemerkungen über den Marxismus als Ideologie der Arbeiterklasse bis zu den 1944 für Rosenbergs „Arbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung der bolschewistischen Weltgefahr“ gelieferten Handreichungen und Referaten führte. Was er in Festbeiträgen zu Hegels 100. Todestag u. a. in der „Zeitschrift des Reichsbundes für höhere Beamte“ zum „Zentralproblem“ des preußischen Staatsdenkers stilisierte, das „Ideal eines lebendigen, ganzheitlichen Volkslebens“, das war im Herbst 1931 mehr als ein flüchtig beschworener Kontrast angesichts des latenten deutschen Bürgerkriegs.³⁷⁴ Es war Haerings eigenes gesellschaftli-

371 UAT, aus 131/111; Protokoll der Fakultätssitzung v. 14. S. 1929. Ebd., aus 205/68; Vorschlagsliste des Gr. Senats betr. NF Groos v. 8. 6. 1929 und Separatvotum Wahl et al.

372 UAT, aus 126a/172, PA Haering. - Haag 1964. - Gebhardt 1966.

373 Vgl. Adickes' Polemik ‚Kant contra Haeckel‘, in zwei Auflagen: 1903, 1906, dort seine Hoffnung auf die Fähigkeiten der geistigen Führer der sozialdemokratischen „Negationspartei“, mit dem Materialismus zu brechen und diese neue Einsicht in die „Massen“ zu tragen (S. 158ff.)

374 Haering 1931a, S. 170; ders. 1931b = Rede zum 100. Todestag im Landestheater Stuttgart, abgedruckt in „Württemberg“, einer „Monatsschrift im Dienste von Volk und Heimat“, deren Hegel-Ausgabe im

ches Leitbild, das viele Momente aufwies, die der deutschnationalen württembergischen „Kultbehörde“, die ihn berief, ins bildungspolitische Konzept paßte und sie darauf vertrauen ließ, daß die philosophische Allgemeinbildung künftiger Gymnasiallehrergenerationen hier in guten Händen läge. Im Gegensatz zu Wundt fehlte dem Weltanschaulichen bei Haering eine eigentlich nationale oder gar völkische Grundierung. Seine Abneigung gegen jede Form deterministischen Denkens verleitet ihn deshalb im Rahmen einer Spengler-Kritik zu optimistischen Thesen über die Aussichten einer durch „Arbeit“ und „bewußte Tat“ erreichbaren „Höherentwicklung“, die nicht an den Grenzen einer Nation stehen bleiben werde, da Völker eben nicht „unabänderlich wesensverschiedene Größen“ seien, sondern Gebilde, für deren Charakter und Entwicklung der freie Wille einzelner Führerpersönlichkeiten oder der freie Zusammenschluß vieler Willen zu gleichen Zielen allein maßgebend sei.³⁷⁵ Für geschichtsmächtig hielt er allerdings vor allem den Willen dieser „Führerpersönlichkeiten“, was eine klare Abgrenzung zu westeuropäischen Gesellschaftsmodellen einschloß, die er als atomistischen Demokratismus ablehnte und mit deutschen Verhältnissen für unvereinbar erklärte („vor deren Verwirklichung uns ein gültiges Geschick bewahren möge“).³⁷⁶ Die autoritative Funktion der Führerelite sollte, und damit ging Haering zum deutschnationalen Glauben an die unaufhebbare Trennung zwischen Führung und Gefolgschaft auf Distanz, transistorischen Charakter haben: der eigene Wille der zu Führenden solle allmählich erstarken, und auf die Periode des Gegängeltwerdens folge eine der Selbständigkeit, „in der aus dem bloßen Müssen und Sollen ein freies Wollen“ werde - freilich einhergehend mit der Integration in ein „Wertsystem“, das alle Gesellschaftsglieder im Bewußtsein gleicher ideeller Ziele vereine („durch bewußte und freie Einordnung des Wollens in bewußt als wertvoll erkannte Zielsetzung der Gesamtheit“).³⁷⁷

Ein nicht eben spezifisch deutschnationaler überzeitlich-universalistischer Wertidealismus und Geschichtsoptimismus verdrängte hier partielle Konvergenzen Haerings mit den patriarchalisch-elitären Gesellschaftsideen seiner politischen Förderer.

2.11. Jena 1925/30: Die Berufungen von Paul F. Linke und Hans Leisegang

Wie Günther Jacoby in Greifswald, so erhielt auch der nb. ao. Prof. Paul Ferdinand Linke in Jena offenbar ohne ein förmliches Berufungsverfahren ein beamtetes Extraordinariat. Das geschah 1925 unter einem bürgerlichen Kultusminister und nicht, wie Linke nach 1945 aus politischen Opportunitätserwägungen gegenüber der SED angab, „durch die kommunistisch-sozialistische Regierung“ Thüringens, die bekanntlich Ende 1923 einer Reichsexekution zum Opfer fiel. Auffällig ist vielmehr, daß der Sozialdemokrat Linke weder von dem sozialdemokratischen Kultusminister Haenisch (Greifswald 1921, s. o. I. 2. 6.) noch von seinen

Dezemberheft mit Bildern vom dörflichen Gemeinschaftsleben auf der schwäbischen Alb illustriert war - dem württembergischen Geist (Hegels) die Natur des Landes kontrastierend, als, wie die Schriftleitung hervorhebt, verschiedene Erscheinungen „derselben Sache“ (S. 523).

375 Haering 1921, S.349ff.

376 Ders. 1919, S. 101. - Die Spengler-Kritik (vgl. 1921, Vorwort) erwuchs im übrigen aus einem württ.-hessischen „Führerkurs für Volksbildung“, den Haering im Auftrag des Württ. Vereins zur Förderung der Volksbildung abgehalten hatte. Zum „Führerverständnis“ Haerings nach 1933: B III.

377 Ders. 1919, S. 332ff. und 1921, S. 356.

Gesinnungsfreunden im Weimarer Ministerium protegiert wurde. Linke wurde am 15. März 1876 als Sohn eines Geometers in Staßfurt geboren. Nach dem Abitur am Magdeburger Domgymnasium begann er, sich nach anfänglich juristischem Studium der Philosophie und den Naturwissenschaften zuzuwenden. Theodor Lipps in München, so berichtet Linke 1938, sei nicht nur in fachlicher Hinsicht sein wichtigster Lehrer geworden:³⁷⁸

„Vor allem haben mir seine oft an Fichte gemahnenden Vorlesungen über Ethik Anregungen gegeben, die für meine gesamte künftige Entwicklung bedeutsam wurden: einerseits nämlich bestärkten sie mich in dem Entschlusse, Philosophie und Psychologie zu meinem Hauptstudium zu machen, andererseits brachten sie mir die sozialistische Idee in einer besonders hochstehenden - von Materialismus, Klassenkampf und Internationale völlig freien - Form nahe und mit ihm den Gedanken, daß Ethik heute ohne den Mittelpunkt einer sozialen und sozialistischen Gesinnung unmöglich sei und insbesondere: daß sich diese Gesinnung auch in politischer Bestätigung auswirken müsse.“

Linke schloß sich noch als Student Naumanns „nationalsozialer“ Bewegung an, weil er bei ihr zu finden glaubte, was Lipps ihn lehrte: „den Klassenkampf als unmoralisch zu verwerfen und die Arbeiter dem nationalen Gedanken zuzuführen“. Doch hätten auch die wissenschaftlichen Vorträge, die er vor Arbeitern hielt, am Mißerfolg Naumanns nichts geändert, so daß die Enttäuschung darüber zunächst in Entfremdung von der Politik umschlug. 1901 hatte Linke sich in Leipzig bei W. Wundt promoviert („Humes Lehre vom Wissen“). 1907 habilitierte ihn Liebmann in Jena mit einer experimental-psychologischen Arbeit („Die Stroboskopischen Erscheinungen als Täuschungen des Identitäts-Bewußtseins“). Sich zeitweise an Husserl annähernd, arbeitete Linke dann fast zwanzig Jahre als Privatdozent bzw. als nb. ao. Prof. (1918) an einer philosophischen Grundlegung der Wahrnehmungspsychologie.

Übereinstimmend mit dem Neopositivismus definiert Linke in seinen ‚Grundfragen der Wahrnehmungslehre‘ (1918) und mehreren kleinen Aufsätzen aus den 20er Jahren, daß Wissenschaftlichkeit gleichbedeutend sei mit der Logizität und Mathematisierbarkeit von Aussagen über empirisch gewonnene Daten. Die Eindeutigkeit der Zeichen werde demnach intersubjektiv, sprachkritisch und diskursiv gewonnen. Im Gegensatz zum Neopositivismus glaubt Linke aber an die Möglichkeit, das „Ansichseiende“ als in Bewußtseinsakten Gegebenes nachweisen zu können. Empirisch-deskriptiv würden so Seinsbereiche, primär das „seelisch-geistige Leben“, erschlossen und für die Wissenschaft zurückgewonnen, die der Neopositivismus daraus verbanne. Als „wissenschaftliche Metaphysik“ solle sich die Philosophie ihre Führungsrolle in Kultur und Gesellschaft zurückerobern. Speziell soll sie dem Hegelianismus und dem Neukantianismus die „erkenntnistheoretische Sicherung des Gedankenbaus und der geistigen Haltung des Sozialismus“ abnehmen, um „Gestalterin des menschlichen Daseins und Führerin zum richtigen Leben“ zu werden, so daß „anders gesagt, die philosophische Erkenntnis wieder wie einst den großen ethisch-religiösen und ethisch-politischen Zielen zu dienen hat“.³⁷⁹ Noch weit bis in die 30er Jahre arbeitete Linke

378 UAJ, D 2202, PA Linke; Lebenslauf v. 14. 1. 1938 sowie „Kurze politische Autobiographie“ v. 2. 8. 1945.

379 Linke 1917 (gegen die empiristische Psychologie); ders. 1929, S. 368ff. (Abgrenzung gegen Husserl); ders. 1924 („Zur Kritik der christlichen Ethik“) und 1927 (zur neuen ideologischen Fundierung des Sozialismus); vgl. a. ders. 1961.

deshalb an einem unveröffentlicht gebliebenen Werk: ‚Das Absolute und seine Erkenntnis‘, das sich eng mit dem „religiösen Ringen der deutschen Gegenwart“ berühren sollte.³⁸⁰

Während des Ersten Weltkrieges, den Linke in der Heimat überstand, erwachte auch sein politischer Betätigungsdrang wieder. Er engagierte sich im linksliberalen „Bund Neues Vaterland“ für den Verständigungsfrieden und die innenpolitische Demokratisierung. Wie selbstverständlich fand er 1918 vom „Bund“ zur „Vereinigung sozialistischer Kopfarbeiter“ und zur „Liga für Menschenrechte“ (Mitglied bis 1933), dann für einige Monate zur DDP und noch 1919 zur SPD. Im antimilitaristischen Sinne, so rühmte Linke 1945 den neuen kommunistischen Herren seine politischen Verdienste, habe er 1919/1922 jeweils nach der Ermordung Landauers, Paasches und Rathenaus öffentliche Reden gehalten. 1923 habe er bei der „Thüringer sozialistisch-kommunistischen Regierung“ leider erfolglos darum geworben, den von ihm hochverehrten Pädagogen und Pazifisten Friedrich Wilhelm Foerster nach Jena zu berufen, und natürlich sei er für den Antimilitaristen Emil Julius Gumbel eingetreten.³⁸¹

Eine politischen Regeln gehorchende Berufung, parteipolitisch gewünscht und durchgesetzt, brachte Hans Leisegang 1930 auf den Jenaer Lehrstuhl Max Wundts. Im November 1929 unterbreitete die Fakultät einen nicht eben originellen Dreivorschlag: Ernst Hoffmann - Julius Stenzel - Leisegang. Der drittplatzierte Leipziger Dozent Leisegang schien recht aussichtslos im Rennen zu liegen, da die Berichterstatter die „Masse“ seiner Veröffentlichungen als „nicht gleichwertig“ qualifizierte.³⁸²

Leider sind die näheren Umstände der Berufung des vermeintlichen Außenseiters nicht mehr aufzuhellen. Nicht ganz ohne Einfluß könnte jedenfalls die Thüringer Landtagswahl vom 13. Januar 1930 gewesen sein, die den Nationalsozialisten Wilhelm Frick ins Innen- und Bildungsressort brachte. Er löste den Liberalen Paulssen (DDP) ab, der Hoffmann, einen Parteifreund, noch berufen hatte. Da Hoffmann aber vermutlich wenig Neigung verspürte, unter einem NSDAP-Minister zu arbeiten, lehnte er den Ruf Anfang Februar 1930 ab. Das Verfahren geriet dann in den folgenden Wochen ins Stocken, so daß vorerst der nb. Jenaer Extraordinarius Eberhard Grisebach die Vertretung übernahm, bis die Wahl auf Leisegang fiel. In einer nach 1945 für die sowjetischen Besatzer erstellten Erinnerung schilderte Leisegang dies als eine Art Kompensationsgeschäft zwischen deutschnationaler Fakultät und NS-Ministerium.³⁸³

„Als im Januar 1930 der nationalsozialistische Minister Frick sein Amt antrat, versuchte er gegen den Vorschlag der Fakultät den durch seine Bücher über Rassenkunde bekannten Schriftsteller Dr. Günther und, als hiergegen die Universität auf heftigste protestierte, den Nationalsozialisten Dr. Rüge, dem von der Heidelberger Universität die *venia legendi* entzogen worden war, auf den mir zugedachten [sic!, CT] Lehrstuhl für Philosophie zu berufen. Der Kampf um die Besetzung dieses Ordinariats endete damit, daß Dr. Günther eine Professur in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät erhielt und die Philosophische Fakultät meine Berufung durchsetzte.“

380 Wie Anm. 378, Lebenslauf 1938.

381 Ebd., Autobiographie 1945.

382 UAJ, M631, B1. 164-168; Vorschlag v. 13.11. 1929.

383 UAJ, D 3201, PA Leisegang; Lebenslauf, o. D. (etwa Ende 1945).

Mit Leisegang kam ein Protegé der deutschnationalen Jenenser Fakultätsmehrheit ins Amt, dessen Biographie die Bevorzugung von politischer Seite durchaus rechtfertigte. Am 13. März 1890 in Blankenburg geboren, wuchs der Sohn eines Militärpfarrers in Straßburg auf, wo er 1908 seine Reifeprüfung an einem Humanistischen Gymnasium bestand. Sein Studium der Germanistik, Romanistik, Geschichte und Philosophie führte ihn über Paris und Leipzig wieder zurück nach Straßburg, wo er sein Lehramtsexamen ablegte und 1911 bei Baeumker promovierte: ‚Die Raumtheorie im späteren Platonismus, insbesondere bei Philon und den Neuplatonikern‘. Neben dem Schuldienst (in Sachsen) trieb Leisegang private Studien: „In theologischen Kreisen aufgewachsen und hier zum Widerspruch mächtig angeregt, war mir das Forschen nach den historischen und gedanklichen Wurzeln der christlichen Weltanschauung zu einer Aufgabe geworden, die mich bis zum heutigen Tage nicht losgelassen hat.“ (1919). 1912 begann er sich an der deutschen Ausgabe der jüdisch-hellenischen Schriften Philons von Alexandria zu beteiligen, die der Breslauer Philologe L. Cohn mit Paul Wendland zusammen edierte. 1914 wies W. Wundt einen Habilitationsversuch Leisegangs in Leipzig (‚Der Hl. Geist, das Wesen und Werden der mythisch-intuitiven Erkenntnis in der Philosophie und Religion der Griechen‘) zurück. Nach Cohns Tod erstellte Leisegang zwischen 1916 und 1926 im Auftrag der Preuß. Akademie einen philologisch-philosophischen Index zu Philons Werken. 1917/18 noch in Galizien und an der Westfront in einer MG-Kompanie eingesetzt, wurde der hochausgezeichnete Leutnant d. R. (EK I, Albrechtsorden) im September 1918 verwundet, meldete sich aber 1920 wieder zum Freikorps-Einsatz in Oberschlesien. 1919 im Volksschuldienst, fand Leisegang genug Zeit für wissenschaftliche Nebentätigkeit, so als Beiträger für RGG und Pauly-Wissowa sowie als gefürchteter Rezensent des „Philologischen Wochenblatts“. 1920 habilitierte er sich in Leipzig mit: ‚Der Geistbegriff in den synoptischen Evangelien. Ein Beitrag zur Erforschung des Wesens und der Geschichte der spekulativen Mystik des Hellenismus‘ sowie mit einem Manuskript: ‚Geschichtsphilosophie‘. Obwohl die Arbeit über den Geistbegriff vor allem deshalb wohlwollend beurteilt wurde, weil sie jüdischen Ideen geringen Einfluß auf das Urchristum zubilligte, moniert man die einseitig philologische Untersuchungsmethode. Auch als der Bewerber ein zweites Colloquium knapp bestand, sprach ihm Felix Krueger philosophische Begabung ab (PV.: Der Wahrheitsbegriff in der idealistischen Geschichtsphilosophie der Gegenwart). Hauptberuflich als Studienrat in Leipzig wirkend, nahm Leisegang seit 1920 seine Privatdozentur wahr, wurde 1925 zum nb. ao. Prof. ernannt und übernahm 1926 unter Litt die Leitung des Pädagogisch-praktischen Seminars, wo er didaktische Übungen für Lehrerstudenten abhielt. Einen Ruf aus Prag lehnte er 1928 wegen schlechter materieller Bedingungen ab. 1929 nahm er an einem Preisausschreiben des Reichspräsidenten über ‚Lessings Weltanschauung‘ teil, das Leisegang mit seiner dann Hindenburg gewidmeten Arbeit gewann.³⁸⁴ Im selben Jahr trat er als Mitherausgeber in die Redaktion der neuen Zeitschrift „Philosophie und Schule“ ein, die 1934 - politisch bedingt - ihr Erscheinen einstellen mußte. Elisabeth Förster-Nietzsche übertrug ihm 1930 die wissenschaftliche Leitung des Nietz-

384 „Dem Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten von Hindenburg gewidmet“ - die Arbeit war als die beste systematisch-kritische Lessing-Studie des Wettbewerbs ausgezeichnet worden; Leisegang 1931a.

Mit Leisegang kam ein Protege der deutschnationalen Jenenser Fakultätsmehrheit ins Amt, dessen Biographie die Bevorzugung von politischer Seite durchaus rechtfertigte. Am 13. März 1890 in Blankenburg geboren, wuchs der Sohn eines Militärfarrers in Straßburg auf, wo er 1908 seine Reifeprüfung an einem Humanistischen Gymnasium bestand. Sein Studium der Germanistik, Romanistik, Geschichte und Philosophie führte ihn über Paris und Leipzig wieder zurück nach Straßburg, wo er sein Lehramtsexamen ablegte und 1911 bei Baeumker promovierte: ‚Die Raumtheorie im späteren Platonismus, insbesondere bei Philon und den Neuplatonikern‘. Neben dem Schuldienst (in Sachsen) trieb Leisegang private Studien: „In theologischen Kreisen aufgewachsen und hier zum Widerspruch mächtig angeregt, war mir das Forschen nach den historischen und gedanklichen Wurzeln der christlichen Weltanschauung zu einer Aufgabe geworden, die mich bis zum heutigen Tage nicht losgelassen hat.“ (1919). 1912 begann er sich an der deutschen Ausgabe der jüdisch-hellenischen Schriften Philons von Alexandria zu beteiligen, die der Breslauer Philologe L. Cohn mit Paul Wendland zusammen edierte. 1914 wies W. Wundt einen Habilitationsversuch Leisegangs in Leipzig (‚Der Hl. Geist, das Wesen und Werden der mythisch-intuitiven Erkenntnis in der Philosophie und Religion der Griechen‘) zurück. Nach Cohns Tod erstellte Leisegang zwischen 1916 und 1926 im Auftrag der Preuß. Akademie einen philologisch-philosophischen Index zu Philons Werken. 1917/18 noch in Galizien und an der Westfront in einer MG-Kompanie eingesetzt, wurde der hochausgezeichnete Leutnant d. R. (EK I, Albrechtsorden) im September 1918 verwundet, meldete sich aber 1920 wieder zum Freikorps-Einsatz in Oberschlesien. 1919 im Volksschuldienst, fand Leisegang genug Zeit für wissenschaftliche Nebentätigkeit, so als Beiträger für RGG und Pauly-Wissowa sowie als gefürchteter Rezensent des „Philologischen Wochenblatts“. 1920 habilitierte er sich in Leipzig mit: ‚Der Geistbegriff in den synoptischen Evangelien. Ein Beitrag zur Erforschung des Wesens und der Geschichte der spekulativen Mystik des Hellenismus‘ sowie mit einem Manuskript: ‚Geschichtsphilosophie‘. Obwohl die Arbeit über den Geistbegriff vor allem deshalb wohlwollend beurteilt wurde, weil sie jüdischen Ideen geringen Einfluß auf das Urchristum zubilligte, moniert man die einseitig philologische Untersuchungsmethode. Auch als der Bewerber ein zweites Colloquium knapp bestand, sprach ihm Felix Krueger philosophische Begabung ab (PV.: Der Wahrheitsbegriff in der idealistischen Geschichtsphilosophie der Gegenwart). Hauptberuflich als Studienrat in Leipzig wirkend, nahm Leisegang seit 1920 seine Privatdozentur wahr, wurde 1925 zum nb. ao. Prof. ernannt und übernahm 1926 unter Litt die Leitung des Pädagogisch-praktischen Seminars, wo er didaktische Übungen für Lehrerstudenten abhielt. Einen Ruf aus Prag lehnte er 1928 wegen schlechter materieller Bedingungen ab. 1929 nahm er an einem Preisausschreiben des Reichspräsidenten über ‚Lessings Weltanschauung‘ teil, das Leisegang mit seiner dann Hindenburg gewidmeten Arbeit gewann.³⁸⁴ Im selben Jahr trat er als Mitherausgeber in die Redaktion der neuen Zeitschrift „Philosophie und Schule“ ein, die 1934 - politisch bedingt - ihr Erscheinen einstellen mußte. Elisabeth Förster-Nietzsche übertrug ihm 1930 die wissenschaftliche Leitung des Nietz-

384 „Dem Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten von Hindenburg gewidmet“ - die Arbeit war als die beste systematisch-kritische Lessing-Studie des Wettbewerbs ausgezeichnet worden; Leisegang 1931a.

sche-Archivs, die er aber aus Protest gegen eine angeblich nationalsozialistisch inspirierte Werkedition abgab.³⁸⁵

Mit den völkischen Positionen seines Amtsvorgängers Wundt und den seines Kollegen Günther stimmte er stärker überein, als Leisegang nach 1945 gegenüber den Sowjets einzuräumen für ratsam hielt. Denn zusammen mit Wundt referierte er bald nach Gründung der Dt. Philosophischen Gesellschaft über Steiners Anthroposophie und warnte vor ihrer die ideelle Integration des deutschen Volkes gefährdenden Ethik (s. u. A III. 2.).³⁸⁶

Und in einem Überblick über die ‚Platondeutung der Gegenwart‘ fand er für kaum ein anderes Werk so anerkennende Worte wie für Günthers ‚Platon als Hüter des Lebens‘ (1928); das den Untertitel trägt: ‚Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und deren Bedeutung für die Gegenwart‘. Im Sinne des sächsischen Schulpolitikers Wilhelm Hartnacke sah Leisegang diese Gegenwartsbedeutung Platons im Kampf gegen die „Bildungsgleichmacherei“, gegen den Aufklärungsglauben, der suggeriere, daß die Menschheit durch Bildung zu vervollkommen sei, und für die gebührende Berücksichtigung biologischer Grundlagen der Bildungsfähigkeit.³⁸⁷ Ebenso entschieden wie Bauch und andere Gründungsväter der Dt. Philosophischen Gesellschaft, wies Leisegang Cohens kosmopolitischen Rationalismus zurück, der die jüdische in eine kantische Vernunftreligion umdeute, um dem modernen Judentum die politische Gleichberechtigung innerhalb seiner Gastvölker zu erhalten, was nur durch radikale Eliminierung des Volksbegriffs möglich gewesen sei.³⁸⁸

Mit seinen gesellschaftspolitischen Präferenzen hielt Leisegang weitgehend hinter dem Berg. Doch die Zustimmung zu Stenzels ‚Platon der Erzieher‘ (1928), das die Vorbildlichkeit des platonischen Staatsideals aus dessen Totalität, der die staatliche Gemeinschaft zusammenhaltenden Einheit von Wissen und Handeln, ableitet, sowie gelegentlichen Abgrenzungen gegen „ideologische Verengungen“, für die nicht zufällig der Sozialismus als Beispiel herhalten mußte³⁸⁹, weisen voraus auf den relativ konsistenten verfassungspolitischen Entwurf über die ‚Ethik des Beamtentums und ihre Bedeutung für den Volksstaat‘, den Leisegang kurz nach seiner Berufung auf einer Tagung des Landesverbandes der höheren Beamten Sachsens präsentierte. Parallel zur Einsetzung der mit Brünnings Kanzlerschaft beginnenden Zeit unabhängig von parlamentarischen Mehrheiten regierender, nur vom Vertrauen Hindenburgs abhängiger Präsidialkabinette, knüpfte Leisegang die Zukunft der Nation an das Berufsbeamtentum. Es handle jenseits vom Streit der Parteien und Weltanschauungen, sei dem Kampf zwischen Sozialismus und Kapitalismus enthoben, und lebe allein aus der sittlichen Substanz eines Systems ethischer Werte, das den Staat zusammenhalte,

385 UAL, PA 681, Bl. 11-24; Habil. Leisegang 1920. - UAJ, D 3201, PA Leisegang. - Lieber 1950 (folgt weitgehend dem Lebenslauf für die SMAD von 1945/46). - Holz 1985 - Mesch 1999, S. 95-101.

386 Die aus DPhG-Vorträgen hervorgegangene Streitschrift, Leisegang 1922a, erschien in der Hanseatischen Verlagsanstalt, „im Einvernehmen mit der Fichte-Gesellschaft“, wie es auf dem Titelblatt heißt. Diese Veröffentlichung, die Leisegang im Umfeld der DNVP zeigt, fand keine Aufnahme in die von J. Müller erstellte Bibliographie bei Lieber 1950, S. 13ff.

387 Leisegang 1929a, S. 178ff, deutlich gegen den von ihm nicht geliebten George-Kreis gewandt, wo man irrig annehme, die „platonisch Edlen“ würden „stammlos“ wachsen - „aus begreiflichen Gründen“, wie Leisegang unter Anspielung auf die teilweise jüdische Entourage des Meisters einfügt (ebd., S. 180).

388 Ders. 1930a, S. 4ff. Kritisch auch zu Mendelssohns „natürlicher Religion“, ders. 1931a, S. 179.

389 Ders. 1929a, S. 52 und 1929b, S. 180.

„bei allem stürmischen Wechsel der Regierungen“ „einige Konstanz“ bewahrend.³⁹⁰ Gleich seinem Tübinger Kollegen Haering berief Leisegang sich für diese seit 1918 von deutschnationaler Seite geforderte Überwindung der Parteiendemokratie durch eine Führerelite oder, abgemildert, durch parteipolitisch unabhängige „Fachminister“³⁹¹, auf Hegel und behauptete eine metahistorisches Wertreich, aus dessen Substanz das individuelle Wertbewußtsein gespeist werden müsse, damit es als „dienenendes Glied“ im Ganzen aufgehen könne³⁹²

Den Primat der Kultur wollte Leisegang stets auch in der politischen Sphäre gewahrt wissen. Was ihm früh im „Weltanschauungskampf der Gegenwart“ zu fehlen schien, war ein „großer Glaube“, der im „Zeitalter der Naturwissenschaft und des Sozialismus“ verloren ging und mit ihm die „Heiligung des Daseins“. Die „Entseelung und Entheiligung des Daseins“ könne darum auch nicht von klassenkämpferischer Beseitigung des bürgerlich-kapitalistischen Systems - so verwerflich es auch sei - aufgehalten werden. Denn mit dem Sieg des Proletariats und der dadurch bewirkten „Umschichtung der Produktionsverhältnisse“, werde noch „der ganze ideologische Überbau“ nicht umgestaltet, so daß der Sozialismus an der geistigen Nabelschnur des nur ökonomisch entmachteten Bürgertums hängen bleibe. Leisegang erhoffte daher eine kulturelle Revolution und seelische Verwandlung, für die er in der zeitgenössischen Philosophie, Theologie und Kunst überall Ansätze wahrzunehmen glaubte und die für ihn auf ein neues deutsches Reich nach dem Vorbild der „Gemeinschaft der Gläubigen“ hinführen schien.³⁹³ Daß sein Religionsverständnis ihn dabei in Opposition zu deutsch-christlichen Bestrebungen brachte, wird noch an Leisengangs Erörterungen zum Volks- und Rassebegriff aufzuzeigen sein (s. u. A III. 1.).

2.12. Breslau 1930: Die Berufung von Siegfried Marck

In Breslau entzündete sich am Für und Wider der Besetzung eines philosophischen Lehrstuhls mit einem Psychologen ein berufungspolitischer Konflikt, der in seiner Heftigkeit und parteipolitischen Polarisierung für die Zeit nach 1924 eher untypisch war. Noch unter Minister Becker hatte die Fakultät ihre Vorschläge zur Nachfolge des nach München berufenen Richard Hönigswald gemacht. Sein Nachfolger sollte als anerkannter Fachmann Psychologie und Pädagogik vertreten, um den Schwerpunkt des Lehrauftrags Hönigswald („Philosophie, insbesondere Psychologie und Pädagogik“) beizubehalten. Als hierfür geeignet befand man: 1. Bruno Bauch, 2. Karl Bühler und 3. Ernst Hoffmann. Wohl der Überzeugung, derart hochkarätige Vorschläge erübrigen längere Begründungen, beschränkte man sich auf eine jeweils recht pauschale Laudatio: Bauchs pädagogische Abhandlungen suchten überall die methodische Verknüpfung zwischen Pädagogik und Philosophie; zum Problem der Psychologie habe er zumindest in all seinen philosophischen Werken Stellung genommen. Bühler habe relativ früh „den Übergang von dem rein naturwissenschaftlich verfahrenen Experi-

390 Ders. 1930b, S. 119f.

391 Vgl. dazu nur die Ausführungen des Breslauer Staatsrechtlers Freytag-Loringhoven (DNVP) 1924, S. 156ff.

392 Leisegang 1930b, S. 120; ders. 1929b, S. 182 (Schiller zitierend); noch 1951 (abgefaßt 1947), S. 72, ist von einer „absoluten Rangordnung der Werte“ die Rede, nach der sich die Kulturen entwickeln sollen.

393 Ders. 1922, S. 16f., 19, 22f., 26f., 36ff.

ment zu allgemeineren Typen der psychologischen Fragestellung vollzogen", und in Hoffmanns Arbeiten käme „allenthalben sein umfassender philosophischer Blick zur Geltung". Die Separatvoten der Nichtordinarien Kynast, Löwi, Schulemann und Heyse stimmten im wesentlichen zu und wiesen noch auf Baeumler, Moog und Paul Hofmann (Berlin) hin. Siegfried Marck trat neben Bühler für Jonas Cohn (Freiburg) und Paul F. Linke (Jena) ein.³⁹⁴

Für die Politisierung der Angelegenheit sorgte am 20. Dezember 1929 ein Schreiben des Landtagsabgeordneten Hamburger (SPD) an Becker. Hamburger verdächtigte darin die Fakultät, ihren Extraordinarius, den als Sozialdemokraten bekannten Marck, nur aus politischen Motiven nicht berücksichtigt zu haben.³⁹⁵

„Die Sozialdemokratie hatte bisher nicht den Vorzug, im Lehrkörper der ordentlichen Professoren Breslaus durch ein Mitglied vertreten zu sein, das sich zu ihrer Staats- und Gesellschaftsanschauung bekennt. Ich habe die Hoffnung, daß Sie, sehr geehrter Herr Minister, die Gelegenheit dieser Neubesetzung benutzen werden, um Dr. Marck als einem tüchtigen Wissenschaftler eine ordentliche Professur zu übertragen, und damit zugleich einen Schritt zur Beseitigung der sicher auch von Ihnen als Minister als Mißstand angesehenen völligen Fernhaltung sozialdemokratischer Gelehrter von den Ordinariaten in Breslau zu tun."

Wie schon während der Greifswalder Berufungsverhandlungen (1921) im Fall des Sozialdemokraten Linke, hätte Becker auch diesmal den von ihm verlangten Schritt vermutlich nicht getan. Doch nach dem 30. Januar 1930 entschied nicht mehr Becker, sondern der neue Minister Adolf Grimme in dieser Sache. Nach Grimmes bildungspolitischer Leitlinie, kurz nach Amtseinführung im Landtag vorgestellt, sollte die „Zeit der freistehenden Persönlichkeiten" vorbei sein und jeder hinfert als „Exponent einer Machtgruppe" behandelt werden, was für den Hochschulbereich nichts anderes hieß, als die Personalpolitik strenger nach parteipolitischen Kriterien auszurichten.³⁹⁶ Für die unverzügliche praktische Umsetzung dieser Absicht bot sich der Fall Marck an. Am 24. Februar 1930 war die Fakultät der Aufforderung nachgekommen, eine Ergänzungsliste aufzustellen. Vorab betonte sie nochmals nachdrücklich, daß für den Lehrstuhl nur jemand in Frage komme, „der die Ausbildung der Anwärter für den höheren Schuldienst übernehmen kann". Unter dem Druck des Ministeriums verlagerte man also den Schwerpunkt noch weiter in Richtung Psychologie und Pädagogik, um in jedem Fall Marcks Berufung zu verhindern: Ihn setzte die Fakultät deshalb nicht einmal wie gewünscht auf die Ergänzungsliste, die der Dozent der Pädagogischen Akademie Frankfurt, Walther Schmied-Kowarzik anführte.³⁹⁷ Gegen Marck wandte die Fakultät vor allem ein, daß sein Arbeitsgebiet völlig von gewünschten Kombinationen entfernt sei und seine neueren Veröffentlichungen auf Ablehnung stießen. Zwei Mitte März 1930 nachgereichte Gut-

394 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 48, Bd. IX, Bl. 460; Vorschlag v. 27. 11. 1929.

395 Ebd., Bl. 485. - Den Verdacht politisch bedingter Benachteiligung äußerte bereits die Mutter Marcks in einem Schreiben an Reichstagspräsident Paul Lobe (einem Breslauer Sozialdemokraten): Ihr Sohn habe wegen des „reaktionären Geistes" an deutschen Universitäten keine Berufungsaussicht (ebd., Bd. VIII; Rosa Marck an Lobe v. 12. 12. 1926).

396 Noch im November 1931 rühmte sich Grimme seines guten Gewissens hinsichtlich dieser mit seinem Amtsantritt eingeleiteten „Oktroyierungspolitik"; Grimme 1967, S. 45 (an C. H. Becker v. 20. 11. 1931).

397 GStA (wie Anm. 394), Bd. X, Bl. lff.; Liste v. 24. 2. 1930. An 2. Stelle: F. Weinhandl, 3.: H. Johannsen (Jena) - W. Moog (Braunschweig).

achten Marin Heideggers sollten dieses Urteil bestätigen. Das erste datiert vom 7. November 1929 und setzt sich mit der Kritik an ‚Sein und Zeit‘ in Marcks gerade erschienener ‚Dialektik in der Philosophie der Gegenwart‘ auseinander.³⁹⁸ Marck habe ihm das Buch zugeschickt und der Schlußabschnitt über ‚Sein und Zeit‘ sei tatsächlich das vergleichsweise beste, was bislang dazu vorliege, wenn er auch die gänzlich verfehlte Einordnung in „gewisse theologische Strömungen“ rüge müsse. Aber:

„Nachdem ich jetzt das ganze Buch kenne, was damals nicht der Fall war, muß ich sagen, daß die verschiedensten und ganz unvereinbaren Dinge gleich wichtig genommen werden. Das bedeutet: Das Buch soll eben, wie das Vorwort ausdrücklich sagt, eine ‚Einführung in die Philosophie der Gegenwart‘ sein. Dergleichen Unternehmen, die jetzt aus dem Boden schießen, sind mehr rein literarischer und verlegerischer Natur, aber keine ernsthaften wissenschaftlichen Notwendigkeiten und Aufgaben. Und so fehlt denn diesem Buch, ebenso wie dem gleichgearbeiteten des Frankfurter Privatdozenten Heinemann, jede Substanz und alles Schwergewicht. Das Thema der Dialektik ist als Modeproblem aufgegriffen. Nirgends wird der Versuch gemacht, das Problem der Dialektik in seiner Verwurzelung zu fassen oder auch nur in gründlicher historischer Untersuchung geschichtlich zu entwickeln. Es erübrigt sich, daß ich weiter auf das Buch hier eingehe, weil es überhaupt nicht in die Klasse der Veröffentlichungen gehört, die als Qualifikationsbeweis für eine Professur in Frage kommen. Ich wundere mich überhaupt, daß Herr M. — abgesehen von seiner Zugehörigkeit zur selben Universität - in dieser Besetzungsfrage zur Debatte steht.“

Die zweite von der Fakultät erbetene Stellungnahme vom 1. Februar 1930 fiel noch negativer aus und scheint mit Blick auf die Intentionen der Breslauer Kollegen geschrieben, mit diesem Verdikt den schlimmsten Fall, Marcks Berufung, abzuwenden.³⁹⁹ Heidegger tat darin zunächst eine Rezension Marcks über Karl Mannheims ‚Ideologie und Utopie‘ ab, die vom eigentlichen Problem, der „Frage nach dem Wesen der Wahrheit und Korrespondenz“ nichts begriffen habe und die „ganze Bodenlosigkeit“ der Mannheim-Arbeit daher nicht erkenne. Dann wandte er sich der letzten größeren Veröffentlichung Marcks, ‚Substanz- und Funktionsbegriff in der Rechtsphilosophie‘ (1925), zu:

„Im Referat sehr geschickt, in der Behandlung der Sachprobleme unselbständig und hier schlechthin oberflächlich. Was da in Kap. IV über das Persönlichkeitsproblem im Recht, über die Struktur des Ich gesagt wird, ist schlechthin oberflächlich und substanzlos. Solche Literatur kommt für eine ernsthafte Auseinandersetzung nicht in Frage. M. wird immer geschickt über das gerade Moderne zu reden wissen, er wird aber nie das Schwergewicht aufbringen, mit wirklichen Fragen in die Aufgaben der Philosophie einzugreifen. Die Art von Philosophiedozenten ist unser Ruin.“

Mit dem Hinweis auf zwei für Breslau in Betracht kommende Psychologen schloß Heidegger sein Votum. Gäbe es diesen Hinweis nicht, könnte man das Urteil über Marck auf einen untergründigen Antisemitismus Heideggers reduzieren⁴⁰⁰, wie es ja überhaupt nahelag, der Fakultät politische, im engeren Sinn judengegnerische Ressentiments zu unterstellen. Dagegen verteidigte man sich glaubwürdig: Zum einen erinnerte man bei Übersendung der Hei-

398 Ebd., Bl. 15-16.

399 Ebd., Bl. 17-18.

400 Hier läge eine Rückprojektion des Heidegger-Gutachtens über Marcks Vorgänger Hönigswald (München 1933) nahe. Auszugsweise bei Schorcht 1990, S. 161.

degger-Voten an die Berufung von zwei SPD-Mitgliedern im Jahr 1929, zu anderen ließ die besagte, zwei Psychologen jüdischer Herkunft empfehlende Schlußpassage im Schreiben Heideggers den entsprechenden Verdacht nicht aufkommen. Darin heißt es:

„Demgegenüber haben die Arbeiten von Kurt Lewin einen ganz anderen Gehalt. Die größere Schrift über den Begriff der Genese in Physik, Biologie und Entwicklungsgeschichte bietet keine leere literarische Philosophie von außen und oben her, sondern verrät eine mit großer Sachkenntnis unternommene Durcharbeitung der immanenten Grundprobleme insbesondere der Biologie. Der Verf. gehört in die gestaltphilosophische Schule von Köhler und Wertheimer. Er scheint sich neuerdings ganz in die konkret empirische Arbeit dieser psychologischen Richtung geworfen zu haben. Das Philosophische tritt nicht nur zurück, sondern scheint auch schwächer zu werden. So in der Abhandlung: *Vorsatz, Wille und Bedürfnis*, 1926. Bezüglich der wissenschaftlichen Qualifikation muß ich Lewin weitaus den Vorzug geben vor M. Persönlich kenne ich ihn nicht. Über seine Fähigkeiten als Lehrer bin ich nicht unterrichtet. Wenn ich zu einem Psychologen raten darf, dann wäre es Adhemar Gelb aus Frankfurt, der mit dem Psych[i]ater Goldstein dort seit Jahren an ganz wichtigen Problemen arbeitet und eine neue Psychologie vorbereitet, von der ich mir für die Philosophie ganz Wesentliches verspreche. Gelb hat überdies einen sicheren philosophischen Instinkt, eine sehr solide philosophische Ausbildung und ist auch menschlich ein ganz ausgezeichneter Kerl.“

Als Grimme dieses Schreiben in Händen hielt, war er schon entschlossen, sich über den Willen der angesehensten Philosophischen Fakultät des Reiches hinwegzusetzen, und Heidegger nach Berlin zu berufen.⁴⁰¹ Und doch vermochte es Grimmes Wertschätzung für Heidegger nicht, seine Breslauer Entscheidung zu ändern. Am 18. März 1930 ging der Protest der Fakultät in Berlin ein, der schwere Gefahren für den Frieden der Universität beschwor, falls der Minister an der schon bekannt gewordenen Absicht festhalte, Marck zu berufen. Die „allerdringlichste Bitte [...], diesen Fall nochmals in allen seinen Folgewirkungen nachprüfen zu wollen“, der Hinweis auf die „ungewöhnliche Erregung“, die dieses Vorhaben in der gesamten Universität ausgelöst habe - nichts von alledem bewog Grimme zur Revision der intern schon gefallenen Entscheidung.⁴⁰² Lediglich dem besorgt anfragenden Wiener Psychologen Karl Bühler versicherte er, in Breslau keine generelle Entscheidung gegen die Psychologie getroffen, sondern „unter dem Zwange von Notwendigkeiten“ gehandelt zu haben. Er hoffe aber, der Psychologie in einer „besseren Zeit, von der wir wünschen, daß sie bald eintreten möge, das verloren Gegangene“ zurückgeben zu können.⁴⁰³ Gegen gut begründete sachliche Erwägungen, die den denkbaren Vorwurf vorbeugend parierten, hier sei ein Dozent als Jude und Sozialist abgelehnt worden, traf Grimme seine Wahl also allein unter parteipolitischen Gesichtspunkten. So fiel die Entscheidung nicht gegen die Psychologie und für die Philosophie, sondern für die Sozialdemokratie und ihren Schützling Marck aus, der zum SS 1930 sein Amt antrat.⁴⁰⁴

Marck wurde am 9. März 1889 in Breslau als Sohn eines Juristen und Stadtrats geboren. 1906 bestand er sein Abitur am Johannes-Gymnasium. 1906/07 begann er zunächst ein juri-

401 Farias 1989, S. 117ff.

402 GStA (wie Anm. 394), Bd. X, Bl. 19f; Beschluß der Senatssitzung v. 13. 3. 1930.

403 Ebd., Bl. 47; PrMWKV an Bühler v. 23. 5. 1930.

404 GStA (wie Anm. 394), Nr. 41, Bd. VI, unpag.; *Habil. Marck 1917*. - Ebd., Nr. 48, Bd. VII, Bl. 212ff; *LA 1922*. - Ebd., Bd. VIII; *Urlaubsantrag v. 27. 1. 1927*. - *Über Marck und die Jungsozialisten: Walter 1986*, S. 149-157. *Biographisch sehr ausführlich: Hirsch 1986*.

stisches Studium in Breslau und Genf, dann wechselte er zu den philosophisch-historischen Fächern. Über Berlin und Freiburg wieder nach Breslau zurückgekehrt, promovierte er 1911 bei Kühnemann: *Erkenntniskritik, Psychologie und Metaphysik nach ihrem inneren Verhältnis in der Ausbildung der platonischen Ideenlehre*. 1911/12 studierte er nochmals bei Rickert in Freiburg, wo er bei Schulze-Gävernitz auch nationalökonomische Studien trieb. Marck privatisierte dann, bis er im März 1915 zum Landsturm eingezogen wurde. Wegen einer Herzneurose bald entlassen, stellte er sich einem Breslauer Gymnasium als Aushilfslehrer zu Verfügung. Im Oktober 1915 freiwillig gemeldet, jedoch zunächst wieder ohne Fronteinsatz, diente er bei Festungstruppen und dann in der Kriegsverletztenfürsorge, bis er 1918 schließlich noch mit einer Nachrichteneinheit an die Westfront kam. Der Militärdienst gestattete es Marck 1917, sich in Breslau zu habilitieren: *„Ein vergleichender Querschnitt durch die Systeme Kants und Hegels“* (PV. am 21. 6. 1917: *Fichtes Idee des geschlossenen Handelsstaates*). Als Privatdozent erhielt er zum SS 1922 einen Lehrauftrag für Rechts- und Staatsphilosophie, gegen den Einspruch der Juristischen Fakultät. Die Phil. Fakultät berief sich zur Begründung vor allem auf die staatsbürgerliche Bedeutung und versprach sich von Marck, daß politische Gegenwartsfragen im Geist des deutschen Idealismus behandeln werde. 1924 zum nb. ao. Prof. ernannt, beantragte er zum SS 1927 seine Beurlaubung, um eine Philosophie des Sozialismus ausarbeiten zu können.

Marck war Mitbegründer der Breslauer Volkshochschule und deren Dozent von 1919—1933. Bis 1918 nationalliberal, gehörte er im November 1918 einem lokalem Soldatenrat an und fand von dort zur SPD, für die er zwischen 1919 und 1926 Stadtverordneter war und in deren „Breslauer Volkswacht“ er unzählige Artikel veröffentlichte. Marck schrieb auch für das sozialdemokratische Theorieorgan „Die Gesellschaft“ und in der von Max Adler mitherausgegebenen linkssozialistischen Zeitschrift „Der Klassenkampf“. Als „vortragender Redner in zahlreichen Distriktversammlungen, Funktionärskonferenzen, Generalversammlungen und Kundgebungen“, als Förderer und Mentor der Breslauer Jungsozialisten, wirkte Marck eher wie ein Parteifunktionär denn als Gelehrter. „Keine andere Umgebung war für das Auftreten Siegfried Marcks so kennzeichnend wie die durch Rezitationen, Musik und Sprechchor untermalten sozialistischen Feiern: Revolutionsfeiern im November und Oktober, Feiern zum Andenken Bebels, Saccos und Vanzettis, Luxemburgs und Liebknechts, Gedenkveranstaltungen für die Wiener Toten des 15. Juli 1927 [...], Antikriegstage, Geselligkeitsabende und ‚rote Silvesterabende‘. Bei all diesen feierlichen Anlässen mit dem jungsozialistischen Anspruch einer neuen Kultur steuerte Siegfried Marck die Festrede bei.“ Zu politischen Revuen verfaßte er die Texte und wirkte auch schon mal mit Ehefrau Claire als aktiver Spieler mit.⁴⁰⁵

2.13. Rostock 1930: Die Berufung von Julius Ebbinghaus

Die Berufungen von Tillich, Horkheimer, Haering, Wundt, Leisegang und Marck erfolgten vor dem Hintergrund einer zunehmend parteipolitisch polarisierten Instrumentalisierung des Faches in der Endphase der Weimarer Republik. Daneben behielt das geisteswissenschaft-

405 Walter/Kümmel 1989, S. 191f.

lich-„synthetische“ Paradigma seinen Stellenwert - wie das die bis 1932 noch abgeschlossenen Verfahren in Rostock, Berlin, Köln und Königsberg belegen.

Die Rostocker Fakultät, die eine „wirklich enge Fühlungnahme des zu Berufenden mit den Geisteswissenschaften“ und die Verpflichtung gegenüber dem „historisch-philologischen Aufgabenkreis“ für unabdingbar erklärte, holte zwar Gutachten über Rudolf Carnap (Wien), Hugo Dingler (München), Hans Lipps (Göttingen) und Hans Reichenbach (Berlin) ein, zog diese mathematisch-naturwissenschaftlich ausgerichteten Denker aber so wenig ernsthaft in Betracht wie der Wissenschaftstheoretiker Wilhelm Burkamp. Burkamp, der mit Carnap, Lipps und Reichenbach korrespondierte und der mit einem von ihnen in Rostock sicher gern zusammengearbeitet hätte, war als nb. Extraordinarius aber außerstande, diese wohl auf ihn zurückgehenden Vorschläge durchzusetzen.⁴⁰⁶

Die Zusammensetzung des auswärtigen Gutachterkreises mit Jaspers, Frank, Heimsoeth, Hartmann, Misch und Husserl garantierte schon bei der Vorauswahl, daß die Vorgabe einer „geisteswissenschaftlichen“ Besetzung nicht verfehlt wurde. Da Husserl mit Abstand vor seinen Schülern Oskar Becker und Lipps den Freiburger Extraordinarius Julius Ebbinghaus nannte - „wegen der radikal neuen Erschließung des Sinnes kantischer Philosophie“ - und die Nicht-Phänomenologen, unter ihnen vor allem Frank und Jaspers, ohnehin für Ebbinghaus eintraten, setzte ihn die Fakultät guten Gewissens primo loco auf die Vorschlagsliste. Ihre Laudatio gab im wesentlichen Franks Gutachten wieder. Mehr als üblich würdigte man die Persönlichkeit des Vorgeschlagenen. Seine „schülerbildende Kraft“, der „Mut seiner philosophischen Überzeugung“, der ihn vor 1914 für Hegel eintreten ließ, obwohl dessen Philosophie an deutschen Universitäten „noch in Verruf war, und der „lautere unbestechliche Charakter“, der ihn trotz bedrängter wirtschaftlicher Lage „keinerlei Rücksicht auf äußeres Fortkommen“ gestattete. Der Versuchung zu „übereilter Produktion“ nicht erliegend, habe sich Ebbinghaus sogar, nach einer von Hegel zu Kant führenden „inneren Wandlung“ entschlossen, seine schon gedruckte Habilitationsschrift ‚Die Grundlagen der Hegeischen Philosophie 1793-1803‘ (1921) zurückzuziehen. Fachlich empfehle ihn seine „historische Gelehrsamkeit“, die vollkommene Beherrschung der Geistesgeschichte und Philosophiegeschichte von der Renaissance an sowie die „umfassende Kenntnis des deutschen Idealismus“. Über das Historische hinaus habe er seine „philosophische Gedankenarbeit nunmehr auf die Erfassung der Kantischen Philosophie konzentriert“. Die seit 1924 sich vollziehende Abkehr von Hegel habe ihn „bei Kant die solide Grundlage aller wahrhaft wissenschaftlichen Philosophie erkennen lassen“.

Daß neben persönlichen und fachlichen Qualitäten auch politische Überlegungen Ebbinghaus' Berufung beeinflussten, ist nicht auszuschließen. Husserl gab in seiner Antwort nebenher der Hoffnung Ausdruck, daß die Berufungskommission ja wohl mit „Herrn Professor Brunstäd als einen namhaften Philosophen in Konnex getreten sein“ werde. Friedrich Brunstäd hat wie Ebbinghaus seinen Platz in der Geschichte des Neuhegelianismus. Noch vor seiner Berliner Dissertation über Hegels Geschichtstheorie (1909) gab er im Reclam-Verlag Hegels ‚Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte‘ neu heraus. Nach 1918 gehörte er zu den Programm atikern der DNVP. Während der kurzen Regierungszeit des mecklenburgischen DNVP-Kabinetts von Brandenstein erhielt Brunstäd 1925 einen Ruf

406 UAR, Phil. Fak., PA Ebbinghaus; Vorschlag und at. Ebd., Voten von Jaspers et al., abgegeben zwischen April und Juni 1930. - Zu Burkamp: B II. 1.

nach Rostock als Professor für systematische Theologie. Als Ende 1929 die Wiederbesetzung des philosophischen Lehrstuhls von Franz Erhardt anstand, hatte die sozialdemokratische Regierung Schröder bei vorzeitig herbeigeführten Wahlen gerade eine Niederlage erlitten und war von der deutschnationalen Regierung Eschenburg abgelöst worden. Brunstädt, seit dem 28. Februar 1930 auch Rektor der Universität Rostock, bat, noch bevor die Berufungskommission sich an Husserl wandte, diesen um Auskunft u. a. über Ebbinghaus. Aus Erich Franks Schreiben ging hervor, daß die Kommission Ebbinghaus bei ihrer Umfrage vom April 1930 schon an erster Stelle genannt hatte, sehr wahrscheinlich auf Betreiben Brunstäds, abgesichert durch eine günstige Vorabauskunft Husserls. Der politische Aspekt ergab sich aus der DNVP-Mitgliedschaft von Ebbinghaus, der in Wahlkämpfen einen „gewissen Ruf als ein aus der Schablone herausfallender politischer Redner“ und leidenschaftlicher Kritiker des Versailler Vertrages genoß. Von seinem Engagement auf der im Juni 1929 veranstalteten Protestkundgebung aller politischen Parteien Freiburgs „gegen das zehn Jahre zuvor von den Siegermächten mittels des Artikels 231 erpreßte Schuldbekenntnis der Besiegten“, das ihn, wie viele Angehörige seiner Generation, „in die Reihen der weit rechts stehenden Parteien getrieben“ habe, zeugt sein Aufsatz ‚Kants Lehre vom ewigen Frieden und die Kriegsschuldfrage‘.⁴⁰⁷ Wenn Ebbinghaus im Rückblick angibt, er habe die Berufung dem Einfluß Brunstäds auf die Entscheidung des Konzils zu verdanken⁴⁰⁸, so sind diese politischen Dispositionen und Konstellationen neben der geisteswissenschaftlichen Fixierung des Vorschlags und Ebbinghaus' fachlicher Qualifikation zum Verständnis des Entscheidungsprozesses wichtig.

Wären die politischen Umstände für Ebbinghaus nicht so günstig gewesen, hätten durchaus auch Herman Schmalenbach (Göttingen) und Helmuth Plessner (Köln) einen Ruf erhalten können. Beide wurden von Hartmann, Frank, Misch und Heimsoeth nachdrücklich empfohlen, was jedoch nur Plessner zu einer Nennung an 3. Stelle verhalf. Die breite Unterstützung für Plessner verschaffte einem Exponenten der Philosophischen Anthropologie berufungspolitische Aufmerksamkeit. Um ihrer Verankerung willen riet Misch dazu, Bernhard Groethuysen zu berücksichtigen, einen der „vertrautesten Schüler Dilthey's“, von dem der erste Teil einer „Anthropologie“ vorliege. Für Plessner sprach zudem sein soziologisches Interesse, das, so hoben Hartmann und Misch hervor, auch die Arbeit Schmalenbachs auszeichne. Offensichtlich wollte man aber in Rostock doch stärker an der Verbindung der Philosophie mit den „klassischen“ geisteswissenschaftlichen Disziplinen festhalten und zugleich jene Philosophen ausscheiden, die nach dem Urteil auswärtiger Gutachter auf dieser Basis keine weltanschaulich-synthetische Perspektive boten. Dazu gehörten Becker („Heideggerianer“), Glockner („einseitiger Hegelianer“) und Hofmann („kann allein das Fach nicht vertreten“), die nach Ansicht Hartmanns nicht in die engere Wahl zu ziehen seien. Ein vernichtendes Urteil über seinen Heidelberger Kollegen Glockner gab Jaspers ab. Glockner verharmlose die Philosophie, traktiere Hegel ohne Dialektik und sei in seiner eigentümlichen Enge für die Wirklichkeit des Gegenwärtigen gänzlich unaufgeschlossen. Etwas günstiger bewertet Misch seine Leistungen als Hegel-Forscher, der vielleicht die „andern ‚Hegelianer‘, Kroner und Haering“, überholen werde, aber die „Bewältigung von Hegels Logik“ noch nicht geleistet habe. Die Kritik an Glockner wirkte im Kontext des auf

407 Ebbinghaus 1977, S. 34 und ders. 1929.

408 Ders., 1977, S. 35.

Groethuysen und Schmalenbach zugeschnittenen Misch-Votums, ähnlich wie wohlwollende Würdigungen Hochstetters (Berlin) und Wachs (Leipzig), wie eine Ausgrenzung bestenfalls handwerklich solider Spezialisten, die den „Synthetikern“ nicht das Wasser reichen konnten. Für die Nennung an zweiter Stelle blieben drei Philosophen übrig, deren Stern, wenn dieses Bild hier gestattet ist, nach 1933 zu leuchten begann: Baeumler, Weinhandl und Heyse. Für Baeumler schlug sich Jaspers in die Bresche:

„Mit an erster Stelle wäre auch Bäumler (Dresden) zu nennen. Trotz der gegen ihn erhobenen Einwände scheint er mir durch die Bedeutung seiner Leistungen legitimiert. Sein Buch über Kant's Kritik der Urteilskraft (von dem nur der I. Band erschienen ist) und seine Einleitung zu Bachofen scheinen mir schlechthin Neues aufzudecken. Sie zeigen gedankliche Schärfe und geschichtliche Anschauungskraft.“

Hartmanns Einschränkung, derzufolge bei Baeumler ein Mangel in den systematischen Fächern festzustellen sei, gab offenbar den Ausschlag, ihn nicht - wie von Jaspers vorgeschlagen - an zweiter Stelle zu nennen. Als „Quereinsteiger“ beschäftigte stattdessen Heyse die Kommission. Sein Name war überhaupt noch nicht gefallen, als Ende April ein Schreiben von Werner Jaeger in Rostock eintraf. Das Haupt der Klassischen Philologie in Deutschland bemühte seine Autorität für diesen Breslauer Privatdozenten. Der Brief dokumentiert einerseits das kontinuierliche, andauernd lebendige weltanschauliche Interesse an der Philosophie, hier vorgetragen im Namen von Jaegers „Drittem Humanismus“. Andererseits versetzt er das Werk eines der nachmaligen Wortführer der „politischen Philosophie“ der NS-Zeit in seine geistesgeschichtliche Ursprungslandschaft. Jaeger erwähnte kurz die persönliche Bekanntschaft mit Heyse, die aus Alois Riehls Berliner Kreis herrühre. Dann führte er aus:

„Es ist aber nicht so sehr meine persönliche Sympathie für seine liebenswürdige und vornehme Persönlichkeit, was mich veranlasst, Ihre Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, wie mein Wunsch, dem Humanismus und seinen Ideen auf die Philosophie der Gegenwart den ihm gebührenden Einfluß zu verschaffen. Der Punkt, wo dieser Einfluß am deutlichsten sichtbar wird, ist naturgemäß die philosophische Auseinandersetzung mit Kant. Nach dem Kantbilde des Neukantianismus schien es, als baute sich die Bewegung der modernen Kultur von der Renaissance bis zur Aufklärung folgerichtig auf der erneuerten Antike auf, ebenso wie der nachkantianische deutsche Idealismus zum Teil eine Wiedergeburt antiker Ideen ist. Nur Kant schien aus dieser Kontinuität herauszufallen. Es ist in meinen Augen ein großes Verdienst Heyses, daß er in seinem Buch ‚Über den Begriff des Ganzen bei Kant‘ dieser Isolierung Kants gegen den Humanismus ein Ende bereitet hat, indem er nachwies, daß die grundsätzliche Überwindung der Aufklärungsphilosophie durch Kant dadurch zustande kam, daß Kant die zweistufige Architektonik des metaphysischen Seinsbegriffs der klassischen antiken Philosophie erneuert hat. Heyse berührt sich in dieser Auffassung von der fundamentalen Bedeutung des antiken Seinsbegriffs für die Erneuerung der Philosophie der Gegenwart stark mit Heidegger, ist aber selbständig und auf anderem Wege zu ihr gelangt. Er erfreut sich der besonderen Hochschätzung Heideggers, aber auch ein Philosoph so ganz anderer Richtung wie Eduard Spranger hält, wie ich weiß, große Stücke von ihm.“

Die Kommission nahm Jaegers Vorschlag auf und bat Richard Höningswald, bei dem sich Heyse habilitiert hatte, um nähere Auskunft. Höningswald charakterisierte ihn als selbständigen Denker, ohne eigentlichen Lehrer, von Riehl, Driesch und Häberlin angeregt, eine „wissenschaftlich gerichtete Natur“, allen „Phrasen“ im „Gewände der Pseudowissenschaft“ aus

dem Wege gehend. Die Habilitationsschrift zum Problem der Ganzheit habe er nicht durchweg billigen können, und auch die Nähe zu Heidegger sei ihm sachlich nicht sympathisch. Alle Bedenken überwiege aber die „Wissenschaftlichkeit seines Strebens“. Hönigwald ließ kritische Distanz zu jenen Intentionen Heyses erkennen, die ihm Jaegers Fürsprache und offenbar auch Heideggers Unterstützung einbrachten. Die Kommission verfolgte daraufhin den Vorschlag Jaegers nicht weiter und entschied sich für Ferdinand Weinhandl. Zu ihm hatten Hartmann und Heimsoeth („In ihm lebt auch ein recht starkes weltanschaulich-philos. Pathos, s. z. B. ‚Person, Weltbild, Deutung‘, 1926“) geraten.⁴⁰⁹

Die Laudatio begründete seine Nennung mit der scharfen logischen Schulung und der lebendigen Fühlung mit den philosophischen Gegenwartsfragen, die alle seine Studien auszeichne. Besonders hob man nicht das Hauptwerk ‚Die Gestaltanalyse‘ (1927), sondern die kleine Schrift ‚Über das aufschließende Symbol‘ (1929) hervor, die versuche, von den logischen und gestaltanalytischen Grundlagen zu einer Erkenntnistheorie des metaphysischen Denkens zu gelangen.

„W. hält sich dabei an die Struktur des Symbols und fragt, was das metaphysische Symbol trotz des Ganzandersseins des Transzendenten von diesem zu sagen vermag. Die Analyse eines besonderen Typus von Symbolen, für den W. den Begriff des aufschließenden Symbols einführt, zeigt, in welcher Weise hier die Möglichkeit von ‚Aussichten ins Reich des Übersinnlichen‘ (Kant) gegeben ist.“

Weinhandls Fürsprecher vermochten es jedoch nicht, die politisch erwünschte, fachlich gut begründete und im Zusammenspiel zwischen dem deutschnationalen, nicht sonderlich judenfreundlichen Brunstäd und dem liberalen Juden Husserl erreichte Erstplatzierung von Ebbinghaus zu verhindern. So konnte Ebbinghaus zum WS 1930/31 seine Vorlesungen als Nachfolger Erhardts aufnehmen.

Ebbinghaus wurde am 9. Mai 1885 in Berlin geboren. Sein Vater war der Professor für Philosophie und Psychologie Hermann Ebbinghaus, der 1894 von Berlin nach Breslau wechselte, wo sein Sohn aufwuchs und 1904 am Humanistischen Gymnasium St. Maria Magdalena das Abitur machte. Ein stark auf Psychologie konzentriertes Philosophiestudium in Lausanne, Berlin (bei Stumpf, Schumann und Nagel) und Halle, wo er sich bei seinem Vater wiederum vor allem mit Psychologie beschäftigte, aber unter dem Einfluß von Medicus und dem Juristen Stammler Interesse für Kant und Fichte sowie neuere Wissenschaftstheorie der südwestdeutschen Schule zu entwickeln begann. Nebenher widmete er sich ausgedehnten Studien in den Fächern Mathematik, Physik, Chemie, Kunstgeschichte (in Halle bei Goldschmidt, in Heidelberg bei Thode). Ab 1907 in Heidelberg, nahm er das Studium Hegels in Angriff, mit dem Ziel, den dogmatisch-metaphysischen Systembau als nicht mehr

⁴⁰⁹ Heimsoeth und Hartmann hatten sich bereits früher nachhaltig für Weinhandl eingesetzt. 1927 unterstützten sie den Antrag der Kieler Fakultät, ihn zum nb. ao. Prof. zu ernennen. Heimsoeths Ausführungen von 1927 können hier als Kommentar seiner kurzen, positiv gemeinten Erwähnung des weltanschaulichen Pathos bei Weinhandl herangezogen werden; „Unverkennbar kommt in den letzten Schriften neben der Zuverlässigkeit und Strenge der Analysen ein Stück echter philosophischer Begabung zum Ausdruck - ein weltanschauliches Pathos im guten echten förderlichen Sinne, das auch in der Stellungnahme zu pädagogischen und sozialen Fragen den Abstand von weltanschaulicher Tageschriftstellerei zu wahren weiß.“ (BAZ, REM-PA Weinhandl, Bl. 6592-6595; Voten v. Hartmann und Heimsoeth v. 17. bzw. 20. 8. 1927).

haltbar hinter sich zu lassen, aber die dialektische Methode fruchtbar zu machen zur „Überwindung der naturalistisch verdinglichen Art der Behandlung des Bewußtseins“. 1909 promovierte er bei Windelband: ‚Kants Philosophie und ihr Verhältnis zum relativen und absoluten Idealismus‘. Wieder nach Halle zurückgekehrt, beschäftigte ihn eine Arbeit über platonische Philosophie. Von Windelband angeregt, durchs Hegelstudium bestätigt und bekräftigt, war er nun davon überzeugt, daß „systematische Fragen der Philosophie des Geistes nur im Zusammenhange mit der Geschichte behandelt werden könnten“. Eine 1913 mit dem Piaton-Werk versuchte Habilitation in Halle scheiterte. 1914 eingeleitete Bemühungen, den Versuch in Freiburg bei Rickert mit der Studie ‚Bewußtsein und Sein - einige grundlegende Fragen der Konstitution des Gegenstandsbewußtseins‘ zu wiederholen, unterbrach der Krieg. Zwischen 1914 und 1918 war Ebbinghaus als Feldartillerist an der Front, seit 1915 als Offizier (1916: EK I). 1918 entlassen, nahm er die Habilitationspläne erneut auf, diesmal unterstützt von Husserl. 1920 erhielt er endlich die *venia* mit einer Arbeit über die ‚Die Grundlagen der Hegeischen Philosophie 1793-1803‘ (PV.: Das Verhältnis von systematischer und historischer Betrachtung in den Geisteswissenschaften, besonders in der Geschichte der Philosophie). 1923 erteilte ihm das Ministerium einen schlecht besoldeten Lehrauftrag zur Geschichte der geisteswissenschaftlichen Disziplinen, 1926 folgte die Ernennung zum nb. ao. Prof. Vor 1914 von hegelianisierenden Freunden (Brunstäd) vom Nationalliberalismus seines Vaters weg „weiter nach rechts“ gezogen, von 1919 bis 1930 Mitglied der DNVP, trat Ebbinghaus in seiner Rostocker Zeit, besonders nach 1933, als politischer Publizist und Redner in den Hintergrund.⁴¹⁰

2.14. Berlin - Köln - Königsberg 1931/32: Die Berufungen von Nicolai Hartmann, Heinz Heimsoeth und Hans Heyse

Im Dezember 1929 forderte Minister Becker die Berliner Fakultät auf, Vorschläge für die Neubesetzung des seit 1923 vakanten Troeltsch-Lehrstuhls zu machen. Gegen den ausdrücklichen Wunsch der Fakultätsmehrheit, die Ernst Cassirer mit weitem Abstand vor Nicolai Hartmann setzte, wollte der „Oktroyierer“ Grimme dann Martin Heidegger zum WS 1930/31 in die Reichshauptstadt holen. Die Geschichte dieser vergeblichen Anstrengung Grimmes ist ausführlich erzählt worden und ist hier nicht zu wiederholen.⁴¹¹ Daß nach Heideggers Absage dann nicht Cassirer sondern Hartmann den Ruf erhielt, ist jedenfalls kaum der Blockade durch „antisemitische Kräfte“ zuzuschreiben.⁴¹² Der von Köln zum SS 1931 nach Berlin gewechselte Hartmann war seinen neuen Kollegen mindestens so unwillkommen wie Heidegger. Hielt man ihn doch für unfähig, die prononciert „geisteswissenschaftliche Tradition“ des Lehrstuhls fortzusetzen. Früher ein unselbständiger Schüler Natorps, sei er nun als Theoretiker abhängig von Husserl, als praktischer Philosoph von Scheler, sei mit keiner positiven Wissenschaft fachmännisch vertraut („was für den Philosophen immer ein

410 GLA, 235/8727, PA Ebbinghaus. - UAFb, PA Ebbinghaus. - Ebbinghaus 1977.

411 Farias 1989, S. 222-226. Vgl. auch die Einschätzungen von Heidegger und Jaspers im April/Mai 1930 zur Absage Heideggers: Brw 1990, S. 132-136.

412 Farias 1989, S. 226.

recht erheblicher Mangel ist") und verrate zudem als Philosophiehistoriker, daß er philologisch ungeschult sei.⁴¹³

Bleiben die Motive Grimmes, auch die politisch-weltanschaulichen, in der Entscheidung für Hartmann im dunkeln, so scheint festzustehen, was ihn bewog, Heimsoeth zu dessen Nachfolger in Köln zu ernennen. Behauptete Husserl doch, allein seinem Einfluß auf Grimme sei diese Berufung zu danken - zu einem Zeitpunkt, als andere schon spekulierten, Heimsoeths Aktien seien in Berlin doch sichtbar gefallen.⁴¹⁴ In Köln wiederum sah man Hartmann nicht ungern ziehen: Das Kuratorium tat nichts um ihn zu halten, und Adenauer, der Kuratoriumsvorsitzende, meinte gar, sein Weggang sei ein Gewinn.⁴¹⁵ Nach der Enttäuschung mit Scheler, dessen Lehrstuhl nach 1928 nicht wieder besetzt wurde, muß also auch der Agnostiker Hartmann als „weltanschaulicher“ Philosoph hinter den katholischen Erwartungen zurückgeblieben sein. Im Kreis der Nicht-Ordinarien artikuliert sich folglich Unmut über Denker, die Scheler und Hartmann verwandt seien: Skeptizisten oder Historizisten.⁴¹⁶

Von Plessners Warte aus, sei nicht nur in diesem Berufungsverfahren jeder Vorschlag politischen Einwänden des Kuratoriums ausgesetzt gewesen. Darum habe er, obwohl von Hartmann favorisiert, keine Chance gehabt: Nach den Erfahrungen mit dem Romanisten Leo Spitzer, einem „expansiven Juden“, sei er schon auf der Ebene der Fakultät nicht akzeptabel gewesen.⁴¹⁷ Die im Juni 1931 dem Minister übermittelte Liste erwähnte Plessner darum auch nur „ehrenvoll“, schlug ihn aber nicht vor, weil man aus Prinzip keine Hausberufungen wolle. So blieb Grimme nur die Wahl zwischen den *pari loco* genannten Haering und Heimsoeth. Obwohl man Haering exponierte, weil er den „Zusammenhang der Wissenschaften in der Einheit eines philosophischen Weltbildes“ auf dem Katheder „kraftvoll“ vertreten könne und er in seinem Bemühen um geschichtliche und geisteswissenschaftliche Grundbegriffe der Dilthey-Schule nahe gerückt sei, fiel die Entscheidung für Heimsoeth als einen weltanschaulich vielleicht für weniger ehrgeizig eingeschätzten Garanten einer neuen, auf „systematischer Auswertung des geschichtlichen Gutes“ beruhenden Geschichtsschreibung der Philosophie.⁴¹⁸

In Königsberg, das Heimsoeth zum WS 1931/32 verließ, bahnte sich in vielem eine Neuauflage der Rostocker Konstellationen an. Auch an der ältesten Universität der preußischen Stammprovinzen sollte der Inhaber des philosophischen Lehrstuhls ein „lebendiges Verhältnis zu den systematischen Fragen der Gegenwart“ haben. Die Sonderlage der östlichen Provinz erforderte zugleich - um dem politisch wichtigen Zustrom von Studenten aus dem Reich durch ein attraktives Lehrangebot weiter zu fördern —, eine „möglichst wirkungskräftige Persönlichkeit“. Zuerst dachte auch diese Fakultät an Schmalenbach, der aber

413 GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 68A, Bl. 368-369; Vorschlag v. 1. 3. 1930. Vgl. dazu die Protokolle der Kommission in: UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1474, Bl. 364-374 und Phil. Fak. 38, Bl. 495-497, 504. Ebd., Phil. Fak. Nr. 1475, Bl. 231; Berufungserlaß v. 20. 1. 1931.

414 Husserl Brw. 1994 Bd. IV, S. 279; Husserl an Landgrebe v. 12. 3. 1932. - König-Plessner Brw. 1994, S. 210; Plessner an König v. 10.3. 1931.

415 Heimbüchel 1988, S. 539.

416 So die etwas abwegige Einschätzung von Ernst Barthel in seinem Votum zur Vorschlagsliste (s. Anm. 418).

417 König-Plessner Brw. 1994, S. 208-210; Plessner an König v. 10.3. 1931.

418 GStA, Rep. 76Va, Sek. 10, Tit. IV, Nr. 5, Bd. II, Bl. 375-377; Vorschlag v. 24. 4. 1931. - UAK, Zug. 17/111-1418, Bl. 80; Kuratoriumsbeschluß zur Liste NF Hartmann v. 3. 6. 1931.

noch während der Beratungen einen Ruf nach Basel annahm. So standen schließlich Ebbinghaus, Heyse und Weinhandl auf der Liste. Wie ihre Rostocker Kollegen rechneten die Königsberger Kommissionsmitglieder es Ebbinghaus hoch an, selbst auf die Gefahr beruflicher Nachteile hin, jahrelang nichts gegen die eigene wissenschaftliche Überzeugung veröffentlicht und sich wohlthuend aller „Modephilosophie“ abhold gezeigt zu haben. Bahnbrechend habe die Abhandlung ‚Kant-Interpretation und Kant-Kritik‘ gewirkt, die dem Neukantianismus nachweise, in seinem Bestreben, über Kant hinauszugehen, die philologisch exakte Analyse der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ vernachlässigt zu haben. In seiner Rostocker Antrittsrede ‚Über die Fortschritte der Metaphysik‘ (1931) sei dann von ihm der Versuch gemacht worden, „die Grundwissenschaft zu rekonstruieren, die aller Metaphysik vorausgehen muß“. Einleuchtend werde mit der Unsicherheit in dieser Vorfrage die Unsicherheit der einzelwissenschaftlichen Methodik verknüpft und mit persönlichem Einsatz gegen alle „philosophische Schwarmgeisterei zur Schule zurückgerufen“, was, so die Ansicht des Gutachters Jaspers, seine „ethische Wirkung nicht verfehlen“ werde.

Die Würdigung des an dritter Stelle genannten Weinhandl erschöpfte sich in der Aufzählung der Veröffentlichungen und im unverkennbaren Bemühen, das Werk unter dem verengenden Gesichtspunkt „Gestaltphilosophie“ zu präsentieren, um so eine gegen Weinhandl zu treffende Ministerentscheidung zu beeinflussen. Im Falle Heyses ließ die Begründung eigentlich auch keinen auffälligen Enthusiasmus erkennen. Im Gegenteil: „Heyses Arbeiten sind nicht frei von Willkür gegenüber der Kantischen Philosophie.“ Entschuldigend, und mit Blick auf das Auswahlkriterium der Fakultät, heißt es dann: „Aber die Willkür wird verständlich, wenn man berücksichtigt, daß es ihm vor allem darauf ankommt, die Entwicklungsfähigkeit der kantischen Prinzipien in der Richtung auf moderne Probleme hin zu untersuchen.“ Als Ertrag dieser Bemühungen lag neben der Dissertation über die kantische Kategorienlehre nur die Habilitationsschrift über den Ganzheitsbegriff bei Kant vor. Aber: „In einer neuen, noch nicht erschienenen Arbeit über Kant und die Antike soll er, wie uns von fachmännischer Seite (Gutachten Prof. Heidegger, Freiburg/Br.) mitgeteilt wird, sich noch weiter in der Richtung auf Selbständigkeit und Vertiefung entwickelt haben.“ Und: „In dem oben erwähnten Gutachten [Heideggers] wird H. als derjenige unter den jüngeren Philosophen bezeichnet, der zur Zeit für eine Berufung am meisten in Frage komme.“⁴¹⁹

Heidegger, der im Januar 1932 dem Ministerium mitteilte, daß sich Weinhandl, dessen Untersuchungen noch nicht geklärt seien, zu Recht nur an dritter Stelle der Königsberger Liste befinde⁴²⁰, ist also bei der Entscheidung für Heyse eine Schlüsselrolle zuzuschreiben. Sein Votum, das für Grimme schwer wog, vermochte auch das Minderheitsvotum der Fakultät nicht zu erschüttern. Fünf Fakultätsmitglieder, darunter der Historiker Hans Rothfels, der Mathematiker Kurt Reidemeister und der Kunsthistoriker Wilhelm Worringer, plädierten nämlich dafür, Plessner an Heyses Stelle zu setzen und reichten dafür ein von Heimsoeth konzipiertes Gutachten ein.⁴²¹ Beachtung verdiene, so Heimsoeth, Plessners Leistung unter

419 GStA, Rep. 76Va, Sek. 11, Tit. IV, Nr. 21, Bd. XXXIII, Bl. 380-388; Vorschlagsliste Phil. Fak. Königsberg zur Wiederbesetzung des Lehrstuhls Heimsoeth für PrMWKV v. 15. 12. 1931.

420 BAZ, REM-PA Weinhandl; Auszug aus einem Schreiben Heideggers an PrMWKV v. 28. 1. 1932.

421 GStA (Anm. 419), Bl. 390-394; *Sondervotum Rothfels, Reidemeister, Schweitzer, Spira, Worringer vom Dezember 1931. Etwas verspätet nahm Hans Vaihinger wiederum die Gelegenheit wahr, für Kowalewski zu werben, erstaunlich gut informiert über Grimmes Präferenzen, pries er Kowalewskis*

zwei Gesichtspunkten: wegen der Orientierung seiner Fragestellungen an verschiedenen Lebens- und Wissenschaftsgebieten, aus der zugleich ein lebendiges Gefühl für die weltanschaulichen Aufgaben der Zeit spreche, und wegen der selbständigen Entwicklung einer anthropologischen Grundlegung der Geisteswissenschaften. Plessners philosophische Anthropologie eröffne wichtige Zugänge zum Problem der menschlichen Persönlichkeit und zur Erforschung der anthropologischen Determinanten sozialen Lebens, die letztlich der „Grundlegung der Geisteswissenschaften und der Herausstellung von Kategorien der geschichtlichen Welt“ dienstbar gemacht werden sollen. In diesem Kontext müßten seine sozialphilosophischen Untersuchungen, insbesondere zum Problem der Politik (1924 und 1931), gewürdigt werden.

Wie in Rostock, wo Weinhandl als Schützling von Heimsoeth/Hartmann nicht durchzusetzen war, scheiterte er in Königsberg. Wiederum erwies sich die „badische“ Beratergruppe um Heidegger und Jaspers als die berufungspolitisch erfolgreichere, so daß ihr Kandidat Heyse zum SS 1932 den Königsberger Lehrstuhl bestieg.

Am 8. März 1891 als Sohn eines Bäckereibesitzers in Bremen geboren, besuchte Heyse eine dortige Oberrealschule und begann im SS 1910 mit einem Philosophiestudium, das er in Marburg, Heidelberg und Leipzig absolvierte. In Marburg brachte ihm Bultmann privat Griechisch bei. Bei Spranger und Volkelt in Leipzig beabsichtigte er mit einer im WS 1913/14 eingereichten Preisarbeit über Platons Ideenlehre zu promovieren, doch kam der Kriegsausbruch dazwischen. Als Freiwilliger in einem Bremer, ab 1915 in einem schlesischen Infanterieregiment an der Westfront, geriet er bei der Abwehr der französischen Herbstoffensive im September 1915 bei Artois als Leutnant d. R. (EK II) in Gefangenschaft. Ab Mai 1918 in der Schweiz interniert, konnte er im SS 1919 das Studium in Bern fortsetzen und dort auch bei Herbertz und Häberlin mit einer ‚Einleitung in die Kategorienlehre‘ promovieren. Im August 1919 zurückgekehrt, studierte er in Berlin bei Riehl (dem Onkel seiner Frau), bei Spranger, Maier und Troeltsch, aber auch bei dem Arbeitsrechtler Kaskel. Heyse fand 1922 eine Anstellung im Oberpräsidium der Provinz Brandenburg, Abt. Demobilisierungskommissar, wo er als Referent für Schlichtungswesen, Tarifvertragswesen, Erwerbslosen-, Sozial- und Kleinrentnerfürsorge „mit sozialen Fragen unmittelbar in Berührung“ gekommen sei, die ihn zu soziologischen und arbeitsrechtlichen Studien anregten. Offenbar noch von Riehl an Hönigswald vermittelt, habilitierte sich der 1924 im Oberpräsidium entlassene Heyse im Oktober 1925 in Breslau mit: ‚Wesen und Funktion des Ganzheitsbegriffs in der Transzendentalphilosophie‘ (veröffentlicht unter dem Titel: ‚Der Begriff der Ganzheit in der Kantischen Philosophie‘). Zum SS 1930 erhielt er einen Lehrauftrag für Methodologie der Geisteswissenschaften, im November 1931 wurde er zum nb. ao. Prof. er-

jüngste Veröffentlichung (die ‚Harmonie der sittlichen Werte‘ von 1930) an: Vor allem beachtenswert sei die Fundierung der sozialen Frage in der Ethik sowie die gerechte Beurteilung der sozialen Probleme, die ja von den meisten Philosophen mehr oder minder ignoriert würden, da sie ihre Kraft auf nutzlose erkenntnistheoretische Scheinprobleme verwendeten. Infolge jener verständnisvollen und sachlichen Beurteilung sozialer Probleme und sozial eingestellter Bestrebungen (z. B. des „religiösen Sozialismus“ !) habe Kowalewski in den letzten Jahren einen großen Zulauf von Hörern. Ebd., Bl. 376-379; Vaihinger an Grimme v. 19. 12. 1931.

nannt. Als erster nationalsozialistischer Rektor der Albertina wird Heyse unsere Aufmerksamkeit noch einmal auf sich lenken.⁴²²

Die ihn nach 1933 belastende Widmung der Habil.-Schrift für Hönigswald ließ noch 1941 Gerhard Lehmann daran denken, Heyse als Schüler Riehls und Hönigswalds auszugeben. Es war nicht nur die jüdische Herkunft seines Breslauer Förderers, die Heyse zu einem entschiedenen Dementi herausforderte.⁴²³ Schon die Studienorte Heidelberg und Leipzig wiesen auf andere als kritizistische Prägungen, ebenso die persönlichen Verbindungen zu seinem Leipziger Lehrer Spranger (mit dem er Riehls Nachlaß herausgab), zu Troeltsch (der in seinem Historismus-Werk Unveröffentlichtes von Heyse verwertete) und Werner Jaeger. Die erste, nicht-fachphilosophische Publikation, eine Frucht seiner Hilfstätigkeit als Referent für Schlichtungswesen, atmete bereits den spezifischen Berliner Geist der Synthese, dem Heyse bald durch eine explizite Bezugnahme auf C. H. Beckers ‚Kant und die Bildungskrise der Gegenwart‘ huldigte.⁴²⁴ In jenem Aufsatz von 1923 ‚Über die geschichtlichen und soziologischen Grundlagen des modernen Schlichtungswesens‘ galt sein Interesse einer Systematisierung der „Einheit des Gesamtwillens“, um eine „Theorie des Schlichtungswesens“ fern von jedem Pragmatismus fallbezogener Rechtsfindung begründen zu können. Und er war überzeugt, daß die Theorie der Wirklichkeit hinterher hinke, also z. B. das moderne Ethos („Realisierung einer sittlichen Aufgabe durch Einordnung in ein funktionelles Ganzes“) mit immer noch virulenten antiken Begriffen nicht erfaßbar sei.⁴²⁵

„Einheit“ blieb im weiteren Fortgang des Werkes ein Schlüsselbegriff. Nur war es 1927 nicht die Antike, die sich vor der Neuzeit blamierte, sondern die „Ideologie der letzten 400 Jahre“, die es im Rekurs auf die Antike zu überwinden gelte.⁴²⁶ Ein späterer Assistent Baeumlers, der Spann-Schüler Horst Wagenführ, sah das wichtigste Verdienst der Habil.-Schrift Heyses darin, Kant aus der naturwissenschaftlichen Verengung des Neukantianismus befreit zu haben.⁴²⁷ Das ist nicht falsch, verfehlt aber ein weit ehrgeizigeres Ziel: Heyse glaubte das naturwissenschaftlich-quantifizierende „Seinverständnis“ der Neuzeit insgesamt aufheben und ein neues „Seins- und Wertbewußtsein“ an dessen Stelle setzen zu müssen. Die Griechen, neben Kant, Schopenhauer und Nietzsche, seine „eentlichen Lehrer“ („die unablässige Auseinandersetzung mit ihnen ist es, die mich zum Versuch eines eigenen Ansatzes führte“⁴²⁸), hätten in der Einheit von Philosophie und Leben existiert. Diese sei mit der Heraufkunft des Christentums zerbrochen, während mit Beginn des neuzeitlichen Rationalismus die in der Antike fundierte Ontologie und Axiologie eines in werthafter Stufenordnung gegliederten ganzheitlichen Seins verloren ging zugunsten eines entdifferenzierenden („univoken“) naturwissenschaftlichen Positivismus.⁴²⁹

422 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. VIII, Bl. 181, 205-206, 367-369; Anträge Phil. Fak. Breslau betr. LA und Ernennung zum nb. ao. Prof. 1930/31 sowie Lebenslauf Heyse. - BAZ, REM-PA Heyse. - Führerlexikon 1935, S. 193.

423 SBPK, NL G. Lehmann, Kasten 1; Heyse an Lehmann v. 10. 11. 1941: Als er Hönigswald 1925 kennenlernte, habe er „bis dahin keine Zeile“ von ihm gelesen.

424 Heyse 1927, S. 169f.

425 Ders. 1923, S. 66f.

426 Ders. 1927, S. 183.

427 Wagenführ 1930.

428 Wie Anm. 423; Heyse an Lehmann v. 10. 11. 1941.

429 Heyse 1932, S. 66.

„Nach dem Untergange der mittelalterlichen Feudalität, der Hierarchie der Stände, erhebt sich das Problem der Neuordnung der modernen europäischen Gesellschaft, die Bodinus, Althusius, Grotius auf dem Boden des neuen, autonomen Systems der rechtlich-politisch-moralischen Vernunft zu vollziehen suchen. Unter dem unwiderstehlichen Einfluß der modernen Naturwissenschaft wird nun dieses System der allbeherrschenden Idee des Naturgesetzes, der naturgesetzlichen Dynamik unterworfen [...] Darum besteht die politische Wissenschaft in der Erforschung der politischen Energien, das heißt der Berechnung der Aktionen und Reaktionen der Individuen - dieser Atome des gesellschaftlichen Daseins - in deren Wechsel sich Recht, Sitte, Staat als Gleichgewichtslagen konstituieren. So erwächst auf dem Grunde der Prinzipien der modernen Naturwissenschaft das natürliche System' als die neue Anschauung von der Wesensgesetzlichkeit des geschichtlichen Daseins" und werde „eine der entscheidenden Grundlagen des die Gegenwart auch in Amerika und Asien beherrschenden westeuropäischen Positivismus“.

Die neuzeitliche „Univokation des Seins“, die alle Werte quantifizierend einebene, muß das an ihnen nicht Quantifizierbare in eine „schlechthin transzendente Sphäre“ verlegen. Heyse setzte voraus, daß die Antike das „mögliche Maximum an ideellem und existenziellem Gehalt“ gerade deshalb erreicht habe, weil zeitliche und ewige Ordnung nicht auseinander fielen.⁴³⁰ Dagegen eliminieren die „herrschenden Tendenzen des modernen Zeitalters“ das Göttliche aus der Wirklichkeit. Damit werde der Mensch um seine Möglichkeiten betrogen, „die Auflösung des menschlichen Daseins“ herbeigeführt. Heyse versprach sich von dem mit Heideggers Fundamentalontologie korrelierenden „Dritten Humanismus“ Jaegers die „ursprünglichste und radikalste Vergegenwärtigung der Antike“ und damit die „Freilegung“ menschlicher „Seins- und Wertbezüge im Ganzen“, die „Neugestaltung des menschlichen Daseins“.⁴³¹

Minister Grimme, von solchem idealistischen Radikalismus gewiß nicht frei, mochte an den kaum erahnbaren politischen Transformationen dieser geschichtsphilosophischen Entwürfe umso weniger Anstoß nehmen, als hier enge nationale Perspektiven zu fehlen schienen: Heyse ließ Deutschland links liegen, um die „abendländische Kulturgemeinschaft“ oder die „Zukunft Europas“ zu retten.⁴³² Erst 1933 benannte er mit dem deutschen „Reich“ eine konkrete politische Macht und vertraute nicht länger der regenerierenden Kraft einer europäischen Humanistenelite: Europa sollte nicht länger am Dritten Humanismus gesunden, sondern an Deutschland (s. u. B III.). Auffällig war 1931/32 allerdings, daß Heyse im gesamteuropäischen Maßstab mit der Moderne ins Gericht ging und das Abendland als Ganzes kurieren wollte, obwohl er anerkannte, wie überaus erfolgreich die dem Positivismus verfallenen Westeuropäer waren. Allein die Deutschen lebten im Zwiespalt zwischen metaphysischer Sehnsucht und praktischer Notwendigkeit - was sie nach Heyses Ansicht in die Niederlage von 1918 geführt hatte.⁴³³

430 Ebd., S. 63, 67.

431 Ders. 1931, S. 204. Heyse zu Heidegger gegenüber Lehmann (Anm. 423) später sehr kritisch: „Nivellierung des Logos zum Rationalismus“, Verfehlung der „europäischen Schicksalsprobleme“ von Logos und Geschichte.

432 Ders. 1932, S. 64, 70.

433 Ders. 1931, S. 200, ders. 1932, S. 67.

3. Die Habilitationen zwischen 1925 und 1932

Der philosophische Nachwuchs, der in den wirtschaftlich leidlich stabilen Jahren der Republik die Universitätslaufbahn einschlug, schien zur politischen Mitte zu drängen. Von den fünfzig Habilitanden muß ein Drittel dem liberalen Lager zugeordnet werden, weitere sechzehn („Indifferente“) traten politisch nicht oder zumindest in der oft kurzen Spanne zwischen Habilitation und Systemwechsel (1930/33) nicht mehr publizistisch in Erscheinung. Acht der politisch-publizistisch aktivsten Dozenten waren dem politischen Katholizismus verbunden. Dagegen waren die Flügel rechts und links spärlich mit fünf bzw. vier Dozenten besetzt.

3.1. Linksliberale und Sozialdemokraten

Da Herbert Marcuse 1932 nicht zur Habilitation gelangte, waren Max Horkheimer (s. o. II. 2. 2.) und Theodor Wiesengrund-Adorno die einzigen Nachwuchskräfte, die sich den Marxismus produktiv aneigneten und daraus eine undogmatische, mit vielen linksliberalen Elementen versetzte politische Position ableiteten. Aloys Wenzl, habilitiert 1926 in München, besaß das Parteibuch der SPD, hielt sich aber abgesehen von seinen, in größerem Umfang auch erst nach 1933 publizierten wissenschaftstheoretischen Arbeiten und einigen experimentalpsychologischen Studien schriftstellerisch zurück. Er engagierte sich in erster Linie persönlich, als Vortragsredner vor pazifistischen und paneuropäischen Kreisen Münchens.⁴³⁴ Adornos Frankfurter Kollege Wilhelm Grebe, noch von Cornelius 1927/28 habilitiert, gehörte dem sozialdemokratisch dominierten Republikanischen Lehrerbund an und vertrat in einigen Aufsätzen schulpolitische Vorstellungen, die denen von SPD und DDP nahe kamen.⁴³⁵

Mehr durch seinen Umgang mit Linksintellektuellen wie Siegfried Kracauer und Walter Benjamin als durch einschlägige Veröffentlichungen ordnete sich der Frankfurter Philosoph Theodor Wiesengrund-Adorno in die Reihen marxistischer Gegner der bürgerlichen Demokratie Weimars ein. Bald nach der von Cornelius angenommenen Dissertation („Die Transzendenz des Dinglichen und Noematischen in Husserls Phänomenologie“ 1924) hatte der 1903 in Frankfurt als Sohn eines Weingroßhändlers geborene Adorno versucht, sich 1927/28 noch bei Cornelius mit einer umfangreichen Untersuchung über den ‚Begriff des Unbewußten in der transzendentalen Ideenlehre‘ zu habilitieren. Doch er scheiterte am

⁴³⁴ Wenzl (geb. 1887 München - gest. 1967 ebd.); zur ausführlichen Darstellung von Schorcht 1990, S. 207-215, bleibt nachzutragen, daß er aufgrund seiner Preisschrift ‚Über das Verhältnis der Einsteinschen Relativitätstheorie zur Philosophie der Gegenwart‘ von Becher habilitiert wurde (PV 1926: Die Frage des unbewußten Denkens); BayHStA, MK 44512, PA Wenzl.

⁴³⁵ Grebe, geb. 1897 Metze/Hannover, V.: Konrektor; 1916 Abitur an der ORS Offenbach, ab 1916 mathem.-naturwiss. u. philos. Studium in Frankfurt, 1917/18 Militärdienst in der Heimat, 1920 mathem. Promotion bei Bieberbach, 1921 StE., 1925 Studienrat, seit 1927 Aufbauschule Usingen. Habil.-Schrift: ‚Das Formale und das Urteil a priori‘ (PV. am 29. 2. 1928: Logische Paradoxien; AV 1. 3. 1928: Das Problem der allgemeinen Vorstellungen bei Berkeley). Nach Habil. weiter im Schuldienst in Usingen. Angaben nach: UAF, Abt 1/15, PA Grebe. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 5, Tit. IV, Nr. 15, Bd. I, Bl. 217. - BAK, R 21/10006, Bl. 3153.

energischen Widerstand des von Adorno regelrecht umschmeichelten alten und kranken Ordinarius, der 2/3 des Manuskripts abtat als „durchweg einfache, wenn auch mit vielen Worten ausgeschmückte Wiedergabe dessen, was er aus meinen Vorlesungen und Büchern kennt“. Der letzte, den psychoanalytischen Begriff des Unbewußten traktierende Teil, vermochte, selbst wenn er Neues biete, nach Cornelius' Verständnis den Anforderungen an eine Habilitationsschrift nicht zu genügen.⁴³⁶ Auch die politische, „aufklärerische“ Absicht des Kandidaten, im Schlußkapitel formuliert, stimmte den dafür nicht unempfänglichen Cornelius nicht milder: Wollte Adorno doch immerhin einen Beitrag zur „Entzauberung des Unbewußten“ leisten, das in den Ideologien, „am deutlichsten in der Ideologie des Faschismus“, die Funktion übernehme, die „rationalistische ökonomische Ordnung“ zu stabilisieren.⁴³⁷

Im November 1930 erneuerte Adorno sein Gesuch mit einer Studie über ‚Die Konstruktion des Ästhetischen bei Kierkegaard‘. Tillichs Gutachten stellte als „die letzten Impulse“ dieses Manuskripts heraus: „Hoffnung steht gegen Mythos, Diskontinuität des Erscheinenden gegen kontinuierliche Dialektik, Objektivität gegen subjektive Innerlichkeit“. Was rückblickend als ausgeprägter, Cornelius' transzendentalen Idealismus entgegengesetzter „Materialismus“ Adornos erscheint, glaubte Tillich noch gegen den denkbaren Vorwurf des „Sozialismus“ in Schutz nehmen zu müssen.⁴³⁸ Das betraf die im dritten Kapitel vorgeführte Parallelisierung von Kierkegaards Begriff der Innerlichkeit mit der im bürgerlichen „Interieur“ verlebten Privatexistenz des dänischen Rentiers, der von den gesellschaftlichen Voraussetzungen seines Denkens abstrahierend notwendig zu einer schlechten „Klassenmoral“ gelange.⁴³⁹ Hauptanliegen Adornos ist aber auch hier, die Destruktion zentraler Ideologeme der Existenzphilosophie (Heidegger) und der dialektischen Theologie, denen er Kierkegaard „entreißt“ (Tillich). Horkheimer und Tillich lobten dabei die kritische Behandlung des Begriff des Mythischen. Wollte Adorno 1928 beim „Unbewußten“ die politisch-ideologische Funktion enthüllen, so bestehe nach Tillichs Urteil die „bedeutende Einsicht“ Adornos nunmehr darin, das Kierkegaards Rückzug in die subjektive Innerlichkeit keine Befreiung vom Mythischen bewirke, sondern das Innerliche selbst mythisch werde: „An der Analyse der Angst und der Verzweiflung wird die mythische Struktur des Selbst aufgewiesen - wobei die Absicht besteht, diese Begriffe der naiven, d. h. ungeschichtlich-anthropologischen Verwendung bei Heidegger zu entreissen.“⁴⁴⁰ Ganz offensichtlich war der Glaube an die „entzaubernde“ Kraft der Ideologiekritik und ihren mittelbaren politischen Wert für geschichtsphilosophische Sinnstiftung noch ungebrochen.

3.2. „Zentrumsphilosophen“

In einem angemessenen Verhältnis zu ihren berufungspolitischen Erfolgen und zu ihrer bildungspolitischen Präsenz stand auch der Anteil an Nachwuchskräften, über den die katholi-

436 UAF, Abt. 134/4, PA Adorno; Votum Cornelius v. 8. 1. 1928.

437 Adorno (1927) 1971, S. 316-320.

438 UAF, Abt. 134/4, PA Adorno; Votum Tillich, undat. (Anfang 1931).

439 Adorno 1933, S. 52ff.

440 Tillich wie Anm. 438.

sehe Philosophie seit Mitte der 20er Jahre verfugen konnte. Neben Otto Most (Breslau), Fritz Joachim von Rintelen (München, über ihn: s. u. B I.) und den beiden Würzburger Meyer-Schülern Vinzenz Rübner und Hans Pfeil habilitierte vor allem Adolf Dyroff in Bonn mit Alois Dempf, Paul Ludwig Landsberg, Erich Feldmann (s. o. II. 1.2.) und Heinrich Lützel allein vier weltanschaulich sehr ambitionierte, auf öffentliche, z. T. auch auf parteipolitische Wirksamkeit bedachte Dozenten, die, wie Dyroff selbst, zwischen dem rechtem Flügel des Zentrums und der gemäßigten deutschnationalen, volkonservativen Richtung von Treviranus angesiedelt waren.

3.2.1. Bonner Habilitanden

Der einflußreichste unter ihnen war Alois Dempf. 1891 in Altomünster bei München als Sohn eines wohlhabenden Landwirts geboren, absolvierte er nach dem Besuch des Humanistischen Gymnasiums in Freising ein kurzes Studium der scholastischen Philosophie bei den Jesuiten in Innsbruck (1910/11). Dempf ging dann zur Medizin über und war mit dem Studium soweit gediehen, daß er im Weltkrieg als Feldhilfsarzt eingesetzt werden konnte. Die ihm während dieser Jahre reichlich vergönnte Freizeit nutzte er zu ausgedehnter Lektüre philosophischer Klassiker, vornehmlich der Werke Platons, Fichtes und Hegels, deren Behandlung der „ethischen und politischen Probleme“ ihn besonders „fesselten“. Nach der Wiederaufnahme des philosophischen Studiums in München promovierte er dort 1921 bei Baeumker mit einer Untersuchung über den Wertgedanken in der aristotelischen Ethik und Politik. 1925 meldete er sich zur Habilitation mit einer historisch-systematischen Studie über: ‚Das Unendliche in der mittelalterlichen Metaphysik und in Kants transzendentaler Dialektik. Ein kritischer Beitrag zum Streit des Augustinismus und Thomismus im 13. Jahrhundert‘. Das Thema des Probevortrags wählte Dempf aus dem damals von ihm bereits bevorzugtem Arbeitsgebiet: Geschichtsphilosophische Grundfragen der philosophischen Periodeneinteilung. Die philosophiehistorische Arbeit stellte Dempf gemäß seiner dem Habilitationsantrag beigegebenen Skizze „Mein philosophischer Entwicklungsgang“ in den Dienst des Unternehmens einer vergleichenden Kulturphilosophie, die aus dem Studium verschiedener Wertsysteme eine zur Bestimmung des Kulturbegriffs, der Kulturvorgänge und vor allem der „Kulturaufgaben“ fähige „sociale Anthropologie“ entwickeln sollte. Die Einsicht in die vorrangige Bedeutung „sozialethischen Verhaltens“ zwang ihn auch bald nach der Bewilligung eines NG-Stipendiums zur Erforschung der mittelalterlichen Ethik, den Arbeitsplan zu ändern und von der Problemgeschichte der Ethik überzugehen zu der aufs engste mit Gesellschafts- und Geschichtslehren verbundenen, kulturhistorisch erweiterten, „Grundzüge der Wirtschaftsethik“ einbeziehenden Entwicklungsgeschichte des Ethos. Ende der 20er Jahre schwebte ihm neben einer „Logik der konkreten Vernunft“ eine „auf breitester Quellenbenutzung der christlichen Staatsphilosophie aufgebaute Soziologie“ vor.

Vier Jahre nach dem unter Dyroffs Ägide erfolgreichen, Anfang 1926 mit einer Antrittsvorlesung über: Die Entwicklung der aristotelischen Metaphysik abgeschlossenen Verfahren, erhielt der inzwischen als fleißiger, quer durch Deutschland reisender Vortragsredner der Görres-Gesellschaft und des Katholischen Akademikerverbandes bekannte Bonner Privatdozent einen Lehrauftrag für Rechts- und Staatsphilosophie. Nicht wenige seiner zahlreichen Publikationen, u. a. in den führenden kulturpolitischen Zeitschriften des deutschen Katholizismus, „Abendland“, wo Dempf auch die Redaktion inne hatte, und „Hochland“,

trugen mit ihrem Werben für die christliche Demokratie die Themen seiner Lehrveranstaltungen in eine breitere Öffentlichkeit. Der im Juni 1932 gestellte Antrag der Fakultät, ihn zum nb. ao. Professor zu ernennen, würdigte - bei allem Verständnis für die teilweise scharf formulierte Kritik an seinem 1929 veröffentlichten, mit dem Ergebnissen philosophiehistorischer Feinarbeit oft kollidierenden geschichtsphilosophischen Hauptwerk ‚Sacrum Imperium‘ -, daß Dempfs Forschungen der größte Wert für die „Kritik der Weltanschauungen“ zu komme. Wer Veröffentlichungen und Vorträge Dempfs, der mit dem zur Zeit der Antragstellung gerade entlassenen Reichskanzler Brüning gut bekannt war, ihm zuweilen auch als politischer Ratgeber diene, kannte, der wußte, daß die Fakultät hier auf dem Höhepunkt der bürgerkriegsähnlichen innenpolitischen Konfrontation einen Kritiker des Nationalsozialismus und des Kommunismus empfahl.⁴⁴¹

Dempfs Kollege Paul Ludwig Landsberg, 1901 als Sohn eines renommierten Rechtswissenschaftlers in Bonn geboren, hatte nach seinem humanistischen Abitur (1919) in Freiburg bei Husserl und in Köln bei Scheler („mein eigentlicher Lehrer“) Philosophie studiert. Schon 1922 erwarb er in Köln den Doktorgrad („Wesen und Bedeutung der Platonischen Akademie. Eine erkenntnissoziologische Untersuchung“).⁴⁴² Gleichzeitig verbuchte er einen beträchtlichen publizistischen Erfolg mit dem Scheler gewidmeten Essay: ‚Die Welt des Mittelalters und wir. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über den Sinn eines Zeitalters‘.⁴⁴³ Um sich mit den bis dahin im Nebenfach belegten „Sozialwissenschaften“ und der Psychologie näher zu befassen, ging Landsberg für zwei Jahre als Privatgelehrter nach Berlin um bei Werner Sombart und Max Wertheimer zu studieren. Reisen und private Studien in Bonn, Freiburg und wieder in Berlin schloßen sich an, bevor er der Bonner Fakultät im SS 1928 seine Habilitationsschrift einreichte: ‚Augustinus. Studien zur Geschichte seiner Philosophie‘.⁴⁴⁴

441 UAB, PA Dempf; darin: „Mein philosophischer Entwicklungsgang“ v. 25. 6. 1925. - Vom Juli 1926 bis September 1929 lebte Dempf mit Frau und drei Kindern von einem kargen NG-Stipendium und staatlicher Wirtschaftsbeihilfe. Die NG gewährte ihm die vom Fachgutachter M. Baumgartner (Breslau) befürwortete Beihilfe anfangs für eine ‚Geschichte der Ethik im Mittelalter‘ (gedacht als Beitrag für das Handbuch von Baeumler/Schröter, für das er 1932 auch noch eine ‚Kulturphilosophie‘ beisteuerte). Diese dann 1927 auf Studien zur „Geschichtsphilosophie und Gemeinschaftslehren des Mittelalters“ erweiterten Forschungen mündeten 1929 in: ‚Sacrum Imperium. Geschichts- und Staatsphilosophie des Mittelalters und der politischen Renaissance‘. Im nachhinein rechtfertigt dieses Werk Dempfs Entscheidung für Bonn, setzte er doch damit das von Dyroff begonnene, auch von dessen Schüler Honecker betriebene intensive Studium der Anfänge neuzeitlicher Staatsphilosophie fort. Das 1926 in den Vordergrund gestellte Interesse, im Übergang vom Spätmittelalter zur Frührenaissance „das Erwachen der modernen individuellen Persönlichkeit“ zu erforschen, trat hinter sozialphilosophische, auf aktuelle Anforderungen reagierende Intentionen bis Anfang der 30er Jahre zwar zurück, doch blieb die „Persönlichkeit“ für Dempf stets ein Kriterium zur Beurteilung „kollektivistischer“ Ideologien (s. u. A III. 1.). - Dempfs Arbeitspläne (1926-1929) in: BAK, R 73/16590. - Vgl. dazu auch Dempfs Selbstdarstellung 1975 und die umfangreiche Würdigung von Berning, in: ders./Maier 1992, S. 25-135.

442 Landsberg 1923b; als Bd. I, mit einem Vorwort Schelers, hg. in dessen Reihe „Schriften zur Philosophie und Soziologie“.

443 Zuerst 1922; zit. nach der unwesentlich veränd. 2. Aufl. 1923.

444 Nach Zwierlein 1987, S. 9, befindet sich das unveröffentlichte Manuskript, von dem nur Teile in der frz./span. Übersetzung vorliegen, noch in Privathand.

Dyroff, als Hauptgutachter, bemängelte vor allem die ungenügende, z. T. sogar die Unkenntnis gebräuchlicher Wörterbücher verratende historisch-philologische Fundierung der Augustin-Interpretation, eine von Scheler geerbte „Antipathie gegen hingebungsvolle Kleinarbeit“: „Textkritik scheint dem Autor nicht am Herzen zu liegen.“ Die von Landsberg anstelle der „Filigranmethode“ bevorzugte „Intuition“ helfe nicht bei lückenhafter Aristoteles- und Thomas-Kenntnis, zumal auch hier wieder Schelers schlechtes Beispiel in der inakzeptablen Geringschätzung des Kirchenlehrers fortwirke. Auch schon in das „Mittelalter“-Buch hätten nur Tertiärquellen Eingang gefunden. Dafür sei ein „Bekenntnisfanatismus“ ins Kraut geschossen, der Männern wie Ernst Bertram, Stefan George, Scheler und Jaspers gegolten habe, wie denn auch eine Einführung in Novalis' religiöse Schriften durch „starke Anlehnung an die Ideen anderer“ (Dilthey, Spengler) auffalle.

Dem stand jedoch für Dyroff ausschlaggebend gegenüber, daß Landsbergs Interpretationen zum einen vom philologischen Standpunkt als weit weniger gewaltsam einzustufen seien als jene der „Marburger Schule“, zum anderen unter weltanschaulichen Gesichtspunkten zu begrüßenswerten Resultaten geführt hätten. Sogar Großmeister der Quellenkritik wie Grabmann und Baeumker hätten beide Augen zugeedrückt, weil das „Mittelalter“-Buch den „Ordo“-Gedanken ins Zentrum der Betrachtung gerückt habe. Auch in der Augustin-Deutung stehe „das Sehen aufs Große“ im Vordergrund, dessen weltanschauliche Bedeutung Dyroff freilich nicht ansprach.⁴⁴⁵ Da niemand in der Kommission die Mängel zum Anlaß nahm, um sich gegen Dyroffs letztlich positives Gutachten zu stellen⁴⁴⁶, kam das Verfahren über Probevorlesungen (Über die Bedeutung der Phanomenologie in der modernen Philosophie), Colloquium und Antrittsvorlesung (Pascals religionsphilosophische Berufung) im Dezember 1928 zum erfolgreichen Abschluß.

Landsberg hob in seinem Lebenslauf hervor, daß seine „religiöse Erziehung“ die des Protestantismus gewesen sei. Eine Konversion ist nicht bekannt. In der Schüler- und Studenzeit sind eher Verbindungen zu Sozialisten, zur Freideutschen Jugend und zum George-Kreis zu belegen als zu katholischen Zirkeln. Noch 1920 hielt er Hans Blüher's Gemeinschaftsethos Gustav Wynekens „Ethos des Geistes“ und das „religiöse Ethos“ des während der Rätezeit in Bayern „erschlagene[n] Gustav Landauer[s]“ entgegen.⁴⁴⁷ Es ist zudem überliefert, daß er am Schreibtisch Ludwig Bambergers gearbeitet hat, eines Großonkels, der in die nationalliberale Tradition auch des Elternhauses gehörte. Beziehungen zu kirchlichen oder parteipolitischen Exponenten des Zentrum sind dagegen sowenig bekannt wie ein publizistischer Einsatz für die Partei. Was also rechtfertigt seine Einordnung unter die katholischen Habilitanden?

Biographisch wohl nur der enge Kontakt zu Scheler, entstanden in dessen prononciert katholischer Phase. Diese Prägung war zumindestens so stark, daß er auf den Kollegen Benno von Wiese noch Ende der 20er Jahre einen „katholisierenden“ Eindruck machte, und sie

445 UAB, PA Landsberg; Votum Dyroff v. 6. 8. 1928.

446 Ebd.; Störing fand nur die Ausdrucksweise Landsbergs unsympathisch, Wentscher schloß sich Dyroff vorbehaltlos an. Die von Zwierlein 1987, S. 9, erwähnte positive gutachtliche Äußerung von Carl Schmitt beschränkt sich darauf, den Habilitanden als „echt philosophischen Geist“ zu loben. Ein ausführliches Votum abzugeben, lehnte er aus Zeitmangel ab (Schmitt an Dekan v. 5. 6. 1928).

447 Landsberg 1920, S. 289; diese kurze Polemik fehlt in der Bibliographie von Zwierlein 1987, S. 144ff.

reichte hin, die Habilitationsschrift dem Inhaber des Konkordatslehrstuhls anzuvertrauen.⁴⁴⁸ Überdies wurden der „Mittelalter“-Essay und die Dissertation von katholischer Seite als originäre Beiträge zur geistigen Erneuerung im Sinne Roms gewürdigt.⁴⁴⁹ Die wenigen Aufsätze, die Landsberg vor 1933 veröffentlichte, fanden, als geistig verwandt empfunden, Aufnahme in „Hochland“, in den „Schildgenossen“ und der linkskatholischen „Rhein-Mainischen-Volkszeitung“. Man kann auch nicht sagen, daß sich die katholischen Rezipienten über die inhaltlichen Affinitäten getäuscht hätten. 1922 rief Landsberg zu einer „konservativen Revolution“ auf, um die neuzeitlich-säkularisierte, liberalistisch-individualistische Kultur zu beseitigen und an ihre Stelle eine neue gebundene Kultur des Gehorsams gegen Gott zu setzen. Der christliche Solidarismus müsse den neuzeitlichen „Singularismus“ ablösen. Vom sozialistischen Gedankengut war dabei noch soviel bei ihm lebendig, daß die zur idealen Gesellschaftsordnung erklärte mittelalterliche, die wirtschaftliche Ausbeutung auf ein Minimum reduzierende Ständeordnung scharf antikapitalistische Züge trug. Die Kultur der Zukunft werde entweder vom „christlichen Gottesbild“ gezeichnet sein, werde das Individuum in der „Sphäre religiöser Innerlichkeit“ zu sich selbst bringen, oder Europa verfallende der „furchtbarsten Gefahr der Amerikanisierung“. Europa als eine solche „transatlantische Spottgeburt“ werde seine Menschen der kapitalistischen Verwertung und zivilisatorischen „Verherdung“ zuführen.⁴⁵⁰ Da war es nur konsequent, wenn Landsberg in seiner Dissertation über die Platonische Akademie Augustin kontrastierte mit der eher bei Platon zu findenden Idee einer „autonomen Philosophie“: Philosophie könne den Zusammenhang mit „letzten Zielen“ nicht entbehren.⁴⁵¹ Wie dies zu verstehen war, erläuterte der Rezensent der „Kölnischen Volkszeitung“: Wahrhafte Erlösung des Menschen sei nur in der Religion des Katholizismus zu finden. Die Philosophie der Zukunft stehe daher im Zeichen Augustins.⁴⁵² Die religiös-katholische Komponente in Landsbergs Denken trat im Laufe der 20er Jahre zurück, doch „das Ameisenleben sinnloser Tätigkeit in einem großen Staat der Zwecke“, die drohende „Wiedervertierung der Menschen“ (1930) oder die „große Vertotung der Welt“ (1934) blieben die herausfordernden Schreckbilder.⁴⁵³ Mehr und mehr rief er dagegen die „inneren Erfahrungen“ an und kreierte in einer 1932 abgeschlossenen ‚Einführung in die philosophische Anthropologie‘ eine „Phänomenologie der inneren Erfahrung“, die in der Ergreifung von existenziellen Grenzerlebnissen zur „Seelenformung“ und „innerer Selbstgestaltung“ verhelfen und das Individuum dem vernutzenden Zugriff entziehen sollte.⁴⁵⁴ Landsberg ging dabei eine ihm wohl im George-Kreis vermittelte Wertschätzung für den „höheren Typus des Menschen“ nicht verloren, ein Aristokratismus, der diesen „Typus“ 1930 nicht mehr nur im „christlich-heiligen Menschen“, sondern u. a. im „schönen und guten Menschen“ des antiken Erziehungsideals oder im „ritterlichen Ideal des Buchito“ aner-

448 v. Wiese 1982, S. 122; dort die falsche Angabe, Landsberg habe sich bei Rothacker habilitiert.

449 Vgl. nur die begeisterte Besprechung der Dissertation in der KVZ: Adams 1924.

450 Landsberg 1923a, S. 25ff., 91, 112ff.

451 Ders. 1923b, S. 97, 100f. - Bei Scheler werde die zur Verwirklichung dieser Ziele unumgängliche „Renaissance des Katholizismus“ dadurch gefährdet, daß er in seinen Bemühungen, „das Berechtigte der Neuzeit“ zu erhalten, nach Landsbergs Ansicht eher zu weit gehe (1922, S. 468).

452 Adams 1924.

453 Landsberg 1930, S. 310, 317; ders. 1934, S. 160.

454 Ders. 1934, S. 190ff.

kannte.⁴⁵⁵ Von hier aus wird das Urteil eines Nachrufers verständlich, wonach Landsberg der Weimarer Republik gern angehangen hätte, wenn sie nicht „zumeist nur durch Spießbürger vertreten worden wäre.“⁴⁵⁶ Und daraus erklären sich schließlich unverkennbare Sympathien für die Kritik, die der ihm gut bekannte Carl Schmitt in seinen Schriften zu Parlamentarismus und Völkerbundsgedanken an der „Annahme einer allgemeinen, prinzipiell gleichförmigen Menschennatur“, dem „Friedensoptimismus“ und Vernunftvertrauen des demokratischen Menschenbildes geübt hatte.⁴⁵⁷

Wer die nach 1945 verfassten Würdigungen Heinrich Lützelers liest, gewinnt den Eindruck, daß hier ein aus wirtschaftlicher Not nebenberuflich zum Journalismus verdammt Dozent wie zufällig in politische Auseinandersetzungen verwickelt wurde.⁴⁵⁸ Ein Zusammenstoß mit Alfred Rosenberg, dessen Vortrag in Bonn 1931 von Lützeler im lokalen Zentrumsblatt als Ausdruck eines unwissenschaftlichen Dilettantismus verhöhnt worden war, hat, in Verbindung mit dem späteren Entzug der *venia legendi* (s. u. Kap. B II.), zudem den Blick auf Lützeler als frühen und konsequenten NS-Gegner verengt. Die Inhalte seines politischen Katholizismus sind darüber vergessen worden.

Heinrich Maria Lützeler wurde am 27. Januar 1902 in Bonn als Sohn eines Porzellanmachers geboren. Der Vater verdingte sich spätestens in den 20er Jahren als Packer. Schon die Gymnasialausbildung wie später das Studium mußte Lützeler sich deshalb mit Stundengeben selbst finanzieren. Diese Herkunft begünstigte in der Primanerzeit offenbar Hinneigung zur Linken, da Lützeler zu den wenigen Bonner Gymnasiasten zählte, die im März 1920 an einer Demonstration gegen die Kapp-Putschisten teilnahmen. In der Studienzeit (Köln und Bonn 1921-1924) geriet Lützeler unter Max Schelers Einfluß, den der phänomenologisch-anthropologische Ansatz der in Bonn eingereichten Dissertation über ‚Formen der Kunsterkenntnis‘ belegt.⁴⁵⁹ Zur Zeit der Promotion schrieb Lützeler regelmäßig in der katholischen Provinzpresse und in einem halben Dutzend katholischer Zeitschriften.⁴⁶⁰ Als Mitglied gehörte er der Zentrumsparterie etwa 1 ½ Jahre an, ein Sympathisant ihres rechten Flügels dürfte er sehr viel länger gewesen sein.⁴⁶¹ In dem deutschnationalen Inhaber des Konkordatslehrstuhls, Adolf Dyroff, fand Lützeler einen verlässlichen Förderer seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Dyroff, der Kunsthistoriker Paul Clemen, der Germanist Oskar Walzel und der neue Ordinarius Erich Rothacker nahmen 1930 Lützelers ‚Grundstile der Kunst‘ als Habilitationsleistung an. Dieses Werk, 1934 in stark überarbeiteter Fassung veröffentlicht, setzt ein im künstlerischen Schaffen zum Ausdruck gelangendes „Wesen“ des Menschen voraus. Ähnlich wie bei Rothacker sind die Grenzen zur Wesenserkundung in der Kunst verschiedener Völker und damit zu den „volkhaften Grundlagen der Kunst“ fließend.⁴⁶²

455 Ders. 1930, S. 317.

456 Marwitz 1947, S. 166.

457 Landsberg 1931, S. 38f.

458 Kross 1988, S. 11.

459 Lützeler 1924.

460 Die Tagesproduktion, etwa seine Beiträge in der „Mittelrheinischen Landeszeitung“, ist in der Bibliographie von Kroll (FS Lützeler 1987, S. 81-108) nicht erfaßt.

461 Die Angabe zur Parteimitgliedschaft in einem DFG-Fragebogen von 1934 in: BAK, R 73/12817.

462 Von „volkhafter Kunst“ ist bei Lützeler bis 1933 gelegentlich, danach sehr häufig die Rede. Vgl. zu dieser Verschärfung unten: B 111.

3.2.2. Würzburger Habilitanden

Die intellektuellen Biographien und die Interessengebiete der beiden katholischen Philosophen Vinzenz Rüther und Hans Pfeil, deren Würzburger Habilitationen von Hans Meyer angeregt wurden, weisen eine wichtige Gemeinsamkeit auf: Sie treffen sich in der eingehenden philosophiehistorischen Beschäftigung mit der Ideenwelt Westeuropas, wo beide die weltanschaulichen Ursprünge jenes modernen Individualismus und Materialismus entdeckten, den sie als christliche Denker auch in seinen gesellschaftspolitischen und ökonomischen Konsequenzen bekämpften.

Rüther wurde am 17. September 1899 als Sohn eines Kleinbauern in Dettingen am Main geboren und besuchte das Gymnasium in Aschaffenburg. In den letzten Kriegsmonaten 1918 noch eingezogen, kam er offenbar nicht mehr zum Fronteinsatz und konnte Anfang 1919 entlassen werden. Unter größeren finanziellen Schwierigkeiten absolvierte er in Frankfurt und Würzburg ein neuphilologisches und philosophisches Studium, das er 1924 mit dem Staatsexamen und einer von Meyer betreuten Dissertation über die ‚Die naturalistisch-darwinistische Ethik Englands‘ abschloß. Von 1924 bis 1935 unterrichtete er an der Bischöflichen Rektoratsschule in Großauheim bei Hanau. Rüfner veröffentlichte seit Mitte der 20er Jahre im regionalen Organ der Bayerischen Volkspartei, dem „Beobachter am Main“, in „Zeit und Schule“, dem Blatt des 1933 aufgelösten Verbandes katholischer bayerischer Lehrerinnen, der KVZ und gelegentlich auch in der linkskatholischen Rhein-Mainischen Volkszeitung. Er hielt Vorträge im Rahmen der Görres-Gesellschaft und in der Ortsgruppe Aschaffenburg des Katholischen Akademikerverbandes. Der Zentrumspariei gehörte Rüfner nicht an. Sein persönlicher politischer Einsatz beschränkte sich auf die Studienzeit: Als Angehöriger der Technischen Nothilfe war er als Streikbrecher im Braunkohlebergbau von Gewerkschaftlern schwer verletzt worden. Rüfner drängte seit 1928 in den staatlichen Schuldienst, weil er fürchten mußte, daß die gemeindlichen Zuschüsse für das privatschulische katholische Konvikt von den kommunalpolitisch erstarkten Kommunisten und Sozialisten gestrichen werden könnten.⁴⁶³

1931 habilitierte er sich mit einer ‚Studie zur Metaphysik des deutschen Idealismus‘: Die transzendente Fragestellung als metaphysisches Problem.⁴⁶⁴ Die Arbeit bietet eine konventionell katholische Kritik des idealistischen Denkens. Vor allem Hegel wird im Vorgriff auf die staatsphilosophischen Arbeiten Rüfners angekreidet, daß der „Weltgeist-Denker die Individualität zum Verschwinden bringe und damit einer maßlosen Überschätzung des Staates und der Kollektiv-Vernunft das Wort rede.“⁴⁶⁵

Hans Pfeil wurde am 26. März 1903 im sächsischen Freiberg als Sohn eines Kaufmanns geboren. Nach dem Abitur am Gymnasium seiner Heimatstadt studierte er Theologie und Philosophie in Tübingen, Münster und München, wo er 1926 bei Geyser mit einer Arbeit über den „französischen Nietzsche“ promovierte: „Jean-Marie Guyau und die französische

463 BayHStA, MK 44229, PA Rüfner. Die Dissertation war aus einer Staatsexamensarbeit, ‚Englische naturalistische Entwicklungsethik von Darwin bis Huxley‘ entsprungen. - Zu Militärdienst und politischer Betätigung vgl. auch BAK, R 21/10016, Bl. 7893. Vgl. zur Biographie auch: Schorcht 1990, S. 284-290.

464 Über den Verlauf des Habil.-Verfahrens können keine Angaben gemacht werden, weil lt. Auskunft des UA Würzburg die Akten durch Kriegseinwirkung vernichtet wurden.

465 Rüfner 1932, S. 104.

Philosophie des Lebens'. 1927 schloß er das theologische Studium ab, 1928/29 besuchte er das katholische Priesterseminar Schmochtitz bei Bautzen, wo Pfeil zum Priester geweiht wurde. In der Industriestadt Chemnitz war er dann als Kaplan ein Jahr in der praktischen Seelsorge tätig, beschäftigte sich in dieser Zeit aber eingehend mit logischen und erkenntnistheoretischen Studien, die sich zu einem kleinen Beitrag für die Geyser-Festschrift verdichteten.⁴⁶⁶ 1932 habilitierte er sich in Würzburg mit einer Untersuchung über den ‚Psychologismus im englischen Empirismus‘.⁴⁶⁷ Im Psychologismus meinte Pfeil den „archimedischen Punkt“ gefunden zu haben, von dem aus die Welt des Empirismus aus den Angeln gehoben werden könne. An diesem Punkt die Kritik ansetzend, lasse sich der Prozeß der „totalen Psychologisierung der Werte“ mit ihren negativen Folgen für die christlich-abendländische Gesellschaft und ihre Kultur aufhalten.⁴⁶⁸ Nach 1933 hat Pfeil dann die Deutsche Glaubensbewegung und ihre Rassenideologie, die aus seiner Sicht nur eine Variante dieses materialistisch-empiristischen Denkens war, minutiös analysiert (s. u. B III.).

3.2.3. Breslau⁴⁶⁹ 1932: Die Habilitation von Otto Most

Der in Breslau im November 1932 habilitierte Otto Most wurde am 19. November 1904 als Sohn des an der dortigen Universität lehrenden Chirurgen August Most geboren. Nach dem Besuch des St. Matthias-Gymnasiums verbrachte Most die ersten Studienjahre in Innsbruck, wo ihn Alfred Kastil in Brentanos Philosophie einführte. Seit 1926 studierte er wieder in seiner Vaterstadt. Dort hörte er neben katholischer Theologie (u. a. bei dem Philosophiehistoriker Joseph Koch) und Biologie Philosophie bei Ludwig Baur, bei dem er im WS 1928/29 promovierte: ‚Die Ethik Franz Brentanos und ihre geschichtlichen Grundlagen. Untersuchungen zum ethischen Wertproblem‘. Im Gegensatz zur vorherrschenden Brentano-Literatur seiner Zeit, die gegen den Philosophen die Ansicht vertrat, daß sittlichen Wertungen und Axiomen nur der Charakter bloßer Subjektivität eigne, stimmte Most mit Brentanos Grundthese von der Objektivität des Ethischen überein. Allein an der emotionalen Grundlegung der Ethik Kritik übend, anerkannte Most gerade diesen Objektivismus als besonderes Verdienst in einer Zeit des radikalen Subjektivismus, des Individualismus und Sozial-eudämonismus, des Materialismus und Intellektualismus.⁴⁷⁰

466 Angaben nach vita in Diss, Pfeil 1926. - BAZ, REM-PA Pfeil und BAK, R 21/10015, Bl. 7269. - Schorcht1990, S. 280-284.

467 Auch für Pfeils Verfahren gilt Anm. 464.

468 Pfeil 1934, Vorwort u.S. 15.

469 Unberücksichtigt bleibt hier die Habilitation von Alfred Petzelt, Breslau im Februar 1930. Petzelt, 1931-1933 Mitglied der Zentrumsparlei, Mitarbeiter an der Zweigstelle Breslau des katholischen Dt. Instituts für wissenschaftliche Pädagogik in Münster, erhielt zwar zum 1. 4. 1930 an der PädAk. Beuthen/OS. eine Professur, deren Lehrauftrag Philosophie und Pädagogik umfaßte, doch die an der Universität verliehene *venia* war auf Psychologie begrenzt worden. Trotz gelegentlicher Beschäftigung mit philosophischen Fragen, vor allem zum Problem des Verstehens auf der Linie von Dilthey zu seinem Lehrer Hönigswald, war Petzelt, dessen Dissertation und Habilitation psychologische Aspekte der Blindheit erörtern, überwiegend Pädagoge und Psychologe. - Zum Habil.-Verfahren: GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. VIII, Bl. 241-242; Meldung des Kurators an PrMWKV v. 8. 4. 1930 nebst vita und Bibliographie. - Zur politischen Betätigung: BAK, R 21/10015, Bl. 7242. - Hesse 1995a, S. 570f.

470 Most 1931, Vorwort und S. 238.

Über die Habilitation ist aus den erreichbaren Akten wenig zu erfahren. Most selbst datiert einen wohl irrtümlich so genannten „Promotionsvortrag“ auf den 24. April 1931 (Die Ethik Nicolai Hartmanns in ihrem Verhältnis zur Ethik Max Schelers); gemeint sein kann nur die Probevorlesung. Nur ist fraglich, warum das Verfahren erst im November 1932 endete. Denkbar wäre nur, daß die Kommission die (in den Akten nicht genannte) Arbeit oder das Resultat des Colloquiums als unzureichend bewertete, so daß Most seine *venia* mit 1 Vi jähriger Verspätung erhielt, während seine Habil.-Schrift: ‚Die Determinaten des seelischen Lebens. Teil 1: Die Grenzen der kausalen Betrachtungsweise‘ sogar erst, in erweiterter Form, 1939 erscheinen konnte.⁴⁷¹ Sie kritisierte die aus Empirismus und Sensualismus abgeleiteten „kausal-monistischen Urteils- und Wollensiehren“ der zeitgenössischen Philosophie. Die systematische Entfaltung der These, daß „für das höhere seelische Leben außer kausalen Determinationen Fundierungen oder Motivationen“ - die von Most so genannten „akausalen Motive“ - „unmittelbar bedeutsam sind“, sollte in einem zweiten, dann ausgebliebenen Band über das „Freiheitsproblem“ in Angriff genommen werden.⁴⁷² Hier wären dann wohl die von Rüdiger und Pfeil mit soviel Abscheu aufgezählten weltanschaulichen Gefahren letztlich materialistischer Erkenntnistheorie und Ethik ebenso klar benannt und mit einer den Argumentationen des ersten Bandes immanenten Lehre von den „absoluten“ (sc. christlich-katholischen) Werten beantwortet worden.

3.2.4. Münster 1931: Die Habilitation von Balduin Schwarz

In den sonst so ergiebigen Akten des UA Münster findet sich zu diesem Verfahren leider nur die Pressenotiz, daß Schwarz seine Antrittsvorlesung im November 1931 den Grenzen von Goethes Entelechiebegriff gewidmet habe. Die Habil.-Schrift des im Sinne seines Doktorvaters von Hildebrand paneuropäisch-„abendländisch“ Engagierten, der nach 1933 auch für Dollfuß' „christlichen Ständestaat“ warb, behandelte den ‚Irrtum in der Philosophie‘.⁴⁷³

3.3. Die Liberalen

Liberal im Sinne einer Parteizugehörigkeit war kaum einer der Habilitanden, die wir hier zusammenfassen. Mit dem Niedergang des organisierten Liberalismus entfiel seit Mitte der 20er Jahre offenbar jeder Anreiz zu einem persönlichem Engagement. Das erklärt auch, warum ein hoher Prozentsatz des philosophischen Nachwuchses als politisch indifferent

471 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. IX, Bl. 28-29; Mitteilung des Kurators an PrMWKV über Habil. Most v. 23. 12. 1932, die beigefügte vita Most datiert v. 30. 4. 1932.

472 Most 1939, Vorwort und S. 274. Aufschlußreich auch die Auseinandersetzung mit Rothackers ‚Schichten der Persönlichkeiten‘ (ebd., S. 304ff.) Regelrecht erfreut nimmt Most zur Kenntnis, daß Rothackers „Lage-Antwort“-Schema nicht deterministisch zu verstehen sei: Antworten werden Lagen nicht kausal erzwungen, nur provoziert; sie lassen also Raum für verschiedene Reaktionen. Folglich werden Werte/Normen demnach nicht durch „Lagen“ determiniert - was mit Mosts katholischen Überzeugungen übereinstimmt.

473 Lt. Auskunft des UAMs ist das Habil.-Verfahren nicht dokumentiert. Schwarz (geb. 1902 in Hannover) hatte sich 1927 in München mit einer phänomenologischen ‚Untersuchung zur Psychologie des Weinens‘ promoviert (ders. 1927). Die Habil.-Schrift erschien 1934 in Münster, als ihr Vf. schon emigriert war (s. u. B I.).

einzustufen ist. Dabei hätten viele dieser Indifferenten vor 1925 auch äußerlich ihre politische Heimat sicher in der DDP oder DVP gefunden. Was dennoch eine Zuordnung rechtfertigt, ist die weltanschauliche Verbundenheit mit dem Liberalismus. In den politischen Reflexionen von Denkern wie Arthur Liebert, Helmut Kuhn, Kurt Leese oder Werner Schingnitz haben die gesellschaftlich-ökonomischen Kategorien der Linken so wenig Platz wie die Leitbilder der Rechten. Ungeachtet mancher Bekenntnisse zur „ganzheitlichen“ Zählung des Individuums steht der idealistische Persönlichkeitsbegriff mit seiner Fixierung auf die individuelle Kultur bei ihnen im Zentrum jedes zeitkritischen Kommentars. Das Individuum trennt keine „Klasse“ und kein „Volk“ von der „Menschheit“, so daß, am stärksten bei Liebert, die humanitaristisch-pädagogischen und kosmopolitisch-pazifistischen Fortschrittshoffnungen ins Kraut schießen. Sogar die Rickert-Schüler und späteren Nationalsozialisten Faust und Böhm antworten bis 1933 auf politische Krisenerfahrungen mit diesem Konzept der Erziehung des Individuums zum Träger ewiger „Kulturwerte“.

Neben Liebert, Kuhn, Leese, Schingnitz, Faust und Böhm gehören zu dieser Gruppe Franz Josef Brecht, David Baumgardt, Hans R. G. Günther, Hans Reiner, Edgar Wind, Raymond Klibansky, Hans Liebeschütz, Hans Heyse (s. o. II. 2. 14.) und Hermann Noack (s. u. B I.). Eine Konzentration auf wenige Universitäten (Berlin, Heidelberg, Hamburg) und wenige, verfassungstreue Ordinarien (Cassirer, Jaspers, Driesch, Rickert, Hoffmann, Dessoir, Spranger) ist daran ablesbar.

3.3.1. Berliner Habilitanden

An der Berliner Universität bewarben sich zwischen 1925 und 1932 mehr als ein Dutzend Philosophen um die *venia legendi*, die aber nur sieben von ihnen auch erhielten.⁴⁷⁴ Das Scheitern der übrigen ist zumeist auf inhaltliche Mängel ihrer Habilitationsschriften zurückzuführen. Nur in einem Verfahren, dem von Kurt Hildebrandt, führten wissenschaftspolitische Erwägungen zur Ablehnung des Bewerbers. Eine gerade in Berlin immer wieder vermutete Judengegnerschaft hat jedenfalls keine Habilitation verhindert. Im Gegenteil: Konnte doch Alfred Klemmt, einer der Gescheiterten, 1933 behaupten, daß Juden schon aufgrund ihrer Abstammung im Vorteil gewesen seien und deshalb ihr Verfahren erfolgreich abgeschlossen hätten.⁴⁷⁵ Neben der „Ariern“ Erich Hochstetter, Rudolf Odebrecht, Friedrich Delekat und Hans R. G. Günther habilitierten sich zwar mit David Baumgardt, Arthur Liebert, Helmut Kuhn und dem auf Psychologie gerichteten Hans Friedländer⁴⁷⁶ tatsächlich ebenso

474 So scheiterten der Reiningers-Schüler Alfred Stern („Die philosophischen Grundlagen von Wahrheit, Wert und Wirklichkeit“, 1931), Alfred Klemmt, Alfred Metzger (zu beiden: B I.), Kurt Schilling (s. u. 3.3.5.) und Albert Dietrich (B II.).

475 Zu Klemmts Auslassungen: B I.

476 Friedländer, geb. 1888 Berlin, Kölln. Gymnasium 1906, philos.-psychol. Studium in Berlin bei Stumpf und Erdmann, 1914 Kriegsfreiwilliger, 1915 krank entlassen, 1915-1918 Assistent am Philosophischen Seminar, 1918 Prom. mit experimentalpsych. Arbeit („Die Wahrnehmung der Schwere“), Untersuchungen über die „Natur des Beziehungsbewußtseins“. Infolge Vermögensverlust gezwungen zwischen 1922-1925 in der „Heerespsychotechnik“ der Reichswehr zu arbeiten, 1925 NG-Stipendium für Forschungen zur Denkpsychologie, mit denen er sich 1930 habilitierte (GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XXI, Bl. 446; vita Friedländer). PV.: Gibt es Wesensgesetze im Sinne Husserls?; AV: Die Psychologie der Erinnerung (UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 38, Bl. 467; Sitzungsprotokoll Phil. Fak. v. 25. 2. 1930).

viele Nachwuchskräfte jüdischer Herkunft, doch so wenig von einer „antisemitischen“ Tendenz etwas auszumachen ist, so wenig kann von einer „philosemitischen“ Privilegierung gesprochen werden.⁴⁷⁷ Den „indifferenten“ Hochstetter und den eher deutschnationalen Odebrecht ausgenommen, herrschten, unabhängig von ethnischen Verschiedenheiten, rechtsliberale Orientierungen vor.

Der erste Berliner Habilitand in diesem Zeitraum war David Baumgardt. 1890 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Erfurt geboren, studierte er zwischen 1908 und 1914 Philosophie in Freiburg, München, Wien (bei Heinrich Gomperz), Heidelberg und Berlin (vornehmlich bei Riehl). In dieser Studienzeit stand er den expressionistischen Lyrikern Georg Trakl und Georg Heym nahe. Heyms Gedichtsammlung ‚Umbra Vitae‘ gab Baumgardt mit anderen Freunden des tödlich verunglückten Dichters 1912 posthum heraus. Im Dezember 1914 ohne Studienabschluß freiwillig ins Heer eingetreten, diente er anfangs als Artillerist, dann fast vier Jahre an der Ostfront als Sanitätssoldat (EK II). 1920 von Riehl und Erdmann promoviert (‚Das Möglichkeitsproblem der Kritik der reinen Vernunft, der modernen Phänomenologie und der Gegenstandstheorie‘), meldete er sich im Jahr darauf mit einer Arbeit über : ‚Die Methoden der modernen Ethik, Tl. 1: Kant und die moderne Kantkritik‘ zur Habilitation. Von Spranger und Troeltsch als unfruchtbarer und formalistischer Kopf beurteilt, wurde ihm zur Auflage gemacht, seine philosophiehistorischen Kenntnisse unter Beweis zu stellen. Mitte 1924 tat er dies mit einem umfangreichen Manuskript: ‚Über die Philosophie Franz von Baaders‘ (im Druck 1927: ‚Franz von Baader und die philosophische Romantik‘). Diesmal kritisierte der Referent Dessoir den „Mangel an Elementarischem“, die fehlende „Wahlverwandtschaft mit dem wetterleuchtenden Baader“, die vieles bei Baumgardt farblos erscheinen lasse. Entscheidender war für Dessoir dann aber doch der geistesgeschichtliche Ertrag (Böhme-Rezeption, Baaders Einfluß auf Schelling, religionspolitische Folgen der Spätphilosophie wie etwa der Altkatholizismus), zumal es dem Verfasser gelungen sei, von Baaders Staats- und Wirtschaftslehre aus beachtenswerte Hinweise auf die Vorgeschichte des Sozialismus zu geben. Spranger lobte die Herausarbeitung der nicht-rationalistischen Linie im 18. Jahrhundert und die Beschäftigung mit einer Figur, die von ähnlich tiefer Wirkung wie Hamann gewesen sei. Bedauerlich nur, daß es Baumgardt versagt geblieben sei, die Denkschriften aufzuspüren, die Baader als ideellen Begründer der „Heiligen Allianz“ von 1815 zeigen. Köhler, mit Blick auf den fehlenden Zusammenhang der Wissenschaften, meinte schließlich, die Arbeit werde „gerade zur rechten Zeit erscheinen, um unsere Gegenwartsentwicklung besser verstehen zu lernen, in der genau die gleichen Motive einen diesmal freilich schwereren Kampf mit dem regierenden Geist der Einzelwissenschaften begonnen haben“.

Aufgrund der diesmal so günstig ausgefallenen Urteile wurde Baumgardt zu den weiteren Habilitationsleistungen (PV. am 21. 2. 1925: Die Ethik Hegels; AV: Spinoza und der Spinozismus) zugelassen. 1931 erhielt er einen besoldeten Lehrauftrag für Geschichte der Ethik, im Januar 1932 ernannte ihn Grimme zum nb. ao. Prof.⁴⁷⁸

477 Anders verhält es sich bei den Promotionen: Wenn auch hier von einer bewußt philosemitischen Steuerung nicht die Rede sein kann, so konnte man unter Hinweis auf die große Zahl von Promovenden jüdischer Herkunft diesen Eindruck zumindest müheles suggerieren.

478 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 539, Bl. 102-113; Promotionsverfahren Baumgardt 1919. Ebd., Phil. Fak. Nr. 1241, Bl. 14-32; Habil-Verfahren Baumgardt 1925 (Alternative Themen zur PV.: Die Renais-

Baumgardt, der nie einer Partei angehörte, war Mitglied in der Deutschen Akademie in München, publizierte in den „Süddeutschen Monatsheften“ und im deutsch-jüdischen „Morgen“, primär aber im liberalen „Berliner Tageblatt“ und in der „Jüdischen Rundschau“. Sehr gedämpfte zionistische Sympathien sind allenthalben spürbar in einschlägigen Veröffentlichungen über ‚Der innere Aufbau der Jom-Kippur-Liturgie‘, ‚Jüdischer Liberalismus und jüdische Freiheit‘ und ‚Hebräische Philosophie der Gegenwart‘. Von hier aus ist auch manche Einmischung in tagespolitische Konfrontationen zu verstehen, wie das Rededuell mit Arthur Dinter, dem deutschgläubigen NSDAP-Gauleiter Thüringens (1925). Doch bei allem Verständnis für die „neue Metaphysik“, ja für die im Werk Baaders schon präsente Sehnsucht nach einem neuem „Mythos“ - Baumgardt erinnerte häufig angesichts des „[Wieder-]Erwachens der Romantik“ an die „nie zu unterschätzende Gefahr aller romantischen Denkkultur“ und warnte vor einer „Preisgabe echter, möglicher Rationalisierungen“. Trotz seiner Kritik am „Bruch des nachmendelssohnschen Judentums mit den jüdischen Volksideen der Vergangenheit“ trat er deshalb für eine Synthese dieses politisch-religiösen Liberalismus mit dem jüdischem Nationalismus ein und warb mit dem linksliberalen Publizisten und „Pro-Palästina“-Propagandisten Georg Bernhard für den „Weltfriedensgedanken“.⁴⁷⁹

Als Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft (KG) repräsentierte Arthur Liebert während der Weimarer Zeit nicht nur für deutschnationale Kollegen den Typus des umtriebigen, auf penetrante Weise „liberalen“ Demokraten, der die Philosophie auf die Interessen des Zeitgeistes hin orientierte.⁴⁸⁰

Als Sohn des jüdischen Kaufmanns Franz Levy am 10. November 1878 in Berlin geboren, mußte Liebert wegen der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen seine Eltern lebten, die Schule mit der Untersekundareife verlassen. Er trat eine kaufmännische Lehre an und arbeitete bis 1900 in einer großen Berliner Papierfabrik. Von 1901 bis 1907 studierte er vor allem bei Paulsen, Riehl und Dilthey Philosophie, holte 1907 sein Abitur am Humanistischen Luisengymnasium nach und promovierte 1908 bei Paulsen über ‚Die Philosophie Giovanni Pico della Mirandas; ein Beitrag zur Philosophie der Frührenaissance‘. Dilthey zog ihn gegen Ende des Studiums zur Mitarbeit an der Kant-Ausgabe der Preußischen Akademie heran. Als „Privatsekretär und wissenschaftlicher Assistent“ Diltheys half Liebert, der 1911 den Namen seiner Frau angenommen hatte, bei der Herausgabe von dessen Alterswerk: ‚Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften‘. 1910 übernahm er für den erblindeten Vaihinger die Geschäftsführung der KG, die er bis 1933 inne hatte. Eine in Halle auf Vaihingers Fürsprache hin versuchte Habilitation mit einer Arbeit über ‚Moderne Werttheorien‘ scheiterte nach denkbar knapper Abstimmung in der Fakultät.

sance der Kabbalah in der deutschen philosophischen Romantik und: Henrich Steffens' Staatstheorie. -Ebd., Kur. B 94, Bd. I—III. -Autobiographisch: Baumgardt 1965. Einige Andeutungen zum Erfurter Umfeld: Redslob 1963. -Bibliographie: J. Frank 1963.

479 Baumgardt 1927a, S. 399. Ders. 1928, 1929b, 1930a, 1932b. Vgl. auch seine Arbeiten zu Mendelssohn (1929a, 1931a+b, 1932a), die das Bild vom „Erzrationalisten“ korrigieren möchten, dabei aber wie Mendelssohn selbst das Nebeneinander „innerlich arationaler“ Religiosität und universalen „Vernunftwahrheiten“ bestehen lassen wollen.

480 Noch nach dem 2. Weltkrieg äußerte Nicolai Hartmann gegenüber Grimme seine unverhohlene Ablehnung des „Typus“ Liebert, dem die KG ihren Niveauperfall zu danken habe. GStA, Rep. 92 NL Grimme Nr. 79, Mappe 56; Hartmann an Grimme v. 22. 2. 1946.

Da Liebert bei Kriegsausbruch nicht felddienstfähig war, ließ er sich von der Unterrichtsbehörde als Lehrer am Berliner Mommsen-Gymnasium dienstverpflichten. Dem Einsatz Vaihingers verdankte er 1916 einen Lehrauftrag für Psychologie an der Handels-Hochschule, der 1919 auf Philosophie ausgedehnt wurde. In der Berliner VHS leitete er von 1920 bis 1922 als Abteilungsdirektor die Philosophische Gruppe. Ein vom Kultusministerium unterstützter Vorstoß der Kant-Gesellschaft, Liebert in Halle eine Honorarprofessur zu verschaffen, mißlang 1924, obwohl Vaihinger nicht weniger als zehn Gutachten renommierter Kollegen, darunter Natorp, Litt, Riehl und Adickes, aufbot, um Liebert rechtzeitig zum Kantjubiläum zu ehren. Die erdrückende Fakultätsmehrheit wollte die Psychologie und die Pädagogik gestärkt wissen und sah in Liebert nur einen neben Menzer überflüssigen Kantianer.⁴⁸¹

Mit ähnlichen Widerständen rechnete das Ministerium offenbar auch in Berlin. 1924 hatte die Fakultät dort davon abgeraten, einen ministeriell angeregten Lehrauftrag für Ethik zu verleihen und - wohl in der leisen Hoffnung, Liebert werde diesen beschwerlichen Weg nicht einschlagen - auf die Möglichkeit verwiesen, sich das Recht, an der Berliner Universität zu lehren, in „ordentlicher“ Weise zu erwerben. Als Liebert dann einen entsprechenden Antrag stellte, hatte man sich Unter den Linden der Unterstützung Maiers und Sprangers versichert. Trotzdem fiel auch deren Beurteilung matt aus: Der Bewerber wurde als wenig origineller Popularisator der kantischen Philosophie eingeschätzt, der allzu sehr der Marburger Schule verpflichtet sei. Doch anerkannte Maier ebenso wie Dessoir und Spranger das didaktische Geschick und die volkspädagogischen Verdienste Lieberts. Als Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft habe er immerhin in breiten Kreisen philosophisches Interesse zu wecken gewußt. Aufgrund von zwei Dutzend Veröffentlichungen, die er eingereicht hatte, habilitierte ihn die Fakultät schließlich. 1928 zum nb. ao. Prof. ernannt, gleichzeitig an Universität und Handels-Hochschule lehrend, erreichte Liebert Ende der 20er Jahre den Höhepunkt seiner Wirksamkeit an der Spitze der, wie er mit dem ihm eigenen Sinn für Reklame gern hervorhob, „größten philosophischen Gesellschaft der Welt“. Im Juli 1931 mußte die Handels-Hochschule sogar fürchten ihn zu verlieren, da Grimme Liebert die Nachfolge Heimsoeths in Königsberg anbieten wollte.⁴⁸²

481 GStA, Rep. 76Va, Sek. 8, Tit. IV, Nr. 48, Bd. VI, Bl. 262-272, 367-375; Brw. Vaihinger bzw. Phil. Fak. Halle - PrMWKV 1924/25. Unter den Fürsprechern auch E. R. Jaensch, der den von Cohens Positionen nicht weit entfernten Liebert (vgl. etwa ders. 1920, S. 225-249; andererseits Bezugnahme Lieberts auf Jaensch 1927, S. 59f.) als „Vertreter eines freieren Kantianismus“ würdigte (ebd., Bl. 265), was in Hinblick auf spätere judäophobe Polemiken Jaenschs gegen den Marburger Neukantianismus Beachtung verdient. - Die gescheiterte Hallenser Habilitation ist anhand des Fakultätsprotokolls v. 28. 5. 1914 nachzuweisen, das über die Ablehnungsgründe aber schweigt (UAH, Rep. 21, Nr. 29). Der Kurator teilte dem Ministerium 1924 mit, daß bei der gescheiterten Habil. 1914 Lieberts Judentum eine Rolle gespielt habe, was den Widerstand *nun* neben anderen Bedenken motiviere (UAH, Rep. 6/1369; Kurator an PrMWKV v. 28. 5. 1924). Gemeint war hier nicht die Abstammung, sondern die Religionszugehörigkeit. Daran scheiterte 1915 auch Cassirers Berufung auf ein Hallenser Extraordinariat (UAH, Rep. 6/1370; Phil. Fak. an PrKM v. 30. 7. 1915). Genau betrachtet wurde hier § 4 des Universitätsstatuts streng angewendet, wonach in Halle nur Beamte und Lehrer „evangelischer Confession“ zuzulassen waren.

482 Kurzbiographie nach Lieberts Lebensläufen in: UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 422, Bl. 75-84; Promotionsakte. Ebd., Phil. Fak. Nr. 1241. Habil. Liebert, Januar-Juli 1925. PV.: Die Stellung der Erkenntnistheorie im System der Philosophie, AV. 4. 7. 1925: Der Übergang von der Kritik der reinen Vernunft

Standardthema Lieberts war die „Zerrissenheit“ des modernen Menschen. Um dem „Hexensabbat der Antinomik“ zu entkommen, pries er den „Aufschwung in die Freiheit der Religion“.⁴⁸³ Um aus dem „Strom einer Verrelativierung“ ans feste Ufer zu gelangen, begrüßte er die nach 1918 überall wahrnehmbare „Auferstehung der Metaphysik“ als Antizipation eines neuen „Mythus“, der die „Erlösung zum Absoluten“ endlich leisten werde.⁴⁸⁴ Wie wenig Liebert dabei in politischen Kategorien dachte, verdeutlicht sein Peinlichkeiten nicht scheuender Ruf nach dem „Führer“, in den sein Strindberg-Essay ausklingt: Nicht ein Politiker solle das Verlangen nach einem neuen Menschen stillen, der wieder an das „Absolute“ glauben und sein Leben im Zeichen eines „einheitlichen Gedankensystems“ einrichten könne, sondern ein „religiöse[r] Heros“ oder ein „konstruktive[r] und synthetische[r] Geist“.⁴⁸⁵

Als ein Schützling Sprangers habilitierte sich 1929 der Theologe Friedrich Delekat. Das geschah gegen stärkste Bedenken der Fakultät. Selbst Spranger war nicht überzeugt davon, daß in dem bald auf Tillichs Dresdner Lehrstuhl für Religionswissenschaft Berufenen ein zünftiger Philosoph stecke.

Delekat wurde am 4. April 1892 als Sohn eines Lehrers in Stühren/Kreis Syke geboren. Bis 1911 besuchte er das Alte Gymnasium in Bremen, das er später wegen des guten Unterrichts in philosophischer Propädeutik in bester Erinnerung behielt. Im SS 1911 begann er in Tübingen mit dem Theologiestudium, das er in Berlin und Göttingen fortsetzte. Während der mit Veranstaltungen bei Riehl und Simmel gefüllten Berliner Studienzeit war er erstmals in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost des Pastors Siegmund-Schultze tätig. Kurz vor dem Examen meldete sich Delekat im November 1914 als Kriegsfreiwilliger und nahm in einem Göttinger Regiment an den Kämpfen im Osten und vor Verdun teil, wo er schwer verwundet wurde. Nur noch für den Garnisonsdienst tauglich, setzte er 1917 das Studium fort und bestand in Breslau die erste theologische Prüfung. 1918/19 als Hilfsgeistlicher in Marklissa und Laurahütte angestellt, lernte er dort „die schwierigen Verhältnisse in den deutsch-tschechischen bzw. deutsch-polnischen Grenzgebieten kennen“. Im Juni 1919 bestand er das zweite theologische Examen in Breslau. 1923 promovierte er bei dem von Breslau nach Marburg gewechselten Rudolf Otto mit einer Studie über den französischen Mystiker Pierre Poiret. Von 1920 bis 1923 versah Delekat eine Pfarrerstelle in Priebus, im niederschlesischen Kreis Sagan. Die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung, Landarbeiter einerseits, unter denen „fast unglaubliche soziale und sittliche Verhältnisse“ herrschten, die „sozialistisch streng organisierten Arbeiter“ von Priebus andererseits, denen

zur Kritik der praktischen Vernunft. - Ein Vermerk in den Ministerialakten (s. Anm. 481, Bl. 375; PrMWKV an Phil. Fak. v. 8. 8. 1924) hält fest, daß Maier und Spranger wohl den Wunsch des Ministeriums in der Fakultät vertreten würden, Liebert an der Universität zu etablieren. Vgl. auch UA-HUB, Kur. L 152, PA Liebert; enthaltend Material über sein Wirken an der Handels-Hochschule. GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XIX, Bl. 195-199, 259; Habil. Liebert 1924/25.

483 Liebert 1923a, S. 196.

484 Ders. 1927a, S. 64ff., 79ff. Philosophiehistorisch begriff Liebert seine Gegenwart als „Zeitalter einer entschiedenen Wiedergeburt der Metaphysik“; 1925, S. 461. Mit Peter Wust, dessen Werk *Auferstehung der Metaphysik* (1920) das Schlagwort kreierte, korrespondierte Liebert seit 1912. Vgl. Wust, *Ges. Werke* Bd. X, S. 9.

485 Ders. 1923b, S. 149 ff (154). Diese Monographie ging auf einen Strindberg-Vortrag zurück, den Liebert nach eigenen Angaben im Revolutionsmonat November dann in „einer öffentlichen Vortragsveranstaltung verschiedener Berliner Freimaurerlogen“ gehalten hat, 1919 auch vor freimaurerischen Zirkeln in der Schweiz (Liebert 1923, S. 15).

die Inflation „fast völlige Arbeitslosigkeit“ bescherte, brachte Delekats seelsorgerische Anstrengungen zwischen die politischen Fronten.

Als der Ev. Oberkirchenrat im November 1923 in Berlin das Religionspädagogische Institut gründete, um die Erziehungsarbeit der Kirche auf ein wissenschaftliches Fundament zu stellen, übernahm Delekat dessen Leistung. Nebenher begann er ein pädagogisch-philosophisches Studium, das er bei Spranger im Juli 1925 mit einer Dissertation über Pestalozzi abschloß. Ende 1928 reichte Delekat ein Manuskript ‚Über die historischen und systematischen Grundlagen des Problems der Erziehbarkeit‘ ein, um die *venia* für Philosophie und Pädagogik zu erlangen.⁴⁸⁶

Die ungedruckte Arbeit kontrastierte Aristoteles und Luther als Repräsentanten griechischer und christliche Ethik, offenbar mit der Absicht, den protestantischen Voluntarismus gegen den antiken Intellektualismus auszuspielen. Spranger wies in seinem Votum auf den aktuellen Kontext hin, dem Delekat dabei verpflichtet sei: Die Auseinandersetzung zwischen Humanismus und Christentum, wie sie etwa von Tillich, Heidegger und Grisebach geführt werde. Bereits in seiner theologischen Dissertation hatte Delekat eine Vorliebe für geschichtsphilosophische Weltanschauungstypologie gezeigt und zu erkennen gegeben, daß ihn das seiner Meinung nach von Troeltsch nicht gelöste Problem eines neuen Kulturideals umtrieb. Auf den die Neuzeit prägenden „Zusammenbruch“ der „religiösen Weltanschauungseinheit“ sollte in kritischer Durchleuchtung des seit dem 17. Jahrhundert herrschenden Rationalismus, seiner Defizite und seiner religiösen Ingredienzen geantwortet werden.⁴⁸⁷

Während diese moderne-kritische Problemstellung bei den Gutachtern der Habilitationsschrift Sympathien weckte, erregte ihre Exemplifizierung am Vergleich Aristoteles-Luther genauso wie Delekats Lösungsversuch heftige Kritik. Spranger und der Zweitgutachter Werner Jaeger fanden schon die Typologisierung antiquiert und methodologisch unsauber. Vor allem Delekats Aristoteles-Deutung bot Jaeger viel Angriffsfläche. Für Jaeger war es historisch indiskutabel, den Ethiker Aristoteles zum Stammvater eines rationalistisch-humanistischen, in Anlehnung an Grisebachs ‚Grenzen der Erziehung‘ zu verwerfenden Bildungsideals zu machen. Offenbar war die auf Luther konzentrierte Antwort auf den vermeintlich „hellenistisch-intellektualistischen“, die gesamte moderne Wissenskultur tragenden vorchristlichen Geist so theologisch eingefärbt, daß zu dem Ärger über Delekats schabionisierenden, philologisch bedenklichen Interpretationen auch noch die Gefahr eines Angriffs auf die Autonomie der Wissenschaft beschworen wurde. Jaeger sah den Kandidaten allenthalben „konfessionell und religiös-dogmatisch gebunden“. Stumpf, der eine Zulassung überhaupt ablehnte, nahm „überall hineingetragene theologisch-dogmatische Standpunkte“ wahr. Für Meinecke war die Arbeit nur ein weiterer Beleg für die „Invasion“ der „subjektivistischen wie dogmatisierenden Richtung“ in die Wissenschaft, die große Sorge bereite.

Obwohl es vom fachlichen Standpunkt eigentlich für keinen Gutachter zu rechtfertigen war, Delekat die *venia* zu verleihen, stimmte die Mehrheit am Schluß dafür - unter Hinweis

486 GStA (Anm. 482), Bd. XXI, Bl. 258-265; Habil. Delekat 1929. - UA-HUB, Phil. Fak. Nr 1243, Bl. 446—472; Habil. Delekat. Zitate hier aus Delekats Lebenslauf, der vom nachhaltigen Eindruck der Erfahrung mit den sozialen Realitäten in Schlesien zeugt. - Im folgenden Referate und Zitate aus den Gutachten von Spranger, Jaeger, Maier, Meinecke, Hübner und Stumpf aus dieser Akte.

487 Delekat 1923, S. 261 f., 287f.

auf die „Persönlichkeit“ des Bewerbers und aus Wertschätzung für die inzwischen in zwei Auflagen veröffentlichte Pestalozzi-Arbeit. So hielt Delekat am 29. Juli 1929 seine Probevorlesung über: Max Schelers Kritik an der kantischen Ethik und am 29. Oktober 1929 die Antrittsvorlesung über: Die Bedeutung des Unbewußten für die Erziehung.⁴⁸⁸

Delekats Liberalismus erwies sich Anfang der 30er Jahre - auf dem Weg ins 1936 mit Amtsverlust bezahlte Engagement für die Bekennende Kirche - beispielsweise in einer Kritik an Hans Gerbers politischer Theologie, die wie Brunstäd, Hirsch und Althaus einen völkisch-nationalen Kirchenbegriff entwickelte. Die darin erkennbare Identifizierung von Staat und Kirche ende unaufhaltsam im „Cäsaropapismus“, der das „Recht der Individuen“ staatlichen Machtansprüchen opfere. Von „einigen rechts- und linksradikalen Staatstheoretikern“ werde das offen diskutiert.⁴⁸⁹ Gegen die von einem dieser „Rechtsradikalen“, Carl Schmitt, geforderte „Totalisierung“ des Staates verteidigte Delekat dann Ende 1932 unter Verweis auf den „Gegenmythos“ (Schmitt) des „Leviathan“ die „innere Existenz“, die in den nicht-staatlichen Sphären von Kirche, Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft und Rechtsprechung (= unabhängige Judikative) gelebt werde.⁴⁹⁰

Der am 22. März 1899 im niederschlesischen Lüben als Sohn eines Juristen geborene Helmut Kuhn verließ im September 1914 das Realgymnasium Lüben, um als einer der jüngsten Kriegsfreiwilligen Deutschlands ins Heer aufgenommen zu werden. Nach vier Jahren an der Westfront, ausgezeichnet mit dem EK I und aufgestiegen zum Offizier, trat er 1919 in das Freikorps Yorck ein, um im schlesischen Selbstschutz gegen polnische Insurgenten zu kämpfen. Im Oktober 1919 holte er das Abitur nach und begann in Breslau mit einem philosophischen und literaturwissenschaftlichen Studium, das er 1923 bei Kühnemann mit einer Dissertation über den ‚Symbolbegriff in der klassischen deutschen Ästhetik‘ und dem Staatsexamen abschloß. Zum Studium der Klassischen Philologie ging er dann zu Werner Jaeger nach Berlin, wo er auch in den Bannkreis des „Dritten Humanismus“ geriet. Das sei, so Kuhn rückblickend, im Vergleich zu seiner Breslauer Zeit eine Akzentverschiebung von der Paideia zur Polis, von der ästhetischen zur politischen Bildung gewesen. Freundschaftlich verbunden mit den Jaeger-Schülern Härder, Schadewaldt, Kristeller, Walzer und Solmsen, siedelte er sich nach eigener Einschätzung an im wiedererstandenen Idealismus der Zwischenkriegszeit und seiner praktischen Philosophie, „beseelt vom humanistischen Ethos“. In der Berliner Universität sei noch die „idealistisch-humanistische Aura der Dilthey-Ära“ zu spüren gewesen, eine liberale und platonisierende Christlichkeit habe das Klima der gebildeten Kreise in der Reichshauptstadt bestimmt, was einem Fortleben der anti-westlichen Affekte - „in sublimer Gestalt“ - aber nicht abträglich gewesen sei. Ein persönliches Gegengewicht dazu bildete für Kuhn die Beschäftigung mit den Theoretikern des „post-Bellum-Marxismus“ (Korsch und Lukács), bevor er sich 1932, nach Erscheinen der ‚Frühschriften‘, ins Marx-Studium vertiefte.

488 Die sechs Vorschläge Delekats für PV. und AV. berücksichtigten ausgesprochen aktuelle Thematiken, u. a.: Das weltanschauliche Moment in der Philosophie Heideggers und : Das Problem der Willensfreiheit bei Nicolai Hartmann. UA-HUB, Phil. Fak. 1243, Bl. 469.

489 Delekat 1932.

490 Ders. 1933, S. 169-185, 190, 198ff. (Kritik der protestantischen Tradition der Staatsgläubigkeit), S. 205ff, 227.

1930 reichte er eine Arbeit über ‚Die Kulturfunktion der Kunst‘ als Habilitationsleistung ein. Die Beurteilungen dazu fielen sehr verhalten aus. Nicht nur bei Maier, der „unbefriedigende Ergebnisse“ tadelte und die einseitig phänomenologische Einstellung des Verfassers ablehnte. Auch Dessoir, dem Kuhn näher stand, hob vor allem hervor, daß man eine Lehrkraft für die Geschichte der Ästhetik benötige - und dafür reiche es bei Kuhn, dem keine „Ursprünglichkeit des Denkens“ eigne, nicht. Immerhin verfüge er aber über eine „sauber arbeitende wissenschaftliche Intelligenz“. Spranger meinte, der Verfasser berühre den religiösen Untergrund der Kunst nur flüchtig, so daß die Untersuchung insgesamt ohne greifbare Resultate ausfalle. Nur methodisch sei die Arbeit ausgezeichnet „durchgeführt“. Trotz dieser Bedenken ließ man Kuhn zu Colloquium und Probevorlesung (Das Problem des Standpunkts und die geschichtliche Erkenntnis) zu. Die Antrittsvorlesung hielt er zum Thema: Die Geschichtlichkeit der Kunst.⁴⁹¹

In Jaegers „Antike“ publizierte Kuhn 1926 einen Aufsatz über ‚Das Altertum und die moderne Geschichtsphilosophie‘. Darin versammelt er bereits alle weltanschaulichen Elemente, die für seine weitere Produktion bis zur Emigration (1936) bestimmend blieben. Im Zentrum steht das Ethos der humanistischen Menschenbildes mit seiner „rein irdisch gedachten Entfaltung aller menschlichen Werte in der Gemeinschaft“, das den „gebildeten Menschen“ als „letzten Sinn und Maßstab der Kultur“ fordere. Die politische Gemeinschaft kann daher nur Zwischenstation auf dem Weg zur „Kulturgemeinschaft“ sein. Im Widerspruch zum romantischen Volksgeist, zu Ideen, Organismus-Analogien, „naturalistisch-ästhetischen“ Entwürfen der modernen „Kulturbiologie“ und zu „quietistisch-konservativen Wachstumsbegriffen“, macht Kuhn den Bestand einer lebendigen Gemeinschaft allein davon abhängig, daß der einzelne dem Ganzen zustimme.⁴⁹²

Als Ästhetiker registrierte Kuhn zwar, daß das „ökonomische Individual-Interesse“ jeden Versuch, ein „umfassendes Ordnungsganzes“ zu bewahren, negiere, das „Leben“ verarme, den „künstlerischen Geist“ ersticke, durch das „Übergewicht der ökonomischen Apparate“ die „teilhaften Bestrebungen“ begünstige und Kultur in Zivilisation auflöse.⁴⁹³ Doch Carl Schmitts Liberalismus-Kritik wies er so scharf zurück, wie er 1934 fast ungebrochen Jaegers ‚Paideia‘ begrüßte und wie er Sokrates zum „letzten Bürger“ stilisierte, der das „Schicksal des geistigen Menschen in der Geschichte Europas“ verkörpere, weil es ihm gelungen sei, seine „Innerlichkeit“ gegen eine ungerechte Staatsordnung zu behaupten.⁴⁹⁴

Der von Kuhn beschriebenen Berliner Atmosphäre des Bildungsliberalismus entstammte auch der Spranger-Schüler Hans R. G. Günther. Aus baptistischem Elternhaus, als Sohn eines früh verstorbenen Vaters, eines Kaufmanns und Fabrikbesitzers, am 20. Juli 1898 in Berlin geboren, sollte er durch den Besuch eines Realgymnasiums auf einen praktischen Berufsvorbereitung werden. Doch nach knapp zwei Jahren Kriegsteilnahme (1916/18) entschloß er sich 1919 zu einem Philosophiestudium, das er bei Spranger und Dessoir 1925 mit einer Promotion über ‚Die Psychologie der Religiosität Jung-Stillings‘ abschloß. Bis 1931 förder-

491 Kuhn 1977, S. 238-248. - UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1244, Bl. 168-183; Habil. Kuhn 1929/30; Voten von Dessoir, Spranger, Maier.

492 Kuhn 1926, S. 200.

493 Ders. 1931, Bd. 1, S. 208ff.

494 Ders. 1933; ders. 1934a (auf S. 338 allerdings eine leichte Distanzierung, weil die „Existenzfrage“ vom „noch so groß geschauten Griechenbild“ her nicht zu lösen sei); ders. 1934b, S. 117-120, 128.

te die Notgemeinschaft dann seine Studien zur Psychologie des deutschen Pietismus und zur Theorie des Verstehens, insbesondere zum ‚Problem des Sichselbstverstehens‘, wie der Titel der 1931 eingereichten Habilitationsschrift lautete, die aus diesen Studien entstanden war. Günthers Mentor Spranger fiel es schwer, dem 400 Seiten-Manuskript greifbare Resultate zu entnehmen. Ein „gewisser Ekklektizismus“ sei nicht zu leugnen, und das eigentliche Ziel des Sichselbstverstehens habe Günther gar nicht bestimmt. Das Werk behandle die Suche nach dem eigenen Wesenskern, das Verstehen des eigenen Seins und das historische Verstehen. Auf allen Feldern orientiere sich der Verfasser am Ideal der Objektivität des Verstehens, um schließlich festzustellen, daß nur eine relative Objektivität erreichbar sei. Aber als Erstuntersuchung zum Thema und aufgrund des gezeigten Problembewußtseins müsse das Opus trotz seiner Mängel als vollwertige Habilitationsleistung anerkannt werden.

Gegenteiliger Ansicht war Dessoir, der von einer Zulassung mit bemerkenswerten, später von nationalsozialistischer Seite gegen das Gesamtwerk Günthers ähnlich formulierten Argumenten abriet. Stieß er sich doch am überzeitlichen Wahrheitsideal der „Objektivität“ und rügte, daß die Interpretation autobiographischer Texte mit dem lebendigen Selbst- und Fremdverstehen vermengt werde, so daß nirgends eine „wirkliche Analyse der inneren Vorgänge“ erfolge und das Problem der soziologischen Bedingtheit der Selbsterkenntnis nicht bewältigt werde, die der „historische Materialismus“ zur Diskussion gestellt habe. Damit begebe er sich der Chance, einseitig marxistische Interpretationen zu widerlegen. Dessoir führte diese Mängel auf die „intellektualistisch[e]“ Einstellung Günthers zurück und sprach ihm ab, einen „Blick für Wesenstiefen“ zu haben. Er glaubte, „ein für einen jungen Menschen erschreckend unlebendiges, saftloses Denken“ zu erkennen. Ähnlich äußerte sich Liebert, der Günther nicht für eine „tiefdringende“ Persönlichkeit hielt, während ihm Köhler attestierte, das Thema „allzusehr vom Schreibtisch und von der Bücheratmosphäre her“ angefaßt zu haben. Da sich Liebert und Köhler aber für die Zulassung aussprachen und Maier, schon aus grundsätzlicher Opposition zu Dessoir, die Annahme der Arbeit empfahl, konnte Günther seine Probevorlesung über: Die Frage nach dem Wertmaßstab zur Beurteilung historischer Phänomene, im besondern in Hinblick auf Troeltschs Lösungsversuch, und die Antrittsvorlesung über: Max Schelers Auffassung des menschlichen Gewissens halten, die das Habilitationsverfahren im Mai 1932 beendete.⁴⁹⁵

Das Interesse am Pietismus im engeren, an der Geschichte der Geisteswissenschaften im weiteren Sinn korrespondiert natürlich auch bei Günther mit akuten weltanschaulichen Nöten.⁴⁹⁶ Insoweit verdeutlicht eine Klages-Kritik von 1933 nur, was sich seit 1925 in vielen Rezensionen und kleineren Aufsätzen Günthers zum Problem des Verstehens in gelegentlichen Unmutsäußerungen findet: Mit Klages teile er die „tiefe Sehnsucht nach der Erlösung und Befreiung von der unheilvollen Epoche der Intellektualisierung und Mechanisierung des menschlichen Lebens, die weitgehende Vergewaltigung des ganzen naturhaften Daseins“,

495 UA-HUB, Kur. G 247, PA Günther. - Ebd., Phil. Fak. 1245, Bl. 425-445; Habil. Günther.

496 Günther 1928, S. 11-14, betont die Aktualität seiner Jung-Stilling-Forschung sehr stark, wenn er schreibt, daß die Religionskrise des 18. Jhs. eine Vorstufe zu der des 20. Jhs. sei. Und wie um 1750 so antworte man seit 1900 mit einem „Wiederverständnis des Irrationalen [...]“, des Religiösen und Metaphysischen“, mit dem „Verlangen nach gesteigerter Ursprünglichkeit“, was schon in der aufkommenden „Entatomisierung“ zu ersten positiven Resultaten geführt habe.

aber auch den „Glauben an die Überwindung des Zeitalters der Technik“.⁴⁹⁷ Doch im Gegensatz zu Klages traute Günther dem Geist die Kraft zu neuer „Verinnerlichung und Verpersönlichung“ zu. Insofern könne eine hermeneutisch orientierte Philosophie das „geistige Lebensband“ wiederfinden, das einst, vor dem Zerfall des metaphysischen Wissens, „Erkenntnis und Lebensgestaltung“ zu einem „Ganzen verwoben“ habe.⁴⁹⁸ Sie werde dem Einzelmenschen auch wieder die Sinn Ganzheit der Kultur vermitteln.⁴⁹⁹

3.3.2. Heidelberger Habilitanden

In Heidelberg habilitierten sich bis 1932 noch vier Philosophen, von denen einer, der 1933 emigrierte, jüdische Hoffmann-Schüler Raymond Klibansky, politisch nicht hervortrat, wenn auch seine gegen Alfred Rosenbergs Vereinnahmungsversuche gerichtete Kommentierung der lateinischen Schriften Meister Eckharts sowie apokryphe Bekenntnisse zur „Kontinuität der Entwicklung des europäischen Geistes“, die sich in seinen philosophiehistorischen Arbeiten zur mittelalterlichen Philosophie finden, eine Zuordnung unter die „Liberalen“ nicht als ganz abwegig erscheinen lassen.⁵⁰⁰

Politisch ambivalenter entwickelten sich zwei Rickert-Schüler, die zu Beginn ihrer Laufbahn noch stark von Ernst Hoffmanns Bildungsliberalismus beeinflusst waren: August Faust und Franz J. Böhm.

Faust, Sohn eines Rechnungsrates im Reichsmarineamt, wurde am 28. Juli 1895 in Wilhelmshaven geboren, bestand Ostern 1914 an einem Berliner Gymnasium sein Abitur und begann im SS 1914 in Kiel damit, Philosophie und Germanistik zu studieren. Zum Kriegsausbruch meldete er sich freiwillig, fand aber zunächst nur als Krankenpfleger in Berliner Lazaretten Verwendung und konnte sogar 1915/16 das Studium wieder aufnehmen, bevor er 1916 eingezogen und als Infanterist an die Westfront geschickt wurde. Nach einem Genickdurchschuß, der ihn im November 1916 während der Sommeschlacht lebensgefährlich verletzte, war Faust bis Kriegsende nur noch garnisonsverwendungsfähig. Im SS 1919 setzte er sein Studium bei Rickert in Heidelberg fort. Als Folge von Kriegserlebnis und Revolutionserfahrung entwickelte sich nach eigener Darstellung ein starkes Interesse für Kultur- und Geschichtsphilosophie sowie für sozialetische und pädagogische Fragen. Ab SS 1920 hörte Faust bei Husserl und Cohn in Freiburg. Husserl vermochte seine kulturphilosophischen Interessen nicht zu befriedigen, und was dessen Schüler Heidegger unter „Phänomenologie“ vortrug, schien Faust noch in den Anfängen zu stecken. Unter dem Einfluß der Vorlesungen Kroners gewann er schließlich Klarheit darüber, „wie sehr sowohl die Husserlsche wie die Heideggersche Phänomenologie der großen Tradition des deutschen Idealismus entfremdet“ sei. Kroners Hegelianismus schätzte er aber als nicht weniger problematisch ein, so daß er fortan auf sich selbst gestellt eingehend Kant studiert und sich in Fichtes Wis-

497 Günther 1933 (nach eigener Angabe 1931 geschrieben), 1947 (unverändert), S. 82f.

498 Ders. 1926b, S. 270; vgl. a. ders. 1929a+b.

499 Ders. 1926a, S. 317; mit Andeutungen der „völkerverständigenden“ Effekte solcher Vermittlung.

500 Aus datenschutzrechtlichen Gründen war eine Einsichtnahme in die Habil.-Akte Klibanskys nicht möglich. - Klibansky, geb. 1905 in Paris, 1914 nach Deutschland, Besuch der Odenwald-Schule, Studium in Heidelberg, dort 1929 promoviert („Ein Proklos-Fund und seine Bedeutung“), seit 1929 NG-Stipendium für Mitarbeit an der Cusanus-Ausgabe der Heidelberger Akademie und der Meister Eckhart-Ausgabe. - UAHd, H-IV-329/226; darin nur das Datum der Habil.: 9. 7. 1932. - Klibansky 1929, S. 24. - Vgl. Flasch Würdigung zum 90. Geburtstag, 1995.

senschaftslehre versenkt habe. Sie bot ihm die Grundlage für eine philosophische Pädagogik und regte ihn an, „die logisch-erkenntnistheoretischen Grundlagen der Fichteschen Sozialphilosophie und Erziehungslehre“ genauer zu untersuchen. Wieder in Heidelberg entschloß sich Faust unter Hoffmanns Anleitung zum Studium des „vorkantischen Denkens“, ohne seinen sozialphilosophischen Intentionen untreu zu werden. Um seinen philosophischen Arbeiten einen „gleichsam universalgeschichtlichen Horizont“ zu geben, hörte Faust bei Gerhard Ritter und bei Hermann Oncken „politische Historie der neueren Zeit“.

Durch die Inflation in wirtschaftliche Not geraten, lebte Faust vom Deutschunterricht für ausländische Studenten. Ende 1923 promovierte ihn Rickert mit: ‚Descartes und Augustin. Zur Unterscheidung von theoretischer und religiöser Gewißheit‘. Die sozialphilosophischen Studien waren indessen unter dem Titel ‚Gegenstandsbewußtsein und Gemeinschaftsbewußtsein‘ zusammengefaßt worden, Fausts unveröffentlichter Habilitationsschrift (Heidelberg 1927). Sie sollten aber vor ihrem Erscheinen mit Hilfe einer philosophiegeschichtlichen Methodik (‚Versuch über die Geschichte und die systematischen Grundlagen der Philosophiegeschichtsschreibung‘) und weiteren Untersuchungen zur Transzendentalphilosophie abgestützt werden. Daraus erwuchsen dann Fausts dickleibige ‚Beiträge zur Geschichte des Möglichkeitsproblems‘, wovon Teile ebenfalls als Grundlage zur Habilitation gedient hatten. Der Schwerpunkt der unveröffentlichten Arbeit lag im Nachweis, daß allein Fichtes Wissenschaftslehre als „konsequente Weiterbildung der kantischen Systematik“ zu verstehen sei, während die systembildenden Überzeugungen von Schelling und Hegel in ganz anderen Quellen gesucht werden müßten. Die abgeschlossene Arbeit sollte die „seit dem Kriege [...] erstrebte Synthese der Philosophie mit der Geschichte und der Pädagogik“ liefern.

Als Privatdozent blieb Faust bis 1933 weiter Assistent am Philosophischen Seminar und versah daneben einen Lehrauftrag für Erziehungsphilosophie an der Lehrerbildungsanstalt Heidelberg. Im Juni 1933 zum nb. ao. Prof. ernannt, habilitierte er sich 1935 nach Tübingen um, 1937 wurde er nach Breslau berufen.⁵⁰¹

Wie Rickert selbst, blieb sein Schüler Faust, der nach 1933 als dezidiert nationalsozialistischer Philosoph auf den Plan trat, während der Weimarer Zeit in seinen politischen Aussagen recht blaß. Rickert mit seinen zwischen DVP und DDP pendelnden Sympathien⁵⁰² und der bildungspolitisch mit dem Liberalen Hoffmann offenkundig harmonisierende Faust⁵⁰³ - sie waren jedenfalls keine Gegner der Republik. Konturenreicher fielen nur ihre Stellungnahmen zu sozial- und bildungspolitischen Problemen aus. Rickert behandelte 1922 die philosophischen Grundlagen von Fichtes Sozialismus, zu einer Zeit, als Faust unter dem nachwirkenden Kriegserlebnis sich sozialphilosophischen und pädagogischen Fragen zuwandte.⁵⁰⁴ Rickerts Fichte-Studie deutet den Staatssozialismus des geschlossenen Handelsstaates als Sozialismus mit menschlichem Antlitz - gleich weit entfernt vom Wirtschaftsliberalis-

501 UAT, aus 126/148, PA Faust; Lebenslauf v. 24. I. 1927 und Personalfragebogen der Univ. Tübingen, ausgefüllt von Faust am 5. 2. 1936.

502 So Jansen 1992, S. 287, leider ohne weiteren Beleg, offenbar dem Rickert-Nachlaß entnommen.

503 Faust widmete sein Hauptwerk, die zweibändigen „systemgeschichtlichen Untersuchungen“ über den Möglichkeitsgedanken seinen Lehrern Rickert und Hoffmann, und in dieser Dedikation darf man laut Vorwort sehr viel mehr als eine akademische Konvention sehen (Faust 1931, S. XI f.)

504 Rickert 1922; Faust 1931, S. VII.

mus, der den wirtschaftenden Subjekten nur die Freiheit lasse, sich gegenseitig zugrunde zu richten, und vom Kommunismus, der das Individuum mit seinen höheren Bedürfnissen zum Verschwinden bringe. Von diesem, an die verschiedenen Varianten des „deutschen Sozialismus“ angelehnten Idealstaat, der die materielle Güterwelt ordnet, um jedem Individuum die Subsistenzmittel für die optimale Ausbildung seiner zur vernünftigen Selbstbestimmung befähigenden Kräfte zuzuteilen, wichen Rickerts Schüler dann nicht mehr ab. Fausts Haupteinwand gegen den marxistischen Sozialismus war, daß sein Materialismus die Handlungspotentiale des einzelnen lähme und den Gedanken an „durchgreifende soziale Reformen“ vor dem ohnehin unabwendbaren Ende des Kapitalismus als unvernünftiges Gefasel vom Seinsollenden denunziere.⁵⁰⁵ Bereits in seiner Dissertation über Augustin und Descartes hatte Faust den neuzeitlichen Rationalismus als Destruktion der in der gemeinschaftsbildenden Kraft des Religiösen wurzelnden christlichen Sozialethik interpretiert.⁵⁰⁶ Von Descartes/Spinoza über Hegel/Marx bis zu Cohen schien für ihn und Rickert ein sozialphilosophischer Irrweg zu führen, da die Vergemeinschaftung auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner, der Ratio, bewerkstelligt und um dieser Gewaltsamkeit willen die „irrationalen Gehalte des Lebens“ geopfert werden sollen.⁵⁰⁷ Der latent totalitäre Egalitarismus rationalistischer Sozialtheorien bedrohe die „Selbstbildung“ der „autonomen Persönlichkeit“ in ähnlicher Weise wie „Züchtigungs“-Pläne den „Selbstwert des zu Erziehenden“ herabsetzten.⁵⁰⁸ Gesellschaftliche Reform durch Erziehung der Individuen zu sozial verantwortlichen, auf gemeinsame, abendländisch-christliche Werte verpflichtete Persönlichkeiten: hierin stimmte auch der vom Kriegserlebnis nicht berührte Katholik Böhm mit dem Protestanten Faust überein.

Franz Josef Böhm wurde am 16. März 1903 in München als Sohn eines Stabsarztes geboren und wuchs in Nürnberg auf, wo er 1923 das Reifezeugnis am Humanistischen Melanchton-Gymnasium erhielt. Nach zwei Semestern in Würzburg wechselte er 1924 nach Heidelberg, wo er neben Philosophie, Kunstgeschichte und Allgemeine Staatslehre studierte. Bei Rickert promovierte er 1928 mit einer Arbeit („Die Logik der Ästhetik“), die wie seine ebenfalls von Rickert vor der Fakultät vertretene, im Sommer 1932 eingereichte Habilitationsschrift „Ontologie der Geschichte“ geradezu sklavisch dem südwestdeutschen Neukantianismus verschrieben war.⁵⁰⁹

Ähnlich wie für Faust war auch für Böhm Ernst Hoffmann zu einem vielleicht unfreiwilligen Mittler geworden, der den ab 1934 erfolgten Übergang zu Krieck erleichterte. Als Philosophiehistoriker erschloß Hoffmann beiden Rickert-Schülern Spätantike, Mittelalter und

505 Faust 1927a, S. 19f.

506 Ders. 1924.

507 Ders. 1927a, S. 5ff., auch gegen den Cassirer der ‚symbolischen Formen‘, der Sprache und Mythos immer noch als „geistige Ausdrucksformen“ begreife, die für das Ausgedrückte nicht konstitutiv seien. Nochmals gegen Cohen richtet sich Fausts AV. über den Begriff des Nächsten, 1927b, S. 308f. (nicht von Logstrup im HWP berücksichtigt!): Um die Möglichkeit von Aus- und Abgrenzungen mit ihren unvermeidlichen Gewaltsamkeiten auszuschließen, löse Cohen die zwischen Nahen, Nächsten und Fremden differenzierende Nächstenliebe in Menschenliebe auf, in ein „Fixiertes und Fertiges“, was Fausts Vorstellung von sozial interaktiven, freien Individuen widersprach.

508 Ders. 1929, S. 189ff.

509 UAHd, H-IV-757/24; Promotion Böhm. Näheres zum Habil.-Verfahren Böhm weder im UAHd. noch im GLA. - H. Kuhn urteilt über Böhms Diss. (1930c): Als Theorie des Atheoretischen sei sie mißlungen, habe sie weder dem Künstler noch dem Liebhaber der Kunst etwas zu sagen (Kuhn 1932).

frühe Neuzeit, die Philosophie zwischen Augustin und Descartes, die bei Rickert wenig Beachtung fand. Als Pädagoge förderte er Fausts sozialpädagogische Neigungen, und Böhm öffnete er die Spalten der „Badischen Lehrerzeitung“, wo er lange vor seiner Habilitation Texte veröffentlichte, die viel weniger hermetisch wirkten als die Dissertation oder die von der Kritik als sterile Begriffsspielerei abgelehnte ‚Ontologie der Geschichte‘.⁵¹⁰

So expliziert Böhms Aufsatz ‚Das Kulturproblem‘ zwar vordergründig Rickerts ideale Kulturwerte, gestattet sich aber einige Aktualisierungen, die, wenn schon nicht originell, so doch aber zumindest als kulturpolitische Positionsmeldungen eines scheinbar apolitischen Kopfes⁵¹¹ interessant sind. So war der Katholik Böhm, der für die „Badische Lehrerzeitung“ zur 1500-Jahr-Feier des Kirchenlehrers eine Artikelfolge über Augustin beisteuerte⁵¹², nicht unempfindlich für den Reiz „mittelalterlicher Kulturtotalität“ resp. „Kultureinheit“. Wenigstens die Universalität des Geistigen betrachtete er als fortwirkende Verpflichtung, da moderne Träger dieser Totalität - Rasse, Volk, Nation oder was der „Kultus empirischer Gegebenheiten“ sonst an Anbetungswürdigem offeriere - nicht verabsolutiert werden dürften. Die Nation wie die Systeme des „Wirtschaftsabsolutismus“, „Kapitalismus und Marxismus“, hätten der „idealen Kultur“ zu dienen bzw. wieder zu dienen. Daß diese Kultur trotz aller wünschenswerten Einheitlichkeit die neuzeitliche Individualität zu respektieren hätte, zeigte Böhms Abneigung gegen romantische Regressionen ebenso wie seine Abhängigkeit von der letztlich im Nationalliberalismus wurzelnden Kulturphilosophie Rickerts.⁵¹³ Die Kultur begriff Böhm dabei zugleich als ideales Medium der Klassenversöhnung: Überlasse man sich der immanenten Gesetzmäßigkeit des ökonomisch-technischen Prozesses, werde Kultur immer stärker zur „Angelegenheit weniger Einzelner“, entfremde sich also von den Massen mit der gleichen Rasanzenz wie die Klassentrennung im alles beherrschenden Verteilungskampf vertieft werde. Gelingen es aber, den gesamten Prozeß „kulturell zu beherrschen“ und das Reich der Mittel in eine „Unterordnung [unter die Kultur, CT.] zurückzuzwingen“, dann werde Kultur wieder zur Angelegenheit des Volkes und „einer durch sie verbundenen Gemeinschaft“.⁵¹⁴ Da „Volk“ nicht ethnisch fixiert ist, konnte Böhm empfehlen, sich dem „Geist der Toleranz“ im Sinne von Lessings Nathan zu verpflichten, damit sich Menschen trotz aller gegensätzlichen Bedingtheit durch Anlage und Umwelt „auf der gemeinsamen Ebene menschlichen Verstehens“ treffen können.⁵¹⁵ Da dieser Kulturidealismus - wenn auch in recht vermittelter Form - das Geschichtsverhältnis von Böhms Habilitationsschrift prägte, durfte man im Hause Rosenberg 1938 nicht von ungefähr daran erinnern, daß sich

510 Vgl. nur Marcuse 1934b, S. 264: „die spezifische Dimension des geschichtlichen Seins wird nirgends erreicht“. Ebenso in den „Kant-Studien“ Hermann Zeltner 1934b, S. 360: Vf. ergreife die Eigentümlichkeit der Geschichte nicht; dieser Typ der Rickertschen Kulturphilosophie wisse nichts von der biologischen Bestimmtheit geschichtlicher Potenzen oder vom Gegeneinander der vitalen Interessen der Völker.

511 So noch für die Zeit nach 1933: Hailer 1995, S. 331, der Böhms Weimarer Zeit unbeachtet läßt.

512 Böhm 1930a, S. 552: „1500 Jahre haben ihn uns nicht zu entfernen und zu entfremden vermocht.“ Vgl. a. Böhm 1930b, wo er in der liberalen „Vossischen Zeitung“ die aktuelle Bedeutung Augustins darin sehen will, denn über jeden Kultursinn erheben transzendenten, religiösen Sinn der Geschichte behauptet zu haben.

513 Böhm 1929a, S. 379, 394f, 410, 443, zu Rickert vgl. ders. 1931b.

514 Ders., 1929a, S. 427.

515 Ders. 1931a, S. 100; vgl. a. 1929b.

die ‚Ontologie der Geschichte‘ mit den zwischen 1918 und 1933 herrschenden politisch-ideologischen „Tendenzen“ recht gut vertragen habe.⁵¹⁶

Etwa gleichzeitig mit Böhm, im Sommer 1932, habilitierte Jaspers den katholischen Lehrersohn Franz Josef Brecht mit einer Untersuchung: ‚Bewußtsein und Existenz. Wesen und Weg der Phänomenologie‘ (PV. Am 28. 5. 1932: Kierkegaards philosophiegeschichtliche Stellung; AV. am 16. 7. 1932: Die Mensch und die Philosophie).⁵¹⁷ Brecht, geboren am 16. März 1899 im badischen Uehlingen, kam 1917 nach dem Kriegsnotabitur in Freiburg zum Militär, fand aber nur in der Etappe und in der Heimat als Postzensor Verwendung. Nach einem Studium in München und Freiburg 1922 mit einer altphilologischen Arbeit promoviert, trat Brecht 1923 in den badischen Schuldienst ein. Von 1930 bis Dezember 1932 war er Mitglied in der Zentrumspartei.⁵¹⁸

Der anfangs von seinem Lehrer Husserl⁵¹⁹, seit Mitte der 20er Jahre vom George-Kreis⁵²⁰ und Jaegers „Dritten Humanismus“, schließlich trotz einiger Vorbehalte von Jaspers Existenzphilosophie beeindruckte Brecht war ungeachtet der Parteizugehörigkeit kein Anhänger des politischen Katholizismus. Ihm ging es in erster Linie um die „philosophische Begründung der humanistischen Bewegung“, jenseits der „trüben Ideologien“ der „völkischen und kommunistischen Propheten“. ⁵²¹ Im „Dunstkreis der sogenannten Gemeinschaft“ sei jedenfalls die „Vereigentlichung des Einzel Lebens“ nicht zu gewinnen.⁵²² Und doch teilte Brecht mit den „Propheten rechts und Propheten links“ die totalitäre Sehnsucht, das moderne „Wirrwarr von Werten und Worten“ möge ein Ende finden: Es sei der Sinn des Humanismus, aus dem „Chaos der widerstreitenden Interessen der Menschen und Gruppen die Gestalt des Menschen rein herauszuheben, ihrer geistigen Würde und natürlichen Kraft ansichtig zu werden“. Der Mensch „rein als Mensch“ müsse aus der wirtschaftlichen und beruflichen „Zweckdressur“ der „Amerikanisierung des Daseins“, dem „entmenschenden Betrieb des Zivilisationsmechanismus unserer Zeit“ erlöst werden, um zur - freilich der Masse nicht erreichbaren, darum „aristokratischen“ - „wahren Personbildung“ zurückzufinden.⁵²³ Politisch waren Brechts wortreiche Beschwörungen gegen die „ehrfurchtlose Zudringlichkeit der Entzauberung der Welt“ ⁵²⁴ ohne Perspektive. Noch mitten in der eskalierenden innenpolitischen Krise Weimars und am Vorabend von Hitlers Kanzlerschaft hoffte er auf die Wirksamkeit einer „geistigen Auslese und Führerschicht“, die durch humanistische Erziehung wirken werde und an deren Geschichtsmächtigkeit nicht zu zweifeln sei: Überall in Europa gewinne die „humanistische Bewegung“ an Boden und werde zu einer „politisch-

516 G. Günther 1938.

517 Auch über dieses Verfahren im UAHd. keine Unterlagen. Brechts Habil.-Schrift erschien erst 1948, nach der Vorbemerkung des Autors jedoch in ihrer ursprünglichen Fassung (1948a). Die AV. kam separat bei Niemeyer heraus (Brecht 1932); die PV. In: Brecht 1948b, S. 248-263 (zuerst 1934).

518 BAK, R 21/10002, Bl. 984; danach tat Brecht Anfang 1918 einige Wochen Dienst im Gr. Hauptquartier und in der Zensurstelle Konstanz.

519 Vgl. den Geburtsstagsartikel: Brecht 1929d.

520 So im Überblick ‚Platon und der George-Kreis‘, Brecht 1929a.

521 Ders. 1929b, S. 164.

522 Ders. 1932, S. 20, 24.

523 Ders. 1929b, S. 164, und ders. 1928, Sp. 3f; der Aufsatz erschien im katholischen „Literarischen Handweiser“, wo Brecht 1929c im März 1929 auch begeistert über den ‚Platonismus der Gegenwart‘ referierte.

524 Ders. 1929b, S. 165.

nationalen Angelegenheit", sogar das „fascistische Kulturprogramm" verspreche die Förderung des Humanismus.⁵²⁵ Dieses Selbstverständnis, Politik als Erziehungsproblem zu betrachten, bestimmte auch Brechts Arbeit in den „humanistischen Bewegung" Badens: Als er zusammen mit Hoffmann und anderen Teilnehmern eines altsprachlichen Fortbildungskurses im August 1930 mit „besonderer Weihe und Würde" den Verfassungstag feierte, da hatte Hoffmann zuvor in einem Platon-Referat die Prioritäten festgelegt: „Das Erziehungsproblem hat nach Platon den Vorrang vor dem Staatsproblem", daher solle der Staat aus der Erziehung hervorgehen, „nicht umgekehrt".⁵²⁶

3.3.3. Hamburger Habilitanden

Zwischen 1926 und 1932 vertrat Ernst Cassirer sechs Habilitationen vor der Philosophischen Fakultät in Hamburg. Schüler im engeren Sinne waren darunter nur Hermann Noack (s. u. B I. und Joachim Ritter (s. u. B II.), während Edgar Wind⁵²⁷ stärker von Erwin Panofsky, Hans Liebeschütz, der von seinem Lehrauftrag (Mittelaltersphilologie) her nicht zum Philosophischen Seminar zählte, von Aby Warburgs Forschungen beeinflusst worden war⁵²⁸. Der Theologe Kurt Leese kam vom liberalen Protestantismus her, Heinrich Sauer schließlich wechselte als Schüler von Heinrich Scholz zu Cassirer. Gemeinsam war ihnen, daß sie politisch mit Cassirers DDP-Liberalismus übereinstimmten. Bei dem in keiner Weise engagierten Sauer muß dies freilich unterstellt werden, während man bei Ritter Sympathien vermutete, die eher der extremen Linken gegolten haben sollen.⁵²⁹

Ob der Hamburger Religionsphilosoph Kurt Leese politisch ein Liberaler war, ist schwerer zu beantworten als die Frage nach seiner theologisch-kirchenpolitischen Position, die zweifellos liberal im Sinne einer entschiedenen Ablehnung der orthodox-lutherischen Amtskirche war. Leese, am 6. Juli 1887 als Sohn eines Juristen im hinterpommerschen Gollnow geboren, besuchte nach dem Abitur am Humanistischen Gymnasium in Straßburg die Universitäten in Rostock und Berlin, wo er Theologie und Philosophie studierte. In Kiel, wo er

525 Ebd., S. 177; der Gymnasiallehrer und eifrige Mitarbeiter am Altphilologen-Organ „Das Humanistische Gymnasium" schöpft hier sogar politische Hoffnung aus der Tatsache, daß „doppelsprachige Ausgaben antiker Autoren" auch in Deutschland „langsam" gebräuchlich würden.

526 Ders. 1930a, S. 338.

527 Wind, geb. 1905 Berlin - gest. 1971 Oxford, Promotion 1922 bei Panofsky und Cassirer („Ästhetischer und kunstwissenschaftlicher Gegenstand. Ein Beitrag zur Methodologie der Kunstgeschichte"), Habil. 1930 („Das Experiment und die Metaphysik. Zur Auflösung der kosmologischen Antinomien"), Assistent an der Bibliothek Warburg 1927-1933. Vgl. Lloyd-Jones 1983. - Meran 1991, S. 462f. - Winds Liberalismus bekundet sich nur in sporadischen, in seine wissenschaftlichen Texte eingestreuten Bemerkungen, so etwa in der 1934 gedruckten Habil.-Schrift, die gegen die den „Geist der Stunde" bestimmende „grüblerische Deklamation" an kritischer Rationalität, wissenschaftlicher Kompetenz und einem experimentellen Wahrheitsbegriff festhält (Wind 1934, S. VI—VIII), gegen jede „Flucht in den Idealismus" und in die „Innerlichkeit" opponiert und dazu rät, nicht allein die „kosmologischen Antinomien" auszuhalten (ebd., S. 120); vgl. jetzt Krois 1998 und Bredekamp 1998.

528 Liebeschütz, geb. 1893 Hamburg - gest. 1978 Merseyside (GB), Promotion 1926 in Heidelberg („Fulgentis Metaphoris. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Mythologie im Mittelalter"), Habil. 1930 („Das allegorische Weltbild der hl. Hildegard von Bingen"). Liebeschütz gehörte zum Lehrkörper der Lichtwerk-Schule, einem Kristallisationspunkt des hanseatischen Linkliberalismus der 20er Jahre. - Classen 1979. - W. Liebeschütz 1985.

529 Meran 1991, S. 481, nach den Erinnerungen von T. Cassirer.

das zweite theologische Examen ablegte, promovierte er 1912 zum Lizentiaten der Theologie mit der Arbeit: ‚Die Prinzipienlehre der neueren systematischen Theologie im Lichte der Kritik Ludwig Feuerbachs‘. Nach Weltkriegsteilnahme (Fronteinsatz, EK II) und Dienst in der preußischen Landeskirche, kam Leese 1921 als dritter Geistlicher an die Dreifaltigkeitskirche in Hamburg-St. Georg. 1922 publizierte er im protestantischen Furchen-Verlag eine umfangreiche, wesentlich aber nur paraphrasierende Arbeit über ‚Die Geschichtsphilosophie Hegels‘, die die lange Reihe seiner philosophischen Arbeiten eröffnete. 1926 nahm Cassirer eine kleine Studie ‚Von Jakob Böhme zu Schelling. Eine Untersuchung zur Metaphysik des Gottesproblems‘ als Dissertation an. 1928 habilitierte ihn die Hamburger Fakultät aufgrund seiner Schrift ‚Philosophie und Theologie im Spätidealismus. Forschungen zur Auseinandersetzung zwischen Christentum und idealistischer Philosophie im 19. Jahrhundert‘. Diese Habilitation erfolgte gegen Bedenken Görlands, der als etablierter Religionsphilosoph den Konkurrenten Leese gern in die in Hamburg aber fehlende Theologische Fakultät abgedrängt hätte.⁵³⁰

Es ist darauf hingewiesen worden, daß Leese zum Freundeskreis Paul Tillichs gehörte und daß 1928, in Leeses Hamburger Wohnung, die „Neuen Blätter für den Sozialismus“ gegründet wurden.⁵³¹ Dabei hatte sich Leese bereits 1923, in einem Artikel für die „Christliche Welt“, deutlich ablehnend gegen ‚Die Geschichtsphilosophie des religiösen Sozialismus‘ ausgesprochen.⁵³² Leese folgte dabei einem extrem individualistischen Ansatz, der ihn nicht nur in Opposition zu Tillich und dessen Hoffnungen auf die religiösen Potenzen des Proletariats brachte. Dafür steht die Widmung in seinem religionsphilosophischen Hauptwerk: „Dem protestantischen Menschen und seinem gläubigen Pathos der Freiheit“.⁵³³ Was die Unmittelbarkeit des Glaubens beeinträchtigt, Kirche und Dogma, lehnte er ab. Dies führte 1932 in Hamburg zu seiner Amtsentlassung.⁵³⁴ So fern wie dem konfessionellen Luthertum stand Leese deshalb jeder Institution, der die Kirche „Vorspanndienste“ leiste, speziell Staat und Nation, auch allen anderen gesellschaftlichen Anforderungen: Die wahre Kirche sei keine Institution zur Lösung sozialer Aufgaben und sozialer Mißstände.⁵³⁵ In jeder Erscheinungsform des „Großinquisitors“ sah er eine Bedrohung allein in Gott möglicher individueller Autonomie. Nur in „Gruppen und Kreisen“ von in „gläubiger Freiheit“ sich zusammenfindenden Menschen sei die unaufhebbare Spannung zwischen Glauben und Unglauben auszuhalten.⁵³⁶ Darin lag kein Aufruf zu innerweltlicher Askese. Kulturverachtung, wie Leese sie den Barthianern unterstellte, führe nur wieder in die „Primitivität einer unzeitgemäßen Orthodoxie“.⁵³⁷ Darum wollte er das Erbe idealistischer Philosophie aufnehmen. De-

530 StAHH, HW, Phil. Fak. Nr. 98; Habil. Leese, darin Gutachten Görland v. 14. 6. 1928. - Ebd., HW, Dozenten- u. Personalakten, 1/267, Bd. 1-3, PA Leese. - Meran 1991, S. 470-472. - Hering 1990, S. 152ff., ders. 1991a, S. 104ff. - Ders. 1991b, S. 414 - Mahl 1997, S. 88 (zu der in Straßburg geküpften Beziehung zu Albert Schweitzer).

531 Hering 1991a, S. 106.

532 Leese 1923; ähnlich ders. 1924, S. 31 und ders. 1932, S. 402.

533 Leese 1932, Widmungsblatt; Leese 1929 ist Paul Tillich gewidmet und will den philosophischen Idealismus im Namen des „unverfälschten Christentums“ verteidigen (ebd.. S. 253).

534 Hering 1991a, S. 108f.

535 Leese 1924, S.29f.

536 Ebd., S. 25-28.

537 Ders. 1932, S. 392.

ren „Metaphysik des Gottesproblems“ sei zwar in Form „objektiver Wissenschaft“ gescheitert. Aber sie berge eine zur konfessionell-kirchlichen Religiosität alternative Höherbewertung der Schöpfungsordnung.⁵³⁸ Ihre „Befreiungstat“ läge gerade darin, daß sie sich nicht auf Barths Unterstellung einer Selbstvergottung reduzieren lasse, sondern vermittele, daß Gott auch „anderwärts“ als in der Bibel rede.⁵³⁹ Leese glaubte, von hier aus, ohne dies bezüglich der konkreten Handlungsalternativen zu präzisieren, zu einer neuen „Kultursynthese“ vorstoßen und der „anarchistischen Zersetzung aller Weltanschauungswerte“ in der „subjektivistisch-anarchistischen Kultur der Moderne“ ein Ende bereiten zu können.⁵⁴⁰

3.3.4. Habilitanden in Halle und Leipzig

Obwohl Hans Reiner gleich nach der Gründung 1924 dem „Bund republikanischer Kriegsteilnehmer“, dem bald zur politischen Kampforganisation gegen KPD und NSDAP ausgewachsenen und trotz Beteiligung von DDP und Zentrum primär sozialdemokratisch ausgerichteten „Reichsbanner“ beitrug, darf man ihm glauben, wenn er nach 1933 dazu bemerkte, die demokratisch-liberale, von 1848 geprägte Familientradition habe ihn in dessen Reihen geführt.

Reiner, 1896 in Waldkirch bei Freiburg/Br. als Sohn eines Brauereidirektors geboren, wurde im Elternhaus katholisch erzogen, besuchte Humanistische Gymnasien in Freiburg und Colmar/Elsaß, und trat am 3. August 1914, noch vor der Reifeprüfung (die er erst im Oktober 1915 nachholte), als Landsturmpflichtiger ins Heer ein und kam im November 1914 als Kriegsfreiwilliger an die Westfront. Hochausgezeichnet, 1917 zum Leutnant befördert, schied er im Januar 1919 aus dem Heeresdienst, um in Freiburg mit dem Studium der Geschichte und Germanistik zu beginnen. Nach drei Semestern wechselte er zur Philosophie als Hauptfach. 1926 promovierte er bei Husserl mit einer Dissertation über: ‚Freiheit, Wollen und Aktivität. Phänomenologische Untersuchungen in Richtung auf das Problem der Willensfreiheit‘. In Marburg, bei Heidegger und Bultmann, setzte er seine philosophischen und theologischen Studien fort, die ein mit dem ersten Preis der Kant-Gesellschaft ausgezeichnetes Opus: ‚Die Psychologie des Glaubens‘ zeitigten, mit der er sich auf Anraten des Preisrichters Utitz 1931 in Halle habilitierte (PV: Die Bestimmung der Philosophie im Verhältnis zur Weltanschauung des Aristoteles, AV.: Phänomenologie und menschliche Existenz).⁵⁴¹

538 Ders. 1927a, S. 64ff.

539 Ders. 1927b, S. 33. Wertschätzung des Idealismus und Wiederentdeckung einer „lebensphilosophischen“, von Böhme, Oetinger und Hamann über E. M. Arndt zu Klages führenden Tradition kennzeichnen Leeses philosophiehistorische Arbeit seit 1927. Die Dissertation (1927a) war nicht unpassend platziert, als sie in der Reihe „Weisheit und Tat“ neben den Arbeiten der Protagonisten einer idealistischen Erneuerung der deutschen Kultur (Hermann Schwarz, Bruno Bauch u. a., s. u.: A III. 2.) herauskam.

540 Leese 1924, S. 25.

541 UAH, Kur. Nr. 12922, PA Reiner. Ebd., Rep. 21/153, Habil.-Akte, darin auch der Nachweis der belegten Veranstaltungen, der zeigt, daß Reiner in Freiburg ab SS 1919 regelmäßig bei Husserl und Heidegger hörte, daneben aber Politik (v. Calker), Staatsbürgerkunde, Rechtsphilosophie, Soziologie (H. Kantorowicz), Praktische Wirtschaftspolitik, Sozialismus und neue Sozialtheorien (Briefs), Sozialphilosophie (Mehlis, Cohn) sowie Geschichte der staatsphilosophischen Theorien (Ebbinghaus). Nationalökonomie gehörte 1926 zu den Nebenfächern in Reiners Doktorprüfung.

Reiner, nach 1945 um eine naturrechtliche Grundlegung der Ethik bemüht, sorgte sich schon als Student um die Stabilität des Weimarer Parteienstaates und meinte, mit einigen Korrekturen des Wahlrechts die Demokratie festigen zu können (s. u. A III. 1.)- Philosophisch versuchte er in phänomenologischen Analysen, das „Wesen“ der menschlichen Freiheit mit dem vorgeblich unabweisbaren religiösen Gefühl der Abhängigkeit menschlichen Tuns in Einklang zu bringen.⁵⁴² Eine von Heidegger geprägte Existenzialisierung der phänomenologischen Philosophie habe dann den „praktischen Nutzen“, einen Beitrag zur Selbstaufklärung und Selbstvergewisserung „des“ Menschen zu leisten, was noch ganz im Sinne der von Husserl geforderten „radikalen Selbstverantwortung“ oder individualistischen „Vereigentlichung“ gedacht war und im Gegensatz zu Heidegger auf vorgegebene „Werte“ nicht verzichten wollte.⁵⁴³

Mit dem Leipziger Privatdozenten Werner Schingnitz trat 1933 für kurze Zeit ein Philosoph auf die hochschulpolitische Bühne, der keine Voraussetzung für eine auch noch so kleine Rolle als NS-Aktivist mitbrachte (s. u. B I.). Geboren am 22. September 1899 in Olbernhau im Erzgebirge, hatte Schingnitz nach einjährigem Kriegseinsatz an der Westfront (1917/18) 1919 mit dem Studium der Philosophie und der Naturwissenschaften begonnen. Er gehörte 1922 mit seiner von Volkelt angeregten Arbeit über ‚Das Problem der philosophischen Methodenlehre und Kants Prolegomena‘ zu den ersten Doktoranden des neuberufenen Hans Driesch, der, gegen den Widerstand vor allem von Litt und gegen kritische Einwände Kruegers, Schingnitz' Habilitationsschrift ‚Prolegomena zu einer Logik‘⁵⁴⁴ in der Fakultät durchsetzte.⁵⁴⁵ Die Voten von Krueger und Litt benannten bereits die Mängel, die für Schingnitz' weiteren Schaffungsweg charakteristisch werden sollten: der Hang zum leeren Schematismus und Formalismus, die Unbestimmtheit des Fragens und die erdrückenden sprachlichen Unzulänglichkeiten. Schingnitz war seit 1920 ehrenamtlicher Bibliothekar des Philosophischen Instituts, von 1925 bis 1934 ein für Driesch unentbehrlicher Vollassistent. Den Institutsbetrieb organisierend, die Bibliothek auf- und ausbauend, katalogisierend und bibliographierend, so befand später Arnold Gehlen großmütig, bewährte sich der zum Denken gänzlich ungeeignete schematisierende Verstand von Schingnitz. Folgerichtig übernahm er 1926 die Bearbeitung der Abteilung „Philosophie, Psychologie, Weltanschauung“ des „Literarischen Zentralblattes“ und die dazu gehörenden bibliographischen Jahresberichte. Für die Forschungen seiner eigenen Doktoranden begründete er 1932 die Schriftenreihe „Studien und Bibliographien zur Gegenwartsphilosophie“, in der bis 1938 Monographien über Klages, Husserl, Scheler, Heidegger, M. Weber, Charles Maurras, Spranger, C. Schmitt, Leon Bloy und E. G. Kolbenheyer erschienen sind.

542 Reiner 1927, S. 165f.; ders. 1931b (pointierte Kurzfassung der Diss.); ausführlicher ders. 1934b.

543 Ders. 1931a, S. 22.

544 1931 veröffentlicht unter dem Titel: ‚Prolegomena zu einer Logik als Lehre von der vorbegrifflichen Gegenständlichkeit. Über die Grundsituation der Logik als Wissenschaft‘.

545 UAL, PA 928, Bl. 17-18; Habil. Schingnitz. Dort die Gutachten von Driesch, Litt, Krueger, H. Schneider (Juni 1926). Ebd. das Protokoll des Habil.-Kolloquiums v. 27. 7. 1926 über Schingnitz' Vortrag: Das Wesen der Kategorie; die PV. drei Tage später behandelte: Logik und Logos.

Politisch soll Schingnitz 1932 „in losem Zusammenhang mit dem Stahlhelm“ gestanden, zuvor sogar Beziehungen zu Niekischs „Widerstandskreis“ unterhalten haben.⁵⁴⁶ Im Kontrast zu diesen Vermutungen stehen Schingnitz' bis zur NS-Machtergreifung im Abstand von wenigen Tagen veröffentlichten Berichte, Gratulationsartikel und Rezensionen in der Leipziger Tagespresse. Sie zeigen ihn noch Wochen über den politischen Systemwechsel hinaus, wenn auch wie gewohnt ohne tieferes Verständnis für politisch-weltanschauliche Probleme, also in einem unbestimmten Sinne „idealistisch“ und „humanistisch“, im Geist seines Förderers Driesch argumentierend. Eugen Dührings 100. Geburtstag im Januar 1933 wurde darum für Schingnitz nicht zum Anlaß, auf dessen Judegegnerschaft einzugehen.⁵⁴⁷ Im November 1932 unterstrich Schingnitz zum 300. Geburtstag Spinozas dessen „disziplinierende Funktion“ für den deutschen Geist. Zwar war auch von seinem ahasverischen, gespenstischen Wesen die Rede, doch eher klang darin wieder die Bewunderung an, die Schingnitz Spinoza schon einmal gezollt hatte, als er 1925 in seiner Einleitung zur ‚Ethik‘ ihren Verfasser für die auch aktuell noch immer verpflichtende Tradition aufklärerischen Denkens reklamierte.⁵⁴⁸ Das war zu einer Zeit, als sein publizistisches Werben für Driesch, den „Führer“ all jener, denen es um eine „wissenschaftlich begründete Weltanschauung“ zu tun sei, auch dessen Verachtung des „Nationalpolitischen“ und dessen Sympathien für pazifistisch-kosmopolitische Ideen einschloß.⁵⁴⁹ Im Grunde wertete Schingnitz aber das Politische überhaupt als nicht „weltwesentlich“, da die geistige Elite berufen sei, kulturschaffend die „geistige Einheit der Menschheit“ zu stiften.⁵⁵⁰ Befangen in diesen Anschauungen war er daher außerstande, selbst ein Thema wie ‚Erkenntnis und Selbsterkenntnis in [sic] Friedrich dem Großen‘ zu mehr als zu psychologischer, von allen konkreten preußisch-deutschen Bezügen gereinigten „Wesensdeutung“ zu nutzen.⁵⁵¹

3.3.5. Die Honorarprofessur für Kurt Riezler

Zu den Dozenten, die uneingeschränkt für die Weimarer Demokratie eintraten, gesellte sich 1928 Kurt Riezler, der, ohne philosophische *venia*, zum Honorarprofessor in Frankfurt ernannt und mit einem Lehrauftrag für Geschichtsphilosophie betraut worden war. Riezler, 1882 in München als Sproß einer Partizierfamilie geboren, 1905 an seiner Heimatuniversität mit einer Arbeit zur antiken Wirtschaftsgeschichte promoviert, war 1906 als Referent ins Presseamt der Reichsregierung eingetreten und hatte geholfen, die Politik des konservativ-liberalen Bülow-Blocks publizistisch abzusichern. Als Junger Mann des neuen Reichskanzlers Bethmann Hollweg erhielt er zwischen 1909 und 1917 Zutritt zum innersten Kreis der politischen Entscheidungsträger. Als Gesandter an der deutschen Botschaft in Moskau

546 UAL, PA 928; Dozentenschaft Leipzig (Koeppen) an Dekan Phil. Fak. v. 12. 12. 1935. Bezogen auf die Angabe „Widerstandskreis“ findet sich der Randvermerk: „vgl. Richtigstellung“, die aber nicht überliefert ist. Um mehr als einen Verdacht dürfte sich also nicht gehandelt haben.

547 Schingnitz 1933a.

548 Ders. 1925, S. 3-20 und S. 390ff; ders. 1932.

549 Ders. 1923 (im liberalen „Berliner Tageblatt“). Schingnitz gab 1927 auch die zweibändige Festschrift zum 60. Geburtstag von Driesch heraus und lieferte neben zwei Aufsätzen auch die (leider höchst unvollständige) Werkbibliographie.

550 Ders. 1923.

551 So zumindest 1928; in ‚Friedrich des Großen Ringen um Deutsche Weltanschauung‘ (1936a) klingt das dann etwas anders (s. u. B L).

versuchte er 1917/18, nachdem er daran mitgewirkt hatte, Lenin nach Rußland zu bringen, die deutsche Außenpolitik antibolschewistisch zu beeinflussen. Zurück in Deutschland trat Riezler im Frühjahr 1919 als Verbindungsmann der Reichsregierung zur gestürzten bayerischen Landesregierung dafür ein, die Münchener Räteregierung mit gezieltem Terror zu Fall zu bringen und auch vor der physischen Eliminierung ihrer Anführer nicht zurückzuschrecken. Da er sich gegen die Unterzeichnung des Versailler Vertrages ausgesprochen hatte, nahm er, als die deutsche Delegation ihre Unterschrift leistete, seinen Abschied aus dem diplomatischen Dienst. Politisch reaktiviert, leitete er dann seit November 1919 das Büro des Reichspräsidenten Ebert, mußte aber im März 1920 wegen einer taktisch unklaren Haltung während des Kapp-Lüttwitz-Putsches zurücktreten.⁵⁵²

Riezler, von 1920 bis 1928 als Privatgelehrter in Berlin, gab seit 1919 die der DDP nahestehende Zeitschrift „Deutsche Nation“ mit heraus, und schrieb darin bis 1925 eine Fülle von politischen Leitartikeln. 1928 wählte man ihn zum geschäftsführenden Vorsitzenden des Kuratoriums der Frankfurter Universität, und in dieser Kuratorposition war er bis zu seiner Entlassung 1933 für die aus der Sicht seiner Gegner extrem prosozialistische Personalpolitik verantwortlich, die Philosophen wie Max Horkheimer und Paul Tillich auf ihre Lehrstühle brachte.⁵⁵³

Ein auf Anregung Ernst Cassirers entstandener ‚Entwurf einer Metaphysik der Freiheit‘ eröffnete 1924 die Reihe von Riezlers selbständigen philosophischen Schriften.⁵⁵⁴ Die Quintessenz dessen, was er dort und in den folgenden Arbeiten über die weltanschaulichen Konsequenzen moderner Physik vortrug, enthält sein Referat auf der Hochschultagung in Davos (März 1929), wo Riezler zwischen Heidegger und Cassirer zu vermitteln versuchte. Seine konventionelle Analyse der „geistigen Situation der Zeit“, wonach die im 19. Jahrhundert noch erlebte „Einheit des Weltbegriffs“ verloren und auch nicht mit Hilfe eines Systems der Vernunft restituierbar sei - noch viel weniger aber durch Abkehr von der Ratio und allerlei Ausflüchte ins Irrationale von Mythos oder Religion -, endete in der konstruktiven Anstrengung, im Rahmen der „Apparatur der Zivilisation“, der „Grundlagenkrise der Wissenschaft“ und der „Relativität aller Werte“, eine „neue Einheit des Weltbildes“ anzudeuten. Es sollte aus einem nebulösen Lebensbegriff („das ruhelos Lebendige“) entstehen, und Riezler postulierte damit ein „dynamisches“, mit der „Disharmonie der ringenden in Endlichkeit befangenen Gestaltungen“ kalkulierendes „Weltgefühl“.⁵⁵⁵ Es schloß an Vorkriegs-Spekulationen über den irreduziblen Willen der Nationen an, die sich zur „Menschheit“ ausdehnen und dabei in Kämpfe gegeneinander verwickelt würden.⁵⁵⁶

Diese philosophischen Arbeiten enthalten kaum noch Bezüge zu aktuellen politischen Fragen. Karl Dietrich Erdmann weist denn auch mit Recht darauf hin, daß der letzte öffentliche Auftritt Riezlers als Redner auf einer Verfassungsfeier des Reichsbanners im August

552 Zum Werdegang: Erdmann in seiner ausführlichen Einleitung zur Edition der Tagebücher, Riezler 1972, S. 19-159.

553 Hammerstein 1989a, passim.

554 Riezler 1924; Bibliographie weiterer Arbeiten bei Erdmann ed. 1972, S. 741 f.

555 Riezler 1929.

556 Ders. 1913, S. 209ff.

1928 nur eine „Predigt politischer Moral“ bot, „in der Kernaussage unpolitisch“, weil im Aufruf zum „Selbstsein“ endend.⁵⁵⁷

Bis Mitte der 20er Jahre hatte der politische Publizist Riezler durchaus konkrete, wenn auch oft in sich widersprüchliche Antworten auf die Schwierigkeiten der Weimarer Demokratie zu geben versucht: Territoriale Revision bei gleichzeitiger paneuropäischer Einbindung des Reiches anstelle der 1918 endgültig gescheiterten weltpolitischen Ambitionen schlug er als außenpolitisches Konzept vor. Innenpolitisch hielt er die Zentralisierung als Antwort auf den Reich-Länder-Dualismus und die Teilsozialisierung zur Zurückdrängung „plutokratischer“ Einflüsse auf den Staat, die Erziehung der Parteien zur Repräsentation des „Gesamtwillens“ für unabdingbar. Hinter allem stand die schon vor 1914 zur Legimitation deutscher Weltmachtansprüche formulierte Hoffnung, die Bürgertum und Arbeiterschaft integrierende Nation möge ihre kulturellen Potenzen entfalten und so ihre wesensadäquate kosmopolitische Mission erfüllen.⁵⁵⁸ Spätestens 1928 opferte Riezler seine Sozialisierungspläne dem von ihm erstrebten Zusammenschluß der DDP mit der wirtschaftsliberalen DVP Stresemanns.⁵⁵⁹ Im übrigen drängten hochschulpolitische Aktivitäten weiterreichende politische Interessen zurück. Der Kurator Riezler folgte dabei dem Ideal einer erneuerten universitas literarum, realisiert in der zur Forschungsuniversität ausgebauten Frankfurter Alma mater, wo die interdisziplinär organisierte Suche nach der in Davos skizzierten „neuen Einheit des Weltbildes“ Raum gegeben werden sollte.⁵⁶⁰

3.4. Deutschnationale und Völkische

Im krassen Gegensatz zum politischen Gewicht, über das die radikale Rechte seit Ende der 20er Jahre verfügte, steht der Befund, daß sich bis zum Januar 1933 kaum einer der Nachwuchsphilosophen mit der NSDAP oder den zahlreichen Gruppen und Splittergruppen in ihrem Umfeld identifizieren mochte. Das kam auch den traditionellen deutschnationalen oder den gemäßigten Volkskonservativen nicht zugute, so daß sich die rechte Fraktion der akademischen Philosophie personell kaum verstärkte. Es gelang den älteren Ordinarien dieses Lagers nicht einmal, am eigenen Lehrstuhl Gesinnungsgenossen heranzubilden. Schwarz, Bauch, Wundt und Kühnemann konnten seit 1925 nicht mehr *eine* Habilitation melden, ebensowenig ihre jüngeren Kollegen Heimsoeth, Mahnke, Leisegang, Ebbinghaus, Freyer oder Baeumler. Eine Ausnahme macht nur der Leipziger Psychologe Felix Krueger, der mit Günther Ipsen (1925), Hugo Fischer (1926) und Karlfried Graf Dürckheim (1930) drei Philosophen⁵⁶¹ habilitierte, die sich in der rechten, nationalrevolutionären und jungkonservati-

557 Erdmann, ed. Riezler 1972, S. 141 f.

558 So das eigentlich ästhetisch-unpolitische Kulturverständnis Riezlers, an dem auch seine politische Tagesproduktion orientiert blieb - zusammenfassend: Erdmann, ed. Riezler 1972, S. 34–41, 130–141. Der Anfang der 80er Jahre entfachte Streit um die Editionspraktiken Erdmanns (vgl. Schulte 1985) berührt den hier relevanten Zeitraum ab 1918 nicht.

559 Ebd., S. 141.

560 Erdmann, ed. Riezler 1972, S. 143f.

561 Einschränkung ist anzumerken, daß Dürckheims Lehrauftrag an der Pädagogischen Akademie in Kiel auch Philosophie umfaßte, daß er aber fast ausschließlich auf psychologischem Gebiet forschte und veröffentlichte. Vgl. über ihn die Biographie von Wehr 1988; dort zur Habil. S. 106f. (Krueger brach-

ven Publizistik zu Worte meldeten, und die Krueger vor allem bei der Reorganisation der „Deutschen Philosophischen Gesellschaft“ halfen. Da die politischen Positionen Ipsens und Fischers im Kontext der Geschichte dieser Gesellschaft eingehender behandelt werden (s. u. A III. 2.), müssen wir hier nur noch Kurt Hildebrandt, Rudolf Odebrecht und Hermann Rudolf Bäcker vorstellen.

Hildebrandt erhielt trotz eines gescheiterten Habilitationsversuchs 1928 in Berlin einen Lehrauftrag für Philosophie, den er bis zu seiner Berufung auf den Kieler Lehrstuhl Richard Kroners (1934) wahrnahm. Hildebrandt wurde am 12. Dezember 1881 in Florenz als Sohn des dortigen Predigers der deutschen Gemeinde geboren. Nach dem Schulbesuch in Magdeburg studierte er Medizin, bestand 1905 das Staatsexamen, promovierte in Berlin 1906 zum Dr. med. und erhielt eine Stelle an der Nervenheilanstalt Dalldorf im Norden Berlins. Während des Krieges leitete er die Nervenstation eines Lazaretts in Saarbrücken. Seine neben der medizinischen Ausbildung betriebenen philosophischen Studien schloß er 1921 bei Natorp mit einer Dissertation ab („Nietzsches Wettkampf mit Sokrates und Plato“). Das Zentrum seiner geistigen Existenz fand er in George-Kreis, wo er seit 1905 zu den Vertrauten des „Meisters“ gehörte.⁵⁶²

Minister Beckers Verehrung für den Dichter und sein Bestreben, die kulturreformerischen Ideen des Kreises hochschulpolitisch zur Wirksamkeit zu bringen, ermunterten Hildebrandt zu dem Versuch, in Berlin die *venia* zu beantragen.⁵⁶³ Anfang 1926 reichte er ‚Platons Weltverneinung und Weltbejahung‘ als Habilitationsschrift ein. Nach den Inhaltsangaben der Gutachter zu urteilen, ging es Hildebrandt darum, ein christianisiertes, weltflüchtig-pessimistisches Platonbild zu korrigieren und den weltbejahenden „Politiker und ‚Reichsgründer‘“ als den wahren Platon darzustellen.⁵⁶⁴ Obwohl alle Philosophen mit Ausnahme Maiers⁵⁶⁵ das von ihnen unisono eingestandene Risiko eingehen wollten, einen George-Jünger mit zweifelhafter wissenschaftlicher Befähigung, aber unbezweifelbaren weltanschaulich-missionarischen Aspirationen in ihrer Mitte aufzunehmen, vermochten sie sich nicht gegen Maier, Wilamowitz und Jaeger durchzusetzen. Jaegers Gutachten über den „Ästhetiker und Literaten Stefan Georgescher Prägung“, den „Dilettanten“ ohne „wissenschaftliche Schulung“, ohne die Begabung und Geduld zu „wirklicher Einzelanalyse“, war offenbar von solchem Gewicht, daß es in einer erweiterten Kommission zuungunsten Hildebrandts wirkte.⁵⁶⁶ Dank des gegen Jaegers Willen verliehenen Lehrauftrags entfaltete Hilde-

te seinen Schüler gegen den starken Widerstand der Kommission nur mit Hilfe von Freyer und Litt durch).

562 Autobiographisch: Hildebrandts ‚Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis‘, 1965.

563 Hildebrandt 1965, S. 168, 188f.; über Beckers Bemühungen um die „Georgianer“: G. Müller 1991, S. 352.

564 So nach den Hauptgutachten der Referenten Maier und Spranger: UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1195, Bl. 59r-61r- Vgl. jetzt Groppe 1997, S. 557ff.

565 Wie es in einer undat. Aktennotiz des Ministeriums heißt, habe sich Maier, der ganz von den Philologen abhängig sei, denen er seine Stellung verdanke, zur Ablehnung bestimmen lassen: GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 68A, Bl. 322.

566 Die in Anm. 565 erwähnte Aktennotiz gibt an, die Kommission hätte 26 Mitglieder gehabt. Diese exorbitante Zahl findet in der Habil.-Akte keine Bestätigung. Dort gaben auch die Kommissionsmitglieder Wechsler, Kniep und, mit eingehender Begründung, Sombart, ihre Zustimmung. Es ist aber denkbar, daß Jaeger dagegen einen Beschluß der Fakultätsmehrheit erwirkte. Die am 20. 1. 1927 in

brandt seine pro-eugenischen Ideen zur staatlichen Rassenpolitik und zur elitär-aristokratischen Herrschaftsformierung fortan dann doch mit der Autorität des Berliner Philosophiedozenten, (s. u. III. I.).⁵⁶⁷

Während Hildebrandt mit seinen zahlreichen Vorträgen, insbesondere vor Grenz- und Auslandsdeutschen, wie mit seinen Veröffentlichungen in rechten Publikumszeitschriften wie „Gewissen“ oder „Ring“ zum jungkonservativen Establishment zählte, begnügte sich sein Kollege Rudolf Odebrecht mit wenigen Artikeln im deutschnationalen „Tag“, um seinen politischen Standort zu markieren. Auch philosophiehistorisch ist dieser Spranger-Schüler nie aus seiner Schattenexistenz herausgetreten. So gönnen, obwohl sie mit den Verhältnissen am Philosophischen Seminar doch bestens vertraut waren, die beiden ehemaligen Seminar-Assistenten Ziegenfuß und Jung in ihrem ‚Philosophen-Lexikon‘ dem einstigen Kollegen Odebrecht nur einen mageren Zweizeiler, der anstelle des Todesdatums vermerkt, Odebrecht sei „verstorben“.⁵⁶⁸ Über seine Lehrtätigkeit, die fast ausschließlich in den Zeitraum zwischen 1933 und 1945 fiel, und seinen akademischen Werdegang können daher, wie bei so vielen Philosophen der „zweiten Reihe“, nur die amtlichen Unterlagen Aufschluß geben.

Als Sohn eines Versicherungsbeamten, der seine Karriere als Kunstmaler nach dem Tod des Vaters hatte aufgeben müssen, wurde Odebrecht am 9. März 1883 in Berlin geboren. Wohl mit großen persönlichen Einschränkungen bezahlte die Familie das Abitur, das der Sohn am angesehenen Friedrichs-Gymnasium ablegte. Die weitere Verwandtschaft mußte bemüht werden, um das Studium der Philosophie und der Mathematik in Greifswald, Berlin und Erlangen zu finanzieren. Obwohl Odebrecht in Berlin, bei Dessoir, Paulsen, Simmel, Stumpf und Lasson den Schwerpunkt seines philosophischen Studiums setzte, wechselte er zur Promotion über ‚Hermann Cohens Philosophie der Mathematik‘ zu Falckenberg und Hensel nach Erlangen (1906). Das Vorhaben, sich mit einer logisch-erkenntnistheoretischen Arbeit zu habilitieren - ‚Beiträge zu einer Systematik des reinen Bewußtseins‘ lagen 1909 vor-, scheiterte an der „Ungunst wirtschaftlicher Verhältnisse“. Odebrecht legte daher 1910 die erste Staatsprüfung ab und erhielt nach dem Vorbereitungsdienst 1913 eine Stelle als Studienrat für Mathematik, Physik und philosophische Propädeutik in Berlin-Neukölln. Von dort wechselte er 1917 an eine Oberrealschule in Berlin-Pankow, wo er bis 1945 unterrichtete. Nach dem Weltkrieg, der ihn 1915 nur einige Wochen zum Landsturm bemühte, entschloß er sich, den neukantianischen logisch-mathematischen Grundlagenproblemen valet zu sagen und - sich vielleicht auf das väterliche Erbe genauso besinnend wie auf die Übungen seines Lehrers Dessoir - ein Jahrzehnt privater Studien auf die philosophische Ästhetik zu verwenden. Der Erstling ‚Grundlegung einer ästhetischen Werttheorie‘ (1927),

der Fakultätssitzung ausgelegten Voten der Kommission in: UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1195, Bl. 74. Jaegers Gutachten v. 21. 12. 1926 ebd., Bl. 65v-66r.

567 Vgl. GStA, Rep. 92, NL Becker Nr. 4066; Hildebrandt an Becker v. 23. 6. 1927: Spranger teile mit, daß es sich um einen Prinzipienstreit handle, ob ein Nicht-Philologe über Platon urteilen dürfe, was nach Jaegers Dafürhalten ausgeschlossen sei. Gleichwohl habe er Hildebrandt zur Mitarbeit an der von ihm neugegründeten Zeitschrift „Die Antike“ eingeladen. Ebd.; Schreiben v. 31. 5. 1928: Hildebrandt teilt Becker mit, er habe in einer nunmehr in der Fakultät günstigeren Stimmung ein Kolleg über Platons Naturphilosophie begonnen, rät aber von weiteren ministeriellen Interventionen in Sachen Habilitation ab.

568 Ziegenfuß/Jung 1950, Bd. II, S. 227.

immer noch stark neukantianisch geprägt, und die umfangreiche historisch-systematische Studie ‚Form und Geist, der Aufstieg des dialektischen Gedankens in Kants Ästhetik‘ (1930), empfahlen ihn immerhin der Preußischen Akademie. In ihrem Auftrag gab er 1931 Schleiermachers ‚Ästhetik‘ heraus. Aus dieser Arbeit erwuchs die Habilitationsschrift ‚Schleiermachers System der Ästhetik‘, über die die Berliner Fakultät 1931 zu befinden hatte.

Die Berichterstatter Dessoir und Maier kritisierten zwar in recht unbestimmten Wendungen Odebrechts Ergebnisse und hielten ihm wenig freundlich eine verworrene Darstellungsart vor, ließen aber wie Spranger („Fundierungsarbeit“) am philosophiegeschichtlichen Verdienst des Werkes keinen Zweifel. Im Kolloquium referierte Odebrecht dann über: Der Sinn von Gegenständlichkeit im ästhetischen Geltungsbewußtsein, und die Antrittsvorlesung behandelte: Der Begriff des Individuums nach seinen verschiedenen Sinnschichten. Im Dezember 1931 wurde Odebrecht die *venia legendi* verliehen. Neben dem Schuldienst hielt er vom SS 1932 an Vorlesungen und Übungen zur Ästhetik ab. 1939, gegen weltanschaulich bedingte, noch zu behandelnde Widerstände (s. u. B I.), zum apl. Professor ernannt, lehrte er als nebenamtlicher Dozent bis zum SS 1945 in Berlin. Am 31. Mai 1945 kam er bei einem nicht näher beschriebenen „Unglücksfall“ ums Leben.⁵⁶⁹

Aktuelle bildungspolitische Fragen berührte Odebrecht, als er mit dem Deutschnationalen Hans Leisegang zusammen die Zeitschrift „Philosophie und Schule“ (1929-1934) herausgab. Im „Tag“ hatte er 1924 das „Erleben deutschen Bildungsgutes“ zum Ziel des Kunstunterrichts erhoben. Etwa gleichzeitig präsentierte er die von ihm besonders nach 1933 häufig traktierte Idee einer national bedingten „Seelengesetzlichkeit“, die das Phänomen der „nationalen Kunst“ bedinge. Von da aus war es nicht mehr weit zu Felix Kruegers Ganzheits-Metaphysik, der Odebrecht 1929 eine Monographie widmete. Darin verband er die nationale „Normidee“ mit dem „Wesen germanischer Weltanschauung“, in der Kruegers Lehre wurzele, der sie nach Odebrecht Ansicht aber zuvörderst im Kampf gegen ungermanisch-westliche „Zerstüklungs“-Ideologien verpflichtet sei.⁵⁷⁰

Da er publizistisch noch zurückhaltender als Odebrecht war, verdient der Scheler-Schüler Hermann Rudolf Bäcker hier allein aufgrund seiner Biographie und des frühen NSDAP-Beitritts unter die Rechten gezählt zu werden. Bäcker wurde am 23. April 1900 in Moers als Sohn eines protestantischen Pfarrers geboren. 1917, nach dem Notabitur in Köln, trat er als Fahnenjunker in ein westfälisches Infanterieregiment ein und kämpfte bis Kriegsende an der Westfront, wo er zum Offizier befördert wurde und sich beide Eiserne Kreuze erwarb. 1919 blieb er bei der Truppe und beteiligte sich als Angehöriger eines Freikorps bis zum Mai 1920 an den Kämpfen gegen kommunistische Aufständische im Ruhrgebiet. Von 1920 bis 1924 studierte Bäcker in Köln Philosophie und Psychologie und promovierte 1924 bei Scheler („Der Ursprung des Kausalgedankens“), der dem Mittellosen 1926 am Philoso-

569 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1245, Bl. 181-198; Habil. Odebrecht. - Ebd., Kur. O 7, PA Odebrecht, Bd. I-III.

570 Odebrecht 1924a, ders. 1924b; ders. 1929a, S. 10, 22, 39ff. - In seinen Schleiermacher-Studien wendet Odebrecht sich zwangsläufig gerade dem von Schleiermacher problematisierten Verhältnis von „National- und Religionsindividualität“ zu. Odebrecht räumt dabei ein, daß „übernationale Gefühlstypen“ die Möglichkeit einer „Universalreligion“ zulassen, nicht aber die eines „Universalstaates“. Odebrecht 1932, S. 186f., 195ff.

phischen Seminar ein Auskommen als Assistent verschaffte und ihn zur Habilitation ermunterte. Aufgrund seiner ‚Studien über den voluntativen Realismus bei Maine de Biran‘ (PV.: Zum Problem des Satzes des Bewußtseins) erteilte ihm die Fakultät im November 1929 die Lehrbefugnis. Obwohl er anlässlich seiner Bewerbung um die Assistentenstelle bei der Prüfung seiner pädagogischen Kenntnisse einen sehr ungünstigen Eindruck hinterlassen hatte, erhielt er noch vor Abschluß des Habilitationsverfahrens an der Pädagogischen Akademie Dortmund einen Lehrauftrag für Philosophie und Psychologie (ab 1933 umgewidmet: Charakter- und Jugendkunde und Erziehungswissenschaft), den Bäcker, 1931 zum Professor ernannt, bis zum Oktober 1938 wahrnahm. Bäcker trat am 1. Juli 1932 in die NSDAP und in den NSLB, am 1. März 1933 in die SA ein.⁵⁷¹

Wäre also nicht der militärische Einsatz im „roten“ Ruhrgebiet und die frühe Mitgliedschaft in der NSDAP, gäbe es keinen Anhaltspunkt, diesen Dozenten hier zu erwähnen. Öffentlich äußerte sich Bäcker, dessen Dissertation und Habilitationsschrift keinen Verleger fanden, so gut wie gar nicht. Die Dissertation umkreist, vorgegeben von Scheler, das Problem der intuitiven Erkenntnis am Phänomen der „Verwunderung“.⁵⁷² In den Vortragsrezensionen, die Bäcker als Geschäftsführer der Kölner Ortsgruppe der Kantgesellschaft über die von ihm ausgerichteten Veranstaltungen verfaßte, ist allenfalls eine entschiedene Ablehnung „realitätsloser“ Bewußtseinsphilosophie, des Neukantianismus wie des Neuhegelianismus, sowie eine schattenhafte Sympathie für die „neuen Wissenschaften der Soziologie und der Phänomenologie“ herauszulesen.⁵⁷³ Wohl deshalb wandte er sich dem „voluntativen Realismus“ Maine de Birans zu, ohne jedoch auf die beträchtlichen anthropologisch-politischen Potentiale des „restaurativen“ französischen Denkers zu achten.⁵⁷⁴ Als politischen Polemiker, als nationalsozialistischen Kritiker des Liberalismus in der Richard W. Darre zuneigenden Zeitschrift „Odal“, werden wir den zur Weimarer Zeit so unscheinbar wirkenden Bäcker erst nach 1933 kennenlernen (s. u. B III.).

571 UAK, Zug. 17/6512; Lebenslauf Bäckers und Bewerbungsschreiben um die Assistentenstelle v. 25. 2. 1926. Ebd. eine Meldung der Fakultät ans Kuratorium v. 16. 11. 1929 betr. die drei Tage zuvor erfolgte Habil. Bäckers. Dort auch alle weitere Angaben zum akademischen Werdegang. - Eine nicht immer genaue Kurzbiographie jetzt bei: Hesse 1995a, S. 149f. - Hingegen bei Leaman 1993, S. 29, die üblichen falschen Angaben: der Freikorpseinsatz endete demnach am 1.5. 1923 (dauerte also sage und schreibe fünf Jahre!), die Dissertation sei 1924 veröffentlicht worden, und Bäcker habe danach **nur** noch eine systematische Arbeit publiziert, nämlich 1941: ‚Dasein als Dienst‘. Dieses Werk stammt, was durch simple Autopsie leicht hätte festgestellt werden können, jedoch von Hans Bäcker und liefert, im christlichen Geist (!), „Bausteine zu einem neuen Europa“ (Untertitel).

572 Bäcker 1924; anstelle dieses Manuskripts vgl. auch den Auszug Bäcker 1923.

573 Ders. 1925 in einem Bericht über Kroners Vortrag: Erkenntnistheorie und Ontologie im Gebiete der Geschichtsphilosophie; in der anschließenden, von Scheler geleiteten Diskussion war es Helmuth Plessner, der, wie Bäcker zustimmend vermerkt, „mit Recht“ Kroner dafür gelobt habe, daß er sich aus den „Fesseln des Rickertschen Idealismus“ befreit habe.

574 UAK, Zug. 17/6512; soweit ersichtlich (das Manuskript ist nicht in den Akten überliefert) konzentrierte sich Bäcker ganz auf die zweite, antisensualistische Phase im Denken Maine de Birans.

3.5. Politisch Indifferente

Wir fassen hier eine Reihe von Habilitanden zusammen, von denen bis Ende 1932 keine politischen Stellungnahmen überliefert sind, deren politische Sympathien auch aufgrund späterer Angaben über ihre Weimarer Jahre nicht zu ermitteln sind und die anhand ihrer wissenschaftlichen Publikationen günstigstenfalls eine Zuordnung unter groben weltanschaulichen Rastern erlauben, wobei ein allgegenwärtiges Krisenbewußtsein und die daraus abzuleitende Distanz zur Moderne mitsamt ihrer politischen (sc. parlamentarisch-demokratischen) Erscheinungsformen bemerkbar ist.

In diese Gruppe gehören einige Dozenten, die ihren Lehrstuhl nach 1933 erhielten. Auf ihren akademischen Werdegang und auf ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus wird im Kontext dieser Berufungsentscheidungen noch näher einzugehen sein. Das betrifft Robert Heiß (Köln 1927), Gerhard Krüger (Marburg 1929), Hans-Georg Gadamer (Marburg 1929), Arnold Gehlen (Leipzig 1930), Otto Friedrich Bollnow (Göttingen 1931) und Joachim Ritter (Hamburg 1932). Politisch offenbar desinteressiert wirken neben ihnen auch: Rudolf Zocher (Erlangen 1925), Heinrich Sauer (Hamburg 1926), Erich Hochstetter (Berlin 1926), Werner Brock (Göttingen 1931) und Bodo Sartorius von Waltershausen (Köln 1931).⁵⁷⁵

Erlangen 1925: Rudolf Zocher

Der Erlanger Philosoph Rudolf Zocher wurde am 7. Juli 1887 als Sohn eines Brauereibesitzers im sächsischen Großenhain geboren. Nach dem 1907 am Humanistischen Gymnasium Zittau abgelegten Abitur studierte Zocher, finanziell offenbar vom Elternhaus hinreichend abgesichert, fast zehn Jahre in München, Berlin, Kiel, Freiburg und Heidelberg Philosophie. Bei Rickert, dem für ihn wichtigsten Lehrer, promovierte er 1921 mit einer nicht gedruckten Untersuchung über: ‚Wilhelm Schuppes Logik. Skizze ihrer Grundgedanken und kritische Analyse ihres Standpunkts der Immanenz‘. Nach weiteren Studienjahren in Jena bei Bauch und in Erlangen bei Hensel, reichte er 1924 die Arbeit: ‚Die objektive Geltungslogik und der Immanenzgedanke. Eine erkenntnistheoretische Studie zum Problem des Sinnes‘ der Erlanger Philosophischen Fakultät als Habilitationsleistung ein.⁵⁷⁶ Im Juni 1925 erhielt Zocher die *venia legendi* für Philosophie, aber ungewöhnlich spät, Anfang 1934, wohl als Folge einer längeren publizistischen Abstinenz, die erst 1932 mit einer Studie über ‚Husserls Phänomenologie und Schuppes Logik‘ endete, wurde er zum nb. ao. Prof. ernannt und bekam 1936 einen besoldeten Lehrauftrag für Logik und Erkenntnistheorie.⁵⁷⁷ Persönlich hat sich

575 Hinzuweisen ist noch auf die Habil. von Eduard Meyer, die jedoch 1927 an der Handelshochschule Mannheim erfolgte (aufgrund der Gutachten seines Bonner Lehrers Störing und des in Mannheim amtierenden Psychologen Otto Selz). Meyer, geb. 1888 in Vorlar/Münsterland, Abitur in Köln, neuphilol.-german.-philos. Studium in Bonn, Kriegsfreiwilliger (Offizier). Philos. Diss. bei Störing (‚Der Freiheitsgedanke und seine ethische Bedeutung bei Nietzsche‘), aber nach mediz. Studium Verlagerung der Forschungsinteressen auf die Psychologie. Seit 1923 Assistent am Institut für Psychologie der HHM. Habil.-Schrift: ‚Nietzsches Wertphilosophie, in ihrem strukturpsychologischen Zusammenhang‘ (PV. am 5. 3. 1928: Der gegenwärtige Stand des Leib-Seele-Problems; AV. 8. 6. 1928: Sein und Sollen in der Wertphilosophie). - UAHd, PA III, 5 b, Nr. 483, Meyer.

576 Leider hat mir das Archiv der Universität Erlangen auf Anfrage keine Einzelheiten über Zochers Habil.-Verfahren mitgeteilt.

577 Schorcht 1990, S. 101f.

Zocher, der offenbar auch während des Ersten Weltkrieges nicht herangezogen wurde, nie politisch engagiert.⁵⁷⁸

Zumindest weltanschaulich brachte ihn seine scheinbar so zeitferne Beschäftigung mit erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fragen in Berührung mit Problemen, die mittelbar auch von politischer Relevanz waren. Das trifft für die Zeit nach 1933 für das von ihm thematisierte Verhältnis von Naturwissenschaft und Naturphilosophie genauso zu wie auf die 1935 sogar in einer Tageszeitung erörterte Beziehung zwischen ‚Völkische[r] Weltanschauung und wissenschaftlicher] Philosophie‘.⁵⁷⁹ Vor 1933 hing, wie er selbstkritisch einräumte, seinen ‚Geschichtsphilosophische[n] Skizzen‘⁵⁸⁰ das Bleigewicht „formalistisch-methodologistischer“ Problemdifferenzierungen an, so daß die Probleme selbst nur „ein Stück weit ‚in die Sache hinein‘ verfolgt“ werden konnten.⁵⁸¹ Doch immerhin soweit, daß er Spenglers Destruktion der Weltgeschichte, ihre naturalistische Ersetzung durch das Modell organisch wachsender Einzelkulturen, wie die folgerichtige Preisgabe des Fortschrittsprinzips für das Ganze der Menschheit, kritisierte. An einem „totalistischen“, d. h. universalistischen Kulturbegriff gedachte Zocher offenbar weiter festzuhalten.⁵⁸²

Hamburg 1926: Heinrich Sauer

Wie Josef Meran in seiner Geschichte der Hamburger Universitätsphilosophie bedauernd feststellen muß, gebe es über Heinrich Sauer wegen des „spärlichen wissenschaftsbiographischen Materials“ nicht viel zu berichten.⁵⁸³ Sauer hat fast nichts veröffentlicht, so daß er philosophiehistorisch selbst innerhalb seiner Spezialgebiete, der Philosophie der Mathematik und der Wissenschaftstheorie, schwer einzuordnen ist. Promoviert wurde er von Scholz und Schlick, denen der Kieler Studienrat für Mathematik und Chemie 1922 eine Arbeit zum Thema: ‚Der logische Ort der statistischen Regelmäßigkeiten und die Wahrscheinlichkeitsrechnung‘ vorlegte.⁵⁸⁴ 1925 schied er aus dem Schuldienst aus, um seinen Hauptinteressen, der Wissenschaftstheorie und hier insbesondere der Art und den Grenzen wissenschaftlicher Begriffsbildung nachgehen zu können. Im Februar 1926 habilitierte er sich bei Cassirer mit einer unveröffentlicht gebliebenen Untersuchung ‚Naturgesetz und Wahrscheinlichkeit‘ (AV. am 19. 5. 1926: Physikalische Theorie und Erfahrung). Sauer griff darin das s. Zt. hochaktuelle Problem des durch die Quantentheorie erschütterten strengen Kausalitätsbe-

578 Nach: BAK, R 21/10023, Bl. 10837.

579 Beide Veröffentlichungen von Schorcht übersehen; vgl. dazu unten: B III.

580 Zocher 1933. Der erste, Rickert gewidmete Band wurde im April 1933 für den Druck abgeschlossen und ging z. T. auf Vorträge zurück, die Zocher in den 20er Jahren gehalten hatte. Der ohne Bezugnahme auf die Zeitereignisse auskommende zweite Band, dem Andenken seines Lehrers Paul Hensel gewidmet, erschien im Frühjahr 1934.

581 Zocher 1933, Bd. 2, S. 49f.

582 Ebd., Bd. 1, S. 80-83.

583 Meran 1991, S. 476f. - Sauer wurde am 17. 10. 1891 in Menninghausen (Kr. Waldeck) als Solin eines Landbriefträgers geboren und schlug zunächst selbst die mittlere Postbeamtenlaufbahn ein. 1911 holte er an einem Kasseler Realgymn. das Abitur nach, studierte in Göttingen und Berlin Philosophie (u. a. bei Simmel) sowie Chemie und Physik. Militärisch ausgemustert, bestand er 1915 das erste Staatsexamen für den höheren Schuldienst und kam nach seiner Referendarzeit 1920 als Studienrat nach Kiel. Sauer gehörte seit 1934 dem NSLB, seit 1937 der NSDAP an. - StAHH, H-DPA, I 356. - BAK, R 21/10017, Bl. 7986. - BAZ, MF.

584 Sauer 1923; das Rigorosum fand am 9. 12. 1922 statt. Die Arbeit blieb ungedruckt.

griffs auf. Er vertrat die These, daß neuere physikalische Beobachtungen zwar zur Revision des Kausalprinzips zwingen, aber der Begriff des Naturgesetzes als solcher und seine strenge Abgrenzbarkeit von jeder bloß statistischen Regelmäßigkeit nicht preisgegeben werden müssen.⁵⁸⁵

Als Privatdozent, ab Dezember 1932 als nb. ao. Prof., hat er bis zum SS 1933, abgesehen von einigen Veranstaltungen über Kant, ausschließlich Vorlesungen und Übungen zur Erkenntnistheorie und Logik, zur Philosophie der Mathematik (darunter zwei Übungen über Bertrand Russell) und zur Philosophie der Naturwissenschaften angeboten. Erst im WS 1933/34 zeigen die Vorlesungsverzeichnisse einen abrupten Themenwechsel an, hin zur „Ethik bei Kant und Fichte“, zu „Nietzsches Stellung zu Volk und Staat“ und zu „Goethes Weltanschauung“. Ähnliche Themen bot Sauer bis zum WS 1937/38 auch in der nationalsozialistisch geführten Hamburger VHS an, ohne sich allerdings in dem Maß zu engagieren wie seine Kollegen Noack und Ralfs.

Berlin 1927: Erich Hochstetter

Nach 1933 vertauschte der Berliner Philosophiehistoriker Erich Hochstetter seine Stellung in der Preußischen Akademie mit dem wissenschaftlich weniger reputierlichen Amt eines Gutachters im Dienste Alfred Rosenbergs; ein Vorgang, der uns noch beschäftigen wird (s. u. B I.). Man muß in diesem Arbeitsplatzwechsel auch die Bereitschaft sehen, sich politisch mit dem neuen Dienstherrn zu identifizieren. Anhaltspunkte, die im Werdegang Hochstetters auf dieses inzidente Bekenntnis vorweisen, sind aber nicht zu entdecken.

Hochstetter wurde am 4. August 1888 in Berlin geboren. Sein Vater war Apotheker und hatte sich eine Zeitlang als Fabrikant für Kunstblumen versucht. Nach dem Abitur am Luisenstädtischen Gymnasium studierte Hochstetter, unterbrochen nur von einem einsemestrigen Ausflug zu Rickert nach Freiburg, ausschließlich an der Berliner Universität. Dort zog ihn Benno Erdmann an sich, der ihm, wie Hochstetter, der eine Stieftochter Erdmanns heiratete, später dankbar vermerkte, gediegene philosophiegeschichtliche Kenntnisse und eine „gründliche Schulung in methodischer quellenkritischer Arbeit“ vermittelte. Da 1914 seine freiwillige Meldung nicht angenommen wurde, blieb Hochstetter zunächst als Krankenpfleger in Berlin und schloß die Dissertation über ‚Die subjektiven Grundlagen der scholastischen Ethik‘ 1915 ab. Als Vizefeldwebel in einer Landsturmeinheit kam er schließlich an die Ostfront, wo er sich in zweijährigem Einsatz auszeichnete. 1919 stellte ihn die Akademie als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter ein. 1921 wies man ihm dort eine gut dotierte planmäßige Hilfsarbeiterstelle zu. Als Mitherausgeber der Leibniz-Ausgabe oblag ihm die Edition des philosophischen Briefwechsels, eine Aufgabe die ihn über zwei Jahrzehnte beanspruchte. Daneben konzentrierte er sich auf die Erforschung der philosophischen Entwicklung vom Spätmittelalter zur Renaissance, wobei ihn besonders die „Auflösung der hochmittelalterlichen Weltanschauung und die Wendung zur Renaissance“ interessierte. Ertrag dieser Bemühungen waren die ‚Studien zur Metaphysik und Erkenntnislehre Wilhelm von Ockhams‘, die Hochstetter 1926 als Habilitationsschrift einreichte.

Gegen die Bedenken der beiden Altphilologen Jaeger und Norden, die Hochstetter mangelnde Vertrautheit mit den mittelalterlichen Handschriften vorhielten, habilitierte ihn die

585 StAHH, 364-13, Fachbereiche, Phil. Fak. 145; Votum zur Habil.-Schrift Sauers, unterzeichnet von Cassirer, Stern, Wolff, Hecker, Schädel (undat.)

Fakultät aufgrund günstiger Voten von Maier und Stumpf. Nach einer Probevorlesung über: Die Theorie des Doppelurteils in historischer Beleuchtung, und einer Antrittsvorlesung über Formen der Willensmetaphysik, nahm Hochstetter zum SS 1927 seine Lehrtätigkeit als Privatdozent auf. Nach zweijährigen Verhandlungen lehnte er 1930 einen Ruf an die Deutsche Universität nach Prag ab. Um seine nationale Einstellung zu belegen, verwies er nach 1933 auf diese Ablehnung, da die Verbeamtung in Prag die Aufgabe der deutschen Staatsangehörigkeit voraussetzte, was Hochstetter aber aus Treue zum Vaterland nicht übers Herz gebracht haben will. 1930 erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof.⁵⁸⁶

Vor 1933 gehörte Hochstetter politischen Parteien oder Organisationen nicht an, ebenso wenig drängte es ihn zu publizistischer Kommentierung des Tagesgeschehens, zur Beteiligung an Wahlaufufen oder ähnlichen Bekundungen. Auch die Wertschätzung für die deutsche Staatsbürgerschaft erscheint in einem vom nationalen Standpunkt weniger hellen Licht, wenn man die Akten des Ministeriums zu Rate zieht. Demnach war es die sehr schlechte finanzielle Ausstattung des Prager Extraordinariats, die Hochstetter bewog, den gut dotierten Dienst in der Akademie nicht aufzugeben.⁵⁸⁷

Köln 1931: Bodo Sartorius von Waltershausen

Sartorius von Waltershausen hatte sich in den 20er Jahren intensiv in die Geistesgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts und speziell in das Werk des Paracelsus vertieft. Mit Rücksicht auf die Konjunktur, die dieser Arzt und Naturphilosoph nach 1933 nicht zuletzt dank der Bemühungen von v. Waltershausens Kölner Kollegen Heimsoeth und Metzke erlebte, darf man vielleicht erwarten, daß auch er in diesen Kreis von Rezipienten und Vermittlern gehört, die Paracelsus zum beispielhaften Exponenten deutschen Denkens ausriefen, um damit auch weltanschaulich-politischen Erwartungen entgegenzukommen. Wohl nicht zuletzt eine intellektuelle Biographie, die so viele Anreger aufweist, daß daraus schwerlich eine stringente politische Überzeugung zu synthetisieren war, hat v. Waltershausen aber nicht nur im Bereich der Paracelsus-Forschung etwas an den Rand gedrängt.

Von Waltershausen wurde am 4. September 1900 in Straßburg als Sohn eines Versicherungsbeamten geboren. Ohne noch zum Militär herangezogen zu werden, bestand er im Juni 1919 in Karlsruhe sein Abitur. Das Studium nahm er in Heidelberg auf, wo er sich zunächst ganz auf altphilologisch-althistorische Fächer konzentrierte. Erst in München, ab WS 1920/21, wandte er sich unter Baeumker und Aloys Fischer philosophisch-pädagogischen Studien zu. Im Juli 1923 promovierte der protestantische v. Waltershausen bei Baeumker, dem Inhaber des Lehrstuhls für katholische Philosophie, dessen Hilfsassistent der Doktorand 1922/23 war, mit einer philologisch-quellenkritischen Studie aus dessen Arbeitsbereich: „Die Porphyrglossen des sogenannten Jepa (9. Jh.)“.⁵⁸⁸ Finanziell in Bedrängnis, wechselte v. Waltershausen Ende 1923 zu einem Hamburger Versicherungsunternehmen, das ihn bald

586 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1242, Bl. 45-60; Habil. Hochstetter. Ebd., Kur. H 352, PA Hochstetter. - GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XX, Bl. 18-22; Habil. Hochstetter. - Ebd., Bd. XXII, Bl. 110-112; vita Hochstetter, Sommer 1930, eingereicht zum Antrag auf Ernennung zum nb. ao. Prof.

GStA (wie Anm. 586), Bd. XXII, Bl. 110; Phil. Fak. an PrMWKV v. 2. 8. 1930. Die Arbeit lag mir nur im Auszug, d. h. ohne vita und in sehr kurzer Zusammenfassung vor. Es ist ein Beitrag zur frühmittelalterlichen Glossenliteratur; die Isagoge des Porphyrius vermittelte der mittelalterlichen Gelehrtenwelt grundlegende logische und metaphysische Begriffe aus Aristoteles' Werk.

zum Abteilungsleiter in seiner Kölner Generalagentur machte. Während dieser Zeit hörte er in beiden Universitätsstädten nationalökonomische Vorlesungen.⁵⁸⁹ Der in Köln lehrende Baeumker-Schüler Artur Schneider regte ihn Ende 1925 an, seine philosophischen Studien fortzusetzen. Von Waltershausen begann darüber hinaus bei Schneiders Kollegen Kahl ein pädagogisches Studium, das ihn 1927/28 auch für zwei Semester zu Spranger führte. Am 1. Oktober 1929 erhielt er eine Assistentenstelle am Kölner Pädagogischen Seminar, die er bis 1942 inne hatte. Von Schneider betreut, aber auch im engen Kontakt mit Nicolai Hartmann, an dessen „Diskussionsabenden“ er mehrere Semester lang teilgenommen hatte⁵⁹⁰, fertigte er seine Habilitationsschrift an, die er im Frühjahr 1931 als ‚Versuch über die Stellung des Paracelsus in der deutschen Bildungsgeschichte‘ der Fakultät vorlegte. Wie die erst 1936 veröffentlichte, wohl vom eingereichten Manuskript nicht gravierend abweichende Druckfassung belegt, war das kein Beitrag zur Konstruktion einer wesensgemäß deutschen Kontinuität in der Philosophiegeschichte. Vielmehr traf der Hauptgutachter Schneider v. Waltershausens Intentionen, wenn er betonte, die Studie erfasse im „urchristlichen Ideal“ und dessen Zusammenhang mit „dem Drängen auf ein praktisches Christentum“ das „leitende Motiv der religiös-sittlichen Gedankenwelt“ des Paracelsus. Das „große philosophisch-religiöse Weltbild“, das der Kandidat nach Hartmanns Urteil entworfen hatte, ließ dabei nationale Besonderheiten soweit zurücktreten, daß Erwin Metzke später monieren sollte, hier sei das „eigentümliche und produktiv Paracelsische“ von den „Ideenmächten“ und „geistigen Strömungen“ ganz in den Hintergrund gedrängt worden.⁵⁹¹ In ähnlicher Weise hatte v. Waltershausen zuvor bereits das Denken Melanchthons und August Hermann Franckes ausschließlich im zeitgenössischen Ideenkontext dargestellt, ohne insbesondere das von ihm bei Melanchthon entdeckte aktivistische, reformatorische Ethos für mehr als eine Reaktion auf die Dominanz der mittelalterlichen *vita contemplativa* auszugeben - sich also jede Vereinnahmung für den deutschen „faustischen Dynamismus“ und dgl. versagt.⁵⁹² Das eröffnete ihm Zugänge zu Sprangers wertphilosophischem Bildungsidealismus: am „Totalbild des Menschen“ müsse die moderne Pädagogik zumindest in der Form der regulativen Idee ebenso festhalten wie an den vom relativen, historisch-soziologisch bedingten Wertverhalten nicht tangierten überzeitlichen Werten.⁵⁹³

Das Habil.-Verfahren v. Waltershausens schloß im Juli 1931 mit einer Probevorlesung über: Diltheys Bedeutung für die systematische Erziehungswissenschaft ab. Mitte Januar 1933 beantragte die Fakultät für ihren Privatdozenten (*venia*: Philosophie und Pädagogik) einen Lehrauftrag für „Die Geschichte der Leibesübungen und der körperlichen Erziehung“, der ihm zum 1. April 1933 erteilt wurde. Diesem politisch geförderten Fach verlieh v. Waltershausen aber publizistisch keine Konturen.⁵⁹⁴ Auch trat er zwar im August 1933 in den

589 Bei Leaman 1993, S. 84, figuriert er deshalb gleich als „Rechtsanwalt und Volkswirt“.

590 Hartmann bedankt sich auch ausdrücklich bei v. Waltershausen für die Anregungen zum geschichtsphilosophischen Hauptwerk: ‚Das Problem des geistigen Seins‘, 1933, S. V.

591 Metzke 1939, S. 76 zu v. Waltershausen 1936.

592 v. Waltershausen 1927 und ders. 1928b.

593 Ders. 1928a, S. 103ff.

594 Erwähnt wurden 1937, als im Druck befindlich, Aufsätze über die Turnjugend 1813 u. a., doch sind sie bibliographisch nicht nachweisbar, dürften jedoch wie seine Rezensionssays über ‚Die Jugendbriefe Max Webers und Justus Moser. Zum Problem des Konservatismus (ders. 1937a+b)‘, in der KölnZ erschienen sein.

NS-Lehrerbund, im Oktober 1933 in die SA ein und fand 1937 Aufnahme in die Partei, doch Baeumlers Dienststelle im Amt Rosenberg rechnete ihn 1939 unter die Anhänger der von Hartmann-Heimsoeth in Köln etablierten „bodenlosen Geistesphilosophie“ und verdächtigte ihn, dem George-Kreis nahestehend zu haben.⁵⁹⁵ Davon war dem Sicherheitsdienst der SS nichts zu Ohren gekommen, wußte man dort doch nur, daß v. Waltershausen „früher“, also wohl vor 1933, „ohne Aktivität“ und unbestimmbar „national“ gewesen sei. Diese Haltung hatte sich nach Ansicht der Informanten des SD nach 1933 zwar zugunsten der NSDAP verändert („steht dem NS. positiv gegenüber“), aber noch 1942 galt der 1939 mittlerweile zum apl. Prof. aufgerückte Dozent als „ungebunden“: Von einer nationalsozialistischen Philosophie sei jedenfalls nichts sichtbar.⁵⁹⁶ Trotz einer marginalen, programmatisch gemeinten Bemerkung, autobiographische Quellen (z. B. Adolf Hitlers ‚Mein Kampf‘) seien zur Erschließung der „Naturgrundlagen des Denkens“ zu nutzen⁵⁹⁷, blieb v. Waltershausen also nach 1933 weiter politisch indifferent, was auch anhand seiner kleineren Arbeiten über die nationalliberale Verankerung des frühen Dilthey und des jungen Max Weber zu belegen wäre. 1939 eingezogen, konnte er einen Vertretungsauftrag in Münster (WS 1939/40) sowenig wie in Göttingen (1942) wahrnehmen.⁵⁹⁸

Göttingen 1931: Werner Brock

Der Berliner Arztsohn, geboren am 28. März 1901, begann, nach dem Abitur an einem Charlottenburger Reformgymnasium (September 1918) und kurzem „vaterländischen Hilfsdienst“ in den letzten Kriegswochen, im Frühjahr 1919 ein philosophisch-geisteswissenschaftliches Studium an seiner Heimatuniversität. Über Jena und München nach Heidelberg gelangt, wechselte er 1921 zur Medizin. 1926 legte Brock in Göttingen das erste medizinische Staatsexamen ab, entschloß sich aber auf Anregung von Georg Misch, sein Philosophiestudium wieder aufzunehmen. 1928 promovierte er bei Misch und Geiger über ‚Nietzsches Idee der Kultur‘, am 29. Juli 1931 habilitierte er sich an der Göttinger Fakultät mit einer nicht veröffentlichten Arbeit: ‚Die Grundstruktur des Lebendigseins‘.⁵⁹⁹ Als seine Lehrer „im engeren Sinne“ zählte Brock 1931 auf: Max Weber, Jaspers, Gundolf, Heidegger

595 BAK, NS 15/246, Bl. 0354835f.; Bericht über die weltanschauliche Lage an der Universität Köln v. 25.4. 1939 (HA W/Lemke).

596 BAP, R 49.01/12444, Bl. 96; SD-Beurteilung zu v. Waltershausen 1942. Urteil beruht wohl auf günstigen Einschätzungen seitens des Kölner NSDD, von denen anlässlich eines Berufungsverfahrens für die Nachfolge Kriecks in Frankfurt die Rede war. Vgl. UAF, Abt. 13/352; Rektor Platzhoffan REM v. 6. 8. 1937.

597 v. Waltershausen 1934b.

598 Alle biographischen Angaben sowie die Zitate aus den Gutachten von Schneider und Hartmann (Mai 1931) aus: UAK, Zug. 44/150, PA v. Waltershausen. Nachweise über Mitgliedschaften in NSLB und NSDAP in: BAZ, MF. - Nach Ratzke 1987, S. 210, wurde v. Waltershausen zum SS 1943 mit der Wahrnehmung pädagogischer Lehrveranstaltungen in Göttingen beauftragt. 1944 sei er eingezogen worden (korrekt wohl: wieder eingezogen). Lt. DD-Kartei gab es von dem als Infanteristen an der Ostfront eingesetzten Philosophen seit Sommer 1944 kein Lebenszeichen mehr, aber auch keine Verlustmeldung. Er wurde 1958 für tot erklärt.

599 Die Darstellung folgt hier den Angaben aus einem Lebenslauf Brocks v. 18. 10. 1931, überliefert in: UAFb, PA Brock. Wegen der eingangs angedeuteten Schwierigkeiten mit der Leitung des UA Göttingen war es mir nicht möglich, genauere Angaben über das Habil.-Verfahren Brock zu erhalten. Zu Charakter und Werdegang Brocks vgl. auch Jaspers' sehr zurückhaltende Einschätzung in einem Schreiben an Heidegger v. 25. 7. 1931 in: Heidegger-Jaspers Brw. 1990, S. 143ff.

- „nächst dem Geiger, Misch und Schmalenbach“. Obwohl unter seinen Lehrern im weiteren Sinn auch die Historiker Marcks und Oncken sowie der Nationalökonom Lederer waren, scheint die politische Welt Brock kaum berührt zu haben. Seine Nietzsche-Dissertation referiert langatmig, was der Philosoph bis 1876 unter Kultur verstand. Dabei läßt Brock zwar erkennen, daß diesem Kulturverständnis allenthalben die Realitätsbezüge abgingen, scheint aber Nietzsches Wertschätzung des individualistisch gedachten „wahren“ oder „eigenen/eigentlichen“ Daseins zu teilen. Wenn er auch diesen Kult der Authentizität weniger auf dem Sektor der „Geisthaftigkeit“ als auf dem der Gefühle (von Nietzsche vernachlässigt sein: „Geschlechtlichkeit, Erotik, Liebe“) zu huldigen beabsichtigte.⁶⁰⁰

Eine höchst unfreiwillige Beschäftigung mit den politischen Realitäten zwang ihm die Zusammenarbeit mit Heidegger auf. Brock hatte sich zum 1931/32 nach Freiburg umhabilitieren lassen, um auf Heideggers Einladung hin am Freiburger Philosophischen Seminar die nach Oskar Beckers Bonner Berufung vakante Assistentenstelle zu übernehmen. Schon nach wenigen Monaten der Zusammenarbeit sei Brock, so wußte Husserl zu berichten, in eine üble Lage geraten. Denn Heidegger, der im Frühjahr 1932 nach Husserls Eindruck zum Nationalsozialismus und zu einem „schroffen Antisemitismus“ übergegangen sei, habe bei der Einstellung gar nicht gewußt, daß sein Assistent Jude sei.⁶⁰¹ Ohne vor seiner Entlassung im Herbst 1933 noch einmal publizistisch oder anderweitig politisch hervortreten, scheint Brock es ohne ersichtlichen Konflikt an Heideggers Seite ausgehalten zu haben. Auch eine bald nach seiner Emigration in England veröffentlichte *Introduction to Contemporary German Philosophy* gibt keinen Blick zurück im Zorn frei und beschränkt sich auf das Referat der wichtigsten philosophischen Schulen seit der Jahrhundertwende.⁶⁰²

München 1932: Kurt Schilling

Sobald diese Arbeit das Jahr 1933 hinter sich gelassen hat, werden wir Kurt Schilling noch verschiedentlich als Philosophen begegnen, der sich mit rechts- und staatsphilosophischen Themen befaßte und der dabei mangels rassenideologischer Ausrichtung ins Kreuzfeuer nationalsozialistischer Kritiker geriet, den aber andererseits ausgerechnet die Ahnenerbestiftung der SS damit beauftragte, unter ihrem Dach eine Lehr- und Forschungsstelle Philosophie aufzubauen (s. u. B I.). Trotzdem muß er hier unter die jungen, politisch indifferenten Habilitanden aus der Endphase Weimars eingeordnet werden, dessen schon umfangreiche Bibliographie vor 1933 keinen Hinweis gibt auf die nachfolgende Verlagerung seiner Forschungsinteressen.

Schilling kam am 17. Oktober 1899 in München zur Welt. Der Vater, Berufsoffizier, verunglückte kurz nach der Geburt seines Sohnes während eines Manövers tödlich. Aufwachsend im Hause seines Großvaters, des Professors Ewald Wollny, besuchte Schilling das Münchner Maximiliansgymnasium und das Landerziehungsheim in Schondorf, wo ihn im Juli 1917, noch vor dem Abitur, die Einberufung traf. Als Feldartillerist, zuletzt im Rang eines Vizewachtmeisters Offiziersaspirant, verbrachte er das letzte Kriegsjahr an der West-

600 Brock 1930, S. 95, 128ff. (zu Nietzsches „Wahrhaftigkeitskultur“), S. 175ff.

601 Husserl Brw. 1994, Bd. IV, S. 288f.; Husserl an Landgrebe v. 28. 5. 1932. Vgl. das Gutachten von Jaspers v. 22. 12. 1945 in: Ott 1988a, S. 315f.: Heidegger sei über Brocks Herkunft nicht orientiert gewesen. Im Widerspruch dazu wertet Ott ebd., S. 180, die Einstellung als Indiz für Heideggers Unvoreingenommenheit Juden gegenüber.

602 Brock 1935.

front. 1920 holte Schilling das Abitur nach und begann in München ein Philosophiestudium, das ihn über Freiburg und Marburg nach Göttingen führte, wo ihn sein Münchner Lehrer Geiger und der Korreferent Misch 1926 mit einer Untersuchung zur Wissenschaftslehre promovierten: „Über die begriffliche Erkenntnis im Gegensatz zur mathematischen“. Von 1927 bis 1930 zahlte ihm die Notgemeinschaft ein von Geiger und dem Münsteraner Hegel-Interpreten Alfred Brunswig wärmstens befürwortetes Stipendium für eine Untersuchung des Hegeischen Wissenschaftsauffassung. Vermutlich mit dieser, 1929 unter dem Titel: „Hegels Wissenschaft von der Wirklichkeit und ihre Quellen“ (Bd. 1: „Begriffliche Vorgeschichte der Hegeischen Methode“) veröffentlichten Arbeit beabsichtigte er, in Berlin die *venia legendi* zu erwerben. Aus nicht zu erhellenden Gründen scheiterte dies am Widerstand Sprangers. Schilling-Wollny, wie er sich zu dieser Zeit nannte, gelang es dann, in Hönigswald einen Förderer zu finden, der ihn beim zweiten Anlauf zur Habilitation in „schweren Jahren zum Ausharren“ ermunterte und der im Juli 1932 die neue, Schellings philosophischer Entwicklung gewidmete Studie annahm.⁶⁰³

Schilling klagt im Vorwort dieser 1934 gedruckten und dem schon entlassenen Hönigswald dedizierten Arbeit, daß sein Buch über „Aristoteles' Gedanke der Philosophie“ (1928) ebenso wie das über Hegel kaum Gnade bei den Kritikern gefunden habe.⁶⁰⁴ Tatsächlich war die Aristoteles-Studie von Willy Theiler als „dilettantisch“ abgefertigt worden.⁶⁰⁵ Ebenso stieß seine Schelling-Analyse bei dem Geiger-Schüler Zeltner auf Ablehnung, während Eberhard Fahrenhorst nur etwas ratlos konstatierte, daß der intendierte Gewinn für die „heutige Problemlage“ nicht recht deutlich werde.⁶⁰⁶ Es ist darum aufschlußreich, wenn die einzige fast vorbehaltlos positive Rezension, die des Natorp-Schülers Hinrich Knittermeyer, im Dezember 1935 vermerkte, wie wenig Schillings Präparation des Schellingschen Wahrheitskriteriums über Cohen hinausführe.⁶⁰⁷ Dies war nicht tadelnd gemeint, und Schilling dürfte es auch nicht so verstanden haben. Diente ihm doch Cohen als Gewährsmann, um Heideggers Kant-Buch zu kritisieren: Zum einen sei der gegen Cohen polemisierende Heidegger gar nicht über dessen Kantinterpretation hinausgelangt (weil diese nämlich nicht erkenntnistheoretisch, sondern ihrerseits auch schon metaphysisch angelegt sei), zum anderen verhindere Cohens Deutung, die die Philosophie als „Hort wissenschaftlicher Freiheit“ begreife, ein Abgleiten in die Willkür subjektiven Erlebens, wie sie Schilling bei Heidegger zu erkennen glaubte.⁶⁰⁸ Die in allen philosophiehistorischen Bemühungen Schillings bis 1933 präsente Frage nach einem wissenschaftlich-methodisch zu sichernden Wahrheitsbegriff ist

603 UAM, PA Schilling, darin die Angabe, daß die PV. am 3. 12. 1932 stattgefunden habe; dabei dürfte es sich um die AV. gehandelt haben, aber deren Thema ist nicht überliefert. Dieser Akte ist auch nicht zu entnehmen, ob Hönigswalds Kandidat auf Widerstände in der Kommission oder der Fakultät traf. Weitere Daten zum akademischen Werdegang enthält: BAZ, REM-PA Schilling sowie: BayHStA, MK 39694. Unergebig betr. der gescheiterten Berliner Habil. ist leider: UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1196, Bl. 272-273.

604 Schilling 1934, S. 13f.

605 Theiler 1929.

606 Zeltner 1934a und Fahrenhorst 1937.

607 Knittermeyer 1935, Sp. 2118.

608 Schilling 1930, S. 344, 350.

denn auch die einzige, politisch auslegbare Implikation, weil sie ein als „liberal“ zu klassifizierendes Wissenschaftsverständnis offenbart.⁶⁰⁹

4. Personalpolitisches Resümee der Jahre von 1919 bis 1932

Unter der Verantwortung demokratisch gewählter Kultusminister fielen im Fach Philosophie zwischen 1919 und dem Untergang der Republik 65 Berufungsentscheidungen. Darunter ist kaum eine, bei der nicht vermeintlich externe, fachfremde, nämlich weltanschaulich-politische Kriterien eine wichtige, häufig ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Und dabei kann das ganze Ausmaß politischer Einflußnahme in dieser Darstellung nicht einmal erfaßt werden, da informelle Instrumente personalpolitischer Steuerung mit Hilfe amtlicher Unterlagen nicht nachzuweisen sind. Hier versprechen die Nachlässe vieler Philosophen noch interessante Aufschlüsse. Diese Politisierung der Berufungsverfahren ist die Kehrseite der seit 1918 gestiegenen kulturpolitischen Ansprüche an das weltanschauliche „Synthesefach“: Auf die Philosophie setzte nicht nur Carl Heinrich Becker die Hoffnung, sie möge einen besonderen Beitrag zur ideellen Integration der „zerrissenen“ Nation, zur Überwindung ihrer durch Kriegsniederlage und Systemwechsel vertieften sozialen, regionalen und konfessionellen Gegensätze liefern.

Die politische Einflußnahme bediente sich verschiedener Formen und Mittel. Am auffälligsten tritt sie in den zahlreichen, mitunter durch eine knappe Mehrheitsentscheidung der Fakultät bemäntelten Oktroyierungen (v. Aster, Scholz, H. Schneider, Goldstein, Utitz, Tillich, Horkheimer, Wust, Marck) auf. Ebenso unverstellt sind politische Einmischungen bei der Begründung neuer Lehrstühle zu beobachten, zumal sie überhaupt erst als ein Resultat von Koalitionsvereinbarungen oder als Zugeständnis an Lobbyisten (Lehrerverbände) auf den Etat kamen: So die Kombination Schultze/Heimsoeth in Königsberg, Luchtenberg und Meier an der TH Darmstadt, Görland in Hamburg, Cohn in Freiburg, vermutlich auch Linke in Jena, Steinbüchel in Gießen, Behn und - mittelbar, kompensatorisch: Becker in Bonn. In einigen Fällen entschied die politische Affinität zwischen Fakultätsmehrheit und Ministerialbürokratie über die Personalauswahl: So bei den Berufungen von Cassirer in Hamburg, Jaspers und Hoffmann in Heidelberg, Haering und Wundt in Tübingen, von Meyer in Würzburg und - besonders krass sichtbar - bei den Berufungen von Moog, Leisegang und Ebbinghaus, jeweils kurz nach Übernahme der Regierung durch eine Rechtskoalition. In anderen Fällen bestimmte die politische Mehrheit in der Fakultät die Anforderungen, denen ein Philosoph zu genügen habe - in politischer oder manchmal auch schon in „rassischer“ Hinsicht (Kiel 1919: gegen den „unnordischen“ Cassirer, Erlangen 1921: für den deutschnationalen Leser, Greifswald 1921: mit Rücksicht auf die deutschnationale Studentenschaft gegen den Sozialdemokraten Linke, Heidelberg 1922: gegen den Juden Kroner, Dresden 1923:

609 Von Grunsky wurde nach 1933 durchaus zutreffend bemerkt, wie abhängig Schillings Geschichtsbild von dem des liberalen Historikers Friedrich Meinecke sei (BAK, R 73/14291; Gutachten Februar 1937). Insoweit wählte er mit Hönigswald den „passenden“ Betreuer seiner Habilitation.

für den deutschnationalen Kafka, Göttingen 1923: für den während der bayerischen Rätezeit konterrevolutionären Geiger, Marburg 1927: für den deutschnationalen Mahnke). Selten ans Tageslicht kommt hingegen das Geflecht informeller politischer Beziehungen (Intervention von Parteifreunden im Fall von Linke und Marck, Dominanz parteipolitischer Auswahlkriterien in den Kuratorien der Universitäten Frankfurt und Köln, persönliche Beziehungen zwischen Minister und Kommissionsmitgliedern, z. B. zwischen C. H. Becker und Werner Jaeger).

Wie dargelegt, waren die Philosophiedozenten in diesem Spiel nicht nur die Figuren auf dem Schachbrett. Erich Jaensch hat rückblickend vom „Heidelberger Geist“ gesprochen, der nach 1918 ein „starker kultureller Machtfaktor“ gewesen sei. Das Duo Becker-Troeltsch habe in diesem Geist weit über die Philosophie hinaus die „geistes- und kulturwissenschaftliche“ Ausrichtung Philosophischer Fakultäten betrieben und die empirischen „Wirklichkeitswissenschaften“, namentlich die Psychologie, abgebaut.⁶¹⁰ Mag angesichts der vier Jahre, die Troeltsch für sein hochschulpolitisches Engagement vergönnt waren, dessen tatsächlicher Einfluß überschätzt worden sein: Nach seinem Tod (1923) gewann langsam eine badische Beratergruppe (Husserl, Jaspers, Heidegger) Einfluß auf die Berliner Entscheidungen. Daneben soll Hartmann „das Ohr“ von Becker und Grimme gehabt haben.⁶¹¹ Aber auch wenn man den „Heidelberger Geist“ nicht derart personifiziert: der von Jaensch beklagte Vormarsch der „Neuscholastik des kulturwissenschaftlichen Kreises“ ist als Faktum schwerlich zu ignorieren. Und die Berufungen von Jaspers, Hoffmann, Mahnke, Frank, Heidegger (nach Marburg und nach Freiburg), Ebbinghaus, O. Becker, Heimsoeth (nach Köln 1931) und Heyse gehen unbestreitbar auf badische Konnexionen zurück, während dem auf den Troeltsch-Lehrstuhl drängenden Heidelberger Erich Rothacker über den ehemaligen Heidelberger Heinrich Maier und den Hochschulreferenten Wolfgang Windelband eine Seitentür zum „Machthaber“ offen stand, die dann ins Bonner Ordinariat führte. Die Mitwirkung an der Institutionalisierung dieser unter dem Schlagwort der „neuen Metaphysik der Wirklichkeit“ (Heimsoeth)⁶¹² firmierenden Philosophievarianten (die neue Ontologie, Phänomenologie, Existenzphilosophie, philosophische Anthropologie und geistesgeschichtliche Hermeneutik der Dilthey-Schule) - das ist als der wichtigste, aktivste Beitrag der Philosophen zur Hochschul- und Kulturpolitik Weimars zu werten. Und dies ging, wie Jaensch richtig bemerkt, mindestens zu Lasten der Psychologie und, so muß man hinzufügen, der nicht geisteswissenschaftlich orientierten Pädagogik. Ordinariate oder Extraordinariate mit einer psychologisch-pädagogischen Lehrtradition gingen zugunsten der Philosophie verloren bzw. konnten auf Wunsch der Fakultät nicht neu diesen Fächern gewidmet werden in: Kiel (Martius/Schlick), Königsberg (Ach/Heimsoeth), Leipzig (Barth/Schneider), Halle (Frischeisen-Koehler/Utitz), Frankfurt (Ziehen/Scheler), Münster (Brunswig/Scholz), Bonn (Störing/Becher-Jaspers-Rothacker⁶¹³) und Breslau (Hönigswald/Marck).

610 Jaensch 1936.

611 König-Plessner Brw. 1994, S. 210; Plessner an König v. 10. 3. 1931. Überliefert ist eine weltanschauliche Konvergenzen andeutende Korrespondenz zwischen Grimme und Hartmann: GStA, Rep. 92, NL Grimme, Nr. 79, Mappe 56 (1922-1950).

612 Windelband-Heimsoeth 1935, S. 593.

613 Daß Rothacker schon bald nach Übernahme des Ordinariats auch als Psychologe zu arbeiten begann, war bei der Berufung kaum von Bedeutung.

Von der Aversion gegen „Spezialwissenschaften“, die sich besonders gegen Psychologie und Pädagogik entlud, blieben Soziologie, Geschichts- und Rechtswissenschaft verschont. Das gesellschaftlich-politische Leben schien der „neuen Metaphysik“ also in höherem Grade den Bezug zur „Wirklichkeit“ zu vermitteln als die herkömmliche experimentelle Psychologie. Darum institutionalisierte sich diese neue „Synthese“ in Form von Lehrstühlen und Lehraufträgen: Freyer rückte auf ein soziologisches, Horkheimer auf ein sozialphilosophisches Ordinariat. Schelers Lehrauftrag umfaßte Sozialphilosophie und Soziologie, Rothacker etablierte die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Soziologen und Nationalökonomien. Lehraufträge für Soziologie, Sozialphilosophie, Rechts- und/oder Staatsphilosophie erhielten die Privatdozenten: Moog, Marck, Ipsen, Honigsheim, Selz⁶¹⁴, Schulze-Soelde, Weidenbach, Dempf, Emge und Löwith. Mehr als sporadisch boten auf diesen Feldern nach 1919 Lehrveranstaltungen an bzw. veröffentlichten über sozialwissenschaftliche Themen: Goedeckemeyer, Barth, v. Brockdorff, v. Aster, Saitschick, Mehliß, Vorländer, Nelson, Plessner, Schmalenbach, Lessing, Goldstein, Steinberg, Stammer, Mennicken, Gallinger, Faust, Rüther, Horneffer, Bäcker, Cornelius, Baumgartner, Behn, Messer, Wentscher, H. Schwarz, Geiger, Meyer, Litt, Ebbinghaus, Kinkel, Meier, M. Wundt, Braun, C. Ritter, Linke, Baur, Tillich, Cohn, Pichler, Brunstäd, Groethuysen, Verweyen, Raab, v. Hildebrand, Ehrenberg, Koppelman und Steinbüchel. Dieser Kreis erweitert sich, wenn man die in den Vorlesungsverzeichnissen der 20er Jahre erstmals angebotenen Veranstaltungen zur Philosophischen Anthropologie mit einbezieht (Plessner, Groethuysen, Baeumler, Landsberg, Rothacker, Scheler, Dempf, Heinemann, Riezler).⁶¹⁵

Insgesamt signalisiert das zwar keine „Soziologisierung“ des Faches, aber eine große Bereitschaft, es unter dem Druck der „Wirklichkeitserfahrung“ (Heimsoeth)⁶¹⁶ zu aktualisieren und neue Gegenstandsbereiche zu erschließen. Insoweit entsprechen sich also zwei Prozesse: die fast lückenlose Politisierung der Berufungsentscheidungen und die gesellschaftswissenschaftliche Öffnung des Faches. Beide Prozesse verlaufen nicht etwa parallel, sondern sie bedingen einander in einem Verhältnis von Angebot und Nachfrage: Die kulturpolitische Nachfrage forderte eine weltanschaulich-politisch relevante Philosophie, sie begünstigte diese berufungspolitisch und beschleunigte damit ihren innerdisziplinären Paradigmenwechsel, der die erkenntnistheoretische „Bewußtseinsphilosophie“ des Neukantianismus weitgehend außer Kurs setzte und jede Spielart positivistischer Philosophie auf akademische Reservate begrenzte.

614 Otto Selz, geb. 1881 München - gest. 1943 Auschwitz, nach jur. Studium und Anwaltszulassung (1908) Fortsetzung des philos. Studiums, Promotion bei Lipps: ‚Die psychologische Erkenntnistheorie und das Transzendentalproblem. Untersuchungen zur Entstehung des Transzendentalproblems des englischen Empirismus‘ (1909). Seit 1909 unter Külpes Anleitung fast ausschließlich mit denkpsychologischen Problemen befaßt. Habilitierte sich 1912 in Bonn: ‚Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs‘ (PV.: Husserls Phänomenologie und ihr Verhältnis zur phänomenologischen Fragestellung; AV.: Über die Gesetze der produktiven Tätigkeit). Der 1920 verliehene, bis zum SS 1923 wahrgenommene LA Rechtsphilosophie entsprang mehr einem Unterrichtsbedürfnis der Fakultät und ihrer Spekulation, daß es aussichtsreicher sei, in einem Fach mit sozialwissenschaftlichen Bezügen einen besoldeten LA für Selz zu erhalten als in seinem eigentlichen Forschungsgebiet, der in Bonn gut vertretenen Psychologie. - Zu Selz: UAB, PA Selz und: Seeböhm 1970.

615 Vgl. Anhang.

616 Windelband-Heimsoeth 1935, S. 571.

Mustert man die Lebensläufe der Philosophen, die in den 20er Jahren zu Protagonisten dieser politisch geförderten Weltanschauung des Faches wurden, dann ließe sich ein sozialgeschichtliches Profil zeichnen, bei dem die Herkunft, die fachwissenschaftliche Ausbildung in den „praktischen“ Wissenschaften sowie schließlich Kriegserlebnis und revolutionäre Erfahrungen (Zugehörigkeit zum Soldatenrat, Freikorpseinsatz u. a.) die Wende zur „Wirklichkeit“ vorbereiteten. Lebensgeschichtlich wichtiger jedoch ist etwas anderes: der religiöse Faktor. Sind doch die Philosophengenerationen der 20er bis 40er Jahre die letzten, für die „Gott“ ein zentraler Bezugspunkt weltanschaulicher Reflexion ist.

Nicht von ungefähr besetzten Theologen nach 1919 auch nicht-konfessionell gebundene philosophische Lehrstühle (1915 schon Troeltsch, dann Scholz, Steinbüchel, Tillich), bzw. wechselten Philosophen in die Theologische Fakultät (Brunstäd, Delekat, Schmidt-Japing). Eine erstaunlich große Zahl auch noch unter den Habilitanden der 20er Jahre durchlief eine theologische Ausbildung. Bei den Älteren ist dies nachzuweisen für: Baumgartner, Baur, Burckhardt, Ehrenberg, Ehrhardt, Faut, Haering, Koppelman, Lipsius, Maier, Meyer, C. Ritter, F. J. Schmidt, Störing und Tillich; bei den jüngeren legten ein theologisches Examen ab: Delekat, Dempf, Hessen, Keller, Leese, Meier, A. Müller, Pfeil, Rosenmöller, Schmidt-Japing und Schulemann. Ihnen zur Seite sind die Zentrumsphilosophen zu stellen: Geysler, Dyroff, Baeumker, Stolze, A. Schneider, Honecker, Wust, v. Hildebrand, Huber, Landsberg, Feldmann, Lützel, Rüter, Most und B. Schwarz. Dazu muß man die existentiell von religiösen Krisen Betroffenen berücksichtigen.

Auffällig und daher wohl symptomatisch für die Intensität der weltanschaulichen Beunruhigung, die am Anfang des 20. Jahrhunderts noch von religiösen Fragen ausging, ist die Häufigkeit der Konversion: Bei einigen jüdischen oder später sogenannten „halbjüdischen“ Dozenten (Husserl, Saitschick, Ettlinger, Hönigswald, Kroner, Frank, Steinberg, v. Hildebrand, Kafka, Ehrenberg, Landsberg, Gallinger, Liebert, Kuhn) mögen pragmatische Karriereerwägungen eine geringe Rolle gespielt haben - die Bedeutung des religiösen Faktors können sie nicht vermindern. Weitere Konvertiten waren: Messer, Heidegger, Verwey, Weinhandl, die die katholische Kirche verließen, sowie Scheler und Behn, die vom Protestantismus zum Katholizismus übertraten. Ganz unbeachtet darf auch das vielzitierte evangelische Pfarrhaus nicht bleiben: Die Väter von Erhardt, Koppelman, C. Ritter, Scholz, Haering, Lipsius, Bergmann, Thyssen, Leisegang, Tillich und Hildebrandt waren Pastoren oder Theologieprofessoren. Aus einem vom religiösen Dissens geprägten häuslichen Milieu entstammen die Altkatholiken Cornelius und Baeumler, der Baptist H. Günther, die Pietisten Adickes und Hasse, während Ehrenstein und Honigsheim zu Beginn ihrer Dozentenlaufbahn den Quäkern nahestanden. Die Virulenz des religiösen Faktors ist schließlich ablesbar an der Militanz, mit der einige Philosophen wie Drews, Horneffer, Verwey, Leese oder Bergmann ihren Kampf gegen die Amtskirche führten. Und namentlich hier gar nicht aufzulisten ist die Zahl der Dozenten, die das Thema Religion publizistisch und/oder regelmäßig in Lehrveranstaltungen (s. Anlage) behandelten. Diese religiösen Prägungen und Erwartungen dürften dafür verantwortlich gewesen sein, daß die politischen Einstellungen vieler Philosophen sich vor einem sich totalisierenden weltanschaulichen Horizont entfalteten.

III. Kommentare zum politischen Zeitgeschehen

1. Sozialidealisten, Katholiken und Liberale

Die im vorangegangenen berufungspolitischen Teil sichtbar gewordenen weltanschaulich-politischen Präferenzen, die Fraktionierungen wie die Neigungen zu „synthetisch-überparteilicher Krisenbewältigung“, sollen in diesem Teil anhand innen- und außenpolitischer Stellungnahmen zum Zeitgeschehen systematisch erfaßt werden. Dabei hätte es sich angeboten, die bei aller Überparteilichkeit doch unleugbaren weltanschaulich-politischen Unterschiede als Gliederungsprinzip zu nutzen und nacheinander jeweils katholische, deutschnationale usw. Kommentare etwa zum Versailler Diktat oder zu den Systemwechseln von 1918 und 1933 abzuhandeln. Trotzdem, ungeachtet der erheblichen Differenzen, die z. B. zwischen dem Sozialdemokraten Siegfried Marck und dem Zentrumsanhänger Theodor Steinbüchel im Hinblick auf die ideale Wirtschaftsverfassung der Republik bestanden, sind beide im folgenden mit ihren Vorschlägen im Kapitel über die Wirtschaftspolitik vertreten. Gliederungstechnisch formiert sich so aus den Anhängern der „Weimarer Koalition“ mitsamt einigen Links- und Rechtsauslegern ein „Lager“¹, von dem dann ein anderes, weltanschaulich wesentlich geschlosseneres, das der Deutschnational-Völkischen abgegrenzt wird. Da eine deutschnational-völkische Gruppe seit 1917 in der Deutschen Philosophischen Gesellschaft zusammengeschlossen war, sollen ihre Kommentare und politischen Gegenentwürfe im Rahmen einer Geschichte der DPhG analysiert werden. Man hätte auch innerhalb der Weimarer Koalition einen institutionellen Rahmen wählen können, etwa eine philosophische Gesellschaft (Euckenbund, Kant-, Schopenhauer-, Internationale Hegel-, Görres- oder gar Rehmke-Gesellschaft) oder eine Zeitschrift („Kant-Studien“, „Logos“). Doch sind hier die kleineren Gesellschaften und ihre Zeitschriften weniger repräsentativ als die DPhG und deren „Blätter für Deutsche Philosophie“, während die Mitarbeiterkreise des „Logos“ und der „Kant-Studien“ aufgrund ihrer tief in die wilhelminische Epoche hinabführenden neukantianischen Wurzeln, vor allem aber, weil gerade die rasant expandierende Kantgesellschaft als philosophische Kulturgrößmacht der Weimarer Zeit, sinnvoll nur monographisch untersucht werden könnte.

1 Miteinbezogen werden die an österreichischen Universitäten lehrenden Philosophen, die im hier gezogenen berufungspolitischen Rahmen der *deutschen* Universitäten erst mit dem „Anschluß“ von 1938 Berücksichtigung finden (B II.)

Ein drittes, hier freilich nur von einem einzigen Mann, Alfred Baeumler, repräsentiertes „Lager“ ist in der Übergangszone zum Nationalsozialismus auszumachen. Die dort dominierenden „nationalrevolutionären“ Ideen spielen auch in der DPhG, bei Hugo Fischer und Günther Ipsen etwa, eine wichtige Rolle, aber nur für Baeumler bilden sie relativ früh eine Brücke hinüber zur NS-Ideologie. Die Konzentration auf Baeumler, auf sein persönliches Engagement wie seine Kritik am „System“, rechtfertigt sich zunächst aus der Forschungslage: Anders als über seinen Mitstreiter Ernst Krieck, der, da bis 1933 nur Dozent an einer Pädagogischen Akademie, ohnehin nicht in die Weimarer Kapitel dieser Arbeit gehört, gibt es über Baeumler keine annähernd präzise Darstellung seiner politisch-publizistischen Aktivitäten. Da dies auch für die NS-Zeit gilt, wo Baeumler schon wegen seines enorm gestiegenen politischen Einflusses zwangsläufig größte Aufmerksamkeit beanspruchen darf (die ihm im Lauf der Untersuchung auch zuteil werden wird), können wir für seine Weimarer Jahre nicht nur eine Forschungslücke schließen helfen, sondern uns auch dagegen versichern, ihn Schlag 1933 als einen Mann ohne politische Vergangenheit die Bühne betreten zu lassen - und damit einer von ihm selbst nach 1945 gestreuten Fama zu erliegen. Ferner ist die Konzentration auf Baeumler deswegen geboten, weil es neben ihm zwar auch andere Philosophen zur NSDAP zog (Hermann Schwarz, Ernst Bergmann, Friedrich R. Lipsius, Erich Rothacker, Wolfgang Cramer, Carl August Emge, Hermann R. Bäcker), aber niemand darunter war, der den Weg so konsequent von 1930 bis 1945 mitging wie er. Niemand identifizierte sich so rückhaltlos mit den zentralen Ideologemen der Partei, und niemandem tat sich gleich Baeumler, dem „politischen Pädagogen“, dem wissenschaftspolitischen Adlatus des Reichsleiters Rosenberg und dem Organisator der nationalsozialistischen Gegen-Universität („Hohe Schule“), ein so großes, institutionell befestigtes Aktionsfeld auf, so daß *sein* Name, nicht der Kriecks oder gar die der „Märzgefallenen“ Weinhandl, Heyse, Faust usw., zum Synonym für NS-Philosophie geworden ist.

1.1. Innenpolitische Kommentare

1.1.1. Reaktionen auf den Systemwechsel

Wie in mehreren Studien über die politische Haltung der Weimarer Professorenschaft nachgewiesen, überlagerte das Wunschziel „Volksgemeinschaft“ fast jede verfassungsbezogene Debatte.² Insoweit schwammen die Philosophen mit der Hauptströmung des Zeitgeistes. Was sie von Juristen oder Historikern abhob, und sie mit den Theologen, den konkurrierenden Spezialisten für das Grundsätzliche verband, war der Hang, den Systemwechsel von 1918 als Epiphänomen einer Epochenkrise zu deuten. Ihr Verhältnis zum neuen politischen System bestimmten sie daher vorwiegend danach, ob es im Vergleich zur Monarchie erfolgreicher auf diese Krise reagieren können würde. Nicht weil der wilhelminische Staat den

² Vgl. etwa die von Töppner 1970, S. 59, 63, zitierten Theologen Holl und R. Seeberg, sowie sein Fazit der professoralen Stellungnahmen zur Novemberrevolution, S. 237f; eindrucksvoll wird dieser Integritismus neuerdings von Tanner 1989 in seiner Monographie über die Staatsvorstellungen der Theologen und Verfassungsrechtler belegt.

Krieg verloren, sondern weil er lange vor 1914 vor dieser Krise versagt hatte - allein darum fand er nach dem 9. November 1918 kaum noch einen Fürsprecher.³

In einem Punkt fielen die Antworten auf die Frage nach den Ursachen des Zusammenbruchs sogar fast eindeutig aus: die konstitutionelle Monarchie in ihrer konkreten Gestalt, in ihrer Verkörperung durch den letzten Hohenzollernkaiser, habe ihren Untergang verdient. Auf sie richteten sich die vorgeblich rückwartsgewandten Sehnsüchte deutscher Mandarine *nicht*. Denn für eine beachtliche Mehrheit unter den Philosophen war die Niederlage die letzte Konsequenz aus dem moralischen Niedergang des Wilhelminismus. Für einige Interpreten begann das Verhängnis allerdings tief im 19. Jahrhundert. Friedrich Brunstäd glaubte, von der Preisgabe der idealistischen Grundpositionen und der nach Hegels Tod rasant verlaufenden Umstellung auf die fremde materialistische Ideologie des Westens führe ein schnurgerader Weg ins Verhängnis von 1918. Brunstäd's ältere Kollegen, die ihre wichtigsten Karrierestationen vor 1918 erreicht und die ihre Bestallungsurkunden aus den Händen Seiner Majestät empfangen hatten, sahen den Anfang vom Ende häufig in der Thronbesteigung ihres einstigen obersten Dienstherrn, den der völkische Philosoph Ruge nur den „Verderber des deutschen Volkes“ nannte. Der „Abfall der nachbismärckischen Zeit“ (Ebbinghaus): erfahren als „sittlicher Verfall“ unter einem Herrscher, dem die „für ein solches Amt notwendige menschliche und politische Bildung“ gefehlt und der „niemals im letzten Sinne mit seinem Volke“ gefühlt habe - während Bismarck und Kaiser Wilhelm I. immer noch Verehrung verdienten (Menzer) -, erfahren auch als „Götzendienst des Nutzens“ und als innerer Niedergang: Alles begann 1890, als Wilhelm II. Bismarck entließ (Bauch). Bis dahin sei der Staat von ideellem Gesinnungsgehalt erfüllt gewesen und allein damit hätte er seinen Anspruch auf Weltgeltung legitimieren dürfen. Statt dessen sei aber nach 1890 der „Geist der Selbstsucht“ ausgebrochen, der individuellen Genuß und Gewinn anstelle des Gesamtwohls gesetzt habe, so daß kein Appell zur Wahrung der „Einheit des Geisteslebens“ den „inneren Zerfall“ steuern konnte, und deshalb die in einer „leeren Genußkultur“ lebende Oberschicht, „morsch und faul“ wie sie 1914 schon gewesen sei, die Bewährungsprobe des Krieges nicht mehr bestanden habe (Eucken). Die wilhelminische Elite sei nicht einmal davor zurückgeschreckt, den Staat in ein „Schutzkönigtum für manchesterliche Individualwohlfaht“ zu verwandeln, und sie habe mit dieser materialistischen Fixierung Klassenspaltung und Klassenkampf aktiv befördert (Schwarz), so daß man den Staatsumsturz geradezu als Strafe für das gemeinschaftsschädliche Verhalten der bis 1918 Herrschenden auffassen könne (Cornelius). Die während des Krieges grassierende Schiebermentalität sei nur Ausdruck des materialistischen Geistes, der nach Bismarcks Ablösung an Boden gewann (M. Wundt). „Etwa seit den 60er Jahren“ degenerierten wir zu „Sklaven des sich verselbständigenden Profitsystems“, bezahlten wir den wirtschaftlichen Aufstieg mit dem „unverkennbaren Rückgange“ der „geistigen und sittlichen Kräfte“ (Krueger). In der Epoche, in der das Reich zum führenden Industriestaat und zur wirtschaftlichen Weltmacht emporwuchs, ent-

³ Einer der ganz wenigen unbeirrten Monarchisten unter den Philosophen und Pädagogen, und der einzige Apologet Wilhelms II. war der nicht an der Universität lehrende Berthold Otto, der seine seit 1919 regelmäßig veröffentlichten „Kaiserartikel“ 1925 gesammelt herausgab. Eine annähernd wohlwollende Beurteilung sonst nur bei Homeffer 1921, Bd. 1, S. 175ff. - Da die Bilanz für das Kaiserreich *allseits* so negativ ausfällt, kommen im folgenden auch einige Vertreter des deutschnational-völkischen Lagers zu Wort.

fernten sich die Deutschen „gefährlich weit“ von dem Geist, der sie einst zum Volk der Dichter und Denker gemacht habe (Kroner). Unter Wilhelm II., als es, in Abkehr von Bismarcks Diktum vom saturierten Reich, immerhin wieder „große Ziele“ gab, sei es wegen des Primats der Wirtschaft zu einer „erstaunlichen Entgeistigung des deutschen Wesens“ gekommen (Kühnemann). Das von innerer Fäulnis der Monarchie zeugende neureiche Protzer- und Kriechertum wies schon auf das Ende von 1918 hin, das der Kaiser auch als Saboteur der Haager Abrüstungskonferenz und als kriegslüsterner Elefant im Porzellanladen beschleunigt habe (Verweyen). Eine neue Zeit der vollendeten Sündhaftigkeit habe mit dem spätwilhelminischen Zeitalter begonnen (Binder). In ihrer rücksichtslos materialistischen Einstellung des „Mammongötzendienstes“ (Rosenmöller) sei die deutsche Bourgeoisie als „Bedrucker der Unterschichten“ der herrschenden Klasse Englands immer ähnlicher geworden, und in Wilhelm II., einem ebenso großspurigen wie feigen Monarchen, hätten „unsere Feinde“ im Kriege den besten Verbündeten gefunden (H. Schneider). Schon in den letzten Monaten von dessen Regentschaft meinte Baeumker, daß das „Königtum von Gottes Gnaden“ nicht die ultima ratio der Geschichte sein könne, daß ein gemäßigter „Demokratismus“ mit seiner rechtsstaatlichen Sicherung individueller Freiheit der Nation zuträglicher sei. Das spätwilhelminische Preußen habe im Vergleich mit dem toleranten Preußentum Friedrichs II. oder der von Bismarck eingeleiteten Demokratisierung die „freiheitliche Bahn“ wieder verlassen und damit endgültig die Monarchie als Staatsform diskreditiert (Horneffer). Den preußischen Konservatismus der am Klassen-Wahlrecht bis zuletzt festhaltenden Ostelbier nannte Scheler Anfang 1918 einen „scheinkonservativen Klassenblock zwischen Großgrundbesitz und Schwerindustrie“, der von der „sozialen Demokratie“ schnellstens abgelöst werden müsse.⁴

Für einige blieb auch der Reichsgründer, der „Verkörperer des Willens zur Einigkeit“ (Dyroff) nicht sakrosankt. Die Wendung von 1870 sei ungeheuer: „Wir haben es doch zeitweise fertig gebracht, gänzlich ohne Glauben, Überzeugtheiten, Sehnsüchte zu leben, mit einem jämmerlichen Surrogat von sogenannter Weltanschauung. Manche Zeiten nach 1870 tragen den Charakter einer trostlosen Öde.“ (Bergmann) Ob Bismarck dem platonischen Ideal des Staatslenkers entsprochen habe, sei höchst zweifelhaft, da seit 1870 neben der „Veräußerlichung der Gesinnung“ auch partielle Ideologien wie Sozialismus und Katholizismus steigende Attraktionskraft entfalteten (Wichmann). Bismarck, von ideellen Dispositionen abfallend, übernahm Methoden der westlichen Realpolitik, doch sei es bis 1914 nicht gelungen, uns diesen wesensfremden Realismus anzuerziehen, so daß die daraus entstandene Daseinsverfehlung mit der Niederlage von 1918 bezahlt worden sei (Mahnke). Dem „machiavellistischen Staatsabsolutismus“ des ersten Reichskanzlers verdanke man Niederlage und Umsturz (Oesterreich). In solch kritischer Einschätzung Bismarcks trafen sich Konservative und Liberale mit Männern der Linken, die ihn bezichtigten, nach 1870 im „Geist des Kommerspatriotismus“ die demokratisch-liberalen Elemente der nationalen Ein-

4 Brunstäd 1921, S. 11f. - Rüge 1926, S. 50. - Ebbinghaus 1924. - Menzer 1919, S. 4, 18; ders. 1921, S. 5f, 13; ders. 1925, S. 18.-Bauch 1922a, S. 3. -Eucken 1919, S. 9f. und 1920, S. 22f. - Schwarz 1921b, S. 597. - Comelius 1923, S. 38. - Wundt 1922a, S. 36f, 58f. - Krueger 1919, S. 10f. - Kroner 1920, S. 5f. - Kühnemann 1918a, S. 8f. - Verweyen 1924a, S. 52f. - Binder 1925, S. 337. - Rosenmöller 1921, S. 36. - H. Schneider 1925, S. 177, 184. - Baeumker 1918, S. 51f. - Horneffer 1927a, S. 21ff., 29f. - Scheler 1918, S. 678.

heitsbewegung preisgegeben und den Freiheitsbegriff auf die Freiheit von Fremdherrschaft reduziert zu haben (v. Aster).⁵

Zu den wenigen Philosophen, die das vorherrschende Schema vom Verrat am idealistischen Wesen Deutschlands auf den Kopf stellten, gehörte Hans Pichler: Die Niederlage sei erst während des Krieges durch den Rückfall in weltbürgerliche Illusionen verschuldet worden. Als Ausdruck des Willens zur Selbstbehauptung bewertete er Bismarcks Realpolitik und die nach 1890 davon inspirierte imperialistische Expansionspolitik durchaus positiv, da nationale Politik nicht von ideellen Werten, sondern eben von materiellen Lebensinteressen diktiert werde. Zwischen Völkern gebe es allein die „Moral der Selbstbehauptung“, die glücklicherweise die kosmopolitischen Humanitätsideale der deutschen Klassik ersetzt hätten. Diese nach Horneffers Ansicht nicht mehr rechtzeitige („fehlender deutscher Rüstungswille“ vor 1914!), auch für Nohl lebensnotwendige Orientierung an „metaphysikfreier Staatsethik“, wertete ebenso der Sozialist Siegfried Marck als Fortschritt des deutschen Staatsdenkens.⁶

Fast nahtlos schlossen die meisten dieser Befunde an die neoidealistische Zeitkritik an, die seit 1890 Jahr für Jahr immer weitere Kreise des Bildungsbürgertums infizierte und die in Rudolf Eucken ihren virtuosen Multiplikator fand.⁷ Was lag da näher, als den politischen Neuanfang mit den gleichen weltanschaulichen Erwartungen zu befrachten, denen das verflossene System bei Strafe des eigenen Untergangs nicht entsprochen hatte?

1.1.2. Zur Weimarer Reichsverfassung

Die sich nach der Wahl zur Nationalversammlung in Weimar seit dem Januar 1919 allmählich nach westlichem Muster herausbildende parlamentarische Demokratie wurde von der überwiegenden Mehrheit der akademischen Intelligenz bekanntlich nicht um ihrer selbst willen akzeptiert. Auch die meisten Philosophiedozenten begründeten ihre Zustimmung im wesentlichen damit, daß Deutschland auf diese Weise die schlimmere Alternative, eine sozialistische oder bolschewistische Räte Herrschaft, erspart geblieben sei. Allein deshalb waren nicht wenige von ihnen bereit, als Zeitfreiwillige oder Freikorpskämpfer für das kleinere bürgerlich-demokratische Übel sogar ihr Leben einzusetzen.

Wie stark die Vorgänge im revolutionären Rußland das politische Urteil bezüglich der deutschen Entwicklung formten, belegen einige, unmittelbarem Erleben entsprungene Kommentare und Berichte, aber auch lange nach den ersten Krisen Jahren veröffentlichte Einschätzungen, die von der tiefsitzenden, warnenden Wirkung des „Schreckbildes“ Bolschewismus zeugen.

Ein katholischer Philosoph, der bis 1921 in München lehrende Hans Meyer, hat sein Revolutionserlebnis in einem Bericht über die Rätezeit in Bayern verarbeitet, der als Äußerung abgründigen Hasses nur von entsprechenden Zeugnissen völkisch-deutschnationaler Philosophen übertroffen wird. Am 9. November 1918 begann für Meyer die Herrschaft des „Großstadtpöbels“, organisiert von aus Preußen und aus dem „Osten“ eingewanderten „Judenstämmlingen“ und vom „Verbrechertum“. Schon Eisners Regierungszeit sah Meyer ge-

5 Dyroff 1928a. - Bergmann 1918, S. 26. - Mahnke 1922, S. 37ff. - Wichmann 1918, S. 132ff. - Oesterreich 1919a, S. 10. - v. Aster 1924, S. 240; ders. 1925a, S. 7.

6 Pichler 1920, S. 4f. - Horneffer 1921, Bd. II, S. 34f. - Nohl 1919, S. 95ff. - Marck 1919, S. 97.

7 Lübke 1974, S. 176ff.

Krieg verloren, sondern weil er lange vor 1914 vor dieser Krise versagt hatte - allein darum fand er nach dem 9. November 1918 kaum noch einen Fürsprecher.⁸

In einem Punkt fielen die Antworten auf die Frage nach den Ursachen des Zusammenbruchs sogar fast eindeutig aus: die konstitutionelle Monarchie in ihrer konkreten Gestalt, in ihrer Verkörperung durch den letzten Hohenzollernkaiser, habe ihren Untergang verdient. Auf sie richteten sich die vorgeblich rückwartsgewandten Sehnsüchte deutscher Mandarine *nicht*. Denn für eine beachtliche Mehrheit unter den Philosophen war die Niederlage die letzte Konsequenz aus dem moralischen Niedergang des Wilhelminismus. Für einige Interpreten begann das Verhängnis allerdings tief im 19. Jahrhundert. Friedrich Brunstäd glaubte, von der Preisgabe der idealistischen Grundpositionen und der nach Hegels Tod rasant verlaufenden Umstellung auf die fremde materialistische Ideologie des Westens führe ein schnurgerader Weg ins Verhängnis von 1918. Brunstäd's ältere Kollegen, die ihre wichtigsten Karrierestationen vor 1918 erreicht und die ihre Bestallungsurkunden aus den Händen Seiner Majestät empfangen hatten, sahen den Anfang vom Ende häufig in der Thronbesteigung ihres einstigen obersten Dienstherrn, den der völkische Philosoph Ruge nur den „Verderber des deutschen Volkes“ nannte. Der „Abfall der nachbismärckischen Zeit“ (Ebbinghaus): erfahren als „sittlicher Verfall“ unter einem Herrscher, dem die „für ein solches Amt notwendige menschliche und politische Bildung“ gefehlt und der „niemals im letzten Sinne mit seinem Volke“ gefühlt habe - während Bismarck und Kaiser Wilhelm I. immer noch Verehrung verdienten (Menzer) -, erfahren auch als „Götzendienst des Nutzens“ und als innerer Niedergang: Alles begann 1890, als Wilhelm II. Bismarck entließ (Bauch). Bis dahin sei der Staat von ideellem Gesinnungsgehalt erfüllt gewesen und allein damit hätte er seinen Anspruch auf Weltgeltung legitimieren dürfen. Statt dessen sei aber nach 1890 der „Geist der Selbstsucht“ ausgebrochen, der individuellen Genuß und Gewinn anstelle des Gesamtwohls gesetzt habe, so daß kein Appell zur Wahrung der „Einheit des Geisteslebens“ den „inneren Zerfall“ steuern konnte, und deshalb die in einer „leeren Genußkultur“ lebende Oberschicht, „morsch und faul“ wie sie 1914 schon gewesen sei, die Bewährungsprobe des Krieges nicht mehr bestanden habe (Eucken). Die wilhelminische Elite sei nicht einmal davor zurückgeschreckt, den Staat in ein „Schutzkönigtum für manchesterliche Individualwohlfaht“ zu verwandeln, und sie habe mit dieser materialistischen Fixierung Klassenspaltung und Klassenkampf aktiv befördert (Schwarz), so daß man den Staatsumsturz geradezu als Strafe für das gemeinschaftsschädliche Verhalten der bis 1918 Herrschenden auffassen könne (Cornelius). Die während des Krieges grassierende Schiebermentalität sei nur Ausdruck des materialistischen Geistes, der nach Bismarcks Ablösung an Boden gewann (M. Wundt). „Etwa seit den 60er Jahren“ degenerierten wir zu „Sklaven des sich verselbständigenden Profitsystems“, bezahlten wir den wirtschaftlichen Aufstieg mit dem „unverkennbaren Rückgange“ der „geistigen und sittlichen Kräfte“ (Krueger). In der Epoche, in der das Reich zum führenden Industriestaat und zur wirtschaftlichen Weltmacht emporwuchs, ent-

⁸ Einer der ganz wenigen unbeirrbaren Monarchisten unter den Philosophen und Pädagogen, und der einzige Apologet Wilhelms II. war der nicht an der Universität lehrende Berthold Otto, der seine seit 1919 regelmäßig veröffentlichten „Kaiserartikel“ 1925 gesammelt herausgab. Eine annähernd wohlwollende Beurteilung sonst nur bei Homeffer 1921, Bd. 1, S. 175ff. - Da die Bilanz für das Kaiserreich *allseits* so negativ ausfällt, kommen im folgenden auch einige Vertreter des deutschnational-völkischen Lagers zu Wort.

on blieb in einer „Zone essentieller Ambivalenz“. Wie Troeltsch seit 1917 für die Demokratisierung der Reichsverfassung von 1871 zur Wiederherstellung des innenpolitischen Burgfriedens plädierte und also nur ein „taktisches oder instrumentelles Verhältnis zur Demokratie“ hatte, so stellte er die Weimarer Verfassung unter den Vorbehalt eines nationalen Kulturideals. Diese Verpflichtung auf eine deutsche Kulturtradition, die den Weg in die „soziale Demokratie“ vorzeichnete und den Kompromiß zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft stiftete, ersetzte eine normative Demokratietheorie.¹² Im Vergleich zu exzessiv-rationalistischen Definitionen, wonach die demokratischen Normen diskursiv von der Kommunikationsgemeinschaft erst zu entwickeln seien, ist das sicher die realitätsnähere, weil den historischen Möglichkeiten Rechnung tragende Konzeption.¹³

Trotzdem implizierte diese „Traditionsvorgabe“ eine Grenze für den parteipolitisch-weltanschaulichen Pluralismus der Verfassung von 1919: wenn die „Parteiherrschaft“ den „Kulturstaat“ gefährdet, steht sie zur Disposition. Ein ganz auf die Ideale von 1848 eingestimmter Parteigenosse Troeltschs, der Tübinger Philosoph Traugott K. Oesterreich, gab darum die rigorose Losung aus: Ein Leben ohne die deutsche Kultur wäre kein Leben mehr, „sondern nur ein halbtierisches Vegetieren oder ein Leben rein aus fremder Hand“¹⁴. Das Parlament, so Oesterreich, sei darum in seinen Entschlüssen nicht frei:¹⁵

„Ideell bleibt es unterworfen der Idee vom Sinn des Staates. Wenn der demokratisch gewordene Staat etwa seine Pflichten gegenüber der Produktivkultur versäumen oder rein ökonomischen Zielen opfern wollte, würde ihn ein volles Verdikt treffen. - Denn das bloße Dasein von wohlgesättigten Millionen ist noch kein Wert, erst durch die Produktion von Kultur erlangt ein Volk eigenstaatliches Existenzrecht.“

Darum lag der Wert der Weimarer Verfassung auch für Troeltsch darin, daß sie das Bürgertum als Träger der deutschen Kulturtradition nicht entmachten und die sozioökonomischen Strukturen der bürgerlich-kapitalistischen Eigentumsordnung nicht antasten werde. Denn nur Kultur und Eigentum ermöglichten jene soziale Differenzierung, die für das Nachwachsen einer Bildungsaristokratie unerlässlich sei.¹⁶

Wenn die neuere Troeltsch-Literatur vor allem sein Engagement gegen die äußerste Rechte betont¹⁷, so übergeht sie, daß er die Weimarer Option für den Kulturstaat in erster Linie als Rettung vor einer bolschewistischen Diktatur des Proletariats pries.¹⁸ Also wiederum instrumentell begriffen, war die parlamentarische Demokratie „das einzige Mittel, die umgekehrte Klassenherrschaft, die Herrschaft des Proletariats, in die Bahnen einer gesunden und gerechten Staatsordnung hineinzuführen und den gesunden Kern eines staatserhaltenden Sozialismus zu retten“¹⁹. „Klassenintegration durch eine auf christlicher Überlieferung beruhende Einheitskultur“, um in Deutschland russische Verhältnisse zu verhindern und die Voraussetzungen zu schaffen, im westlich-angelsächsischen Weltregiment den nötigen au-

12 Ruddies1984, S. 157, 162f.

13 So Ruddies gegen mögliche Einwände, ebd., S. 163.

14 Oesterreich 1919a, S. 31.

15 Ders. 1919b, S. 52, 58.

16 Troeltsch 1919b, S. 56f; ders. 1920a.

17 Ruddies 1984, S. 162; Drescher 1991, S. 464.

18 Troeltsch 1919a, S. 93ff.

19 Ebd., S.95.

ßenpolitischen Rückhalt gegenüber der drohenden Weltrevolution zu finden - so, wie ein Marxist meint: wiederum taktisch, verstand Troeltsch die Funktion der Weimarer Verfassung.²⁰ Die Demokratie hat den Kulturstaat zu ermöglichen und seine Zerschlagung durch den „Minoritätsterror“ abzuwehren.

Und noch eine dritte Aufgabe wies Troeltsch der neuen Verfassung zu: sie solle die Entmachtung des Staates durch private Großmächte verhindern. Insoweit stellt er die Demokratie in die Kontinuität des sozialen Königtums, das er 1917 mit Harnack und Meinecke gegen die „groteske Herrschaft der Plutokratie“ als humanere Gesellschaftsalternative verteidigte.²¹ Im Ansinnen von Hugo Stinnes, die Reichsbahn zu privatisieren, erkannte er deshalb die sich ankündigende „Amerikanisierung Deutschlands“. Anders als bei vielen Zeitgenossen war dies durchaus nicht kulturkritisch gemeint. Vielmehr schien ihm hier ein fundamentaler, einem bolschewistischen Umsturz vergleichbarer Systemwechsel heraufzudämmern: „die Auflösung des Staates und des Volkes“ und die Etablierung einer großkapitalistischen, formaldemokratischen Feudalverfassung nach dem Vorbild der US-amerikanischen Oligarchie, wo die „Trustmagnaten“ eben „trotz aller Republik und aller Demokratie“ im Senat „als eine Art kapitalistischer Landstandschaft“ säßen.²² Bürgerlich-sozialdemokratische „Mittebildung“ war daher unerlässlich, um den Staat der sozialen Demokratie zu behaupten, der allein verhindern könne, was Troeltsch als Schreckensvision ausmalte:²³

„Sollten die eben in Gang befindlichen gewaltigen industriellen Konzentrationen erst einmal wirklich sichtbar und fühlbar werden, so würde das eine wirtschaftlich-soziale Entwicklung andeuten, von der weder die Sozialdemokraten noch die staatsbegeisterte bürgerliche Theorie des Einheitsstaats sich etwas hat träumen lassen. Dann würden wir vor allem Wirtschaftsprovinzen bekommen, die sich mit Staat und Ausland von sich aus verständigen und neben denen die Parlamente und die Staatsgewalt überhaupt erst eine zweite Rolle spielen.“

Ein ebenso funktionales, wenn auch in keinem Fall ähnlich differenziertes Verfassungsverständnis ist den eher gelegentlichen Äußerungen anderer Philosophen zu entnehmen. Goedeckemeyer (DDP), der 1932 in Königsberg auf der letzten Verfassungsfeier der Albertina sprach, forderte Respekt und Gehorsam auch gegenüber einer im revolutionären Prozeß geborenen Verfassung, bestimmte aber zugleich die Grenzen der Loyalität für den Fall, daß sie im „Kampf ums Dasein“ unpraktikabel werde, denn alle Staatsformen seien in diesem Kampf des Volkes nur Mittel, die je nach „Lebenssituation“ ausgewechselt werden müßten.²⁴ Cohn (DDP) glaubte, der Parteienpluralismus erfordere eine „starke Ausbildung der Staatsgesinnung“, wollte aber etwaige Krisen des Parteienstaates nur auf dem Boden der Verfassung bewältigt wissen.²⁵ Driesch trug wenig Bedenken, jede Staatsform zu verwerfen, die seinem von sittlich vollkommenen Persönlichkeiten bevölkerten Idealstaat im Wege stand: Nie dürfe „das Hängen am Einzelstaat“ das Streben zur Verwirklichung *des* Staates

20 Gabriel 1975. S. 137ff., 149ff.

21 Troeltsch 1917a, S. 105; gemünzt auf die USA. ähnlich S. 102 über die vorherrschende „Politik der vorherrschenden plutokratischen Interessen“ in Frankreich.

22 Ders 1921b, S. 161; 1921 c, S. 231 IT.; ähnlich 1921d. S. 285IT; ders. 1922; ders. 1924 (1919) S. 63-69.

23 Ders. 1921a, S. 91.

24 Goedeckemeyer 1932. S. 22.

25 Cohn 1919, S. 346.

hemmen.²⁶ Mitten in der deutschen Bürgerkriegslage von 1931 sorgte er sich darum, wie die ihm immer noch zu staatszentrierte Weimarer Verfassung in Richtung auf das angelsächsische Modell des „Notinstituts“ umgebaut und so die maximale Freiheit des einzelnen gewährleistet werden könne, auch um den Preis sozialer Unsicherheit für das Gros der „freien“ Bürger.²⁷ Auch der Liberale Driesch legitimierte den revolutionär begründeten Weimarer Staat funktional damit, daß die Revolutionäre angeblich kein Blut vergossen und auf die Tötung innenpolitischer Gegner verzichtet hätten, Deutschland also ein sowjetisches Schicksal erspart geblieben sei. Gegen die demokratische Substanz, die Volkssouveränität, Gewaltenteilung und Rechtsstaatlichkeit, verhielt sich Driesch darum relativ gleichgültig, wie seine Reflexionen über „demokratische Republik“ offenbarten: Sie sei am besten zu realisieren mit einer Elite. Um deren Herrschaft zu festigen, müsse das Wahlrecht nach intellektueller Begabung zuerkannt werden („Zusatzstimmen für besonders Begabte“, die in Intelligenztests nach US-Muster ermittelt werden). Obwohl Monarchie (nach 1918 fehlende „theokratisch-mythische Substanz“) und Diktatur von links oder rechts („reine Gewalt“) von ihm kategorisch abgelehnt wurden, dachte Driesch doch über die moralische Möglichkeit einer „vom Volk erwählten“ Diktatur auf Zeit und einen „ethisch-politisch begnadeten Diktator“ nach.²⁸

Weitgehende Indolenz gegenüber verfassungsrechtlich-staatsorganisatorischen Problemen gepaart mit spirituellen Ansprüchen, die auf den Vorrang des Geistes vor der Macht pochten, ist auch bei einigen Koryphäen des Faches nachzuweisen, die ihre liberalen Ansätze im Vergleich mit Driesch weniger entschieden radikalisierten. Husserls Staatsphilosophie, vor kurzem von Karl Schuhmacher aus veröffentlichten Arbeiten zur Theorie der Intersubjektivität und einschlägigen Nachlaß-Konzepten systematisiert, kulminierte im Ideal der Liebesgemeinschaft. Die negative Aufgabe des „Nachtwächterstaates“ beschränkte Husserl auf rechtsstaatliche Friedenssicherung und Eigentumsgarantie. Im staatlichen Schutz gedeihe die „Kulturwelt“, die es dem Einzelnen ermögliche, unter der Idee einer absoluten Vernunft zu leben, d. h. ein selbstbestimmtes Leben in „Echtheit“ bzw. „echter Ursprünglichkeit“ in idealer Gemeinschaft zu führen. Im Laufe historischer Entwicklung werde das staatliche Gehäuse dann überflüssig und die selbstbestimmten Existenzen konstituieren schließlich das humane Weltvolk. Bei weitgehender Verständnislosigkeit für die geschichtlich-gesellschaftliche Erfahrungswelt und im Repetieren der eher suggestiven denn kritisch geklärten Formel vom „wahren Selbst“, artikuliere sich hier, so Schuhmacher, ein auffällig optimistischer Glaube an die Allmacht der Ratio. Husserl behaupte ungerührt den Führungsanspruch wissenschaftlicher Philosophie und meinte, ein langsam absterbender Staat werde seine Funktionen in sublimierter Form den „phänomenologischen Funktionären“ („Archonten“) überlassen, die als erziehende Philosophenkönige das in idealer Lebensnormierung vergemeinschaftete Leben am Rande der (unerreichbaren) Seligkeit gestalten.²⁹

Das „wahre Selbst“ Husserls entsprach der Existenz aus dem „Unbedingten“, die Jaspers zum Maßstab „höchstmöglicher Artung des Menschseins“ erhob. Diesem einzig wesentli-

26 Driesch 1922a, S. 348.

27 Ders. 1931, S. 107f.

28 Ders. 1927a, S. 107-113.

29 So nach Husserliana Bd. XIII-XV und Schuhmacher 1989, besonders S. 133-170, 186ff.

chen Ziel, „was aus dem Menschen wird“, ordnete er das Staatsziel unter.³⁰ „Es ist zu fordern, daß diejenigen Menschen leben, die den höchsten Adel zur Erscheinung bringen, und daß alles getan wird, jeder menschlichen Daseinssituation die Möglichkeit menschlichen Adels zu verschaffen.“³¹ Tatsächlich mußte Jaspers die Staatsform solange sekundär erscheinen, wie die Voraussetzungen bestanden, eine vom Transzendenten, Unbedingten oder Ganzen geleitete Existenz zu ermöglichen. Wenn die Weimarer Republik in Jaspers' Zeitdiagnose von 1931 auch das für ihn unattraktive Bild einer „bloßen“ Daseinsordnung bot, so konzidierte er doch, daß die „geistige Wirklichkeit des Staates“ darin „noch nicht verschwunden“ sei.³² Im Vergleich mit bolschewistischen oder faschistischen Alternativen, deren totalitäre Apparaturen den Freiraum aufhoben, den es brauche, um „selbst zu sein“, gewährte der bürgerliche Rechtsstaat für Jaspers noch hinreichende Garantien, um, trotz seiner im Ansatz vorhandenen Tendenzen zu totalitärer Rationalisierung und Mechanisierung des Daseins, wenigstens einer kleinen Elite „eigentliches Sein“ zu sichern.³³

Auch Plessners Sorge um den Entfaltungsraum des sozialisierenden Zugriffen ausgesetzten „Adelsmenschen“ verlor Verfassungsfragen aus dem Blick. Daß ihm die staatsrechtliche Institutionalisierung dieser „Adels“-Herrschaft seelisch reichen Menschentums in Form einer „Führer-Demokratie“ um einiges lieber gewesen wäre als Weimars parlamentarische Demokratie, das darf wohl angenommen werden.³⁴

Dies gilt ebenso für Scheler, dessen 1919 zunächst „christliche“, später „deutsche“ Demokratie als „grundverschieden“ von der „modernen Demokratie“ des Liberalismus gedacht war. Gleichgültig gegenüber Idee und Form der neuen Reichsverfassung, begriff er den Verfassungswandel nur als verbesserte Voraussetzung für die Herausbildung der Führerschichten, die die Masse im Geist des „objektiven Logos“ und der „Rangordnung der Werte“ zu erziehen haben. Je weniger die Verfassungswirklichkeit des Parteienstaates diese Erwartungen erfüllte, weil die Elitenbildung mißlang, weil die politisch-ökonomische Sphäre die kulturellen Freiräume überwucherte - desto unfreundlicher fiel Schelers Kritik am demokratischen System aus, das er 1924 bereits durch eine „aufgeklärte Aristokratie“ ersetzen wollte.³⁵

30 Jaspers 1971 (1932) S. 78f.

31 Ders. 1932a, Bd. II, S. 381.

32 Ders. 1971 (1932), S. 80.

33 Ebd., S. 84.

34 Vgl. Plessner (1924) 1981, S. 29. - Insoweit korrekt: Schürgers 1989, S. 212ff.; zum Verhältnis Plessner-Schmitt statt Schürgers: Kramme 1988 sowie die instruktive Rezension von Maschke 1992. Vgl. a. J. Fischer 1992, S. 77: „Fragen [...] des Eigenwertes republikanischer Institutionen gerieten allerdings nicht in den Blick von Plessners Überlegungen.“ Umfassend jetzt Schüßler 1999, S. 29-123. Der „politische Plessner“ wird hingegen fast ganz ausgespart in Hauckes ‚Plessner zur Einführung‘, ein Bändchen, das unter der Ägide des Potsdamer Philosophen Hans-Peter Krüger entstand, der inzwischen auch ein Heft der DZPh (Band 48, H. 2, 2000) zum Thema „Helmuth Plessners Philosophische Anthropologie“ mit Beiträgen von ihm selbst, von Haucke, Joachim Fischer und Jan Beaufort herausgegeben hat.

35 Scheler, ‚Christliche Demokratie‘ (unveröff.; 1919) 1982, S. 676-687 (683, 686). Dazu die Notizen zu dem 1927 an der DHfP gehaltenen Vortrag über Politik und Moral, ders. 1990, S. 73f: Vom Werden einer nationalen Elite, worauf man seit 1918 vergeblich warte, hänge das Schicksal der Weimarer Republik ab. Der real existierende Liberalismus schien für Scheler die Bedeutungslosigkeit demokratischer Institutionen zu bestätigen, denn er schaffe eine Ordnung, die größte Besitzungleichheiten mit

Die westliche Demokratie, so der Bonner Philosoph Verwey, bringe eine „Sozialaristokratie“ hervor, weil nur sie eine effizientere Auslese des Führungspersonals verspreche. Der in demokratischen Strukturen erzogenen Leistungselite falle dann die Aufgabe zu, für die gesamtgesellschaftliche „Steigerung des Menschentums“ zu sorgen.³⁶

Eberhard Grisebach, in den Anfangsjahren der Republik einer „Systempartei“ wie der SPD nahestehend, gliederte den philosophischen Staat auf drei Ebenen in Führer, Beamte und Beherrschte. In diesem Herrschaftsgebilde sollte die Wirtschaft kulturellen Zwecken dienstbar sein, und darüber hinaus sollte das reichlich hybride Ziel verfolgt werden, den Menschen in gottähnliche Form zu bringen.³⁷ Robert Saitschicks mehr impressionistische Betrachtungen zur inneren Verfassung, 1920 unter dem griffigen Titel ‚Der Staat und was mehr ist als er‘ erschienen, hielten an altliberalen Idealen fest, wonach der Staat hinreichend Freiraum für die individuelle Selbstentfaltung schaffen müsse. Saitschick wollte diese Selbstentfaltung aber nicht im wirtschaftsliberalen *laissez faire* entarten lassen, sondern sie an die „Weckung des inneren Lebens“ und die Ausbildung einer Kulturgemeinschaft binden.³⁸

Die Verabsolutierung von Staat und Politik, so der katholische Bonner Kulturphilosoph Alois Dempf, widerspreche christlicher Werteordnung, die vom unbedingten Primat der Religion gegenüber dem Staat wie vom bedingten Vorrang der Geisteskultur ausgehe. Ein transzendentes Lebensziel und persönliche Selbstvollendung machten den eigentlichen Lebenssinn aus, alles andere stünde nur im Dienst des Spirituellen.³⁹ Wenn von hier aus auch keine Option für die realexistierende Parteiendemokratie zu erwarten war, die Dempf ohnehin nur als Kampfplatz wirtschaftlicher Interessenverbände um die Macht im Staat begriff, so wappnete diese Haltung doch gegen jede faschistische oder bolschewistische Versuchung, da beide Ideologien das Politische der Religion und dem „Geist“ überordneten. Was bei Dempf blieb, war ein erheblich modifiziertes westliches Verfassungsmodell: Die katholischen Parteien („Volksgemeinschaftsparteien“) hätten überparteiliches Bewußtsein zu aktivieren, um die desintegrierte Gesellschaft auf ein einheitliches Staatsideal zu verpflichten. Für den Ständestaat Othmar Spann wollte Dempf aber nicht eintreten, wenn auch seine Position hier durchaus unklar war. 1931, in Maria Laach, im persönlichen Disput mit Spann, stimmte er zu, staatliche Souveränität an Korporationen zu delegieren, bremste aber, als die nicht näher definierte „Majestät des Staates“ zur Disposition stand. 1928 empfahl er die Ablösung des bürgerlichen-sozialistischen Rechtsstaates durch den sozialintegrativen „Volksstaat“. 1932 orakelte Dempf über die „neue Teilung der Gewalten“, die sich in entsprechenden Verfassungsformen konsolidieren und als antiwestliche politische Zukunftsform etablieren müßte. Gemeint war ein anscheinend nicht auf katholische Parteien beschränkter Prozeß volksgemeinschaftlicher Umgestaltung der alten Interessenparteien: Arbeiter, Bauern und Bürger als ständische Repräsentanten eines christlich-naturrechtlich verankerten Gesamtwohls hätten damit den Primat der Kultur zu wahren gegenüber den schon zu beäng-

bloß „formalen politischen Rechten“ verbinde (1980, S. 686). - Zu Schelers Demokratieverständnis: Schürgers 1989, S. 248ff., dort S. 252 zur „aufgeklärten Aristokratie“ (Scheler 1924).

36 Verwey 1924b, S. 118.

37 Grisebach 1919, S. 212ff.; ders. 1921, S. 82ff., 58ff. (vom Vorrang des „Absoluten“).

38 Saitschick 1920, S. 16f, 33ff.

39 Dempf 1932c, S.750ff.

stigender Autonomie gelangten materialistischen Mächten, die Dempf wie Troeltsch in Gestalt von Trusts und Finanzimperien herandrängen sah.⁴⁰ Der Weimarer Verfassung, so verkündete es der äußerst umtriebige, mit Reichskanzler Brüning in Beziehung stehende Dempf in zahllosen Vorträgen, die er in den letzten Jahren der Republik in vielen Ortsgruppen des Katholischen Akademikerverbandes hielt, müsse die universalistische Staatsauffassung implantiert werden. Nur so beende man die von der liberalen Vertragsideologie freigesetzten Interessenkämpfe und baue eine „christliche Demokratie“ auf, die soziale Gerechtigkeit schaffe.

Der wie Dempf im katholischen Akademikerverband sehr aktive Rosenmöller pries die „Ecclesia catholica“ als Vorbild beim Aufbau der Volksgemeinschaft, ebenso wie Dempfs Kollege Paul Ludwig Landsberg. Auch der theologisch ausgebildete Protestant Jacoby richtete seine stark hegelianisierende Staatsvorstellung an der „Einheit der Seelen“ und am Ideal des „Christlichen Staates“ aus, während der Pastorensohn Bergmann den „einheitlichen Volkskörper“ im Wege der „Aufartung“ kreieren wollte. Husserls Assistent Arnold Metzger fand wenig Gefallen an der liberal-demokratischen Verfassung, weil sie die Volksgemeinschaft auflöse und den ideellen Zusammenhalt zersetze. Für Nohl verlor sich die Verfassungsfrage ganz hinter dem Diktum, das Fundament des Staates sei die Einheit der Überzeugungen seiner Bürger. Kühnemann behauptete noch im Herbst 1932 gegen die NS-Massenbewegung das Monopol des Bürgertums, unanfechtbarer „Träger der staatsbewußten Einheit“ zu sein. Haering, Menzer und Leisegang warben dafür, diese Arbeit an der Vereinheitlichung in die Hände einer parlamentarisch unverantwortlichen „Beamtenregierung“ zu legen, während die von Scheler, Plessner und Verweyen präferierte Elitenherrschaft für Utitz (Parlamentarismus umgestalten, Demokratie als System der Führungsauslese verstehen), Hasse („neuer Adel“), Wichmann (nach dem Muster Cromwells verfahren!), Hoffmann („Persönlichkeitserziehung“), Oesterreich (der Wert der Demokratie: sie biete das bessere „Auslesesystem“), v. Bubnoff (fraglich, ob demokratischer Nivellierungsprozeß nicht in einer Sackgasse gelandet sei), Honigsheim (Führungsauslese), Meyer (nach Piatons Verständnis von „gezügelter Demokratie“: Herrschaft der Tüchtigen etablieren), Mehliis und Nelson (die beide den „Führer“ herbeisehnten) als „wahre Demokratie“ galt.⁴¹

Auch für den deutschnationalen Programmatiker Brunstäd hatte die Weimarer Verfassung einen kardinalen Fehler: sie integrierte nicht. Das lag für ihn an ihrer geistigen Abkunft vom westeuropäischen Individualismus, der das Volk nur als Staatsbürgerverband kenne und so bereits die Desintegration präformiere, die den Alltag des Parteienstaats bestimme. Brunstädts ebenso simple wie unbeweisbare Alternative, die Basis seines „idealistisch-konservativen Staatsbegriffs“, bestand in der Behauptung von Wertwelten, die den Zusam-

40 Ders. 1932a, S. 36; ders. 1932b, S. 35f.; 1932d, S. 113ff; 1928c, S. 68ff.; 1928a-b, 1926, S. 72ff.; 1929b, S. 4.

41 Rosenmöller 1921, S. 36. - Landsberg 1923a, S. 25. - Jacoby 1925, S. 692-694, 872f. - Bergmann 1932, S. 428ff. - Metzger (1919) 1979, S. 93. - Nohl (1921) 1970, S. 87ff., 230 (Jugendbewegung als Erneuerung der „Einheitsbewegung“, die sich erstmals in der „Deutschen Bewegung“ gezeigt habe); ders. 1933, S. 95; vgl. Blochmann 1969, S. 123 zu Nohls „Ideologie der Überparteilichkeit“. - Kühnemann 1932b. - Haering (s. o. A II. 2.10.). - Menzer 1918, S. 286. - Leisegang (s. o. S. A II. 2.11.). - Utitz 1927, S. 280. - Hasse 1926, S. 348. - Wichmann 1923, S. 158, 238. - Hoffmann (1930) 1955, S. 326. - Oesterreich 1919b, S. 15. - v. Bubnoff 1924a, S. 230. - Honigsheim 1919, S. 464f. - Meyer 1922, S. 215. - Mehliis 1922a, S. 65. - Nelson (s. u.).

den Klassenkampf zur Verfügung stelle, also optimalere Entfaltungschancen biete als die untergegangene Monarchie:⁴⁵

„Unsere Gedanken: positive Stellung zum Nationalstaate, aber in seinem Rahmen politischer Klassenkampf und Im-Auge-behalten des Endzieles, ihn durch proletarische Revolution zum sozialistischen Staate umzugestalten [...] Der deutsche Volksstaat muß geschützt und verteidigt werden und kann nur in erster Linie vom Proletariat verteidigt werden, ohne daß sich ihm die proletarische Seele restlos verschreiben kann.“

Nach Marcks orthodox marxistischem Glauben, jeder vorsozialistische Staat sei ein Klassenstaat, verfielen auch alle Spielarten des Sozialismus wie die „religiöse“ Variante Tillichs, die verschiedenen „ethischen“ Sozialismen und erst recht der volksgemeinschaftliche August Winnigs als nicht klassengebundene Theorien der Kritik. Proletarischer Sozialismus war Parteinahme für die Interessen der Arbeiterklasse, die praktisch nur in enger Verbindung mit den Gewerkschaften durchzusetzen seien.⁴⁶

Entsprechend abfällig urteilte Marck über den 1925 aus der SPD ausgeschlossenen Leonard Nelson, den „Moraltrompeter von Göttingen“, dessen Marxismus tatsächlich schlechthin „vormarxistisch“ war.⁴⁷ Nelsons von Marck zutreffend erfaßter radikaler bürgerlicher Liberalismus, der im 18. Jahrhundert verharrende „primitive Gesellschaftsbegriff“, die abstrakt weltverbessernden Forderungen, der Utopismus einer „Logokratie“, der Traum von der Wissenschaft als Gesetzgeber und der doktrinaire Vernunftglaube des antibolschewistischen Lenin-Verehrers, der als „Führer“ elitärer Zirkel die wenn notwendig gewaltsame Beseitigung der bürgerlichen Demokratie anstrebte - das alles verhinderte bald ein Engagement in den Reihen der SPD, stimmte aber mit den Zielen des Linkssozialisten Marck wenigstens darin überein, daß auch hier das Weimarer System einem fernen Idealstaat geopfert werden sollte.⁴⁸

Nelson war zudem unter allen linken Feinden Weimars der schärfste Analytiker der demokratischen Ideologie, wie sie, durchsetzt mit immanenten Widersprüchen, die den Logiker Nelson herausforderten, von Parteiideologen oder Sympathisanten wie Hans Kelsen formuliert wurde.⁴⁹ Die 1924 von Nelson systematisierte Demokratiekritik⁵⁰ versorgte sogar

45 Ebd., S. 38. Ähnlich zur „bürgerliche Formaldemokratie“: ders. 1927, S. 45.

46 Ders. 1931a, S. 3.

47 Ders. 1925b, S. 137, 139.

48 Zur Charakteristik von Person und Wirken: Franke 1991, S. 143-164. Dort zur Moskaureise von 1927: S. 13ff. Unter zahlreichen Erinnerungen an den Jugend-„Führer“ Nelson durch souveränen Witz hervorstechend: Max Fürst (o. I), S. 79ff.; zeitgeschichtlich über IJB und ISK: Link 1964 und Klär 1982. - Neuerdings hat ein Funktionär der sozialdemokratischen Friedrich-Ebert-Stiftung den Versuch einer Aktualisierung gerade des extrem ahistorischen Moralismus Nelsons unternommen, um Brücken zum herrschenden Normativismus der „Letztbegründungen“ zu schlagen. Danach habe auch Nelson schon die ursprünglich dunkle (!) ethische Erkenntnis formuliert, daß über alle (!) Zeiten und Kulturen hinweg ein ethisches Grundprinzip bewußt oder unbewußt (!) im menschlichen Verhalten, Urteilen usw. „immer schon präsent“ gewesen sei (Meyer 1994, S. 307).

49 Kostproben lieferte Nelson in den Anhängen zur 2. Aufl. von ‚Demokratie und Führerschaft‘ (1927); besonders gegen den Relativismus von Radbruch und Kelsen: S. 87ff, sowie gegen Anna Siemsen, ebd. S. 134ff.

50 In den §§ 58-116 seines ‚Systems der philosophischen Rechtslehre und Politik‘ (1924) 1964. Die erwähnten Versuche zur Aktualisierung Nelsons sparen den Antidemokraten geflissentlich aus bzw. helfen sich mit dem Hinweis auf die demokratische, zum Godesberger Programm führende Wende seiner

Stalin mit dem dringenden Rat, die - von Nelson als Rhetorik nicht durchschauten - Ansätze zu innerparteilicher Demokratie in der KPdSU zu revidieren, um die bolschewistischen Errungenschaften nicht dem vom Westen einströmenden Demokratismus preiszugeben.⁵¹ Obwohl kein Freund der Bolschewiki, da deren Herrschaft für Nelson weniger auf Vernunftinsicht als auf Terror gründe („wahre Demokratie“, so zitierte Nelson Kalinin, sei eben nur mit der GPU möglich⁵²), würdigte er deren Verdienst, in der Praxis „rücksichtslos mit den traditionellen Formen der Demokratie gebrochen zu haben“.⁵³

Der Hauptwiderspruch demokratischer Ideologie lag für Nelson im Gegensatz von Rechtsstaat und Demokratie. Das demokratische Prinzip der Mehrheitsentscheidung und Mehrreithsherrschaft schloß eine aus vernünftiger Einsicht deduzierte Herrschaft des Rechts aus: Das Vernünftige müsse sich gegen eine Mehrheit durchsetzen und sei daher als „Partei der Vernunft“ zu organisieren. Ob der Rekurs auf das universale „objektive Recht“, das nach Nelsons Ansicht rational begründbar sei, nicht doch der von Friedrich Engels höhnisch als „höherer Blech“ abgetane Rückfall in den Naturrechts-Idealismus des 18. Jahrhunderts war - wie Zeitgenossen Nelsons gegen ihn einwandten⁵⁴ -, mag dahingestellt sein. Daß Nelson von dieser Position aus den hilflosen Eklektizismus demokratischer Ideologen vorführen, über die innertheoretischen zu den Widersprüchen zwischen Theorie und Praxis vorstoßen und zum fanatischen Kampf gegen die „bezahlte Verhüllung“ der Formaldemokratie aufrufen konnte, ist evident.⁵⁵

Als 1930 dringlichere Sorgen die Parteiführung bedrückten, meinten Marck und Lessing die Sozialdemokratie vor bloßem „Republikanismus“ und opportunistischer Verteidigung des Erreichten warnen zu müssen. Zumal Lessing überzeugt war, die SPD sei ja keineswegs an das bürgerlich-demokratische Prinzip gebunden.⁵⁶

Die Masse der hier in einer kleinen Auswahl vorgestellten Integristen beurteilte die neue Verfassung also allein danach, ob sie ihren doch systemimmanenten Pluralismus durch die Diktatur des Proletariats oder - vermittelt verschiedener Modelle einer erzieherischen Transformation - in eine Wertegemeinschaft („Volkseinheit“) aufheben und damit die Kraft

Schüler; vgl. etwa die SPD-Parteihistorikern Miller 1986 sowie der in Anm. 47 erwähnte Meyer 1994, S. 313, dem die „prinzipielle Demokratiekritik:“ spürbar peinlich ist, so daß er lieber den Anti-Kollektivistinnen und Vordenker der sozialen Marktwirtschaft herausstellt.

51 Nelson 1927, S. 144ff.

52 Ebd., S. 148. Ob Nelson präsumptive Erziehungsdiktatur ohne polizeistaatlichen Terror ausgekommen wäre, darf bezweifelt werden.

53 Ebd., S. 8.

54 Vgl. die Presseschau, die Nelson 1927, S. 29ff. aus sozialdemokratischen Kommentaren zu seinem Parteiausschluß 1926 zusammenstellt.

55 Ebd., S. 105. Vgl. a. Nelson 1922, wo er etwas pharisäerhaft die Einzelheiten seiner „Führer-Erziehung als Weg zur Vernunft-Politik“ ausbreitete; der Haß gegen die „verhüllte“ Demokratie scheint eine Entsprechung zu finden in der letzten Arbeit von Wilhelm Ohr („Der französische Geist und die Freimaurerei“ 1916), die sich mit den politischen Hintergrundaktivitäten des „Groß-Orients“ befaßte. Ohr, von Nelson in einem Nachruf gewürdigt, war lange Generalsekretär des Nationalvereins für das Deutsche Reich, der, unterstützt von Nelson, den politischen Einfluß des Liberalismus neu organisieren und so vor allem ein Gegengewicht gegen die erstarkte Zentrumsparterie bilden wollte. In diesen Frontstellungen wurzelte offenbar Nelsons manchmal bis ins Groteske übersteigter Katholikenhaß (vgl. seine Prophezeiung einer „Wiederaufrichtung [...] der katholischen Weltmonarchie“ unter dem Schutz der Demokratie!; 1927, S. 124).

56 Marck und Lessing in Stellungnahmen zu Tendenz des Konservatismus in der SPD, beide 1930.

zur Selbstabschaffung aufbringen könne. Demgegenüber gab es eine winzige Gruppe parteipolitisch nicht harmonisierender Philosophen, die diesen Pluralismus und damit Parlamentarismus und Parteienstaat als die spezifische Sozialordnung der Neuzeit begriffen und akzeptiert hatten: Zu dieser Minderheit zählten Richard Kroner, Nicolai Hartmann, Bernhard Groethuysen, Paul Honigsheim, Oswald Weidenbach, Friedrich Delekat und, weniger entschieden, wohl auch Troeltsch und Rickert.

Kroners politischen Stellungnahmen in der Endphase der Weimarer Republik wurde unlängst „Zeit- und Realitätsflucht“ einerseits, Sehnsucht nach totalitären Alternativen zum Parlamentarismus andererseits angelastet.⁵⁷ Ein Blick in Kroners Rede über ‚Idee und Wirklichkeit des Staates‘, gehalten auf der Verfassungsfeier der Kieler Universität im Juli 1930, scheint wenigstens den letzteren Vorwurf zu bekräftigen. Vergleich Kroner dort doch den einheitlichen politischen Willen des Idealstaates mit der tristen Realität des Parteienstaates. Nicht wenige Zuhörer mochten dies – einige Wochen nach Bildung des Präsidialkabinetts Brüning – als Warnung verstanden haben vor dem „Chaos“ und der „Auflösung aller staatlichen Ordnung“ für den Fall, daß die Parteien nicht ihren „Sonderwillen“ hinter einem „idealen Willen zur Einheit“, den „über den Parteien sich erhebenden, sie in sich einigende[n] Staatswille[n]“ zurücktreten ließen.⁵⁸ Dies könnte umso mehr als Absage an die parlamentarische Demokratie zugunsten eines autoritären Regimes gelesen werden als auch alte Freunde Kroners wie Sergius Hessen eine punktuelle Nähe zu dem faschistischen Denker Gentile wahrnahmen⁵⁹, mit dem zusammen der Kieler Philosoph auch im Vorstand des von ihm präsierten Internationalen Hegelbundes saß.

Doch gerade in der Endphase der Republik war Kroners politisches Denken weder „wirklichkeitsabstinent“⁶⁰ noch enthielt es Elemente, die zwangsläufig auf dem Wege über eine autoritäre Option letztlich zum Faschismus oder Nationalsozialismus tendierten und die einmal mehr die These vom latenten Präfaschismus des Neu-Hegelianismus untermauern würden. Daß Kroners Zustimmung zu einem verfassungskonformen Präsidialregime keine Affinitäten zu totalitären Lösungen bemäntelte, beweist seine 1931 publizierte ‚Kulturphilosophische Grundlegung der Politik‘. Verglichen mit den Ausführungen seiner Kollegen vertragen die darin enthaltenen Reflexionen über Parteienstaat, Bolschewismus und Faschismus eine ungewöhnliche politische Urteilskraft. Unter dem Eindruck des Wahlsiegs, den NSDAP und KPD im September 1930 errungen hatten, versuchte Kroner den von ihnen als Alternative zur pluralistischen Parteiendemokratie angestrebten „absoluten Staat“ als unrealistische, geschichtswidrige Illusion zu destruieren. Der absolute Staat der Nationalsozialisten wie der Kommunisten negiere nicht allein den pluralistischen Staat, sondern stelle den neuzeitlichen Geist als Ganzes zur Disposition. Der moderne Klassen- und Parteienstaat sei nämlich die Folge eines geistigen Schicksals – des Zerfalls einer einheitlichen Weltanschauung, die ihren „letzten Wurzelboden“ in der Religion des Volkes hatte:⁶¹

„Das Christentum hat aber durch die unendliche Verinnerlichung und Vergeistigung des religiösen Bewußtseins, die sich in ihm vollzog, das Einheitsband von Politik und Religion für

57 Alwast 1995, S. 136-138; vgl. dazu Tilitzki 1998a.

58 Kroner 1930, S. 17.

59 S.Hessen 1930, S. 83.

60 Alwast 1995, S. 142.

61 Kroner 1931a, S. 85f; vgl. ders. 1931b-e; ders. 1932.

immer durchschnitten. Das Mittelalter versuchte zwar, die verlorene Einheit dennoch wiederherzustellen, indem es den Primat der Kirche über den Staat verkündete, aber diese Wiederherstellung scheiterte und mußte scheitern, sobald auf der einen Seite das politische Bewußtsein, sich seiner Eigengesetzlichkeit, seines sinngemäß ‚vor‘-christlichen Wesens bewußt wurde (Machiavelli), und sobald auf der anderen Seite das christliche Bewußtsein sich auf seine eigentliche Mission, auf die Überweltlichkeit und Übersinnlichkeit seines innersten Wesens besann (Luther). Seitdem war die Möglichkeit eines Neben- und Gegeneinanders verschiedener Staatsideale gegeben."

Ein Denken, das dieses Schicksal des neuzeitlichen Geistes akzeptiere, „vermag daher den heute bestehenden Staat trotz seines Mangels zu bejahen“.⁶² Wer wie NSDAP und KPD den Parteienstaat durch eine „Parteidiktatur“ ablösen wolle, strebe einen unserer geistigen Lage inadäquaten Zustand an und ziele auf nicht weniger als darauf, die durch den neuzeitlichen Geist evozierte Spannung von Politik und Religion „grundsätzlich und absolut“ aufzuheben“.⁶³ Der „in sich entzweite Geist“ sei aber „politisch in keiner Weise absolut zu versöhnen“, weshalb der entstandene Widerspruch in einer „entschiedenen Unentschiedenheit“ auszuhalten sei.⁶⁴ Gegen Carl Schmitt argumentierend war Kroner deshalb auch der Ansicht, daß die totalitären Staatsformen in Italien und Rußland für Deutschland kein Vorbild seien. Schmitt verkenne, daß es auf dem Boden des Christentums, und besonders im protestantischen Deutschland, einen solchen „absoluten oder ‚totalen‘ Staat nicht mehr geben“ könne, weil es an einer „politisch-religiösen Einheitskultur“ fehle.⁶⁵ In „Die Gesellschaft“, dem Theorieorgan der Linken in der SPD, hatte Siegfried Marck - Schmitts ‚Hüter der Verfassung‘ und Kroners ‚Grundlegung‘ vergleichend - anerkannt, daß Kroner von der „Trennung des Politischen und Religiösen“ aus den „Absolutismus der Diktaturideologie“ überzeugend kritisiert und dem Pluralismus des modernen Parteienstaates in ähnlicher Weise gerecht geworden sei wie Kelsens demokratischer Relativismus.⁶⁶

Wie wenig Kroner mit diesen Positionen ein „wirklichkeitsabstinenter“ Denker war, zeigt am besten ein Vergleich mit seinem Hamburger Nachbarn und Mitstreiter im Hegel-Bund⁶⁷, Ernst Cassirer, dem dieses Etikett schon mit größerem Recht verliehen werden darf. Cassirer ergriff zwischen 1918 und 1932 mehrfach öffentlich für die Republik Partei, nachdem der DDP-Sympathisant sich 1920 kurzfristig als Leiter einer akademischen Arbeitsge-

62 Ebd., S. 88.

63 Ebd., S. 90.

64 Ebd., S. 88.

65 Ebd., S. 89f. - Ähnlich Kroner 1928, S. 163-191, im Abschnitt „Politik und Religion“ seines kulturphilosophischen Hauptwerks: Die einzelnen werden als einzelne durch die staatliche Ordnung nicht absolut geeint, sie bilden als solche weder mit dem Staat noch miteinander ein Ganzes, wie denn auch der Staat als „Ganzes“ politisch nicht zu realisieren sei, bzw. nur um den Preis des Rückfalls in vorchristliche Zustände, von der Gemeinschaft der Bürger zurück zur utopischen Gemeinschaft der Kinder Gottes (ebd., S. 169). Beachtenswert ist auch, daß Kroners frühe Monismus-Kritik sich aus dem Bewußtsein speiste, den Widerspruch zwischen Sein und Sollen aushalten zu müssen, weil uns das „Paradies“ der Versöhnung zwischen Freiheit und Natur für immer versperrt sei (Kroner 1912, S. 106f. und ders. 1914, S. 45ff.) Zu Kroners Abwehr des politischen Monismus in Gestalt des westlichen Werteuniversalismus s.u. Am, 1.5.

66 Marck 1931b, S.448f.

67 Vgl. die Aufnahme vom ersten Internat. Hegel-Kongreß im Haag, wo Cassirer neben Kroner, Binder, F. J. Schmidt, Glockner und Haering abgeleitet ist („Philosophischer Weltanzeiger“ 3, 1930, Nr. 2, S. 9).

meinschaft für politische Bildung engagiert hatte.⁶⁸ Man kann Cassirers Reden etwas hochtrabend vielleicht als Bestandteil seiner „Ideengeschichte in politischer Erziehungsabsicht“ (Raulff) rühmen, sollte sich aber angesichts dessen, was gedruckt vorliegt, lieber damit trösten, daß der aktualisierbare „Verfassungspatriotismus“ Cassirers günstigenfalls erst in der geplanten Edition des Briefwechsels zu leuchten beginnt.⁶⁹ Enthält doch die Rede zur Verfassungsfeier des Hamburger Senats vom August 1928 nur den auf verfassungshistorischen Untersuchungen von G. Jellinek und Hashagen fußenden Nachweis, daß die Idee angeborener Menschenrechte und das republikanische Verfassungsmodell keine westeuropäischen Importe, sondern in der deutschen Geistesgeschichte seit Leibniz beheimatete Eigengewächse waren.⁷⁰ In der Feststellung von Verwandtschaften zwischen deutschem und westeuropäischem Geist und in Beschwörungen der Universalität der Menschenrechte erschöpfen sich dann Cassirers weitere Stellungnahmen.⁷¹ Der noch 1932 mahnend vergegenwärtigte Glaube des 18. Jahrhunderts an „die Wissenschaft“ und „die Macht der Vernunft“, verbunden mit vagen Hoffnungen auf eine naturrechtliche Wende der deutschen Staatsrechtslehre, verfloß im Appellativen: „Das öffentliche Gewissen kann sich niemals beim geschriebenen Recht allein beruhigen, es richtet [...] nach Maßstäben, die es den ungeschriebenen Gesetzen [...] entnimmt“, ohne daß Cassirer je ein Wort über die konkrete Verfassungslage verloren hätte.⁷² „He could not come down to the level of concrete political or economic realities.“⁷³ Liptons These, wonach Cassirer seit 1927 nur noch leere Beschwörungen der Vernunft geboten und sich auf einen zeitenthobenen abstrakt-universalistischen Rationalismus zurückgezogen habe, der mit dem Niedergang des parteipolitischen Liberalismus korrelierte, ist denn auch durch Paetzolds jüngsten Versuch, aus ihm einen „streitbare[n] sozialliberale[n] Demokrat[en]“ zu machen, nicht erschüttert worden.⁷⁴ Vor allem die Rede zur Verfassungs-

68 Vgl. die Richtlinien der Akademischen Arbeitsgemeinschaft für politische Bildung, in: HUZ 2, 1920, S. 209f. - Zu Cassirers politischer Publizistik bisher Lipton 1978, S. 159ff.; Raulff 1992 (mit mehreren falschen Angaben und abwegigen Einschätzungen, etwa der, daß die Verknüpfung von Tagespolitik und Geistesgeschichte bei Cassirer „singulär“ gewesen sei!); Paetzold 1995, S. 106-126.

69 So denn auch Raulff 1992: Die Einheit des Philosophen und des politisch denkenden Bürgers werde „nirgends deutlicher zutage treten“ als in Cassirers Korrespondenz.

70 Cassirer 1929a, S. 31.

71 Vgl. noch die Reichsgründungsrede vom 18. 1. 1930 in der Hamburger Universität. Für die Lokalpresse lag das Gewicht nicht nur auf dem „sozialethischen Liberalismus“ (so Paetzold 1995, S. 116, der nach dem mir unzugänglichen Ms. aus dem Nachlaß in der Yale-Universität zitiert), sondern auf der „Reichseinheit“, die zur bewahren Cassirer wohl für ein vordringliches politisches Ziel hielt (lt. „Hamburger Fremdenblatt“ Nr. 30 v. 19. 1. 1930: „Reichsgründungsfeier der Universität“).

72 Cassirer 1932b, S. 16,27.

73 Lipton 1978, S. 161.

74 Paetzold 1995, S. 112ff; wie Alwast 1995, S. 137, im Falle Kroners, so benutzt auch Paetzold Carl Schmitt als Kontrastfigur, obwohl auch ihm dessen staatsrechtliche Positionen gänzlich unbekannt sind. So meint er etwa, in Cassirers Betonung europäischer Kontexte deutschen Staatsdenkens eine spezifische Anti-Schmitt-Argumentation Cassirers entdecken zu können. Dabei war es Schmitt in der verfassungspolitischen Diskussion sicher nicht um die Begründung deutscher Sonderwege zu tun. Befremdlich auch die Interpretation, Cassirers „Naturrechts“-Aufsatz von 1932 habe die Notverordnungs-Demokratie legitimieren wollen. Wäre dem so, hätte Cassirer mit Schmitt die wenig demokratisch anmutende „Diktatur des Reichspräsidenten“ gestützt und sich keineswegs „im schroffen Gegensatz“ zu „Machtstaatsdenkern“ wie Schmitt befunden. Immerhin bezog Cassirer sich positiv auf Erich Kaufmann - einem deutschnationalen (und zudem: jüdischen!) „Machtstaatsdenker“ erster Güte! Auf welche

feier der Universität (Juli 1930) fiel weit hinter Kroners Einsichten in die Struktur des modernen Pluralismus der Weltanschauungen zurück. Cassirer nahm statt dessen Bezug auf das „echte Gemeinschaftsgefühl“, das die „Gegensätze“ löse, den Streit der Parteien und Klassen zurücktreten lasse. Das „Ganze“, das seinen Mittelpunkt in der „Verfassung des Deutschen Reiches“ finde, und keinesfalls in „Naturbedingungen“ wurzele⁷⁵, konstituiere sich im Bewußtsein der Staatsbürger soweit sie eine „Gemeinschaft von Vernunftwesen“ bildeten, die dem „Werk“ einer auf „universale Rechtsprinzipien“ verpflichteten Verfassung dienen.⁷⁶ Es ist bemerkenswert, wie der im Rückblick um so viel reaktionärer erscheinende, seit 1918 in der DPhG mitarbeitende Nicolai Hartmann dem Weimarer Parteienpluralismus theoretisch gerechter geworden ist als der republikanische Festredner Cassirer. In Hartmanns ‚Ethik‘ findet sich die nüchterne Feststellung: „Der Parteienkonflikt im politischen Leben ist eine Notwendigkeit, gehört mit zur Lebensgesetzlichkeit des Gemeinwesens.“ Der Parteienstreit sei als positiver Wertkonflikt aufzufassen, solange wie eine Verabsolutierung

Abwege mangelnde Vertrautheit mit Zeitgeschichte führt, demonstriert Paetzold in seiner Deutung von Cassirers Reichsgründungsrede vom 18. Januar 1930. Das dort gebrauchte Vokabular („Führerstelle“, „volklich“) sei das der „Völkischen“ - ein Blick in die Vorträge der Sozialisten Nelson oder in Reden x-beliebiger DDP-Politiker hätte ihn eines Besseren belehrt. Darum kann die Rede auch nicht als eine rhetorische Camouflage ausgelegt werden, um die völkische Studentenschaft für den „sozial denkenden Liberalismus“ zu gewinnen (ebd., S. 116f., 122f.). Wenig plausibel klingt es auch, Cassirer für einen „Verfassungspatrioten“ auszugeben, der „streitbar“ gewesen sei, und gleichzeitig zu betonen, er habe die Universität darauf verpflichten wollen, „in distanzierter Analyse die politischen Auseinandersetzungen verstehen zu lernen“ (ebd., S. 120). Dieses Ausweichen ins Überparteiliche war wenig „streitbar“ und fiel selbst hinter ähnlich lautende Bekundungen von Spranger, Litt et al. zurück. Es läßt auch nirgends „überdeutliche Anspielungen und Verweise auf die aktuelle politische Situation der Weimarer Republik“ erkennen, die Paetzold wahrzunehmen glaubt (ebd., S. 131). Auch was Paetzold auf Liptons Kritik an Cassirers ‚Philosophie der Aufklärung‘ (1932a) repliziert, kann deren politischen Gehalt nicht nachträglich erhöhen. Es mag sein, daß dieses Werk sich nicht auf einen abstrakten Rationalismus reduzieren läßt, weil es gerade die politisch-praktischen und historiographisch-psychologischen Seiten der Aufklärung berücksichtige (Paetzold, S. 125), doch endet das Kapitel über Recht, Staat und Gesellschaft (Cassirer 1932a, S. 313-367) mit Rousseaus „ethischem Rationalismus“ (ebd., S. 366), der für Orth 1985, S. 200, auch im „Zentrum von Cassirers Philosophie“ steht. Eine sehr scharfe Kritik an Cassirers ‚Aufklärungs‘-Buch brachte Leisegang 1933 vor: Es sei der unsolide Versuch, den neukantianischen Rationalismus philosophiehistorisch zu bemänteln; insbesondere ignoriere Cassirers schematisches Konstrukt einer europäischen Aufklärung ihre tiefen nationalen und konfessionellen Unterschiede, dränge alle tiefer liegenden historischen Mächte und Kräfte zurück und verfolge allein den Faden, der von Newton zu Kant führe.

⁷⁵ Cassirer (1931) 1991; in seinem geistesgeschichtlichen Überblick von Leibniz bis Hegel liefert der Redner ein anschauliches Beispiel für den ihm oft vorgeworfenen Konstruktivismus seiner Interpretationen. Gewinnt doch der Leser den Eindruck, es sei staatstheoretisch seit dem 17. Jh. stets darum gegangen, die „universalen Rechtsprinzipien“ gegen die „bloß physischen Momente der Stammeszugehörigkeit“, die „bloß naturalistische Ableitung des Volkes“ oder die Einheit als „bloßes Produkt reiner Naturbedingungen“ zu behaupten und durchzusetzen (ebd., S. 164f).

⁷⁶ Cassirer (1930) 1991, S. 162f. (hier den Rechtsuniversalismus von Leibniz bis Fichte betonend), S. 168f. (hier die vornehmlich auf den Universitäten des Weimarer Staates zu vermittelnde „Erkenntnis“ der überparteilichen, metahistorischen „Wahrheit“, aus der sich staatliche „Allgemeinheit“ speise, einfordern). Ähnlich vom „universellen Gehalt“ der einzelnen „Volksgeister“ überzeugt, gibt sich Cassirers Beitrag zu der vom PrMWKV sowie vom Auswärtigen Amt finanzierten „Zeitschrift für die kulturellen Beziehungen Deutschlands zum Ausland“ („Inter Nationes“): Deutschland und Westeuropa im Spiegel der Geistesgeschichte, Cassirer 1931b, S. 85; zum Objektivismus der „Wahrheit“: 1931a.

der jeweiligen Parteiposition vermieden werde. Dabei setzt Hartmann voraus, daß ein staatsbürgerlicher Fundus an Gemeinsamkeiten vorhanden sei, wozu nicht zuletzt die stillschweigend anerkannte, bei Kroner aus dem Schicksal des neuzeitlich entzweiten Geistes abgeleitete Fähigkeit gehört, den weltanschaulichen Pluralismus als unaufhebbar zu akzeptieren.⁷⁷

Ähnlich wie Kroner verfocht auch Delekat gerade gegen Carl Schmitt die Unaufhebbarkeit des Gegensatzes von Politik und Religion, die es verbiete, „die vollkommene Gesellschaft“ auf politischem Wege über einen totalen Staat in theokratischer oder „cäsaropapistischer“ Form zu erreichen.⁷⁸ Honigsheim, als ein an Max Weber geschulter Religionssoziologe, mit dem antimodernen Verlangen nach „neuer Totalität“ ab ovo, qua Erforschung „esoterisch-eskapistischer“ Sekten (Täufer, Pietisten, Kongregationalisten, Quäker) vertraut, hielt den aktuellen Spielarten der politischen Romantik wie dem Marxismus, der im Proletariat den neuen Messias verhimmle, entgegen, daß „Getrenntheit statt Verbundenheit“ der „charakteristische Ausdruck des heutigen Abendlandes“ sei. Jede Projektion von neuen Formen „unmittelbarer“ Gemeinschaft gebe das neuzeitliche Ichbewußtsein preis, wo doch das über Jahrhunderte gewachsene Bedürfnis nach selbstverantwortlicher und rationaler Weltbeherrschung aus dem Bedürfnis des modernen Menschen, das zugleich das „Bewußtsein der unentrinnbaren Sündhaftigkeit in der entzweiten Welt“ sei, gar nicht mehr eliminiert werden könne. Wo das „gewaltlose Bruderdasein“ dennoch politisch realisiert werden solle, in der Sowjetunion, bediene man sich bezeichnenderweise des Zwanges und der Gewalt.⁷⁹

Ohne die Linie zu Marx und zum Sozialismus zu ziehen, machte Kroners Lehrer Rickert auf die „monistischen Versöhnungstendenzen“ im Staatsdenken Hegels aufmerksam und stellte die Möglichkeit eines mit sich versöhnten Staates in Abrede: Die Spannung von Leben und Ideal sei auf politischem Gebiet nicht aufzuheben, was auch Spranger und Litt gegen jede „Gemeinschaftsideologie“ ins Feld führten.⁸⁰ Etwas stärker bezogen auf die deutsche Entwicklung seit 1918, erklärte Weidenbach, daß die „Demokratisierung“ der „Weg der Geschichte“ und deren „Nichteinheit“ nicht zu fürchten sei.⁸¹ Und ungeachtet aller Anstrengungen um den Entwurf einer „Kultursynthese“ formulierte Troeltsch mit dem Diktum

77 Hartmann 1926, S. 303.

78 Delekat 1933, S. 162; ders. 1932 (in einer Rezension über die staatsrechtlichen Ideen des volkskonservativen Vordenkers Hans Gerber), S. 42.

79 Honigsheim 1925a, S. 61, 81, 85. Zu beachten ist, daß auch Honigsheim - bei aller Kritik an den hergebrachten Angeboten des „Kollektiv-Messianismus“ zur Aufhebung der modernen „Entzweiung“ - an eine höhere Einheit dachte. Nur versprach die von ihm vage angedeutete Synthese von Gesellschaft und Gemeinschaft die Bewahrung der neuzeitlichen Individualität in der Form Staats- und kirchenfreier „bündischer Assoziationen“ (ebd., S. 93-95). Doch auch dies sollte offenbar nicht das letzte Wort sein, da Honigsheim, ebd., 103f., einräumt, daß das „Bruder-Mensch-Dasein“ ein Mythos bleibe, dessen Ziel nur im Unendlichen liegen könne, da jede religiöse Emotion zwangsläufig institutionell versteinere und stets neu von „Propheten“ aufgebrochen werden müsse. Die „letzte Schlacht“, die der Text der Internationalen besinge („Ewig der Sklaverei ein Ende/Heilig die letzte Schlacht!“), werde darum nie stattfinden.

80 Rickert 1925, S. 161f.; anders ders. 1924a, S. 120, 208. -Litt 1926a, S. 32ff.; ders. 1927, S. 75 -diesen positiven Äußerungen zur „Unentrinnbarkeit der Entzweiung“ standen Litts bildungspolitische, „wertgemeinschaftliche“ Vorstellungen gegenüber (s. u. 1. 1. 4); ähnlich ambivalent Spranger (s. u.).

81 Weidenbach 1923, S. 192, 241 f.

„Parteien müssen sein“ seine Einsicht in die Unhintergebarkeit des modernen weltanschaulichen Pluralismus und damit des liberal-demokratischen Systems.⁸² Ebenso erkannte Groethuysen, daß in der modernen Gesellschaft die „grundlegende Spannung“ zwischen divergierenden Interessengruppen herrsche, die im Parteienwesen ihren Ausdruck fände und dort in ihrer „relativen Berechtigung zu Wort“ käme. Eine Partei der „Interesseneinheit“ oder des „überparteilichen Nationalwillens“ widerspreche den „Grundlagen des stabilisierten Parteiensystems“⁸³.

Da solche Einsichten aber nicht einmal unter erklärten Demokraten wie Cassirer verbreitet waren, verhinderte die Befangenheit in den „Volkseinheits“- „Überparteilichkeits“- oder „Bruder-Mensch“-Träumen eine klare Wahrnehmung der Weimarer Verfassungsrealitäten. Das wiederum erklärt die Simultanitäten und geistigen Affinitäten zwischen diesen liberalen Idealisten der „wahren“ Demokratie und den extremen Linken wie Rechten und deren totalisierenden Staatsideen. Bestand dabei gegenüber der KPD - als der Partei Moskaus - eine tiefsitzende Antipathie, weil die Propaganda vom „Sowjetparadies“ wenig überzeugend war, so profitierte die „volksgemeinschaftliche“, Klassenversöhnung verheißende NS-Bewegung schon eher von diesen Dispositionen. Dabei ist es ein bemerkenswertes Phänomen, daß der Aufstieg der Hitler-Partei auch von politisch sonst sehr interessierten Philosophen kaum beachtet und kommentiert worden ist. Auch dies mag ein Indiz dafür sein, daß fundamentale Unterschiede als Folge der religiösen Überforderung der Politik im Nebel der „Volkseinheits“-Ideologie kaum registriert wurden. Nur so sind etwa August Messers Kommentare zu Ideologie und Politik der verfassungsfeindlichen NSDAP zu verstehen. Denn Messer kritisierte zwar Hitlers Judenfeindschaft als „unzulässige Verallgemeinerung ungünstiger Gefühlseindrücke“, er verurteilte auch die „Bürgerkriegsmentalität“ der Partei, die Gewaltretorik und ihren gegen innenpolitische Gegner verübten Terror. Doch primär war es gerade ihr Parteicharakter, ihr Unvermögen, das „Ganze“ zu vertreten, was Messer der NSDAP wirklich ernsthaft ankreidete. Ebenso wie ihn an Hitler störte, daß er noch zu sehr „Parteiführer“, zu wenig „Volkserzieher“ sei.⁸⁴ Daß die Weimarer Verfassung auch dann eine Einparteienherrschaft nicht vorsah, wenn diese Partei ihre Macht nicht diktatorisch ausübte, schien Messer schlicht übersehen zu haben.

So selten wie sich ein Philosoph in den letzten drei Jahren des Niedergangs der Republik mit ihren Feinden publizistisch auseinandersetzte, so teilnahmslos reagierte das Gros des zentriertlich-sozialistisch-liberalen juste milieu der Philosophen auf diesen Niedergang und

82 Troeltsch 1924, S. 114-117 („Spektator“-Aufsatz vom 2. Mai 1920 über das Parteiwesen; dort allerdings auch der Wunsch, zur „Stärkung der bürgerlichen Mitte“ möge die Weimarer Parteienvielfalt und Parteienzersplitterung ein Ende finden).

83 Groethuysen 1932, S. 30f., 47.

84 Messer 1932d, S. 4; ders. 1932a, S. 125f.; 1932b, S. 88f.; 1932c, S. 249-251. Entsprechend hatte Messer zum Wahlkampf 1930 aufgerufen, in der staatsbürgerlichen Erziehung „überzeitliche Werte“ zu vermitteln, um den Parteiengegensatz zu entschärfen (1931a, S. 18f). In diesem Sinne urteilt er auch über den Nationalrevolutionär Ernst von Salomon: an seinem jugendlichen Radikalismus sei die „Bürgerkriegsmentalität“ zu tadeln (1931b, S. 52f.) Nach eigenen Angaben hatte Messer Hitler im Februar 1932 schriftlich gebeten, seine Kandidatur gegen Hindenburg im zweiten Wahlgang zur Wahl des Reichspräsidenten zurückzuziehen. Nur so beweiße die NSDAP, daß sie den „Primat des sittlichen Neuwerdens vor Staatsform und Politischem“ beachte (Messer 1933a, S. 33f.)

seine Begleiterscheinungen.⁸⁵ Unter denen, die sich noch prodemokratisch zu Wort melden, begnügten sich die meisten mit dem defensiven Hinweis auf die individuelle Freiheit, die im demokratisch-liberalen Rechtsstaat am besten gewahrt werden könne.⁸⁶ Über Strategien zur Verteidigung dieses Rechtsstaates dachte indes kaum jemand nach. Der Sozialdemokrat Lessing warb für eine „große Vereinheitlichung der Linksgruppen“ unter dem Druck des „Faschismus“, was aber nicht nur den jeweiligen Parteiführungen widerstrebte, sondern auch im Falle des Gelingens den Parlamentarismus kaum gerettet hätte. Paul Tillich suchte die „sozialistische Entscheidung“ im Zusammengehen der Arbeiterbewegung mit dem linken Flügel der NSDAP. Horkheimer und Adorno, denen an der parlamentarischen Demokratie nichts lag, dachten an die Umwälzung des kapitalistischen Systems unter Führung einer kleinen, unorthodox-marxistischen Intellektuellen-Elite. Ernst von Aster verfiel 1932 nur darauf, für eine Neuauflage der Koalition aus SPD und Zentrum zu werben, da doch beide Parteien in der „christlich-humanistischen Tradition“ stünden, die von NSDAP und KPD negiert werde. Alois Dempf verzeichnete 1932 die „Krise des Parlamentarismus“, eröffnete dem politischen Katholizismus aber nur die vage Perspektive, im System der „parlamentarischen Mittelparteien“, jenseits von Klassenherrschaft und Staatsautokratismus, ein freies Betätigungsfeld zu finden - ohne angeben zu können, wie die Erosion des sozialen Fundaments dieser „Mittelparteien“ (SPD, Zentrum und eine als Partei 1930 schon in Auflösung befindliche liberale DDP) aufzuhalten gewesen wäre.⁸⁷

Einige allmählich zum Nationalsozialismus abschwenkende Dozenten begannen damit, ihre Kritik am „System“ lauter zu äußern, andere, Jungkonservative und Nationalrevolutionäre (Freyer, Ipsen, Fischer u. a., s. u. A III. 2.), machten sich allenfalls Gedanken um die Zähmung der „plebejischen“ Hitler-Bewegung, wollten aber ähnlich radikal die bestehende Demokratie rückstandslos beseitigen, während wieder andere, um den Anschluß an die „nationale Opposition“ besorgte Rechtsliberale und Deutschnationalen wie etwa Eugen Kühnemann, mit Ratschlägen für die NSDAP im Kampf um die Macht gern zur Verfügung gestanden hätten.⁸⁸ Wer wie die Deutschnationalen Brunstäd, Leisegang und Spranger wenig für die NSDAP übrig hatte, der stimmte doch mit ihr darin überein, daß das Ende des Par-

85 Insoweit verhält sich die Masse der Philosophiedozenten seit der Weltwirtschaftskrise und dem Ende des Parlamentarismus nicht anders als der Durchschnitt der Weimarer Professorenschaft (vgl. am Beispiel Heidelbergs: Jansen 1992, S. 250).

86 Kroner 1930 (Stärkung der staatlichen Einheit bei prinzipieller Anerkennung des Verfassungs- und Rechtsstaats). - E. Hoffmann 1931 (Verfassung sichert Freiheit der Wissenschaft). - Jaspers (1932) 1971, S. 84f. - Litt 1931b (vor allem bezogen auf die Bedeutung der Verfassung für individuelle geistige Freiheit, Freiheit der Wissenschaft). - Spranger 1932, S. 202.

87 Als politischer Kommentator in dieser Krisenzeit ist Lessing erst noch zu entdecken, da seine Artikel im „Prager Tageblatt“ u. a. Zeitungen bis heute bibliographisch noch nicht erfaßt sind. Vgl. daher nur Lessing (1930) 1987, S. 347; ders. (1932) 1986, S. 108-111, 118f.; Marwedel 1987, S. 319, 328-330. - Zu Tillich, Horkheimer und Adorno s. den folgenden Abschnitt. - v. Aster 1932, S. 44, 51. - Dempf 1932b, S. 38f.

88 Kühnemann 1932a, S. 52, 65; das Vorwort datiert: 28. August 1932. Kühnemann war bis dahin noch der Überzeugung, daß die NSDAP zusammen mit dem konservativen Anhang v. Papens den „Volksstaat der nationalen Willenseinheit“ schaffen werde. Als Hitler selbst nach der Niederlage bei den Reichstagswahlen im November 1932 nicht als Juniorpartner in eine Regierung der „nationalen Konzentration“ eintreten wollte, beklagte Kühnemann Hitlers Versagen als „Volksführer“ (1932b).

lamentarismus gekommen sei.⁸⁹ Spranger, der die liberalen Grundrechte gern unangetastet gesehen hätte, meinte unter dem Eindruck der Präsidialkabinette Brünings und Papens dennoch, daß nach zwölf Jahren „unproduktiver Parteiherrschaft mit immer wechselnden Regierungen“ und ihrem „Chaos des bloßen Parteispiels“ die „Unfruchtbarkeit des Systems“ und das „Scheitern der egalitären Demokratie“ in Deutschland geradezu „experimentell“ nachgewiesen worden sei.⁹⁰

1.1.3. Wirtschaft und Gesellschaft: Ideologie des dritten Weges und „wahrer Sozialismus“

Während die verfassungspolitischen Kommentare akademischer Philosophen von viel Unverständnis für die Prinzipien des demokratischen Staates zeugten, zudem in Ablehnung oder Zustimmung zu der Verfassung auf die man vereidigt worden war, gleichermaßen indifferent wirkten und sich mit ihren alternativen Projekten einer „wahren“ Demokratie in unpraktikabel-metapolitische Visionen befriedeter Kulturgemeinschaften verloren, wurde der Streit um die zukünftige Wirtschaftsverfassung sicher nicht mit mehr Sachkompetenz und weniger Utopismus, aber doch mit mehr Intensität und Interesse an der Materie ausgetragen. Vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil viele vom Historischen Materialismus soviel gelernt hatten, um davon überzeugt zu sein, daß Wirtschafts- die Verfassungsfragen ohnehin dominierten. Aber, dies gilt für das Gros der hier zu musternden Positionen, von parteikonformen Varianten des historisch-dialektischen Materialismus blieben sie trotz gelegentlicher Berührung und tagespolitisch motivierter Sympathien weit entfernt. Der ihnen eigene, mitunter emotionale, stets kulturkritisch gespeiste Antikapitalismus verwies sie auf die Suche nach dem dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus, auf den „deutschen Sozialismus“, „Werkgemeinschaft“ und ähnliche Integrationsmodelle.

So wie die deutsche Verfassungsdiskussion von der Oktoberrevolution und der bolschewistischen Herrschaftspraxis Impulse empfing, so fand die Auseinandersetzung über die zukünftige deutsche Wirtschafts- und Sozialverfassung, über Sozialisierung und Planwirtschaft, Technisierung, Sozialgesetzgebung, Weltwirtschaft und Autarkie, Reagrarisierung und Ostsiedlung, Ständestaat und berufsständische Ordnung in noch viel höherem Maß vor dem Hintergrund der Entwicklung in der Sowjetunion statt. Dabei trennte man nicht zwischen Ökonomie und Politik, so daß bei der Wiedergabe der einzelnen wirtschafts- und sozialpolitischen Positionen auch die Konsequenzen für den Verfassungsaufbau, die ebenso gut ins vorangegangenen Kapitel gehören, an dieser Stelle berücksichtigt werden.

„Schreckbild oder Vorbild“: Ansichten über die politisch-ökonomische Verfassung der Sowjetunion

Die im Zuge des bundesdeutschen „Historikerstreits“ viel erörterte Frage, wie die Oktoberrevolution mit ihren Folgen in der deutschen Öffentlichkeit wahrgenommen und bewertet worden ist, welche Hoffnungen oder Ängste in den verschiedenen politischen Lagern sich damit verbanden⁹¹, kann für den Anteil, den die Philosophen an dieser Diskussion hatten, re-

89 Zu Leisegangs Entwurf eines Parteien und Parlament entmachtenden „Beamtenstaates“ siehe oben A2.II.

90 Spranger 1932, S. 197, 201 f. (positiv zum Erbe des Liberalismus), 192f. (zum Ende des Parlamentarismus).

91 Dazu die umfangreiche rezeptionsgeschichtliche Studie von Merz 1995.

lativ leicht beantwortet werden. Denn bei keinem anderen Thema erweist sich eine wahrhaft überparteiliche, bürgerlich-liberale Grundierung als so beständig wie in der Beurteilung des bolschewistischen Rußland, so daß man im großen und ganzen in der Ablehnung des neuen Systems wie in der Einschätzung einig war, daß es nicht einmal partiell auf deutsche Verhältnisse übertragen werden dürfe. Mit Ausnahme der gesondert zu behandelnden deutsch-national-völkischen Philosophen (s. u. III. 2.), die rassenideologisch argumentierten, konzentrierte sich die Mehrheit der Kommentatoren dabei auf das Herrschaftssystem der bolschewistischen Partei sowie auf die planwirtschaftliche Neuordnung der russischen Volkswirtschaft. Auf dem staatlichen wie auf dem ökonomischen Sektor schreckte am meisten die Aufhebung der bürgerlichen Individualrechte: Freiheit und Eigentum. Die terroristischen Mittel, die Lenins Partei zu diesem Zweck einsetzte, fanden aber nicht jene Aufmerksamkeit, die ihnen - mit Sinn fürs grausam-drastische Detail - sehr viele andere Beobachter zuteil werden ließen. Ernst Bergmann äußerte sogar Verständnis für die brutale Kirchenverfolgung, die ihm als Moment im nationalen Abwehrkampf gegen die geistigen Einflüsse des europäischen Westens „erklärlich“ anmutete.⁹² Der Sozialdemokrat Vorländer ignorierte den Terror und befand, daß der experimentelle, „gärende“ Charakter des ganzen Unternehmens ohnehin jede politische oder moralische Bewertung verbiete.⁹³

Sonst deutet sich über die Parteigrenzen hinweg an, daß die Gewalt aus einer Art Klassensolidarität mit den Opfern verurteilt wurde: Heinemann erwähnte, daß die bolschewistische Diktatur die „vollkommene Vernichtung der bourgeois Gesellschaftsschichten“ betreibe. Weidenbach meinte, daß der „praktische bolschewistische Terror“ auf die völlige Zerstörung alles Geschichtlichen aus sei, also auch auf die Eliminierung der Träger der Tradition. Für Oesterreich, der 1925 zu wissen glaubte, daß in der Sowjetunion bereits Millionen ermordet worden seien, richtete sich der „Massenterror“ auf die Zerstörung der sozialen Basis aller Kultur, weshalb die Ausrottung der bürgerlichen Gesellschaft zielbewußt ins Auge gefaßt werde. Brunstäd benutzte die Formel „Blutherrschaft des Bolschewismus“, der Prager Philosoph Oskar Kraus verurteilte den „Exorzismus alles Geistigen“ und deutete die Liquidierung der Intelligenz an. Behn beklagte die Massentötung von „Unternehmern“, Saitschick den Plan, „einen ganzen Stand mit Stumpf und Stiel auszurotten“, Honigsheim die „blutige Verfolgung des Bürgertums“, die die westeuropäische Bourgeoisie wie sonst nichts in Angst zusammengeschiedet habe, und Wichmann sah in Rußland 1923 bereits Millionen von Leichen, nachdem die Revolution mit „Strömen von Blut“ nach dem „tartarischen Grundsatz der Gewaltsamkeit“ verfahren sei. Mehliß, der eine harte Unterdrückung der Opposition im faschistischen Italien zugab, empfand diese Praktiken als „ritterlich“ im Vergleich mit den Methoden der „Ceka“ Stalins. Überdies habe dies Gewaltregime bis 1922 ein ökonomisches Desaster verursacht (Mehliß), das sich im „praktischen Leninismus Stalins“, der hektischen Industrialisierung und der im Kampf gegen das „Kulakentum“ erzwungenen Kollektivierung der Landwirtschaft nur verschlimmert habe (Saitschick).⁹⁴

92 Bergmann 1933c (abgeschlossen 1932), S. 144.

93 Vorländer 1924, S. 125, stärker sympathisierend: ders. 1929, S. 316f.; wohlwollendes Abwarten empfehlend: v. Aster 1929a, S. 31ff; zuvor jedoch (1924, S. 246) hatte er gemeint, die Übernahme des bolschewistischen Systems sei „Selbstmord“.

94 Heinemann 1927, S. 58. - Weidenbach 1923, S. 80, 87. - Oesterreich 1921, S. 9f.; ders. 1925, S. 195. - Brunstäd 1927, S. 332. - Kraus 1927b, S. 21. - Behn, 1927a, S. 140. - Saitschick 1932, S. 246; ders.

Da der Bolschewismus die in bürgerlichen Revolutionen erkämpften Grundrechte und die rechtsstaatlich garantierte „Persönlichkeitskultur“ bedrohte, charakterisierten die meisten Kommentatoren die Sowjetunion mit Begriffen wie „Despotismus“ (Natorp), „Tyrannei“ (C. Ritter), „Staatsomnipotenz“ (E. Hoffmann), „Staatsmechanismus“ (Marck), „Despotie des Massentums“ (Messer) oder „Staatstyrannei“ (Wichmann), „totalitäre Apparatur“ (Jaspers), „Despotie im Namen des Proletariats“, „Polizeidiktatur“ (Saitschick), Herrschaft des „Gewaltprinzips“ (Ewald).⁹⁵ Von Aster erklärte, der Zarismus stehe unter dem Mantel des Bolschewismus wieder auf, wenn der Gießener Sozialdemokrat dabei auch eher das Fortleben außenpolitisch-imperialistischer Ambitionen des alten Regimes fürchtete.⁹⁶ Die vom roten Autokratismus verfügte Beschneidung der Meinungsfreiheit, insbesondere die der Lehr- und Forschungsfreiheit, fiel ebenso schwer ins Gewicht wie die vornehmlich von „christlichen“ Philosophen registrierte faktische Abschaffung der Glaubens- und Gewissensfreiheit.⁹⁷ Einige Autoren sahen hier den „infernalen Haß Lenins“ gegen den „Gottesglauben“ walten (Kraus), andere wiesen auf asiatische, nicht nur dem abendländischen Christentum feindliche Ursprünge (Behn, Wust).⁹⁸ Für Messer war der Bolschewismus selbst ein „wilder Schöbling“ eines religiösen Triebes, der Zerstörung, Terror, Diktatur und jede Form von Gewalt im Gefolge habe, von fanatisch Gläubigen ausgeführt, die den Suggestionen ihres Papstes Lenin erlegen seien.⁹⁹ Scheler gehörte sogar zu den seltenen Autoren außerhalb des völkischen Lagers, die den Bolschewismus als jüdische Herrschaft, als Ausdruck jüdischer Eschatologie verstanden. Zudem bildeten die Juden für ihn in Rußland eine andere Blut-schicht, die 1917 zur Macht gelangt und sich in jene Kette der „FremdherrenVölker“ eingliedert habe, denen das „unterwerfungslustige Rassenkonglomerat“ zwischen Ostsee und Kaukasus seit jeher willig diene.¹⁰⁰ Weil der Marxismus säkularisierte jüdische Eschatologie sei, könne man nicht, wie Honigsheim meinte, von einem Zufall sprechen, wenn die „russischen, ungarischen und Münchener Räterepublikaner“ Juden gewesen seien, die überdies noch vom Erbe „asiatischer Mystik“ gezehrt hätten.¹⁰¹

Die Sorge um das Individuum und seine persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten richtete sich bei den meisten Bolschewismus-Kritikern jedoch weniger darauf, Opfer eines von wem auch immer, Russen oder Juden, Proletariern oder der Parteiintelligenzja zu verantwortenden staatlichen Zwangssystems zu werden. Erst die Verbindung dieser Ein-Parteien-Diktatur mit einer verstaatlichten Wirtschaft wurde als existentielle Bedrohung verstanden. Wenn, aus dieser Sicht, das Individuum bis auf elementarste Reste seine privaten Reproduktionsmittel verliere und der staatlich organisierten Wirtschaftsapparatur ausgeliefert sei, um vollständig funktionalisiert zu werden, dann stehe jedes Menschsein überhaupt zur Disposition.

1934, S. 36ff. - Honigsheim 1925a, S. 81f. - Wichmann 1923, S. 25, 29f., 258, 316. - Mehlis 1931, S.411;ders. 1930d, S. 341.

100 Natorp 1919b, S. 464. - C. Ritter 1934, S. 66. - E. Hoffmann (1931) 1955, S. 73. - Marck 1931a, S. 16. - Messer 1927c, S. 534. - Wichmann 1923, S. 397. - Jaspers (1932) 1971, S. 84. - Saitschick 1932, S. 245, 258. -Ewald 1922, S. 241.

101 v. Aster 1931, S. 4.

102 Hoffmann 1931, S. 3. - Dyroff 1931, S. 180. - Ehrenberg 1922, 2. Stück, S. 31f; ders. 1921b, S. 87.

103 Behn 1930, S. 150.-Wust (1931) 1967, S. 321.-Kraus 1927.

104 Messer 1921, S. 117.

105 Scheler 1924, S. 33,43.

106 Honigsheim 1925b, S. 292.

Hier setzten dann jene Kritiker ein, die in der materialistischen Reduktion des Menschen den Ursprung des Kapitalismus wie des marxistischen Sozialismus sehen wollten. Von hier aus ergab sich für viele von ihnen automatisch die These, daß das „Kollektivmenschentum“ in den USA und der UdSSR nur zwei Ausformungen *einer* materialistischen Ideologie darstelle.¹⁰² Dyroff vertrat gar die Ansicht, daß etwa die Lebens- und Lernfreiheit im Faschismus dank Gentiles Bildungspolitik merklich größer sei als in der UdSSR oder im Schulsystem der USA, das den geistigen Konformismus züchte.¹⁰³

Bewertungen des Sozialismus im liberalen Lager

In seiner Annäherung an das sozialistische Gesellschaftsmodell ging der Frankfurter Kulturphilosoph Georg Burckhardt so weit, daß er unorthodoxe marxistische Gruppierungen als mögliche Bündnispartner im Kampf gegen den Kapitalismus willkommen hieß und dem sowjetischen Experiment einen hohen Stellenwert einräumte. Wenige Wochen nach der Novemberrevolution war von ihm in der „Frankfurter Universitätszeitung“ ein Aufruf erschienen („Menschentum, Arbeitertum!“), der den „Geistesheros“ Karl Marx als Vorläufer der eigenen „Werktheorie“ vereinnahmte und die Bildung von Arbeiterräten als Keimzellen klassenversöhnender Arbeitsgemeinschaften begrüßte, aus denen der organisch-einheitliche Kulturstaat erwachsen werde.¹⁰⁴

In der aus Vorlesungen im Frankfurter Volksbildungsheim entstandenen Broschüre über die ‚Geschichte des Kultur- und Bildungsproblems‘ bot Burckhardt eine Marx-Interpretation an, die seinem brüderlich-solidarischen, pietistischen Einflüsse nicht verleugnenden Sozialismus der „religiösen Werkgemeinschaft“ adäquat war:¹⁰⁵

„So materialistisch die Lehre von Marx auch erscheint und so materialistisch sie auch tatsächlich in einem sich daraus entwickelnden Marxpfaffentum ausgewachsen ist, es liegen ihr ursprünglich doch wieder (apriorische) ethische Ideale zugrunde; als Kulturziel ist auch hier latent die Lehre von der Würde des Menschen und die von der klassisch-deutschen Humanitätsphilosophie verkündete Menschheitsidee und die vom Urchristentum erstrebte, vom späteren Christentum aber abgeschwächte Lehre von der in der Gemeinschaft aller Güter sich äußernden allgemeinen Menschenliebe.“

Marx als Erbe des idealistischen Neuhumanismus - damit griff Burckhardt Deutungen vor, die sich zehn Jahre später an die Edition der frühen Manuskripte knüpfen sollten, und er schlug zugleich eine Brücke zu Bewegungen, die Marx auch ohne die um 1920 noch unbekannten Texte in diesem Sinne verstehen wollten: zum religiösen Sozialismus des nachmaligen Frankfurter Kollegen Tillich, zu Natorps Sozialidealismus, zu Radbruchs ‚Kulturlehre des Sozialismus‘, zur SPD des Görlitzer Programms von 1921, das die Absage ans Klassenkampfdogma enthielt, zu den programmatischen Festlegungen auf dem Bielefelder Jungsozialistenkongreß (1921), zum „Solidarismus“ der katholischen Sozialphilosophie Schelers und zum bündischen Kommunalismus Gustav Landauers - zu allen Ansätzen, denen die

102 Vgl. nur Messer 1927c, S. 543. - v. Rintelen 1933, S. 4 (im „Rausch der Gigantomanie“ und des „Kollektivmenschentums“ näherten USA und UdSSR sich einander an). - Jaspers 1932b, S. 22. - Saitschick 1932, S. 265 (UdSSR = „fortgeschrittener Amerikanismus“).

103 Dyroff 1931, S. 180-183.

104 Burckhardt 1918.

105 Ders. 1922a, S. 131; ähnlich ders. 1922b.

Tendenz innewohne „zu einer religiösen, weltanschaulichen, kulturphilosophischen Überhöhung des alten Parteisozialismus und orthodoxen Marxismus“¹⁰⁶. Burckhardt, in Frankfurt der spätere Wortführer der NSDAP in der Fakultät, ging sogar so weit, den Bolschewismus unter Berufung auf Stalins ‚Lenin und der Leninismus‘ als „ersten Verwirklichungsversuch des marxistischen Sozialismus“ und als „bemerkenswerte Weiterbildung“ anzuerkennen, fern vom „starren Marxismus“. Dies nicht zuletzt deshalb, weil es den Bolschewiki gelungen sei, den „liberalistischen, demokratisch-individualistischen Einschlag in der Marxschen Lehre“ zu tilgen: „Es wird unumwunden anti-demokratisch, anti-parlamentarisch die ‚Herrschaft eines Vortrupps der Werktätigen‘ proklamiert“, um von einer bürgerlichen zu einer proletarischen Demokratie zu kommen und so die unter dem demokratischen Schein agierende „unverschämte Herrschaft der Geldaristokratie“ zu beseitigen. Das war ein Unterfangen, für dessen Verwirklichung sich Burckhardt Schützenhilfe versprach von Lenin, dem Parlamentarismuskritiker Carl Schmitt und dessen Gewährsmann Donoso Cortés.¹⁰⁷ Die als „sozialistische Aristokratie“ idealisierte Herrschaft der Partei Lenins wollte Burckhardt jedenfalls hinnehmen, da sie zu realisieren schien, was alle sozialistischen Bewegungen erstrebten.¹⁰⁸

„Es ist der Kampf wider das ganze dominierende System und den Geist des Kapitalismus; und positiv wird gesetzt der Wille zur Gemeinschaftlichkeit gegen Individualismus, Egoismus und sich isolierende Denkweise; Arbeit und Arbeitertum, die im Werkschöpfungertum gipfelt, gegen Kapitalverabsolutierung und Kapitalistentum; Menschlichkeit gegen ausbeuterisch kalte, nüchterne, rechnerisch-habgierige Gesinnung und Denkart [...] Die gesamte philosophische und religiöse Bewegung ist darin eins: gegenüber der ökonomistischen Welt- und Lebensauffassung wird die Grundbedingung aller wirklichen sozialen Umwandlung und aller Kulturenerneuerung in einem Seelisch-Geistigen der Gesinnung erkannt, jedenfalls in einem Nicht-nur-Materiellen ...“

Zu diesen alternativen Konzeptionen eines „wahren Sozialismus“, die nach 1918 im bürgerlichen Lager entwickelt wurden, um dem dogmatischen Marxismus im Verein mit potentiellen Bündnispartnern aus syndikalistischen, anarchistischen oder sonst parteilich nicht fixierten sozialistischen Strömungen das Wasser abzugraben, gehörte der „Sozialidealismus“ des Marburger Neukantianers Paul Natorp. Natorp verwarf das Klassenkampfdogma, sah im Bolschewismus keine angemessene Umsetzung des sozialistischen Ideals, und grenzte sich von Vorstellungen einer allein von der Arbeiterklasse getragenen Räte-demokratie ab, wie sie die USPD und Rosa Luxemburgs Spartakisten vertraten.¹⁰⁹ Andererseits finden sich bei ihm die schon bekannten Dispositionen und Präferenzen: Die Herkunft aus einem protestantischen Pastorengeschlecht, die Prägung durch einen in dieser Familientradition vermittelten, offenbar auf Schleiermacher zurückführbaren Gemeinschaftsbegriff, die ethisch motivierte Ablehnung des kapitalistischen, für Natorp durch Ausbeutung und Entfremdung der unteren und mittleren Gesellschaftsschichten bestimmten Wirtschaftssystems, die Hoffnung auf einen dritten, vielleicht vom deutschen Volk zuerst zu beschreitenden Weg zwischen Kapitalismus und planwirtschaftlich-autoritärem Bolschewismus, die Sympathie für die

106 Ders. 1925, S. 121 ff; vgl. ders. 1923 (zur zeitgenöss. Staatsphilosophie).

107 Ebd., S. 126f.

108 Ebd., S. 134f.

109 Vgl. vor allem Natorp 1918; ders. 1920 a+ b.

auch bei ihm durch Alfons Paquet vermittelten Hoffnungen auf die werbende Kraft kleiner, brüderschaftlicher Sozialeinheiten wie der Quäker oder der Kibbuzim.¹¹⁰

Natorp muß für die ersten Nachkriegsjahre als der Philosoph mit dem größten Einfluß auf die politische Arbeit sozialistischer Gruppierungen gelten. Eine Wirkung, die er erzielte, weil er anders als etwa Burckhardt, konkrete Vorschläge zur politischen und wirtschaftlichen Umgestaltung Deutschlands machte. Die sich in der Nationalversammlung herausbildende parlamentarische Demokratie nach westlichem Muster lehnte er als Herrschaftsform der „Plutokratie“ ab.¹¹¹ Um dem Willen der Volksmehrheit politische Geltung zu verschaffen, schlug Natorp eine genossenschaftlich-räteorganisatorische Demokratie vor, die Produktion, Konsumtion und Erziehung genossenschaftlicher Selbstverwaltung unterstellte, und der Repräsentativverfassung soviel Raum ließ, daß neben dem von unten nach oben aufgebauten „Zentralrat der geistigen Arbeit“ ein „konventionelles“ Parlament an der Willensbildung mitwirken durfte. Wirtschaftspolitisch schloß dieses Programm die „unverkürzte Sozialisierung“, die unmittelbare Beteiligung und Kontrolle der Arbeiter am Gesamtprozeß der Produktion ein. Ebenso die vorsichtige Rückführung der Ressourcen verschwendenden, künstliche Bedürfnisse weckenden Industrieproduktion auf bedarfsdeckende, stärker agrarisch orientierte Wirtschaftsweise. Eine Umstellung, die Natorp auch in Hinblick auf die Abwendung von einem auf kolonialer Ausbeutung basierenden Weltwirtschaftssystem für unvermeidlich hielt.¹¹² Als ein solcher „Sozial-Einheitsstaat“ könne Deutschland dann seinen „Weltberuf“ als werbendes Beispiel für den „Weltsozialismus“ erfüllen. Da die MSPD im Frühjahr 1919 vom Rätesozialismus Abstand nahm, ließ Natorp eine „stete Tendenz“ nach links erkennen und suchte Unterstützung für seine Konzepte bei USPD und KPD („Wenn einer, würde auch ich mich der kommunistischen Partei anschließen.“).¹¹³

Angelpunkt dieser Aneignung des Sozialismus war der „Wille zur Überwindung des kapitalistischen Menschen“ (Hans Freyer)¹¹⁴. Sämtliche Umschreibungen des idealen gemeinschaftlichen Seins antworten bei Natorp auf das Phänomen gesteigerter Fremdbestimmung im kapitalistischen Wirtschaftssystem. Seine zentralen Kategorien, Selbstbestimmung und Dezentralisation, wurzeln im Begriff der Autopoiesis, der Selbstschöpfung, dem Vermögen, „in schöpferischer Kraft aus eigenem Grunde die Welt zu gestalten“.¹¹⁵ Natorp berührte sich dabei so eng mit Burckhardt, daß der Frankfurter Kollege sogar generös von „mancherlei Ansätzen zur Werktheorie“ in Natorps Poiesis-Lehre sprach.¹¹⁶ Wenn eine direkte Anregung Natorps durch Burckhardt auch unwahrscheinlich ist, so trafen sich beide in jener Passage des kommunistischen Manifests, die sich wie keine andere zum Ausgangs- und Zielpunkt des idealistischen Sozialismus-Begriffes verwenden ließ: die Vision einer „Asso-

110 Vgl. dazu die ausführliche, den Marburger Nachlaß einbeziehende Darstellung der politischen Philosophie und des tagespolitischen Engagements Natorps bei Jegelka 1992; für die Zeit ab 1918 insbes. S. 143-186; für Natorps Verhältnis zur Jugendbewegung, zu sozialreformerischen und pazifistischen Gruppierungen vgl. ebd., S. 187-230.

111 Natorp 1918, S. 196; ders. 1920a.

112 Ders. 1924, S. 116.

113 Jegelka 1992, S. 171 f.; Zitat aus einem Brief Natorps an Wilhelm Schäfer v. 3. 7. 1919.

114 Freyer 1921, Schlußkapitel.

115 Jegelka 1992, S. 150, die einschlägigen Passagen aus Natorps ‚Sozialidealismus‘ (1920a) zusammenfassend.

116 Burckhardt 1925, Bd. 2, S. 466.

ziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist". Bei Natorp wurde daraus das Miteinander selbstbestimmter, die Bedingungen ihres Zusammenlebens selbstschaffender Individuen („Freiheit zu partnerschaftlicher Gestaltung des Gemeinwesens")¹¹⁷. Bei Burckhardt, Marx adaptierend, hieß das die „allseitige Entwicklung des Individuums", die „Bildung des zum vollkommenen Menschen", dem Arbeit wieder Freude bereite „wie einst in den besten Zeiten des deutschen Handwerkes", und der in einer sozial gerechten Gesellschaft lebe, die jedem die Möglichkeit geben möge, „Herr und Meister und Führer in seinem Werke zu werden".¹¹⁸

Für den Leipziger Kulturphilosophen Hermann Schneider stieß die Revolution im November 1918 um, was „längst bruchreif" war: den bürgerlichen Klassenstaat.¹¹⁹ Ihn, so hoffte Schneider, werde ein „Sozialismus ohne Marxismus" ablösen. Marx als Schüler Fichtes zu rezipieren und im „geschlossenen Handelsstaat" das grundlegende Werk marxistischer Staatsanschauung zu erkennen - so umriß Schneider seine Antiposition zum „westlich-liberalen System der Selbstsucht". Der Pragmatismus, mit dem die Mehrheitssozialisten der MSPD den Sozialismus auf den Sozialstaat reduzierten, fand Schneiders Zustimmung („Beschränkung der Arbeitszeit durch Gesetz, die Gleichstellung gelernter und ungelernter Arbeiter, die Arbeitslosenunterstützung und das unbeschränkte Streikrecht sind zeitlich berechtigzte Forderungen im Klassenkampf"¹²⁰). Er bedauerte die im Krieg versäumte Chance zur Sozialisierung:¹²¹

„Die Revolutionszeit hat dann mit ihren durchdachten Versuchen einer Sozialisierung der Schlüsselindustrien, mit den Resten der Zwangswirtschaft, der Einführung von Betriebsräten und Normallohn, Achtstundentag, Entlassungsverbot und Arbeitslosenversicherung von vornherein nichts erreichen können als eine erträgliche Überführung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft ..."

Diese halben Maßnahmen hätten dem Kapitalismus zugearbeitet, der darum sechs Jahre nach der Revolution wieder fest im Sattel sitze und durch das Dawes-Abkommen auch von außen abgesichert sei. Im Innern regierten wieder „Schlot- und Bodenbarone und ihr Anhang, Industrietruste und der Bund der Landwirte":¹²²

„Das ist der Feind, von dem wir uns befreien müssen; denn der deutsche Kapitalismus ist dem sozialen Staat in Deutschland ebenso feindlich wie der ausländische, der im Deutschen den

117 So Jegelka 1992, S. 147; hier und bei der Inanspruchnahme für „ökosozialistische Unterströmungen" (S. 169ff.) macht sich der Versuch einer neuen Traditionsbegründung bemerkbar: Hatte Jegelka Hermann Lübke mit stichhaltigen Argumenten vorhalten können, im Vorfeld des Godesberger Programms, Natorp wegen seiner Nähe zu tendenziell totalitären Heilslehren aus der reformsozialistischen Tradition ausgeschaltet zu haben (S. 11 f.), so präsentiert er selbst den Neukantianer nun als Vorläufer des um 1989 dominierenden bundesdeutschen Politikverständnisses, das von der Abwesenheit jeder „Herrschaft" träumte. So spricht denn Jegelka von Natorps Hoffnung auf eine den „Zustand der Gewaltgesellschaft überwindende Gemeinschaft", was den Marburger Sozialphilosophen ohne zwanghafte Aktualisierung in der Tat zu einem passenden Vor-Denker für Sozialutopisten in der BRD vor dem Mauerfall gemacht hat.

118 Burckhardt 1925, S. 118; ebd., Bd. 2, S. 496-498; ders. 1922b, S. 489.

119 Schneider 1925, S. 6, 191.

120 Ebd., S. 298.

121 Ebd., S. 304.

122 Ebd.

Sozialisten fürchtet wie im Russen; er hat das Erbe der Fürsten, der herrschenden Klasse angetreten und wird seine Herrschaft mit allen Mitteln der List und Gewalt (die Presse aller Parteien ist sein Arbeitsfeld - ein Werkzeug wie die Presse [...] muß ein Erziehungsmittel in der Hand des Staates werden - ‚Freiheit der Presse‘ bedeutet Anarchie) zäh und brutal verteidigen."

Sozialisierte Wirtschaft bedeute dann aber doch nicht Enteignung, sondern „Umformung der Besitzverhältnisse". Schneider wollte so die „kapitalistische Erfahrung" dem „sozialen Geist" unterwerfen, was wieder auf den Primat der Erziehung zum „Geist der Gemeinschaft" hindeutete.¹²³

Weder die deutsche Sozialdemokratie noch der russische Bolschewismus bedienten nach Schneiders Auffassung das anthropologische Grundbedürfnis der Massen nach ideeller Sinngebung. Die Philosophie Fichtes werde der deutschen Arbeiterbewegung, der religiöse Humanismus Tolstois sowie die spirituellen Potenzen der orthodoxen Kirche dem Bolschewismus aufhelfen, so daß eine religiöse Massenweltanschauung entstehe, die den bürgerlich-kapitalistischen Materialismus überwinde.¹²⁴ Der soziale Staat und die künftige Weltreligion des sozialistischen Menschen werden, so spekulierte Schneider, von den jungen Völkern, den Deutschen und Russen, gegen die vergreisten, innerlich „ewig" (!) kapitalistisch-individualistischen Nationen des Westens durchgesetzt.¹²⁵

Der mit sozialdemokratischer Hilfe auf seinen Leipziger Lehrstuhl gelangte Schneider dürfte mit dem, was er unter Sozialismus verstand, bei den Parteitheoretikern kaum Beifall geerntet haben. Obwohl er dem Sozialismus vorwarf, eine „gottlose Religion" zu sein, spekulierte er nicht wie Tillich auf dessen Verchristlichung, sondern sah die „christliche Religion in der überlieferten Form wohl ohne Zukunft".¹²⁶ Jene religiöse Komponente, die der marxistischen Lehre fehle, nämlich der „Glaube an das Sittliche als Triebkraft des Menschen" und der Glaube an die Freiheit, die das Vernünftige als Gottesdienst verwirkliche, fand Schneider bei Fichte (als dessen „Paulus" er Karl Marx allerdings weiter gelten lassen wollte!). Für den russischen Sozialismus erhoffte er eine ähnlich geistig-seelische Vertiefung durch die missionierende Kraft der „Ost-Kirche".¹²⁷ Langfristig werde die deutsche Sozialdemokratie jedenfalls nicht umhin können, religiöse und nationale Vorstellungen in ihre Lehre zu integrieren, weil anders elementare Massenbedürfnisse nach metaphysischer Verankerung und einer Gemeinschaft über den Klassenzusammenhalt hinaus nicht befriedigt würden.¹²⁸ Dieser nicht eben originelle nationale Sozialismus unterschied sich mit sei-

123 Ebd., S. 305.

124 Ders. 1924, S. 231f., 250ff.

125 Ders. 1923, S. 91 ff. - Ob Schneider 1931 noch an die Möglichkeit einer religiös-idealistischen Umformung des Bolschewismus glaubte, ist zu bezweifeln. Sicher feststellen läßt es sich leider nicht. Denn wichtige Passagen seiner Ausführungen über Stalins Regierungszeit, die Schneiders voluminöse Kulturgeschichte' beschließen, wurden in der gesamten Auflage geschwärzt, ohne daß sich eine Erklärung des Autors oder des Verlages dafür fände (vgl. Schneider 1932, S. 1022ff; ähnlich auch ebd., S. 903, wo im Kapitel über die Novemberrevolution ein ganzer Abschnitt geschwärzt wurde). Kritisch stellte der Autor jedenfalls heraus, daß die russischen Marxisten eigentlich „Westler" seien und einen naturalistischen Kurs einschlugen, etwa bei der Gleichstellung von Mann und Frau oder in ihrem Bestreben nach Auflösung der Familie („Die wahre Kommunistin liebt Lenin'.")

126 Ders. 1924, S. 220.

127 Ebd., S. 250ff.

128 Ebd., S. 231.

nen pro-russischen Sympathien und vor allem mit seiner erstaunlich positiven Bewertung der Weimarer SPD von vergleichbaren Reflexionen sozialidealistischer Denker. Schneider würdigte den von der SPD mitgetragenen Weimarer Staat, der sich als „Noteinrichtung“ gegen linke und rechte Putschversuche konsolidiert und der „sozialen Gedankenwelt“ eine Heimstatt verschafft habe. Diese Republik wollte er darum nur in sozialistischer Richtung überwinden. Schon um einen Rückfall in den „bürgerlich-kleindeutschen Staat Bismarcks“ vorzubeugen, wo die „bürgerliche Klasse“ tatsächlich die „unteren Schichten“ in einer Weise bedrückt habe, daß 1914 schließlich so tiefgehende soziale Gegensätze bestanden wie in England, deren herrschender Klasse in der deutschen Oberschicht mit ihrer „rücksichtslos materialistische[n] Einstellung“ ein genaues Gegenstück erwachsen sei.¹²⁹

Der Cohen-Schüler Walter Kinkel vertrat einen Sozialismus, der genügend Ansatzpunkte bot, um ihn nach 1933 als anti-materialistisch und anti-marxistisch zu deklarieren und die Parteimitgliedschaft damit zu rechtfertigen, daß Kinkel „zur SPD nur um des sozialen Gedankens und des Bekenntnisses zur Arbeiterschaft“ gestoßen sei, dabei aber „nicht einem undeutschen internationalen Geist gehuldigt“ und seinen Sozialismus frei von pazifistischen Anwendungen gehalten zu haben. Diese undogmatische Offenheit führte Kinkel vor 1914 ins Umfeld eines „frühen völkischen Systembauer[s]“ (Mohler), des hessischen Pädagogen Wilhelm Schwaner¹³⁰, in dessen „Bund deutscher Volkserzieher“ es Kinkel bis zum „Ehrenobermeister“ brachte. Zur Bundeszeitschrift steuerte er zahlreiche Aufsätze bei, und es störte den „getreuesten Schüler Cohens“ (von Aster) nicht, dort unter dem Titelsignet des Hakenkreuzes zu erscheinen, so wenig wie er Anstoß nahm an Schwaners „Germanenbibel“ und dem Bundesbuch „Unterm Hakenkreuz“. Die Grenze, die seine Gönner 1934 gegenüber der NS-Hochschulverwaltung gern verwischt hätten, zog Kinkel gegenüber Schwaners Judenfeindschaft, was ihn in den 20er Jahren von der deutsch-religiösen Glaubensbewegung fort auf die Seite des jüdischen „Abwehrvereins“ zog (s. u.).¹³¹

Angesichts der Novemberrevolution wollte Kinkel 1919 das Endziel des Sozialismus in einer Bürgergesellschaft nach kantischem Muster sehen, worin sich die Individuen als „Selbstzweck“ behandeln und in der der „soziale und demokratische Staat“ für das gleichberechtigte Nebeneinander der „Individuen, Rassen und Geschlechter“ eintreten müsse. Das zielte gegen die Fortsetzung des Klassenkampfes, wie sie die „extremsten Linken unter den Proletariern“ in Form der neuen Klassenherrschaft einer revolutionären Partei anstrebten. Sozialismus und Demokratie gehörten für Kinkel aber untrennbar zusammen. Demokratie, die nicht im liberalen Sinn nur „Freiheit des Individuums, seiner Willkür zu leben“ sein dürfe, wenn sie nicht zur „Plutokratie“ der französischen oder amerikanischen Republik pervertieren wolle. Demokratie sei vielmehr die Beteiligung des einzelnen an der Erzeugung des Gesetzes, das Ausdruck eines Gemeinschaftswillens sein müsse. So band Kinkel die aktuelle

129 Ders. 1925, S. 6, 177.

130 Zu Schwaner vgl. Carstensen 1941.

131 UAGi, PA Kinkel; Schreiben des Dekans (?) an PrMWKV v. 25. 1. 1934. Um mindestens eine in ihren Rechtsfolgen beschränkte Entlassung zu erwirken, hieß es dort, daß Kinkel im „Volkserzieher“ publizierte, „der sich schon vor dem Kriege mit dem Hakenkreuz auf dem Titel für germanisches Wesen und Antisemitismus einsetzte“. Kinkel hatte aber bereits in: „Der Humanitätsgedanke. Betrachtungen zur Beförderung der Humanität“ (1908, S. 42) die Judenfeindschaft als „Überbleibsel einer rohen Kulturstufe“ abgetan.

Sozialisierungsforderung an die Empfehlung, der Verstaatlichung dort nicht ängstlich aus dem Wege zu gehen, wo Mehrheitswille und ökonomische Verhältnisse dies zuließen.¹³²

Weidenbach, dem wie Kinkel ein in der Paulskirche aktiver Großvater als Richtungsweiser für die eigene politische Urteilsbildung diene, bezog, beeinflusst von Dilthey und Simmel, einen Standpunkt außerhalb der Sozialdemokratie, mit der seine Simmel gewidmete ‚Weltanschauung aus dem Geiste des Kritizismus‘ (1923) aber einige Berührungspunkte aufwies. Vor allem das Einverständnis mit der Forderung nach politischer Gleichberechtigung und materieller Besserstellung (s. o. A I. 1.2.2.). Bei großer Sympathie für einen sozialpolitisch expansiven Staat sah er den Sinn historischer Prozesse in der Demokratisierung, d. h. in der allmählichen Verselbständigung der Individuen, die in einer „Vielfalt der Einzelnen“ jene „Nicht-Einheit“ realisieren würden, die ohnehin Weidenbachs erkenntnistheoretisch-soziologischem Credo entsprach, wonach das Unvollendbare das Wesentliche sei, und es die Aufgabe des Kritizismus wäre, „an allem Gefestigten das Moment des Wagnisses und des Kampfes als das Wesentliche aufzusuchen [...], denn es ist das überlegene Moment der schöpferischen Lebendigkeit“¹³³. Seine Sorge um die anzustrebende „Vieldeutigkeit der Individualitäten“ ließ ihn sogar gegen die Sozialisierung votieren, zumal das Versailler Diktat die Voraussetzungen für den volkswirtschaftlich sinnvollen Zentralismus nachhaltig zerstört habe.¹³⁴

Soweit er den Sozialismus überhaupt als politische Bewegung wahrnahm, identifizierte der Gießener Ordinarius August Messer seine Ziele mit dem eigenen Anliegen, die „echte Volksgemeinschaft“ herzustellen. Als langjähriger Mentor der „Freideutschen Jugend“ wandte er sich im Januar 1919 gegen deren kommunistisch-sozialistischen Flügel um Alfred Kurella, Kurt Hiller, Karl Bittel und (dem später ins völkische Lager abgeschwenkten) Knud Ahlborn. Hillers Parteinahme für die USPD als angebliche „Anti-Mord-Partei“ und „Ahlborns Liebäugeln mit dem Spartakusbund“ waren Messer so gründlich zuwider, weil er die von Linksaußen propagierte „Gewaltherrschaft im Innern“ nicht einmal theoretisch für bedenkenswert hielt. Soweit auch sozialdemokratischer Sozialismus Vergesellschaftung der Produktionsmittel bedeutete, wandte er ein:¹³⁵

„Finden [...] Menschen ausreichend Antrieb zu rastloser Arbeit f...) in einer Wirtschaftsordnung, deren Tendenz dahin geht, das Eigentumsinteresse als bewegende Kraft auszuschalten, und darauf zu vertrauen, daß der Geist der Brüderlichkeit und der Liebe die Einzelnen zu pflichttreuer Arbeit ansporne?! Bietet ferner das sozialistische Wirtschaftssystem, mit seiner Zentralisierung und Regelung von oben her noch genügend Raum für den Erfindergeist, die schöpferische Auswirkung, den wagemutigen Versuch, die Pioniertätigkeit gerade der Hochbegabtesten? Wird nicht der schwerfällig-mittelmäßige Geist der Bürokratie, des ‚Instanzenweges‘, des Schemas, den jeder geistig rege Staats- und Kommunalbeamte mit Schrecken kennengelernt hat, auch über das ganze Wirtschaftsleben sich ausdehnen, soweit es sozialisiert und seine Träger ‚verbeamtet‘ werden? Wird unsere Volkswirtschaft noch konkurrenzfähig bleiben, wenn sie sozialisiert wird, die der anderen Kulturländer aber noch nicht? Würde eine sofortige Sozialisierung auch dazu ‚reifer‘ Betriebe (wie etwa der Bergwerke) nicht den Staatsbesitz sehr vermehren und damit der ‚Entente‘ neue Pfänder schaffen?“

132 Kinkel 1919b, S. 321 f., 327, 329 und 341-344.

133 Weidenbach 1923, S. 64f. und 80.

134 Ebd., S. 65, 122f., 168, 192, 203, 214.

135 Messer 1919b, S. 75; vgl. a. ders. 1924b.

Messer trennte „soziale Gesinnung“ und Sozialismus. Als „überparteiliche“ Bewegung sollte er die Freideutschen verpflichten, Distanz zu den konkreten Forderungen sozialistischer Parteien zu halten, um nicht selbst zu einem Filialunternehmen von SPD oder USPD zu werden. Stattdessen sollten sie darauf hinwirken, innerhalb der SPD an Einfluß zu gewinnen, um sie nach freideutschem Vorbild in eine überparteiliche Gesinnungsgemeinschaft zu transformieren.¹³⁶ Dieses Ziel blieb Messers Leitbild auch dort, wo er, im ersten Revolutionsschwung, zum Kampf gegen wirtschaftliches Ausbeuter- und Schmarotzertum aufrief und den Rückgriff auf den von Lassalle wiederbelebten Staatssozialismus Fichtes predigte.¹³⁷ Nie vergaß er dabei die „geistige Sozialisierung“, die Erziehung des Lohnarbeiters zur „geistigen Persönlichkeit“, die schon deshalb gelingen werde, weil sozialdemokratische Moral von bürgerlich-christlicher nicht so weit entfernt sei, um nicht gemeinsam aufzustehen gegen „Mammongeist und Profitsucht“, aber auch gegen den nationalen Sozialismus Spenglerscher Prägung (der nur einem „sozialistischen Zuchthausstaat“ ähnele) und gegen den terroristischen Bolschewismus Lenins.¹³⁸

Der Königsberger „Kathedersozialist“ Albert Goedeckemeyer behandelte die soziale Frage 1920 in einer Studie über ‚Die Idee vom ewigen Frieden‘. Seine kantianische Fixierung auf eine vernunftadäquate Organisation der Gesellschaft führte ihn jedoch zu sozial- und wirtschaftspolitischen Konsequenzen, die weit über die bei seinem Ansatz eigentlich zu erwartende Beschränkung auf Modelle ideeller Integration hinausgingen. Wenn man den Frieden vernünftig regeln wolle, dann werde die „Moralisierung des Volkes“ zum wichtigsten Problem der Politik. Moralisierung als bewußtseinswandelnder Erziehungsprozeß sei aber für sich genommen ein untaugliches Mittel: „Als vernünftigen Wesen muß allen Menschen prinzipiell das gleiche Recht gegeben werden, an der Regelung ihrer Lebensverhältnisse mitzuwirken und nicht wie Sachen bloß geregelt zu werden.“ Die Aufgabe, „die Wirklichkeit erst vernünftig zu machen“, setze eine demokratische Verfassung voraus, „die allen grundsätzlich den gleichen Anteil an der Herrschaft zugesteht“.¹³⁹ Dies sei aber so lange nur ein formales Recht, wie der Masse die ökonomischen Mittel vorenthalten würden, die es ihr erlaubten, als moralische Subjekte an politischer Willensbildung zu partizipieren. Darum stimmte Goedeckemeyer den ökonomischen Forderungen des von ihm zitierten Erfurter Programms ausdrücklich zu:¹⁴⁰

„Dazu [...] bedarf es einer beträchtlichen Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie am einschneidendsten vom Sozialismus gefordert wird, der nicht nur die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die Umwandlung der Warenproduktion in Gebrauchsproduktion verlangt, sondern in neuerer Zeit auch noch den Gedanken des Betriebsrätesystems aufgenommen hat [...] Wie immer auch das Resultat dieses zur Zeit die Welt in Atem haltenden

136 Ebd., S. 74f.; noch im Dezember 1918 forderte Messer: „Nun auf den Plan, Freideutsche!“ und ermunterte sie, bei der neuen Machtverteilung dabei zu sein, um die „politischen und wirtschaftlichen Reformideen“ umsetzen zu können - gerade die Wirtschaftsreform stand bei den Freideutschen aber unter deutlich sozialistischen Vorzeichen (Messer 1919a, S. 11).

137 Messer 1919c und 1919d.

138 Ders. 1921, S. 87, 117-122; ders. 1924a, S. 180.

139 Goedeckemeyer 1920, S. 45; moderater, unmittelbar nach dem 9. 11. 1918, als G. in der Zeitschrift des Königsberger „Rats der geistigen Arbeiter“ allein auf die Erziehung setzte, gegründet auf „rein menschliche Ethik“, ohne religiöse oder antik-humanistische Ingredienzen (ders. 1919a und 1919b).

140 Ebd., S. 49f.

Umwandlungsprozesses der wirtschaftlichen Verhältnisse sich auch zunächst gestalten mag, das dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß sich am Ende eine Wirtschaftsform durchringen muß, die eine weitgehende Sozialisierung enthalten, zugleich aber auch in irgendeiner Form wie etwa der des Akkordlohnes" - Goedeckemeyer verwies hier auf das Vorbild des Bolschewismus, der auf das Akkordlohnsystem schon während der NEP-Periode zurückgegriffen habe - „das persönliche Interesse des einzelnen mit ins Spiel setzen wird."

Wie gegenüber dem realexistierenden Sozialismus in Deutschland und Rußland, so verspürte Goedeckemeyer auch im Verhältnis zu dessen Gründervätern kein Abgrenzungsbedürfnis. Vor allem den historischen Materialismus, für Goedeckemeyers Kollegen regelmäßig Auslöser heftigster Abwehrreaktionen, empfand er mit einem Wort Friedrich Albert Langes als „wahre Wohltat“.¹⁴¹

„Denn er ist, [...], der metaphysischen Form entkleidet, nichts anderes als ein Versuch, an die Stelle einer Welterklärung aus völlig unbestimmten und unbestimmbaren metaphysischen Ideen eine mit Hilfe festbestimmter Begriffe operierende eindeutige Beziehung zwischen Gegebenheiten zu setzen, ist ein Sieg des objektiven Denkens über subjektive Phantasien."

Als theoretisches Dogma wollte er die Lehre von Marx und Engels nicht hinnehmen, aber als Methode, den Menschen im „Zusammenhang der natürlichen Welt" zu untersuchen, also der „metaphysischen Form entkleidet", und damit von der Hoffnung befreit, der dialektische Prozeß werde je in einem moralischen Weltzustand enden, war er doch für jedes gesellschaftspolitische Umbauvorhaben unentbehrlich.¹⁴² Damit verband Goedeckemeyer einen nur in Anklängen greifbaren Anspruch, die Arbeiterbewegung in den Dienst einer sozialwissenschaftlichen Forscherelite zu stellen. Der in der Natur des Menschen angelegte „unvermeidlich antagonistische Charakter allen Lebens" gestatte keinen harmonischen Endzustand, nur eine „Zähmung" der vernunftwidrigen Kräfte mit dem Ziel ihrer relativen „Zivilisierung und Moralisierung".¹⁴³ Goedeckemeyer stand deshalb allen sozialreformerischen Bestrebungen näher als dem für ihn eben „metaphysischen" Glauben an Klassenkampf, Weltrevolution und das kommunistische Paradies herrschaftsfreien Wohllebens. Empirische Erforschung vernunftwidriger Strukturen, um die Instrumente zu ihrer Beseitigung adäquat einsetzen zu können, oder: die soziale Frage sozialwissenschaftlich zu lösen. So lautete sein Credo, das die erwähnten radikalen Sozialisierungsmaßnahmen befürwortete und in der Sozialpolitik die gesamte Palette wissenschaftlich gelenkter Indikationen bis hin zu sozialhygienischer Verbesserung des menschlichen „Materials" empfahl.¹⁴⁴

„Und hier wird die natürliche Anlagen selbstverständlich benutzende Entwicklung, ja Züchtung der für das Gemeinschaftsleben fundamental wichtigen Phänomene von Scham und Reue, Pflicht und Schuld und aller Arten des Gewissens ihre Stelle haben." - Goedeckemeyer stützte sich hier auf Fritz Lenz' Rassenhygiene und William McDoughalls ‚Grundlagen der Sozialpsychologie' - „Andererseits wird sie [die Gemeinschaft, CT] darauf bedacht sein müssen, die objektiven Ursachen zu beseitigen, welche den Menschen straffällig werden lassen. Und in dieser Hinsicht wird sie nicht allein für die Lebenden zu sorgen haben, dadurch daß sie die Not

141 Ders. 1928, S. 39.

142 Ebd., S. 27f.

143 Ebd., S. 28 und ders. 1921, S. 92.

144 Ders. 1931, S. 22. Gegen die „Anmaßung der metaphysischen Intuition" ders. 1930, S. 14ff.

des Lebens nach Kräften mildert - durch Beschaffung von Arbeit, Unterstützung unversicherter Arbeitsloser, Alters- und Invalidenversicherung u. a. m., — sondern wird auch und vor allem an die kommenden Generationen denken müssen, indem sie den Forderungen der Eugenik oder Rassenhygiene gemäß alles tut, um das Erbgut vor Schädigungen, besonders durch Geschlechtskrankheiten und Rauschgifte aller Art, zu bewahren, tüchtiges Erbgut zu erhalten und minderwertiges von der Fortpflanzung auszuschließen, und so die allmähliche physische und moralische Aufartung der Menschheit ins Werk zu setzen."

Hier klingt eine erst seit kurzem zeitgeschichtlich gründlich erforschte sozialistische Tendenz an, die soziale Frage auch mit eugenischen Mitteln zu lösen (s. u. Kap. 1.1.5.).

Im Frühjahr 1919 ging der Bonner Privatdozent Verweyen einen Schritt auf den Sozialismus zu, um sogleich zwei Schritte zurückzuweichen: so wünschenswert demokratischer Sozialismus sei, so unentbehrlich sei auch die privatwirtschaftliche Organisation. Unverkennbar als DDP-Sympathisant argumentierend, beschränkte Verweyen die Sozialisierung auf einige Großbetriebe mit Monopolcharakter, um im übrigen die Härten des kapitalistischen Systems sozialpolitisch abzufedern.¹⁴⁵ In seinem Mitte 1923 abgeschlossenen „gesellschaftstheoretisch" ambitionierten Opus ‚Der soziale Mensch und seine Grundfragen‘, näherte er sich dann sozialdemokratischen Positionen, die er sofort gegen eine probolschewistische Deutung absicherte: Lenins Kommunismus sei zwar marxistisch in der „Absage an den alten Klassenstaat, in der Verwerfung jeglichen Kompromisses mit den anderen Klassen, vor allem auch in dem Endziel der Aufhebung des Privateigentums", aber er sei unmarxistisch in seiner Gewaltmethode, im Rätssystem und dem radikalen Sozialisierungswillen.¹⁴⁶

„Lenin und Trotzki berufen sich auf den revolutionären' Marx des kommunistischen Manifestes, der von dem evolutionären' Marx verschieden sei. Jedenfalls sollte die Diktatur des Proletariats nur Ausdruck der von der Arbeiterklasse erlangten politischen Macht sein, aber kein Mittel zur Eroberung der Herrschaft durch das Proletariat. Bolschewismus blieb bisher eine typisch russische, bis zur schwärmerischen Hoffnung auf eine allgemeine Weltbeglückung gesteigerte Erscheinung."

Verweyen sprach jetzt nicht mehr nur von „Härten" des Kapitalismus, sondern teilte insoweit die radikale marxistische Position, wonach dieses System die zu beseitigende Härte selbst sei:¹⁴⁷

„Unmenschliche Brutalitäten und barbarische Rücksichtslosigkeiten eines wirtschaftlichen Herrentums begleiten die Entwicklung des modernen Kapitalismus, an dessen Wirtschaftssystem sich das Leben Tausender von Kindern und Millionen von Erwachsenen, Männern und Frauen, wund gerieben hat und vorzeitig verblutet ist. Es ist, als ob die Leiber der von dem kapitalistischen Räderwerk zermalmt Lohnsklaven sich aus dem Grabe erheben und ihre bleichen Fäuste zu einem Fluch wider das System zusammenballten, das ihren frühen Tod auf dem Gewissen hat. Dieses System verurteilte Millionen dazu, aus lebendigen Menschen seelenlose Räder zu werden. Es kaufte die Arbeit proletarischer Männer und Frauen wie Waren auf dem Markte und schreckte nicht davor zurück, selbst zarte Kinderhände in seinen Dienst zu nehmen. Nicht acht Stunden, sondern zwölf, vierzehn, stellenweise sechzehn Stunden währte die

145 Verweyen 1919c, S. 83-85, 91-93.

146 Ders. 1924c, S. 129.

147 Ebd., S. 150.

Arbeitsdauer derer, die nach einem Worte von Karl Marx nur mit ‚Erlaubnis der Kapitalisten arbeiten, also nur mit ihrer Erlaubnis leben‘ konnten.“

Wer mit solchem Pathos den Kapitalismus als Hölle auf Erden ausmalte, mußte mit Lenin nur noch über das Wie, nicht mehr über das Ob eines Systemwechsels streiten. Verweyen hielt den 1920 im Görlitzer SPD-Programm gewiesenen Weg für den gangbarsten: Baldige Sozialisierung der Monopolbetriebe, langfristig aber Umgestaltung der gesamten kapitalistischen zur sozialistischen Wirtschaft. Er stimmte dem Parteisekretär Adolf Braun darin zu, zunächst nur die ihrer inneren Struktur nach für eine Sozialisierung „reifen“ Betriebe zu enteignen. In jedem Fall mußten „Verkehr, Kleidung, Ernährung und Wohnung als wirtschaftliche Gebiete von jeder profitgierigen ‚Initiative‘ des individuellen oder kollektiven Unternehmers“ befreit und zu bevorzugten Zonen „recht verstandener Sozialisierung“ gemacht werden.¹⁴⁸ Staatsbetriebe produzierten keineswegs unrentabler als private Unternehmen. Auch sei Verstaatlichung und Vergesellschaftung zu unterscheiden: die Abbe-Stiftung in Jena beweise, daß ein Unternehmen, das die Gewinne nicht für einige Aktionäre „privatisiere“, sondern für das Gemeinwohl einsetze, nichts an Produktivität und Rentabilität einbüße.¹⁴⁹

Verweyen verstand Kapitalakkumulation und Kartellierung als vom Kapitalismus induzierte Vorstufen der Sozialisierung, die der deutsche Reformsozialismus administrativ unterstützen müsse. Betriebsrätegesetz, Arbeitslosenversicherung und Ausbau des genossenschaftlichen Prinzips seien wichtige Schritte auf dem Weg zur wirtschaftlichen Demokratie, die das Individuum „sozialistisch“ erziehe, wo es sich für die Gesellschaft tätig wisse und trotzdem nicht in kollektivistischer Weise von ihr vereinnahmt werde.¹⁵⁰ So könne eine „Demokratie aus Geldhunger“ oder als „»rentablerer‘ Materialismus“ vermieden werden, da diese Sozialisierung nicht bei der äußeren Verteilungsgerechtigkeit stehen bleibe, sondern einen Bewußtseinswandel („Vergesellschaftung der Gesinnung“) bewirke, der selbstsüchtige durch selbstlose Menschen ersetze und zum „Aufbau lebendiger auf ‚Hebung‘ des ganzen Menschen bedachter Gemeinschaften“ führe.¹⁵¹

Der hier vorgestellte integrale Sozialismus beherrschte nicht nur die politische Publizistik jener aus dem Umfeld des Nationalliberalismus stammenden Philosophen, die das Problem der sozialen Neuordnung nach 1918 intensiver und kontinuierlich behandelten. Er ist auch in den gelegentlichen Stellungnahmen politisch sonst zurückhaltender Autoren so präsent, daß man von einem geistigen Fluidum sprechen darf, das selbst sporadische Äußerungen einfärbte. So stellte der Bonner Habilitand Johannes Thyssen 1919 fest, der sozialistisch-pazifistische Flügel der Jugendbewegung habe sich nach 1918 „sogar“ aus einer gewissen Romantik heraus dem Bolschewismus zugewandt, der rechte Flügel „sogar“ dem „Antisemitismus“, was nur durch eine Abschmelzung der Extreme, also in der Rückbesinnung auf die „überparteilichen“ Wurzeln ihrer Zivilisationskritik zu korrigieren sei.¹⁵² Richard Kroner wollte nachweisen, daß die Sozialisierung sich nicht weltrevolutionär-

148 Ebd., S. 136f., 141 f., 144.

149 Ebd., S. 148.

150 Ebd., S. 149, 153f.

151 Ders. 1919c, S. 85 und 1924c, S. 361, 377, 380f. (ein bloß gehobenes, im materiellen Genußverharrendes Proletariat stelle keine höhere Stufe des Menschseins dar).

152 Thyssen 1919.

internationalistisch im Zuge „proletarischer Verbrüderung“ realisiere, sondern auf den Spuren Fichtes und Lassalles national-staatsozialistisch und primär als „geistige Sozialisierung“ durch einheitliche Erziehung des ganzen Volkes.¹⁵³ Richard Pauli leitete 1924 eine Fichte-Auswahl mit Notizen über den Bildungssozialismus als Staatsaufgabe ein.¹⁵⁴ Paul Luchtenberg rief zur Überwindung des „Parteifanatismus“ und zur „Durchsittlichung der Wirtschaft“ auf.¹⁵⁵ Reinhard Kynast, der in der oberschlesischen Industriestadt Beuthen an der Pädagogischen Akademie unterrichtete, frug 1932 mit großer Skepsis, ob nicht wenigstens die Schule eine Enklave sein dürfe, wo sich „wahrer Gemeinschaftsgeist“ ausbilde, als Gegengewicht zu den sozialen Zerklüftungen, die der „eiserne Schritt der Notwendigkeiten“ des modernen Industriestaates uns beschere. So verstand er auch die Aufgabe einer speziellen „Industriepädagogik“, die im Klima sozialer Reformen (Arbeitszeitverkürzung, Arbeitsschutzgesetzgebung) das „Industrieeleud“ mittels Verbreitung religiöser Gesinnung steuern müsse (!).¹⁵⁶

Auch die bereits eingehender behandelten Philosophen an den Technischen Hochschulen, Moog, Steinberg, Gronau, Faut, argumentierten auf dieser Linie. Friedrich Lipsius referierte 1920 vor der Generalversammlung der Schopenhauer-Gesellschaft zum Thema ‚Pessimismus und Sozialismus‘, wo er jeden gesellschaftspolitischen Veränderungswillen mit der Bemerkung abblockte, daß das höchste Gut nicht das Glück der großen Zahl, sondern die Steigerung der geistigen Kräfte (dixit: jener der kleinen Zahl!) sei.¹⁵⁷ Der Berliner Oberassistent Werner Ziegenfuß versuchte 1931 eine Synthese zwischen Kultur und Zivilisation anhand der Frage, welcher Geist denn die irreversible „technische Zivilisationswelt“ erfüllen soll, um den amerikanischen oder bolschewistischen Typus des letzten Menschen zu verhindern.¹⁵⁸ Da Ziegenfuß den Marxismus als „Aberglauben an wissenschaftliche Gesetze“ abtat, der das „Elend zivilisatorischer Entmenslichung“ schwerlich beenden werde, seine eigenen alternativen Vorschläge aber kaum über das Schlagwort „Entproletarisierung“ hinauskamen, lief es auch bei ihm aufs gewohnte Rezept hinaus: Sozialisierung der Geister, innere Anteilnahme der Arbeiter an der Kultur, um die unteren Mächte zu bannen, die dem Kapitalismus oft das Gesicht des Teufels verliehen. „Kulturstaat“ statt Sozialisierung der Sachen. Nur so sei zu verhindern, daß Wirtschaft und Technik für die äußerliche Macht einzelner mißbraucht würden.¹⁵⁹ Ziegenfuß' Berliner Vorgesetzte, Nicolai Hartmann und Heinrich Maier, stellten sich die Lösung der sozialen Frage ähnlich vor. In seiner ‚Ethik‘ (1926) vermied es Hartmann zwar, explizit vom Sozialismus zu sprechen. Aber dieser war gemeint, wenn er den sozialen Eudämonismus geißelte, der sich auf die Erreichung niedrigster Werte konzentriere. Kurzsichtige soziale Führer appellierten an die niederen Instinkte der Menge und bänden so die soziale Bewegung an das untere Wertbewußtsein. Die um solcher Ziele willen ausgelöste soziale Revolution delegitimierte Hartmann zugunsten der „ethischen Revolution“. Initiiert von „Heroen des Geistes“, die neue, im Wertgefühl der Massen freilich

153 Kroner 1920, S. 8, 11f.

154 Pauli 1924, S. 5f.

155 Luchtenberg 1927, S. 25.

156 Kynast 1932, S. 259f., 336.

157 Lipsius 1920, S. 143.

158 Ziegenfuß 1931, S. 12, 17, 30 (zur akademischen Laufbahn von Ziegenfuß: B I.).

159 Ebd., S. 57ff.

schon schlummernde Werte enthüllten, beschere die nicht aus bloßer materialistisch gesinnter „Unzufriedenheit“ entsprungene „ethische Revolution“ das wahrhafte, immaterielle Glück der Teilhabe am „ethisch-idealen Ansichsein der Werte“. ¹⁶⁰

Der am „Ziel“-Jahrbuch des unabhängigen Sozialisten Kurt Hiller mitarbeitende Münsteraner Philosoph Otto Braun bewertete die russische wie die deutsche Revolution positiv als weltgeschichtlichen Durchbruch des neuen sozialistischen Prinzips. Doch enttäuscht notierte er, daß in beiden Ländern die „im Dogma von Marx“ befangenen „Parteifanatiker“ an die Macht gekommen seien, die nur einen „verstaubten Materialismus“ zu bieten hätten. Gegen diesen verbreiteten „Naturaberglauben des Marxismus und seiner Bürgerlichkeit“ zog Braun unter Berufung auf Gustav Landauer und Kurt Eisner zu Felde. Er forderte dazu auf, der Klassenkampffideologie zu entsagen, um nicht in der „abschreckenden Klassenherrschaft der Bolschewiki“ zu enden. Nicht auf die Beseitigung der „Ungerechtigkeiten der Güterverteilung“ durch „Umstellung der Wirtschaftsform“, nicht auf die Befriedigung des „irdischen Glücksverlangens“ und dem ganz und gar bürgerlichen Streben nach dem „Glück der größten Anzahl“ komme es für den „wahren Sozialismus“ an, sondern auf „neue Gesinnung“, auf die Aktivierung eines idealistisch-sozialistischen Geistes, von dem allerdings nur eine Elite beseelt werde, die die stumpfere Masse erziehen müsse. ¹⁶¹

Unabhängig von politischer Nähe und vom Grad der Sympathie für die Arbeiterbewegung weisen die bislang beleuchteten wirtschafts- und sozialpolitischen Kommentare von Liberalen und undogmatischen Linken einen manifesten Anti-Materialismus auf, der den bürgerlichen Kapitalismus durchgreifend reformieren wollte. Beeinflußt von den überwiegend negativ bewerteten russischen Zuständen, lehnte man in der Regel die klassenkämpferisch zu erzwingende Aufhebung bürgerlich-kapitalistischer Produktionsverhältnisse ab. Das verfassungspolitische Ideal der „Überparteilichkeit“ fand damit seine Entsprechung in einer klassenübergreifenden harmonistischen „Geistigkeit“ (Braun), die die modernen materialistischen Wertssysteme des Kapitalismus und Sozialismus außer Kurs setzen sollte.

Tillichs religiöser Sozialismus

Der in der Weimarer Zeit als einer der vielen „dritten Wege“ gepriesene „religiöse Sozialismus“ eines Paul Tillich mußte sich nach 1945 daraufhin befragen lassen, was an ihm eigentlich sozialistisch gewesen sei. Und ob nicht auch er den Marxismus zugunsten eines Gesinnungssozialismus verraten habe. Und - schlimmer - ob nicht hier ein bürgerlicher Antikapitalismus kreierte worden sei, der weniger der marxistischen Gesellschaftstheorie als irrationalistischen Weltanschauungsströmungen der Jahrhundertwende verpflichtet war, die wiederum als Gegenbewegung zum Materialismus und Rationalismus des 19. Jahrhunderts eher in die „Vorgeschichte des Faschismus“ gehörten, was auch die fließenden Übergänge zwischen konservativen und sozialistischen Elementen im weltanschaulichen mixtum compositum eines religiösen Sozialismus erkläre. ¹⁶² Unstrittig scheint zu sein, daß Tillichs So-

160 Hartmann 1926, S. 45ff., 78ff., 362.

161 Braun 1920a, S. 36-39; ders. 1920b, 83-85, 92; ders. 1921, S. 66ff. Zur „idealen“ Staatsauffassung: ders. 1912, S. 21.

162 Diese Herbert Marcuse und Georg Lukács ausdrücklich ihre Referenz erweisende Auffassung entfaltet die bei Ernst Wolf in Göttingen entstandene Dissertation von Renate Breipohl 1971, S. 67-71. Dagegen eigentümlich unkritisch am „antifaschistischen“ Tillich festhaltend das Vorwort des Berliner Religionsphilosophen Klaus Heinrich zur Neuauflage von ‚Die sozialistische Entscheidung‘, 1980

zialismus ein positives Verhältnis zur staatstragenden SPD (deren Mitglied er seit 1929 war) ausschloß. Trotzdem mag es überzogen klingen, Tillich zu unterstellen, 1932/33 sogar ein Bündnis mit dem linken NSDAP-Flügel Strassers gesucht zu haben, um die von der SPD verteidigte bürgerliche Republik zugunsten einer wirklich sozialistischen Gesellschaftsordnung zerschlagen zu helfen.¹⁶³

Das „System“ von Weimar, basierend auf kapitalistischer Wirtschaft und parlamentarischer Demokratie, wollte Tillich jedenfalls überwinden. Dem von Brunstäd vertretenen Reformismus erteilte er seit Frühjahr 1919 eine klare Absage, ohne in dieser Überzeugung von der Notwendigkeit einer grundsätzlichen Umwälzung des „Systems“ bis 1933 je zu schwanken.¹⁶⁴ Das bestehende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem war nach allen Kriterien die denkbar schlechteste aller möglichen Welten, das Gegenteil dessen, was Tillich unter einer „sinnerfüllten Gesellschaft“ verstand.¹⁶⁵ Die Sinnlosigkeit des Daseins im Kapitalismus zeige sich unverhüllt im Leben des Proletariats, dem selbst die einfachsten „seelischen Erfüllungen wie Liebe, Familie, Feiertag“ letztlich versagt blieben.¹⁶⁶ Das Proletariat erfahre also den intensivsten Grad jener Sinnlosigkeit, die ein Wirtschaftssystem produziert, das auch den Menschen „der unendlichen technischen Dingnutzung“ unterwerfe und ihn zur Ware degradiere.¹⁶⁷ Insoweit wie es darum ging, den Kapitalismus als inhumanes System anzuprangern, durfte Tillich also behaupten: „Der Religiöse Sozialismus steht grundsätzlich auf dem Boden der von Marx gegebenen Analyse der kapitalistischen Gesellschaft.“¹⁶⁸ Damit waren aber die Gemeinsamkeiten erschöpft. Über den Weg zur sinnerfüllten Gesellschaft und ihren Gehalt bestanden sehr unterschiedliche Vorstellungen. Tillich bezweifelte, daß eine radikale Veränderung der Produktionsverhältnisse zur „Sinnerfüllung“ führe, da es undia-

7-10, wo auch die Legende wiederholt wird, Tillich habe als einer der ersten aus Deutschland fliehen müssen, eine Version, die sich mittlerweile sogar lexikalisch verfestigt hat (Vollnhals 1988, S. 340f.); vgl. dagegen Pauck 1978, S. 136-145, über das bis zum Oktober 1933 andauernde Schwanken Tillichs, wobei die Paucks den von Breipohl 1971, S. 220, zitierten Brief an Karl Barth vom 29. März 1933 unerwähnt lassen. Das Schreiben dokumentiert, daß Tillich erwog, aus der SPD auszutreten, um unter der NS-Regierung weiter lehren zu können. Eine Überlegung, die vielleicht anknüpfte an alte, auf den Strasser-Flügel der Partei Hoffnungen setzende Planspiele Tillichs unter dem Motto: „Bündnis mit der revolutionären politischen Romantik“.

163 Den extremen Antidemokraten streicht heraus: Schwan 1980, S. 281. Dagegen Schürgers 1989, S. 172, der zu Recht die sehr kritische Position Tillichs gegenüber der NSDAP betont, während er die sogenannten „Affinitäten“ mit dem Aplomb des Überraschten präsentiert - offensichtlich ohne die Studie Breipohls und die dort zitierten älteren DDR-Arbeiten über Tillich zu kennen!

164 Vgl. etwa Tillichs Bericht an das Konsistorium der Mark Brandenburg („Christentum und Sozialismus“, Mai 1919) und die daraus entwickelten Leitsätze („Der Sozialismus als Kirchenfrage“, 1919), in: Tillich, Werke, Bd. XIII, S. 154-160; Bd. II, S. 13-20; sowie „Religiöser Sozialismus II“ (RGG-Artikel von 1931), in: Werke, Bd. II, S. 159-174. - Vgl. aber Wenz, unten Anm. 175!

165 Einige Texte vermitteln den Eindruck, als habe Tillich diese Sinnerfüllung mit Hilfe eines Wortzaubers heraufbeschwören wollen; vgl. die fast manisch-zwanghafte Wiederholung dieser und ähnlicher Wortkombinationen im programmatischen Aufsatz der ersten Nummer der „Neuen Blätter für den Sozialismus“ („Sozialismus“, 1930), in: Werke, Bd. II, S. 139-150 (148f).

166 Tillich, „Sozialismus“ (1930), in: Werke, Bd. II, S. 139ff. (144).

167 Ders., „Grundlinien des religiösen Sozialismus“ (1923), in: Werke, Bd. II, S. 91ff. (106f.)

168 Ders., „Religiöser Sozialismus“ (1931), in: Werke, Bd. II, S. 159ff. (166).

lektisch sei, auf einen Umschlag aus der Leere in die Fülle zu hoffen.¹⁶⁹ Der Sozialismus stecke in Theorie und Praxis fünfzig Jahre nach Marx zu tief in der Aufklärungsphilosophie, stehe zu sehr „geistig und wirtschaftlich auf dem Boden der radikalen Autonomie und Immanenz“¹⁷⁰, um das „eigentliche Leben“ in einer Zukunftsgesellschaft zu entbinden. Tillichs pessimistische Anthropologie verbot ihm überdies, der marxistischen Dialektik vom notwendigen Fortschritt mit glücklichem Ausgang zu vertrauen. Ein Ende der Geschichte war ihm undenkbar, die „Polarität von Macht und Liebe“ unaufhebbar, vollkommene Sinnerfüllung in der menschlichen Sphäre unmöglich, so daß auch in der geeinten Menschheit die „Spannung der Machtgruppen“ nicht aufhören werde.¹⁷¹ Weil er mit anderen Faktoren als bloß ökonomischen in der Geschichte rechnete, kalkulierte er die Unbezähmbarkeit natürlicher Kräfte ein, denn „das Wirkliche in allem Wirklichen sind die erotisch-dynamischen Kräfte, die seinen Grund und Abgrund bilden“.¹⁷²

Was Tillich unter diesen Konditionen für möglich hielt, war eine Teilrealisierung des künftigen Idealzustandes auf der Grundlage einer gerechten Wirtschaftsordnung. Die Abschaffung des liberal-kapitalistischen Systems war dabei nur eine notwendige, keine hinreichende Bedingung. Nicht einmal der „Staatssozialismus“ galt ihm als erstrebenswert, dafür aber eine kaum in groben Zügen umrissene „theonome Wirtschaftshaltung“, ein im „Unbedingten wurzelnder Wirtschaftssinn“, der dem einzelnen das Bewußtsein seines Anteils an der gemeinsamen Schöpfung gebe.¹⁷³ Das war mehr als bloßer Gesinnungssozialismus oder antikapitalistische Gemeinschaftsideologie, aber es war ohne Zweifel nicht marxistisch, obwohl Tillich einen „Gegensatz in der letzten Schicht“ deshalb leugnete, weil schließlich religiöser Sozialismus und Marxismus die „Verwandlung der Welt“ in Richtung auf das kommende Gottesreich auf Erden vorantrieben.¹⁷⁴ Doch meinte der Marxismus dabei die sich selbst verwirklichenden *autonomen*, Tillich dagegen die im Erlebnis des „Unbedingten“ sich ihrer *Abhängigkeit* bewußt werdenden Subjekte. Die ökonomisch-soziale Revolution hob für Tillich die Entfremdung noch nicht auf, sondern schuf nur die Voraussetzung eigentlichen

169 Ders., ‚Die religiöse und philosophische Weiterbildung des Sozialismus‘ (1924), in: Werke, Bd. II, S. 121ff. (129).

170 Ders., ‚Das Christentum und die Moderne‘ (1928), in: Werke, Bd. XIII, S. 113ff. (116); Tillichs Vorwurf der Abhängigkeit des Marxismus vom bürgerlichen Menschenbild wurde kontinuierlich erhoben, so 1924 (Werke, Bd. II, 127) in der Warnung vor der Hybris, das Paradies im Diesseits finden zu wollen, dann wieder 1930 (ebd., S. 149) in der Klage über das Fehlen eines selbständigen sozialistischen Menschenbildes, und wiederum 1930 (ebd., S. 152) in der Kritik am Materialismus und Immanenzglauben. 1931 (ebd., S. 164) wies Tillich den idealistischen Utopismus von einem dereinst der „Gerechtigkeit restlos unterworfenen Menschenwesen“ zurück.

171 Tillich, ‚Religiöser Sozialismus II‘ (1931), in: Werke, Bd. II, S. 159ff. (170); ders., ‚Klassenkampf und religiöser Sozialismus‘ (1930), ebd., S. 175ff. (190f.); ders., ‚Die religiöse und philosophische Weiterbildung des Sozialismus‘ (1924), ebd., S. 121ff. (129). Vgl. a. den Leitartikel: ‚Neue Schöpfung‘ (1931), in: Werke, Bd. XIII, S. 171 f. : „Der Mensch ist das immer und notwendig unzufriedene Wesen. Mensch sein heißt [...], unzufrieden sein.“

172 Ders., ‚Grundlinien des religiösen Sozialismus‘ (1923), Werke, Bd. II, S. 91ff. (100). Schürgers 1989, S. 331, zitiert zu ähnlichen Formulierungen über Ursprungsmächte Adorno mit der Anmerkung: „als ob es so etwas wirklich gibt“!

173 Tillich, ‚Grundlinien‘, S. 110. - 1919 (‚Der Sozialismus als Kirchenfrage‘, Werke, Bd. II, S. 14) sprach Tillich von einer „Wirtschaft der Solidarität aller und der Freude nicht am Gewinn, sondern am Werk selber“.

174 Ders., ‚Religiöser Sozialismus V‘ (1930), in: Werke, Bd. II, S. 151ff. (156).

Menschseins. Das so entstehende Wirtschafts- und Sozialgefüge richte sich zwangsläufig nach der „inneren Mächtigkeit und Eroskraft des Einzelnen“, was die elitäre Herrschaft jener erforderlich mache, in deren Seele sich der theonome Gehalt am stärksten konzentriere. Tillich entfaltete weitergehend sogar eine außenpolitische Perspektive mittels einer Rangordnung von Völkern nach ihren „nationalen und rassenhaften Mächtigkeiten“, die eine „heilige, göttliche Ungleichheit“ konstituiere, in der natürlich „Führervölker“ Träger der theonomen Menschheitsidee seien.¹⁷⁵

Man hat Tillich vorgehalten, nie an eine Linksfront zur Rettung der Republik gedacht, oder - vom desolaten Zustand der Weimarer Demokratie abgeschreckt - allzu voreilig zu undemokratischen Alternativen geraten zu haben.¹⁷⁶ Dann hätte er also nur zeitbedingt gegen einen demokratischen Sozialismus optiert. Das setzt voraus, daß er bei einer besser funktionierenden Demokratie davon abgehalten worden wäre, sie als gesellschaftliches Zukunftsmodell zu verwerfen. Dabei verkennt man aber Tillichs *prinzipielle* Ablehnung dieser Verfassungsform, je fester man selbst von deren Unübertrefflichkeit überzeugt sein will.¹⁷⁷

Demokratie, so Tillich, gehöre nun einmal „aufs engste“ mit dem Liberalismus zusammen.¹⁷⁸ Beide verbinde der Harmonieglaube, wonach das freie Waltenlassen der Produktivkräfte zu einer vernünftigen Gesellschaftsgestaltung führen werde: Liberale glauben also, „daß das Seiende, so bald es sich frei von den Ursprungsmächten entfalten kann, durch eine natürliche Harmonie zur Seinserfüllung gelangen müsse“.¹⁷⁹ Dies werde nach liberaler Überzeugung umso schneller erreicht, je radikaler alle ursprünglichen Bindungen aufgelöst und die Überführung der dann freigesetzten Individuen in zweckrationale Verbände sich vollziehe: „Der Geist der bürgerlichen Gesellschaft ist der Geist einer Menschengruppe, die nach Durchschneidung jeder Ursprungsbindung eine verdinglichte Welt ihren Zwecken unterwirft.“¹⁸⁰ Daraus resultiere auch die „vollkommene Verdinglichung“ des Menschen, der zum „psychologisch und soziologisch determinierten Element“ herabsinke, „das vermittels berechenbarer Reaktionen bestimmten Zwecken dienstbar“ gemacht werde.¹⁸¹ Das liberaldemokratische Auflösungswerk münde aber nicht in der verheißenen Harmonie, sondern im Klassengegensatz, der sich hinter demokratisch bemäntelter Geldherrschaft verberge: „Die Auflösung der Ursprungsbindungen führt keineswegs zur einheitlichen Menschheit, sondern zu dem Konkurrenzkampf kapitalistischer Nationen und zum imperialistischen Krieg.“¹⁸² Also gilt: „Die Ratio kann von sich aus weder gründen noch aufbauen.“¹⁸³ Eine marxistische Theorie, die diese Einsicht ignoriere, komme über dieses Verdinglichungssystem nie hinaus.

175 Ders., „Grundlinien“, S. 113. Schürgers, der diese Passage ausführlich zitiert, meint, die Terminologie vom theonomen Staat und charismatischen Führern erinnere „fatal an faschistisches Schrifttum“ - eine Eingrenzung, die Tillichs Zeitgenossen kaum vorgenommen hätten.

176 Breipohl 1971, S. 219. - Schürgers 1989, S. 168. - Anders Wenz 1991, S. 94, der bei aller Kritik an der bürgerlichen Demokratie für Tillich reklamiert, ein „Reformist“ gewesen zu sein.

177 So Schürgers 1989, S. 281, der sein Bekenntnis zur Demokratie liberalistisch damit begründet, daß sie ein Optimum an individueller Selbstbestimmung garantiere.

178 Tillich 1980, S. 51.

179 Ebd., S. 50.

180 Ebd., S. 49f.

181 Ebd., S. 50.

182 Ebd., S. 78.

183 Ebd., S. 122.

Tillichs Variante eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz wollte die Ursprungsmächte der Einsicht gehorchend integrieren, daß die „konkrete Raum-, Bluts- und Kulturgemeinschaft“ mächtiger sei als die „abstrakte Schicksalsgleichheit mit dem volksfremden Proletariat“. ¹⁸⁴ Im Gegensatz zur bürgerlichen Anthropologie müsse sich die sozialistische Erwartung nicht daraufrichten, vom Bewußtsein aus das Sein aufzuheben und neu zu setzen. ¹⁸⁵ Statt dessen seien neben der Ratio andere Dimensionen der Sinnerfüllung zu erschließen. So die Bereiche, in denen der Mensch seine Zugehörigkeit zu Familie, Stamm, Nation, Kultur erfahre, an die er seelisch gebunden sei, und in denen für Tillich elementare, „urmenschliche“ emotionale Bedürfnisse befriedigt und Sinnerfahrungen vermittelt würden. ¹⁸⁶ Von hier aus gab es eine Annäherung an die Demokratie im Begriff der „Gerechtigkeit“: die demokratisch nicht begründbare Macht sollte wenigstens so kontrolliert und korrigiert werden, daß ein Optimum an sozialer Gerechtigkeit erreichbar sein würde. Die „Ursprungsbindungen“ müßten also soweit gebrochen werden, wie es die „Gerechtigkeit“ verlange. ¹⁸⁷

Dieser national begründete Sozialismus erhielt dann aber noch eine universale Perspektive in der prophetischen Hoffnung, daß die gerechte materielle Ordnung neben den diesseitigen Sinnerfahrungen in Boden, Blut und nationaler Gemeinschaft auch die von Tillich gleichfalls unter die urmenschlichen Kräfte gerechnete religiöse Erfahrung im Erlebnis des „Unbedingten“ ermöglichen werde.

Linker Avantgardismus: Horkheimer und Adorno

Was Tillichs Frankfurter Kollegen Horkheimer und Wiesengrund-Adorno zum Thema Sozialismus äußerten, das wirkte neben den emphatisch-spekulativen Beschwörungen des ehemaligen Pastors einigermaßen nüchtern. Trotzdem speiste es sich aus verwandten geschichtsphilosophischen Hoffnungen. Wiggershaus hat in seinem „Biographien-Panorama“ der frühen Frankfurter Schule beinahe absichtslos offengelegt, wie sich die Geburt dieses Sozialismus aus dem Geist großbürgerlicher Kulturkritik vollzog. Auch bei wichtigen Inspiratoren und Weggefährten der Frankfurter, bei Georg Lukács, Walter Benjamin und Herbert Marcuse, begannen die politischen Reflexionen nicht selten mit schwärmerisch-verstiegen wirkenden Bekenntnissen zum Glauben an das Ideal einer „sinnerfüllten Epoche, wo alle Dinge auf den göttlichen Sinn bezogen“ seien (Lukács), an die „Lebensform der Gesamtheit“, die die „metaphysische Sehnsucht nach der Idee und ihrer Realisierung“ (Marcuse) bzw. die „Sehnsucht nach einer vereinigenden Macht der Kultur“ (Benjamin) stillen werde. ¹⁸⁸ Der Lukács-Bewunderer Wiesengrund-Adorno begrüßte dessen „Theorie des Romans“ exakt in diesem pathetischen Jargon des Überschwangs: Lukács habe die „Flamme der Sehnsucht“ wachgehalten nach dem „entschwundenen Sinn“. ¹⁸⁹ Der allgegenwärtige

184 Ebd., S. 78.

185 Ebd., S.W.

186 Vgl. z. B. ebd., S. 24ff.; daß Tillich einen sehr undeutlichen Begriff von „Ursprungsmacht“ hat, ist auf den ersten Blick an der schwankenden Terminologie abzulesen: einbezogen sind wohl „Triebe“, das „Unbewußte“, die „Vater-Mutter-Bindung“, die in allen, dem Willen nicht gehorchenden Bindungen ihre Macht ausübe, überhaupt verwendet Tillich dafür oft synonym „Mächte“, ferner „Eros“, „Kräfte der seelisch-vitalen Mitte“, das „Lebendige selbst“ usw.

187 Ebd., S.W.

188 Aus den Frühwerken der Genannten zit. nach Wiggershaus 1986, S. 85, 101, 114.

189 Ebd., S. 84.

Sinnhunger hatte bei dem eher skeptisch-pessimistischen Horkheimer zwar nicht zu vergleichbaren sprachlichen Enthemmungen geführt, doch das gesellschaftliche Ganze, so proklamierte auch er, sei mit wissenschaftlichen Methoden durchaus zur Vernunft zu bringen.¹⁹⁰ Daß er seine Zeit reif glaubte für diesen Umschlag, dokumentieren seine zwischen 1926 und 1931 entstandenen ‚Notizen aus Deutschland‘, die die vielzitierten Sätze enthalten über das kapitalistische System als die im „Weltmaßstab organisierte Ausbeutung“, über die kapitalistische Gesellschaft, die „weitgehend ein Gefängnis“ sei oder die „Großbourgeoisie“, die mittels Kapitalkonzentration das Bürgertum zugrunde richte.¹⁹¹ Doch gerade bei Horkheimer wog der von Cornelius ererbte Positivismus so schwer, daß er ihn auf Distanz hielt zu den dogmatischen wie zu den geschichtsphilosophisch-utopischen Ideologemen des Marxismus. Gegen Lenin wie gegen Lukács verteidigte Horkheimer das positivistische Wissenschaftsverständnis, demzufolge es weder Erkenntnis der Totalität von Wirklichkeit, noch überhaupt eine solche gesellschaftliche Totalität je geben könne. Weil Wirklichkeit und Theorie in unaufhebbarer Spannung zueinander stünden, gebe es einen Vorrang der empirischen Forschung, der Verifikation in der sinnlichen Erfahrung, der experimentellen Auffassung von Theorie.¹⁹² Trotz des Bekenntnisses zur materialistischen Geschichtsauffassung fiel deren philosophiehistorische Umsetzung wegen dieser Vorbehalte schon im engeren Bereich einer Routinevorlesung eher schematisch und wenig überzeugend aus.¹⁹³ Tatsächlich sind auch bei Adorno primär floskelhafte Wiederholungen marxistischer Ideologeme nachzuweisen, wie die Klassenkampftheorie, die Überzeugung vom Klassencharakter jeder Kunst und Wissenschaft oder die Gewißheit, daß der Faschismus vom Monopolkapital gesteuert werde.¹⁹⁴ So fand dieser linksintellektuelle Sozialismus natürlich keinen Anschluß an die Arbeiterbewegung oder deren radikalste Wortführer. Obwohl niemand von ihnen zweifelte, daß dem Sozialismus die Zukunft gehöre, obwohl sie in einer Mischung von Kulturkritik und sozialwissenschaftlicher Analyse die Schattenseite des kapitalistischen Status quo hingebungsvoll aufdeckten und beklagten, waren Horkheimer, Adorno, Marcuse usw. nicht in der Lage, einen Träger zu nennen, der den Geschichtsprozeß in die von ihnen ersehnte Richtung hätte lenken können. Zu Recht kritisiert Wiggershaus, daß zumindest unter den zur Philosophischen Fakultät zählenden Instituts-Mitarbeitern Horkheimers, die doch alle nicht auf die Arbeiterbewegung hofften und die ebensowenig durch das Vorbild der Sowjetunion

190 Horkheimer (1930) 1972, S. 41.

191 Ders. (1934) 1987a, S. 332f., 337, 382f.

192 Diese von Horkheimer erst Ende der 30er Jahre geräumte positivistische Position erstmals klar herausgearbeitet von Korthals 1985. - Die unveröffentlichte Lenin-Kritik von 1928/29 mittlerweile in: Horkheimer 1987c, S. 171-188.

193 Vgl. z. B. die Art von vulgär-materialistischer Ableitung, wie sie Horkheimer im SS 1927 in einer Vorlesung über die Geschichte der neueren Philosophie vornahm: Hollands Seeinteressen würden von Grotius' Lehre vom Mare liberum gegen die spanische Theorie vom Mare clausum vertreten (Horkheimer 1987b, S. 72f.). Die von ihm einleitend aufgestellte Regel, Philosophie sei ohne Kenntnis der wirklichen Geschichte nicht zu exemplifizieren, weil sie bedingt sei durch unmittelbare Lebensprozesse (ebd., S. 14ff.), wird ihrerseits, zumindest in dieser Vorlesung, kaum ansatzweise „exemplifiziert“. Wie Alfred Schmidt in seinem Nachwort zu dem Fazit gelangen konnte, der ideologiekritische Durchblick der Vorlesung brauche den Vergleich mit marxistischer Literatur nicht zu scheuen, bleibt sein Geheimnis (ebd., S. 489).

194 Adorno 1932, S. 99; 1933; 1973 (1927), S. 316ff. Vgl. dazu Wiggershaus 1986, S. 113, der meint, dieses Vokabular durchziehe das gesamte musikkritische Werk Adornos seit Anfang der 20er Jahre.

zu begeistern waren, niemand an die realpolitische Perspektive etwa einer um 1930 scheinbar so greifbaren planwirtschaftlichen Umgestaltung des Kapitalismus dachte. Probleme wie das der Stabilisierung des sozialen Rechtsstaats, der Entwicklung des sowjetischen Sozialismus, der Zukunftsaussichten westlicher Wirtschaftssysteme, geschweige denn aktuelle Fragen der Weimarer Demokratie, des aufkommenden Nationalsozialismus oder des italienischen Faschismus, fanden bei Horkheimer und seinen Schülern kaum irgend eine Beachtung. Statt dessen, so resümiert Wiggershaus, habe der Horkheimer-Kreis bis zuletzt gehofft auf die „Vorreiterfunktion einiger im Bündnis mit den gewachsenen Produktivkräften stehender, sich aber ihrer Nicht-Autonomie bewußter Überbau-Bereiche“.¹⁹⁵ Diese vage Spekulation auf die Allianz zwischen linken Intellektuellen und die in ihrem Sinne aufgeklärt zu nennenden Teile der Arbeiterklasse erwies sich für viele „Frankfurter“ erst mit dem 30. Januar 1933 als Illusion.

Hausphilosophie der Schwerindustrie und konservativer Patriarchalismus

1934 wollte der pommersche Beamtensohn Ernst Horneffer mit der außenpolitischen Tradition Preußens eine Anlehnung an das vom Bolschewismus beherrschte Rußland legitimieren, wobei er die leise Hoffnung hegte, das von ihm gehaßte System Stalins werde ohnehin in absehbarer Zeit verschwinden und dieser Neuaufgabe einer Allianz von 1813 nicht mehr im Wege stehen.¹⁹⁶ Über diesen Grad an pragmatischer Selbstverleugnung muß staunen, wer Horneffers Urteile über den Staat Lenins aus Weimarer Jahren vor Augen hat. 1922 wies er auf die UdSSR als ein Land hin, wo die ehemals Reichen an Straßenecken Stiefel säubern mußten und schloß daraus: „Der allgemeine Tod könnte auch bei uns seinen Einzug halten. Das grauenvolle Bild des Ostens soll als schreckende Warnung vor uns stehen ...“¹⁹⁷ Was dem deutschen Bürgertum 1918/19 auch dank seiner, Horneffers frühzeitiger Propaganda für den Einsatz bewaffneter Studenten gegen „radikale Sozialisten“ erspart geblieben sei, könne man daran ablesen, daß infolge der russischen Ereignisse in Deutschlands besseren Kreisen nicht weniger als die „allgemeine Abschachtung“ befürchtet worden sei.¹⁹⁸ Zwar rechnete Horneffer es Eberts MSPD als Verdienst an, sich seit 1918 in diese Abwehrfront eingereiht und „russische Zustände“ verhindert zu haben¹⁹⁹, doch zeigte er sich spätestens Ende der 20er Jahre überzeugt, daß der Sozialismus als „Vorfrucht‘ des Bolschewismus“ in Deutschland weitgehend etabliert sei.²⁰⁰ Die beiden nicht-kapitalistischen Systeme machte er sogar für die Weltwirtschaftskrise von 1929 verantwortlich:²⁰¹

„Reißen auf dem europäischen Festlande wirtschaftliche Verwüstungen ein, wie sie der Sozialismus in Deutschland und Rußland verursacht hat, so reißen notwendig diese Schäden tiefe, klaffende Wunden auch in die englische Wirtschaft [...] England aber endlich ist mit der nordamerikanischen Wirtschaft aufs reichste und stärkste verflochten [...] Ist ein Glied wund und krank, muß das Ganze leiden. Deshalb ist der russische Bolschewismus der eigentliche Ursprung und die Brutstätte des gesamten weltwirtschaftlichen Elends. Weil hier sinnlos, unwirt-

195 Wiggershaus 1986, S. 142f, 144.

196 Horneffer 1934, S. 35. „Erziehervolk für die asiatischen Völker“ (so ders. 1933, S. 31).

197 Ders. 1922b, S. 157.

198 Ebd., S. 49ff.

199 Ebd., S. 41.

200 Ders. 1931a, S. 115.

201 Ebd., S. 114f.

schaftlich, wider die Gesetze der Wirtschaft gehandelt wird, pflanzt sich das Elend von diesem Giftherd immer weiter fort in das ganze Adergeflecht der Wirtschaft über Deutschland und England bis nach Amerika. Und solange dieser Giftherd des Bolschewismus nicht aufgehoben und nicht verstopft worden ist, steht eine gründliche, durchgreifende und erfolgreiche Heilung der Weltwirtschaft nicht in Aussicht."

Deutschland war nach 1918 nur dann als sozialistischer Staat einzustufen, wenn man wie Horneffer Sozialpolitik schon mit Sozialismus gleichsetzte. Ohne Zweifel trugen die sowjetischen Verhältnisse dazu bei, in jedem sozialpolitischen Reformismus bereits die „Vorfrucht des Bolschewismus" zu wittern, wenn auch zu bedenken ist, daß die Oktoberrevolution aufgrund einer von Nietzsche inspirierten Deutung moderner politischer Umwälzungen für Horneffer nichts Überraschendes bot, nämlich nur den prophezeiten Aufstand der Masse gegen höheres Menschentum. Den Antisozialisten Horneffer bewegte dieser weltgeschichtliche Einschnitt trotzdem so tief, daß er seine auf Deutschland bezogenen Remedur-Pläne auch unter dem Aspekt vortrug, den „russischen Bolschewismus auszumerzen".²⁰² Deutschland müsse vom Sozialismus gereinigt werden, damit „Rußland [...] wieder dem Vorbilde und der Führung Deutschlands folgen" könne.²⁰³

„Wir müssen bei uns einen neuen, musterhaften und meisterhaften Staat erbauen, eine neue, musterhafte Organisation der Wirtschaft schaffen. Dann steht zu erwarten, daß dieses Vorbild wegweisend nach Osten hinüberwirkt und zur Nachahmung anreizt, zumal wenn inzwischen die Unergiebigkeit, die wirtschaftliche Unmöglichkeit des Bolschewismus und die Sklaverei, die er für die Massen notwendig mit sich führt, [...] klar vor aller Welt zutage getreten ist."

Der seit 1918 stärksten antibolschewistischen Kraft im Innern traute Horneffer den Aufbau des avisierten Musterstaates jedoch nicht zu. Denn Hitlers Bewegung habe eine „klare und eindeutige Abgrenzung" zum Marxismus unterlassen („Im übrigen muß der gleichlautende Name Sozialismus' höchst bedenklich stimmen."), und es sei nicht auszuschließen, daß die NSDAP marxistische Vorstellungen im „Mantel der nationalen Gesinnung" in breite bürgerliche Schichten trage. Daneben bereite auch ihr „Liebäugeln mit der Diktatur" bürgerkriegsähnliche Krisen vor, die „sehr unerfreuliche Überraschungen" bergen.²⁰⁴

„Wer weiß denn im voraus, wer der Stärkere ist? Dann kann es wider Erwarten und Willen zu einer sozialistischen oder kommunistischen, bolschewistischen Diktatur kommen. Und diejenigen, die uns vor dem Sozialismus bewahren sollen, können dem Bolschewismus in Wahrheit und wider Willen die Bahn bereiten."

Die NSDAP wie überhaupt jener Teil der nationalen Rechten, der sich als völkisch verstand, konnte Horneffer schon deshalb keine Alternative bieten, weil der Gießener Philosoph bei aller überbordenden Kritik an den staatstragenden Parteien SPD und DDP den Boden der Verfassung nicht verlassen wollte, und weil er es schon frühzeitig ablehnte, den deutschen Juden eine besondere Verantwortung für die politische Entwicklung nach 1918 zuzusprechen.²⁰⁵

202 Ebd., S. 115.

203 Ebd., S. 120.

204 Ebd., S. 118f.

205 Horneffer 1922b, S. 64. Daß die von Horneffer unterstützte „Wirtschaftspartei" zeitweilig vom Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens auch mittels finanzieller Zuwendungen auf ei-

Parteilpolitisch zeigte Horneffer spätestens vor der für die NSDAP den Durchbruch bedeutenden Septemberwahl von 1930 Flagge: als Reichstagskandidat der „Reichspartei des deutschen Mittelstandes/Wirtschaftspartei“ (WP). Deren wirtschaftspolitische Credo, nahe am Manchester-Liberalismus, verkündete Horneffer aber schon seit 1920, ohne der Partei anzugehören. Die WP, von ihren Gründern als Partei gegen das Großkapital ausgerufen, die „antimonopolistische Stimmungen im Kleinbürgertum“ auffing²⁰⁶, geriet sukzessive unter den Einfluß jener Kreise, gegen die sie ursprünglich angetreten war.²⁰⁷ Horneffer ist in diesem Umfeld sicher ungenau erfaßt, wenn man ihn als Fürsprecher sozialpolitischer Maßnahmen bezeichnet, die aus dem Arbeiter einen Kleinstkapitalisten hätten machen wollen.²⁰⁸ Er war vielmehr ein Sprachrohr der großindustriellen WP-Klientel, deren wirtschaftspolitische Vorstellungen sich hier ungetrübt, und d. h. „sozialreaktionärer“ aussprechen ließen als in der von gewerkschaftlichen Rücksichten nicht so freien DNVP. Zu den Auditorien, die Horneffer bediente, gehörte die „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände“ (denen Horneffers Verlag 1922 dessen erste sozialpolitische Schrift mit dem Hinweis offerierte: „Arbeitgeberverbände erhalten bei Sammelbestellung Vorzugspreise“²⁰⁹). Ferner der in der WP tonangebende „Zentralverband deutscher Haus- und Grundbesitzerverbände“²¹⁰ und der Düsseldorfer Industrie-Club.²¹¹ Regelmäßig füllten seine Artikel die Spalten der „Deutschen Bergwerkszeitung“, die schwerindustrielle Interessen vertrat.²¹²

Georg Mehlis, der auch nach dem Verlust seiner Freiburger venia (1924) und der Übersiedlung nach Italien das deutsche Zeitgeschehen kritisch begleitete, publizierte seine sozialpolitischen Ideen im deutschnationalen „Tag“ und im „Arbeitgeber“, der Zeitschrift der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände. Mehlis schlug vor, die soziale Frage nach dem Vorbild des faschistischen Syndikatsystems zu lösen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zusammengeschlossen in Syndikaten, waren unter staatlich erzwungenem Verzicht auf Aussperrung und Streik zur „wirtschaftsfriedlichen“ Beilegung des Klassenkonflikts verurteilt. So sollte das „nationale Ziel einer gesteigerten Produktion“ erreicht und damit letztlich das machtpolitische Gewicht des Staates nach außen erhöht werden. Für das demokratische Deutschland, wo Mehlis ein Mussolini und seiner faschistischen Partei vergleichbares Rückgrat staatlicher Autorität vermißte, regte er an, eine die Funktion faschistischer Syndikate übernehmende „richterliche Instanz“ zu bilden, gewählt und paritätisch besetzt aus Kreisen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Mit weniger Vorbehalten als Horneffer erkannte

nen anti-„antisemitischen“ Kurs festgelegt werden sollte und die WP bis 1932 in der CV-Zeitung Wähler werben durfte, entsprach also Horneffers Haltung in dieser Frage. Vgl. Schumacher 1972, S. 73f.

206 So zutreffend aus marxistischer Sicht: Fritsch, in: Fricke II, S. 541ff. (543).

207 Ebd., S. 546ff.; diese Richtungsentscheidungen übergeht Schumacher 1972.

208 So Meinhardt 1982a, S. 448.

209 Betr. 1922a, angezeigt in der Schriftenreihe der Vereinigung, die 1922 Horneffers Vortrag „Der soziale Gegensatz und seine Überwindung“ herausbrachte.

210 Gedruckt liegt hier ein Vortrag Horneffers auf dem Münchner Zentralverbandstag Privateigentum oder Sozialismus' zugrunde, der mir aber sowenig zugänglich war wie die übrige, zumeist als Flugschrift veröffentlichte Propagandaliteratur Horneffers für die WP, die Schumacher 1972 erwähnt und auswertet. Vgl. zur „Vergeistigung der Arbeit“ auch Horneffer 1927b; ders. 1926, S. 70; 1928a.

211 Wo Horneffer zuletzt im Dezember 1933 über Spengler referierte (Horneffer 1933).

212 Noch im Sommer 1934 erschien eine Artikelfolge über Nietzsche, die Bezüge zum NS. dezent, aber vernehmlich herausstrich; vgl. ders. 1935.

Mehlis sozialpolitische Forderungen der Arbeitnehmer als berechtigt an, ließ aber am gesellschaftspolitischen „Führertum“ der Unternehmer keinen Zweifel.²¹³

„Das Beispiel Rußland zeigt den grundsätzlichen Mißerfolg der sozialistischen Wirtschaftsverfassung.“ Der Deutschnationale Brunstäd, der dies 1924 behauptete, wies auch darauf hin, daß die sozialistisch induzierte wirtschaftliche Katastrophe in Sowjetrußland mehr Menschen das Leben gekostet habe als der Weltkrieg - „völlig abgesehen von der furchtbaren Blutherrschaft, mit welcher der Bolschewismus durchgeführt ist.“ Also sei der Kapitalismus, das auf Selbstverantwortlichkeit, Leistungswillen und Wettbewerb basierende Wirtschaftssystem des Westens, nicht zu ersetzen und „unvermeidliche Notwendigkeit“.²¹⁴

Brunstäd wirkte in den 20er Jahren vor allem in der kirchlich-sozialen Bewegung, die einst Adolf Stoecker ins Leben gerufen hatte. Auf deren Kongreß, 1925 in Dresden, mußte Brunstäd mitanhören, daß sich der „Klassenkampf von oben“ seit der bescheidenen wirtschaftlichen Konsolidierung (1923/24) verschärfe, daß die 1918 geschlossene Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften durch die Schuld der Arbeitgeber in die Brüche gegangen sei und man von „christlicher Weltanschauung“ bei den Herren der Wirtschaft und des Geldes herzlich wenig erkennen könne.²¹⁵ Trotzdem glaubte Brunstäd daran, daß es ausreiche, weiter nur die „Bekämpfung und Überwindung der mammonistischen Entartung des Kapitalismus“ anzustreben. Dafür genüge es, eine „deutschrechtliche und christliche Besitzgesinnung“ zu fördern. Unternehmer und Arbeiter hätten sich danach als „Organe am Werk“ zu verstehen. Da sich deswegen nichts an den faktischen Eigentums- und Herrschaftsverhältnissen änderte, wollte Brunstäd wenigstens der Arbeitnehmerseite diesen Gesinnungswandel erleichtern: Um den Arbeiter im Betrieb „bodenständig“ zu machen, müsse seine Mitbestimmung erweitert, Gewinnbeteiligung, Kündigungsschutz und Altersvorsorge ausgebaut und verbessert werden. Wichtiger als jede sozialpolitische Einzelmaßnahme sei aber die staatlich zu regelnde Eingliederung der Wirtschaft („Reich der Mittel“) in das „Lebensganze“ der Kulturnation. Erforderlich sei dafür nur, daß das an den niedrigen Ansprüchen des Individuums ausgerichtete kapitalistische „System der Bedürfnisse“ in eine „Kultur der Bedürfnisse“ umgewandelt werde, worin sich die Bedürfnisse primär auf die „immateriellen Werte“, das religiös bestimmte „Wertganze“ richten.²¹⁶

Abgesehen von der stärkeren Betonung der vermittelnden und regulierenden Funktion des Staates und der Hochschätzung des Unternehmertums als „Führerschicht“ nahm also auch Brunstäd Zuflucht im „ethischen Sozialismus“, der den Imperativ der primären geistig-mentalenen Veränderung formulierte, die durch sozialreformerische Maßnahmen nur begünstigt werden könne.

Mustert man das Lager der Rechtsliberalen und der Deutschnationalen außerhalb der Deutschen Philosophischen Gesellschaft, so bezog dort niemand eine Position, die von der Brunstädts oder Horneffers mehr als um Nuancen abgewichen wäre. So propagierte Kühne-

213 Mehlis 1927; ders. 1928a, 1928b, 1930b und 1930c.

214 Brunstäd 1927, S. 248f., 257, 331 f.

215 Ders. 1925, S. 9-32; dazu und zum Debattenbeitrag des Geschäftsführers der Dt. Arbeitgeberverbände, Tänzler, der Redebeitrag des Arbeitersekretärs Giere, S. 41-45.

216 Brunstäd 1925, S. 28; ders. 1927, S. 332-342; ders. (1920) 1957, S. 345ff., zur Zähmung der modernen Wirtschaft und Gesellschaft durch „Stände und Körperschaften“ (von Brunstäd nur rudimentär entwickelt).

mann im November 1918 die „sozialistische Republik“, die Deutschland zum Hort der „wahren Gemeinwirtschaft“ und damit zum Widersacher des unter US-Führung stehenden Kapitalismus aufsteigen lassen sollte.²¹⁷ Mit der Folge, den Sozialismus zu „entmaterialisieren“, was wirtschaftspolitisch bedeute:²¹⁸

„Wie müssen in einem Grade, wie es nie geschehen, die deutsche Wirtschaft unter die Herrschaft des Geistes bringen [...] Wir müssen zu einer einheitlichen Zusammenfassung aller in ihr arbeitenden Kräfte kommen, welche sie zum höchsten möglichen Ertrage bringt. Wir können es in unserer Not uns einfach nicht mehr leisten, sie schrankenlos wie bisher der Willkür der einzelnen zu überlassen.“

Doch ließ Kühnemann offen, welche genossenschaftlichen oder planwirtschaftlichen Modelle man sich unter dem Stichwort „einheitliche Zusammenfassung“ vorstellen sollte. Wichtiger als der wirtschaftliche war auch ihm der „seelische“ Aspekt eines Sozialismus, den er sich als von der „Herrschaft der Maschine“ befreites „Reich der freien, selbstverantwortlichen und mitverantwortlichen Persönlichkeiten“ dachte.²¹⁹

Der Hallenser Privatdozent Wichmann offenbarte ein recht ambivalentes Verhältnis zur möglichen sozialistischen Umgestaltung Deutschlands. Einerseits malte er den Verlauf des sowjetischen Experiments in düsteren Farben, um jeden Gedanken an eine Nachahmung zu ersticken. Andererseits lobte er die für das endlose „Massensterben“ seit 1917 verantwortliche, nach „tartarischem Grundsatz der Gewaltsamkeit“ handelnde bolschewistische „Staats-tyrannie“ dafür, mit dem „marklosen Liberalismus“ aufgeräumt zu haben. Da die westliche „Ausbeuterkultur“ das zentrale Objekt seines Widerwillens war, begrüßte er - alle östlichen Schreckensnachrichten vergessend - auch konkrete Schritte zur Sozialisierung der Wirtschaft, so etwa im Bereich der Daseinsvorsorge, der Infrastruktur und, sehr weitgehend, überall dort, wo die privatrechtliche Verfügungsgewalt den „Lebensnotwendigkeiten der Allgemeinheit“ im Wege stand. Doch bei den selbst im bürgerlichen Lager erwogenen Bodenreformplänen für Mittel- und Ostdeutschland zuckte Wichmann zurück und beschwor das Menetekel der römischen Latifundienteilung, die das Ende des Imperium Romanum eingeläutet habe. Obwohl er schon vor dem 9. November 1918 davon überzeugt gewesen war, daß die veräußerlichte wilhelminische Ordnung den „folgerichtigen Ideen des Sozialismus“ nicht standhalten werde, nahm er die „proletarische Gesinnung“ als „ideelle Haltung“, die Arbeiterschaft als „ideell entschlossensten Teil unserer Kultur“, nicht aber als Klasse mit materiellen Interessen wahr. Darum riet er den Arbeiterführern, den nach Lassalles Tod vom Marxismus erdrückten Idealismus zu erneuern, und allen Ernstes rief Wichmann um des „inneren Kommunismus“ willen den Bolschewisten und Spartakisten zu: „... hinein in die Kirche!“ Im kaum modifizierten Kapitalismus sollten elitäre „Gesinnungsgemeinschaften“ also wieder einmal die Keimzellen einer künftigen „sozialistisch-sittlichen Ordnung“ bilden.²²⁰

217 Kühnemann 1918a, S. 32.

218 Ders. 1926, S. 511 ff. (514) = ‚Von der Aufgabe der deutschen Volksbildung in der Gegenwart‘. Eröffnungsansprache auf dem ersten Schlesischen Volksbildungstag (November 1920).

219 Ebd., S. 515.

220 Wichmann 1923, S. 25, 29f, 258, 316, 397f. (zum Bolschewismus); ebd., S. 112 (zur „Ausbeuterkultur“); ebd., S. 23, 302 (Idealismus der Arbeiterbewegung); ebd., S. 318f., 327, 334 (Teilsozialisierung); ders. 1918, S. 130ff. (zur Geschichtsmächtigkeit des Sozialismus); ders. 1923, S. 108ff. (zu

Christlicher Solidarismus

Zur Diskussion über den für Deutschland vorgeblich unvermeidlichen Mittelweg zwischen Kapitalismus und Sozialismus trugen die „Zentrumsphilosophen“ eigentlich nichts Neues bei. Als Affekt war der Antikapitalismus bei vielen katholischen Denkern vielleicht tiefer verwurzelt als selbst bei ihren sozialdemokratischen Kollegen.²²¹ In der Umsetzung dieses Affekts in wirtschaftspolitische Alternativen ging es ihnen jedoch wie den meisten Sozialidealistinnen und Deutschnationalen: Sie verfielen auf die Sozialisierung des Bewußtseins.

Der unter den katholischen Philosophen zweifellos beste Kenner der sozialistischen Literatur war der Gießener Extraordinarius Theodor Steinbüchel. Anders als ältere katholische Sozialphilosophen wie Cathrein, die Sozialismus und Christentum für unvereinbar erklärten, stellte Steinbüchel in seinen zahlreichen Publikationen zu Theorie und Praxis des Sozialismus die Legitimität der sozialpolitischen Forderungen der Arbeiterbewegung nie in Frage. Deren humanistischer Kern läge in der Auffassung vom Menschen als Selbstzweck. Daraus könne das Individuum aber ein Recht auf optimale Ausbildung seiner Persönlichkeit herleiten und damit auch ein Recht auf die dazu erforderlichen materiellen Voraussetzungen. Auf dieser Ebene könnten sich daher Sozialismus und Christentum begegnen und übereinkommen.

Eine erste Grenze zog Steinbüchel gegenüber dem Bolschewismus. Mit Werner Sombart sah er in Rußland das Wirken des „Antimenschen“, und auch der deutsche Spartakismus hatte ihm nicht mehr zu bieten als „absolute Negation“, „Zerstörung und Abbruch des Bestehenden“. Wenn er zudem urteilte, Bolschewismus sei „radikaler Individualismus“, dann meinte er die rücksichtslose Verfolgung „individueller Klasseninteressen“. Im recht verstandenen System Steinbüchels bekämpften sich die Klassen nicht, sondern übten Solidarität. Das war zwar gänzlich unmarxistisch gedacht, führte aber zum katholischen *nervus rerum* dieses Denkens. Durch „Erziehung zu tiefem Solidaritätsbewußtsein in der Seele des Einzelnen“ sollte die „organische Gemeinschaftsform“ entstehen. Zu der zwischen 1918 und 1921 aktuellen Sozialisierungsdebatte war darum von Steinbüchel nur der Rat zu hören, das ethische nicht mit dem ökonomischen Problem zu verwechseln. Wie die „sozial orientierte Wirtschaft“ zu realisieren sei, die den Kapitalismus und sein „unmenschliches Gesellschaftssystem“ zügeln und auf lange Sicht sogar überwinden sollte, verriet Steinbüchel seinen Lesern nicht. Allein die Besinnung auf den seit 1918 von vielen Liberalen und Deutschnationalen gegen Marx ausgespielten Lassalle schien dem Konzept etwas Wirklichkeitsgehalt zu geben. So sei der Staat bei Lassalle kein Instrument der Klassengesellschaft, sondern Medium der sittlichen Vernunft. Ferner habe Lassalle richtig erkannt, daß demokratische Selbstbestimmung im Innern nur möglich sei, wenn der Staat sich gegenüber seinen äußeren Feinden behaupten könne. Zu diesem nationalen Staatssozialismus paßte es, wenn Steinbüchel definierte: In der Geschichte vollziehe sich die freie Selbstverwirklichung des *nationalen* Geistes. Den von hier denkbaren Übertritt ins jungkonservative Lager verhinder-

Lassalle-Marx); ebd., S. 193 (Kommunisten in die Kirche); ebd., S. 53f, 105f, 166 (über die Gesinnungsgemeinschaften).

221 Immer noch instruktiv und anschaulich über die antikapitalistische Front im deutschen Katholizismus informiert: Jostock 1928 und 1932. Neuerdings über die enthemmte, mit einer stark antijudaischen Komponente versehene Kapitalismus-Kritik des Herausgebers der „Schöneren Zukunft“, Joseph Eberle: Eppel 1980; vgl. auch Eberles „Überwindung der Plutokratie“ (1918).

te jedoch die katholische Überzeugung: Dem „ethischen Sozialismus“ Lassalles fehle die Beziehung zur Religion. Wie alle in seiner Nachfolge stehenden zeitgenössischen Varianten begnüge sich dieser Sozialismus leider nur mit der Herstellung der „*Menschheitskultur*“,²²²

Steinbüchel dagegen maß alle sozialen Verbände am Ideal der Gemeinschaft der Gläubigen. Obwohl die katholische Soziallehre Anfang des 20. Jahrhunderts nicht mehr reformerisch-karitativ dachte, sondern nach aktiver Sozialpolitik verlangte und in extremen Fällen sogar das kapitalistische System als Ganzes zur Disposition stellte, so blieb doch nicht nur im „Volksverein für das katholische Deutschland“ als Leitlinie verbindlich: Gesinnungswandel statt Erneuerung der sozialen Ordnung, „Gesinnungsreform statt Zuständereform“. ²²³ Eine neue Gesinnungsgemeinschaft schwebte auch Steinbüchel vor, wenn er von der Notwendigkeit sprach, an der „Revolutionierung der Seelen“ zu arbeiten, den Sozialismus aus dem „Geist der Bruderliebe“ zu entwickeln und dabei die „Gemeinschaft des mystischen Leibes Christi“ zum Vorbild zu nehmen²²⁴ Daß er die „realistische Analyse von Geschichte und Gesellschaft“ vernachlässigte, daß kaum eine praktische Perspektive von ihm aufgezeigt wurde, daß er im „Befreiungspathos“ steckenblieb und auf ein „organologisches“ Gemeinschaftsideal zurückfiel - diese Kritik ist dem Kapitalismuskritiker Steinbüchel darum nicht erspart geblieben.²²⁵ Dabei fällt noch erschwerend Steinbüchels 1921 gehegter Wunsch ins Gewicht, die Gewerkschaften mögen die „Idee der solidarischen Ständegemeinschaft“ ihren Mitgliedern vermitteln und so das Bündnis zwischen Zentrum und Sozialdemokratie festigen. Denn der christliche Gewerkschaftsfunktionär Adam Stegerwald hatte diese Strategie bereits 1920 ad acta gelegt. Mithin dürften Zeitgenossen Steinbüchels sozialpolitische Reflexionen für reichlich illusionär gehalten haben.²²⁶

Nicht nur bei den politischen Praktikern, selbst bei seinen akademischen Kollegen stieß Steinbüchel mit seiner These von der partiellen Übereinstimmung zwischen christlichem und marxistischem Humanismus auf wenig Gegenliebe. Einverständnis herrschte jedoch in der radikalen Ablehnung des Kapitalismus als Lebens- und Kultursystem. In Köln, vor Mitgliedern des Rings katholischer Korporationen, hielt der Habilitand Jakob Barion 1931 einen Vortrag über den verpflichtenden Charakter der Enzyklika. Angelehnt an Carl Schmitts ‚Römischer Katholizismus und politische Form‘ ging der Referent vom säkularen Gegensatz zwischen der Kirche und dem „Imperialismus des Goldes“ aus. Sinke die Kirche als „Hort des reinen Geistes“, als letzter Widersacher gegen die materialistische Moderne, dann verschwinde der Geist überhaupt aus einer von „Blut und Geld“ beherrschten Welt.²²⁷

Verpackt in einen Generalangriff auf den Geist der Neuzeit formulierte Vinzenz Rübner 1929 seine Kapitalismuskritik: In „keiner Weise von den Wertungen des Liberalismus ge-

222 Steinbüchel (1919) 1950, S. 85-94, 97. Ebd. (1922), S. 124-170 (zu Lassalle). Vgl. a. 1918a + b; 1919; 1920.

223 Jostock 1932, S. 137ff., 166 (zu Hohoff, der als Vertreter des christlichen Sozialismus dem Marxismus weit entgegenkam). - Baumgartner 1977, S. 93-102 (zur katholischen Sozialbewegung). - Hurten 1992, S. 121.

224 Steinbüchel 1921, S. 256f.; ders. (1927) 1950, S. 336f. - Nur plakativ auch Steinbüchels Aufforderung, zu einer „realistischeren“ Sozialtheorie als zur herkömmlich-neothomistischen vorzustoßen: ders. 1927, S. 159.

225 Baumgartner 1977, S. 122-124. - Haunhorst 1990, S. 83-87.

226 Steinbüchel 1921, S. 284; zu Stegerwald: Jostock 1932, S. 177, und Hurten 1992, S. 92f.

227 Barion 1931.

trennt" erhebe die marxistische Theorie die quantitativ meßbaren Güter in die Sphäre des Absoluten. Marx verabsolutiere damit die „Geisteshaltung des Hochkapitalismus" und verlasse jene Ebene nicht, die im „Technizismus äußerer Kultur" das Leben vollständig auf den Dienst an den Diesseitsgütern reduziere und die in den USA sowie in dem nach Europa schwappenden Amerikanismus bereits die gesellschaftliche Realität deformiere.²²⁸

Peter Wust, der Jacques Maritain 1928 sein Leiden unter dem „Hochdruck des Liberalismus" gestand²²⁹, sah 1931 den christlichen Boden Europas von Reformation und Aufklärung unterwühlt. Er prophezeite angesichts der Weltwirtschaftskrise, man werde jetzt dafür büßen, die rein christliche Kultur an die Ratio der Wirtschaft verraten zu haben. Eine Befürchtung, die mit dem Umschlag des Kapitalismus in den sprungbereiten Bolschewismus - Wust sprach vom Hineingerissenwerden in den „östlichen Abgrund" - rechnete.²³⁰ In seiner ‚Auferstehung der Metaphysik' (1920) hatte er den Liberalismus bezichtigt, das namenlose Elend der Arbeiterklasse verschuldet zu haben, dem der Sozialismus aber nicht abhelfen könne, weil er als „echter Zwilling Bruder des Kapitalismus" ebenfalls ein Abkömmling mechanistischer Weltanschauung sei. Skeptisch bezüglich eingefahrener Alternativen fürchtete Wust einen „Gesamt bolschewismus der Gegenwart", eine planetarisch etablierte „Vernunft der mathematischen Homogenität", die von klassenübergreifenden weltwirtschaftlichen Zwängen dirigiert, menschlicher Steuerbarkeit längst soweit entzogen sei, daß auch eine sozialistische Revolution aus diesem Gehäuse nicht mehr ausbrechen könne, sondern ihr eine „viel stärkere und viel blutigere Revolution" folgen müsse, um den „eigentlichen Status naturalis eines Gleichgewichts zwischen Einheit und Besonderung" wieder herzustellen.²³¹

Daß der „Bolschewismus unser Gegner" sei, stand für Alois Dempf so wenig zur Diskussion wie die ökonomische Ineffizienz einer verstaatlichten Wirtschaft.²³² Seine Furcht vordem politischen Einfluß der „Trusts" diktierte jedoch auch für ihn die Gleichsetzung von goldener und roter Internationale, die den Staat aus dem Weg räumen und mit ihm die Nationalität als „Vorurteil" der unaufgeklärten Menschheit beseitigen wollten.²³³ Die „blutig ernste Frage" einer Eingliederung der Arbeiterschaft in den Staat wollte Dempf daher jenseits von Bolschewismus und Amerikanismus lösen.²³⁴ Ganz auf planwirtschaftliche Elemente war dabei nicht zu verzichten. Angeregt von Marx, der die Ökonomie übertreibend zum primären politischen Faktor erhoben habe, entdeckte Dempf den Staat als Moderator ökonomischer Gerechtigkeit und entwarf zum Ausgang des Ersten Weltkrieges eine in

228 RUFNER 1929, S. 103ff, 117ff., 129ff., 194ff.

229 Brief v. 11.7. 1928, in: Wust 1967, S. 193-195.

230 Briefe an Paul Petit v. 3. 11. 1930, 20. 8. und 13. 9. 1931, in: Wust 1967, S. 367f., 371f., 383-388. „Moskau" als Synonym für den Untergang der abendländischen Kultur auch bei Wust 1927, S. 37; dort S. 34 auch Lenin neben Mussolini als Verkörperung eines „dämonischen Heroismus".

231 Wust (1920) 1963, S. 73ff., 109f, 220. Vgl. auch die in der „Neues Reich-Bücherei" erschienene Broschüre ‚Die Krisis des abendländischen Menschentums', wo Wust die „Idee einer völlig uniformen und wertfreien Internationalität" als Endphase eines Verfallsprozesses beschreibt, in den sich das „völgelfreie Menschentum" der Moderne nach seiner Abkehr vom christlichen Nomos hinein begeben habe (Wust 1927, S. 5ff, 17ff.)

232 So unumwunden 1931 auf der Soziologischen Tagung in Maria Laach: RÜSTER 1932, S. 95f. und 99f.

233 Dempf 1932b, S. 10ff.

234 Ders. 1928c, S.68ff.

„Welthandelsamt“, „Weltkolonialamt“ und „Weltgeldamt“ gegliederte überstaatliche Weltwirtschaftsverwaltung, die ihm auch 1924 noch als planwirtschaftliche Lösung der Weltordnungsprobleme vorschwebte.²³⁵ Eine „Werkgemeinschaft der Völker“, eine „föderalistische Gliederung der Nationen“, geeint im christlichen Geist, der naturrechtlich legitimierte Volksstaat als unentbehrliches Integrationsmedium, eingebunden in eine universalistische, wirtschaftsbezähmende spirituelle Wertordnung – so sah Dempfs dritter Weg aus, den Deutschland vor 1918 beschreiten sollte, um den kapitalistischen Monopolisten Großbritannien in die Schranken zu weisen. Und auf dem es nach 1918 dank seines hochdifferenzierten binnenstaatlichen Föderalismus als „Herz Europas“ berufen sei, die föderalistische Gliederung der Nationen zu antizipieren.²³⁶

1.1.4. Kommentare zur Hochschul- und Bildungspolitik

Gerade in den ersten Jahren der Republik ist nicht zu übersehen, wie die von Beckers Synthese-Ideologie inspirierten bildungspolitischen Erwartungen die preußische Hochschulpolitik formten. Als Reaktion auf die politisch-administrative Nachfrage gab es auf Dozenten-seite eine Fülle bildungsreformerischer Vorschläge: Soweit die zahlreichen Entwürfe zur praktischen Philosophie, die Ethiken, Staats-, Moral- und Kulturphilosophien nicht ohnehin mit Erörterungen zu bildungspolitischen Aktualitäten gespickt waren, erleichterten Broschüren, gedruckte Reden, Studienratgeber, Leitartikel, Rezensionen und Denkschriften die Antwort auf die Frage, welche Philosophie wohl am besten mit welchem Reformkonzept zu vereinbaren wäre. Vordergründig schien eine strenge Auswahl auch geboten, da eine Vielzahl von Entscheidungen zu treffen war. Hochschulpolitisch war der Standort der Universitäten zwischen spezialistisch-berufsbildender Fachhochschule und traditioneller Einheit von Forschung und Lehre neu zu bestimmen. Die Forderung nach Öffnung für die Volksschullehrerbildung galt es zu parieren. Im Gedränge externer Weltanschauungsbedürfnisse, fachimmanenter Ismen-Segmentierung und der pädagogisch-psychologischen Konkurrenz mußte dem Fach Philosophie selbst neue Aufgaben zugewiesen werden. Schulpolitisch diktierte das Problem der Einheitsschule die Tagesordnung. Eng damit verknüpft war das neu zu justierende Verhältnis von Schule, Staat und Kirche, zentriert im heftigen Für und Wider der Debatten um den Religionsunterricht. Ausgelöst von der Krise religiöser Erziehung kam die philosophische Propädeutik zu neuen Ehren, was eine Kontroverse über Philosophie im Schulunterricht auslöste. Nicht zuletzt persönliches Engagement brachte eine Reihe von Vorschlägen zur Volksbildungsarbeit, zum Anteil der Philosophie im Unterricht der Volkshochschulen und an der staatsbürgerlichen Erziehung zutage.

Universitätsreform und Akademisierung der Volksschullehrerbildung

Beckers ‚Gedanken zur Hochschulreform‘ schienen die Philosophen 1918/19 in zwei Lager zu spalten. Eine Mehrheit bildeten dabei jene, die an den Universitäten die Einheit von Forschung und Lehre erhalten wollten. Deren Überlegungen, wie dies zu gewährleisten sei, gingen jedoch weit auseinander. Ein minimalistischer Flügel um Troeltsch, Spranger und Litt setzte auf die Stärkung der „synthetischen“ Elemente im Lehrangebot. Die von Becker vorgeschlagene Reintegration der Technischen Hochschulen, die Institutionalisierung der

²³⁵ Ders. 1918, S. 10ff.; ders. 1924, S. 372f; ders. 1919b.

²³⁶ Ders. 1918, S. 13; ders. 1932b, S. 28; 1927a; 1928a+b.

Synthese in Form von Pädagogischen oder Humanistischen Fakultäten stieß ebenso auf ihren Widerstand wie die geplante Verlegung der Volksschullehrerausbildung an die Universität. Teils weil sie im Andrang der Lehrer eine demokratisierende Macht fürchteten, die ihre für autonom und überparteilich gehaltene Wissenschaft politisieren und somit gerade *die* Institutionen zerstören mußte, von der sie stärkste Impulse zur weltanschaulichen Integration erwarteten. Teils weil sie der aufrichtigen Überzeugung anhängen, daß natürliche, begabungsbedingte Grenzen der Erziehbarkeit ein gestuftes Bildungssystem rechtfertigen. Noch unter der monarchistischen Kultusverwaltung traten Troeltsch, Litt und Spranger gegen eine einheitliche Lehrerbildung an den Universitäten auf. Auf der Berliner Schulkonferenz von 1917 wollte Litt die Volksschullehrer von den Universitäten mit dem Argument fernhalten, die Bildung ihres Standes reiche nicht, um Einblick in das „Wesen der Kultur“ zu gewinnen.²³⁷ Auch im Widerspruch zu den später selbst entfalteten Thesen über die Unbestimmtheit des zu Erziehenden, hielt Litt an einem statisch-biologistischen Begabungsbegriff fest, der ihn vor allem zwischen 1918 und 1921 als harten Kritiker aller demokratisch-egalisierenden Reformen des überlieferten Erziehungssystems auswies.²³⁸ Besonders das Humanistische Gymnasium als wichtigstes Ausleseinstrument für den Hochschulnachwuchs galt ihm als unverzichtbar.²³⁹ Litt stand zu dieser Zeit noch stark im Bann eines autoritär-patriarchalischen Gesellschaftsmodells, das, bis zur offenen Werbung für die, dem Unverständnis der breiten Massen nicht erkennbaren, aber objektiv notwendigen Maßnahmen der Obersten Heeresleitung, seinen Erstling: ‚Geschichte und Leben‘ prägte.²⁴⁰ Die Kritik an Reformpädagogen und „Entschiedenen Schulreformern“ hielt Litt bis 1933 durch. Es waren nicht zuletzt diese Reformer mit ihren demokratisch-sozialistischen Inspirationen und Zielsetzungen, die in ihrer „Bindung an noch unerprobte Programme einer staatlichen, gesellschaftlichen Form“ in einem erzieherischen Auftrag zu handeln meinten, der aus der jungen Generation „die Kampftruppe für eine zukünftige Gesellschaftsordnung“ formen sollte, die Litt so abstieß, daß er in ihnen Schrittmacher hin zum Erziehungssystem von „Sowjet-Rußland“ zu erkennen glaubte.²⁴¹

Spranger unterstellte radikalen Universitätsreformern, sie seien nur Anhängsel einer politischen Bewegung, die, soweit sie explizit sozialistisch sei, mit den liberalen Voraussetzungen kollidiere, unter denen Wissenschaft allein gedeihe.²⁴² Den Volksschullehrern, zumal dem weit links stehenden sächsischen Lehrerverband, mit dem er es während seiner Leipziger Jahre zu tun hatte, trat er mit einem alternativen Modell der „Bildnerschule“, pädagogischen Hochschulen über dem Niveau der alten Lehrerseminare, entgegen. Gerade in Preußen, wo man 1924 nur die Einrichtung Pädagogischer Akademien beschloß, trug Spranger so dazu bei, Volksschullehrer von den Universitäten fern zu halten.²⁴³ Daß Troeltsch diese Linie auch nach 1918 unterstützte, bekräftigte er in seinem Plädoyer für die

237 Litt, dokumentiert von Schwenk 1977, S. 147. Vgl. a. Litt 1918b+c und 1920d.

238 Vgl. das jüngste Standardwerk über Litts Pädagogik, das den Standpunkt zeitgenössischer Kritiker in Sachen „elitär-konservatives Denken“ Litts weitgehend teilt: Klafki 1982, S. 107-131.

239 Litt 1918b; vgl. a. ders. 1919c (gegen die „Elementarisierung der höheren Schule“); ders. 1921a-c.

240 Ders. 1918a, bes. S. 100ff.; ders. 1919a+b, ders. 1920b+c.

241 Ders. 1929, S. 98.

242 Spranger 1919b, und 1919c.

243 Ein Schlüsseltext ist vor allem Sprangers Beitrag zur Reichsschulkonferenz (1920, S. 261 ff.) Ausführlich zu Sprangers Haltung in der Debatte über die Lehrerbildungsreform: Meyer-Willner 1986.

„Bewahrung des wissenschaftlichen Charakters der Universität" und die „notwendige Differenzierung zwischen den Volkserziehern und den wissenschaftlichen Lehrern", das er auf der Reichsschulkonferenz (1920) hielt.²⁴⁴

Entsprechend defensiv fielen auch die Vorschläge aus, die Spranger zur Reform der universitären Selbstverwaltung unterbreitete und die sich in Zugeständnissen an die Extraordinarien sowie im Ratschlag erschöpften, die Habilitationsbedingungen zu verschärfen.²⁴⁵ Sein Berliner Kollege Max Dessoir war hier zu wesentlicheren, die Hochschulautonomie sogar einschränkenden Veränderungen bereit, als er eine Art Sozialisierung der Berufungen durch „Fachgemeinschaften" empfahl, so daß diese zur Beratung des Ministers bestellten Gremien und nicht die Fakultät die Kandidatenauswahl entscheiden sollten.²⁴⁶ Noch aus der Ahlbecker Sommerfrische ließ er Becker 1919 wissen, er solle in diesem Sinne gegen die renitenten Universitäten durchgreifen, damit gelinge, was seit 1848 immer wieder gescheitert sei. Die angestrebte Demokratisierung, die, so Dessoir, in weiteren Schreiben, müsse den Extraordinarien zugute kommen, die von selbtherrlichen Ordinarien nicht unter die Menschen gezählt würden - eine Forderung, die er mit der Anregung verband, alle für ein persönliches Ordinariat ungeeigneten Kräfte auszusortieren.²⁴⁷

Noch weiter ging der Leipziger Extraordinarius Ottomar Dittrich, der neben externen Sachverständigen auch einen Vertrauensmann der Regierung an den Berufsberatungen beteiligen wollte.²⁴⁸ Das Abitur als Zugangsvoraussetzung wollte Dittrich relativieren: Volksschullehrer und „privat vorgebildete Spätlinge" aus Verwaltung und Wirtschaft mußten ohne Reifezeugnis studieren dürfen. Ihre Selbstverwaltungsrechte mußten die Ordinarien mit anderen Dozenten teilen, Berufs- und Habilitationsverfahren sollten für fakultätsexterne Sachverständige geöffnet werden. Um die Universität aus der „Volksfremdheit" herauszuführen, hätten Dozenten obligatorisch im Volkshochschulwesen mitzuwirken.²⁴⁹ Das Ausmaß ihrer Zugeständnisse hing für Dessoir und Dittrich von gesellschaftspolitischen Einschätzungen ab. Für Dessoir lag im möglichst schnellen Abschied von der akademischen „Obrigkeitsverfassung" eine Vorleistung, die die bislang Benachteiligten verpflichten würde, ihre Forderungen nicht zu radikalisieren, das „Ganze im Auge" zu behalten und davon abzusehen, die Universitäten zu „primitiven Anstalten für allgemeine Bildung" zu machen. So könnten die Hochschulen fortan nach dem Muster des „aristokratischen Sozialismus" ihre nationale Führungsaufgabe ausüben und die „geistigen Führer" bereitstellen, um der von Dessoir zivilisationskritisch konstatierten „Entsittlichung und Entgeistigung" Einhalt zu gebieten.²⁵⁰ Dittrichs reformierte Universität antizipierte eine für „die Züchtung der Persönlichkeit als Massenerscheinung" verantwortliche „Lebensgemeinschaft", den personalistischen „Freiheitsstaat", den er sich gleich weit entfernt vom kapitalistischen Individualismus

244 Troeltsch 1920b, S. 637f.

245 Spranger 1919b+c; ders. 1921a+b.

246 Dessoir 1919a-c.

247 GStA, Rep. 92, NL Becker Nr. 167; Dessoir an Becker v. 2. 7., 23. 8. und 4. 10. 1919. Am 22. 9. 1919 schickte Dessoir die Druckfahne eines Aufsatzes ‚Die Umgestaltung der Universitäten', der Beckers ‚Gedanken' zustimmte (GStA, Rep. 76Va, Sek. 1, Tit. I, Nr. 39, Bd. I, Bl. 52).

248 Dittrich 1919, S. 4ff; im Widerspruch dazu eine Forderung nach weitgehender Autonomie der Hochschule und speziell der Fakultäten in Berufungssachen (ebd., S. 52).

249 Dessoir 1919a.

250 Ders. 1919b, S. 1 f.

wie vom universalistischen Korporativismus, vom westlichen wie vom preußisch-deutschen Verfassungsmodell dachte, der alle Züge eines herrschaftsfreien Miteinander in „vernünftiger Liebe“ trug und das uralte liberale Ideal maximalster Selbstentfaltung bei minimalster Fremdbeeinträchtigung nur „personalistisch“ drapierte.²⁵¹

Auch der Eucken-Schüler Otto Braun, ein Teilnehmer an der Schulkonferenz von 1917, der im Sommer 1918 einen Lehrauftrag für Pädagogik erhielt und sich als Beckers reformpolitischer Mitstreiter verstand, hätte die Universität gern in eine Agentur zur Gesellschaftsveränderung verwandelt. In einer Becker „in Treue und Verehrung“ gewidmeten Streitschrift ‚Der Student und die neue Zeit‘²⁵² stellte er sich ganz auf den Boden von Beckers ‚Gedanken‘, ersehnte die „höhere Synthesis“ und erinnerte an Schelling, der bekanntlich lange vor dem preußischen Staatssekretär in der Idee des Urwissens, die alles Einzelwissen in den Zusammenhang mit dem Ursprünglichen und Einen setze, die Syntheseidee ins Zentrum akademischer Ausbildung gerückt habe. Das Spezialistentum und seine besondere Ausprägung im Historismus, in dessen Wertwelt der Nationalismus gedeihe und wo Hochschullehrer wie Gustav Roethe und Dietrich Schäfer zu „Stützen des Imperialismus und Militarismus“ erzogen worden seien, müsse dem „Geist vertiefter Solidaritätsgesinnung“ weichen. Der alte Liberalismus und Individualismus werde durch die in der Studentenschaft eingeübte Gemeinschaftserziehung ersetzt. Entsprechend sei der studentische Anteil an der akademischen Selbstverwaltung zu stärken. Die Korporationen mit ihrem „Wust verstaubter Gedanken“ hätten in der Rumpelkammer zu verschwinden. Hingegen sollte jede Anstrengung zur Sozialisierung der Bildung (VHS, Arbeiterkurse, akademische Lehrerbildung) und insbesondere alles, was zur „Brüderlichkeit zwischen Arbeiter und Student“ beitrage, gefördert werden. So sah Braun die deutsche akademische Jugend schon, erfüllt von Idealen der Foerster, Gerlach, Wilson und Barbusse, als Avantgarde „menschheitlichen Wollens“. Dies ging, zumal in der Bezugnahme auf weltrevolutionär temperierte Gewährsleute, über Beckers Pläne weit hinaus, und zerlief im schwammigen Sozialidealismus, der anstelle mürber Religion „innere Einheit“ und klassenneutralisierende „Gemeinsamkeit der Menschen in geistigen Dingen“ versprach.²⁵³

Braun richtete in Münster eine Beratungsstelle für akademische Berufe ein, suchte mit dem westfälischen Landesarbeitsamt zu kooperieren und dozierte über den ‚Beruf des Akademikers‘.²⁵⁴ Sein Hauptinteresse galt, die eigene Karriere dabei nicht aus dem Auge verlierend, der akademischen Etablierung des Faches Pädagogik. Becker berichtete er von seinen Bemühungen, in Münster das pädagogische Seminar institutionell zu verselbständigen.²⁵⁵ In

251 Dittrich 1919, S. 51ff.

252 Die Arbeit sei ganz im Geist der ‚Gedanken‘ geschrieben, versicherte Braun brieflich (an Becker v. 29. 7. 1919). Becker riet dagegen, sich mit öffentlichen Sympathieäußerungen zurückzuhalten, eventuell auch die Widmung fortzulassen, da sie eine Protektion Brauns bei Berufungen erschwere (an Braun v. 5. 8. 1919). GStA, Rep. 92, NL Becker, Nr. 7973.

253 Braun 1920a, S. 42ff., 59ff., 67ff.

254 UAMs, PA Braun. - GStA, Rep. 92, NL Becker, Nr. 7973; Braun an Becker v. 9. 12. 1919.

255 Ebd.; Braun an Becker v. 29. 7. 1919. - In Münster gab es starke Widerstände gegen Brauns Bestrebungen. Der Inhaber des Lehrstuhls für katholische Philosophie, Max Ettlinger, auch ein Teilnehmer der Schulkonferenz von 1917, sprach sich darum dagegen aus, Braun mit einem planmäßigen Extraordinariat zu betrauen: „Ich vermisste bei ihm allzu sehr einen geraden konservativen und realpolitischen Blick für viele historische und faktische Gegebenheiten unseres gesamten Schul- und Erzie-

einer Denkschrift („Hochschulreform. Ein Entwurf, 1919) schlug er vor, die Habilitation von der Lehrbefähigung abhängig zu machen und jeder Nachwuchskraft die Beschäftigung mit Hochschuldidaktik nahezulegen. Außerdem sei das Oberlehrerstudium stärker auf Pädagogik auszurichten, was die Schaffung pädagogischer Ordinariate an allen Hochschulen, den Ausbau pädagogischer Seminare und die Wiedereinführung der Prüfung in wissenschaftlicher Pädagogik im Staatsexamen notwendig mache.²⁵⁶

In der Berufsberatung für Hochschulabsolventen sah der Rostocker Philosoph Emil Utitz ein Betätigungsfeld des von ihm und Moritz Schlick mitgegründeten lokalen „Akademischen Vereins für Hochschulreform“.²⁵⁷ Im größeren Rahmen ging es ihm aber darum, den Trend zur Spezialisierung und Verschulung an den Universitäten einzudämmen. Darum wies er die Volksschullehrerausbildung an neu zu errichtende Pädagogische Akademien und reservierte die Hochschule der von ihm so genannten „Ausbildung zum Vollmenschen“, die hoffentlich infolge großzügiger Förderung „synthetischer“ Fächer (allen voran die Philosophie als „vitae dux, als Führerin des Lebens, als Pfadfinderin religiösen Weltergreifens“) zu einer „geschlossenen Lebens- und Weltanschauung“ und damit zur raschen Festigung des inneren Zusammenhalts der Kulturnation führen werde.²⁵⁸

In einem kurzen Aufsatz über ‚Die geistigen Energien der Jugendwohlfahrtsarbeit‘ (1926) legte Nohl den Kern seiner bildungspolitischen Überzeugungen bloß: seinen Glauben an ein „Ideal“. Das war nicht nur sein Credo und seine Klage (die Not unserer Kultur gründe in fehlender innerer Bindung an ein Ideal). Er unterstellte vielmehr, wohl auch zur Legitimierung künftigen Zusammengehens des bürgerlichen mit dem sozialistischen Lager unter dem Dach der Weimarer Koalition, dem sozialreformerischen Lebenswerk Heinrich Wicherns (Innere Mission) wie dem revolutionären Programm von Karl Marx (das Kommunistische Manifest: ein „gewaltiges Dokument“) ein Gemeinsames: Der Proletarier wolle die

hungswesens, das hinreichend starke Bewußtsein für eine Summe positiver Lehrgüter, die in der geistigen Erziehungsgeschichte organisch angewachsen ist und nur organisch fortgebildet werden kann. Ich vermisse in seiner Kulturphilosophie, um es ganz konkret zu sagen, die gerechte Würdigung des Christentums und auch der Antike, also zweier Grundpfeiler unserer gesamten abendländischen Kultur [...] Das gibt bei einem Heranbildner künftiger Lehrergenerationen zu schweren Bedenken Anlaß.“ (UAMs, Phil. Fak., B II If.; Gutachten undatiert, etwa Sommer 1918). Brauns Anregungen, Becker möge den Fakultäten in Göttingen oder Hamburg einen „Wink“ geben, um ihm zu helfen, aus dem ungeliebten Münster fortzukommen, verfielen jedoch nicht (GStA, Rep. 92 NL Becker, Nr. 7973; Braun an Becker v. 24. 5. 1919 und v. 20. 12. 1919).

256 Abgedruckt bei Düwell 1971, S. 66-74, und fälschlich Becker/Haenisch zugeschrieben; Rimmele 1974, S. 122, hat Braun als den wahren Verfasser identifiziert. Gerade die kulturphilosophischen Implikationen des Reformvorschlages ähneln den einschlägigen Passagen in ‚Der Student und die neue Zeit‘.

257 Utitz 1920; dieser Vereinsvortrag erschöpft sich weitgehend in praktischen Vorschlägen zur Ausgestaltung des Beratungswesens.

258 Utitz 1920, S. 14ff.; 1921, S. 136ff, 171f., 228ff. - 1930, in der von Adolf Grimme hg. Festschrift für den Schulreformer Richert umriß Utitz den „kulturellen Hintergrund der preußischen Reform“: In einer „entgötterten Verstandeswelt“, die er mit „Amerika“ assoziierte, seien die „absoluten Werte“ erstorben, als sich endlich Gegenbewegungen, die auch Beckers Hochschulpolitik inspiriert hätten, zu Wort meldeten: Expressionismus, Wertphilosophie, Neue Sachlichkeit. Die allenthalben angestrebte „Wertgemeinschaft“, die in der „Einheit des Wertereichs“ gestiftete Gemeinschaft, jenseits von Intellektualismus und Irrationalismus, hätten der Neuordnung des Bildungswesens den Maßstab gegeben. Utitz 1930, S. 22, 24ff.

Kräfte in sich zur Entfaltung bringen, die dem Leben „Wert“ geben. Und dieses entwickelte, „wertbezogene“ Menschsein stifte unabhängig vom sozialen Standort „neue Verbundenheit“.²⁵⁹ Deshalb räumte Nohl der Lehrerbildung an der Universität nur dann Chancen ein, wenn sie auf „neuen Glaubensgrundlagen“, dem „Glauben an den Gehalt der geistigen Welt“ beruhe. Diese Fixierung auf den Lebenssinn der Wissenschaft richtete Nohls Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Einführungs- und „synthetischen“ Überblicksvorlesungen und machte ihn, obwohl vom gleichen Wertglauben beseelt wie Litt und Spranger, im Gegensatz zu ihnen zum Fürsprecher einer zu forcierenden Akademisierung der Pädagogik und der Verselbständigung des pädagogischen Teils des Staatsexamens, der immer noch im Rahmen der Philosophie geprüft wurde.²⁶⁰

Ohne den Primat der Philosophie anzuerkennen, aber dem Synthesebedürfnis voll Rechnung tragend, empfahl Helmuth Plessner in seiner Kritik der „Humanistischen Fakultät“ eine neue, vom mechanistisch-experimentellen Ballast befreite, seelenkundliche Psychologie als tauglichen Navigator, um die von Max Weber verschmähte weltanschauliche Orientierungsfunktion der Wissenschaften zurückzugewinnen.²⁶¹

1924, nach dem Abflauen des Reformeifers, schlug der Bonner Privatdozent Verweyen ‚Die geistige Erneuerung der deutschen Hochschulen‘ vor, in einem Aufsatz, der demokratisch-republikanische, gegen die „reaktionäre“ Überschätzung des Militärischen und die Züchtung des „Revanchegeistes“ gerichtete Polemiken mit der Proklamation aristokratischer Bildungsziele verband. Die ideale Hochschule war auch für Verweyen Instrument fundamentaler Gesellschaftsveränderung. Um die „geistigen Führer“ des Volkes zu erziehen, die den Gemeinschaftsgeist wecken und verbreiten sollten, müsse die soziale Komponente des Studiums ausgebaut werden: der mit dem Arbeiter verbundene Werkstudent solle den elitär-feudalistischen Typus ablösen, die Standes- und also parteigebundene, karriere- und „ich-süchtige“ Beziehung zur Wissenschaft sei durch die „Erneuerung des Wahrheitsdienstes“ und neu zu erweckendes „Streben nach Allgemeingültigem“ zu ersetzen.²⁶²

Auch sein Bonner Kollege Dyroff, als Inhaber des Lehrstuhls für katholische Philosophie ansonsten weltanschaulich weit von Verweyen entfernt, warb für eine Öffnung der Hochschule für nicht-akademische Interessenten und trat besonders nachhaltig für die Gründung einer Allgemeinwissenschaftlichen Fakultät ein, die Philosophie, Psychologie, Geschichte und andere „Orientierungsfächer“ unter einem Dach zusammenfasse, um die Allgemeinbildung der Studierenden zu heben. Über Berufungen an diese Fakultät hätten die Mitglieder aller anderen Fakultäten mit zu entscheiden, soweit ihr Fach (also z. B. die Juristen bei der Berufung eines Rechtsphilosophen) davon betroffen sei.²⁶³

Ein alter Befürworter pädagogischer Lehrstühle an den Universitäten, Max Frischeisen-Köhler, griff seit 1918 immer wieder in die hochschulpolitische Diskussion ein. Da er wie

259 Nohl 1927, S. 3, 12; Text eines Vortrags, gehalten auf der Sozialpädagogischen Woche im Januar 1926 in Hamburg.

260 Nohl, ‚Die Ausbildung zum wissenschaftlichen Lehrer durch die Universität‘ (1927), in: ders. 1929, S. 183-190.

261 Plessner 1923. - Vgl. a. ders. 1921a-c; dort das „unpolitische“ Selbstverständnis Plessners: Die Universität solle zwar den Anschluß an das staatlich-politische Leben und damit ihre Orientierungsfunktion zurückgewinnen, sie dürfe dabei aber ihre politische „Neutralität“ nicht preisgeben ...

262 Verweyen 1924b, S. 114ff; vgl. a. ders. 1924a, S. 116ff.

263 Dyroff 1926, S. 7, 1 lff. Vgl. a. ders. 1928c; 1929a+c; 1931.

Spranger, Litt und Nohl den engen Zusammenhang des Faches mit der Philosophie wahren wollte, lief sein Appell, mit der Akademisierung der Pädagogik die Gelegenheit zu bildungspolitischer Einflußnahme zu nutzen, auch auf eine Aufwertung der Philosophie hinaus.

Wenn die Schule nationale Erziehungsanstalt sein solle, dann müsse die fachwissenschaftliche Ausbildung in einen breiten kulturwissenschaftlichen, in den Händen philosophisch gebildeter Pädagogen liegenden Unterricht eingebettet werden. Eigentlich didaktisch-praktische Schulung erfolge hingegen nicht in der Universität, so daß auch die Volksschullehrer, gelänge ihnen die Akademisierung ihrer Ausbildung, nur in einem aus der Fakultät auszugliedernden Pädagogischen Institut studieren dürften.²⁶⁴ Mit der Anregung, die Lehrerausbildung auf die Entfaltung eines „sozialen Typs“ auszurichten, näherte sich Frischeisen-Köhler dann Sprangers „Bildnerschule“ für Pädagogen und sicherte der kulturwissenschaftlichen Pädagogik ihre Exklusivität.²⁶⁵

Der aus der Volksschullehrerschaft stammende Bonner Privatdozent Oskar Kutzner, entschiedener Verfechter der Akademisierung und Befürworter tiefgreifender Umstrukturierungen in Form der von Spranger heftig befehdeten „Pädagogischen Fakultät“, band die Pädagogik an steile kulturellerer Vorgaben, die sich bei ihm aus ähnlichem Krisenbewußtsein speisten wie die seines Widerparts Spranger: Das Fach solle hinausführen helfen aus dem alles dominierenden Materialismus. Sogar die soziale Frage schrumpfte zum Unterfall dieser Kulturkritik, da die Arbeiterschaft angeblich weniger unter materieller als unter ideeller Verelendung („Sinnentleerung“) leide. Um sich aus der „Lebensnot“, der Zerrissenheit des neuzeitlichen Menschen zu befreien, müssen metaphysische Bedürfnisse geweckt und Schule wie Hochschule auf die Vermittlung innerer Sinngehalte verpflichtet werden. Dies habe im Interesse nationaler Kultureinheit zu geschehen, was eine weitere Zersplitterung des Bildungssystems, also eine uneinheitliche Lehrerbildung, ausschloß, zumal etwaige Pädagogische Akademien konfessionell und parteipolitisch leichter zu infiltrieren seien als Universitäten, was die äußere Spaltung nur vertiefe.²⁶⁶ Kutzners Antrittsvorlesung über ‚Fichte als Pädagoge‘ reagierte bereits auf den nachlassenden Gemeinschaftsenthusiasmus vom August 1914 (die Selbstsucht mancher Kreise hätte das sittliche Bewußtsein des einfachen Mannes in heillose Verwirrung gestürzt) und verband den Aufruf „Zurück zu Fichtes ethischem Idealismus“ mit einem Plädoyer für die Einheitsschule, die soziale Gegensätze pädagogisch entschärfe.²⁶⁷ Dann, nach der Novemberrevolution, rekurrierte er auf die einfache Formel: Ohne Bildung keine demokratische Mündigkeit. Die junge Republik müsse zur Bewahrung ihrer Fundamente jene besser ausbilden, die das Volk zu Demokraten erziehen sollten. Selbstregierung ohne gründliche Volksbildung sei kultureller Selbstmord.²⁶⁸

264 Frischeisen-Köhler 1920a.

265 Ders. 1920b.

266 Kutzner 1925, S. 39ff. 56ff. - Zu seiner Spengler-Kritik, die alle von Spengler für seine Untergangshypothese als Alters- und Verfallssymptome vereinnahmten Phänomene mit vergleichbarer Plausibilität und innerer Logik als Pubertätsmerkmale deutete und so die Hoffnung auf eine bevorstehende „Kulturwende“ nährte: vgl. ders. 1924. — Speziell zu seinem Standpunkt in der Lehrerbildung: ders. 1919b; zur pädagogischen Fakultät, ders. 1920a, sowie sein Kurzreferat auf der Reichsschulkonferenz: ders. 1920c.

267 Ders. 1919c.

268 Ders. 1920a, S. 35.

„Humanistisch-pädagogische Weltanschauungsfakultäten“ versprach sich Schulze-Soelde für den Fall, daß die von ihm befürwortete Verlagerung der Volksschullehrerausbildung an die Universität stattfinden würde. Als in Preußen statt dessen Pädagogische Akademien entstanden, sprach er sich für den Vorrang des philosophisch-pädagogischen Unterrichts aus, um die „sittliche Erziehung“ der Junglehrer zu gewährleisten. Was darunter zu verstehen war, zeigte sein Eintreten für die Einheitsschule. Als wahre Schule der Volkseinheit dürfe sie auf den Religionsunterricht nicht verzichten, da die Kinder des religionslosen Proletariats, auch gegen den Elternwunsch, nur im Medium der Religion zur homogenen Bewußtseinsgemeinschaft erzogen werden könnten.²⁶⁹

Paul Natorp, dem in Marburg auch die Vertretung der Pädagogik oblag, und der vor allem schulpolitisch hervortrat, beteiligte sich nach 1918 an universitätsreformerischen Vorstößen im Rahmen der von ihm initiierten Marburger Freien Hochschulgemeinde.²⁷⁰ Deren Programm umriß sein Schüler Hinrich Knittermeyer wie folgt: Mehr Einheit, mehr System, mehr Philosophie, um die studentische Jugend mit einem geschlossenen Weltbild auszustatten, dazu mehr soziale Betätigung, um die Verbindung zum Volk und zur „Praxis“, den „Zusammenhang von Bildung und Volk“ neu zu gründen und so mit dem Aufbau von „wahren Volksuniversitäten“ zu beginnen, wo an der „inneren Einigung“ gearbeitet werden müsse. Diese Darlegungen enthielten natürlich die Forderung nach mehr Lehrstühlen zur Erforschung der „Lebenszusammenhänge der Menschheit“ (Philosophie, Völkerkunde, Soziologie usw.). Ganz im Sinne Natorps strebte Knittermeyer die nationale Integration im humanistischen Geist der Weimar Klassik an und optierte für die menschheitliche Mission eines derart auf den Hochschulen idealistisch eingestimmten Volkes.²⁷¹

Natorps Schüler Görland, der als Volksschullehrer begann wie Kutzner, entsprechend streitbar und lange vor 1914 der Überzeugung war, keine öffentliche Erörterung von Schul- und Bildungsfragen könne seines Beitrags entbehren („Jahrelang stand Görland im lebhaften Meinungskampf auf der Tribüne von Versammlungen wie in der Fachpresse“,²⁷²) - war selbstredend ein Verfechter von Einheitsschule und universitärer Lehrerbildung, die er 1919 gegen die „Gesamthetze alles waschecht Akademischen“ einklagte, wie er auch eine Öffnung der Universität für die „gesamte proletarische Jugend“ forderte.²⁷³ Damit aktualisierte er seine Entwürfe zur Umgestaltung der Pädagogik: Von der Didaktik der Elementarschule solle man sie zur sozialpädagogischen Leitwissenschaft ausbauen, die zu den „Urwerten des Geistes“ erziehe und damit die „wahre Bruderschaft“ der Lehrenden und Lernenden stifte.²⁷⁴

Gegen die Bildungspolitik der Bayerischen Volkspartei, die den Volksschullehrern eine akademische Ausbildung verweigerte, machte sich der katholische Philosoph Remigius Stölzle in einem barocken Plädoyer für mehr Aufklärung dafür stark, die alten Lehrerseminare zu schließen, Sprangers Kompromißlösung einer Bildnerschule abzulehnen und die

269 Schulze-Soelde 1925; ders. 1932.

270 Vgl. Jegelka 1992, S. 181ff.

271 Knittermeyer 1919a und 1919b. - Knittermeyer (1891-1958), von Natorp 1920 promoviert, zählt zu den - zumindest gemessen an der Zahl seiner Publikationen - fruchtbarsten philosophischen Schriftstellern der 20er und 30er Jahre, hatte aber auf eine akademische Laufbahn verzichten müssen. Bis 1945 leitete er die Bremer Staatsbibliothek. Vgl. den Nachruf von Heimsoeth 1959.

272 Rüben 1919, S. 151.

273 Görland 1919a, S. 9.

274 Ders. 1914, S. 369f.

Lehrer konsequent der Universität zuzuführen. Denn nur dort werde ihnen die Grundlage einer wissenschaftlichen Weltanschauung vermittelt, die sie wappne gegen die Verlockungen der unwissenschaftlichen Ideologien pazifistischer Völkerverbrüderung, des Internationalismus und Kosmopolitismus, besonders aber gegen die „staatszerrüttenden Ideen“ des Bolschewismus und Sozialismus. An den Universitäten, den Zentren der einheitsstiftenden deutsch-vaterländischen Gesinnung, werde den zukünftigen Volkserziehern die „Undurchführbarkeit“ dieser populären Ideen demonstriert. Die so über diese „Irrgänge“ belehrten Pädagogen seien mithin bestens geeignet, um die sozialistisch verführten Volksmassen aufzuklären und den Klassengegensatz zu entschärfen.²⁷⁵

Sich von derartigen Überforderungen absetzend, begnügte sich Heinrich Scholz in einer Rezension zu Beckers ‚Gedanken‘ mit der Anregung, auf eine „Änderung der Denkgesinnung“ hinzuwirken: „Wir müssen wieder mehr Synthetiker werden.“²⁷⁶ Ansonsten folgte er dem von Troeltsch et al. eingeschlagenen Kurs, internen Demokratisierungsforderungen möglichst nicht nachzugeben und die Universitäten in alter Struktur zur Wahrung „autonomer“ Wissenschaft zu konservieren. In diesem Sinne warnte auf der Reichsschulkonferenz Heinrich Maier davor, die Anforderungen an die Hochschulreife zu senken oder das Gymnasialniveau durch das Angebot neuer Fächer aufzuweichen. Allenfalls Staatsbürgerkunde dürfe den Primanern zugemutet werden.²⁷⁷

Jaspers, der 1919 eine Vorlesung über „Psychologie der geistigen Arbeit und des akademischen Studiums“ offerierte und der zu diesem Thema eine Broschüre plante, legte Anfang 1923 eine aus „immer erneuten Diskussionen mit Studenten und Professoren“ entstandene Schrift über ‚Die Idee der Universität‘ vor.²⁷⁸ Was er dort als Idee bestimmte, war identisch mit dem Kern von Jaspers' Philosophie. Der Student solle von seinen Lehrern in die „Idee des Ganzen“, der „Ganzheiten“ und/oder der „Ideen“ eingeführt werden, was Jaspers wie üblich mit Abgrenzungen gegen „geistlose Facharbeit“ koppelte.²⁷⁹ Vermittlung der allen Einzelwissenschaften inhärenten Idee des Ganzen bewirke Orientierung am „Geist“ selbstzweckhafter Wahrheitssuche, wecke den Willen zur Objektivität, die Bereitschaft zu rationaler Begründung und Diskussion, die Kraft, auf Begründungen einzugehen, sich objektiven Evidenzen zu unterwerfen und subjektive Interessen zurückzustellen. Neben dieser Erziehung zur Objektivität legte Jaspers Wert auf die Existenzsteigerung in der kommunikativen Erfahrung der „Wahrheit“, auf die Intensität des Infragestellens und die Leidenschaft des „Klarwerdenwollens“. Das in gemeinsamer, selbstzweckhaft-kontemplativer Wahrheitssuche vermittelte Leben in den Ideen entthob den Wissenschaftler ins Überpartei-

275 Stölzle 1920b, S. 34ff., 95ff.

276 Scholz 1919. Ähnlich schon: ders. 1913, S. 320ff., gegen die Trennung von Forschung und Lehre sowie für die Wiedergewinnung des „Sinns für die große Linie“.

277 Maier, Diskussionsbeiträge, in: Reichsschulkonferenz 1920, S. 699, 705, 902.

278 Am 30. 9. 1919 bot Jaspers seinem Verleger erstmals ein „kleines Buch“ an: ‚Über geistige Existenz und akademisches Studium‘, das er aber nicht realisierte. Inhaltlich dürfte sich die schmale Arbeit von 1923, die ursprünglich den Zusatz tragen sollte: ‚...in Wechselwirkung mit Gesellschaft, Staat und Volk‘, nicht weit von der früheren Konzeption entfernt haben (nach Fulda 1983, S. 103, 106).

279 Jaspers 1923, S. 46f.; auf zwei Seiten entlädt sich hier ein Stakkato leerer Begriffe: nicht weniger als zwei Dutzend Mal beschwört Jaspers die „Ideen“ und das „Ganze“, ohne dem Leser, sehr im Widerspruch zu dem wohlfeilen Pathos des „Klarwerdenwollens“, zu verraten, was darunter zu verstehen sei.

liehe und Übernationale, so daß Jaspers die abendländische, wahlweise europäische und menschheitliche Ausrichtung der Universität betonte. Die aber - und das war der einzige konkrete politische Bezug der Schrift - sei mit extremen, totalitären rechten oder linken Staatssystemen unvereinbar.²⁸⁰

Nicht weniger elitär, die platonische Mitte dieses Hochschulideals explizit hervorhebend, formulierte Ernst Hoffmann seine Einwände gegen demokratische Bedrohungen seines Bildungsaristokratismus. Früh galt seine Sorge der Gefahr des akademischen Proletariats. Die unheilvolle Überfüllung der Hochschule mache es den „Missionaren des Bolschewismus“ leicht, in Westeuropa „intellektuelle Führer“ zu rekrutieren.²⁸¹ Dabei stand er den Forderungen des badischen Lehrervereins nach einer akademischen Ausbildung seiner Klientel positiv gegenüber, trat für den Ausbau pädagogischer Institute ein, begrüßte die preußische Begabtenprüfung, die Nicht-Abiturienten eine Studienchance eröffnete.²⁸² Hoffmann stieß auch 1927 die „Kundgebung an Volk und Reichstag“ an, die dazu beitrug, den von Zentrum und Deutschnationalen eingebrachten Reichschulgesetzentwurf zu Fall zu bringen. Gegen die dort beabsichtigte Re-Konfessionalisierung des Volksschulwesens gerichtet, kam die Resolution zugleich jenen Strömungen zugute, die sich von der Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses eine Egalisierung der Bildungschancen erhofften.²⁸³ Das wirkte alles sicher nicht im Sinn des „pädagogischen Humanismus“, den der langjährige Gymnasiallehrer ansonsten zum hochschulpolitischen Leitbild ausrief. Verstärkt seit 1929 sah er die Universität als Erziehungsstätte für eine kleine Forscherelite, da es nur wenigen gegeben sei, sich durch voraussetzungsloses Fragen in Beziehung zur „absoluten Wahrheit“ zu setzen. Die Universität sei als Gegenpol zur Massengesellschaft der Ort zur Ausformung individuellen Menschseins und humanistischer Selbstvollendung. Da auch die Demokratie ihre Wurzeln im aufklärerischen Menschenbild des autonomen, vernünftigen Individuums habe, müsse sie sich den Geistesaristokratismus dieses Wissenschaftsbegriffs zu eigen machen.²⁸⁴ Mit Jaspers und Spranger war Hoffmann sich darin einig, daß der liberale Rechtsstaat die optimalen Bedingungen bot, um den „ganzen Menschen“ zu erziehen und das „rein Menschliche“ in ihm zu entbinden, das von den totalitären Ansprüchen des Bolschewismus, Faschismus und - Katholizismus (!) negiert werde.²⁸⁵

Mit schärfer antiwestlicher Akzentuierung verteidigte Hoffmanns Lehrer Paul Hensel Humboldts Universitätsidee der zweckfreien Wahrheitssuche, die auf keinen Fall der oberflächlichen amerikanischen Nützlichkeitsedukation geopfert werden dürfe.²⁸⁶

280 Ebd., S. 14f., 16, 37, 74, 78f.

281 E. Hoffmann 1920.

282 Hoffmann 1923a (= Vortrag vor Pädagogischer Gesellschaft Heidelberg v. 26. 1. 1923), 1923b (= Zusammenfassung von Hoffmanns Vorschlägen bei einer Aussprache zwischen dem Badischen Lehrerverein und Professoren bad. Universitäten v. 18. 2. 1923), sowie 1929a, S. 555f. und 1929b; 1930.

283 Ausführlich zum Reichsschulgesetzentwurf aus der Perspektive des Zentrums: Grünthal 1968, S. 116ff, 186ff. Über den Kampf der Lehrerverbände dagegen: Bölling 1978, S. 137ff. Über Hoffmanns Anteil an der Kampagne: Jansen 1992, S. 206ff.

284 Hoffmann 1929a, S. 557; 1930, S. 491. Abgrenzungen gegen den „modernen Europäismus“, verbunden mit dem Appell, an der „Antike als Norm“ für die höhere Schulbildung festzuhalten: Hoffmann 1925 („Das Gymnasium und die Philosophie“, in: ders. 1955, S. 15-38).

285 Ders. 1930, S. 503f; 1931 (= Rede zur Feier der Reichsgründung), S. 16ff.

286 Hensel 1930 (zuerst 1919), S. 231 ff., 247ff.

Vernehmlicher als sein Parteifreund Hoffmann klagte das DDP-Mitglied Jonas Cohn die Akademisierung der Volksschullehrerausbildung ein.²⁸⁷ Cohn, geprägt von seinem Engagement in der „Gesellschaft für Ethische Kultur“, war ein Anwalt konfessionsfreier Sittlichkeit, die aus dem Glauben an zeitlos geltende Kulturwerte ihre bildungspolitischen Maximen schöpfte. Durch einen recht frühen Lehrauftrag (1907) mit dem Fach verbunden, ließ er nie einen Zweifel daran, daß Pädagogik nur als notwendiger Bestandteil der Kulturphilosophie eine akademische Berechtigung haben könne. Erziehungsziele müßten auf dem Boden eines einheitlichen Wert- und Kulturbewußtseins formuliert werden. Das sei weniger aus der Antike - wie bei Hoffmann - als aus der deutschen Kultur zu gewinnen. Trotzdem band er die relativen nationalen Kulturwerte an die absoluten „Menschheitswerte“. Immerhin motivierte ihn die Sorge um den nationalen Zusammenhalt so stark, daß Cohn in Schule und Universität effiziente „Vermittler der Reichseinheit“ suchte, und hier möglichst alle Hindernisse beseitigen wollte, damit die inhomogene, revolutionär begründete Republik, die der Integrationsmittel der Monarchie entbehre, ideell stabilisiert werde. Ähnlich argumentierte Theodor Haering noch im WS 1932/33: Die philosophisch geleitete Rettung der „Einheit der Universitas“ sei ein Schritt zur Wiedergewinnung der Einheit des lebendigen Volkes, das aus seiner „weltanschaulichen Zerrissenheit“ herausfinden solle.²⁸⁸

Schulpolitische Kontroversen

Der Stellenwert und die Zukunft des Humanistischen Gymnasiums, die Bedeutung der „Deutschen Oberschule“, das Ringen um die Einheitsschule und das Verhältnis von Staat und Kirche, festgemacht an der Frage nach der Berechtigung des Religionsunterrichts - auf diesen schulpolitischen Konfliktfeldern bezogen auch eine Anzahl von Philosophen Partei, die zumeist durch ihren pädagogischen Lehrauftrag in diese Auseinandersetzungen hineingezogen wurden.

Der in Berlin ein pädagogisches Extraordinariat verwaltende Ferdinand J. Schmidt warnte Anfang 1919 in einer Flugschrift vor der „Entchristlichung der Schule“. Glaubte man den auf Ersetzung des Religions- durch den Moralunterricht dringenden Reformern unter den gerade zur Macht gelangten sozialistischen Bildungspolitikern, schien sie wirklich vor der Tür zu stehen.²⁸⁹ Wegen seines protestantischen Persönlichkeitsbildes, demzufolge sich die Erziehung des freien Menschen nur im Glauben vollzöge, bedeutete für Schmidt der aufs bloße „Gesetz“ fixierte Moralunterricht den Rückfall in „geistige Knechtschaft“ sowie, da der christliche Teil der Elternschaft seine Kinder nicht „religionslosen Heidschulen“ anvertrauen würde, die „Zertrümmerung“ des einheitlichen öffentlichen Schulwesens. Gegen Schmidt, der während des Krieges bereits über „Das Problem der nationalen Einheitsschule“²⁹⁰ nachdachte, war schnell der Vorwurf zur Hand, in der Volksschule eine von den zehn Geboten regierte Untertanenpresse bewahren zu wollen. Derartige Motive waren ihm jedoch fremd, wie eine 1919 publizierte Arbeit über Volksvertretung und Schulpolitik' belegt.

287 Ein anonymes Geburtstagsartikel in der Badischen Schulzeitung 67, 1929, S. 755, feierte Cohn als engagierten Interessenvertreter der Volksschullehrer.

288 Cohn 1919, S. 77. - Haering 1933, S. 14, 18f. - Dazu auch Wundt 1933, S. 24f., der wie Haering im WS 1932/33 während einer Tübinger Ringvorlesung über Aufgabe und Bedeutung der Universität in der Gegenwart referierte.

289 Schmidt 1919 a.

290 Ders. 1916.

Darin spießte er den merkwürdigen Tatbestand auf, daß die sozialistischen Verfechter der Einheitsschule ihr gesamtes Reformprojekt auf den Aspekt der Begabtenforderung und der Chancengleichheit abstellten. Ausgerechnet die Sozialisten hätten mit der Begabung aber ein höchst individualistisches Auslesekriterium ins Zentrum ihrer Schulpolitik gerückt:²⁹¹

„Wo der Aufbau des Schulwesens vornehmlich nach dem Maßstabe der intellektuellen Begabung erfolgt, wird nicht die persönliche Gleichwertigkeit, sondern vielmehr die individuelle Ungleichwertigkeit zur Hauptbestimmung der Bildungsarbeit gemacht, und die Hervorbringung einer sozialen Bildungsgemeinschaft wird alsdann geradezu eine Unmöglichkeit.“

Ein „volksfeindlicheres Unternehmen“ könne es nicht geben: denn die Förderung von individueller Intellektualität entziehe der breiten Masse ihr Potential, das Volk werde zur Klasse der „relativ Ungebildeten“, das Volksschulwesen zum „geistigen Armenschulwesen“. Hänge der soziale Status vom Grad individueller Intellektualität ab, dann vertieften sich die Klassengegensätze, das Bildungs- wie das ganze Gemeinwesen werde „ein Raub des anarchischen Individualismus“.²⁹² Das gerade wollte Schmidt verhindern, da er plante, die Volksschule aufzuwerten und in den Dienst der „Vergemeinschaftung des ganzen Volkes zu einem eigenständigen und einheitsstiftenden Bildungsorganismus“ zu stellen, der schon nach 1871 die staatliche Einheit hätte geistig vertiefen müssen - eine Aufgabe, die sträflicherweise nicht angepackt worden sei. Die erstrebte nationale „Gesittungsbildung“ lief auf eine Formung sozialer, charakterlich-emotionaler Anlagen in allen Schulformen hinaus, um eine klassenübergreifende Gesinnung zu stiften, die den Zögling befähige, sich unter die „Gewalt des größeren Ganzen“ zu beugen.²⁹³ Für den Verteidiger der christlichen Schule war aber das „Ganze“ nicht mit der Nation identisch. Darum wollte er den Lateinunterricht nicht verkürzt wissen, damit die „Latinitätsbildung“ als Element „universeller Bildungszucht“ erhalten bleibe: „Eine Nation muß wieder dem Zustand der Barbarei entgensinken, wenn sie dazu unfähig wird, die Geistesgüter der menschlichen Universalbildung mit ihrem eigenen Ethos zu verschmelzen.“²⁹⁴ Nationalerziehung solle dem „ewig Gleichen des menschlichen Wesens“ dienen.²⁹⁵ Diese christlich-universalistische Zielsetzung ging einher mit dem Vorschlag, das staatliche Erziehungsmonopol zu brechen. Das mochte aus tiefem Mißtrauen gegen den sozialistisch-„heidnischen“ Zentralismus des neuen Systems erwachsen sein, verarbeitete aber auch bittere Erfahrungen mit dem Schulbürokratismus der wilhelminischen Ära.²⁹⁶

Mit Paul Natorp sah sich Schmidt seit 1916 in eine langwierige literarische Fehde verwickelt. Dabei erkannte Natorp durchaus zutreffend, daß Schmidt ungeachtet der „Willensgegensätze“ im Volk reichlich naiv eine „Volksseele“ voraussetzte, die von der „Gesittungsbildung“ nur ins allgemeine Bewußtsein gehoben werden müsse, um das „zerrissene Volk“ zu einen. Trotzdem blieb auch Natorp darauf fixiert, die „Disharmonie im Volke“ aufzulösen, so daß er mit Schmidt als dem „Sprachrohr der Standespädagogik“ nur über den

291 Ders. 1919b, S. 29.

292 Ebd., S. 37.

293 Ebd., S. 34.

294 Ebd., S. 31, 34.

295 Ebd., S. 50.

296 Ebd., S. 14ff.: Das ganze Volk als eine Körperschaft von freien Schulgemeinden, Schul vorständen und Schulkonzilien organisieren, „Selbstbildungsorganisation von unten“.

schulpolitischen Weg und gar nicht über das Ziel uneins war.²⁹⁷ Hier bestand sogar ein Konsens mit dem völkischen Denker Hermann Schwarz, der 1919 in der „nationalen Einheitschule“ möglichst früh die Klassenunterschiede abschleifen wollte. Allerdings sollte sich für ihn die ideelle Angleichung weniger „humanistisch-menschheitlich“ vollziehen wie bei Schmidt und Natorp, sondern im Medium der „reinen Eigenart des Deutschtums“.²⁹⁸ Mit einem Reichsgesetz vom April 1920 wurde der Besuch der Grundschule als Einheitsschule für alle Kinder vom 6. bis zum 10. Lebensjahr obligatorisch, so daß die parteiübergreifende Mehrheit ihrer philosophischen Vorkämpfer ein wichtiges schulpolitisches Etappenziel auf dem Weg zur Volkseinheit erreicht zu haben schien.

Bei Görland und stärker noch bei Natorp griffen Bildungs- und Gesellschaftsreform in einander. Der „freie Genossenschaftsstaat“, so Natorp, entwickle sich aus der Einheitsschule. Auf der Reichsschulkonferenz machte er kein Hehl daraus, daß jede schulpolitische Reform im Sinne einer „Schule der Selbstregierung“ mit tiefen ökonomischen Wandlungen einhergehen müsse, die das kapitalistische Wirtschaftssystem aufheben und an seine Stelle einen planwirtschaftlichen und erheblich deindustrialisierten Genossenschaftssozialismus setzen wollte. Wie bei Kutzner, der freilich den Kapitalismus nicht in Frage stellte, standen hier die bildungspolitischen Überlegungen ganz im Bann einer Krisenerfahrung, auf die Natorp mit Heilsvisionen reagierte: Aus der „Qual der Entzweiung“ erlöse die „Einheit mit dem Göttlichen“. Im reinen Rückgang auf den „Urgrund“, aus dem die Seele sich regeneriere, entstünden Vergemeinschaftungen aus religiöser Gesinnung.²⁹⁹ Lyrischer formulierte Görland, daß der „Mensch der neuen Zeit“, die „Sozialität des neuen Willens“, der „sozialistische Mensch“, an dem die „Erbsünde des Menschengeschlechts“ getilgt werde, in schulischen Arbeitsgemeinschaften auszubilden sei.³⁰⁰ Cohn hoffte durch Einübung sozialer Verhaltensweisen qua Ausweitung der schulischen Selbstverwaltung das neue Geschlecht für das Leben in der „sozialisierten Wirtschaft“ ertüchtigen zu können.³⁰¹

Mit Natorp sympathisierten August Messer und Walter Kinkel. Messer verglich Treffen der Marburger Hochschulgemeinde mit urchristlichen Zusammenkünften in römischen Katakomben - eine recht passende Beschreibung in Anbetracht der wirklichkeitsverachtenden Heilserwartungen, mit denen der Pfarrersohn Natorp seine sozialidealistischen Entwürfe belastete.³⁰² Messer selbst beteiligte sich kontinuierlich in seinen beiden Zeitschriften „Philosophie und Leben“ und „Die Schule“ an den bildungspolitischen Kontroversen der 20er Jahre. So trat er immer wieder in die Arena, um die staatliche Schulhoheit gegen die „uralten Machtansprüche“ des Katholizismus zu verteidigen.³⁰³ Cohens Schüler Kinkel vertraute mit fast autistischer Gläubigkeit eines im 18. Jahrhundert verharrenden Rationalisten darauf, daß Wissenschaft unmittelbar zur Humanität erziehe.³⁰⁴ In einer mit detaillierten Vorschlägen versehenen Schrift über die philosophische Begründung des Sinns der Arbeitsschulen' (1923) meinte Kinkel, daß die in der Arbeitsschule realisierte „Totalitätserziehung“ die zu-

297 Natorp 1919a, S. 11, 16.

298 Schwarz 1919a, S. 9, 16f.; ders. 1920a, S. 455ff.

299 Natorp 1920a, S. 128, 228ff., 253ff.; ders. 1920c, S. 173ff.

300 Görland 1919b und 1920a, S. 7f, 14f.

301 Cohn 1920.

302 Messer 1919e, S. 22.

303 Ders. 1926a.

304 Kinkel 1918.

kunftsweisende Antwort auf eine arbeitsteilige Berufswelt sei. Wobei die Ausbildung der ganzen, nicht einseitig intellektuellen Persönlichkeit notwendig mit sozialer Erziehung einherging und Kinkel darin eine Einbruchsstelle fand, um dieses Schulprinzip mit sozialidealistischen Wünschen zu bedrängen: die Erziehung zu gegenseitiger Hilfe (gemäß den Anregungen des russischen Anarchisten Kropotkin) sei nicht zu trennen von pazifistischer Erziehung, diese nicht von der Ablösung des Unterrichts in politischer Geschichte durch Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. Da diese Gemeinschaftserziehung „Klassen- und Rassenvorurteile“ überwinde, sei für den von einigen katholischen Philosophen wie etwa Honecker verfochtenen Religionsunterricht kein Platz mehr. Die vom religiösen „Mythos“ verheißenen Jenseitserwartungen stünden der Verwirklichung diesseitigen sozialen Glücks ohnehin entgegen, und die Vielzahl der „Mythen“ perpetuiere bekanntlich nur die soziale Spaltung. Schulorganisatorisch forderte er die weitgehende Autonomie einzelner „Schulgemeinden“, die, als selbstverwaltete kleine Produktionsgenossenschaft konzipiert, Keimzellen einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaftsordnung wären.

Philosophie und Staatsbürgerkunde

Im Oktober 1920 legte die Abteilung für staatsbürgerliche Bildung in der Reichszentrale für Heimatdienst eine Liste der von ihr angeregten Arbeitsgemeinschaften an deutschen Universitäten vor. Demnach waren in Hamburg Mitglieder der Freistudentenschaft gerade dabei, unter Görlands Leitung eine AG für staatsbürgerliche Bildung zu gründen. In Leipzig bestand eine unter Freyer, in Marburg saßen Natorp und der Historiker Friedrich Wolters einem Dozentenkreis vor, der politische Fragen erörterte. In Gießen sammelte Messer Interessenten um sich, in Greifswald stellte der Privatdozent Schulze-Soelde seine Vorlesungen auf staatsbürgerliche Fragen ab. In Breslau richtete der Theologe und spätere Nachfolger Tillichs in Frankfurt, Karl Bornhausen, ein politisches Kolloquium ein und empfahl sich damit als Erzieher der schlesischen Studentenschaft, die ihn im Mai 1933 zu ihrem „Flammenredner“ bei der Bücherverbrennung in Breslau erkor.³⁰⁵

Auslöser dieser politischen Zirkelbildungen war der Artikel 148 Absatz 2 der Weimarer Reichsverfassung, wonach an allen Schulen das Lehrfach Staatsbürgerkunde einzuführen sei. Ob auch die Hochschulen für diese Neuerung in Frage kamen, blieb offen, obwohl es, wie die genannten Aktivitäten belegen, an freiwilligen Dozenten dafür nicht mangelte. Da über die methodische und inhaltliche Gestaltung des neuen Faches aber keine Einigkeit erzielt wurde, mußte der Reichsschulausschuß im Frühjahr 1922 feststellen, daß die meisten deutschen Länder die Staatsbürgerkunde ablehnten und der Unterricht an Hochschulen ohne verbindliche Weisungen über Ansätze nicht hinauskomme. Das änderte sich auch nicht, als nach Rathenaus Ermordung „Richtlinien über die Mitwirkung der Schulen und Hochschulen

305 Ders. 1923, S. 15ff., 30ff.; auch für die Hochschulen schlug Kinkel einen Umbau nach dem Modell der Arbeitsschule vor. - Vgl. die Gegenposition von Honecker 1922a und 1922b.

306 GStA, Rep. 76Va, Sek. 1, Tit. VII, Nr. 96; Bericht der Abt. für staatsbürgerliche Bildung v. Oktober 1920. In der „Reichszentrale“ lag die Organisation der staatsbürgerlichen Bildung in den ersten Monaten ihres Bestehens in den Händen des Husserl-Schülers Arnold Metzger (s. u. B L). - Über Bornhausens Beteiligung an der Bücherverbrennung vgl. die Notiz in der Breslauer Hochschul-Rundschau 24, 1933, H. 4, S. 59. Ebd., 15, 1924, H. 7, S. 102f. sein Bericht über ‚Das politische Kolloquium im akademischen Unterricht‘ (gegen angelsächsische „Parlamentserziehung“, für Erziehung zu überparteilichem Denken; 1924a). Vgl. auch Bornhausen 1920 und 1924b.

kunftsweisende Antwort auf eine arbeitsteilige Berufswelt sei. Wobei die Ausbildung der ganzen, nicht einseitig intellektuellen Persönlichkeit notwendig mit sozialer Erziehung einherging und Kinkel darin eine Einbruchsstelle fand, um dieses Schulprinzip mit sozialidealistischen Wünschen zu bedrängen: die Erziehung zu gegenseitiger Hilfe (gemäß den Anregungen des russischen Anarchisten Kropotkin) sei nicht zu trennen von pazifistischer Erziehung, diese nicht von der Ablösung des Unterrichts in politischer Geschichte durch Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. Da diese Gemeinschaftserziehung „Klassen- und Rassenvorurteile“ überwinde, sei für den von einigen katholischen Philosophen wie etwa Honecker verfochtenen Religionsunterricht kein Platz mehr. Die vom religiösen „Mythos“ verheißenen Jenseitserwartungen stünden der Verwirklichung diesseitigen sozialen Glücks ohnehin entgegen, und die Vielzahl der „Mythen“ perpetuiere bekanntlich nur die soziale Spaltung. Schulorganisatorisch forderte er die weitgehende Autonomie einzelner „Schulgemeinden“, die, als selbstverwaltete kleine Produktionsgenossenschaft konzipiert, Keimzellen einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaftsordnung wären.³⁰⁵

Philosophie und Staatsbürgerkunde

Im Oktober 1920 legte die Abteilung für staatsbürgerliche Bildung in der Reichszentrale für Heimatdienst eine Liste der von ihr angeregten Arbeitsgemeinschaften an deutschen Universitäten vor. Demnach waren in Hamburg Mitglieder der Freistudentenschaft gerade dabei, unter Görlands Leitung eine AG für staatsbürgerliche Bildung zu gründen. In Leipzig bestand eine unter Freyer, in Marburg saßen Natorp und der Historiker Friedrich Wolters einem Dozentenkreis vor, der politische Fragen erörterte. In Gießen sammelte Messer Interessenten um sich, in Greifswald stellte der Privatdozent Schulze-Soelde seine Vorlesungen auf staatsbürgerliche Fragen ab. In Breslau richtete der Theologe und spätere Nachfolger Tillichs in Frankfurt, Karl Bornhausen, ein politisches Kolloquium ein und empfahl sich damit als Erzieher der schlesischen Studentenschaft, die ihn im Mai 1933 zu ihrem „Flammenredner“ bei der Bücherverbrennung in Breslau erkor.³⁰⁶

Auslöser dieser politischen Zirkelbildungen war der Artikel 148 Absatz 2 der Weimarer Reichsverfassung, wonach an allen Schulen das Lehrfach Staatsbürgerkunde einzuführen sei. Ob auch die Hochschulen für diese Neuerung in Frage kamen, blieb offen, obwohl es, wie die genannten Aktivitäten belegen, an freiwilligen Dozenten dafür nicht mangelte. Da über die methodische und inhaltliche Gestaltung des neuen Faches aber keine Einigkeit erzielt wurde, mußte der Reichsschulausschuß im Frühjahr 1922 feststellen, daß die meisten deutschen Länder die Staatsbürgerkunde ablehnten und der Unterricht an Hochschulen ohne verbindliche Weisungen über Ansätze nicht hinauskomme. Das änderte sich auch nicht, als nach Rathenaus Ermordung „Richtlinien über die Mitwirkung der Schulen und Hochschulen

305 Ders. 1923, S. 15ff., 30ff; auch für die Hochschulen schlug Kinkel einen Umbau nach dem Modell der Arbeitsschule vor. - Vgl. die Gegenposition von Honecker 1922a und 1922b.

306 GStA, Rep. 76Va, Sek. 1, Tit. VII, Nr. 96; Bericht der Abt. für staatsbürgerliche Bildung v. Oktober 1920. In der „Reichszentrale“ lag die Organisation der staatsbürgerlichen Bildung in den ersten Monaten ihres Bestehens in den Händen des Husserl-Schülers Arnold Metzger (s. u. B I.). - Über Bornhausens Beteiligung an der Bücherverbrennung vgl. die Notiz in der Breslauer Hochschul-Rundschau 24, 1933, H. 4, S. 59. Ebd., 15, 1924, H. 7, S. 102f. sein Bericht über „Das politische Kolloquium im akademischen Unterricht“ (gegen angelsächsische „Parlamentserziehung“, für Erziehung zu überparteilichem Denken; 1924a). Vgl. auch Bornhausen 1920 und 1924b.

zum Schütze der Republik" ergingen: 1924, das Fach war mittlerweile neben philosophischer Propädeutik in einigen Ländern als Zusatzfach im ersten Staatsexamen zugelassen, lag der staatsbürgerliche Schulunterricht weiter im Ermessen des Lehrers.³⁰⁷

Stellungnahmen von Philosophen zur Staatsbürgerkunde führen wieder mitten hinein in ihre Diskussion innenpolitischer Probleme. Vergleiche mit vereinzelt Wortmeldungen zur politischen Erziehung aus Vorkriegszeiten belegen aber, daß es auch nach dem Ende der Monarchie weniger auf Vermittlung staatsbürgerlicher Bildung als auf überparteiliche Erziehung für den deutschen Idealstaat ankam.³⁰⁸ Spranger, dessen Kritik an Foersters politischer Pädagogik³⁰⁹ 1919 noch recht präzise die Autonomie des Politischen gegen ethisch-religiöse Zumutungen abgrenzte, um das Heil des Staates nicht vom Heil der Seele abhängig werden zu lassen³¹⁰, neigte dann bald selbst dazu, die Lösung der ‚Probleme der politischen Volkserziehung‘ (1928) und das Verhältnis der männlichen Jugend zur Politik in vermeintlich unpolitischen Sphären der Kulturwerte zu suchen³¹¹. Wie Messer 1912, so sah Spranger parteipolitische Zerklüftung nicht als demokratischen Normalfall sondern als anarchischen Ausnahmezustand an, zu dessen Beseitigung politische Pädagogik anleitete, um den Staat über die Parteien, das Volk über die Klasse zu stellen und so den Staatsbürger zur Hingabe an einen überindividuellen Wert- und Wirkungszusammenhang zu erziehen. Der fehlende Wille zur sittlichen Gemeinschaft und inneren Einigkeit wies für Spranger sogar auf einen „Krankheitsprozeß im Volke“. Hierin stand ihm Litt nicht nach. Die eigenen hochschulpolitischen Positionen ausziehend, definierte er in einer offiziellen Aufsatzsammlung (‚Staatsbürgerliche Erziehung‘) die Gewalt des Staates als „Vollstrecker eines versittlichten, dem Geiste hingegebenen Gemeinwillens“, wenn er auch die Versöhnung von Geist und Gewalt als instabil, ihre Antinomie als unauflösbar („tragisch“) akzeptierte.³¹² Plessner war in diesem Punkt ähnlich skeptisch, schlug aber zur Stützung der Demokratie einen fast schon hybrid wirkenden Ausbau der politischen Pädagogik auf allen Ebenen des Bildungssystems vor.³¹³

Horneffer, dessen ‚Staatskatechismus‘ als ‚Geleitschrift für die deutsche Schuljugend bei Überreichung der Reichsverfassung‘ gedacht war, unternahm es, nachzuweisen, daß diese Verfassung mit den Haupttendenzen preußisch-deutscher Geschichte gerade deshalb in Einklang stehe, weil sie das Gemeinwesen auf Selbstbestimmung und Selbstverantwortung gründe, was in der Idee der freigewollten Gesetzlichkeit kulminierte. Die Republik war ihm

307 Zur Geschichte der Staatsbürgererziehung bis 1924: E. Becker 1965. Informativ die Beiträge Gustav Radbruchs zur Diskussion um die Staatsbürgerkunde, jetzt gesammelt und kommentiert in: Radbruch 1993, S. 202-254.

308 Vgl. Messer 1912.

309 Foerster 1918 (= veränderte Auflage eines 1913 veröffentlichten Werkes über Staatsbürgerliche Erziehung).

310 Spranger, ‚Staat und Sittengesetz. Eine Auseinandersetzung mit F. W. Foerster‘ (1919), in: ders. 1970, S. 157-168.

311 Ders., ‚Probleme der politischen Volkserziehung‘, zuerst 1928 in der Festschrift: Zehn Jahre Reichsheimatdienst, sowie: ‚Die männliche Jugend und die Politik‘ (1930), beide wieder in: ders. 1970, S. 169-191, 192-205. „Entpolitisierung“ wollte er das Ziel der politischen Erziehung nicht nennen, aber „Entparteitung“ schon (S. 204), was in der Sache keinen Unterschied bedeutete.

312 Litt 1926b, S. 30ff.

313 Plessner 1921a, S. 159ff. und ders. 1921c.

demzufolge ein drittes Reich in der deutschen Geschichte, nachdem das erste an allzu großer Freiheit, das zweite an allzu strenger Bindung zugrunde gegangen war.³¹⁴

Der ministeriellen Anregung folgend, Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund im Unterricht besonders zu behandeln³¹⁵, legte von Aster den Schwerpunkt des staatsbürgerlichen Unterrichts auf Friedenserziehung, Herausarbeitung demokratisch-pazifistischer Kontinuität, in die der Weimarer Staat womöglich zu stellen sei sowie auf eine post-nationalstaatliche Zukunft der „europäischen Lebensgemeinschaft“.³¹⁶ Goldsteins Vortrag vor dem Hessischen Landes-Lehrerverein: ‚Die Schule im Dienste der Volksversöhnung und der Völkerversöhnung‘ (1928) sprach die Schwierigkeit zwar an, die ein unterdrücktes Volk mit einem pazifistischen Bekenntnis haben mußte. Aber er glaubte, beflügelt von der propagandistischen Begleitmusik um den Kellogg-Pakt, überall Anzeichen eines „neuen Ethos gegenüber dem Kriege“ wahrzunehmen, das die Schule zu festigen habe.³¹⁷

Philosophie an der Volkshochschule

Setzte die Ernüchterung über den schulischen Einfluß des Faches ein, als der Unterrichtsalltag manche Illusionen zum Platzen brachte, so wiederholte sich eigentlich nur eine Erfahrung, die Dozenten wie Paul Luchtenberg bereits in der Erwachsenenbildung gemacht hatten. Denn mehrere Philosophen wie Kühnemann, Goedeckemeyer, Braun, Messer, Jacoby, Nohl, Scheler, Honigsheim, Natorp und Görland setzten sich 1919 mit großen politischen Hoffnungen an die Spitze der „Beratungsstellen“, die als Scharniere zwischen Universitäten und Volkshochschulen eingerichtet worden waren. Jacoby, der in Greifswald die Beratungsstelle für sämtliche Volkshochschulen Pommerns leitete, trug 1920 zusammen, was ihn und seine Kollegen dabei bewegte: Man erwartete einen Ausgleich der Klassengegensätze im Medium der Bildung, vor allem durch Einbeziehung der Arbeiter, deren „klassenpolitisches Mißtrauen“ soweit abgebaut werden müsse, daß auch die „sozialistischen Parteien den Eintritt der Arbeiter in die Volkshochschulen“ begünstigen würden. In dieser „neuen Gemeinschaft“ hätten die Akademiker dann endlich ihre Isolation überwunden, wären „in Fühlung mit den breiten Schichten des Volkes“ und würden einen wichtigen Beitrag zur inneren Demokratisierung der Gesellschaft leisten.³¹⁸ Nur über die Inhalte, die die einmütig erstrebte Volksgemeinschaft stiften sollten, schien noch Streit möglich. Liebert wollte die Unterschichten, bei denen das „Gefühl für die Zertrümmerung des einheitlichen Lebensgehalts“ dazu beitrage, die „äußere Zerstückelung durch Klasse und Partei“ hinzunehmen, „mit Kunst und Religion durchtränken“, um ihnen in „ideeller Synthese“, in bewußter Kompensation der „entseelenden Einfügung des modernen Menschen in den neuzeitlichen Lebens-

314 Horneffer 1927b, S. 31.

315 H. M. Johannsen 1929 zum Völkerbund-Erlaß des PrMWKV v. 26. 5. 1927: „[...] muß es jetzt, nachdem Deutschland dem Völkerbund beigetreten, noch mehr Aufgabe der Schule sein, sich im Unterricht eingehend mit Wesen, Arbeit und Zielen des Völkerbundes zu befassen“. Johannsen machte auf die Differenz zwischen Art. 148 WRV („staatsbürgerliche Gesinnung im Geist der Völkerversöhnung“ erstreben) und den preußischen Lehrplänen aufmerksam, die das verfassungsrechtliche Novum „Völkerversöhnung“ nicht kannten, das in keiner anderen Verfassungsurkunde zu finden sei, und daß eine individuelle sittliche Pflicht zum Gegenstand „autoritativer Regelung von Staats wegen“ mache.

316 v. Aster 1926a, S. 129f.; er konnte sich dabei auf den Art. 148 WRV berufen und stieß sich nicht an der von Johannsen bemerkten Kuriosität, „Versöhnung“ verordnen zu wollen.

317 Goldstein 1929, S. 17, 27ff.

318 Jacoby 1920, S. 70, 72. - Luchtenberg 1922.

betrieb" und die „versklavenden Organisationen der Gegenwart", einen neuen „seelischen Halt" zu geben.³¹⁹ Goldstein warnte demgegenüber vor der Vernachlässigung aufklärerisch-rationaler Komponenten und davor, religiös-subjektivem „Erlebenwollen" zu sehr nachzugeben.³²⁰ Haering, in den „ersten Zeiten der Begeisterung" in „mehreren Wintern" als Volksbildner aktiv, bekannte dann aber 1924, als auch andere Kollegen sich zurückzuziehen begannen, daß er für sich nicht nur nichts von seinen Zuhörern gelernt, sondern von ihnen auch in die „flachen Niederungen halbpopulären Denkens" hinabgezogen worden sei. Allenfalls mittelbar, fern den VHS-„Massen", im Unterricht der „Führerkurse" für Volksbildner, bewähre sich die „Lebensnähe" des Philosophen.³²¹

Zu einem vollständigen Rückzug aus der Volksbildung führten diese frustrierenden Erfahrungen jedoch nicht. Mochten die meisten Philosophen nach 1918 die Chancen einer Breitenwirkung ihres Faches grotesk überschätzt haben, so waren viele aus finanziellen Gründen später gar nicht in der Lage, sich von der VHS zu lösen, da die Kursgebühren oft ihre einzig nennenswerte Einnahme ausmachten. Wenige hingegen blieben den im Aufbruchseifer von 1919 erblühten Hoffnungen treu und glaubten weiter an die Erziehbarkeit der Massen, so die Linken Marck und Honigsheim und die Rechten um Felix Krueger und Hans Freyer an der Leipziger Fichte-Hochschule.

Insgesamt ließ sich eine überraschend große Zahl akademischer Philosophen in die Volksbildung einspannen. Der Scheler-Schüler Honigsheim machte sie als hauptamtlicher Leiter der Kölner VHS zu seinem Beruf, Lessing und Nohl gehörten zu den Initiatoren der Volkshochschulen in Hannover bzw. in Thüringen. Marcks Veranstaltungen an der VHS Breslau, von 1922 bis 1933 angeboten, kamen einer hauptberuflichen Auslastung nahe. Der katholische Philosoph Günther Schulemann unterrichtete dort neben Marck bis zum Ende der 20er Jahre, und der auf öffentliche Wirksamkeit versessene Eugen Kühnemann, dem die Breslauer VHS eine Festschrift widmete, lieferte wenigstens sporadische Beiträge.³²²

In Berlin, wo mehrere Volkshochschulen in den Bezirken ein großzügiges Programm boten, unterrichteten regelmäßig Arthur Liebert, Paul Tillich (mit sozial- und staatsphilosophischen Veranstaltungen, in denen er auch die philosophischen Grundlagen des Marxismus, die inneren Probleme der Demokratie, das deutsche und englische Staatsideal u. ä. behandelte), der Troeltsch-Schüler und Oberassistent am Philosophischen Seminar Albert Dietrich (auch er vertreten mit sozialphilosophischen Veranstaltungen; s. u. B II.), Johann Baptist Rieffert, der nachmalige Philosoph an der Pädagogischen Akademie Stettin, Richard Müller-Freienfels, der seit 1930 an der Hochschule für Politik tätige, nach 1933 um die Kreation

319 Lieben 1921, S. 156, 158, 162. - Ehrenberg 1921a. - Verweyen 1924d. Freyer 1929b. - Görland 1919d und 1920b. - Honigsheim 1923a-f.

320 Goldstein 1921b, S. 145ff. - Goldsteins Vortrag wurde auf einem „Führerkurs" der Vereine zur Förderung der Volksbildung in Württemberg und Hessen im August 1920 gehalten. Neben ihm sprachen Haering über Spenglers ‚Untergang‘ und Messer über den historischen Materialismus. Lt. Veranstaltungsnotiz im „Volksbildungsarchiv" 7, 1920, S. 262f.

321 Haering 1923a, S. 829, 832.

322 Kühnemann schrieb das Geleitwort der 1922 gegr. VHS-Zeitschrift und beehrte die Kantfeier (1924) und die Goethefeier (1932) mit einer Rede. Vgl: Blätter der VHS Breslau 1922-1933. - Honigsheim 1923c, 1924a+b.

einer nationalsozialistischen Philosophie bemühte Alfred Klemmt (s. u. B I.) und der 1934 von Baeumler habilitierte Walther M. Schering (ebd.).³²³

In Kiel bot Hermann Mandel, 1935 auf dem Lehrstuhl für Rassenseelenkunde der Vertreter der „arischen Philosophie“ an der Universität (s. u. B L), Kurse über Lebensphilosophie und Ethik, darunter auch „Völkerethik“, „Reaktions- bzw. Vergeltungs- und Staatsethik“, „Soll- und Ethosreligionen: Religionen des Gesetzes (Judentum)“ an. Mandel, für Wilhelm Stapel ein Parteigänger des „Systems“³²⁴, leitete die VHS-Stelle der Universität und saß in dieser Eigenschaft im sozialdemokratisch gelenkten Vorstand der VHS, deren Ehrenmitglied der SPD-Justizminister Gustav Radbruch war. Lange Jahre standen auch die Philosophen Weinhandl und von Brockdorff als Dozenten zur Verfügung. Brockdorff behandelte englische Geschichte und Philosophie, neuzeitliche Philosophiegeschichte, „Gesellschaft und Erziehung“ (dazu u. a. „Staatsformen und Bildungsideale, Schulpolitik und Parteileben“), Sozialpsychologie und die soziale Frage (u. a. Theorie des Marxismus, Abhängigkeit der Sozialpolitik von der Weltpolitik und der Weltwirtschaft). Aus Weinhandls Arbeitsgemeinschaften über Lebensgestaltung, Übungen zur „Logik des täglichen Lebens“ und ähnlichen praktischen Umsetzungen philosophischer Disziplinen gingen kleinere Veröffentlichungen hervor, deren anti-materialistische Stoßrichtung eine sozialpolitische Pointe enthielt: die Erziehung zur „geistbestimmten Meisterung des Lebens“ sollte den einzelnen befähigen, sich der Vermassung zu entziehen und so daran mitwirken, den Druck aus dem gesellschaftlichen Kessel zu nehmen.³²⁵

Görlands bildungspolitische Hoffnungen, die sich auf die Hamburger VHS richteten, wurden bereits erwähnt. Als Dozent wirkte er dort bis 1933, als sein ehemaliger Schüler Hermann Noack ihm an der inzwischen gleichgeschalteten Volksbildungsanstalt nachfolgte (s. u. B I.).

Philosophische Propädeutik

Die für den rückblickenden Betrachter so penetrant aufdringliche Verweltanschaulichung sämtlicher Lebensbereiche bereitete auch der Renaissance philosophischer Propädeutik im Schulunterricht den Boden. Im Sinne jener, die Philosophie als omnipotente Sinnstiftungslehre verstanden, war es nur konsequent, die Sehnsucht nach orientierender Synthese möglichst früh zu befriedigen. Einen nicht zu unterschätzenden Schub erhielt die Entwicklung noch durch solche Philosophen, die hauptamtlich im Schuldienst tätig waren, wie viele Dozenten an den Technischen Hochschulen und eine erkleckliche Zahl von Universitätsdozenten, unter ihnen Hans Leisgang und Rudolf Odebrecht, die 1929 die Zeitschrift „Philosophie und Schule“ ins Leben riefen.³²⁶

323 Zusammengestellt nach den Programmen der Berliner Volksbildungsstätten 1919-1932/33.

324 Stapel 1933, S. 1013; Stapel nannte Mandel einen „sehr eifrigen liberalen Theologen und Baumgarten-Freund“. Der Kieler Theologe Otto Baumgarten (DDP), akademischer Exponent der Republik, saß im Vorstand des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“, was Mandel zum Zeitpunkt von Stapels Veröffentlichung (Herbst 1933) wohl am wirkungsvollsten in Verruf bringen konnte.

325 Verzeichnis der Lehrgänge an der VHS Kiel 1920-1932/33. - Weinhandl 1924a-c. Ders. 1922, S. 237f. Zu Weinhandls Aktivitäten an der Kieler VHS nach 1933: s. u. B I.

326 Hauptamtliche Gymnasiallehrer unter den Universitätsdozenten waren: Wilhelm Grebe, Erich Frank (bis 1928), Paul Luchtenberg (bis 1925), Ernst Hoffmann (bis 1920), Theodor Litt (bis 1919), Dietrich

Im Laufe des 19. Jahrhunderts war der philosophische Unterricht aus preußischen Gymnasien hinausgedrängt worden. 1891, als die große Zeit der naturwissenschaftlichen Fächer begann und das Realgymnasium sich als zeitgemäße Schulform einer aufstrebenden Industrienation etablierte, verschwand die philosophische Propädeutik vom Lehrplan. Nur in Württemberg und Österreich überdauerte sie „die Zeit des Materialismus und Relativismus“, die im „fachwissenschaftlichen Spezialistentum unterging“. Immerhin regten sich in Preußen bald schüchterne Wiederbelebungsversuche. In „engen Grenzen“, so empfahlen 1901 Curricula für die Knabenschulen, seien Logik und empirische Psychologie sowie eine darauf aufbauende Behandlung ethischer Probleme in den Deutschunterricht der Oberklassen zu integrieren.³²⁷ Kurz vor dem Kriegsausbruch lebte die Diskussion dann in einem Umfang auf, der zu bibliographischer Sammlung und Ordnung drängte.³²⁸ Durch Krieg und Revolution sei der „Aufstieg der philosophischen Bewegung“ dann in „allerstärkstem Maße befördert“ worden.³²⁹

„Dieselbe Welterschütterung, die in den Massen alte Bindungen zerbrach und deshalb den praktischen Materialismus zu tropischem Wachstum brachte, drängte alle ernsten Geister zu tieferem Suchen. Die mutlose positivistische Stimmung ist abgelöst durch ein leidenschaftliches Drängen zur Metaphysik.“

Die alten Vorkämpfer philosophischer Propädeutik, Rausch und Lehmann³³⁰, die vor 1914 unter den Universitätsphilosophen nur vereinzelt Zustimmung ernteten³³¹, fanden plötzlich die lange entbehrte Resonanz. Der designierte Heidelberger Ordinarius Ernst Hoffmann und August Messer lieferten 1919 Beiträge für einen Sammelband: philosophische Propädeutik', der Möglichkeiten zur philosophischen Bereicherung des Fachunterrichtes aufzeigte.³³² Im Dezember 1919 beschloß der Deutsche Philologen verband, daß fortan auf keiner höhe-

Mahnke (bis 1927), Karl Vorländer, Peter Wust (bis 1930), Julius Stenzel (bis 1925), Aloys Wenzl und Willy Moog (bis 1919).

327 Nach Schuster 1931, Sp. 1198f.

328 Vgl. die Bibliographie des einzigen deutschen Hochschuldidaktikers, des 1919 in Greifswald habilitierten Hans Schmidkunz, 1917 (über ihn: Blechle 1997).

329 Schuster 1931, Sp. 1199. Auch das Folgende nach Schuster.

330 Rudolf Lehmanns Programmschrift ‚Wege und Ziele der philosophischen Propädeutik‘ erschien 1905; sein 1905 erstmals veröffentlichtes ‚Lehrbuch der philosophischen Propädeutik‘ 1917 in vierter, neu bearb. und verm. Aufl. - Lehmann (1855-1927), von Paulsen/Dilthey 1900 habilitiert, bis 1906 an der FWU Privatdozent für Pädagogik und angrenzende Gebiete der Philosophie, 1906 Nachfolger Kühnemanns als Prof. für Philosophie und Dt. Literatur an der Akademie in Posen, 1919 HonProf. in Breslau. Lehrer und Freund Frischeisen-Köhlers; anfangs wie sein Schwager Franz Boas dem Positivismus verhaftet, dann Hinwendung zum Neuidealismus; vgl. seine Autobiographie, Lehmann 1926, sowie Böhme 1985. - Alfred Rausch, Jg. 1858, Direktor des Königsberger Friedrichskollegiums, kurzzeitig Lehrbeauftragter für Philosophie an der TH Braunschweig. 1909: ‚Elemente der Philosophie‘.

331 Zu nennen sind vor allem H. Vaihinger 1906 und F. J. Schmidt 1908, S. 280ff., der unumwunden die „übermäßige Ausdehnung des empirischen Unterrichtsbetriebs“ und den Verlust des „inneren Zusammenhangs“ in Beziehung setzte zum politischen Faktum der „roh-materialistischen Zuspitzung der Interessenkämpfe“, die aus dem Klassenegoismus der Proletarier so gut wie aus dem der „besitzenden Gesellschaftsklassen“ entspringe, denen „das grundlegende Verständnis für die allumfassende Einheit des Seins [sc. des Staates] entschwunden“ sei (S. 282). Für einen philosophisch vertieften Unterricht auch: Moog 1913 und - patriotisch-deutschkundlich eingefärbt - v. Brockdorff 1916.

332 E. Hoffmann 1919 und Messer 1919f, in: Lambeck 1919.

ren Schule eine Einführung in die philosophische Denkweise fehlen dürfe. Auf der Reichsschulkonferenz erntete Adolf von Harnack 1920 stürmischen Applaus mit der Forderung, daß die erste Frage, die jeder Mensch in diesen schweren Tagen stellen müsse, laute: „Wie komme ich zu einer einheitlichen Weltanschauung.“ Die Schulverwaltungen der meisten Länder reagierten auf diesen Stimmungsumschwung prompt und ordneten einen besonderen Philosophieunterricht an (Württemberg, Sachsen, Hessen), stellten die Bildung philosophischer Arbeitsgemeinschaften anheim (Braunschweig, Danzig), oder regten die Einbeziehung philosophischer Texte in den Deutsch- bzw. Fachunterricht an (Thüringen, Hamburg, Oldenburg). Nur Bayern, wo der katholische Widerstand gegen den „atheistischen“ Philosophieunterricht bis 1933 nicht zu brechen war, Baden und Preußen scherten aus dem Verband aus. Dabei gehörte die Wiedereinführung des Faches zu den Hauptanliegen der preußischen Schulreform von 1924. Hans Richert (DVP), Ministerialbeamter im PrMWKV und Verfasser der ‚Denkschrift über die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens‘, zählte zu den prominenten, stark vom Neukantianismus Windelbands beeinflussten „Synthetikern“. In seiner 1920 vorgelegten nationalpädagogischen Programmschrift (‚Die deutsche Bildungseinheit und die höhere Schule‘) pries er die „Geistesart des deutschen Idealismus“ als „ideellen Einheitspunkt der verschiedenen Unterrichtsfächer“ auch gerade deshalb an, weil es darum gehe, den politisch organisierten vierten Stand für die deutsche Kultur zu gewinnen. Gegen „unsere Klassiker als Volkserzieher“ könnte die Sozialdemokratie kaum Front machen, da sie über den Hegelianer Marx und den Fichteaner Lassalle „geistig und sittlich“ von ihnen zehre. Was läge also näher, als diesen Idealismus, zu dem auch das Bürgertum wieder zurückgeführt werden müsse, zur Grundlage des „philosophischen Weltanschauungsunterrichts“ zu machen?³³³

Damit erhielt der Philosophieunterricht eine wichtige Funktion im Bildungskonzept der DVP, das politische Einheit einmal mehr über Kultureinheit vermitteln wollte, was durchaus mit dem integrativen Kern sozialdemokratischer Schulpolitik, vertreten von Boelitz' Vorgänger Haenisch, korrelierte.³³⁴ In dieser so günstigen Konstellation spielte nur die preußische Zentrumsparterie nicht mit. Weltanschauung im Geist des deutschen Idealismus, so fürchtete man, werde negative Auswirkungen nicht allein auf den katholischen Religionsunterricht haben.³³⁵ Und die Koalitionsarithmetik gebot, dem Zentrum nachzugeben, so daß statt des verbindlichen Philosophieunterrichts nur wahlfreie Arbeitsgemeinschaften eingerichtet wurden.

Eine Anzahl von Philosophen erkannte, daß mit der Reetablierung philosophischer Propädeutik ein Zuwachs an bildungspolitischen Einfluß verbunden war. Daß man sich daher mit der Obstruktionspolitik des preußischen Zentrums nicht abzufinden gedachte, belegt, neben der Zeitschriftengründung von Leisegang und Odebrecht, die von Arthur Liebert ins

333 Richert 1920, S. 112f., 118f. und 1929. Vgl. a. seine philosophischen Veröffentlichungen, vor allem: ‚Weltanschauung. Ein Führer für Suchende‘ (1922), seine mehrfach aufgelegte Schopenhauer-Monographie (3. Aufl. 1916) und eine vielgelesene Einführungsschrift: ‚Philosophie‘ (5. Aufl. 1925). Richert, 1869 in Köslin/Pommern geboren, verbrachte seine Dienstjahre als Lehrer fast ausschließlich in der Grenzprovinz Posen; 1911-1919 Direktor in Posen, 1922-1934 in der Schulabteilung des PrMWKV.

334 Vgl. dazu S. F. Müller 1977, S. 152ff. (zur sozialdemokratischen Schulpolitik seit 1891) und S. 305ff. (über die bildungspolitischen Reformvorstellungen Richerts).

335 Schuster 1931, Sp. 1201 f.

Leben gerufene „Gesellschaft für Philosophische Propädeutik“ (1929), wo Nohl, Spranger, Liebert und Richert im Vorstand saßen und die natürlich auch eine eigene Zeitschrift („Der philosophische Unterricht“, 1930) herausgab.

Was die professionell-philosophische Seite zur Ausgestaltung der philosophischen Propädeutik vortrug, lag weitgehend auf Richerts Linie. Dabei ist erstaunlich, wie unbeirrbar und schulübergreifend man an den Aufgabenbestimmungen festhielt, die gleich nach der Revolution in einigen Studienführern fixiert und somit auch für Lehrerstudenten als Richtpunkte ihres Philosophieverständnisses empfohlen wurden. Nur Hans Driesch und, in moderaterer Form, auch Gustav Kafka legten auf die synthetisch-idealistische Funktion des Faches kaum Wert.³³⁶ Jaspers wollte das philosophische Hauptfachstudium sogar verbieten lassen, verzichtete aber nicht auf die Hinführung zu den „Ideen“, die in jeder Spezialwissenschaft um der Einbindung ins Ganze willen geleistet werden müsse.³³⁷ Frischeisen-Köhler und vor allem der südwestdeutsche Neukantianer Mehlis definierten Philosophie im Sinne der vorherrschenden Ansicht als weltanschauliche Leitwissenschaft. Mehlis scheute nicht davor zurück, das Studium jenen anzuraten, die „Sehnsucht nach Absolutem“ erfülle und verkündete stolz, daß Freiburg für sie wohl der geeignete Studienort sei, denn dort herrsche „ausschließlich die idealistische Philosophie“. Seinem Fach traute er zu, die zeittypische „Sehnsucht nach Synthese“ und „geistiger Einheit“ jenseits des Spezialistentums zu befriedigen und sich neben Kunst und Religion als maßgebender Weltanschauungslieferant zu etablieren. Herman Nohl ließ 1922 im „Pädagogischen Zentralblatt“ einen Vortrag über ‚Die Philosophie in der Schule‘ abdrucken, der hinter Mehlis' hochgespannten Zielsetzungen nicht zurückstand. Vergeistigung und idealistische Vergemeinschaftung, „platonische Anleitung zur Erhebung in das höhere geistige Leben der Idee“, solle bereits in der Oberstufe der höheren Schulen eingeübt werden.³³⁸ Wenig originell wie Liebert nun einmal war, kommentierte er auf neunzig Seiten Richerts ‚Denkschrift‘ und bekräftigt mit so vielen Worten doch nur, welche Bedeutung dem Schulfach dabei zukomme, daß es das „seelische Chaos“ als eigentliche Not der Zeit beheben helfe, indem es der „Gewinnung eines einheitlichen Weltbildes“ zuarbeite.³³⁹

Seinem Zeitschriften-„Konkurrenten“ und Berliner Kollegen Odebrecht fiel zwei Jahre später im Eröffnungsaufsatz zu „Philosophie und Schule“ nicht gerade ein alternatives Programm ein, als er die erzieherische Bedeutung des Philosophieunterrichts darauf festlegte, unbeeinflusst von Gegenwartsfragen und Zeitströmungen, „aus grundlegender überzeitlicher Besinnung“ im erzieherischen Akt zur „individuellen Ganzheit“ zu gelangen: „Vergangenheit und Zukunft wachsen im individuellen Gegenwartserlebnis zu einem überzeitlichen Sinngehalt zusammen.“³⁴⁰ Ähnlich pries der Hamburger Privatdozent Hermann Noack in einem Beitrag über ‚Forschung, Lehre und Studium der Philosophie an der Universität‘ das Fach als „unentbehrliche“ Ergänzung jeder Spezialwissenschaft. Andernorts versicherte er sogar, nur im Philosophieren konstituiere sich jene „eigentliche menschliche Existenz“ verbürgende Gemeinschaft des Verstehens, die eine adäquate, bei Noack auch Sympathie für

336 Driesch 1922b, unveränderte 3. Aufl. 1933. - Kafka 1921.

337 Frischeisen-Köhler 1920c. - Mehlis 1922b.

338 Nohl 1926, S. 42.

339 Liebert 1927b, S. 48, 78.

340 Odebrecht 1929b, S. 6, 11 f.

Marx' Kampfansage gegen das „Menschunwürdige der kapitalistischen Wirtschaftsform“ einschließende Antwort auf die „innere Anarchie der modernen Kultur“ geben könne.³⁴¹

Erich Becher, in München der Pflicht enthoben, Lehramtskandidaten in Philosophie prüfen zu müssen³⁴², hätte das Fach gern im Lehrplan verankert, um den Kandidaten zu einem „vereinheitlichenden Abschluß ihres Weltbildes“ zu verhelfen, schon um sie gegen die „Verirrungen des Weltanschauungsstrebens“ zu feien, denen sie durch „materialistische Scheinlösungen“ nur allzu leicht erliegen.³⁴³ Bechers Schüler Luchtenberg schlug vor, die Philosophie in die Volkshochschule zu tragen, um dort die „synthetische Auffassungsweise“ zu trainieren, die die „analytischen Lebensform“ kompensiere, die mit der „rechnerischen Ausmünzung des maschinellen Intellekts“ und dem dadurch bedingten „widerlichen Tanz um das goldene Kalb“ vorgedrungen sei und die den gemeinschaftsfeindlichen Individualismus stärke, der den politischen Erwartungen der neuen Demokratie, die mit dem sozialen, altruistischen Menschen kalkultierten, diametral entgegengesetzt sei.³⁴⁴

Ende der 20er Jahre nahm der „wahre Heißhunger“ junger Menschen auf die „großen Fragen“ der Philosophie ab, den Adolf Grimme 1919 als Gymnasiallehrer in Hannover noch gespürt hatte.³⁴⁵ Offenbar als Tribut an den Geist der „Neuen Sachlichkeit“ rückten didaktisch-technische Fragen in den Vordergrund, auch weil es wohl zunehmend Mühe kostete, das Fach in der Schule inhaltlich zu vermitteln. So wußten die teilnehmenden Praktiker im Oktober 1932 mit Nicolai Hartmanns Vortrag über „Das Problem des geistigen Seins“ auf dem 3. Kongreß für Philosophische Propädeutik wenig anzufangen. Eher schien Hartmanns Insistieren auf eine ganz unproblematisch gedachte autoritative Vermittlung des „objektiven Geistes“ durch den Lehrer davon zu zeugen, wie wenig Eindruck die Wandlungen des Zeitgeistes auf akademische Fachvertreter machten. Denn auf derselben Tagung beklagte ein Praktiker, daß die Schüler der Oberstufe sich „mehr und mehr für sachliche Aufgaben“ denn für Metaphysik interessierten.³⁴⁶ Peter Wust glaubte trotzdem, das Sinnbedürfnis sei unverändert lebendig, nur spräche eine verwissenschaftlichte Philosophie die Schüler nicht an. Wenn sie dagegen mehr „Seinsfrömmigkeit“ zeigen würde, werde sie das „tiefmenschliche Interesse“ der Jugend schon wieder erregen.³⁴⁷ Ob eine derartige katholische Existentialphilosophie besonders jugendgemäß sei, und ob gerade die metaphysikferne Großstadtjugend von ihr erreicht werde, wagte Egon Kirchner, Verfasser einer ‚Methodik der philosophischen Propädeutik‘, mit der Erfahrung des Praktikers zu bezweifeln.³⁴⁸ Darum schraubten

341 Noack 1928c; ders. 1929, S. 789, 791. - Noack war auch tätig als Mentor einer studentischen „Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Wissenschaftslehre“, die sich zum Ziel setzte, die „Einzelwissenschaften aller Fakultäten und Disziplinen sowie Philosophen zusammenzufassen unter der Idee der Gemeinsamkeit und Verantwortung der wissenschaftlichen Arbeit“ (lt. Anzeige im Hamburger Universitäts-Kalender 1927, S. 80).

342 Erst 1925 verlangte die Prüfungsordnung die Bescheinigung über den Besuch philosophischer Veranstaltungen. Da diese jedoch nur soweit prüfungsrelevant waren, wie sie dem Fachstudium zugute kamen, wurde ein Philosoph gar nicht erst als Prüfer zugelassen (Becher 1927b, S. 331).

343 Becher 1927b, S. 334.

344 Luchtenberg 1922 (= Vortrag der 2. Hauptversammlung des 1919 gegründeten Verbandes Rheinischer Volkshochschulen im Juli 1921).

345 Grimme in einer ausführlichen Besprechung von Rudolf Lehmanns Lehrbuch, 1919, S. 424.

346 Feigel 1932, S. 256ff.

347 Wust 1930, S. 138ff.

348 Kirchner 1932, S. 165.

Reinhard Kynast, der gegen jede philosophische Thematisierung im Fachunterricht war, und Wilhelm Grebe, der zur Reduktion der Propädeutik auf philosophische Aporetik riet, die einst so weitreichenden Ansprüche merklich zurück.³⁴⁹

Des abnehmenden Sinnhungers ungeachtet, waren sich einige Philosophen aber auch für die didaktische Kleinarbeit nicht zu schade. Der Berliner Neukantianer Friedrich Kuntze, früh ein Anwalt des philosophischen Schulunterrichts, 1921 mit einer ausgefeilten ‚Technik der geistigen Arbeit‘ als Didaktiker hervorgetreten, schrieb eine die Grenzfragen zwischen Philosophie und Fachwissenschaft pointierende Anleitung, die für philosophische Arbeitsgemeinschaften und zum Nach-Studium für Lehrer dienen sollte, denen Kuntze im Anschluß an ihr erstes Berufsjahr gern die Rückkehr an die Universität verordnet hätte, damit sie Gelegenheit erhielten, ihr fachliches Wissen philosophisch zu vertiefen.³⁵⁰

Bauchs Schüler Hermann Johannsen lieferte für das ‚Handbuch des Arbeitsunterrichts für höhere Schulen‘ den Beitrag ‚Philosophie‘, der ausgerichtet war auf einen Unterricht, welcher, in „deutsch-idealistischer Grundeinstellung“, aus freier Bindung an „objektive Werte und Ideen“ handelnde Persönlichkeiten erziehen sollte.³⁵¹ Leisegang und Bergmann brachten ein weltanschauliches Lesebuch auf den Markt, Schmalenbach steuerte zu den ‚Arbeitsheften für den evangelischen Religionsunterricht‘, die Grimmes Freund Richard Scherwatzky mitherausgab, das Heft ‚Die kantische Philosophie und die Religion‘ bei.³⁵² Der katholische Protest gegen den Philosophieunterricht hinderte Ettlinger nicht, ein ‚Philosophisches Lesebuch‘ für katholische Schulen zu edieren, das bei den Quellen eine disproportionale Relation zwischen vorwiegend mittelalterlich-scholastischen und stiefmütterlich vernachlässigten neuzeitlichen Texten aufwies. Steinbüchel bereitete in einer Sammlung für den Schulgebrauch Quellenschriften über ‚Ethiker der Gegenwart‘ ‚Kant‘ und ‚Dokumente des Sozialismus‘ vor.³⁵³ Behn meldete indes Zweifel an, ob die verlorene geistige Einheit, die doch eine Einheit religiöser Überzeugungen war, mit Hilfe der Philosophie überhaupt wieder neu gestiftet werden könne. Als „Religionersatz“ lehnte er sie schon für die Volksschullehrererbildung ab, zumal er seine Skepsis mit der nüchternen Zahl zu belegen vermochte, wonach ganze sieben Prozent der Lehrerstudenten an der Pädagogischen Akademie Bonn „von einem wirklich lebendigen Interesse“ an philosophischen Problemen gepackt würden. Immerhin hielt er die Weitergabe philosophischer Inhalte im engsten Rahmen logisch-erkenntnistheoretischer Übungen und daran anschließender ethisch-moraltheologischer Exerzitien für zulässig.³⁵⁴

349 Kynast 1930, S. 129ff.; ders. 1928b, S. 145, skeptisch zur Möglichkeit, „Einheit der Weltanschauung“ im 20. Jahrhundert noch vermitteln zu können. – Grebe 1930, S. 767.

350 Kuntze 1921; ders. 1928, S. 26f.

351 Johannsen 1925c, S. 98, 106, 116.

352 Leisegang/Bergmann 1926. Schmalenbach zit. nach Kirchner 1930, S. 49.

353 Angekündigt Kirchner 1930, S. 49.

354 Behn 1930b, S. 115ff.

1.1.5. Volk und Rasse: Die Kontroversen über die „natürlichen“ Grundlagen der Politik

Philosophen handelten die Themen „Volk“ und „Rasse“ in den 20er Jahren auf sehr verschiedenen Ebenen ab:

a) Wie oben ausgeführt, war „Volk“ in verfassungs- und wirtschaftspolitischen Diskussionen regelmäßig die parteien- und klassentranszendierende Alternative zum demokratischen Pluralismus der „Gesellschaft“, zu Kapitalismus und Sozialismus.

b) Wissenschaftstheoretisch entspann sich eine von Medizinern und Sozialwissenschaftlern geführte Debatte um die heuristische Brauchbarkeit des Rassebegriffs, an der die Philosophen freilich nur am Rande teilnahmen.

c) Im Zusammenhang mit sozialpolitischen Problemen luden die Resultate naturwissenschaftlich-anthropologischer Forschung zu „rassenhygienischen“ und „eugenischen“ Spekulationen ein.

d) Im Kontext der Frage nach dem Verhältnis zu jüdischen Deutschen oder der Deutschen zum „Weltjudentum“, dient der Rassebegriff dazu, ab- oder auszugrenzen, woraus sich ein heftiges Für und Wider über die Legitimität seiner Verwendung entwickelte, das sich auch am Verhältnis von Judentum und Christentum entzündete.

e) Schließlich gab es eine geschichtsphilosophische Dimension dieses Begriffs, die hier mit dem Konnex von rassistischer Degeneration und kulturellem Verfall anzudeuten ist und auf die auch in außenpolitischen Kommentaren gern zurückgegriffen wurde.

Die Eugenik und der einheitliche Volkskörper

Wie die jüngere Forschung ans Licht brachte, gab es – weder in Deutschland noch in anderen Industriestaaten einschließlich der Sowjetunion – kaum eine politische Gruppierung, die es nicht für legitim erachtete, Eingriffe in die menschlichen Erbanlagen, Sterilisationen oder zumindest gesetzliche Regulierungen der Partnerwahl staatlich anzuordnen, um sozialpolitische Effekte zu erzielen, die unter Schlagworten wie „Aufartung“ oder „Höherzüchtung“ allesamt am aufklärerischen Fortschrittsmythos und am rationalistischen Ideal der konfliktfreien *societas perfecta* orientiert waren.³⁵⁵ Stärker als deutsche Philosophen gingen angelsächsische Pragmatisten wie Schiller auf diese sie faszinierenden Möglichkeiten sozialpolitischer Transformation der Genetik ein.³⁵⁶

Kaum verwunderlich also, wenn man in den Schriften des Linksliberalen Goedeckemeyer, der an der Königsberger Albertina kontinuierlich über den angelsächsischen Pragmatismus las, auf große Sympathien für eugenisches social engineering trifft. Wie von Anthropologie und Vererbungsforschung wissenschaftlich gesichert ausgewiesen, so ließ Goedeckemeyer sich vernehmen, müsse die Erbanlage als das jeder Mythologie entwachse-

355 Zum Gesamtkomplex: Weingart u. a. 1987. – Für die sozialistische Eugenik-Diskussion jetzt ausführlich Schwartz 1994 sowie monographisch ders. 1995. Über die Befürworter eugenischer „Aufartung“ in jüdischen Organisationen jetzt: Prestel 1993. Auf die internationale Dimension (Sterilisationsgesetzgebung in den USA usw.) weist Weingart 1987 hin. Vgl. jetzt zur internationalen Bewegung der Eugenik: Kühl 1997.

356 Vgl. nur Schillers, in den Vorschlägen deutscher Philosophen allenfalls bei Ernst Bergmann (s. u.) eine Entsprechung findende Radikalität in: ‚Eugenics and Politics‘ (1926). Dort u. a. die Anregungen, die „Ausmerze“ nach Plan staatlich zu organisieren (S. 45), die „soziale Chirurgie“ einzusetzen, um eine höhere Rasse zu züchten, den „Minderwertigen“ die Sozialhilfe zu streichen, den „Höherwertigen“ zur Zucht finanzielle Anreize zu bieten usw.

ne Schicksal des Menschen verstanden werden. So schwer es auch falle, den tradierten Glauben an die „übernatürliche Welt“ und das „wahre Wesen“ zu revidieren und sich fortan nur noch an die „ererbte und erworbene Natur“ zu halten: Sozialpolitisch eröffnen sich damit ganz zweifellos ungeahnte Perspektiven. Die sozialpädagogische Konditionierung des Individuums könne von „Eugenik oder Rassenhygiene“ wirksam unterstützt werden, wenn der Staat alles tue, um das Erbgut vor Schädigungen zu bewahren, tüchtiges Erbgut erhalten helfe und minderwertiges von der Fortpflanzung ausschließe, um so die „allmähliche physische und moralische Aufartung der Menschheit ins Werk zu setzen“.³⁵⁷

Erich Becher hatte 1907 seinen ‚Grundfragen der Ethik‘ den Untertitel: ‚Versuch einer Begründung des Prinzips der größten allgemeinen Glückseligkeitsförderung‘ gegeben und dabei die Übereinstimmung seiner Ansichten mit denen der Pragmatisten, namentlich des Utilitaristen Henry Sidgwick konstatiert.³⁵⁸ An englischen Vorgaben orientiert waren dann seine detaillierten Vorschläge, um die ihm vor Augen stehende, durch Wegfall der „natürlichen Auslese“ bedingte Degeneration der westlichen Völker aufzuhalten. Flankiert von Maßnahmen zum Mutterschutz, dem Verbot der Kinderarbeit, der Verbesserung des Wohnungsbaus und der Volksernährung, müsse erwogen werden: Eine familienfreundliche Steuerpolitik, die rechtliche Festigung des Familienverbandes, Sanktionierung der Ehelosigkeit als Pflichtverletzung gegen die Nation, Verhinderung der Fortpflanzung Minderwertiger, „Elimination der weniger Lebensfähigen“, Anlage von Karteien mit „Verbrecherstambäumen“, Bearbeitung der öffentlichen Meinung im rassenhygienischen Sinn.³⁵⁹

Während bei Goedeckemeyer und Becher die Eugenik dem sozialen Ausgleich dienen sollte, ging es Ernst Bergmann, dem radikalsten unter den philosophierenden deutschen Propagandisten rassehygienischer Ideen, um die Abschaffung des Sozialstaates, wenn nicht sogar um die Liquidierung seiner Klientel. Den „Menschenkehrich der Großstädte“ wollte er gleich in der Größenordnung von Millionen „beiseite schaufeln“, und seine „Züchtungspolitik“ schritt denn auch von der bloßen „Verhütung degenerativen Lebens“ fort zur Forderung nach „Vernichtung sämtlicher Ballastexistenzen“.³⁶⁰

Obwohl Bergmanns Züchtungsideale dem Leitbild der nordischen Rasse folgten, blieben sie vielfach gebunden an den aufklärerischen Fortschrittstopos von der „Emporentwicklung der Menschheit“.³⁶¹ Ähnlich universalistisch, auf eine metahistorische „Norm“ verpflichtet, argumentierte der Arzt und Philosoph Kurt Hildebrandt. Die Rassenhygieniker könnten nur die Mittel und Methoden der Züchtung, nicht aber ihr Ziel bestimmen: „Ohne Maßstab, ohne Normbild haben die Bestrebungen der Menschenzüchtung und Rassenhygiene weder Halt noch Sinn.“³⁶² Ohne sich festzulegen, aber mit erkennbarer Präferenz für ein „deutsches Griechentum“, erwartete der Georgianer Hildebrandt dieses Normbild nicht von der exakten Wissenschaft, sondern vom schauenden, kündenden Dichter-Führer.³⁶³ In den außerhalb der Normsetzungs-Kompetenz liegenden praktischen Fragen unterschied sich Hildebrandt von

357 Goedeckemeyer 1931, S. 33, 37f.; unter Bezugnahme auf Fr. Lenz, ‚Menschliche Auslese und Rassenhygiene‘ (1931) und W. McDougall, ‚Grundlage einer Sozialpsychologie‘.

358 Becher 1908, S. V.

359 Ders. 1909, S. 29-32; ders. 1911, S. 489ff.

360 Bergmann 1932, S. 428ff; ders. 1933c (abgeschlossen im November 1932), S. 101-103.

361 Ders. 1933c, S. 107, 268; auch ders. 1928, S. 359ff.

362 Hildebrandt 1928a, S. 32.

363 Ders. 1928a, S. 32, 36f.

Bergmann vor allem darin, daß er die „Ausmerze“ auf einen kleinen Kreis von „schwer Entarteten“ beschränkte: „Die Ausmerzungen der eigentlich Entarteten hat gewiß eine sehr große und kriminelle [sic!] Bedeutung, aber das eigentliche Bild der Rasse, der Wert eines Volkes wird nicht durch diese Frage entschieden, ob das Volk 1 oder 1 ½ % dieser krankhaften Existenzen mitschleppt.“³⁶⁴ Staatliche Anstrengungen seien daher auf die „Verhinderung der Fortpflanzung von schwer entarteten Schwachsinnigen und von kriminellen Geisteskranken“, auf das Einwanderungsverbot für Angehörige minderer Rassen, eventuell auf die Quotierung grundrechtlicher Ansprüche je nach dem Grad biologischer Vollwertigkeit zu konzentrieren und mittels sozialpolitischer Präventivmaßnahmen (Säuglingsvorsorge, Abbremsen der Landflucht wie allgemein der sozialen Mobilität) effizienter zu gestalten.³⁶⁵

Wie Hildebrandt fortwährend Piatons Autorität strapazierte, so nutzten einige Kollegen den Rahmen einer Werkinterpretation, um über „Menschenzüchtung“ nach antikem Vorbild zu reflektieren. Constantin Ritter verteidigte jedes Detail der zur „Veredlung der menschlichen Rasse“ unverzichtbaren Maßnahmen, wie sie Piaton in der ‚Politeia‘ empfehle.³⁶⁶ Stenzel vermied zwar eine solche aktualisierende Rechtfertigung, entdeckte aber in dem von Piaton nicht nur theoretisch erörterten Verhindern oder Vernichten minderwertiger Nachkommenschaft eine für aufgeklärte Europäer wenn auch grausame, so doch verständliche Auswirkung eines sachlich legitimen Prinzips, nämlich dem von Stenzel für maßgeblich erachteten Primat der Gemeinschaft.³⁶⁷ Ähnlich offen ließ es Ernst Hoffmann, ob er die von Piaton der Heilkunde gestellte Aufgabe, „Drohnen“ oder „faule Teile des Staatskörpers operativ zu beseitigen“, nicht in modifizierter Form noch für diskutabel hielt.³⁶⁸

Gemessen an der Intensität, mit der sich naturwissenschaftlich versierte Philosophen wie Becher und Hildebrandt eugenischen Fragen zuwandten, berührte das Gros ihrer Kollegen das Thema geradezu sporadisch. Überwiegend traten sie auch mit moderateren oder gar ablehnenden Stellungnahmen hervor. Die Leipziger Driesch und Schneider, der eine als Biologe, der andere als Mediziner mit der Materie vertraut, nahmen Bezug auf die nordamerikanischen Sterilisationsgesetze, die ihnen geeignet erschienen, um die Rate „wertvoller Geburten“ (Driesch) zu steigern und, wenn mindestens „Bluter und Epileptiker“ von der Fortpflanzung ausgeschlossen würden, zur „Rasseverbesserung“ (Schneider) beizutragen. Bei Schneider klangen indes weitergehende züchterische Ambitionen ganz leise an: Ob man mittels rassehygienischer Indikationen nicht auch die Angleichung der „Alt- und Neustämme“ des deutschen Volkes bewirken und die „innere Einheit blutsmäßig“ fundieren könne?³⁶⁹ Der Driesch-Schüler Schulze-Soelde, der primär von der Werte vermittelnden Erziehung den Kulturfortschritt erhoffte, wollte die Eugenik, schon weil es an einem rationalen Maßstab für die „Zuchtwahl“ fehle, nur in den „Dienst der Entfaltung gesunder Anlagen“ stellen, was wesentlich im Wege der Aufklärung geschehen sollte, Eheverbote und Sterilisationen aber wohl nicht ausschloß.³⁷⁰ Im engeren Rahmen der Kriminalitätsbekämpfung

364 Ebd., S. 28.

365 Ebd., S. 28f. und ders. 1920, S. 247ff, 268f.

366 C.Ritter 1923, S.614f.

367 Stenzel 1928, S. 140, 231 (gegen die „Herauslösung des Individuums aus dem Ganzen der Wirklichkeit“).

368 E. Hoffmann 1929b, S. 173.

369 Driesch 1927a, S. 95. - H. Schneider 1925, S. 94, 96.

370 Schulze-Soelde 1930, S. 122f.

sprach sich der sozialdemokratische Münchener Philosoph Richard Pauli dafür aus, mit der Sterilisation das „Übel des Verbrechertums an der Wurzel zu fassen“.³⁷¹

Als Symptom unzulässiger Selbstermächtigung des Menschen fand die Eugenik ihre Kritiker bei konfessionell stärker gebundenen Philosophen wie dem Protestanten Koppelman, der monierte, daß moderne Eugeniker wohl zu sehr vom Nutzen des Staates her dächten, der eher seine klassisch sozialpräventiven Aufgaben erfüllen, also den Entartungen des Geschlechtslebens entgegentreten („fort mit allen Bordellen!“), die Pornographie verbieten, die Geschlechtskrankheiten eindämmen und dem Wohnungselend abhelfen solle.³⁷² Bei diesem Thema wesentlich zurückhaltender als die nicht-akademischen katholischen Publizisten, zeigten sich die katholischen Philosophen. Es ist schwer zu beurteilen, ob dabei Desinteresse an einer Frage überwog, die ex cathedra ohnehin entschieden war, oder Vorsicht verbot, ein unübersichtliches Feld zu betreten: jedenfalls hat sich kaum jemand darüber auslassen wollen. Der Bonner Zentrumsanhänger Siegfried Behn wagte sich hier noch am weitesten vor, wenn er die „Hochzüchtung“ nicht auf Rennpferde beschränken und der „Entartung der Rasse“ wenigstens im Rahmen einer „taktvollen Eheberatung“ vorbeugen wollte.³⁷³ Insoweit bewies ein jüdischer Philosoph wie Emil Utitz mehr Gespür für die politische Sprengkraft rassenhygienischer Ideen: Wie Becher überzeugend dargelegt habe, gebe es bei der freien Partnerwahl unstreitig einige kontraselektive Faktoren, doch um die Auflösung des Sozialen in „bloßes Naturgeschehen“ zu verhindern, sei der „Vorrang der sittlichen Erziehung“ vor aller einseitigen Orientierung an physischen Maßstäben zu verteidigen.³⁷⁴

Der politisch-soziale Grundbegriff „Rasse“

Mit der Aufwertung der „Volkseinheit“ zur zentralen Bezugsgröße für alle gegenmodernen Modelle innerer Vergemeinschaftung erfuhr die politisch soziale Bedeutung des Rassebegriffs schon vor 1918 eine entsprechende Beachtung, die dann aber in den 20er Jahren weit über den Horizont rassenhygienisch-sozialpolitischer Indikationspläne zur Homogenisierung des „Volkskörpers“ hinausging. Denn blieb Rasse im engeren Rahmen der Rassenhygiene noch ein naturwissenschaftlicher, biologisch-anthropologischer Begriff, bedrohte dieser Begriff als geschichts- und gesellschaftsrelevanter Vorstellungskomplex das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften mit der Verheißung einer „kopernikanischen Wende“. Soweit sich Philosophen darum wissenschaftstheoretisch auf „Rasse“ einließen, geschah dies mit der Aversion von „Idealisten“ gegen die materialistischen Implikationen dieses Begriffs. Mindestens ebenso sehr vermutete man hier eine Relativierung universell gültiger Wahrheits- und Wertbegriffe und damit den Einsturz des Himmels der „Kulturwerte“.

Es erstaunt daher nicht, wenn selbst politisch Sympathisierende wie Erich Jaensch, der auch nach 1933 Vorbehalte gegen die verordnete Dominanz der „Rassenkunde“ in den Geisteswissenschaften anmeldete, früh gegen die „Monokausalität“ polemisierten, mit der Hans F. K. Günther Rasse und Kultur aufeinander beziehe.³⁷⁵ Ebenso verwahrte sich Kurt Hildebrandt gegen Günthers letztlich biologistische Fixierung auf die „nordische Rasse“, weil für

371 Pauli 1925.

372 Koppeiniann 1922, S. 221f.

373 Behn 1930a, S. 130; ders. 1927a, S. 132f.

374 Utitz 1921, S. 175f., 178.

375 Jaensch 1929, S. 59.

den Georgianer die Nation eine geistige Gemeinschaft war: „Die nationale Idee ist der Rassenzusammengehörigkeit übergeordnet!“³⁷⁶ Der Nationalliberale Rickert erklärte, daß die nationale Bedingtheit des Denkens wissenschaftlich vernachlässigt werden könne. 1923, in einem Vortrag über ‚Internationalität der Kulturwissenschaften‘, räumte er dem Volk in seiner nationalen Eigenart nur eine besondere Stellung im umfassenderen Ganzen der Kulturmenschheit ein. Das Nationale bilde eine Stufe zur „Internationalität“ der „Kulturwerte“. Rasse als „naturwissenschaftlicher Begriff, neuerdings unkritisch als Wertbegriff verwendet, habe Nation und Volksindividualität in Mißkredit gebracht, obwohl man doch selbst bei Lagarde hätte nachlesen können, daß Deutschtum sich nicht mit Geblüt decke. Daher verbiete es sich auch, Rasse zu einem geschichtsphilosophischen Prinzip zu machen.“³⁷⁷ Für Spranger, der sich erst nach 1933 öfter auf die Problematik einließ, blieb Rasse ein naturwissenschaftlicher Fremdkörper im Bereich der Geisteswissenschaften.³⁷⁸ Sprangers Schüler Günther, der das „Sichselbstverstehen“ als Zwischenstufe zum „Fremdverstehen“ erforschte, grenzte sich spöttisch von jenem „Ressentimenttypus“ ab, der mit der ethnischen auch die kulturelle Exklusivität der Nationen und Rassen verteidigte.³⁷⁹ Der seit 1930 mit Spranger zusammenarbeitende Wichmann wies darauf hin, wie zufällig und damit unbedeutend rassische Unterschiede seien, wie stark hingegen eine Nation werden könne, wenn sie verschiedene Volkstümer in sich aufnehme. Als pädagogischer Verfechter des kulturkundlichen Unterrichts wollte er dem Volkstum ohnehin die Aufgabe zuweisen, sich „menschheitlich“ zu läutern.³⁸⁰ In sehr unspezifischer Weise operierte Heinrich Maier vor 1918 mit einem „Rassetrieb“, der aber nur eine allgemeinmenschliche Kraft bezeichnete, die das Individuum für die Lösung von „Menschheitsaufgaben“ einspanne. Seine Abneigung gegen die Annahme von „Kollektivsubjekten“ (der Klasse wie der Rasse) ließ ihn später dekretieren, daß rassentheoretische Erwägungen aus soziologisch-historischen Bestimmungen des Volkes ferngehalten werden müßten. Das „sittlich-persönliche Streben“ komme zwar im Volk zur Entfaltung, aber dies sei Willensgemeinschaft, konstituiert durch die gemeinsame Verpflichtung auf überzeitliche Werte. Durch die allgemeine sittliche Norm, welche „Lebensvollkommenheit“ gebiete, sei jedes Volk aufgefordert, sein soziales Ideal danach auszurichten. Auch für die Staatsbildung sei der ethnische Faktor von nur relativem Gewicht, wenngleich die Erfahrung zeige, daß die gemischt-völkischen Staatsgebilde keinen gefährlicheren Gegner hätten als die darin zusammengezwungenen Volkstümer.³⁸¹ Haering, der die „Naturseite“ des menschlichen Zusammenlebens gering, die Bedeutung des individuellen freien Willens, die Aktivität des schöpferischen „Geistes“, um so höher ansetzte, reagierte mit entsprechender Verständnislosigkeit auf „rassenmaterialistische“ Erklärungen historischer und gesellschaftliche Prozesse. Insbesondere stand für ihn die Behauptung der Vererbbarkeit

376 Hildebrandt 1928a, S. 12f.

377 Rickert 1923, S. 8f.; ders. 1924b, S. 108f. - Erst 1934, S. 167f, folgte dann ein Zugeständnis: Nicht alle Kulturen sind von jeder beliebigen Rasse zu verwirklichen. Die Begabung der Griechen etwa sei durch deren natürliche Rasse bedingt gewesen. Trotzdem gab Rickert wieder zu bedenken: Die Bedeutung des natürlichen Lebens für die Kultur dürfe man nicht überschätzen, sie sei nur eine Bedingung, nicht etwas, was für sich Eigenwert habe.

378 So Spranger 1933c; zu weiteren Einlassungen bis 1944: B III.

379 Günther 1926a, S. 317; ders. 1929b.

380 Wichmann 1923, S. 254, 261; ders. 1930, S. 11.

381 Maier 1908, S. 772; ders. 1935 (geschrieben vor 1933), S. 248ff, 359ff.

erworbener Eigenschaften naturwissenschaftlich auf zu schwachen Füßen, so daß er weiter an der Autonomie und Spontaneität der nur erziehungsbedingt verschieden ausgeformten Gemeinsamkeit der geistig-seelischen Anlagen aller Menschen festhielt.³⁸²

Zu den schärfsten Kritikern der geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Adaption des Rassebegriffs zählte der Darmstädter Philosoph Julius Goldstein. Auch für ihn setzten die Völkischen nur den Materialismus des 19. Jahrhunderts fort. Die einzig angemessene soziologische Betrachtung des keinesfalls auf „Blut und Rasse“ reduzierbaren „Volkes“ führe zur pragmatischen Annahme, daß Wertordnungen als „Gruppierungsmotive“ den temporären Zusammenhalt einer Gesellschaft stiften.³⁸³ Gegen L. F. Clauß, den neben Günther Ende der 20er Jahre erfolgreichsten Popularisator der Rassentheorie, verwies der Marburger Habilitand Karl Löwith darauf, daß sozialökonomische Faktoren die seelische Konstitution der Individuen und den Phänotyp der „Volkscharaktere“ ungleich stärker beeinflussen würden als die schematisierend gehandhabten, empirischer Forschung unzugänglichen, platonischen „Rassenseelen“.³⁸⁴

Ernst von Aster, Beiträger für Goldsteins „Der Morgen“, argumentierte insoweit positivistisch, wie für ihn „Volk“ und „Nation“ nur abstrakte Begriffe waren, denn wissenschaftlich faßbar sei nur das Individuum. Und dessen seelische Struktur lasse ein organisches Verhältnis zum Allgemeinen des Volkes gar nicht zu. Wenn es aber mehr sei, als die bloße Ausgliederung seines Volkes, dann bestehe kraft seines Menschseins eine Verwandtschaft mit allen anderen Individuen. Auf objektive Faktoren wie „Abstammung“ sei eine Nation nicht zu gründen, allenfalls evoziere der Wille zur Nation die *Fiktion* gemeinsamer Abstammung: Das „Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Wille zu staatlich geeinter Existenz schafft die Nation, der einzelne gehört der Nation, der er sich in diesem Sinne verbunden weiß und verbinden will. Die Existenz einer Nation ist gewissermaßen eine täglich wiederholte Volksabstimmung“, eine von Renan übernommene Ansicht, der sich auch Driesch, der den Rassebegriff für wissenschaftlich obsolet erklärte, anschloß. Mit der gegen den „romantischen Naturalismus“ zielenden These, wonach das Individuum Volk und Nation transzendiere, fühlte sich der Sozialist von Aster dem christlichen Glauben nahe, für den alle Menschen Kinder Gottes seien und eine internationale Gemeinschaft bildeten, die über den Volksgemeinschaften stehe.³⁸⁵

Von Seiten konfessionell gebundener Philosophen wurden ähnliche Einwände gegen die Verwendung des Rassebegriffs erhoben. Seine politische Brisanz nahm man jedoch kaum wahr, so daß es bei gelegentlichen Warnungen blieb, die noch stark anti-materialistisch eingefärbt waren. So beklagte der Protestant Koppelman die „Ersetzung des höchsten Guts

371 Haering 1921, S. 336; ders. 1925.

372 Goldstein 1927, S. 42. - Auch für Goldstein stellte die unerläßlich scheinende „Homogenität“ gesellschaftlicher Großverbände ein Problem dar. Insoweit war er gezwungen, seine Ansicht vom „Volk“ als Wert- und Willensgemeinschaft zu modifizieren: Mit den in Jahrhunderten gewachsenen „Volkscharakteren“ müsse man wohl rechnen. Sie seien das Ergebnis vielfacher Faktoren: Klima, geographischer Lage, ökonomischer und politischer Schicksale und - eines konstanten Faktors unter vielen Variablen: der Rasse (ders. 1921a, S. 84, 130); vgl a. ders. 1928.

373 Löwith (1926) 1981, S. 206.

374 v. Aster 1927b, S. 422f.; ders. 1933 (geschrieben vor dem 30. 1. 1933), S. 8f. - Driesch 1922a, S. 348f.; ders. 1927a, S. 148: Große Männer prägen den Volkscharakter, „Rasse“ habe darauf nur geringen Einfluß; überhaupt sei das Insistieren auf das „Wesen“ eines Volkes ein Nonsens.

durch minderwertige Surrogate". Der „Kultus der Rasse", des Volkstums, des nationalen Staates und des nationalen Chauvinismus sei Frevel an heiligsten Gütern der Menschheit und bezeuge den fehlenden Glauben an das Walten einer höchsten Vernunft.³⁸⁶ Ebenso subsumierten die Katholiken Hessen, Rosenmöller und Artur Schneider die Rasse unter die fortschreitende „Vergötzung der endlichen Güter".³⁸⁷

Wenige Philosophen thematisierten „Rasse" im kaum tangierten Kontext der Judenfrage, wenn sie davor warnten, unter Berufung auf die Rasse die Einheit der Nation zu gefährden. Für Verwey waren die „rechten Rassenfanatiker" 1924 nicht anderes als eine „Bürgerkriegspartei". Haering meinte 1925, daß „Volkseinheit" keinesfalls die Gleichartigkeit der „Volkszugehörigen", ihre „Biologie", voraussetze. Müller-Freienfels schrieb 1930, und von Aster noch 1932, daß „Rassenfrage" und „Antisemitismus" die nationale Einheit zerreißen könnten. Im Entscheidungsjahr 1932 wollte es auch Nohl nicht zulassen, die Nation auf „Blut und Geschichte" zu reduzieren.³⁸⁸

Die Judenfrage

Wie der Komplex Volk und Rasse eine Domäne deutschnational-völkischer Denker war, so natürlich auch die Thematisierung der Judenfrage, d. h. nach einer Definition des Jüdischen Lexikons' von 1923, die „Gesamtheit der durch das Zusammenleben der Juden mit anderen Völkern entstandenen Probleme".³⁸⁹ Aus der Abgrenzung einer germanisch-deutschen Kontinuität der Philosophiegeschichte gegen ihre angeblich jüdisch-kosmopolitische Interpretation und Umdeutung war 1917 die institutionelle Abspaltung von der Kantgesellschaft, die Deutsche Philosophische Gesellschaft, entstanden (s. u. A III. 2). Doch weder im Schrifttum der DPhG-Protagonisten noch in dem ihrer Sympathisanten und Widersacher blieben jene aus dem „Zusammenleben der Juden mit anderen Völkern" resultierenden Probleme auf philosophiehistorisch-exegetische Fragen begrenzt. Die Kontrahenten bemühten sich um die grundsätzliche Klärung der Phänomene germanisch und jüdisch. Und von diesen prinzipiellen ließen sich die akzidentiell-aktuellen Streitfragen selten trennen, so daß die Dispute die ganze Palette der in den 20er Jahren akuten Konflikte abdeckten: das reichte vom jüdischen Einfluß in Staat und Wirtschaft bis zum theologisch-kirchenpolitisch brisanten Problem des Verhältnisses zwischen Altem und Neuem Testament. Nur kam die Judenfrage außerhalb völkischer DPhG-Zirkel zu keinem Zeitpunkt über den Rang eines Randthemas hinaus. Auch zu den Hochzeiten judenfeindlicher Publizistik, zu Beginn und zum Ende der Weimarer Republik, mischten sich nur auffällig wenige Philosophen in diese Kontroversen ein. Aktiven Anteil an der jüdischerseits als „Abwehrkampf deklarierten anti-völkischen Propaganda nahmen eigentlich nur Walter Kinkel und Julius Goldstein, sporadisch unterstützt von

386 Koppelman 1920, S. 273; ders. 1922, S. 112: gegen die „Züchtungsmoral", ebd., S. 113, äußert auch dieser Verfasser die Überzeugung, daß es „tiefstehende Rassen" gebe.

387 Hessen 1924, S. 22. - Rosenmöller 1928b, S. 167. - A. Schneider 1934 (zuerst 1927), S. 94ff.

388 Verwey 1924a, S. 83f.; ders. 1921, S. 102: Einer Nation könnten verschiedenartige Menschen angehören. „Eine entgegengesetzte Auffassung würde dahin führen, etwa die Juden als einen Fremdkörper innerhalb der deutschen Nation anzusehen und die zionistische Bewegung aus nationalen Gründen willkommen zu heißen." - Haering 1925, S. 87. - Müller-Freienfels 1930, S. 24. - v. Aster 1933, S. 24f. (zur entsolidarisierenden Wirkung des Rassegedankens). - Nohl 1933, S. 7. - Vgl. schon Mehlis 1915, S. 112f.: Die verfehlte Rassetheorie löst die Einheit der Nation auf.

389 Jüd. Lexikon 1923, Bd. III, Sp. 421.

Messer, Lessing, Strecker, von Aster und dem an der Pädagogischen Akademie Stettin lehrenden Richard Müller-Freienfels.³⁹⁰

Daneben gab es Wortmeldungen von Baumgardt, Liebert, von Aster, Cassirer³⁹¹ und Benrubi³⁹², um die Verdienste jüdischer Denker in der deutschen und europäischen Geistesgeschichte zu würdigen. Und es erhoben sich noch einige keineswegs philosemitisch gemeinte Stimmen wie die von Kurt Hildebrandt und Hermann Schneider, die dem „Antisemitismus“ widerstanden. Andererseits schien die kleine Schar der Deutschnationalen, wiederum abgesehen von einigen DPhGlern, das Thema für so unbedeutend zu halten, daß etwa die seltenen Ausfälle Brunstäds das Reservoir antijüdischer Polemik schon fast erschöpften.

Die ganze polyphone Diskussion war gekennzeichnet durch ambivalente Wertungen. Goldstein, der 1921 erstmals ausführlich zu „Rasse und Politik“ Stellung bezog, und der 1927 eine „soziologische Erörterung der völkischen Denkart“ präsentierte, war es darum zu tun, dem jüdischen „Wesen“ zugeschriebene negative Eigenschaften historisch-soziologisch abzuleiten. Dabei ersetzte er aber die völkische Wertordnung der Rassen durch eine der Kulturen, wenn er zustimmend Franz Oppenheimer zitierte:³⁹³

„Hier klafft der erste große Unterschied zwischen den Ostjuden und denjenigen von uns Westjuden, die in der Kultur ihres Geburtslandes aufgewachsen sind. Wir sind sämtlich Kulturdeutsche [...] Wir können nicht Kulturjuden sein, denn die jüdische Kultur, wie sie in den Ghetti des Ostens aus dem Mittelalter herübergerettet worden ist, steht unendlich tief unter der neuzeitlichen Kultur [...], die Ostjuden aber können unmöglich Kulturrussen, Kulturrumänen [...] sein, denn die mittelalterliche jüdische Kultur steht gerade so hoch über der osteuropäischen Barbarei, wie sie tief unter der westeuropäischen Hochkultur steht.“

Nicht aus antijüdischen, aber aus politisch-kulturellen und ökonomischen Gründen nahm Goldstein darum eine ablehnende Haltung zur „unkontrollierten Einwanderung zivilisatorisch verstümmelter Ostjuden“ ein.³⁹⁴ Von einer durch den östlichen Zustrom vielleicht er-

390 Müller-Freienfels, geb. 1882 als Sohn eines Gymnasiallehrers in Bad Ems, gest. 1949 in Weilburg. Literarhistorische Prom. in Tübingen 1904. 1906 StE für Lehramt an höheren Schulen (Deutsch, Französisch, Erdkunde). 1909-1923 Oberlehrer in Berlin-Wilmersdorf, dann bis 1930 Studienrat am Stadt. Reformgymn. Grunewald. 1921-1930 Lehrbeauftragter f. Philosophie/Psychol./Pädag. an der Staatlichen Kunstschule und an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik. 1930-1932 Prof. f. Psychol./Pädag. an der PädAk. Stettin, 1933-1938 LA Philos./Pädag. an der Berliner Handelshochschule; wg. jüdischer Versippung“ entlassen. Gab von 1938 bis 1942 Dessoirs „Zeitschrift für Ästhetik und allg. Kunstwissenschaft“ heraus. Zum 1. 5. 1933 in die NSDAP eingetreten. Von seinem Nachrufer trotzdem zu Recht als „wirklicher Demokrat und Friedensfreund“ gewürdigt (Heymann, in: Böhme 1950, S. 18). - Angaben nach Böhme 1950, S. 11-14; Heymann, S. 15-19. - Hesse 1995a, S. 525-527. - BAZ, MF.

391 Zur Beteiligung von Cassirer und Hans Ehrenberg an der Auseinandersetzung Bauch - Cohen s. u. A III. 2.

392 Isaak Benrubi, geb. 1876 in Saloniki, gest. 1943 (?). Promotion bei Eucken in Jena 1904, Habil. Genf 1914, LA für französische Philosophie an der Universität Bonn 1930-1932 (nach Wenig 1968, S. 18). - Die Verlängerung des LA scheiterte Anfang 1932 am Einspruch vor allem der Naturwissenschaftler in der Fakultät, die die knappen Mittel deutschen Dozenten zukommen lassen wollten. Vgl. Benrubi an W. Windelband v. 19. 2. 1932, in: GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 55, Bd. XII, Bl. 100-102.

393 Goldstein 1927, S. 69f.

394 Ders. 1921a, S. 18.

reichbaren jüdischen Sonderexistenz und Parallelkultur mitten in der westeuropäischen Hochkultur wollte er folglich nichts wissen. Nicht einmal die Berufung auf die Rechte autochthoner slawischer Minderheiten wie der Wenden oder Masuren sollte den Juden in Deutschland gestattet sein. Denn die Juden hätten nicht nur kein geschlossenes Siedlungsgebiet, sie hätten auch einen ungleich größeren Anteil an Wirtschaft und Kultur der Deutschen, und sie verfügten über ein Ausmaß internationaler Kontakte, die sie als Minderheit mit Sonderrechten im Konfliktfall leicht als Feinde im eigenen Land erscheinen ließen.³⁹⁵

Einem Konnubium mit kultivierten westeuropäischen Juden redete auch Hildebrandt das Wort, zumal er annahm, daß eine Verwandtschaft zwischen westeuropäisch-dinarischen und hettitisch-jüdischen Rassestämmen bestehe. Selbstverständlich müßten die minderwertigen Ostjuden und die Franzosen, „die Neger in ihre Nation aufnehmen“, von solchen Plänen einer „Heiratsgemeinschaft mit europäischen Nationen“ rigoros ausgeschlossen werden.³⁹⁶

Recht ambivalent fielen auch die Reflexionen Müller-Freienfels' aus, der 1922 feststellte: „Es gibt gerade unter den Juden viele, die schon dort Antisemitismus wittern, wo man bloß ausspricht, daß der Jude anders ist als der Deutsche germanischer Rasse.“ Dies sage er nicht als Antisemit, aber in dem Bewußtsein der Tragik des in seinem Volkstum wurzelnden Juden, der zugleich in eine rassefremde Kultur verflochten sei. Eines der schwierigsten nationalen Probleme der deutschen Kultur liege in der Klärung der Beziehungen zu diesem tragisch zerrissenen Judentum. Wenig hilfreich sei es dabei, den Juden das „Unerfreuliche der Gegenwart“ ins Schuldbuch zu schreiben, da man zwischen Anlage und sozial bedingtem Verhalten trennen müsse: „So ist z. B. das ‚Zersetzende‘, das man den Juden vorzuwerfen pflegt, zum guten Teil nur Folge davon, daß der Jude gesellschaftlich in die Opposition gedrängt war; viel davon würde sich verlieren, wenn er soziale Gleichberechtigung erhielte.“ Bei allem Entgegenkommen blieb Müller-Freienfels aber dabei, daß die Jüdische Art“ jedenfalls „anders“ als die deutsche sei. Eigenartig jüdisch sei z. B. ein „verbalistischer Rationalismus“, der philosophisch bis zur „Rabulistik“ ausufere. Ebenso lasse sich ein ausgeprägter Sinn für alles, was zeitgemäß, modern sei sowie eine Begabung fürs Maklertum an ihnen beobachten. Weniger schöpferisch als ihre Wirtsvölker, hätten sie sich aufs stärkste in der kapitalistischen Geldwirtschaft engagiert.³⁹⁷

Noch nach 1933, mit Blick auf die antijüdischen Maßnahmen der deutschen Reichsregierung, wollte der exilierte Katholik und Dollfuß-Propagandist Dietrich von Hildebrand nicht entscheiden, ob die Juden in ihrer Mehrzahl nicht wirklich „unangenehm“ seien, zumal die

395 Ders. 1927, S. 86ff.

396 Hildebrandt 1924, S. 15f. Die Kritik richtet sich gegen Hans F. K. Günther wie gegen die Zionisten, die übereinstimmend für eine „Herauslösung“ der Juden aus Europa warben. Hildebrandt schloß sich Nietzsches Vorschlag einer gerade den Deutschen nicht schadenden „Beimischung“ an, beschränkt freilich auf die Westjuden. Diese Vorschläge präsentierte Hildebrandt in der von Arthur Kronfeld hg. Reihe ‚Kleine Schriften zur Seelenforschung‘. Kronfeld, Dr. med. (1909) et phil. (1912 bei Messer), seit 1913 Hildebrandts Kollege in der Nervenklinik Dalldorf, 1927 von Bonhoeffer in Berlin habil., 1931 nb. ao. Prof. Der jüdische Sozialdemokrat Kronfeld war führend im Verband Sozialistischer Ärzte aktiv, arbeitete von 1919 bis 1926 mit Magnus Hirschfeld im Institut für Sexualwissenschaft zusammen, war L. Nelson freundschaftlich verbunden. Nach 1933 Emigration nach Moskau, dort im Oktober 1941 Freitod. Vgl. Kronfeld 1988.-Hildebrandt 1928a, S. 16f.

397 Müller-Freienfels 1922, S. 215-217.

Antipathien der Österreicher gegenüber den „zersetzenden“ Juden wohl „nicht ganz unbeeinträchtigt“ seien. Nur gelte solange sie Verfolgung litten: Kein Wort gegen die Juden!³⁹⁸

Hermann Schneider schwankte bereits 1910 in der Beurteilung, als er seiner voluminösen Kulturgeschichte der Babylonier und Juden ein „Nachwort zum modernen Judentum“ anfügte. Darin präsentierte er die bald darauf von Werner Sombart („Die Juden und das Wirtschaftsleben“, 1911) katalogisierten gängigen Negativurteile über Juden als rationalistische „Individualatomisten“ und unproduktive, parasitäre Nutznießer der bürgerlich-demokratischen Staatsform, des Kapitalismus und Kosmopolitismus. Trotzdem gab er zu erkennen, welch ein „unschätzbarer Bundesgenosse des Fortschritts“ das moderne Judentum wegen seiner „Immunität gegen die christlichen Kirchen“ wäre, falls der „Kampf rückständiger und fortschrittlicher Geister um die Herrschaft [über] die Massen“ einsetzen sollte.³⁹⁹

Mitte der 20er Jahre, als Schneider Fortschritt und deutschen Sozialismus gleichsetzte, verschärften sich seine antijüdischen Einstellungen. Doch bezogen sie sich allein auf die Juden als Kapitalisten, die er gleichwohl für weniger „gefährlich“ als die Angelsachsen, die Franzosen oder die deutschen Kapitalisten hielt. Denn der kapitalistische Angelsachse habe längst „den Juden überjudet“ und aus dem „Schacher- und Wucherwesen“ ein „System der Weltbeherrschung“ gemacht. Soweit es ein „internationales Judentum“ gebe, sei es nur als Juniorpartner des westeuropäisch-amerikanischen „Weltkapitalismus“ eine Gefahr für den werdenden deutschen Sozialismus.

Der seiner kapitalistischen Gesinnung entsagende Jude schien hingegen in die „kulturelle Willensgemeinschaft“ integrierbar. Mit ihm sei sogar eine „Blutsgemeinschaft“ verantwortlich. Der promovierte Mediziner Schneider verbannte die völkische „Wahnvorstellung“ von der „Sünde gegen das Blut“ ins Milieu der „Hintertreppenliteratur“: Die der weißen Rasse angehörenden Juden seien schließlich keine Neger, und „die paar hunderttausend Juden (selbst die Ostjuden in Deutschland einbegriffen) verschwinden in wenigen Jahrzehnten in unserer Nation, wenn der Parteihaß aufhört, den Eindeutschungsvorgang zu hindern und zu stören.“⁴⁰⁰

Nicht frei von Widersprüchen waren auch die Versuche zu positiver geistesgeschichtlicher Traditionsstiftung. So reduzierte Cassirer den ideellen Gehalt des Judentums auf jenen ethischen Universalismus, der den Propheten, Spinoza, Mendelssohn und Cohen gemeinsam sei, darauf also, „to set and hold universal ethical Standards for humanity“ und „to negate, oppose and contrast mythical figuration on all levels of its appearance“ (Mali).⁴⁰¹ Besonders die mit dieser Absicht erfolgte Vereinnahmung Mendelssohns stieß bei David Baumgardt auf Widerspruch: Der Freund Lessings sei kein „Erzrationalist“ gewesen. Er habe die „Welt des Zeremonials“ als Ausdruck seelischer Eigenart großer religiöser Schicksalsverbände anerkannt und das innerlich A-Rationale des Glaubens *nicht* zu rationalisieren versucht. Ebenso müsse Spinoza nicht als Rationalist und womöglich noch Materialist, sondern in seinem

398 v. Hildebrand (1934 und 1936) 1994, S. 230ff, 319ff. Ähnlich Dyroff schon 1920, S. 5: Die gläubigen Juden stünden den Katholiken natürlich näher als die „Reformjuden“, die er in einem Atemzug nannte mit Sozialisten und Freidenkern, die wütend gegen die ewigen Grundlagen aller Sittlichkeit anstürmten.

399 H. Schneider 1910, S. 659-664.

400 H. Schneider 1925, S. 97-114.

401 Cassirer 1920 (zu Cohen), 1929b und 1929c (zu Mendelssohn) und 1932c (zu Spinoza). Über Cassirers Verhältnis zum Judentum: Mali 1986 (hier: S. 211) und Paetzold 1995, S. 128-147.

„Führertum zum metaphysischen Sehen“ verstanden werden. Selbst bei Cohen sei um 1870 nachzuweisen, wie er das spezifisch jüdische Nationalerbe ängstlich im Privaten hütete, damit es ihn in seinem Kampf um die egalisierende Gleichberechtigung nicht behindere. Eine Rücknahme der (von Cassirer so exponierten) universalen, messianischen Tendenzen zugunsten des eigenartig Jüdisch-Nationalen müsse daher als gesunde Korrektur des einseitigen Liberalismus im Judentum begrüßt werden.⁴⁰²

Die jüdische Philosophie gar nicht festgelegt wissen wollte der in Berlin wirkende Emeritus Ludwig Stein⁴⁰³. In einem Vortrag über „Die Juden in der Philosophie der Gegenwart“ führte er aus, daß es keine Jüdische Geheimbündelei“ inmitten der außerjüdischen Kultur gebe, jüdische Denker mithin in allen philosophischen Strömungen zu finden seien. Nicht einmal eine gern unterstellte Vorliebe für den Materialismus lasse sich nachweisen. Eher sei bei aller Verschiedenheit noch zu registrieren, wie „die Juden in der Philosophie stets auf der Seite des Idealismus stehen“.⁴⁰⁴

Ein „spezifisch jüdisches Erbgut“ nahm von Aster bei Spinoza, Mendelssohn und Cohen wahr, führte dies aber auf Erziehung, keinesfalls auf „Blut und Rasse“ zurück. Daher konnte er behaupten: „Es gibt keine jüdische Philosophie in Deutschland, sondern jüdische Denker in der Entwicklung der deutschen Philosophie.“⁴⁰⁵ Solche Ansichten radikalisiert, hatte der aus griechischem Judentum stammende Isaak Benrubi schon früh erklärt, daß die Konstruktion nationaler philosophischer Traditionen einen Anachronismus bedeute, da doch z. B. der Cusaner oder Paracelsus europäische Gestalten seien.⁴⁰⁶ Dem stimmte auch der junge Habilitand Alfred Klemmt zu, der (vor 1933!) in Spinozas Geisteshaltung zwar „typische Wesensmerkmale seiner Rasse“ entdeckte, diese aber für belanglos erachtete, da der „Kern der Weltanschauung dieses jüdischen Philosophen“ aus der national und rassistisch indifferenten „Tiefe einer einzigartigen Persönlichkeit“ geschöpft sei.⁴⁰⁷ Schingnitz, Baensch und Mehlis, Denker, die wie Klemmt bald zum Nationalsozialismus oder Faschismus überliefen, ließen in ihren Beiträgen zur Spinoza-Forschung der 20er Jahre ähnliche Aversionen gegen einen „einseitigen“ rassistischen Determinismus erkennen.⁴⁰⁸ Dagegen gaben ausgerechnet Lieberts⁴⁰⁹ „Kantstudien“ Ansätzen zu einer völkischen Segmentierung der Philosophiegeschichte Raum - allerdings nur in einer zionistischen Variante⁴¹⁰.

402 Baumgardt 1927b+c (zu Spinoza), 1928 (zu Cohen) und 1929a (Mendelssohn); zusammenfassend zu Spinoza und Mendelssohn: ders. 1932a; ders. 1932b+c (zu Spinoza).

403 Stein (1859-1930), aus einer jüdischen Familie in Ungarn stammend, Schüler Eduard Zellers, 1886 in Zürich habil., 1891-1910 oö. Prof. f. Philosophie in Bern, danach in Berlin privatisierend, Hg. des „Archivs für Geschichte der Philosophie“ und des „Archivs für systematische Philosophie“.

404 Nach einer Vortragsrezension in der „Vossischen Zeitung“ v. 25. 11. 1925. Der Vortrag fand vor dem Verein für jüdische Geschichte in Berlin statt.

405 v. Aster in der CV-Zeitung, 1927a, S. 445f.

406 Benrubi 1917, Sp. 736-738; ders. 1928, S. 2.

407 Klemmt 1927, S. 364. Zu Klemmt s. u. B I.

408 Schingnitz 1925, S. 13 (keine ausschlaggebende Beeinflussung durch rabbinisch-kabbalistische Schriften). - Baensch 1911, S. 12 (Kern der spinozistischen Philosophie sei die Mystik; von jüdischen Prägungen wollte Baensch nichts wissen; daran hielt er 1919 in der Einleitung der ‚Ethik‘ und 1927 in seinem Beitrag für den Jubiläumsband der „Kantstudien“ fest). - Mehlis 1923, S. 23 (die einzige Berührung mit dem Judentum: er sei ein Opfer des „Fanatismus seiner Glaubensgenossen“).

409 Liebert gab 1912 ein Diltheys Andenken gewidmetes ‚Spinoza-Brevier‘ heraus. Im Nachwort vermied er jede Erwähnung jüdischer Bezüge. Stattdessen betonte er die „auf wissenschaftliche Erkenntnis und

Bei den Deutschnationalen schließlich stoßen wir abermals auf Ambivalenzen. Der Pastorensohn Hans Leisegang mochte das Alte Testament nicht preisgeben und schrieb 1931 den lauter werdenden Deutschen Christen ins Stammbuch, daß das Christentum keine Religion des Blutes und der Rasse, sondern die einer Gemeinde des Geistes sei. Zuvor hatte er sich in seinen ‚Denkformen‘ sehr skeptisch zur Möglichkeit geäußert, „physiologische“ Zusammenhänge etwa zwischen der jüdischen Rasse und der rationalistischen Denkform nachweisen zu können. Andererseits bewegte ihn eine heftige Abneigung, wenn er das „moderne Kulturjudentum“ und seinen Repräsentanten Hermann Cohen ins Visier nahm. Cohen machte er für einen universalistischen Ethizismus und Kosmopolitismus verantwortlich, der den Volksbegriff aus der praktischen Philosophie eliminieren wolle.⁴¹¹

Brunstäd griff auf einem DNVP-Parteitag die deutschen Juden als Wortführer des „atomistischen Individualismus“ an, die ihr Wirtsvolk in den „internationalen Zivilisationsbrei“ verrühren wollten. Er lobte daher die jüdenfeindliche Bewegung, die gegen die Gefahr der „Judenherrschaft“ völkische Instinkte wachgerufen habe. Trotzdem stifte die Abwehr jüdischer Machtansprüche noch keine Volkseinheit. Gegenmaßnahmen wie die Verhinderung von jüdischer Zuwanderung, die statistische Aufdeckung jüdischer „Verteilung und Machtstellung“ in der Gesellschaft, die Schaffung einer Gegenöffentlichkeit als Reaktion auf die jüdische Manipulation der öffentlichen Meinung – diese Initiativen seien zweitrangig gemessen an der positiven Aufgabe der seelischen Selbstreinigung. Da man dabei nicht von ethnischen Determinanten behindert werde („wir sind doch nicht Sklaven unseres Blutes“), stehe auch Juden, die „innere Umwandlungen“ vollzogen hätten, die deutsche Volksgemeinschaft offen⁴¹²

Die praktisch in allen politischen Lagern anzutreffende Unterscheidung zwischen einer „guten“, in der Regel integrationsfähigen, assimilationswilligen, „kulturtragenden“ jüdischen Minorität und der rassistisch wie moralisch fremdartig-minderwertigen Majorität zügelte vielleicht die Bereitschaft, sich öffentlich projüdisch zu engagieren, da man fürchten mußte, nicht ausschließlich als Fürsprecher der „guten“ Minderheit identifiziert zu werden. Wie erwähnt war es fast allein Walter Kinkel, der seit 1928 regelmäßig in den „Abwehrblättern“ des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ gegen völkische Ritualmord-Propaganda,

Geistesfreiheit gegründete idealistisch-monistische Weltanschauung“ als Charakteristikum des Spinozismus, wovon sich „noch heute“ weite Kreise der Gebildeten, namentlich das Freimaurertum, angesprochen fühlen könnten (ebd., S. 178).

410 So rezensierte Rabbiner Abraham Schlesinger (1882-1961), Verfasser einer ‚Einführung in den Zionismus‘ (1921), die Gedenkrede des Jerusalemer Literaturwissenschaftlers Joseph Klausner: ‚Der jüdische Charakter der Lehre Spinozas‘. Nach Klausner sei das Judentum auch „nationale Weltanschauung auf einer religiös-ethischen Grundlage“. Das erleichtere es, Spinoza für das auf dem Boden Palästinas in seiner „religiös-nationalen Totalität“ wieder auflebende Judentum zurückzugewinnen, etwa aufgrund der sozialen Ethik oder seiner Lehre vom amor Dei intellectualis, die „rein jüdische Züge“ trage (Schlesinger 1930). – Ähnlich Schlesingers Rezension der 1921 in deutscher Sprache veröffentlichten Cohen-Monographie des Zionisten Joseph Klatzkin (1882-1948): Das Erkennen aus einem Willen sei der Stil des im Werk Cohens besonders lebendigen jüdischen Geistes (Schlesinger 1925, S.536f.).

411 Leisegang 1928, S. 451f.; ders. 1929b, S. 178 f; ders. 1930a, S. 8; ders. 1931b, S. 10-13. Vgl. a. ders. 1931a, S. 279 (Abgrenzung Lessing-Mendelssohn).

412 Brunstäd 1921, S. 15-17; ders. 1927, S. 155 (jüdischer Einfluß habe die Demokratie in die radikal aufklärerische, d. h. individualistische Richtung gedrängt); ders. 1928, S. 78.

„Blut-Aberglauben“ und die „Krankheitserscheinung des Antisemitismus“ agitierte.⁴¹³ Neben Kinkel erinnerte Messer gelegentlich daran, daß Vorstöße wie der Max Wundts über den „ewigen Juden“ der „Aussaat des Hasses“ dienten und Morde provozierten wie jenes tödliche Attentat auf Walther Rathenau.⁴¹⁴

1.2. Die Außenpolitik der Weimarer Republik: Politische Kommentare zu Deutschlands Lage und Zukunft

Die Kriegsniederlage, der militärische Zusammenbruch des Kaiserreichs, der in Versailles erzwungene Abschied Deutschlands von seiner Großmachtposition, das Verhältnis zu den vom Versailler Friedensdiktat nicht nur territorial profitierenden europäischen Nachbarn des verkleinerten Reiches, die Einschätzung der neuen Weltmächte USA und UdSSR, die sich Ende der 20er Jahre wieder eröffnenden mitteleuropäischen Perspektiven (Zollunion mit Österreich), „Locarno“, die Aufnahme in den Völkerbund, paneuropäische Projekte, Abrüstungsfragen und Pazifismusdebatten, - das waren, unvollständig aufgelistet, die aktuellen außenpolitischen Herausforderungen, die deutsche Philosophen in ihren politischen Kommentaren beschäftigten. Die sachlichen Konvergenzen, die bei der Untersuchung ihrer innenpolitischen Positionen sichtbar wurden, werden noch deutlicher in den außenpolitischen Stellungnahmen zutage treten. Sehr im Gegensatz zu den Historikern oder den regelmäßig noch näher am „Fall“ orientierten Juristen überfrachteten Philosophen konkrete Probleme mit prinzipiellen Lösungsangeboten und transzendierten aktuelle Konflikte auf die Ebene epochaler Gegensätze. Das verlieh ihren Analysen und Prognosen einen auffällig idealistisch bis illusionistischen, die Grenze zur praktisch-politischer Irrelevanz mitunter überschreitenden Charakter. Wiederum sollte die Realpolitik auf universalistische Kulturwerte verpflichtet werden. Die innenpolitisch leitende Vorstellung von der ideellen Integration der Klassengesellschaft fand darum bei vielen Philosophen, parteiübergreifend, ihr außenpolitisches Pendant in der Vision einer wertidealistisch geeinten Menschheit.

413 Kinkel 1928a; ders. 1928b; ders. 1929a-e (Rückgriff auf philosemitische deutsche Tradition, deren Zeugen G. E. Lessing und Wilhelm von Humboldt seien); ders. 1930a und 1930b; ders. 1931a und 1931b.

414 Messer 1927a, S. 119 und 1927b (Messers Duplik auf Wundt 1927). Ähnlich seine Verteidigung Th. Lessings gegen antijüdisch motivierte Angriffe (Messer 1926b). - Vgl. auch die kurzen Adressen zum Jubiläum des „Abwehr-Vereins“ (1931) von Th. Lessing (Hoffnung, der verdienstvolle Verein werde eines Tages überflüssig) und Müller-Freienfels (gegen den unwissenschaftlichen Rassefanatismus). - v. Aster 1924, S. 244 („Antisemitismus“: erspare das Nachdenken über die eigenen Fehler, „Rassetorheit“ als Zeichen einer realitätsfernen Geistesverfassung); ders. 1927b, S. 423 (Hinausdrängen der Juden aus der nationalen Bewegung sei „Äußerung des deutschen Kastengeistes“). - Ewald 1922, S. 135 (der Freund Otto Weiningers polemisierte hier gegen den „überlaut gewordenen Antisemitismus“, bezichtigte aber zugleich das Judentum, einen unerträglichen „Stammesegoismus“ zu pflegen). - Angeblich hat auch Eucken kurz vor seinem Tod gegen die antijüdischen Protokolle der Weisen von Zion Stellung bezogen („Rudolf Euckens Vermächtnis“, in: „Abwehr-Blätter“ 36, 1926, S. 110f; ebd. 37, 1927, S. 16f, zum Dementi der Witwe Euckens).

1.2.1. Waffenstillstand, Hoffnung auf Präsident Wilson, Versailles und Deutschlands welt-politische Zukunft

Da die Novemberrevolution mit ihren innenpolitischen Folgen die größere Aufmerksamkeit beanspruchte, schien man sich nicht nur unter den Philosophen wenig um die außenpolitischen Konsequenzen des Waffenstillstandes kümmern zu wollen. Nur mit diesem Desinteresse ist der bis zum Frühjahr 1919 vorherrschende Illusionismus zu erklären, der aus den außenpolitischen Kommentaren sprach. Die Hoffnung auf das 14-Punkte-Programm des US-Präsidenten Wilson und eine weitverbreitete machtpolitische Abstinenz, die Deutschlands Platz im Mächtekonzert verwaissen lassen wollte, bestimmte den Grundtenor der meisten Wortmeldungen. Die Ideologie der „Verständigungspolitik“ der Reichtagsmehrheit vom Juli 1917, die in Troeltsch einen ihrer akademischen Vordenker hatte, und deren Hoffnung auf einen Frieden gemäß der 14 Punkte Wilsons, mündete nach dem Waffenstillstand häufig in einen enthusiastischen Völkerbund-Optimismus. Der enthielt zwar unter den Bedingungen des Versailler Vertrages einen kräftigen Dämpfer, aber bis 1933 galten die an den Völkerbund geknüpften, internationalistisch-pazifistischen, auf die Transformation der Staatenwelt in eine „Kultur-Menschheit“ fixierten Modelle und Planspiele als ernsthafte außenpolitische Optionen.

Der Glaube an den „Wilson-Frieden“ und ein überstaatliches Management internationaler Beziehungen, mit Deutschland als gleichberechtigtem Mitglied, erfaßte 1918/19 Philosophen in allen politischen Lagern. Obwohl niemand unter den akademischen Denkern die Naivität des in die Schweiz geflohenen Privatiers Ernst Bloch aufbrachte, der auf Wilson lyrische Elogen verfaßte („mit ihnen [gemeint ist der direkt angesprochene, besser wohl angehimmelte US-Präsident] kommt wieder der Christusimpuls in die Welt“) und der in ihm den „reinsten Vertreter des Gerechtigkeitsfriedens“ feierte, dem politisch-ökonomische Motive fremd seien⁴¹⁵, gab sich selbst ein so versierter USA-Kenner wie Kühnemann im November 1918 der Hoffnung hin, in Wilsons Vorschlägen würden Kants Ideen über Völkerfrieden und Völkerbund wieder aufleben und in zeitgemäßer Form umgesetzt, obwohl ihm klar war, daß man das Heil von einem Politiker erwarte, „der als unser gefährlichster Feind unser Schicksal im Krieg entschied“.⁴¹⁶

415 Bloch 1985, S. 388ff. (Artikel v. 6. 11. 1918); ebd., S. 431f. (zur Ankunft Wilsons in Europa, 21. 12. 1918). Desorientiert wie Bloch um 1918 scheint auch der Herausgeber dieser politischen Schriften, der Bremer Politologe Martin Korol, der von den „sogenannten“, Befreiungskriegen (1813/15) schreibt oder davon, daß Deutschland „zwei Weltkriege vom Zaun gebrochen“ habe (Einleitung ebd., S. 17).

416 Kühnemann 1918, S. 28f. - Für Kühnemanns Einstellung zur Politik der USA nicht ohne Bedeutung war die bittere Erfahrung, daß ein Jahrzehnt kulturpolitischer Anstrengung im Herbst 1914 binnen weniger Wochen marginalisiert wurde. Kühnemann, der im September 1914 mit einem neutralen Schiff New York erreichte, meldete dort am 22. 9. 1914: „Die Abneigung gegen Deutschland überschattet alles“; etwas später: „Wir sind auf diesem neutralen Boden auf Feindesland“ und im Dezember: „In diesem Land wird Deutschland täglich auf das niederträchtigste beleidigt ...“ Vor allem die öffentliche Meinung sei vollständig vom britischen Nachrichtenmonopol gesteuert, die gesamte anti-deutsche Propaganda in einer Weise eingeschliffen, die Kühnemann vermuten ließ: „Dies alles ist offenbar seit Jahrzehnten vorbereitet.“ US-Professoren, die sich am deutsch-amerikanischen Wissenschaftlertausch seit 1905 beteiligt hatten und die von Wilhelm II. geehrt worden waren, nahmen, obwohl sie als Bürger eines bei Kriegsausbruch doch neutralen Staates dazu keine Veranlassung hatten, unverhohlenen Partei für die Entente und gegen den „preußischen Militarismus“ (Kühnemann dazu

Kühnemann beharrte aber weiter auf Deutschlands „Weltmission“ einer gesellschaftspolitischen Alternative („sozialistische Republik“) zum angelsächsischen Kapitalismus.⁴¹⁷ Nach Versailles titulierte er Wilson dann als „Erzbetrüger“ bzw. „monumentalsten Betrüger der Weltgeschichte“ und stufte ihn als bloßen Agenten der englisch-amerikanischen Hochfinanz ein, der seit 1914 in bewußter „Unneutralität“ und mit demagogisch-pazifistischem Vokabular harte nationale Interessenpolitik trieb („Das Geld tat seinen Mund auf und predigte Gott“). Auf dem Weg über die 14 Punkte und Versailles sei Deutschland 1924 beim Dawesplan angekommen, „Helotendienste“ im angelsächsischen Wirtschaftssystem leistend.⁴¹⁸ Trotzdem rechnete Kühnemann damit, aus diesem System ausbrechen zu können und quasi im Bauch des Krokodils zur „Volksgemeinschaft der vollkommensten Bruderliebe“ zu regenerieren.⁴¹⁹

Spranger hielt im März 1919 auf einer Akademikerversammlung in Leipzig eine Rede über ‚Völkerbund und Rechtsgedanke‘, die in der sich abzeichnenden Völkerbund-Verfassung kaum noch Ähnlichkeit mit Wilsons Entwurf entdeckte. Spranger meinte, ein Instrument purer Annexionspolitik der Alliierten zu erkennen, um deren territoriale Forderungen an der deutschen Ostgrenze und in den Kolonien in einen Schein des internationalen Rechts zu kleiden. Gleichwohl hoffte er darauf, die deutsche, kantische Idee des Völkerbundes werde sich langfristig in Genf durchsetzen. Denn der „übernationale Gedanke“ sei schließlich ein Resultat des Weltkrieges. Folglich müsse das internationale Mächtesystem nach dem Muster des Rechtsstaates gestaltet und die Freiheit und Gleichheit der Völker gesichert werden. Nach Sprangers Ansicht werde diese „Idee des Rechts“ am Ende kraft des moralischen, aber mehr noch infolge des durch fortschreitende weltwirtschaftliche Verflechtung entstehenden ökonomischen Drucks die politischen Realitäten bestimmen.⁴²⁰

Derartig hochfliegende Erwartungen hegte Troeltsch im Frühjahr 1919 schon nicht mehr. Für ihn war das Reich 1918 weltgeschichtlich widerlegt worden. Einordnung Deutschlands in das politisch-ökonomische System der Entente, vorbehaltloser Verzicht auf Weltmachtambitionen, Absage an alle Sandkastenspiele, mit dem Bolschewismus zusammen sich dem Westen zu entwinden, und die tröstliche Aussicht, „wenn alles gut“ gehe, „eine größere Schweiz“ sein zu dürfen - so legte Troeltsch seine außenpolitische Marschroute

am 3. 10. 1914: „Es tut einem weh, daran zu denken, was für Menschen der Kaiser seine Freundschaft geschenkt hat.“). Die perfekte Steuerung der sog. „Weltmeinung“ gegen Deutschland mittels Identifizierung universaler mit angelsächsisch-kapitalistischen Interessen offenbarte ihm das Illusionäre seines bis 1914 verfolgten kulturpolitischen Ziels, Deutschland und die USA könnten sich im „Einheitsbewußtsein der zivilisierten Welt“ finden. - GSTA, I. HA, Rep. 92, NL Schmidt-Ott, B LXIV; Berichte Kühnemanns über die amerikanischen Universitäten 1909-1917. - Zur britischen Propaganda in den USA, die zumindest anfangs noch improvisieren mußte, vgl. Sanders/Taylor 1990, S. 40, 116ff. - Über die antideutsche Haltung der akademischen Intelligenz, die sich sofort nach Kriegsbeginn offenbarte, als hätte man sich nach dieser Gelegenheit gesehnt: Joas 1996, S. 22f.

417 Kühnemann 1918a, S. 32; vgl. ders. 1918b, S. 31, 46 (Freiheit der Völker vs. „Weltherrschaft des Geldes“).

418 Ders. 1926 (Deutschland und Amerika, 1925), S. 458-497 (488ff.).

419 Ebd., S. 494.

420 Spranger 1919d, S. 16ff.; im Anschluß an diesen Text ist abgedruckt eine „Entschließung“ des Sozialistischen Studentenbundes sowie der studentischen Ortsgruppen von Zentrum, DDP, DVP und DNVP, die im Sinn von Sprangers Rede einen auf Selbstbestimmung und „Gleichheit aller Kulturenationen“ festgelegten Völkerbund einforderte.

fest.⁴²¹ Darin steckte eine radikale Abkehr von Positionen aus der Zeit bis 1917, als sich seine Beurteilungen angelsächsischer Kriegsziele mit denen Großadmirals Tirpitz' deckten⁴²², und sich nur dadurch von ihnen unterschieden, daß Troeltsch im Westen eine Friedensbereitschaft voraussetzte, für die der vom Vernichtungswillen gerade der Angelsachsen überzeugte Tirpitz keine Anhaltspunkte fand.⁴²³ Troeltsch nahm die nord-amerikanische Hegemonie schließlich als kleineres Übel hin, ohne Alternativen aufzuzeigen. Zumindest schien ihm dies ein geeigneter Rückhalt gegenüber der bolschewistischen Bedrohung und eine Perspektive, um die „französische Aussaugungspolitik“ und die in Versailles diktierte „Helotisierung“ Deutschlands zu unterlaufen.⁴²⁴

1.2.2. Deutschlands weltpolitische Optionen: Zwischen Rapallo (1922), Locarno (1925) und Young-Plan (1929/32)

Die Unterzeichnung des Versailler Vertrages am 28. Juni 1919 und sein Inkrafttreten Anfang 1920 schien die außenpolitische Ohnmacht des Reiches in einer Weise festzuschreiben, die den auf diesem Gebiet spekulierenden philosophischen Kommentatoren offenbar die Sprache verschlug. Viele wandten sich daher eine Zeitlang von diesem Thema ab, und nur wenige Unentwegte wie Nelson oder Ewald hielten an ihren internationalistischen Illusionen öffentlich fest. Diese auf europäische Verständigung setzende Kosmopoliten-Fraktion erstarkte aber Mitte der 20er Jahre, beflügelt von der im Locarno-Vertrag angebahnten deutsch-französischen Aussöhnungspolitik Stresemanns und Briands. Verglichen mit den Anwälten einer reinen Ost- bzw. Westorientierung, oder mit der auch nicht sonderlich starken Gruppe von Befürwortern eines gegen Ost und West durchzukämpfenden machtpolitischen Wiederaufstiegs, stellten die Internationalisten noch zu Zeiten der Weimarer Agonie die weitaus stärkste Fraktion.

421 Troeltsch (1919) 1924, S. 57-69; ders. 1920a, S. 184 („Katastrophe des Machtstaates“).

422 Ders. 1917a, S. 109ff.; in diesem, im Mai 1917 im Abgeordnetenhaus in Berlin gehaltenen Vortrag über den ‚Ansturm der westlichen Demokratie‘ hielt Troeltsch noch dem von der ‚Plutokratie‘ abhängigen US-Präsidenten die durch soziale Gesetzgebung gefestigte ‚deutsche Sonderform der Volksfreiheit‘ entgegen und bezeichnete den ganzen ‚demokratischen Feldzug‘ als ‚unverschämtes Rattenfängerlied‘, das ein aus der Großmachtstellung verdrängtes Deutschland zur ‚Demokratie von Bettlern‘ herabstufen wolle. Vgl. dazu: Tirpitz 1919, S. 275: ‚Euere Machthaber in der City von London und der Wallstreet von New York wissen ganz genau, daß nur dieses Deutschland ihnen noch im Wege steht, ihre kapitalistischen ‚Verständigungsgedanken‘ auf die ganze Welt zu übertragen. Gelingt es ihnen aber, diesen letzten Stein wegzuräumen und das unbeschränkte Weltmonopol zu erringen, dann freilich wird eine pax britannica die Kirchhofsruhe der Welt für lange Zeit herbeiführen.‘ Ebd., S. 290: ‚Ziel der Anglo-Amerikaner war die Vernichtung Deutschlands als weiterer Schritt zur Welt-herrschaft ihres Kapitalismus.‘ - Vgl. zur Kriegszieldiskussion in der Professorenschaft: Schwabe 1969. Zum Verhältnis der deutschen Parteien zur USA-Politik der Reichsregierung: Oppelland 1995; diese mit Mitteln der Adenauer-Stiftung in Köln erstellte Dissertation bezieht den seit Schwabe manifesten prowestlichen Standpunkt und urteilt nach der Gleichung ‚Politik der Vernunft‘ = ‚westlich orientierte, vernünftige Verständigungspolitik‘ (S. 343), ohne dem Gedanken Raum zu geben, daß die US-Außenpolitik vielleicht nicht mit dem Willen des Weltgeistes identisch sei könnte.

423 Troeltsch 1918a, S. 76, und ders. 1918b, dazu die Antwort seines Kontrahenten Volkelt 1918.

424 Ders. 1924, S. 52ff. (‚Die Aufnahme der Friedensbedingungen‘ v. 23. 5. 1919), S. 63ff. (‚Nach der Entscheidung‘, 26. 6. 1919). Wenn Drescher 1991, S. 458, meint, Troeltsch gerate hier in ‚gefährliche Nähe‘ zur Rechten, so muß man dagegen nur auf den Pazifisten W. Schücking verweisen, der eine Revision des Vertrages selbstverständlich für notwendig gehalten hat.

Deutschland in Europa und in der Welt: Zwischen Nationalstaat und „Menschheits-Nation“

Obwohl sich die Internationalisten-Fraktion aus Liberalen und Linken jeder Couleur rekrutierte, die alle einen Abschied von nationalstaatlicher Politik forderten, widersetzten sich nicht wenige von ihnen der radikalen, „weltstaatlichen“ Lösung, die das Verschwinden aller nationalen, kulturellen und womöglich sogar noch ethnischen Differenzen bedeutet hätte. Goedeckemeyer etwa begrüßte 1925 in einem Leitartikel der „Vossischen Zeitung“ die Aufnahme in den Völkerbund mit dem Argument, daß Deutschland nun endlich daraufhin wirken könne, den Genfer Zusammenschluß zu einer der kantischen Idee gerecht werdenden Organisation umzuformen - „um Europas willen“. Aber er beachtete dabei auch elementare deutsche Interessen: der Völkerbund könne als Instrument des machtpolitischen Wiederaufstiegs dienen, denn nur mit Sitz und Stimme in diesem Gremium habe man die Chance, die unabdingbaren territorialen Revisionen an der Saar, in Danzig und Oberschlesien vorzubereiten.⁴²⁵ Wichmann glaubte, eine unaufhaltbare Entwicklung zum Weltstaat ausmachen zu können, der sich eine nationalstaatliche deutsche Politik nicht mehr zu widersetzen vermöge. Was sie aber nicht hindere, den Kampf gegen den „Knechtungsvertrag“ von Versailles, gegen „englische Brutalität und französischen Sadismus“, listig im Namen von „Menschenrecht und Menschentum“ zu führen. Dabei schwankte Wichmann, ob die „nationale Kraftentfaltung“ letztlich wirklich in den Dienst der „menschheitlichen Sache“ zu stellen sei oder eine humanitaristische Ideologie nur nationalen Egoismus bemänteln solle.⁴²⁶ Kroner sprach sich in diesem Sinne dafür aus, den weltbürgerlichen Idealismus als Machtfaktor wahrzunehmen und einzusetzen, um den Nationalstaat als „Menschheits-Nation“ auszugeben, weil er nur so seine „eigentümliche Kulturidee“ global entfalten könne.⁴²⁷ Der nach 1918 weit nach rechts geschwenkte Ernst Bergmann traute 1928 dem Völkerbund immerhin zu, „mit Freiheit durch Vernunft“ die internationalen Beziehungen zu ordnen. Noch 1932 lobte er Fichtes maßvollen Kosmopolitismus von 1806, der die Deutschen als „Bildner der Menschheit“ in die Pflicht genommen habe, eine „menschheitserziehende Aufgabe“, die Bergmann dann auch dem Nationalsozialismus glaubte zumuten zu dürfen.⁴²⁸ Eine vermittelnde, freilich mehr auf die kulturelle als auf die nationalstaatliche Eigenständigkeit bedachte Position nahm Nicolai Hartmann ein: Es gebe keine Menschheitskultur, nur „völkische Kultur“. Und weil die „Gegebenheit der konkretesten Wertfülle“ unverzichtbar sei, dürften die Eigenwerte der Völker niemals aufgehen in der nivellierenden Menschheitsidee. Aber doch sei diese Mannigfaltigkeit und selbständige Wertdifferenz nur sinnvoll, sofern ihr eine „universalistische Einheitsperspektive“ eröffnet werde. Das universale Streben eines Volkes dürfe dann aber wiederum nicht mit der nationalen „Eigenrichtung“ kollidieren. Denn wo eine Nation sich von übermächtigen geistigen Einflüssen vergewaltigen lasse, erleben wir das tragische Schauspiel, „wo das zugrunde geht, was nur einmal und nur in einem Volke möglich war“.⁴²⁹ Ebenso waren Maier und Litt überzeugt davon, die ethnische Differenzierung müsse weiter bestehen bleiben, obwohl die eigentliche „Volksmission“ im Dienst der universa-

425 Goedeckemeyer 1925.

426 Wichmann 1923, S. 194, 265, 281 f.

427 Kroner 1920, S. 18.

428 Bergmann 1928, S. VIII f.; ders. 1933c (abgeschlossen 1932), S. 29f., 32, 38.

429 Hartmann 1926, S. 303-305.

len „Kulturgesellschaft“ erfüllt werde.⁴³⁰ Husserl meinte, „übernationale Humanität“ verträge sich mit dem Fortbestand „echter nationaler Sondereinheiten“.⁴³¹ Daß trotz des Weltkrieges weiter die „innere Zusammengehörigkeit in allem Höchsten“ (Wentscher)⁴³² bestehe, daran glaubte auch Burckhardt, der für Deutschland zwar eine eigenständige politische Position zwischen Kapitalismus und Bolschewismus reservierte, aber doch nur, weil von dieser durch die Niederlage so besonders gründlich regenerierten Nation die Krise der Gegenwart gemeistert und der dritte Weg einer menschheitlichen „Werkgemeinschaft“ beschriften werden könne.⁴³³ Der rechtsliberale Ferdinand J. Schmidt dachte außenpolitisch ähnlich, wenngleich seine dem deutschen Volk zugedachte „sittliche Mission“, eine neue „Synthese von Individualismus und Gemeingeist“, mit schärferer anti-universalistischer und anti-westlicher Abgrenzungsrhetorik daherkam.⁴³⁴ Den „Staat als Medium der Menschheitsentwicklung“ und damit den Vorrang der „Kulturmenschheit“ begründeten die Heidelberger Ordinarien Rickert und Hoffmann, obwohl beide daraus für Volk und Nation nicht die historische Aufgabe ableiteten, sich selbst aufzulösen.⁴³⁵ Goldstein empfahl den Völkerbund sogar als Bewahrer der Volksindividualitäten, die von den eigentlich internationalistischen Ideologien des Faschismus und Bolschewismus bedroht würden.⁴³⁶ Der Katholik Dempf wollte die „Eigenart der Völker“ gesichert wissen, sah aber eine Zeit heraufkommen, wo die „universelle Seelengemeinschaft“ die „Blutgemeinschaft“ ablösen werde. Er machte, wie etwa gleichzeitig Schmalenbach⁴³⁷, in diesem Prozeß auch ein starkes ökonomisches Moment aus: die natürliche Ordnung der Weltwirtschaft beende den „Irrsinn der Autarkie der Einzelstaaten“ ohnehin bald. Dabei gestatte die planetarische Arbeits- und Produktionsteilung eine föderale politische Struktur, die für Dempf offenbar trotz der unumgänglichen, freilich nicht genauer definierten (christlich?, katholisch?) religiösen Einheit der „Seelengemeinschaft“ doch noch für eigenständig ethnisch-kulturelle Gebilde Raum lasse.⁴³⁸ Eingedenk der fragilen Kulturautonomie der deutschen Minderheiten, von der er in Estland selbst einen Eindruck bekommen hatte, warnte Schmied-Kowarzik auch nach seinem Wechsel von Dorpat nach Frankfurt vor der nationalistischen Verachtung fremder Völker, aber gleichzeitig schien es ihm ganz undenkbar, sich „antinationaler Menschheitsverbrüderung“ hinzugeben.⁴³⁹ Wie bei dem in Riga lehrenden Husserl-Schüler Kurt Stavenhagen trugen hier Erfahrungen mit der ethnischen Gemengelage in Osteuropa dazu bei, die Vorzüge föderaler, alteuropäischer Gemeinwesen zu entdecken, wie sie Dempf durch Constantin Frantz vermittelt wurden⁴⁴⁰.

Nur einen graduellen Unterschied zu diesen weltgesellschaftlichen Visionen weisen die paneuropäisch-abendländischen Modelle auf, denen man jedoch oft ansieht, daß Europa

430 Maier 1935 (geschrieben vor 1933), S. Ulf., 361. - Litt 1920a, passim (will die „besondere Kulturmission“ eingebunden wissen in das „Ganze der Menschheit“).

431 Husserl 1994, Brw. Bd. III, S. 217-219; an R. Ingarden v. 31. 8. 1923.

432 Wentscher 1926, S. 314ff.

433 Burckhardt 1925, S. 14.

434 Schmidt 1924, S. 2-14.

435 Rickert 1923, S. 9. - Hoffmann 1930b, S. 326.

436 Goldstein 1929, S. 12f.

437 Schmalenbach 1922, S. 90ff.

438 Dempf 1924, S. 372ff.; ders. 1932b, S. 28f.

439 Schmied-Kowarzik 1932, S. 78-80; zur Person: s. u. A III. 2.

440 Stavenhagen 1927-1930; ders. 1932a und 1932b. Zu Stavenhagen: B II.

eben nicht die letzte Stufe zwischenstaatlicher Kooperation sein sollte. Am wenigsten vorstellbar war eine Grenzdifffusion allerdings bei katholischen Autoren wie Dyroff, der in Europa die Differenzen nicht nur *nicht* zivilisatorisch eingeebnet sehen wollte, sondern der die europäische Identität an die christlich-katholische Religion band.⁴⁴¹ Für seinen Bonner Kollegen Behn konnte nur ein christliches Europa, als Großstaatenbund organisiert, „Asien“, der UdSSR und dem westlichen, von der „Hochfinanz“ geführten Liberalismus widerstehen.⁴⁴² Deutschland habe die Wahl zwischen „Befreiungskrieg oder Paneuropa“, versicherte Schulze-Soelde seinen Lesern. Daß der noch im Banne des Pazifisten Driesch politisierende Greifswalder Philosoph bei aller Unentschlossenheit wohl für „Paneuropa“ votierte, legten seine Ausführungen über den angeblich natürlichen, unausrottbaren Trieb zu zwischenmenschlicher Vereinheitlichung und den damit ganz unvermeidlich heraufkommenden „Staatenstaat“ nahe, zumal die fortschreitende Vermenschlichung des Staates, der Sieg der Rechtsordnung und die allmähliche Abschaffung der Kriege erstrebenswerte „Geschichtsziele“ seien.⁴⁴³ Ungeachtet seiner eigentümlichen Ansichten zum Verhältnis Rußlands zu Europa (s. u.), ergriff Nicolai von Bubnoff mit Nietzsche für den „europäischen Universalstaat“ Partei und erklärte den Nationalismus nach kulturellem Maßstab für „nichtig“.⁴⁴⁴ Der von Jaegers „Drittem Humanismus“ begeisterte Stenzel pries 1930 die „Einheit der europäischen Paideia“, die er schon zuvor von der „Gemeinschaft der Forschenden“ und der „Gemeinschaft des Geistes“ getragen glaubte.⁴⁴⁵ Wäre nicht die unaufhaltsame „Mechanisierung der Welt“, die vielleicht noch unnachgiebiger als „Faschismus und Bolschewismus“ die besten Traditionen des deutschen Bürgertums bedrohe und jedes Eintreten für sie sinnlos erscheinen lasse, dann wollte der ebenfalls von Jaeger abhängige Berliner Privatdozent Helmut Kuhn die bürgerliche, „maßvolle Verbindung von Europäertum und nationaler Gesinnung“ gern zum politischen Imperativ erheben.⁴⁴⁶ Die „Rationalität der europäischen Kultur“ stehe, so ließ Rickert anklingen, einer politischen Verständigung wohl nicht im Wege.⁴⁴⁷ Auch der Münchener Naturphilosoph und Sozialdemokrat Aloys Wenzl meinte, daß die vordergründige politische Krise aus einer tieferen „Vertrauenskrisis in den Fortschritt der Kultur und des Glaubens an absolute Werte“ entstanden sei, die durch Rückbesinnung auf die „europäische Rationalität“ und auf das „Vertrauen in die europäische Ausprägung der Kultur“ überwunden werden könne.⁴⁴⁸

Max Schelers europäische Vision

Dieser primär kulturell definierte Europäismus erschöpfte sich in der Regel in Bekenntnissen und marginalen Appellen, von denen sich noch viele aufzählen ließen. Zu einem theoretisch ausgefeilten Europakonzept brachte es, in mehreren, durch aktuelle politische Konstellationen jeweils modifizierten Anläufen, allein Scheler. Die vielzitierte Sprunghaftigkeit des

441 Dyroff 1926a, S. 115.

442 Behn 1926, S. 16; ders. 1927a, S. 186, 246; ders. 1927b, S. 140; ders. 1930a, S. 150f.

443 Schulze-Soelde 1930, S. 168, 251, 257.

444 v. Bubnoff 1924a, S. 230f.; ders. 1924b, S. 167 (Völkergemeinschaft auf „Kosmos der Kultur“ verpflichtet!).

445 Stenzel (1930) 1956, S. 305f.; ebd. (1925), S. 149f.

446 Kuhn 1932b, S. 281.

447 Rickert 1924a, S. 27.

448 Wenzl 1932.

Denkers scheint auch den außenpolitischen Kommentator zu charakterisieren. Doch fallen einige Essentialien ins Auge, die seine Weltkriegspublizistik genauso strukturieren wie seinen letzten einschlägigen, im Reichswehrministerium 1927 gehaltenen Vortrag über ‚Die Idee des Friedens und der Pazifismus‘. Dazu zählte die Idee eines religiös-seelisch regenerierten Europas, die Abgrenzung gegen das „asiatische“ Rußland, die Eindämmung des westlichen Kapitalismus und Imperialismus sowie der Antagonismus der Kulturen, der mit der heraufziehenden Entkolonialisierung beginne und „Rassenkriege“ befürchten lasse. Die „europäische Vision“ von 1915, ein mitteleuropäisch fundiertes Deutschland im Bündnis mit der angeblich verständigungsbereiten, antikapitalistischen *Renouveau-Elite* Frankreichs, abgeschottet gegen US-Amerikaner und Russen, verlor für Scheler bis 1927 nichts an Attraktivität. Denn kurz nach Locarno und dem Völkerbundbeitritt schien ihm gewiß, daß innereuropäische Kriege dank der deutsch-französischen Aussöhnung verhindert würden und die europäische Integration irgendwo zwischen Zollunion und Bundesstaat zum Abschluß gebracht werden könne. Angesichts sich aufladender weltpolitischer Spannungsfelder, die Scheler im Vergleich mit den meisten seiner Kollegen gerade in ihrer globalen Dimension scharfsichtig zu erfassen wußte, empfahl er der deutschen Außenpolitik, sich nicht unflexibel für eine westliche oder östliche „Grundorientierung“ zu entscheiden, sondern die „feine Kunst“ des *Lavierens* „von Fall zu Fall“ zu üben, „immer das Interesse der Nation vor Augen“. ⁴⁴⁹ Da war also der Glaube an die Freiräume für eine selbständige deutsche Politik noch nicht erloschen, zumal diese Option sich für Scheler fast zwangsläufig aus seiner Einschätzung eines wichtigen Aspekts der Locarno-Politik ergab. Denn ihm galt Locarno als Element der Genfer Völkerbundpolitik, diese aber wieder war für ihn ein zentrales Strategem des „internationalen Klassenpazifismus der kapitalistischen großen Bourgeoisie“ des Westens. Als „Gewaltbund“ der „*beati possidentes*“ sei der Völkerbund zweifelsfrei zur Niederhaltung Deutschlands und zur Absicherung der alliierten Kriegsbeute gegründet worden. Aber dieses Motiv begann durch Locarno soweit an Gewicht zu verlieren, daß Scheler die Prognose wagte, der Völkerbund werde noch ein „gutes und brauchbares Mittel, um einen innereuropäischen Krieg zu verhindern, der die ‚Götterdämmerung‘ wäre für alle Ideale und Götter der abendländischen Kultur.“ Dieses Moment der Völkerbundpolitik, Absicherung des harten Versailler Kurses gegenüber Deutschland, war für Scheler ohnehin zweitrangig im Vergleich mit der „Todesangst des westlichen und amerikanischen Großbürgertums“ vor der bolschewistischen Weltrevolution. Nur aus dieser Angst „kann Genf und der Völkerbund vollständig verstanden werden“. Der im Völkerbund organisierte „Weitreichspazifismus“ sei also „die dynamische Reaktion auf den bolschewistischen Weltrevolutionskrieg“. ⁴⁵⁰

Wie die deutsche Außenpolitik im Kraftfeld von Genf und Locarno sich die Freiheit des „*Lavierens*“ bewahren und sich der nahezu zwangsläufigen Einbindung in die westlich-anti-

449 Scheler 1915, sowie ders. : ‚Das Nationale im Denken Frankreichs‘, in: ders. 1916, S. 96ff.; ders., ‚Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg‘, in: ebd., S. 227ff.; ders. (1927) 1931, S. 25f., 60. Vgl. zu Schelers Kriegspublizistik Lübke 1974, S. 220f., G. Schneider 1996 und Henckmann 1997. Über den im Januar im R.WM gehaltenen Vortrag vgl. Nolte 1991b, S. 254ff. - Über die demographischen Vorgaben künftiger Außenpolitik: Scheler (1921) 1963,

450 Scheler (1927) 1931, S. 49ff., 57ff. Zu diesen Aspekten der Lagebeurteilung Schelers, also den „Realfaktoren“ seiner Analysen, nimmt Henckmann 1997, S. 142-147, nicht Stellung.

bolschewistische Front hätte entziehen sollen, diese naheliegende Fragestellung beschäftigte Scheler nicht mehr. Mit der Einbindung wäre jedenfalls gerade nach seinem Prioritätenkatalog mehr verloren gegangen als nur die außenpolitische Handlungsfreiheit in Äquidistanz zu West und Ost. Denn damit wäre auch die für Scheler so zentrale deutsche Kulturmission ihres machtpolitischen Unterbaus beraubt worden. Ein vom Westen vereinnahmtes Reich hätte kaum die Kraft gefunden, den Kapitalismus als Kultursystem, dessen „Minderwertigkeit“ Scheler unentwegt predigte, zu überwinden.

Pazifisten und Paneuropäer: Verweyen, Cornelius, Goedeckemeyer, Oesterreich

Wie eingangs erwähnt, ließ sich ein harter Kern von Internationalisten auch durch Versailles nicht in seinen kosmopolitisch-pazifistischen Träumereien beirren. Wie die erdrückende Mehrzahl der „Mandarine“ glaubten sie an die übernationale, völkerverbindende Macht von Kultur und Wissenschaft. Im Gegensatz zu diesen Kollegen hingen sie an ihrem Glauben aber mit einer Ausschließlichkeit, die den von ihnen verachteten realpolitischen Handlungsspielräumen nicht die geringste Aufmerksamkeit gönnte. Unter ihnen gab es einige, die sich mit einem appellativen Pazifismus begnügten, der sich bei Baumgardt sogar auf einen Aufrufbeschränkte, im unbeugsamen Kampf für die Ziele des Pazifismus nicht nachzulassen.⁴⁵¹ Becher wandte sich 1926, vor den Teilnehmern des Internationalen Philosophen-Kongresses in Cambridge/USA, gegen sozialdarwinistische Rechtfertigungen des Krieges, die die „wahrhaft menscheitsfördernden Beziehungen zwischen den Völkern“ gefährdeten. Er schloß mit einer Mahnung an die Toten des Weltkrieges, die von den Lebenden ein Bekenntnis zum friedlichen Miteinander verlangten.⁴⁵² Mehr als nur den Frieden hatte Heinemann im Auge, als er feststellte, für Europa sei es eine „Frage über Leben und Tod“, ob seine Völker noch einmal in der „brutalen Form des Krieges“ ihre Verschiedenheit auslebten.⁴⁵³ Hand in Hand mit dem von F. W. Foerster übernommenen Pazifismus ging der abendländisch-katholische Europäismus Dietrich von Hildebrands.⁴⁵⁴ Einen „wissenschaftlichen Pazifismus“ als „geistiges Rüstzeug für die Friedensbewegung“, auf kantischem Fundament, offerierte Görland, ohne daß es ihm je gelungen wäre, die sich angeblich schicksalsmächtig durchsetzende „rechtlich-sittliche Weltvernunft“ für die politische Praxis fruchtbar zu machen.⁴⁵⁵ Hierin versagte auch der technizistische Fortschrittsoptimismus Dinglers oder Petzoldts, die von der kommenden Perfektionierung technischer Weltbeherrschung und ökonomischer Vernetzung den Ausbruch des „Menschheitsfriedens“ quasi als Beigabe erwarteten.⁴⁵⁶ Ebenso wenig vermochte Hessen, der sich erst im pazifistischen Neutralismus der 50er Jahre schärfer profilierte, von seinem christlich-katholischen Verdikt ge-

451 Baumgardt 1932d.

452 Becher 1927a, S. 364f.; diese Anti-Kriegs-Rede argumentierte im Kern eugenisch: Krieg bedeute die „Massenvernichtung der Höherwertigen“, während die „biologisch Minderwertigen“ verschont blieben.

453 Heinemann 1927.

454 Im „Friedenskämpfer“ nahm v. Hildebrands Pazifismus in einer Polemik gegen Carl Schmitt nahezu hysterische Züge an (v. Hildebrand 1929).

455 Görland 1924a, S. 96f.; ders. 1924b, S. 109; ders. 1925, S. 31ff., wo eine politische Perspektive für das „Deutschtum“ entwickelt werden soll, Görland aber in universalistischen Unverbindlichkeiten verharrete.

456 S. o. zu Dingler A II. 1.2. und zu Petzoldt A II. 1.5.4.

gen die „Vergötzung endlicher Güter wie Ehre und Nation“, von seiner These, Kriegsgegnerschaft gehöre zum Wesen des neuen Menschentums oder auch nur von seinem erklärten Vorbild Gandhi her in politische Kategorien vorzustoßen.⁴⁵⁷

Johannes Maria Verweyen

Aber auch wo dieser blumig-bekennerhafte Pazifismus außenpolitische Dimensionen berührte, dokumentiert sich ein manifester Unwille, auf realistische Szenarien, auf Fakten und Gegebenheiten Rücksicht zu nehmen. Deutlich wird dies in dem okkasionalistischen Stil, wie ihn etwa Verweyen pflegte, wenn er über künftige Grundlinien internationaler Politik reflektierte. Er erregte 1917 öffentlich erstmals Aufsehen, als die freimaurerische Horneffer-Zeitschrift „Der unsichtbare Tempel“ seinen Aufsatz ‚Krieg und Jenseitsglaube‘ brachte, der den Glauben an die Fortdauer der Seele nach dem Tode eine „Lebenslüge“ nannte und statt dessen Trost aus der diesseitigen Idee vom Weiterleben des Individuums im Gedächtnis der „Menschheit“ erhoffte.⁴⁵⁸ Wie bei seiner weltanschaulichen Sozialisation nicht anders zu erwarten, stand die Nation Verweyens Vertrauen in die friedensstiftende Macht zwischenstaatlicher Organisationen wie den „Vereinigten Staaten von Europa“ oder gar den „Vereinigten Staaten der Erde“ nicht im Wege, denn als „geistige Abstammungsgemeinschaft“, der angeblich „verschiedenrassige“ Menschen angehören könnten, unterschied sie sich für Verweyen nicht von übernationalen Zusammenschlüssen. Im Sog der Friedensdebatte von 1917/18 zu recht optimistischen Annahmen neigend, glaubte er sich bestätigt, als er unter Verweis auf die Internationalisierung der akademisch-künstlerischen Welt und auf die verkehrstechnisch-ökonomischen Interdependenzen zwischen den Industriestaaten, den „allgemeinen Völkerbund mit einem Völkerparlament und Völkerbundesrat“ in greifbarer Nähe wähnte.⁴⁵⁹ Passend dazu meldete sich Verweyen 1924, nachdem er 1918, zum Friedensschluß von Brest-Litowsk, noch die Unersetzbarkeit des Machtprinzips und, unter Berufung auf Jaures, auch die nationale Verwurzelung jedes Sozialismus deduziert hatte⁴⁶⁰, mit dem Vorschlag zu Wort, ein „seelenvolles geistiges Deutschland“ solle die „Wärme des Friedensgedankens“ nach allen Seiten „ausstrahlen“. Was umso nötiger sei, als der „Ausbau des Völkerrechts“ mangels Einigung über die Exekutivgewalt noch stocke, wie Verweyen lebhaft beklagte. Das war außenpolitisch etwas kümmerlich und umfaßte darüber hinaus kaum mehr als ein obligates Lob für Pazifismus, Völkerbund und Paneuropa, verbunden mit einer polemischen Absage an eine gewaltsame Revision des Versailler Diktats. Es brachte Verweyen automatisch in Opposition zu - wie er sie sah - Geheimbünden der Konterrevolution, auf deren Konto das Rathenau-Attentat gegangen war, sowie gegen eine monarchistisch gesonnene Justiz und Verwaltung, die die pazifistische Presse, nicht aber „nationale Hetzblät-

457 Hessen 1924, S. 22; ders. (1933) 1968, S. 134ff.; ders. 1923, S. 59ff. (alle Menschen nur „Kinder Gottes“).

458 S.o. AI. 1.2., Anm. 114.

459 Verweyen 1919a, S. 159-170; erschienen im Juli 1918. Im Februar 1918 hatte er einen Aufsatz zum Thema ‚Nietzsches Urteile über Nationen‘ veröffentlicht, der Nietzsches Autorität für eine „Überwindung der Nationen“ zugunsten von „Europa als Kulturzentrum“ in Anspruch nahm (Verweyen 1917, S. 495-507); ähnlich ders. 1919b, S. 277, über die Aussicht auf einen allgemeinen Völkerfrieden „auf der Grundlage eines Weltstaates“ (September 1918).

460 Ders. 1919b, S. 275; 1919a, S. 170; nationale Töne auch in der Broschüre: ‚Die geistig-sittliche Bedeutung des Soldatenlebens‘ (1918).

ter" strafrechtlich verfolge.⁴⁶¹ Als politischer Kommentator kam er über derartige Deklamationen schon deshalb nicht hinaus, weil sein Vorverständnis stärker noch als von Natorp, Kinkel oder Messer, so extrem ahistorisch auf die Idealform „brüderlicher Gemeinschaft“ fixiert war, daß die häufige positive Bezugnahme auf Freimaurerei, Quäker, „Bauhütten“-Philosophie und den „Geist des sozialen Brückenbaus“ ein politisches Engagement eigentlich ausschloß. Tatsächlich trat Verweyen in den 20er Jahren an die Spitze der deutschen „Neugeist-Bewegung“, einer im US-amerikanischen Spiritismus verankerten Sekte, die die innere Einheit des Menschen mit den kosmischen Quellen göttlicher Liebe und Kraft lehrte. Öffne sich der Mensch dieser Kraft, lade er seine Seele mit geistiger Energie, könne er in brüderlicher Solidarität mit Gleichgesinnten „von innen heraus“ alle sozialen und politischen Zwistigkeiten und Nöte überwinden.⁴⁶²

Hans Cornelius

Ein früher Völkerbundenthusiast war der Frankfurter Philosoph Hans Cornelius. In der „Glocke“, dem Organ rechter Sozialdemokraten, schlug er im Mai 1918 vor, zunächst aus den Mittelmächten und ihren osteuropäischen Nachbarn eine Staatenföderation zu bilden, die aber nicht mehr wie Naumanns „Mitteleuropa“ deutschem Weltmachtstreben diene, sondern als erste Stufe zur gesamteuropäischen Integration zu denken sei.⁴⁶³ Diesem Aufsatz folgte die Flugschrift ‚Der Völkerbund‘, offenbar kurz nach dem 9. November abgefaßt und publiziert in einer Reihe, in der neben Cornelius nur Vertreter linksliberal-jüdischer Intelligenz schrieben.⁴⁶⁴ Völkerbundpläne, so Cornelius, seien unter zwei Voraussetzungen umsetzbar: Keine politische Instrumentalisierung gegen Deutschland und Friedenssicherung nicht durch ohnmächtige Schiedsgerichte, sondern durch eine Zentralgewalt. Daraus leitete er dann folgerichtig die notwendige Auflösung der Nationalstaaten ab. Der nach US-Vorbild zu schaffende Bundesstaat böte dann den Vorteil, Minderheitenfragen qua Selbstverwaltung zu regeln. Der europäische Bundesstaat sei stufenweise zu realisieren: ein engerer Bund zwischen Deutschland und Frankreich erweitere sich bald um die Schweiz, Italien, Polen und die baltischen Randstaaten sowie um die deutschen und italienischen Teile der Habsburgermonarchie.⁴⁶⁵

Ausführlicher und die Kompetenzen der Zentralmacht präzisierend, stellte Cornelius seine Ideen dann 1919 in der Schrift ‚Völkerbund und Dauerfriede‘ vor. Wiederum signalisierte der Erscheinungsort, die von Linksliberalen wie Georg Gothein, Friedrich Curtius und Moritz Julius Bonn beschickte Reihe „Fehler und Forderungen. Schriften zur Neugestaltung

461 Ders. 1924a, S. 58f., 70-80, 182.

462 So die betont sachliche Darstellung des protestantischen Sektenfachmanns Paul Scheurlen in der 4. Auflage seines Handbuches ‚Die Sekten der Gegenwart‘, 1930, S. 404-407.

463 Cornelius 1918a; nach eigenen Angaben handelte es sich hier um die abgemilderte Fassung eines offenbar noch „europäischer“ gehaltenen Aufsatzes, den andere Zeitschriften nicht abdrucken wollten. Vgl. Cornelius ‚Selbstdarstellung‘ 1921, S. 10f.

464 Herausgeber der Serie war ein Vetter Albert Einsteins, der Gewerkschaftssekretär Norbert Einstein (1892-1980), seit 1919 Mitglied der USPD; zu den weiteren Beiträgern gehören Gustav Landauer, Margarete Susman, der Wirtschaftspublizist Arthur Feiler (1879-1942), seit 1920 im vorläufigen Reichswirtschaftsrat, 1921 in der Sozialisierungskommission, wie Susman langjähriger Redakteur der FZ, dann Hellmuth Falkenfeld (1893-1954), Mitarbeiter von FZ, Weltbühne und Tagebuch sowie der Musikkritiker der FZ, Paul Bekker (1872-1933); Angaben nach Walk 1988.

465 Cornelius 1918b

deutscher Politik", wo Cornelius sich weltanschaulich heimisch fühlte. Die einzig sichere Bürgschaft für den Dauerfrieden sei eine Zentralbehörde, der alle nationalstaatlichen Machtmittel zu übertragen seien und die vor allem sämtliche diplomatischen und militärischen Institutionen zu internationalisieren hätte, bevor dann die Zollgrenzen aufgehoben würden, um einen einheitlichen Wirtschaftsraum zu schaffen. Da gemischte militärische Verbände gebildet, Währung und Besteuerung vereinheitlicht und die Sozialgesetzgebung durch Bundesorgane geregelt würde, verblieben den Gliedstaaten neben der Justiz nur ein Rest an politischer Verwaltung sowie die Kulturhoheit.⁴⁶⁶

Vor dem Zusammenbruch der Mittelmächte glaubte Cornelius, von Wien und Berlin könne die Initiative für diesen europäischen Bundesstaat ausgehen. Danach vermißte er eine vergleichbare politische Kraft, da er Wilson zu sehr im Fahrwasser des angelsächsischen Imperialismus segeln sah. Rückblickend erschien ihm dieses Mißtrauen nur allzu berechtigt: der 1923 für Cornelius immer noch erstrebenswerte Bundesstaat sei durch Wilsons Schuld 1918/19 verfehlt worden. Wilson habe die Kraft zum „wahren Frieden“ gefehlt, was der tief enttäuschte Cornelius mit einem alttestamentarischen Fluch quittierte: „Nicht verewigen will ich Deinen Namen und nicht verunreinigen will ich meine Lippen indem ich ihn ausspreche. Denn verewigt ist er durch Schande und Deines Volkes Fluch und der Menschheit Fluch wird auf Dir lasten in Ewigkeit“.⁴⁶⁷

Wie untrennbar diese Sehnsucht nach „Dauerfrieden“ und damit die ganze außenpolitische Vorstellungswelt mit individualistischem Kulturidealismus zusammenhing, bekundete Cornelius in Ausführungen über den „Frieden“, der nicht Selbstzweck sondern Bedingung für nationale „Kulturarbeit“ und vernunftgemäße Ordnung des eigenen Gemeinwesens sei. In dieser Argumentation wirkten starke lebensreformerische Impulse nach, bis zu der von Theodor Lessing her bekannten skurrilen Abneigung gegen jede Form von Lärm, und bis zu den schrillen Plädoyers für das „Reine“: „Rein halten sollt Ihr Eure Wege und Eure Wohnungen [...] Wenn Ihr bei Eurer Arbeit Eure Hände beschmutzt habt, daß Ihr nicht die Unreinigkeit weiter tragt, und daß Ihr nicht den Schweinen gleicht“⁴⁶⁸. Virulent war darin ein frühes ökologisches Engagement: „Heilig gelten soll Dir das Wasser der Quellen, daß Du es nicht verunreinigst“. Ebenso Zivilisationskritik gegen „Musikmaschinen“, Kino, Schundliteratur, industriell gefertigte Möbel, gründerzeitliche Architektur und verkehrsorientierte Stadtplanung: „Die schlimmsten Sünden gegen der Erde Schönheit sind der Bauenden Sünden!“, denen gegenüber jene italienischen Kleinstädte gelobt wurden, „wohin der Unfug der Neuerer nicht gedrungen ist“.⁴⁶⁹ Die wohl unter dem Einfluß der Münchener Freunde Adolf von Hildebrand und Conrad Fiedler angeregte Beschäftigung mit Architektur, Kunstgewerbe und Kunsttheorie weckte auch bei Cornelius den Willen zur totalen, sich um Reformkost und Weltfrieden sorgenden Lebenserneuerung, den er 1923, erkennbar inspiriert von Hölderlins „Hyperion“, verkündete: „Denn in Festesfeier zu wenden des Lebens ganze Not und Mühsal: das Widrige zu meistern und in Göttliches zurückzuverkehren durch Schönheit - das ist fürwahr des Menschen eigenstes Tun und seiner Freiheit heiligstes Ziel.“⁴⁷⁰

466 Ders. 1919; Vorwort datiert vom 12. 10. 1918.

467 Ders. 1923, S. 62, 64ff.

468 Ebd., S. 25.

469 Ebd., S. 24, 29.

470 Ebd., S. 59.

Albert Goedeckemeyer und Traugott K. Oesterreich

Weil er die Illusionen des von ihm mehrfach zitierten Kollegen Cornelius eine Zeitlang teilte, reagierte der Königsberger Philosoph Goedeckemeyer mit ähnlicher Verbitterung auf den Rückzug des „moralischen Feiglins Wilsons“.⁴⁷¹ Gegen den, wie er meinte, temporären Mißbrauch der hehren Völkerbundidee verteidigte er ihre Substanz, so wie sie der Pazifist Alfred Fried definiert hatte: Kein Weltstaat, aber ein Weltparlament, ein mit Zwangsgewalt ausgestattetes Schiedsgericht, dessen Mittel nicht mit der „Friedensblockade“ erschöpft sein dürften, Aufgabe der staatlichen Souveränität, Gewöhnung an den Gedanken einer „alle Menschen vereinigenden weltbürgerlichen Gesellschaft“. Trotz der nach Locarno angeschlagenen revisionistischen Töne (s. o.), blieb da faktisch kein Raum mehr für die politische Entfaltung des deutschen Nationalstaats und damit auch nicht für etwaige Korrekturen Versailler Grenzziehungen im Osten. Ganz benommen von den kosmopolitischen Suggestionen des Westens, identifizierte Goedeckemeyer die Kriegspropaganda der Entente mit dem moralischen Weltgewissen („Weltbewußtsein“) und warnte vor der Kurzsichtigkeit, „an die gepanzerte Faust zu appellieren“, wenn doch in der „ganzen Welt“ der Verständigungsgedanke um sich greife.⁴⁷²

Wie Troeltsch formulierte Oesterreich in zwei politischen Essays, die Wege künftiger deutscher Außenpolitik am Rande erörterten, den Wunsch, die Deutschen möchten doch nicht länger beanspruchen, ein „politisches Weltvolk“ sein zu wollen: „der Traum einer politischen Weltherrschaft [ist] ein Nonsens ohnegleichen“⁴⁷³. Das führte bei ihm sogar zu dem so singulären wie brisanten Vorschlag, auf (vermeintlich) „fremdvolkliche Grenzstrecken“, also auf 1919/21 von Polen annektierte Teile Westpreußens-Pommerellens, Posens und Oberschlesiens zu verzichten: „Ein Verlust solcher Teile kann niemals als ein bedeutender Verlust und Einbuße auf kulturellem Gebiet gewertet werden.“⁴⁷⁴ Die Kulturidee wollte Oesterreich zur Grundlage „überstaatlicher Organisation“ machen, und er meinte, daß die Delegation von Souveränitätsrechten optimale Voraussetzungen schaffe, um in der „neuen Weltordnung“ die Vielfalt der Nationen zu ungeahnten Kulturschöpfungen zu motivieren. Das war eine recht paradoxe Spekulation, kulturelle Autonomie und Kompetenz ausgerechnet vom Verlust politischer Handlungsfähigkeit zu erwarten. Doch begrüßte Oesterreich aus diesem Kalkül heraus die erzwungene, einseitige deutsche Demilitarisierung als ersten Schritt zu weltweiter Abrüstung. Über die kulturelle Hintertreppe schmuggelte er allerdings wieder eine weltmissionarische Aufgabe für das pazifizierte Deutschland ein: „Das letzte Ziel unserer auswärtigen Politik muß die Schaffung eines internationalen Weltbürgerrechts sein“ und eines „kulturellen Menschheitsbewußtseins“, das zu aktivieren wesentlich ein deutscher Auftrag im Völkerbund sein werde, wenn dieser zum Weltreich des

⁴⁷¹ Goedeckemeyer 1920, S. 74.

⁴⁷² Ebd., S. 57ff, 69.

⁴⁷³ Oesterreich 1919a, S. 26.

⁴⁷⁴ Ebd., S. 24f. Einschränkend will Oesterreich dies nur für Gebiete mit polnischer Bevölkerungsmehrheit gelten lassen. Zudem rechnet er ernsthaft mit der Möglichkeit, den benachbarten Deutschen (Österreich, Sudetenraum) werde die Chance eines „Anschlusses“ gegeben: „Eintritt bisher in anderen Staatsverbänden befindlicher deutschvolklicher Gebiete in die deutsche Staatsgemeinschaft [...], wo sie gewünscht wird“; S. 25. Relativierend allerdings S. 30: „Die nicht einfach erzwungene Preisgabe wichtiger fremdvolklicher Gebiete kann nur in Frage kommen, wenn davon nicht eine Selbstvernichtung befürchtet werden muß.“

deutschen Geistes mutieren solle - eine Vision, für die zur gleichen Zeit auch Graf Keyserling warb.⁴⁷⁵

Gießener Weltstaat-Phantasien: Messer, Kinkel und von Aster

Die militärische Niederlage als Bestätigung ihrer Warnungen vor politisch-ökonomischem Großmachtstreben erfahrend, bedeuteten Waffenstillstand und Friedensdiktat für eine Anzahl süd- und westdeutscher Philosophen eigentlich keine Zäsur. Anders als der gebürtige Preuße Traugott K. Oesterreich ließen sie sich in der Regel schon vor 1914 im pazifistisch-internationalistischen Sinne vernehmen und hatten die Nähe des organisierten Pazifismus gesucht. In vorderster Linie standen hier neben Cornelius, Driesch, Saitschick, Goldstein, Verweyen, den Österreichern Kraus, Ewald und Gomperz, die Gießener Dozenten Messer, von Aster, Kinkel und Strecker. Ihnen gesellten sich nördlich des Mains Goedeckemeyer und der dezidierte Völkerbund-Enthusiast Liebert hinzu.

Im Sommer 1918 nahm Messer an einem Preisausschreiben zum Thema „Welche Werte der Welt lassen eine gemeinschaftliche Verwaltung durch die Gesamtheit der Völker zu, und ist diese gemeinsame Verwaltung geeignet, die Zwecke von Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit durchzuführen?“ Allein das Umfeld, in das Messer sich begab, machte seine Teilnahme zum politischen Bekenntnis. Denn ausgelobt wurde der Preis von der „Großloge für Deutschland VIII des Unabhängigen Ordens Bnei Briss e. V.“, einer Vereinigung, die 1882 - als Antwort auf Stoeckers „Antisemitismus“ - aus den USA (wo der Orden 1843 in New York als rein jüdischer Verband gegründet wurde) im Reich Fuß faßte und die in völkischen Kreisen salopp unter „Jüdische Freimaurerei“ firmierte.⁴⁷⁶ Für die „Großloge VIII“ (das war: Deutschland/Berlin) sprachen im Vorwort der Sammlung preisgekrönter Arbeiten Berthold Timendorfer, von 1898 bis 1924 Groß-Präsident des deutschen B. B., und Alfred Goldschmidt, langjähriger Präsident schlesischer B.B.-Logen und 1922 Großsekretär des deutschen B.B.-Distrikts. Beide waren zudem einflußreiche Exponenten der Jüdischen Gemeinde in Berlin und des Centralvereins (CV).⁴⁷⁷ Politisch eindeutig klassifizierbar war auch das Preisrichterkollegium, dem neben Timendorfer prominente Pazifisten wie Foerster und der CV-Vorsitzende Eugen Fuchs angehörten.⁴⁷⁸ Messer war diesen humanitaristisch-

475 Keyserling 1920, S. 50ff., mit stark anti-amerikanischer Stoßrichtung.

476 Auf die Differenzen legten die maurerischen Lexikalisten Lennhoff/Posner 1932, S.194f. wert. Nationalsozialistischen Publizisten genügte später die „Exklusivität wie in der Freimaurerei“ (Zugang nur für Männer der Jüdischen Oberschicht“), um Unterschiede für unbeachtlich zu halten. Der ‚Bnai Brith‘ galt ihnen, auch wegen seiner organisatorisch-personellen Verflechtung mit der „Anti-Nazi-Liga zur Verteidigung der Menschenrechte“ und dem „Jewish Council for Boycotting German Goods and Services“, denen der Ordensbruder Samuel Untermyer vorstand, dem man wesentlichen Einfluß auf Roosevelts Deutschland-Politik nachsagte, als „Kriegsministerium des Weltjudentums“ (Hasselbacher 1943, S. 7f).

477 Zur Biographie mwN. vgl. Walk 1988, S. 118 (Goldschmidt) und S. 366 (Timendorfer). Finanziert wurden die Preisausschreiben von der Moses-Mannheimer-Stiftung, die das Vermögen des Philantropen Mannheimer (1826-1916) verwaltete, dem vor allem die Jüdische Gemeinde Berlins nennenswerte Zuwendungen zu danken hatte (vgl. Wininger, Bd. VII, S.294).

478 Zu Fuchs (1856-1923), der wie Timendorfer (1853-1931) und Goldschmidt (1865-1934) aus dem schlesischen Judentum stammte und der mit ihnen zu den prominenten Berliner „Assimilanten“ der wilhelmschen Ära zählte, vgl. Walk 1988, S. 107. Zu Foerster (1832-1921), Gründer der „Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur“ (1892) und Mitbegründer der „Deutschen Friedensgesellschaft“ (1892), vgl. Donat 1983, S. 120-123.

liberalen Kreisen bereits 1915 näher getreten, als seine Antwort auf das erste Preisausschreiben zum Thema ‚Gerechtigkeit und Duldsamkeit als Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft‘ unter die prämierten Arbeiten kam.⁴⁷⁹ Auch seine Frau, Paula Messer-Platz, reihte sich 1917, im dritten Preisausschreiben zum Thema „Friedenspflichten der Nationen“ neben jüdischen Publizisten wie Felix Halle⁴⁸⁰, Max Seber⁴⁸¹ und Alfred Feilchenfeld⁴⁸² in den Kreis der Preisträger ein. 1917 hatte Halle bereits extreme Positionen zur „neuen Weltpolitik“ vertreten. 1920 war sein Beitrag unter dem Titel ‚Der Weltstaat als sittliche Notwendigkeit‘ als umfangreichste Antwort in die von Timendorfer und Goldschmidt edierte Preisschriften-Sammlung ‚Menschheitswerte und Völkerbund‘ aufgenommen worden. Messers Vorschläge zur Weltverwaltung aller Bodenschätze durch die Kulturvölker nahmen sich gegen Halles Positionen moderat aus, verschlossen sich in ihrer Intention aber nicht jenen Konsequenzen, die bei Halle lauteten: Weltozialismus in den Formen erdumspannender Zentralverwaltung von Verkehr und Handel, Weltbankmonopol, kommunistisches Weltrecht - in summa Zustände, die nur über eine Weltrevolution herbeigeführt werden könnten. Anvisiert war auch ein Weltbürgerrecht für das „Staatsvolk des Weltreiches“, in dem die Rassenunterschiede wohl aufgehoben sein würden. Halle glaubte, schon Zeitgenosse der „Entstehung von neuen Rassenmischverbindungen“ zu sein. Ausführungen über die von ihm herbeigesehnte Weltreligion leitete er mit Jesaja 11, 9 ein: „denn voll ist die Erde der Erkenntnis des Ewigen“, um sie mit Zacharias 14,9 zu beschließen: „Gott wird König sein über die ganze Erde.“ Dazwischen bekannte er sich zu Comtes Definition von Religion, die nichts anderes sei als „Pflege der Menschenliebe“, so daß sich der Leser kaum gewundert

479 Messer 1915c, S. 25-55. Unter den weiteren Preisträgern der jüdische Publizist Eugen Wolfsdorf, engagiert in der Freidenker-Bewegung, Vf. u. a. einer ‚Monistischen Pädagogik‘ (1912) und von ‚Die Weisheit Israels‘ (1906, in der Reihe „Volksschriften zur Umwälzung der Geister“). Ausgezeichnet wurde auch Paul Eberhardt (1879-1923), Vf. zahlreicher Schriften über „reine Religion“; aus dem Nachlaß erschien 1927 ‚Freundschaft im Geist. Briefwechsel mit Walther Rathenau‘.

480 Halle (1884-1937), Berliner Rechtsanwalt, 1918/19 kurzfristig Prof. an der FWU, ab 1922 KPD-Justitiar, bis 1926 Syndikus der juristischen Zentralstelle der kommunistischen Reichs- und Landtagsfraktion. 1927 politischer Mitarbeiter des ZK der KPD, Leiter der jur. Abt. der Roten Hilfe, Verteidiger in politischen Prozessen, Vf. der weitverbreiteten Broschüre ‚Wie verteidigt sich der Proletarier in politischen Strafsachen?‘ (1924). Vor allem in der Zs. „Das neue Rußland“ offenbarte Halle seit 1924 eine schier hündische Ergebenheit gegenüber der Politik der KPdSU, die 1931 in der Rechtfertigung erster Schauprozesse gipfelte, denen auch sein früherer Mandant, Towia Axelrod, Sowjetgesandter bei der bayerischen Räteregierung, zum Opfer fiel. Noch 1936, inzwischen nach kurzer KZ-Haft in die UdSSR emigriert, bejubelte er die neue Sowjetverfassung als Meilenstein auf dem Weg in die wahrhaft humane Gesellschaft. Als man ihn während der Säuberungen 1937 festsetzte (seine Frau beging bei seiner Verhaftung Selbstmord), muß er auf seine deutschen Mithäftlinge im Moskauer Butyrka-Gefängnis immer noch einen so gläubigen Eindruck gemacht haben, daß sie ihn kurz vor der Liquidierung höhnisch aufforderten, doch wieder einmal eine Broschüre zu schreiben, allerdings mit einem an die Umstände angepaßten Titel: ‚Wie verteidigt sich ein deutscher Proletarier vor dem sowjetischen Gericht?‘ - Roeder/Strauss 1, S. 266. Stascheit 1988; dort S. 154 unpräzise: Halles Arbeiten seien von der „Großloge der Freimaurer in Deutschland“ (!) herausgegeben worden.

481 Seber, geb. 1884, städtischer Tierarzt in Dresden, Autor zahlreicher Broschüren über die ‚Kulturmission der modernen Freimaurerei‘ u. ä. sowie eines ‚Katechismus für weltliche Religion‘ (1923); Mitarbeiter der Zs. „Ethische Kultur“.

482 Feilchenfeld schrieb u. a. ‚Grundzüge der jüdischen Geschichte in nachbiblischer Zeit‘ (1918) und eine Festschrift zur ‚Geschichte der israelischen Bürgerschule zu Fürth‘ (1912). Vgl. Friedenspflichten 1919.

habe dürfte über die ihm im Literaturverzeichnis ans Herz gelegten Schriften von Cohen, Spinoza, Moritz Lazarus (ausdrücklich dessen ‚Ethik des Judentums‘), Simmel, Jodl, v. Giza und Gomperz, die allesamt Bezüge aufweisen zu Comtes Schrift ‚Nouveau Christianisme‘, die der Eisner-Konfident Friedrich Muckle gerade 1911, als F. J. Schmidt gegen Cohen die Differenz zwischen protestantischem und jüdischem Religionsverständnis markierte (s. u. A III. 2.), ins Deutsche übersetzte.⁴⁸³

Messer skizziert dagegen den Weltstaat nur in groben Zügen. Immerhin wollte er sich dabei nicht darauf beschränken, ihm das Gewaltmonopol zu sichern, um Kriege nur noch gegen unbotmäßige Kulturvölker und unkultivierte Stämme (mit deren Existenz Messer im Gegensatz zu Halles Mischrasen-Utopismus noch für lange Zeiträume rechnete) zu führen. Messer dachte auch an ein internationales Regime über die Weltmeere, und er wollte die Erdoberfläche zum „Obereigentum der Kulturmenschheit“ erklären, was sehr weitgehende Kompetenzen zur Steuerung von Wanderungswellen aus überbevölkerten Regionen in noch „leere“ Räume erfordere. Dabei oblag der Weltregierung die Verantwortung dafür, daß den Umgesiedelten in den Zielstaaten nach Möglichkeit ihre kulturelle Identität verbürgt werde.⁴⁸⁴ Und obwohl er für eine Übergangszeit, in der ein „sozial-ethischer Geist der Gemeinschaft“ erst reifen solle, der Privatinitiative noch breiten Raum ließ, eröffnete er eine Perspektive auf die weltwirtschaftliche Planverwaltung des Planeten: Vereinheitlichung des Geldwesens, des Maß- und Gewichtssystems, Sozialisierung aller Rohstoffvorräte, Einführung einer internationalen Hilfssprache, Weltgesundheitsorganisation. Wenn Messer sich auch von Halle durch unbestimmte und vergleichsweise kurze Ausführungen unterschied, so hegten beide doch den Traum vom Weltstaat - obwohl dieser die Landschaft der „geistigen Werte“, in denen die „Eigenart der Nationen“ zur Geltung kommen solle, wohl schneller planen würde als es Messer Recht gewesen wäre, der doch gerade den Weltstaat für den Garanten kultureller Autonomie hielt.

Politisch ebenso ambitioniert war der Kreis, der Kinkels ‚Idee des Staates und die Idee der Menschheit‘ 1917 in eine Schriftenreihe aufnahm, in der mit Schücking, Rade, Nippold und Lammasch die Prominenz des Pazifismus zu Worte kam: die Veröffentlichungen des „Verbandes für internationale Verständigung“. Mit ihrer Unterschrift hatten 1911 u. a. Cohen, Troeltsch, Haeckel und Friedrich Naumann zu seiner Gründung aufgerufen. Das waren Männer, die der Friedensbewegung nicht angehörten, die aber den Initiatoren, Walther Schücking und Otfried Nippold, als „Lockvögel“ dienten, um ein breites Spektrum von Sympathisanten anzusprechen. Um das erfolgreich tun zu können, mied man die weltan-

483 Zu Muckle (1883-?), 1910 in Heidelberg über Saint-Simon habilitiert, seit November 1918 Gesandter der Eisner-Regierung in Berlin, jetzt Dahms/Neumann 1992, S. 117, 126ff.; dort auch ein Hinweis auf Bemühungen, nach 1933 Fuß zu fassen. Aufschlußreich neben der Heidelberger PA Muckle auch die von Dahms nicht beigezogene Akte BAK, NS 15/ 223, Bl. 124ff.; u. a. Schreiben an Baeumler v. 8.3. 1936, ihm versichernd, mit ganzer Seele dem Nationalsozialismus ergeben zu sein. Die durch private Misere beschleunigte Abkehr vom Sozialismus erfolgte vor 1933. Die ihm nicht übel gesonnene Heidelberger Junglehrerschaft glaubte, einen „idealistisch-philosophischen Schwenk“ auf 1927/28 datieren zu dürfen. Dazu paßte sein Forschungsvorhaben, für das er um NG-Unterstützung bat: „Die Rettung des Abendlandes durch den Geist der Goethezeit“.

484 Messer 1920, S.196f.

schaulich aufgeladenen Weltstaatsdiskussionen und beschränkte die Verbandsarbeit auf völkerrechtliche Fragen, wobei strikte innenpolitische Neutralität gewahrt werden sollte.⁴⁸⁵

Wollte Messer die „Eigenart der Nationen“ erhalten, ohne ein Rezept gegen den universalistischen Sog des Weltstaates anbieten zu können, hieß es bei dem ganz verbandskonformen Kinkel: „Der Staatenbund steht im prinzipiellen Gegensatz zum Weltstaat.“ In seinem „Weltstaatenbund“ sollen souveräne Staaten nicht aufgelöst werden, sondern „auf der Basis der gemeinsamen Sittlichkeit und des Rechtes“ harmonisieren.⁴⁸⁶ Mit den 1789 proklamierten Menschen- und Bürgerrechten hebe eine „neue Periode des Völkerrechts“ an. Seitdem habe jeder Staat die Aufgabe, sein positives Recht den „Forderungen der Sittlichkeit“ anzupassen – konkret: das Gleichheitsgebot auf allen Ebenen zu realisieren („Kampf wider den Klassenstaat“, „Einführung des Frauenstimmrechts“, „überhaupt alles, was auf dem Wege dieser Sozialisierung des Staates liegt“⁴⁸⁷). Auch Kinkel versicherte sich der philosophischen Rückendeckung von Cohens ‚Ethik des reinen Willens‘, hielt aber dessen Idee einer universalen Sittlichkeit für vereinbar mit der Realität der ihre „Eigentümlichkeit“ wahrenden, politisch souveränen Staaten.⁴⁸⁸ In diesen Zusammenhang gehört auch Messers Freund, der hessische Kultusminister Reinhard Strecker, ohne dessen weltanschauliche Sympathien für von Aster dessen Berufung nach Gießen gar nicht möglich gewesen wäre (s. o. A I.). Strecker veröffentlichte 1920 unter dem Titel Deutschlands Zusammenbruch und Weltberuf zwei Vorträge, die er im Juli 1919 vor der Darmstädter Friedensgesellschaft und im Oktober 1919 auf dem westdeutschen Bezirkskongreß der Deutschen Liga für den Völkerbund gehalten hatte. Erschöpfte sich letzterer im historischen Rückblick („Kant und der Völkerbund“), geriet der Darmstädter Vortrag („Die Lehre des Krieges für Deutschlands Zukunft“) zu einer Abrechnung mit dem Annexionismus der Eliten des Kaiserreiches, die eine völkerbefreiende Politik im Osten ihren kurzstrebigen Machtinteressen genauso geopfert hätten wie die Möglichkeiten zur Verständigung mit England vor 1914. Damit sei jede machtpolitische, materialistisch-naturalistisch fundierte Option auf eine künftige deutsche Außenpolitik diskreditiert. Es blieb für Strecker die vage, neben den planetarischen Entwürfen seiner Kollegen Messer und Kinkel fast realpolitisch wirkende Hoffnung auf eine durch deutschen Einfluß aufzubauende „vernünftige Rechtsordnung“ im Rahmen der „Vereinigten Staaten von Europa“.⁴⁸⁹

485 Chickering 1973, S. 147-164; der Völkerrechtler Nippold drängte den kompromißlosen Fried bald in den Hintergrund, so daß „richtige“ Pazifisten die Verbandsaktivitäten nur mit wohlwollender Skepsis betrachteten.

486 Kinkel 1917, S. 23. Ähnlich Kinkel 1915 in der „Friedens-Warte“. Dort allerdings noch im Vertrauen auf den deutschen Sieg, da das Reich und seine Bundesgenossen vorzüglich geeignet seien, die allgemeine menschliche Kultur voranzubringen.

487 Kinkel 1917, S. 30.

488 Als Vertreter dieser im Vergleich zu den „Weltstaatlern“ gemäßigten Linie ließ Kinkel sich am 3. 12. 1916 auf der konstituierenden Sitzung der „Zentralstelle Völkerrecht“ in den Vorstand wählen. Die weltanschaulichen Widersprüche, die unter dem Dach dieses neuen Vereins nicht auszugleichen waren, veranschaulichte schon das Eröffnungsreferat von Hugo Sinzheimer, der die Einlösung von Marx' 11. Feuerbach-These einforderte, diese Veränderung aber den „friedlichen Elementen“ des Kapitalismus zutraute. Gülzow 1969, S. 309ff. – Kinkel bekundete bereits 1913 auch öffentlich Interesse an der pazifistischen Ideologie (Kinkel 1913, S. 454) und war 1914 bemüht, sein Engagement im Kreise der Marburger Neukantianer in einem Leserbrief an die „Friedens-Warte“ ins rechte Licht zu setzen, Kinkel 1914, S. 227.

489 Strecker 1920b, S. 52f.

Im September 1922, auf dem Augsburger SPD-Parteitag, plädierte der Delegierte Strecker dafür - unter Hinweis auf den Beschluß der Internationalen Sozialisten-Konferenz (Genf 1920), wonach das Proletariat die Völkerbund-Institutionen instrumentalisieren solle -, Deutschlands baldigen Eintritt in Genf zu beantragen, um dort „unser Ideal des wahren Völkerbundes im Sinne Immanuel Kants“, also die Durchsetzung der deutschen Gleichberechtigung, zu realisieren.⁴⁹⁰

Unter den im Weltkrieg zur Auswahl stehenden pazifistischen Organisationen war der im Oktober 1914 gegründete, 1916 praktisch verbotene „Bund Neues Vaterland“ sicher der gesellschaftspolitisch radikalste. Aus marxistischer Sicht weiß man zu loben, daß der (1918 neugegründete) BNV der „revolutionären Arbeiterbewegung“ große Sympathien entgegenbrachte, und daß Kontakte zu Liebknecht und Luxemburg bestanden.⁴⁹¹ Tatsächlich gehörten Bernstein, Eisner, Breitscheid und Landauer zu seinen Mitgliedern, und bezeichnenderweise rutschte das 1914 noch primäre Anliegen „Völkerverständigung“ bei der Neugründung zugunsten der „Mitarbeit an der Verwirklichung des Sozialismus“ auf die hinteren Ränge des Programms.⁴⁹² Die sozialistische Zielsetzung, die sich während der Zeit legaler Verbandsarbeit hinter innenpolitischen Minimalforderungen nach parlamentarischer Kontrolle der Außenpolitik und demokratischer Reform der konstitutionellen Monarchie verbarg, fand eine weltanschauliche Ergänzung im deterministisch-materialistischen Fortschrittsglauben. Der Gründer des BNV, Kurt von Tepper-Laski, war Mitbegründer des deutschen Monistenbundes und Anhänger der Kirchengaustrittsbewegung. Entsprechend entwickelte sich der ‚Bund‘ zum „Stelldichein der Vertreter des anti-kirchlichen Monismus“.⁴⁹³ Dem exklusiven BNV-Zirkel gehörte der damals in München lehrende Philosoph Ernst von Aster an, von dem auch eine Grußadresse zur Gründung der Auffangorganisation, der im Juli 1916 ins Leben gerufenen ‚Zentralstelle Völkerrecht‘, überliefert ist.⁴⁹⁴ Regelrecht konspirativ mußte v. Aster vorgehen, als er zusammen mit Vater und Sohn Foerster, Friedrich Curtius, Werner Weisbach, Karl Heldmann, Samuel Saenger und anderen 1916 die „Vereinigung Gleichgesinnter“ ins Leben rief, die wie die „Zentralstelle“ als Ersatzorganisation des BNV fungieren sollte.⁴⁹⁵ In diesem ohnehin linksliberalen Zirkel gehörte v. Aster neben F. W. Foerster zur der Minderheit, die aus tiefsitzendem antipreußischen Ressentiment heraus dafür warben, die großdeutsch-föderalistischen Ideen des Hallenser Historikers

490 Ders. 1922.

491 Artikel BNV in Fricke, Bd. 1, S. 351ff.; vgl. auch die bei Streisand/Kuczynski entstandene Dissertation zum BNV: Gülzow 1969.

492 Fortuna 1974, S. 46; zum „Revolutionsprogramm“ des BNV Gülzow 1969, S. 399ff. Tepper-Laski (1850-1931) gründete mit Bruno Wille und Wilhelm Bölsche 1900 den „Giordano-Bruno-Bund“ als Plattform freireligiöser Propaganda; Donat 1983, S. 384f. Zum Bruno-Bund, laut Satzung eine „Kampfgenossenschaft gegen Dunkelmänner und Knechtung“ mit speziell anti-ultramontaner Zielsetzung, kurz Schlossmacher 1991, S. 176f.

493 Fortuna 1974, S. 49.

494 Ebd., S. 241; vgl. a. die Notiz in: Ethische Kultur 24, 1916 (= Ausgabe v. 1. 9.), S. 135f, wo v. Asters Name mit der pazifistischen (Quidde, Schücking, Tepper, Paasche, Foerster) und monistischen (Penzig) Prominenz unter dem Gründungsaufwurf steht.

495 Holl 1972, S. 364-384; eingeladen war u. a. auch Driesch, der eine Zustimmungserklärung schickte und 1917 Mitglied wurde (S. 369).

Karl Heldmann⁴⁹⁶ als Negierung preußischer Politik seit 1866 programmatisch festzuschreiben.⁴⁹⁷ Der bayerischen Kultusbehörde war von Aster als Gefolgsmann Foersters ohnehin gut bekannt. Dafür sorgten mehrere öffentliche Auftritte des Extraordinarius, unter ihnen ein Vortrag im Januar 1918 im Münchner Gewerkschaftshaus. Er sprach zur „Friedensfrage“ in Gegenwart von Eisners späterem Finanzminister Jaffe. Die Presse berichtete, daß der Redner bezüglich einer notwendigen Demokratisierung, der Verständigungspolitik und eines Friedens nach Prinzipien eines „freien internationalen Völkerbundes“ ganz im Sinne Foersters argumentiert habe.⁴⁹⁸ Sich treu bleibend, arbeitete v. Aster dann neben Schücking, Tepper-Laski und einigen zum sozialistischen Aufbruch bereiten Künstlern wie Friedrich Kayßler, Paul Wegener und Käthe Kollwitz im Hauptausschuß des am 26. November 1918 neugegründeten, 1921 zur „Deutschen Liga für Menschenrechte“ mutierten BNV mit.⁴⁹⁹ 1927 gehörte er dem Vorstand der „Liga“ an, die bekanntlich in allen öffentlichen Konflikten der Weimarer Zeit lautstark linksliberal-internationalistische Positionen vertrat. Im Vorstand saß v. Aster neben Emil Julius Gumbel und Kurt Tucholsky zwei der im nationalen Lager bestgehaßten Publizisten -, neben dem „literarischen Moskauer“ (Th. Mann) Arthur Holitscher und dem für seine KPD-Nähe bekannten Statistiker Robert Kuczynski. Mindestens ebenso diskreditierend mußte wirken, daß im Vorstand und im politischen Beirat überwiegend prominente deutsche Juden vertreten waren, unter ihnen Ernst Toller, Felix Fehenbach, Alfred Apfel, Toni Sender und Oscar Cohn.⁵⁰⁰ Die von BNV und „Liga“ gepflegten Denkmuster leiteten auch v. Asters kritische Reflexionen über den Nationalismus, in denen er aber nie eine konsistente, internationalistische Alternative präsentierte. Überhaupt beachtete er außenpolitische Probleme kaum, da er bis zuletzt den Traum von einer „internationalen Gemeinschaft“ träumte und stets darüber klagte, daß es den Deutschen, die doch in Kant und Fichte kosmopolitische Denker besäßen, nicht wie den Franzosen gelungen sei, nationale mit menschheitlichen Werten zur Deckung zu bringen.⁵⁰¹ Illusionäres Vertrauen in

496 Heldmann (1869-1943), Mediävist, pl. ao. Prof. in Halle von 1908-1933. Geriet wegen seiner Beziehungen zu Foerster jun. und seiner extrem antipreußischen Einstellung in die Mühlen der Justiz und wurde 1918 nach einer Verurteilung wegen Majestätsbeleidigung vom Dienst suspendiert.

497 Holl 1972, S. 375f.

498 UAM, PA v. Aster; darin ein Ausschnitt aus der sozialdemokratischen Münchener Post v. 15. 1. 1917 (muß heißen 1918, da der Bericht die „Vaterlandspartei“ erwähnt, die am 2. 9. 1917 gegründet wurde). - Wahrscheinlich enthält der Aktenbestand der Zensurstelle des bayerischen Kriegsministeriums auch Material über v. Asters pazifistische Aktivitäten. Die aus jener Quelle gespeisten Arbeiten von Lutz 1962, S.470ff. und D. Fischer 1972, konzentrieren sich leider ganz auf Führungsfigur F. W. Foerster.

499 Gülzow 1969, S. 416. - Kayßler (1874-1945), seit der Breslauer Gymnasialzeit mit Christian Morgenstern befreundet, zählte wie Wegener (1874-1948), der 1918 die Leitung der Berliner Volksbühne übernahm, und Heinrich George zu jenen fellow travellers der Linken, die nach 1933 die nationale und sozialistische Attraktion der NSDAP entdeckten. Kayßler dokumentierte seine Wende 1935 in dem Film „Dorf im roten Sturm“, wo er als Anführer einer von Bolschewisten drangsalierten Wolgadeutschen Gemeinde die Peiniger in Notwehr erschlug. Das Schicksal wollte es, daß Kayßler am 24. April 1945 in seinem Heim in Kleinmachnow von Sowjetsoldaten ermordet wurde.

500 Liste von Vorstand und Beirat nach dem Stand 1927 bei Lehmann-Rußbüldt 1927, S.129. Vgl. zur völkischen Position betr. der als Jüdisch durchsetzt“ attackierten ‚Liga‘ die Passagen in Th. Fritsch' ‚Handbuch der Judenfrage‘ (z. B. 36. Aufl., 1934, S. 204-207).

501 v. Aster 1933, S. 36ff; publiziert in der vom Meiner-Verlag 1932 konzipierten Schriftenreihe „Neues Deutschland“ (zur „staatsbürgerlichen Bildung des deutschen Akademikers“, der vom „Boden wahrer

„Völkerverständigung“ verleitete ihn 1926 sogar dazu, die innere Stabilität der Republik durch ihre außenpolitische Einbindung für gewährleistet zu halten: Locarno und Genf hätten Deutschlands äußere Politik in paneuropäische Bahnen gelenkt, aus denen kein „alld deutscher Abenteurer“ mehr ausbrechen könne: „Wenn nicht ganz unvorhergesehene Dinge geschehen, steht die Republik in Deutschland auf festen Füßen ...“⁵⁰² In der Zeitschrift „Das neue Europa“, Organ von Pazifistenkreisen in der Schweiz, publizierte der damals noch an der Berliner Handelshochschule lehrende Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft, Arthur Liebert, im April 1919 einen Aufsatz über den ‚Rechtsgrund des Völkerbundes‘, der neukantianisch deduzierend bemüht war, den Völkerbund als „unabweisbare Forderung der sittlichen Vernunft“ auszuweisen. Nur wenige Wochen, nachdem im Pariser Völkerbundstatut beschlossen worden war, Deutschland nicht in den künftigen Völkerbund aufzunehmen, unternahm es Liebert, diese Entscheidung als Verstoß gegen die Gesetze der sittlichen Vernunft zu kritisieren: „Von dem übergreifenden Standpunkt der Sittlichkeit aus gehört jedes Volk in diesen Bund, und es gehört besonders *dann* in ihn, wenn es sich zur Teilnahme kraft eigener freier Entscheidung entschlossen hat.“⁵⁰³ Unter dieser Voraussetzung betrachtete er dann den Völkerbund in höchst konventioneller Weise als Instrument zur „Veredelung der Menschheit“, ein Vorgriff auf seine 1946 im Rückblick auf Genf veröffentlichten Thesen über einen „Weltbund der Humanisten“, die die seit 1919 nur sporadisch gemachten Anmerkungen über die Grenzen des von Liebert propagierten „universalen Humanismus“ in der Feststellung kondensierten: „Niemals und mit keinen Mitteln wird die völlige Beseitigung der seelischen, der moralischen, der religiösen, der nationalen Verschiedenheiten zwischen Menschen möglich sein.“⁵⁰⁴ Trotzdem verkündete er 1931 in „Inter-Nationes“, der vom preußischen Wissenschaftsministerium großzügig geförderten „Zeitschrift für die kulturellen Beziehungen Deutschlands zum Ausland“, daß die „Sondernatur eines bestimmten Kulturkreises“, die „rassenmäßigen und geographischen Bindungen“, „ewige und allgemeinmenschliche Wahrheiten“ nicht berührten, aus deren „übernationaler und damit menschenverbindender Natur“ Liebert den kosmopolitischen Auftrag „seiner“ Kant-Gesellschaft herleitete, den er auch beim Antichambrieren in der Berliner US-Botschaft zu erfüllen glaubte.⁵⁰⁵

Realistischer als seine reichsdeutschen Gesinnungsgenossen beurteilte der Wiener Philosoph Heinrich Gomperz die politischen Aussichten im Zeichen des Völkerbundes. Da die USA auch vor ihrem Kriegseintritt alles andere als „neutral“ waren, schied er streng zwi-

Volksgemeinschaft“ jedes „unfruchtbare Extrem“ bekämpfe; lt. Verlagswerbung). Beiträger u. a. Martin Rade, Hajo Holborn, Hans Driesch („Die ethischen Grundlagen des Liberalismus“, nicht mehr erschienen) sowie der spätere SD-Referent für Geisteswissenschaften Wilhelm Spengler („Der arbeitslose Akademiker“). Vgl. v. Aster 1924, S. 240 (Klage über das Ersticken demokratisch-weltbürgerlicher Züge durch Bismarck); ders. 1929c, S. 77ff. (zur kosmopolitischen Ethik Kants und Fichtes); ders. 1927b; 1929a; 1932, S. 40ff. (Bewunderung der frz. Menschenrechts-Ideologie); ders. 1933, S. 27 (das Christentum als Vorbild einer Gemeinschaft, die über dem Volk stehe).

502 Ders. 1926b.

503 Beachtlich ist, daß Liebert zunächst vom „ewigen Bund“ Israels sprach, um dann diesen religiösen Bund abzulösen durch den Bund der Völker, den die Vernunft neu stifte; Liebert 1919a, S. 23; ders. 1919b.

504 Ders. 1946, S. 279.

505 Ders. 1931b; dort S. 78f. u.a. über „Gespräche, die ich mit dem früheren Botschafter [...] Jacob Gould Schurman [...] führte“.

sehen Ideologie und Wirklichkeit von Wilsons 14 Punkten.⁵⁰⁶ Ein Völkerbund, der von den USA oder ihren Verbündeten als Interventionswaffe gebraucht würde, dem aber gerade die USA nicht beitreten, weil sie sich in ihrer Macht nicht beschränken lassen wollten, eröffne keine Zukunftsperspektiven für die internationale Politik, sondern nur den heraufkommen- den angelsächsischen Frieden, „pax britannica“, unter der „Herrschaft der Billionäre“.⁵⁰⁷ Im übrigen vermöge kein völkerrechtlich fixierter Status quo die Dynamik der Geschichte zu bändigen.⁵⁰⁸ Als dann das Versailler Diktat unterzeichnet war, kommentierte Gomperz in einem auf den 28. Juni 1919 datierten Nachwort zu diesen 1917 entworfenen und unter dem Eindruck von Versailles nunmehr „Dem Andenken Bismarcks“ gewidmeten Überlegungen, daß hier die „Ausübung der alliierten Weltherrschaft“ offen zu Tage trete.⁵⁰⁹

Trotzdem hegte er Erwartungen, die nicht weniger illusionistisch wirkten als die Einlas- sungen von Liebert oder Messer. Wenn schon nicht der Völkerbund, so schienen ihm doch Völkerbünde denkbar. Voraussetzung dafür sei die Bildung von „Großräumen“, worin sich die Nationen auflösen könnten. Im Sinne eines extremen Föderalismus regte Gomperz dann an, die Nationen in Stämme, Gemeinden und Betriebe zu zerlegen, was auf dem alten Kon- tinent dem freilich sehr vage erkennbaren, vielleicht eher noch unter dem Druck der „gelben Gefahr“ forcierten Aufbau der „Vereinigten Staaten [sc: Regionen] von Europa“ förderlich sein könne.⁵¹⁰

Der Prager Philosoph Oskar Kraus hatte 1915 Wilhelm Wundts völkerpsychologisch- polemische Attacke gegen den britischen Utilitarismus gekontert und war damit aus dem Kreis der Kämpfer für die „Ideen von 1914“ ausgeschieden.⁵¹¹ Wilsons 14 Punkte sah er noch 1926 vom Geist seiner Leitfigur, Jeremy Bentham, inspiriert. In Versailles sei dieser Geist zwar preisgegeben worden⁵¹², doch ließ sich Kraus davon kaum irritieren. Bentham bleibe der Vater des modernen Utilitarismus und Pazifismus, sein Landsmann Francis Bacon, der Ideologe der Machtpolitik und des Imperialismus, dessen idealtypischer Kontra- hent. Wilsons Selbstbestimmungsrecht hatte Kraus für die Deutschen in der neuerstandenen CSR gleich nach Ankunft Masaryks eingefordert.⁵¹³ Aber auch hier, wo er den Widerspruch zwischen Wilsons Deklamationen und der machtpolitischen Realität mit unvermittelter Bru- talität erfuhr, setzte Kraus - bis zum Ende der CSR 1938 - darauf, daß das Völkerrecht der Ethik gehorche, die „Gerechtigkeit“ (in Gestalt einer Regionalisierung der CSR und länger- fristig Gesamteuropas) sich durchsetzen und die „Kultur Menschheit“ die Staaten und Staa- tenkriege endlich hinter sich lassen werde.⁵¹⁴ In Saitschicks Berliner Verlag publizierte Os-

506 Gomperz 1920, S. 52ff., wo u. a. darauf verwiesen wird, daß die USA sich in einem Konflikt mit Me- xiko sicher keinem Internationalen Schiedsgericht unterordnen würden. Auch sei der Selbstbestim- mungsgedanke erst in den Vordergrund der Entente-Propaganda getreten, als der Zar gestürzt worden war und die Alliierten diesem Verbündeten keine Rücksicht mehr schuldeten.

507 Ebd., S. 104; vgl. dazuders. 1915, S. 191 ff., 131f.

508 Ebd., S. 73.

509 Ebd., S. 123f.

510 Ebd., S. 87ff, 102, 112f..

511 Kraus 1915, S. 3-75.

512 Ders. 1926a, S. 63.

513 Ders. in einem offenen Brief in der Zeitung „Bohemia“ Nr. 347 v. 22. 12. 1918; zit. nach ders. 1926b, S. 107f.

514 Ders. 1934, S. 77-91 (= Festrede in der Aula der Prager Universität zu Kants 200. Geburtstag, gehalten am 22. 5. 1924). Erwartungen für die deutsche Minderheit formulierte Kraus 1926b, S. 112-114.

kar Ewald 1920 seine Ideen über „Internationale und Humanität“ und „Die Friedensidee“, die sein negatives Kriegserlebnis in ein schwärmerisches Plädoyer für den weltumspannenden „Geist der Liebe“ umsetzten. Wie Saitschick und Verweyen fand Ewald über den „absoluten Wert der Einzelseele“ hinaus kaum zu politischen Formen und sozialen Entwürfen. Eine Neuordnung internationaler Politik erwartete er vom neuen Menschen, der den „Geist“ des Krieges in sich austilge.⁵¹⁵ Das deutsche Volk, dem Materialismus der wilhelminischen Epoche entronnen, könne im „Land der Mitte“ diesen Prozeß innerer Neuorientierung der Menschheit jetzt beginnen und die bürgerliche Demokratie wie den Kommunismus überwinden.⁵¹⁶

1.2.3. Deutschlands Wiederaufstieg zur Großmacht

Eine traditionelle europäische Großmachtstellung galt den beiden Deutschnationalen Friedrich Brundstäd und Julius Ebbinghaus ganz selbstverständlich als das Hauptziel deutscher außenpolitischer Anstrengungen, ohne daß beide dabei die seit 1917 erfolgten Kräfteverschiebungen, vor allem die Rückwirkungen außereuropäischer Machtinteressen auf die Spielräume kontinentaler Politik, reflektiert hätten. Eigentümlich anachronistisch vermischte Ebbinghaus dabei einen kantianischen Naturrechts-Optimismus mit einem sozialdarwinistisch anmutenden Machtstaatsdenken. Auf einer „Protest- und Trauerkundgebung“ der Freiburger Studentenschaft im Juni 1929 offenbarte der Hauptredner Ebbinghaus, daß insbesondere die neuere Völkerrechtsentwicklung spurlos an ihm vorübergegangen war. Wenige Tage bevor der 1928 abgeschlossene Kellogg-Pakt am 25. Juli 1929 durch Ratifikation der Signatarstaaten in Kraft trat und für jeden Kundigen sichtbar ein zentrales Element staatlicher Souveränität, die Entscheidung über Krieg und Frieden, in Frage stellte, präsentierte Ebbinghaus seinen Rekurs auf die angeblich naturrechtlich gesicherte nationalstaatliche Souveränität, die es verbiete, daß ein Staat über den anderen zu Gericht sitzen und so etwas wie seine „Kriegsschuld“ feststellen dürfe.⁵¹⁷ Dieses Argument speiste sich aus der Tradition neuzeitlichen Völkerrechtsdenkens, das Kant auf die Formel brachte: „Kein Krieg unabhängiger Staaten gegeneinander kann ein Strafkrieg (*bellum punitivum*) sein. Denn Strafe findet nur im Verhältnisse eines Oberen (*imperantis*) gegen den Unterworfenen (*subditum*) statt, welches Verhältnis nicht das der Staaten gegeneinander ist.“⁵¹⁸ Es überstieg die Vorstellungskraft von Ebbinghaus (und seine antiquiert umständlich wirkende kantische Diktion korrespondiert dabei in anschaulichster Weise mit diesem Mangel), damit zu rechnen, daß dieses kontinentale Völkerrechtsdenken negiert und durch den Willen eines „Oberen“ ersetzt werden könnte: „Denn soweit wird ja niemand die Heuchelei der Gerechtigkeit treiben, daß er sich selbst zwar vorbehält, nach Gutdünken zur Sicherung seines Rechtes Gewalt anzuwenden, dem Gegner aber unter dem Vorwande, daß dieses Verfahren mit dem Gesetze der Menschheit in Konflikt stehe, das gleiche benefiz verweigert.“⁵¹⁹ Das war aber gerade in Versailles geschehen, wie Ebbinghaus nicht müde wurde zu beklagen, und genau dies versuchte der Kellogg-Pakt völkerrechtlich zu kodifizieren, ohne daß es Ebbinghaus aufgefal-

515 Ewald 1920, S. 90f., 117.

516 Ders. 1922, S. 234f.

517 Ebbinghaus 1929b; vgl. a. ders. 1929a und 1986 (1930).

518 Kant, *Metaphysik der Sitten* § 57, zit. nach Ebbinghaus 1929a, S. 9.

519 Ebbinghaus 1929a, S. 31.

len wäre. Die notwendige Revision des Versailler Diktats und damit die Wiederherstellung der Gleichberechtigung unter souveränen Staaten verstand er nicht als Rückkehr zum potentiellen *bellum omnium contra omnes*, sondern als Ausgangspunkt zur Institutionalisierung des wahrhaften Völkerfriedens, des „gesetzlichen Friedens“, der auf Zustimmung aller in Wechselwirkung miteinander stehenden Völker beruhen solle. Als Anwalt dieses Völkerrechts legitimierte Deutschland seinen Revisionismus in denkbar universalster Form.⁵²⁰ Daß dieser dem Rechtsuniversalismus des Kellogg-Paktes parallel laufende, auf einen öffentlichen gesetzlichen Zustand hinwirkende Universalismus für Deutschland wegen seines nicht nur Frankreich zu Widerstand provozierenden revisionistischen Kerns keine außenpolitische Perspektive darstellte, gab der ganzen Argumentation etwas Illusionäres. Tatsächlich hatte Ebbinghaus 1924 die „Politik unserer internationalen Versöhnungsmänner“ noch verhöhnt und zum Werk an der „Befreiung“ aufgerufen, ohne einen Gedanken an die Umsetzung dieses Appells zu verschwenden.⁵²¹

Eine ähnliche Ratlosigkeit sprach aus der Rede, die Brunstäd zum 10. Jahrestag des Diktats in der Rostocker Universität hielt. Um deutschen Ansprüchen den Geruch des chauvinistischen Egoismus zu nehmen, bemühte er die Vorstellung vom Klassenkampf der Völker. Das deutsche „Proletariervolk“ kämpfe stellvertretend gegen „Ausbeutung und Unterdrückung“. Wer genau zuhörte, mochte sich dabei fragen, ob die daraus von Brunstäd abgeleitete Notwendigkeit zur Stärkung des Wehrwillens und zur geistigen Zusammenfassung der zur „Volkheit“ umzubildenden Gesellschaft nicht innenpolitisch konkreter ausfiel als die martialisches Beschwörung, eine Politik werde nicht dadurch unsittlich, daß sie zur Durchsetzung ihrer Ziele auch Kriege in Kauf nehme.⁵²²

Im Mitarbeiterkreis der weit rechts stehenden „Süddeutschen Monatshefte“ widmete sich der Münchener Philosoph August Gallinger vornehmlich dem französischen „Erbfeind“. Der ehemalige Frontsoldat, nach der Gefangennahme an der Westfront regelrecht „ausgeplündert“, gab 1921 eine hundertseitige Dokumentation über französische Kriegsverbrechen heraus und forderte die Siegermächte auf, die Verantwortlichen zu bestrafen statt sich in haltlosen Anklagen gegen das vermeintliche deutsche „Verbrechervolk“ zu ergehen.⁵²³ Wegen des von Suborganisationen des Völkerbundes gegen die deutsche Wissenschaft praktizierten Boykotts und wegen des Fehlens jeglicher Gleichberechtigung für den Fall einer Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund hatte Gallinger 1924 eine Rückkehr des Reiches in die internationale Politik via Genf für „vollständig undiskutabel“ erklärt.⁵²⁴ Die Möglichkeit, mit dem Westen zu kooperieren, sogar eine deutsch-französische Verständigung, schloß Gallinger damit nicht gänzlich aus. Fand er doch lobende Worte für die von Thomas

520 Ders. (1930) 1986, S.44f.

521 Ders. 1924. Es handelte sich um eine Gedenkrede zum 109. Geburtstag des ersten Reichskanzlers, die Ebbinghaus am Freiburger Bismarckturm hielt.

522 Brunstäd 1929, S. 17ff.

523 Gallinger 1921; über Mißhandlungen dt. Kriegsgefangener auch ders. 1920; zur eigenen Gefangennahme 1927a, S. 28. -Zu Gallingers KR-Nähe: ders. 1930b und E. J. Jung 1931.

524 Ders. 1924; das westeuropäische „Zivilisations“-Pharisäertum quitierte Gallinger dabei mit dem höhnischen Hinweis, daß sich die „belgischen Congo-Ziviüsatoren und die rumänischen Gefangenen-Massenmörder“ nicht gerade wegen ihrer moralischen Vorzüge empfohlen hätten und von Deutschen mit „Selbstachtung“ besser gemieden werden sollten. Zum Boykott der deutschen Wissenschaft nach 1918: Schröder-Gudehus 1966, bes. S. 89-134.

Mann oder dem pazifistischen Kollegen Driesch in Paris gehaltenen Vorträge. Ebenso konzedierte er 1926, nach einer Frankreich-Reise, beim „Erbfeind“ überall freundliche Aufnahme gefunden zu haben, bewunderte die nationale Einheitlichkeit und entdeckte gelegentlich auch die „Anmut der Bevölkerung“. Doch wog das nicht so schwer, daß er dabei die soziale Rückständigkeit übersehen konnte: die „Republik der Menschenrechte“ wirke im äußeren Leben oft „erbärmlich“, da man auch in „ärmsten Proletariervierteln deutscher Großstädte“ nicht ähnlich „schmutzstarrende Höhlen“ finde wie in Paris. Schon auf dem Weg in die französische Hauptstadt, an der Bahnstrecke durch Nordfrankreich fiel ihm überall Schmutz und Verwahrlosung auf.⁵²⁵ Gallinger erblickte darin Symptome einer verfallenden Macht, deren tiefsitzender Haß gegen Deutschland die Erfahrung kompensiere, ökonomisch-technisch, sozialpolitisch, demographisch und kulturell als Volk von gestern auf dem Weg in die weltpolitische Zweitklassigkeit zu sein. Gesichert durch das Versailler Diktat behaupte es nur noch seine politisch-militärische Hegemonialstellung. Diese aber um so unnachgiebiger, weil sie den letzten Halt vor dem definitiven Abstieg bilde.⁵²⁶

„Frankreich [...] ist mit den Friedensverträgen die unbestrittene Vorherrschaft auf dem Festland zugefallen, die sich weder auf eine entsprechende Bevölkerungszahl, noch auf ein größeres Territorium, noch auf eine überragende Wirtschaftskraft, sondern lediglich auf seine militärische Überlegenheit und auf die Schwäche Deutschlands und Rußlands stützt. Die [...] Schwäche vor allem Deutschlands ist die Voraussetzung für die Fortdauer der übermächtigen und angesichts seiner inneren Kraft unnatürlichen Stellung Frankreichs im europäischen Konzert.“

Daher müsse der Locarno-Vertrag die Hoffnungen deutscher Verständigungspolitiker zwangsläufig enttäuschen, da er den französischen Sicherheitskomplex nicht heile. Darin liege die „Tragik aller Verständigungsbemühungen“: Jedes französische Entgegenkommen stärke Deutschland und beschleunige den eigenen Abstieg.⁵²⁷ Gallinger, dem mögliche paneuropäische Auswege aus dieser „Tragik“ nur als Verschleierung französischer Status-quo-Interessen galten, trat für ein Entweder-Oder ein: Verständigung nur unter Wahrung des deutschen Lebensrechts oder „niemals“. ⁵²⁸ So oder so bedeute das eine Demontage französischer Hegemonialmacht und eine weitreichende Revision des Versailler Diktats, die Gallinger durch sein Engagement für den deutsch-österreichischen Zusammenhalt und für die kulturelle Autonomie der deutschen Minderheiten in Südosteuropa ein klein wenig zu beschleunigen gedachte.⁵²⁹

525 Ders. 1927a, S. 5, 9, 11, 15; diese Ausführungen zuerst in einer Artikelserie in der MNN im Frühjahr 1926 (1926a). Vgl. ders. 1927b (= Abdruck in der jungnationalen PW).

526 Ders. 1926b, S. 430. - Ähnliche Einschätzungen der westlichen Dekadenz in seinen Reiseberichten aus Belgien und Irland (wo er in den Slums von Dublin die Folgen des „tragischen Schicksals“ der Iren beschreibt, für das die Briten verantwortlich seien). Mit Abscheu („fröstelnd“) registrierte er auch die „geistige und seelische Verarmung“ in den USA. - Gallinger 1928a-c.

527 Ders. 1926b, S. 429f.

528 Ebd., S. 431.

529 Vgl. den Bericht über die von der Deutschen Akademie mitorganisierte „Deutsche Woche“ in Klagenfurt, wo Gallinger 1929 über „Staat und Bürger im Lichte der Philosophie“ referierte und die Kärntner Zuhörer vor der Gefahr der „Aufsaugung durch das Slawentum“ warnte (DA 4, 1929, S. 347-351); vgl. Gallinger 1929 und 1928d. Mit ähnlicher Tendenz das Vorwort zu einer aus Münchner VHS-

Kein anderer katholischer Denker dürfte sich in den 20er Jahren so intensiv mit den aus Versailles und St. Germain resultierenden außen- und europapolitischen Konstellationen und Optionen befaßt haben wie der Wiener Philosoph Hans Eibl. Wie für Gallinger und dessen Münchner Kollegen Kurt Huber (s. o. A I. 3.2.1.) lag für Eibl im alten „Mitteleuropa“ der geostrategische Rückhalt für den deutschen Wiederaufstieg. Mit Romain Rolland nannte er die Pariser Vorortdiktate „Raubverträge“ und apostrophierte das ganze „System“ als „Blutpresse ohne Ende“, bestimmt, das deutsche Volk im Interesse des „Vampyr“ Frankreich allmählich zu dezimieren. Die Versailler Ordnung galt ihm als „Satansreich“, angelegt auf „Massenmord“, dem schleunigst ein Ende gesetzt werden müsse: „Fort, fort, fort mit ihnen, lieber heuer als nächstes Jahr, lieber heute als morgen!“⁵³⁰ Aber Eibl beließ es nicht bei Empörungsrhetorik. Er vertiefte sich in die völkerrechtlichen Details der Vorortverträge, der Kriegsschuld- und Reparationsfrage, des Rechts der ethnischen Minderheiten in den neuen osteuropäischen Nationalstaaten und in die Frage nach den Handlungsspielräumen, die einer friedlichen Revisionspolitik noch offen standen. In gut zwei Dutzend Aufsätzen in der „Schöneren Zukunft“ und im umfangreichen Kapitel zu „Versailles und Moskau“ seines kulturphilosophischen Hauptwerkes ‚Vom Sinn der Gegenwart‘ (1933), argumentierte Eibl dabei ständig auf zwei Ebenen: philosophisch-naturrechtlich und historisch-politisch. Für den universalistisch denkenden Katholiken gab es eine ewige, natürliche Ordnung des Seins. Für den großdeutschen Reichsideologen sollte diese Ordnung in Mitteleuropa, im Reich aller Deutschen, wirklich werden: Das Volk der Mitte habe den Auftrag zur Rückgewinnung der richtigen, in Gott gipfelnden Wertordnung und damit zur Rettung des christlichen Abendlandes. Die durch Versailles geschaffenen Nationalstaaten Ost- und Südosteuropas seien machtpolitisch zu schwach und mangels historisch-kultureller Substanz auch nicht legitimiert, um wirklich reichsfähig sein zu können. Im übrigen stünden diese von Frankreich zur „Kleinen Entente“ verbundenen Staaten im Banne der französischen, also westlich-materialistischen Kultur und könnten von sich aus keine alternative Wertordnung tragen, um dem extremen Materialismus ihres nach Westen drängenden östlichen Nachbarn, des atheistischen Bolschewismus, zu widerstehen.⁵³¹ Die von Eibl als widernatürliche Unordnung empfundene, französisch dominierte Nachkriegsordnung hinderte also die Deutschen, ihrem göttlichen Auftrag nachzukommen und brachte das seiner starken Mitte beraubte Abendland in die tödliche Gefahr, vom Bolschewismus verschlungen zu werden. Soweit Versailles mit der alleinigen Kriegsschuld der Mittelmächte gerechtfertigt wurde, verwies Eibl Ende der 20er Jahre auf Aktenpublikationen und historische Forschungen zur Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges, die von dieser Schuldzuweisung nicht viel übrig ließen.⁵³² Jeden moralischen Kredit hätten die Sieger von 1918 aber dadurch verspielt, daß der Präliminarfriede vom 5. November 1918 auf der Basis von Wilsons 14-Punkte-Katalog geschlossen, die Pari-

Vorträgen entstandenen Aufsatzsammlung ‚Deutsch-Oesterreich. Kulturprobleme‘, Gallinger 1930a, S.VIII f.

530 Eibl in SZ-Aufsätzen 1930c, S. 914; 1930d, S. 1210; 1931b, S. 328f.; 1931d, S. 759-761.

531 Ders. 1925b, S. 292; ders. 1926, S. 1109f.; ders. 1930b, S. 177; ders. 1930a, S. 497ff.; ders. 1930c, S. 913; ders. 1933a.

532 Ders. 1925a, S. 91-95. ders. 1931c, S. 444f. Vor allem der Makel, Belgiens Neutralität durch den Einmarsch im August 1914 verletzt zu haben, wog weniger schwer angesichts französischer Einmarschpläne von 1912 oder des belgischen Abrückens von der nach allen Seiten gleichmäßigen Neutralität.

ser Vorortverträge dann aber unter Bruch dieses Vertrages diktiert worden seien. Eibl forderte: „Zurück zu den Verträgen des Herbstes 1918, fort mit den Diktaten des Jahres 1919.“ Diese für die Mittelmächte relativ günstige Regelung hätte deutsche Wiedergutmachung der Kriegsschäden im Westen gegen das Zugeständnis bedeutet, die deutschen Grenzen nach den Regeln des von Wilson proklamierten Selbstbestimmungsrechts festzulegen.⁵³³ Der Widerspruch zwischen dem vertraglich garantierten Wilsonfrieden und dem Versailler Diktat war evident und konnte von Eibl mit gleichem Recht für seine Revisionsforderungen benutzt werden wie der Hinweis auf die völkerrechtsgeschichtliche Singularität von Auslieferungsbegehren und Schuldzuweisung, wie sie Eibl im Vergleich mit dem deutsch-russischen Frieden von Brest-Litowsk (1918) herausstellte: Der für die Sowjets sicher harte Vertrag erzwang nur Abtretungen fremdvölkischer Gebiete (was die Entente 1919 - vor allem zum Vorteil Polens und der baltischen Staaten - auch anerkannte), mutete den Russen keinen Verzicht auf ihre Ausdehnungssphären zu (entsprechend dem deutschen Verlust der Kolonien), beließ ihnen Handels- und Kriegsflotte, zwang sie nicht zur Abrüstung und stellte eben keine Auslieferungsforderungen („Kriegsverbrecher“) oder forderte Schuldbekenntnisse ein.⁵³⁴

Um 1930 stand für Eibl also als Ergebnis der Kriegsursachenforschung und der Analyse westlicher Völkerrechtsideologie fest, daß der europäische Status quo primär vom machtpolitischen Interesse Frankreichs getragen werde. 1931, als am Veto Frankreichs die deutsch-österreichische Zollunion scheiterte⁵³⁵, verschärfte sich Eibls Ton mit der Furcht, daß Frankreichs Macht nicht ausreiche, um im destabilisierten, zusätzlich von der Weltwirtschaftskrise gebeutelten Mitteleuropa als antibolschewistisches Widerlager zu wirken:⁵³⁶

„Während in Deutschland die Arbeitslosigkeit steigt, die Geburtenziffern jäh abstürzen, das Geld für die notwendige Besiedlung noch nicht erschlossener Ackerbauflächen und Ödlandes im Nordosten fehlt, dafür aber jährlich 1,8 Milliarden RM [...] durch die Reparationen abwandern, während Frankreich Gold anhäuft und das angehäuften Gold mit einem Festungsgürtel [...] umgibt, dabei aber gleichzeitig in seine menschenarmen Gebiete die Afrikaner eindringen läßt, wachsen in Rußland jährlich 3,2 Millionen zu, von denen wenigstens ein Teil in den Fanatismus der bolschewikischen Irrlehre hineingerät. Das Bild dieser Entwicklung: Ausgehöhlt und menschenarm war das französische Volkstum schon im 19. Jahrhundert. Nun sinkt auch die deutsche Mitte allmählich ein. Dafür wird der Osten Europas immer dichter, und an den Rändern der abendländischen Welt ballen sich große neue Wirtschafts- und Kulturräume zusammen. Ich will mich auf Rassenwerttheorien nicht einlassen, aber das ist doch wahr, daß das deutsche Volk im vergangenen Jahrhundert das wichtigste Menschenreservoir in Europa gewesen ist. Versiegt dieses Reservoir, so wird den Ausfall zunächst die nordamerikanische Union merken, dort wird die Front der Weißen am raschesten eingedrückt werden. Freilich, nirgends ist gesagt, daß die weiße Rasse dauernd die geistige Vormachtstellung behaupten müsse. Aber solange sie da ist, ist ihr das Gesetz auferlegt, zu leben und zu wirken, und diesem Gesetze müssen wir gehorchen. Heute geht der Tod durch Europa, und der Tod heißt Versailles.“

533 Ders., 1925a, S. 94.

534 Ders. 1933b, S. 169.

535 Der Zollunionsplan wurde im Februar 1931 öffentlich gemacht, war monatelang Gegenstand diplomatischer und publizistischer Dispute, bevor die Außenminister der beiden deutschen Staaten im September 1931 vor dem Völkerbund offiziell ihren Verzicht erklärten.

536 Eibl 1930a, S. 498f. (= SZ-Artikel v. 1. 3. 1931).

Daß die in Mitteleuropa destruktiv wirkende französische Außenpolitik der Preis für die Eindämmung eines befürchteten deutschen Revisionismus war, daß diese Destruktion der UdSSR zugute kam und die Entwicklung, eskalierend als Folge der Weltwirtschaftskrise, tatsächlich das demographisch absteigende Frankreich weiter schwächen könnte, diese katastrophische Vision Eibls erscheint auch rückblickend nicht unrealistisch. Den Risikofaktor Frankreich wollte Eibl trotzdem nicht aus seinen konstruktiven außenpolitischen Alternativplanungen streichen. Zwei öffentlich diskutierte Kooperationsmodelle schieden allerdings für ihn von vornherein aus: „Paneuropa“ und die „Donauföderation“, beides von Paris favorisierte Projekte. Die „Vereinigten Staaten von Europa“ wertete Eibl als Resultat eines zu langsamen, primär ökonomisch motivierten Integrationsprozesses, ohne ideelle Substanz, ohne mehr versprechen zu können als ein behagliches, „lauwarmes Elend“. Die „Donauföderation“ Österreichs mit den Balkanstaaten und Rumänien hingegen widerspräche der 1000jährigen deutschen Geschichte der Ostmark des Reiches und wäre im Interesse Frankreichs sogar gegen Deutschland gerichtet. Es bleibe die Vereinigung aller Deutschen im großdeutschen Nationalstaat und die allmähliche Angliederung kleiner nichtdeutscher Völker im Osten (wobei Bündnis, Assoziation oder freiwilliger Anschluß denkbare Formen seien). Dieses Gebilde entspräche den Prinzipien der Selbstbestimmung, brächte vor allem Österreich wirtschaftliche Vorteile und rette es vor drohender Isolation und slawisch-jüdischer Überfremdung. Das so neuentstehende Reich integriere verschiedene mitteleuropäische Stämme und könne sogar von jüdischer Seite auch einen „Zuschuß von vorderasiatischem Blut“ vertragen.⁵³⁷ Mit einem zum Reparationsverzicht bereiten, den Anschluß dulgenden Frankreich wäre dann eine Verständigung zur Erneuerung Gesamteuropas möglich. Locarno wertete Eibl als ersten Schritt in diese Richtung („Locarno bedeutet grundsätzlich den Verband gleichberechtigter Völker“), weg von der Machtstrategie des Faustpfandpolitikers Poincaré, hin zur bedingten Kooperationsbereitschaft Briands. Anstelle des Völkerbundes („er ist noch immer dem Mißbrauch durch die Machthaber ausgesetzt“), der nach seiner krass rechtswidrigen, Frankreichs Bündnispartner Polen gegen das Selbstbestimmungsrecht der betroffenen Bevölkerung begünstigenden Entscheidung über die oberschlesische Abstimmung massiv an Vertrauen verlor, wünschte Eibl sich eine Vielzahl von Völkerbünden mit territorial begrenzter Kompetenz (damit nicht Abessinier über Danziger Fragen befinden). Auf dem Weg zu deutsch-französischer Verständigung müßte schließlich die Abrüstung nicht länger nur für Deutschland gelten.⁵³⁸

1.2.4. Anlehnung an den Westen oder Aufbruch nach Osten?

Wer weder Internationalist noch Nationalist war, sah das Reich in den 20er Jahren vor diese Alternative gestellt. Auffälligerweise fand der so einflußreiche Troeltsch mit seiner Ansicht, wonach Deutschland sich nur noch in das angelsächsische Weltsystem einfügen könne, kaum Anhänger oder Nachfolger. Die Angelsachsen, besonders die USA, vermochten die außenpolitische Phantasie denn auch weiter weniger anzuregen als das bolschewistische Rußland.

⁵³⁷ Eibl 1928, S. 858-861 (SZ-Artikel v. Juni/Juli 1928). Zum „ständigen mitteleuropäischen Problem“ auch 1926, S. 1109f. sowie ‚Gespenster und Ideen in der heutigen europäischen Politik‘, ders. 1930, S. 913-915; zuvor: ders. 1927a+b.

⁵³⁸ Ders. 1930c, S. 914 (SZ-Artikel vom 28. 6. 1931).

Zweifellos gab es einige Verfechter der Westbindung: Kontinentalisten, denen „Panneuropa“ zu weit ging, die aber einem Zusammengehen mit Frankreich etwas abgewinnen konnten, und Atlantiker, die eine Kooperation mit den Angelsachsen, manchmal ausdrücklich gegen Frankreich und Versailles gerichtet, für erstrebenswert hielten. Einer Aussöhnung mit dem Erbfeind redeten vor allem katholische Denker das Wort, allen voran Peter Wust. Sein Briefwechsel dokumentiert, wie stark er seit Mitte der 20er Jahre unter dem Schirm der „Rechristianisierung“ Europas für eine deutsch-französische Allianz Partei nahm, die als anti-bolschewistisches Bollwerk konzipiert war. Den geistigen Kräften des katholischen Rheinlandes, der „Mittlerregion“, und den Renouveau-Katholiken Frankreichs wies er dabei eine Avantgarde-Funktion zu.⁵³⁹ Über eine ähnlich enge Verbindung zu französischen Katholiken wie Wust verfügte auch v. Hildebrand, der die deutsch-französische Verständigung als Anfang der Einigung Europas verstand - wiederum natürlich unter dem Dach der katholischen Kirche.⁵⁴⁰ Unter den nicht-katholischen Frankophilen stachen der Bonner Philosoph Isaak Benrubi und Berliner Privatdozent Bernhard Groethuysen heraus, beide nahezu naturalisierte Franzosen, die weniger explizit politische Ansichten verbreiteten als daß sie von ihrer kulturvermittelnden Tätigkeit letztlich auch politische Wirkungen erhofften.⁵⁴¹ Auf ein vages Mittlertum seiner zwischen Deutschland und Frankreich schwankenden elsässischen Geburtsheimat spielte Ernst Barthel an, dessen geopsychologische Spekulationen für Deutschland zwar eher in Richtung Osten wiesen (s. u.), der aber andeutete, daß er daraus, daß Albert Schweitzer als Elsässer und damit „geborener Anti-Nationalist“, einen geachteten Platz im Volk der „übernationalen und überkonfessionellen Arbeiter am Frieden“ einnahm, ableitete, die Gesamtheit seiner Landsleute werde sich im Rahmen deutsch-französischer Annäherung ähnlich bewähren.⁵⁴² Einen Kurswechsel von der Ost- (s. u.) zur Westorientierung nahm im Verlauf der 20er Jahre Ernst Horneffer vor. 1929, in einem wütenden Pamphlet gegen sämtliche Spielarten des Pazifismus, präsentierte er eine deutsch-französische Verbindung als „Kerneuropa“. Die Zeit der Kleinstaateri sei vorüber. Der von den einstigen „Erbfeinden“ zu organisierende europäische Großstaat müsse mit einer europäischen Wehrmacht gewappnet sein, um, wolle er nicht das Schicksal des römischen Reiches erleiden, die erwachenden Feinde des alten Kontinents, die UdSSR, den Islam, die politisch mündig werdenden asiatischen Völker, in Schach zu halten.⁵⁴³

Tief sitzende Antipathien gegen den russischen Autokratismus übertrug der Liberale Jaspers auf das bolschewistische Regime. Ohne jemals eine konzise außenpolitische Vorstellung zu formulieren, blieb der Anti-Bolschewismus in gelegentlichen Äußerungen eine feste Größe. Jaspers erinnerte zwar - mit merkbarer Sympathie - an Max Webers Warnung vor der barbarisierten Zukunft des in den USA und der Sowjetunion bereits manifesten Massenmenschentums, verstand sich aber, fixiert auf die „Universalisierung der Daseinsordnung“, die er anonymen Wirtschaftsgewalten eher zuschrieb als politischen Kräften in Washington oder Moskau, nicht dazu, eine politische Macht oder gar eine Strategie zu

539 Wust 1927, S. 39; ders. (1929) 1967, S. 135.

540 Zu v. Hildebrand s. o. A I. 3.2.1.

541 Vgl. Benrubi 1928, der das Vorwort zu dieser umfangreichen Darstellung französischer Gegenwartsphilosophie mit internationalistischen Bekenntnissen durchsetzte. -Zu Groethuysen s. o. AI. 1.2.1.

542 Barthel 1928, S. 273f.

543 Horneffer 1931b, S. 65ff.

benennen, die Europa dieses Schicksal hätte ersparen können. Die „Verbundenheit deutschen Wesens mit angelsächsischem und romanischem“, der Gegensatz dieser abendländischen Schicksalsgemeinschaft zum „asiatischen Wesen“, von „europäischer Freiheit“ zu „russischem Fanatismus“ - das waren die dualistischen Schemata, mit denen Jaspers eine prowestliche, zwischen romanischer und angelsächsischer Option nicht unterscheidende Politik Deutschlands plausibel zu begründen meinte.⁵⁴⁴ Nach dem Tode von Troeltsch schienen die Angelsachsen aus der Diskussion um die deutschen außenpolitischen Perspektiven ganz zu verschwinden. Was noch geäußert wurde, blieb rudimentär. Der von den US-Amerikanern bitter enttäuschte Kühnemann ließ 1932 die schwache Hoffnung aufglimmen, daß das Reich und die Union auf der Basis des in beiden Staaten erneuerten „Volksbewußtseins“ vielleicht wieder zusammenfinden könnten. Er meinte damit, daß F. D. Roosevelts vorgeblich auf Zählung des Kapitalismus und Liberalismus gerichtete Politik den ideologischen Weg für eine Verbindung zur nationalen und sozialistischen NSDAP bahne, die in Deutschland kurz vor der Machtübernahme stand.⁵⁴⁵ Honigsheim sah die europäische Lage kurz nach dem Ruhrkonflikt als völlig verfahren an. Das „Allddeutschum mit seiner amoralisch-darwinistischen Staatstheorie habe 1918 wohl nicht siegen dürfen. Eine nationale Politik unter diesen Vorzeichen verbiete sich also auch für die Zukunft. Ebensowenig sei das „mittelalterliche Schreckensregiment der Franzosen an Rhein und Ruhr“ eine Alternative. Wenn der internationale Wille zum Frieden und zum Kulturfortschritt eine Chance erhalten solle, dann nur mit Hilfe der USA, die wie kein anderes Land die Voraussetzungen für eine „internationalistische Führerschaft“ besäßen. Als Indikator für die moralische Integrität der Amerikaner diene ihm dabei die Energie, mit der sie die prohibitive Lösung des Alkoholproblems anpackten, was auch den Pro-Amerikaner Strecker so imponierte, daß er empfahl, ihnen auch auf anderen Gebieten (Kultur- und Schulpolitik) zu folgen.⁵⁴⁶

Ein buntes Ineinander außen- und innenpolitischer Stellungnahmen lieferte Hans Drieschs zusammen mit seiner Frau verfaßter Bericht über den gemeinsamen China-Aufenthalt und die anschließende Reise in die USA (1922/23). Als der einzige deutsche Philosoph in dieser Zeit liefert er als fast uneingeschränkter „Pro-Westler“ ein rundherum positives Bild der USA, ihrer politischen wie, dies erstaunt besonders, ihrer kulturellen Eigenheiten. Dabei führten seine pazifistisch-kulturidealistischen Dispositionen zu krassen Fehleinschätzungen. So wollte er seine deutschen Leser glauben machen, die USA hätten in China keine politischen, nur kulturmissionarische Interessen; in Anlehnung an den politisch nicht viel sicherer urteilenden Gesinnungsgenossen Bertrand Russell sah Driesch in den USA Chinas einzigen „wahren Freund“. Ganz in den Kategorien einer individualistischen Moral befangen, unterstellte er, daß die amerikanische Demokratie ein Experimentierfeld für Sozialingenieure sei. Dort entstehe die neue Gesellschaft der Zukunft, wobei das „sozial Bessere“, woran man unablässig mit wissenschaftlichen Methoden arbeite, auch mittels der von Driesch positiv bewerteten eugenischen und psychotechnischen Manipulationen angestrebt werde. Als Vorreiter kultureller Höherentwicklung nehme Amerika „die Forderung des Höchstmenschlichen in die Hand“ und sei schon gegenwärtig mit seinem „freien Sozialismus“ (sie!) neben der Schweiz „der beste Staat“. In dem von seinen kulturkritischen Kol-

544 Jaspers (1931) 1971, S. 103, 107; ders. 1932b, S. 66.

545 Kühnemann 1932a, S. 65.

546 Honigsheim 1924b, S. 18. - Strecker 1924a+c.

legen stets mit Abscheu geschilderten Konformismus der US-Massengesellschaft erkannte Driesch jene realisierten „ethischen Ähnlichkeiten“, die innergesellschaftliche wie zwischenstaatliche politische Gegensätze zum Verschwinden brächten. „Kulturmenschen gleichen Wesens“ - insoweit stünde ihm ein französischer Pazifist auch näher als ein Alldeutscher - konstituierten eine geistige Gemeinschaft aller Menschen, der der Einheits-Staat nachfolgen werde.⁵⁴⁷

1923, unter dem Eindruck der Ruhrbesetzung, verwies der lange vor 1914 für eine Fortsetzung der Bismarckschen Rußlandpolitik plädierende Ernst Horneffer die künftige deutsche Außenpolitik auf „drei Wege“: entweder mit Frankreich einen westeuropäischen Bundesstaat bauen, gegen Frankreich, mit England, Holland und den skandinavischen Ländern einen „großgermanischen Weltstaat“ errichten, oder gegen England und Frankreich mit der Sowjetunion die Weltrevolution auslösen, mit dem Ziel, einen sozialen Musterstaat von Irland bis Wladiwostock zu begründen. In jeder Variante ging es Horneffer darum, das Reich aus der Ohnmacht des Kriegsverlierers heraus wieder machtpolitisch ins Spiel zu bringen. Da er glaubte, der technisch-zivilisatorische Fortschritt dränge zur „einheitlichen Menschheitsordnung“, die über die Stufe von großräumlich organisierten „Weltstaaten“ (dazu zählte er das britische Empire, Ostasien, Amerika unter der Dominanz der USA, sowie die von ihm für unvermeidlich gehaltenen „Vereinigten Staaten von Europa“) hinweg eines fernen Tages erreicht werde, befaßte er sich gar nicht erst mit der nationalstaatlichen Option eines aus eigener Kraft zu leistenden deutschen Wiederaufstiegs.

Die mit Frankreich oder England zu realisierenden Großraumlösungen böten Deutschland die Chance, das Versailler Vertragssystem abzuschütteln und jeweils einen großen Teil Europas im zu erwartenden Wettbewerb der Großräume zu behaupten. Es gebe jedoch in beiden Alternativen über diesen eher defensiven Selbstbehauptungswillen hinaus keinen ideellen Zusammenhalt. Darum begnügte sich Horneffer mit einigen organisatorischen Vorschlägen: Im Falle eines Bundesstaates mit Frankreich schwebte ihm eine Art Kerneuropa mit dem Kraftzentrum Nordfrankreich-Belgien-Ruhrgebiet vor, möglichst unter Einschluß Italiens. Ein „oberstes Staatenhaus“ für die westeuropäische Bundesregierung solle in Straßburg oder Freiburg seinen Sitz haben. Dem traditionell anti-europäischen England könne ein Wohlverhalten gegenüber dieser neuen Macht durch deren Verzicht auf jede Form von Seeherrschaft abgekauft werden. Zumal die politischen Entfaltungschancen der „Vereinigten Staaten von Europa“ allein in der Osterweiterung lägen: „Erziehung und Erweckung der noch halb schlummernden gewaltigen Völkermassen im Osten“ (bis nach Mittelasien!) und eine langfristige, auf Angleichung der Lebensverhältnisse zielende wirtschaftspolitische Expansion, an deren Ende die politische und ökonomische Integration Osteuropas (einschließlich der UdSSR) in einen großeuropäischen Bundesstaat stehen sollte. Im kurzen Kapitel

547 Driesch 1925, S. 296ff; ders. 1927b: Ebenso sah er in den Chinesen überzeugte Demokraten und Republikaner, deren Grundeinstellung pazifistisch sei. Diese Einschätzung bekräftigte Driesch in einem Vorwort zu einer politischen Kampfschrift des Kuomin-tang-Ideologen Tang-Leang Li („China in Aufruhr“, 1927c). Er stimmte der anti-imperialistischen Argumentation des Verfassers zu, sprach von der „weißen Gefahr“ und der sehr berechtigten abwehrenden chinesischen Haltung gegen fremde Übergriffe, glaubte aber fälschlich - während der kommunistische Flügel erstarkte - beteuern zu können, daß bolschewistische Einflüsse auf Chinas Befreiungsnationalismus keine Rolle spielten, sondern der Konfuzianismus die Bewegung bestimme und daher Gewalt nur in den Grenzen der passiven Resistenz geübt werde.

über den mit England zu bauenden „großgermanischen Weltstaat“ wußte Horneffer nur taktisch-pragmatische Argumente vorzubringen, warum die Briten an diesem Bündnis interessiert sein müßten. Sei es aus Angst vor der unvermeidlichen handelspolitischen Konkurrenz mit den USA, die von Frankreich und sogar von Japan ausgenutzt werden könnte, um das Empire mit den USA in die Zange zu nehmen, sei es, um Deutschland als das wirtschaftliche Herz Europas nicht gänzlich dem Zugriff Frankreichs zu überlassen. Breite das unproduktive Frankreich sein Leichentuch über die deutsche Wirtschaft und töte das überaus produktive Deutschland ab, werde ganz Europa und damit auch die Handelsnation England in Mitleidenschaft gezogen. Ein ideelles Moment glaubte Horneffer in der Tatsache wahrzunehmen, daß sich mit England und Deutschland die eigentlich schöpferischen Mächte zusammentäten, um über das absterbende, alte, „Entartung und Verfall“ preisgegebene Volk der Franzosen hinwegzuschreiten.⁵⁴⁸ Aus Horneffers Sicht waren die Brücken nach Westen ohnehin solange abgebrochen wie in Deutschland der Sozialismus regierte. Zwischen dem deutschen Sozialdemokratismus und dem Bolschewismus werde der Westen nicht differenzieren. Wieder einmal, wie schon mit dem Monarchismus, stehe Deutschland also gesellschaftspolitisch gegen den Westen. Nur sei es eben nach 1918 der Sozialismus, der diesen Gegensatz und damit die außenpolitische Isolation verursache.⁵⁴⁹ Erst mit seinem Ende werde Deutschland ein im Westen akzeptabler Bündnispartner. Genau dieses Ende trat für Horneffer während der Niederschrift seiner „Drei Wege“ ein: Am 23. November 1923 zerbrach das erst im August gebildete Kabinett der großen Koalition unter Reichskanzler Stresemann, nachdem die SPD ihre Minister bereits Anfang November zurückgezogen hatte. Prophezeite Horneffer noch in seinem ersten, im August verfaßten Kapitel, die mit dem schwerindustriellen Flügel der DVP koalierende SPD wandle sich unaufhaltsam von der marxistischen Klassenkampf- zur staatstragenden Volksgemeinschaftspartei, sah er das Pendel im November zurückschlagen: sie sei wohl doch unfähig, ihren revolutionären Charakter abzustreifen.⁵⁵⁰ Wenn aber die Fronten so eindeutig geklärt waren, wollte Horneffer die Gelegenheit offenbar nutzen, um alle bürgerlichen Kräfte mit der nicht-sozialistischen Arbeiterschaft gegen den Sozialismus zu vereinigen. Gestützt auf diese Macht glaubte er den Sozialismus endgültig „erdrosseln“ zu können. Dies solle nicht gewaltsam geschehen. Vielmehr hielt er es für denkbar, das Programm des Sozialismus auf der Basis seiner eigenen wirtschaftsliberalen Vorschläge zu erfüllen.⁵⁵¹ Nun unterschied sich ein vom Konservatismus realisierter Sozialstaat aber immer noch erheblich vom kapitalistischen Westen. Deutschland gewinne

548 Zusammengefaßt nach den Kapiteln „Der westeuropäische Bundesstaat“ und „Die germanischen Staaten“, in: Horneffer 1924, S. 33-96, 96-133. - Beide Modelle enthielten viele Widersprüche: Warum sollte Deutschland einem Bundesstaat mit Frankreich beitreten, wenn von den angeblichen degenerierenden Franzosen gar keine Kraft mehr zur Ostexpansion zu erwarten war? Wie vertrug sich die Konzeption der *friedlichen* Osterweiterung eines kapitalistischen Westeuropas mit dem unvermeidlichen Widerstand der kommunistischen UdSSR? Gab es für England nicht lukrativere Optionen zur Absicherung des Empire als sich ausgerechnet mit dem ohnmächtigen Reich und den von Horneffer selbst als schon „geschichtslos“ eingestuften Skandinavien zu verbinden? Und wie zukunftssträftig waren diese Systeme, die letztlich nur den kapitalistischen Status quo absichern wollten? Da Horneffer diese Fragen nicht einmal aufwarf, muß man vermuten, daß sein Herz eigentlich dem dritten Weg, der deutsch-sowjetischen Achse, gehörte.

549 Ebd., S. 138ff.

550 Ebd., S. 146rT.

551 Ebd., S. 155ff.

daher nicht deshalb an bündnispolitischer Attraktivität, weil es einen gesellschaftspolitischen Angleichungsprozeß vollziehe, sondern weil soziale Reformen die „Volkseinheit“ stärken und ein derart innerlich geschlossener Staat sein machtpolitisches Gewicht erhöhe. Weil Deutschland den Sozialismus marxistischer Prägung dann überwunden hätte, stünden wieder mehrere außenpolitische Optionen offen, so daß das Reich auch wieder mit den Westmächten kooperieren könne. Da aber selbst ein sozialstaatlich gezähmter Kapitalismus nicht dem westlichen Modell entspreche, verfüge es eben über genügend Bewegungsfreiheit, um für anti-westliche Koalitionen offen zu sein. Deutschland könne also jederzeit den sozialen Gedanken als „revolutionäre Waffe“ gegen den Westen benutzen. Sollte also z. B. Frankreich seinen „Vernichtungskrieg“ fortführen, „dann müssen wir mit diesem Gedanken die ‚Weltrevolution‘ entfachen, dann heißt es vor nichts zurückschrecken und die revolutionäre Gewalt dieses Gedankens, der uns zu zerstören drohte, wider die anderen Völker kehren, dann müssen wir die Flagge ‚glutrot‘ über ganz Deutschland hissen und damit die Welt erschüttern“.⁵⁵²

Dabei hoffte Horneffer auf die Unterstützung der UdSSR, was jedoch erst dann in eine Wiederauflage alter preußisch-russischer Waffenbrüderschaft münde, wenn der Bolschewismus nach einem evolutionären Prozeß dem deutschen sozialen Musterstaat ähnlich geworden sei. Ein Bündnis mit der UdSSR „um den Preis der Verpflanzung des Bolschewismus nach Deutschland“ sei inakzeptabel, gemeinsame Außenpolitik auf dem Fundament des vom Reich vorgegebenen Staats- und Gesellschaftsmodells dagegen „unwiderstehlich“. Wenn also der Bolschewismus sich ausgetobt habe: „Dann wehe dem Westen! Mit dieser verheißungsvollen, zukunftsstarken Demokratie werden Deutschland und Rußland die Weltrevolution entflammen, [und] die überlebten, die menschliche Zukunft zurückdrängenden und abschnürenden [...] Staaten im europäischen Westen in Trümmer schlagen.“⁵⁵³

Um der höheren geschichtlichen Idee des unter „neuen Lebensgesetzen“ existierenden „neuen Menschengeschlechts“ willen bekannte Horneffer sich zur Gewaltanwendung: „Nur über Opfer führt der rauhe Pfad des Lebens.“ Wenn Deutschland und Rußland über den Westen „hinwegschreiten“ wollen, dann müsse ein Krieg einkalkuliert werden, den Horneffer als letztes Gefecht, als Endkampf zur Durchsetzung einer brüderlich geeinten Völkergemeinschaft proklamierte.⁵⁵⁴

Im Vergleich mit Horneffers ostpolitischen Ideen, muten die völkerpsychologische Betrachtungen des Kölner Privatdozenten Ernst Barthel noch bizarrer an. Trotzdem fanden sie Eingang in renommierte Periodica wie in Karl Haushofers „Zeitschrift für Geopolitik“, ins katholischen „Abendland“ und in „Deutschlands Erneuerung“.⁵⁵⁵ Barthel entwickelte darin auf dem schwankenden Gerüst der „Geopsychologie“ seine außenpolitischen Phantasien. Die Volkspsyche werde von Naturkräften mindestens mitbestimmt. Die Erdenergie verteile sich auf einen West- und einen Ostpol, und der Ost-West-Äquator gehe auf der Linie Hamburg-Ulm mitten durch Deutschland. Der 1925 geschlossene Locarno-Vertrag, worin Deutschland Frankreich und Belgien die 1919 festgelegten Grenzen im Westen garantierte, regte Barthel an, aus diesen geopsychischen „Tatbeständen“ kühne Schlußfolgerungen zu

552 Ebd., S. 165.

553 Ebd., S. 186.

554 Ebd., S. 187ff.

555 Barthel 1926; ders. 1927a+b; daraus die folgenden Zitate.

ziehen. Dabei war er im Gegensatz zu Horneffer an einer irgendwie gearteten Zusammenarbeit mit dem Westen oder gar einem europäischen Bundesstaat nicht interessiert. Über den Verzicht auf westliche Grenzrevisionen hinaus müsse man Frankreich allenfalls - „eine Art verschärften Locarno-Vertrages“ - eine „völkerbundliche Weltgarantie gegen Einfälle Deutschlands“ verschaffen, um für die eigene „Ostpolitik in praktisch-realer Form“ den Rücken frei zu haben. Allein die Abwendung vom Westen entspreche geopsychischen Gesetzmäßigkeiten, nicht die „Aufwärmungen mittelalterlicher Abendlandideen“ („Das Abendland ist als Einheit bereits untergegangen.“), noch die Vereinigten Staaten von Europa oder ein „polaritätsloses ‚Pan-Europa‘“: „Die realen Kräfte werden diese Ideologien ad absurdum führen.“ Die „großen naturgesetzlichen Triebkräfte der Weltgeschichte“, die Barthel für ähnlich elementar ansah wie die „Urgegensätze und auch Anziehungskräfte zwischen Mann und Weib“, hätten es gefügt, daß in Deutschland ein seiner „metaphysisch-gemüthhaften Grundveranlagung nach wesentlich östliches Volk“ lebe, tief verwandt mit den „mystischen Wirklichkeiten“, die das Leben von Rußland bis China beherrschten.⁵⁵⁶ Anknüpfend an Bismarck müsse daher eine „Zusammenarbeit mit dem Osten in neuer Form“ aufgenommen werden. Sie solle nicht gegen den Westen gerichtet sein, für den Deutschland künftig die Rolle eines Bindeglieds zwischen östlicher und westlicher Menschheit spielen werde. Auch die Kooperation mit osteuropäischen Staaten solle friedlich, als „kommerzielle-industrielle und kolonisatorische Ausdehnung“ vonstatten gehen, wobei Barthel offenkundige Widerstände („die unleidliche Barriere Polen“, „der Bolschewismus“) zu den auf dem Verhandlungswege „zu überwindenden Hemmungen“ zählte.⁵⁵⁷ Der so erreichte Einklang mit den „realen Kräften brächte Deutschland als Lehrer und Führer der Ostvölker wieder in Wechselwirkung mit dem Osten und so zur Selbstbesinnung auf seine eigentliche Aufgabe: „Erfüllung des Lebens mit Innenwerten“, die der westlichen Zivilisation entgegensetzen seien. Jenseits des Meridians Hamburg-Ulm sah Barthel also die Entstehung einer „metaphysisch, schöpferisch, irrational-mystisch, weibhaft-gefühlsmäßig“ geprägten Kultur als Widerpart und Ergänzung des Westens voraus, wo er ein „naturbeherrschendes, rationales, männlich-intellektuelles Grundwesen“ ausmachte.⁵⁵⁸

Derartig kühne weltpolitische Tableaus und geschichtsphilosophische Prognosen lagen dem südwestdeutschen Neukantianer Nicolai von Bubnoff weniger. Trotzdem schlug ihn die im sicheren Heidelberg erlebte Oktoberrevolution stark in den Bann. Der Sohn eines russischen Vaters und einer deutschen Mutter, 1914 als Russe interniert und erst 1921 mit der badischen Staatsbürgerschaft versehen, profilierte sich seit Anfang der 20er Jahre als Fachmann für die jüngere Geistesgeschichte seines Geburtslandes. Als russisch-orthodoxer, ökumenisch orientierter Christ wies er alle modischen Spekulationen über den unüberbrückbaren Kulturgraben zwischen dem europäischen Abendland und dem asiatischen Rußland

556 An anderer Stelle faßte er jene deutschen Stämme, die östlich seines Hamburg-Ulm-Meridians leben, als „Halbmongolen“ zusammen! (Barthel 1928, S. 10).

557 Als ultima ratio deutete Barthel (bezeichnenderweise nur in der für „Deutschlands Erneuerung“ geschriebenen Variante seines Konzepts) auch eine „gewaltsame Expansion“ an (1927a, S. 448).

558 Barthel 1928, S. 11.

zurück und betonte stets die gemeinsame religiöse Grundlage der westeuropäischen und der slavischen Kultur im Christentum.⁵⁵⁹

Der Bolschewismus stellte dieser Kulturgemeinschaft seinen proletarischen Internationalismus entgegen. Das bedeutet aber für v. Bubnoff die „wahre Hölle von Elend, Not, Hunger und Tod“. Die Weltherrschaft des Proletariats sei kein „leeres Schreckgespenst“, sondern der im Bereich des Möglichen liegende „Untergang der Kultur“.⁵⁶⁰ Religion und Kultur standen für von Bubnoff in einem Wechselverhältnis. Soweit wie der russische Sozialismus im 19. Jahrhundert das Opfer der in Gott „verankerten“ Persönlichkeit um der irdischen Gerechtigkeit und Gleichheit willen verlangt habe, beschritt er die Bahn des atheistischen Materialismus, die im Bolschewismus endete.⁵⁶¹ Wenn die Ursprünge der Oktoberrevolution in Fehlentwicklungen der russischen Geistesgeschichte lagen - Bubnoff erklärte noch 1935, „daß der Bolschewismus ein nationalrussisches Phänomen ist“⁵⁶² -, dann erfordere deren Korrektur, also die Beseitigung des Bolschewismus, wiederum eine primär geistige Wende. Für den Westen bedeute das neben der aufzurichtenden „Völkergemeinschaft der Nationen“ Rückbesinnung aufs Christentum, um die bolschewistische Gefahr einzudämmen. Rußland sagte von Bubnoff in dieser Konstellation eine schwere Zukunft voraus. Den radikal anti-christlichen Bestrebungen der Moskauer Machthaber stellt er zwar keine „günstige Prognose“, aber die Resistenz des aus politischer Rücksicht längere Zeit geschonten Bauerntums als Hauptträger der Religion wußte er nicht einzuschätzen. Auch seien die Anschauungen der emigrierten Intelligenz nach seiner skeptischen Beurteilung vielleicht nur noch in „Ansätzen“ im Lande selbst lebendig, so daß wenig Aussicht bestehe, das System von innen aufzulösen.⁵⁶³ So blieb ihm nur der Appell, das geistig zum Abendland gehörige Rußland wenigstens nicht geschichtsphilosophisch aus Europa auszustoßen und es dem Bolschewismus zu überlassen.

Von Bubnoffs Fixierung auf geistesgeschichtliche, innerrussische Erklärungen für ein politisches Phänomen verschloß ihm die eigentlich außenpolitische Dimension des deutsch-sowjetischen oder europäisch-sowjetischen Verhältnisses - abgesehen von seiner „völkergemeinschaftlichen“ Containment-Idee - , bewahrte ihn aber andererseits gerade nach 1933 davor, es unter geopolitischen oder rassenideologischen Aspekten zu behandeln.⁵⁶⁴

559 v. Bubnoff 1920, S. 552f.; insbesondere gegen Max Scheler gerichtet, gegen dessen „verhängnisvolle Auffassung von einer angeblich unüberbrückbaren Kluft“ er hier das Werk Pawel Kopals („Das Slaventum und der deutsche Geist. Problem einer Weltkultur auf Grundlage des religiösen Idealismus“, Jena 1914) empfahl. Auch dem russischen Geschichtsphilosophen Danilewsky, der „das Vorhandensein einer einheitlichen Menschheit“ leugnete und stattdessen von einem „Aggregat kulturell völlig voneinander unabhängiger Gruppen“ ausging, hielt der Neukantianer v. Bubnoff entgegen, daß alle Nationen durch das Streben nach „ewigen gültigen Werten“ verbunden seien (1924b, S. 159f., 164ff.). Gegen die von Danilewsky beeinflussten, antieuropäischen „Eurasier“ vgl. auch v. Bubnoffs MNN-Artikel, 1926. Trotzdem zeigte er Verständnis für die russischen Europa-Kritiker; so übersetzte er Kirejewskis ‚Rußlands Kritik an Europa‘ (1923), der vor allem die abendländische „Vernunftsalldmacht“ attackierte, aber auch Ansätze für eine europäisch-russische Allianz markierte.

560 Ders. 1924b, S. 164f.

561 Ders. 1935a; ähnlich argumentierend ders. 1927 a+b.

562 Ders. 1935b, S. 131.

563 Ders. 1927a (Vorwort); 1935b, S. 133.

564 Abgesehen von einem kleinen Hinweis auf die nichtrussische Herkunft von Lenin und Stalin. Bei Lenin bemerkt er auch einen „mongolischen Rasseneinschlag in seiner Persönlichkeit“, so daß er dieses

2. Deutschnationale und Völkische: Die Deutsche Philosophische Gesellschaft

Die Sammlung „rechter“ Geister unter dem institutionellen Dach der im Frühjahr 1918 konstituierten Deutschen Philosophischen Gesellschaft (DPHG) ließ ein weltanschaulich inhomogenes Gebilde entstehen. Diejenigen, die nach Lübke ab 1918 die Weltkriegsphilosophie der „Ideen von 1914“ antiliberal, antiwestlich und antidemokratisch radikalisierten und totalisierten, sind zumindest in den Anfangsjahren dort kaum zu erkennen.⁵⁶⁵ Gerade die bekanntesten Kriegsphilosophen (Scheler, Natorp, Eucken, Troeltsch) standen nie in einer Beziehung zur DPHG. Im übrigen vollzog sich die von Lübke gemeinte Radikalisierung vorwiegend in der jüngeren Generation, die in der DPHG erst ab 1928 mit der „Leipziger Richtung“ (Krueger, Freyer, Ipsen, Fischer) zum Zuge kam und Verbindungen zur „Konservativen Revolution“ herstellte. Die bis dahin vorherrschende Jenaer und Greifswalder Linie (Bauch, M. Wundt, Schwarz, Pichler) war wiederum nicht so dominant, daß man sagen könnte, hier hätten sich allein die philosophischen Repräsentanten des Alldeutschtums oder die „Orthodoxen“ (Ringer) zusammengefunden. Immerhin sucht man bekannte Deutschnationale wie Brunstäd oder Ebbinghaus in den Mitgliederlisten oder Publikationen der DPHG vergeblich, andere wie Scholz oder Leisegang nahmen nur Randpositionen ein, während der Rechtsliberale F. J. Schmidt (DVP) anfangs das Wort führte und Liberale wie Häberlin, Mülert und Braun das Vereinsorgan mit herausgaben.

Aber immerhin ging die DPHG-Gründung auch auf einen Streit zwischen Hermann Cohen und Bruno Bauch um das Verhältnis der Juden zur deutschen Nation zurück. Das besondere Profil der neuen Gesellschaft ergab sich im folgenden dann zwanglos aus der Aufwertung und stärkeren philosophischen Beachtung von „Volk“ und „Nation“ und der Konstruktion einer exklusiven deutschen geistesgeschichtlichen Tradition, ohne daß damit der universalistische Horizont verloren ging. Die so induzierte geschichtsphilosophische Sensibilität für das Verhältnis von Volk und Menschheit mitsamt der stärkeren, auch tagespolitisch angeregten Beachtung der deutsch-jüdischen Beziehungen prägte bis Mitte der 20er Jahre noch am ehesten einen charakteristisch zu nennenden „völkischen“ Geist der DPHG.

2.1. Zur Vorgeschichte: Der Disput über die deutsch-jüdische Symbiose

Zu den intellektuellen Juden, die als Sozialisten zeitlebens am politischen Tageskampf teilnahmen, gehörte Hermann Cohen, das Haupt des Marburger Neukantianismus. Cohen vertrat einen ethisch-humanitären Sozialismus, dessen Grundriß Hermann Lübke knapp und präzise nachzeichnet: Der Staat ist das geschichtliche Medium der Verwirklichung des Menschen in seiner sittlichen Menschlichkeit. Im Gegensatz zu den Religionen, die die Einheit

asiatische Erbteil für den bolschewistischen Terror, der über „Hunderttausende von Menschenleben hinwegschreitet“, verantwortlich machen konnte; insgesamt war dies kein tragendes Element in v. Bubnoffs Argumentation (1935 b, S. 132).

⁵⁶⁵ Lübke 1974, S. 207.

des sittlichen Universums nicht vermitteln können, weil jede für sich diese Einheit beanspruche, sei der Staat durch die Partikularität der Nation keineswegs daran gehindert, sich in ein universelles Ganzes, die „Menschheit“, zu integrieren, weil er Rechtsordnung nur sein könne, soweit er das Recht seiner Bürger als Recht von Menschen gestalte, die zur Einheit der Menschheit gehören, der Staat also von ihrer Abstammung absehe. Lübbe erklärt dieses kosmopolitische Verständnis des Rechtsstaates aus Cohens emanzipatorischem Interesse an einem Gemeinwesen, dessen innere Verfasstheit Juden die gleichen staatsbürgerlichen Rechte garantiere wie NichtJuden.⁵⁶⁶ Die „weltbürgerliche Humanität“ war für Cohen zugleich das Medium, worin sich kantische Ethik und jüdische Sittlichkeit trafen. Auf dieser von ihm konstruierten ideellen Übereinstimmung gründete seine Hoffnung, daß die Assimilation der deutschen Judenheit gelingen werde. Den ganz in die Tradition des weltbürgerlich-humanitären Rationalismus des 18. Jahrhunderts gestellten Kant nahm Cohen während des 1. Weltkriegs als Bindeglied zwischen Deutschtum und Judentum in Anspruch. Er schickte sich auch an, Luthers Reformation als Erneuerung des jüdischen Prophetismus mißzuverstehen.⁵⁶⁷ Dieses Bemühen, Deutschtum und Judentum in einer gemeinsamen geistigen Wesensart bis zur Ununterscheidbarkeit zu verschmelzen, stieß naturgemäß aufheftige Gegenwehr. Der vom Neukantianismus Riehls, von Eucken und Simmel geprägte junge Philosoph Max Hildebert Boehm trat Cohen daher erstmals 1915 in den „Preußischen Jahrbüchern“ entgegen.⁵⁶⁸ Boehm ging es nicht einmal darum, Deutsches und Jüdisches wieder zu trennen. Er sah die eigentliche Bedrohung im rationalistischen Geist des Westens. Noch bevor seine Cohen-Kritik erschien, hatte er in einer Rezension von Schelers Kriegsschrift („Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg“) beiläufig gegen den „Aufklärungs-Kant in seiner Marburger Auffrischung“ polemisiert und so diesen Gegner in Beziehung gesetzt mit Schelers Szenario: die geistige Einheit Europas müsse gegen den Osten wie gegen Amerika („Abbrechen der Veramerikanisierung“) verteidigt und damit eine „bestimmte Geistesstruktur“ bewahrt werden, die mit der „Kapitalisierung des Lebens“ unvereinbar sei. 1917, wieder gegen Cohen, setzte Boehm gegen das „zivilisatorische Nivellement der ganzen Erde“ den „individuellen Geist“. Juden waren für ihn Wegbereiter des neuzeitlichen Lebenssystems, das gekennzeichnet sei von der Auflösung aller „vegetativen Bindungen“. Die entbundenen Willen würden durch den abstrakten Verstand neu gruppiert was dem „natürlichen Rationalismus“ der Juden entgegenkomme. Boehm sah ihre wirtschaftliche Macht als Instrument politischer Umgestaltung - mit dem Ziel der „zivilisatorischen Welt-

566 Ebd., S. 102ff.

567 Cohen 1914; ders. 1916.

568 Boehm 1915b. - Boehm (1891-1968), philosophische Studien bei Eucken, Linke, Hammacher, Simmel, persönliche Beziehungen zu Scholz und Tillich. Nach Promotion über ‚Natur und Sittlichkeit bei Fichte‘ (1914 in Berlin bei Erdmann/Stumpf) freier Journalist in Straßburg (1914-1916), dort unter dem geistigen Einfluß von Scheler, Sombart und Th. Mann zu einem „ständischen (baltischen) Konservatismus“ bekehrt. 1916/18 im Dienst der OHL Propagandaarbeit u. a. im Baltikum; stieß dann zum Kreis um Moeller van den Brück, unterrichtete am Politischen Kolleg des jungkonservativen Juniclubs und galt in den 20er Jahren als *der* Fachmann für Volkstums- und Minderheitenfragen Mitteleuropas. 1933-1945 Prof. für Volkstheorie und Volkstumssoziologie in Jena. - BAK, NL 77, Nr. 1; Lebenserinnerungen: ‚Um das gefährdete Deutschtum. Erlebnisse und Begegnungen in der Volkstumsbewegung‘ (um 1960 geschrieben, unvollendet). Vgl. Mohler 1989, S. 406f.

herrschaft des Judentums".⁵⁶⁹ Dem Rationalismus unterstellte er ein defizitäres Menschenbild. Die „echte Humanität“ gerate durch fortschreitende Rationalisierung in Gefahr. Im Hintergrund dieser Zivilisationskritik stand der Gegensatz zwischen dem Ideal einer Kommunität, die von ursprünglicher Solidarität nach Art einer „christlichen Liebesgemeinschaft“ geprägt war, die es „lebendigen personenhaften Einzelwesen“ gestatte, sich gerade nicht als Mittel gebraucht zu sehen, und weitgehend veräußerlichten Sozialbeziehungen moderner Industriegesellschaften, die das Individuum im Arbeitsprozeß verdinglichen („Zivilisation ist Knechtung“) und in seiner Menschenwürde verletzen. Der freigesetzte Einzelne versuche sich aus dem „Gefühl der Angst“ zu versichern, und so würden personale Beziehungen unaufhaltsam verrechtlicht und sozialpolitisch institutionalisiert. Hier zeige die Zivilisation auch ihr atheistisches Gepräge, da der Glaube, sich durch kluge Vorausberechnung der Zukunft bemächtigen zu können, Gott zu eliminieren trachte. So kam Boehm zwangsläufig zur seit Langbehn und Lagarde bekannten Kritik an „Neudeutschland“ nach 1871, das wirtschaftlich und technisch im gleichen Maße aufgestiegen wie es kulturell abgestiegen sei, wobei die für jede Kulturleistung unverzichtbare „stammhafte Bodenständigkeit“ nivellierenden Einflüssen, „namentlich auch von Seiten des Judentums“, ausgesetzt gewesen sei.⁵⁷⁰ Obwohl Boehms Kulturkritik in schon ausgetretenen Pfaden verlief, stieß sie in einigen Punkten auf Neuland vor. Um das etwas heller auszuleuchten, sei ein Vergleich mit seinem Lehrer und, neben Scheler und Simmel, seinem wichtigsten Anreger, dem Bonner Sozialphilosophen Emil Hammacher gestattet.⁵⁷¹ Den „Antagonismus zwischen Rationalismus und Leben“ entfaltete Hammacher in seinen ‚Hauptfragen der modernen Kultur‘ (1914) in einer Weise, die die eingehende Beschäftigung mit marxistischer Gesellschaftstheorie verriet, die aber auch der zweiten unzeitgemäßen Betrachtung Nietzsches dankbar Referenz erwies. Die moderne Industriegesellschaft, die Zivilisation, war ihm eine Art Vorhölle, wo die Persönlichkeit durch Arbeitsteilung und Mechanisierung zertrümmert werde, Versachlichung der sozialen Beziehungen Herzlichkeit, Ursprünglichkeit und Frische verschwinden lasse, Tatkraft und Pathos durch reflektierte Gebrochenheit ersetzt würden. Mit der Folge, daß der einzelne im Konformismus rasonierender, ihn mit Reizen überflutender Kultur zum fremdbestimmten Wesen herabsinke, und in ihm „das in jedem Menschen schlummernde Tier, die Erotik, die Eitelkeit und der gesellschaftliche Ehrgeiz geweckt werden“. Für Hammacher ist

569 Boehm 1915a, S. 277ff. Vgl. auch Boehms Stellungnahme zum politischen Programm Wilsons: Es reduziere sich auf die Ausschließlichkeit des materiellen Wohlergehens und verstehe unter Freiheit lediglich die manchesterliche Idee des uneingeschränkten ökonomischen Wettbewerbs (1916c, S. 270). - Ders. 1917b, S. 372-375; ders. 1917c, S. 319ff.

570 Ders. 1915c, S. 67ff.; 1915d, S. 19f.; 1917a, S. 464.

571 Hammacher, geb. 1885 in Köln, Dr. jur. Leipzig 1907 (‚Der Charakter der Notstandshandlung vom rechtsphilosophischen und legislativen Standpunkte‘), Dr. phil. Bonn 1908 (‚Die philosophischen Entwicklungsbedingungen des Marxismus‘), 1908 Habil. ebd. bei Benno Erdmann mit einem 700 Seiten-Werk über ‚Das philosophische und ökonomische System des Marxismus‘ (PV. 9.12. 1908: Über Wesen und Gestalt der dialektischen Methode Hegels; AV. 13.1.1909: Marx und Nietzsche). Seinen Anteil an der Hegel-Renaissance dokumentiert seine Broschüre ‚Die Bedeutung der Philosophie Hegels für die Gegenwart‘ (1911). Hammacher, mit dem EK I ausgezeichnet, fiel am 20. 7. 1916 als Hauptmann und Kompanieführer an der Somme. Boehms Nachruf 1917d. Zur Biographie vgl. Vita in seiner Diss. sowie GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr.45, Bd. X, Bl. 260; Habil.-Verfahren. Ebd., Bd. XI, Bl. 237, 241; Antrag zum nb. ao. Prof. und Gefallenenanzeige. Nachruf Kölnische Zeitung v. 16.9. 1916.-Sein Beitrag zu den „Ideen von 1914“: Hammacher 1915.

Rationalismus als Lebensform nicht mehr aufhebbar. Wo er dennoch auf eine „neue Sittlichkeit“ hoffte, blieb sie ihm nur für wenige im mystischen Erleben zugänglich, woraus aber nicht mehr die Kraft zu gesellschaftlicher Umgestaltung erwachse. Kein Volk könne dem sich mit der Zivilisation unweigerlich vollziehenden Verfall entgehen, und durch die Ausbreitung des okzidentalen Rationalismus nehme die Barbarei sogar globale Ausmaße an.

Hammachers Kulturpessimismus war ohne politische Perspektive. Daher verwarf er den Marxismus als sozialen Eudämonismus und fand trotz der von ihm „besonders im Osten unseres Vaterlandes“ vermuteten Regenerationskräfte auch das deutsche Volk nicht stark genug, um die ersehnte „unmittelbare Einheit von Natur und Geist“, Marxens unentfremdete Existenz, heraufzuführen. Als kapitalistische Vormacht wurden die USA zwar beachtet, aber in Hammachers Optik wäre eine politische Auseinandersetzung mit ihnen genauso sinnlos wie mit den Juden, die er unter Berufung auf Marx für die Ausbreitung des kapitalistischen Geistes verantwortlich machte, während er ihren Anteil an der „Auflösung der Religion in Sittlichkeit“ nicht einmal erwähnte, als er sich ablehnend über die „abstrakte Humanität“ des Marburger Neukantianismus äußerte.⁵⁷²

Unter dem Eindruck der im August 1914 erlebten Volksgemeinschaft war Boehm weniger pessimistisch. Schon in seiner Fichte-Dissertation war er fasziniert vom antizivilisatorischen Ideal des „ungespaltenen einheitlichen nationalen Lebens“, das ihm wenigstens als regulative Idee zulässig schien, und das er mit Fichte der „dualistischen Entzweiung“ seiner Epoche gegenüberstellte.⁵⁷³ Die Mächtekonstellation des Weltkrieges eröffnete ihm dann die Perspektive, den der Industriegesellschaft immanenten Antagonismus zwischen Rationalismus und Leben in einen politischen Gegensatz zwischen Deutschland und dem Westen zu übersetzen und so vom militärischen Sieg des Reiches den Anbruch eines neuen Zeitalters zu erwarten. Hammachers Versöhnung des einzelnen mit dem Allgemeinen war - allem Hegelianismus und aller Polemik gegen die „Haltlosigkeit des modernen Subjektivismus“ zum Trotz - nur im subjektiven Erlebnis („im religiösen Gefühl gewinnen wir die Einheit unserer Existenz mit aller Wirklichkeit, der Gottheit, dem Geiste“) erreichbar, dessen Evidenz kaum zu vermitteln war („so wenig dies sprachlich formulierbar und vorstellbar ist“) und das als gesellschaftlicher Zustand in „ferner Zukunft“ lag, so daß nur die vage Hoffnung blieb, zu warten auf „das Kommen des Vernunftreiches, die Errichtung der organischen Verfassung, in der Individuum und Allgemeinheit, Freiheit und Autorität versöhnt und die höchsten Ideen gefunden und gelebt sind“.⁵⁷⁴ Was auch immer Hammacher sich unter diesem Idealzustand vorgestellt haben mochte, der bei ihm nicht weniger unanschaulich und begrifflich diffus war als in der Romantik, bei Marx oder bei Simmel: Boehm jedenfalls war entschlossen, die Lebensform, in der der „Mensch als Mensch“ existieren würde, in der konkreten Gemeinschaft der deutschen Nation zu suchen. Das Werkzeug dazu sah er in der huma-

572 Hammacher 1914, S. 98-127, 149, 186, 223, 293f. Zur Kritik am Marburger Neukantianismus vgl. ders. 1911, S. 13.

573 Boehm 1914, S. 27.

574 Hammacher 1911, S. 64, 69f. - Die Gleichsetzung vom anzustrebenden Kulturreich einer sittlich vollkommenen Gemeinschaft mit der Realisierung des Göttlichen (das Kulturideal des vollendeten Schauens von Wahrheit und Schönheit sei in der Religion schon symbolisch vollzogen, ebd., S. 47) führte zur Festlegung Hegels auf den Pantheismus und ebenso zur Widmung des Werkes für Pastor Carl Jatho, der sich 1910 einem Kirchenverfahren wegen der von ihm vertretenen „pantheistischen Irrlehre“ unterwerfen mußte.

nistischen Bildung, die allerdings weniger das griechische und römische als germanisch-deutsche Geisteserbe zu vermitteln hatte. Obwohl die Bildungswerte absolut und universal waren, ließen sie sich nur in nationalen Gemeinschaften realisieren. Denn die Kulturwerte wären nicht erklärend, nur verstehend zu erfassen. Da Verstehen bedeute, sich des Gegenstandes „innerlicher“, „mit einem wärmeren Anteil“, nicht allein rational zu bemächtigen, erschließe sich die deutsche Bildungstradition nur Deutschen und verbinde diese zu geistiger Gemeinschaft. Dieses Bildungsziel richtete sich gegen die naturwissenschaftlich-technische Erziehung zum Beruf. Es war daher bestimmt durch zweckfreie Aneignung absoluter Werte, die von einer zunächst kleinen Bildungsaristokratie, die langsam die Leistungseliten durchdringe, zur gesellschaftlichen Norm erhoben würden, um so die ökonomisch-rational dominierten Sozialbeziehungen aufzubrechen. Lasse sich dieser Bildungsidealismus gegen die „westeuropäisch-amerikanistische Allmacht des technizistischen Zivilisationsgeistes“ durchsetzen, läge der innenpolitische Gewinn darin, die seit der Gründerzeit stärker gewordenen desintegrierenden Kräfte ideell neu zu binden, also letztlich auch den Klassenkampf zu beenden, was außenpolitisch den kulturmissionarischen Anspruch des Reiches kräftige, als anti-zivilisatorische Macht der „kapitalistischen Barbarei“ Einhalt gebieten zu können.⁵⁷⁵

Im Unterschied zu Hammacher antwortete Boehm auf kulturkritisch thematisierte Fragen mit politischen Lösungsvorschlägen, die Feindschaften begründeten: Die Wiedergewinnung deutscher Bildungstraditionen schloß Fremde von der Teilhabe daran aus. Damit war der Gegensatz zu jüdischen Assimilanten offenbar geworden. Das antikapitalistische Staatsideal verfestigte den außenpolitischen Gegensatz zum Westen. Andererseits eröffnete es sozialistische Optionen, die Boehm dann auch in den Kreis der rechten Sozialdemokratie um Winnig und Lensch führten, in deren von Alexander Helphand („Parvus“) finanzierten Zeitschrift „Die Glocke“ er 1918 ein Reich germanisch-slavischer Völker projektierte, das auf der Basis innenpolitischer Gemeinsamkeit sozialistischer Gesellschaftsordnungen zum Träger eines neuen Europäismus werde, der sich gegen den eigentlichen Feind Europas, die USA und die von ihr angeführte „liberale Weltreaktion“ behaupten müsse.⁵⁷⁶

Daß die Zivilisationskritik zur Rückbesinnung auf „das Volk“ führte, um die universalistischen Tendenzen der Moderne zu brechen, und daß dieses Volk seine Gegenposition nur als sozialistische Volksgemeinschaft würde behaupten können - dieser Glaube verband Boehm mit dem neuerwachten Zionismus, einem unverhofften Verbündeten im Kampf gegen den Assimilanten Cohen. Was Boehm vorschwebte, eine Kultur, entfaltet aus „völkischer Sonderart“, stieß bei Arnold Zweig auf verhaltene Zustimmung. Er veranschlagte den jüdischen Anteil am Zivilisationsprozeß nicht so hoch wie Boehm, gestand ihm aber gegen Cohen „Werte des Blutes und der Gemeinschaft“ zu, die Deutsche und Juden elementar unterschieden: „Sie verstehen uns nicht; obwohl wir mit ihnen leben, solange sie selbst dies Land als kultiviertes besiedeln.“⁵⁷⁷ Auch Zweig verwarf die Zivilisation und mußte sich da-

575 Boehm 1916a, S. 6f., 11 ff., 45ff, 51f., 55f.

576 Ders. 1918, S. 862f.

577 Zweig 1917a, S. 23; gegen Cohen dort der gute Rat für Boehm, „daß es auch geduldigsten Gegnern dieses tragisch unduldsamen Kopfes nicht gelinge, ihm Zweifel an der magistralen Gewalt seiner an sich widerspruchsvollen und erledigten Lehren beizubringen“ und nicht zu hoffen, „diesem einst so großen Schulhaupt irgend eine Einsicht abzurufen“ (S. 26f.). Vgl. auch Zweig 1917b: Es gäbe keine Übereinstimmungen zwischen uraltem Judentum und jungem Deutschtum.

her zwangsläufig gegen Cohens humanitaristische Ideologie wenden, weil auch ihm die Erhaltung von Völkern in ihrer Eigenart Voraussetzung genuin menschlicher Existenz war. Im Zionismus sah er eine „Bewegung, die der ewigen Forderung Gottes an den Menschen in der Gestalt eines wesentlichen reinen vergeistigten jüdischen Lebens auf dem vorherbestimmten, allein dazu verhelfenden jüdischen Boden nachzufolgen sucht“. Die jüdische Seele könne „nie in der Vereinzelung des versplitterten Individuums“, sondern nur an der „vollen jüdischen Gemeinschaft“ offenbar werden.⁵⁷⁸ Daß das Individuum allein in einer Abstammungsgemeinschaft seine menschlichen, insbesondere seine geistig-religiösen Potenzen entfalten kann, menschenwürdige Existenz also nur in völkischer Gemeinschaft realisierbar sei, diese Überzeugung verband den deutschen Nationalisten Boehm und den jüdischen Zionisten Zweig.

Parallel zum Disput Cohen - Boehm begann 1916 der Konflikt zwischen Cohen und Bruno Bauch, dem Neukantianer der südwestdeutschen Richtung. Auslösend wirkte das Referat, das Leonore Kühn⁵⁷⁹ im „Panther“, der nationalliberalen „Monatsschrift für Politik und Volkstum“, über Boehms Aufsatz erstattete. Dabei verschärfte sie einige Passagen, wobei sie die „logifizierende, mathematisierende“ Kant-Interpretation Cohens durchaus korrekt als Weg zurück zu Leibniz deutete und diesen Ansatz, Cohens politisch-emanzipatives Anliegen im Visier, als Tendenz des jüdischen Rationalismus kritisierte, „die Eigentümlichkeit der deutschen Weltanschauung aufzulösen“.⁵⁸⁰ Bauch antwortete ihr im April 1916 und fügte seine gerade vor der staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena gehaltene Rede ‚Vom Begriff der Nation‘ bei, die zusammen mit seiner Stellungnahme im „Panther“ das Faß in der Kant-Gesellschaft zum Überlaufen brachte. Mehr oder weniger versteckte Pressionen in Form von Austrittsdrohungen jüdischer Mitglieder erzwangen 1917 seinen Rücktritt als Schriftleiter der „Kantstudien“.⁵⁸¹

Die Jenaer Rede bezog sich an zwei Stellen auf die Judenfrage: Zum einen erinnerte Bauch daran, daß es Juden im 19. Jahrhundert noch verwehrt war, von Deutschen Grundeigentum zu erwerben, zum anderen würdigte er den Zionismus, weil er die Selbstbesinnung des jüdischen Volkes einleitete. Im übrigen versuchte Bauch, Nation begrifflich als Abstam-

578 Ders.1917a, S. 25.

579 Kühn, geb. 1878 in Riga, Schulausbildung z. T. im Reich, Abiturvorbereitung durch die Frauenrechtlerin Helene Lange, Abitur in Hanau (1903) nach Abbruch einer Karriere als Pianistin. Philosophiestudium bei Hensel und Rickert, der sie 1907 in Freiburg promovierte („Das Problem der ästhetischen Autonomie“). 1908-1922 Ehe mit Axel Ripke, Hg. des „Panther“. Freie Schriftstellerin, nach 1918 im Frauenausschuß der DNVP in Danzig und Berlin, trat gegen die Fixierung der Frauenrolle auf „physische Lebensweitergabe“ ein, liebäugelte mit matriarchalischen Romantizismen („Magna Mater“, 1928a). Um 1925 im Nietzsche-Archiv tätig. Bestrebt, die erloschene „lebensformende Macht des Christentums“ mit einer Synthese aus Rickerts Wertlehre und Nietzsches Ideal des auf die überpersönliche „Rangordnung von Wertungen“ verpflichteten Übermenschen zu ersetzen. Nach 1933 Beteiligung an am publizistischen Scharmützeln unter Deutschgläubigen (u. a. ‚Deutschheit und Glaube‘, 1934a) Mitautorin eines Sammelwerks ‚Deutsche Frauen an Adolf Hitler‘ (1934b). Nach 1939 „zeitweise im Osten“ (?), gest. 1956. Eine unbeabsichtigte Erklärung des eigenen Sinn- und Werthungers, der sie mit vielen „guten Russen“ in die „Badische Schule“ lockte, lag im Hinweis auf die nihilistische Apathie, die als „Seelenstimmung“ auf dem zaristischen Rußland gelastet habe (Kühn 1928b, S. 40, 105).-Vgl. DBBL 1970, S. 428 und D. Kühn 1981; L. Kühn 1983.

580 Kühn 1916, S. 477ff.

581 Bauch 1916a, ders. 1917b.

zungsgemeinschaft zu definieren. Darauf basiere die „natürliche seelenhafte Gemeinschaft“; die natürlich bedingte seelische Struktur sei eine integrative Kraft. Sie konstituiere den „Wesenskern des seelischen Erlebens“ in jeder Nation, der in Gattungsgemeinschaften nicht aufzuheben sei und mit der nationalen Individualität zugleich die Grenzen zwischen-völkischen Verstehens ziehe:⁵⁸²

„So bewahren wir Deutsche immer einen nur uns Deutschen gemeinsamen und allein uns Deutschen verständlichen, für fremde Nationen aber unauflöslichen Rest, wie diese auch einen für uns unauflöslichen Rest bewahren.“

Für diesen Abgrenzungswillen gab es 1916 gleich mehrere aktuelle Anlässe - unter denen die Ostjudenfrage das größte Gewicht hatte. Obwohl Bauch sie nur indirekt in einer Anmerkung berührte, wo er davor warnte, die „fremdvölkische Belastung“ könne Ausmaße annehmen, die den Verlust des „eigentlichen Volkscharakters“ nach sich zöge, so bedeutete ihm die damit gemeinte Einwanderung osteuropäischer Juden wesentlich mehr, als der marginale Hinweis ahnen ließ.⁵⁸³ Seit dem Sommer 1915, als deutsche Truppen den größten Teil Russisch-Polens besetzten, entstand dort ein Reservoir an jüdischen Arbeitskräften, das auf den leergefegten Arbeitsmarkt des Reiches abfloß. Völkisch-konservative Kreise, die bereits gegen den durch die 1905 gescheiterte Revolution ausgelösten Exodus russischer Juden mobil gemacht hatten - 1910 waren ca. 15 % der 615 000 Juden im Reich Ausländer -, sahen darin den Auftakt zu einer unkontrollierbaren jüdischen Masseneinwanderung. In derselben Ausgabe der „Preußischen Jahrbücher“, die Boehms Cohen-Kritik enthielt, wurde wieder einmal die sofortige Grenzsperrung gefordert, während andere Stimmen eine Kooperation mit den Zionisten befürworteten, um den Strom in Richtung Palästina umzuleiten. Andererseits durften Ostjuden auf publizistische Unterstützung deutscher Juden zählen. So sprach sich Cohen zu einem Zeitpunkt, als sein Konflikt mit Boehm und Bauch eskalierte, mehrfach gegen die Grenzsperrung und für die Forcierung jüdischer Einwanderung aus, weil er hoffte, dem deutschen Judentum werde wieder „frisches Blut mit ursprünglicher Kraft“ aus dem polnischen Ghetto zugeführt - von dort, wo noch religiöse Begeisterung, „echtes Judentum“, lebendig sei.⁵⁸⁴ Und Cohen schätzte den Widerstand gegen seine Position auch richtig ein, wenn er Boehm und Bauch mit „Hintermännern“ in Verbindung brachte, also mit einer sich 1916 lautstark meldenden Abwehrbewegung, die den „Burgfrieden“ von 1914 gefährdete und für das Aufleben der innerdeutschen Judenfrage sorgte, was wiederum in Teilen des inländischen Judentums die Besorgnis weckte, die Ostjuden könnten für alle zum „Element der Desassimilation“ (Zechlin) werden.⁵⁸⁵

Bauch mußte die abgrenzende Begriffsbestimmung der Nation als Aktualisierung schon lange vor 1914 fest verankerter Positionen verstehen. Es war von schwerlich zu überschät-

582 Bauch 1917a, S. 142.

583 Ebd., S. 159.

584 Cohen in seinen Aufsätzen ‚Der polnische Jude‘ und ‚Grenzsperrung‘, in: Cohen 1924, Bd. II, S. 162ff., 378ff.; zur zeitgenössischen Diskussion vgl. insbes. Zechlin 1969, S. 260ff. und - weniger sachlich - Maurer 1986.

585 Cohen an Natorp v. 27. 10. 1916, in: Holzhey 1986, Bd. 2, S. 452; der Brw. stand im Schatten der Reichstagsdebatten vom 11. und 19. Oktober 1916, die den jüdischen Anteil unter den Kriegsteilnehmern („Judenstatistik“) und ihren Anteil an der Organisation der Kriegswirtschaft erörterten; vgl. Zechlin 1969, S. 524f.

zender Bedeutung, daß er wie viele andere Philosophen, die in der Gründungsphase der DPhG auf den Plan traten, unter dem Einfluß der Wertphilosophie Rickerts und Windelbands stand. Windelband nahm im Grunde bereits alles vorweg, was eine transzendentalphilosophische Wertlehre an geschichts- und gesellschaftsphilosophischen Konsequenzen bot. Er ersetzte den rationalistischen Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts durch ein pluriversales Humanitätsideal: In stärkster Differenzierung ausgebildete Nationalkulturen konkretisieren jeweils in besonderer Weise objektive Werte und „vergemeinschaften“ so die Teilhaber ihrer jeweiligen Kultur. Der Kulturstaat, dem nach dieser Maßgabe die Emporbildung seiner Bürger zu Trägern überzeitlicher Werte obliege, müsse Machtstaat sein, um in Freiheit seine Erziehungsaufgabe zu erfüllen: nur national unabhängige Staaten garantierten für Windelband kulturelle Eigenständigkeit. Windelband hatte in seiner letzten Heidelberger Vorlesung über Geschichtsphilosophie, im Kriegsesemester 1914/15, noch einmal den Wertunterschied zwischen „heroischen Völkern“ und solchen betont, die wie die Neger eher eine größere Verwandtschaft mit Affen denn mit Urmenschen hätten. Er rechnete zwar mit der „Aus-schleifung der Gegensätze“ und der Vereinheitlichung aller Völker zur „Menschheit“, doch dieser immer neue „Ausgleichungen“ bewirkende historische Prozeß galt ihm nur als regulative Idee, deren Umsetzung er auch der US-amerikanischen „Mischungsbevölkerung“ noch nicht zutraute, und der gegenüber er realistisch auf den Fortbestand einer nationalstaatlichen Organisation der Menschheit vertraute.⁵⁸⁶

Bei Bauch fand sich der Gedanke einer werthierarchischen Völkerordnung in seiner religionsphilosophischen, 1916 dann aktualisierten Variante, bereits in der Habilitationsschrift über Luther und Kant (1904). Der in einem mittelschlesischen Landkreis mit mehrheitlich katholischer Bevölkerung aufgewachsene Katholik Bauch knüpfte dabei an die Vorstellung einer überkonfessionellen, „reinen Religion“ an, wie sie Windelbands Lehrer Lotze vorschwebte, der auf freiwillige Gründungen größerer kirchlicher Gemeinschaften hoffte und damit anbahnte, was Bauch als Ziel einer neuen Reformation vorgab: die christliche Glaubensgemeinschaft aus den „Freien beider Kirchen“, letztlich zu bilden von allen „Menschen auf Erden, die guten Willens sind“.⁵⁸⁷ Ein humanitaristischer, die historischen Konfessionen aufsaugender Universalismus hätte Bauch eigentlich ganz auf die Seite Cohens bringen müssen. Und tatsächlich gab es hinsichtlich der anzustrebenden Idealgesellschaft keine Differenz, da Bauchs „Gemeinschaft“ eine nach den Regeln der „Vernunftreligion“ organisierte „Bruderschaft“ sein sollte. Doch anders als Cohen hielt Bauch gerade das Judentum mit seiner theokratischen „Kirchen“-Verfassung für ein Hemmnis auf dem Weg dahin. Das Christentum sei mit dem historischen Ballast des Judentums an der Entwicklung einer „reinen Religion“ gehindert worden, es habe die Vernunft stets „statutarischen Observanzen“ (Kant) unterordnen wollen. Ein Vorwurf, den Mendelssohn und nach ihm dann Cohen ihrerseits ans Christentum richteten, verbunden mit dem Anspruch, im mosaischen Gesetz bereits über den vernunftreligiösen Stein der Weisen zu verfügen.⁵⁸⁸ Den damit vorgegebenen Rangstreit unter den möglichen Wegbereitern einer vernunftadäquaten Gesellschaftsform entschied Bauch mit der Unterstellung völkisch verschiedenwertiger Potenzen hinsichtlich ihrer Fähigkeit, religiöse (= sittliche) Gehalte zu realisieren. Anders als Kant, der den Menschen als

586 Vgl. nur Windelband 1910, S. 186-196; ders. 1916, S. 40, 53ff, 61 ff.

587 Bauch 1904, S. 190f. - Autobiographisch vgl. Bauch 1929b und 1933a.

588 Ebd., S. 180ff., wo Bauch die gegensätzlichen Standpunkte seit 1780 skizziert.

Vernunftwesen setzte und folglich keinen Wertunterschied zwischen „tungusischem Schaman und europäischem Prälaten“ kannte, wollte Bauch Unterschiede zwischen den einzelnen Formen der Darstellung des religiösen Inhalts nicht übersehen, die auf historisch-kulturell und (unausgesprochen) ethnisch bedingte Dispositionen zur Werterfassung hinwiesen und die auch sonst in bezug auf nicht-religiöse, „allgemeine Kultur- und Geschichtswerte“ zu einer „durchaus verschiedenen Wertstellung je nach Kulturzusammenhang“ führten.⁵⁸⁹ 1921 leitete er daraus ab, daß die Möglichkeit, „zwischen den Kulturen“ Brücken bauen zu können, auf die wissenschaftlich-kulturelle Elite der „Wertvertrautesten“ des jeweiligen Volkes beschränkt sei. Ein Verstoß gegen die Regel „kein inter nationes ohne die nationes ipsae“ führe zum „Menschheitstod“.⁵⁹⁰ 1917, in der Kant-Monographie, stimmte er, ohne wie 1904 eine einschränkende Anmerkung zu machen, Kants Urteil über die historische Begrenztheit der jüdischen Religion zu (was Cassirer - zur gleichen Zeit - Kants „subjektive Befangenheit gegenüber Altem Testament und Judentum“ nannte), um implizit jüdische Führungsansprüche abzuweisen.⁵⁹¹

Dieser Glaube an eine Hierarchie werterfassender Kulturen, deren Vielgestaltigkeit und Verschiedenheit für Bauch selbst wiederum ein unbedingter Wert war, wurde mit den nach 1914 anhebenden weltanschaulichen Disputen zu einem Angelpunkt seiner Argumentation. Bezeichnenderweise richtete er den ersten scharfen Angriff nicht gegen Cohens sittliche Gemeinschaft, sondern gegen die umfassendere Vision eines Mischvolkes, die ausgerechnet der 1932 der NSDAP beigetretene Leipziger Philosoph Ernst Bergmann feilbot. Demnach sollte die Weltmission deutscher Bildung darin bestehen, eine im ewigen Frieden lebende Menschheitsfamilie zu erziehen, ein „allgemeines Mischvolk“, worin das deutsche Volk auch biologisch verschwinden werde.⁵⁹² Für Bauch lag darin, mitten im Weltkrieg gegen eine vielfarbige Übermacht, eine unerträgliche Provokation:⁵⁹³

„Wir kämpfen heute um unsere Selbstbehauptung‘ gegen ein veritables Gemisch von Völkern. Und in dieser Zeit wagt man es, als ‚Endziel‘ hinstellen, daß aus dem ganzen Völkergemisch dereinst ein ‚Mischvolk‘ hervorgehe. Wir halten Senegalesen, Russen, Basutos, und wie die gemischte Gesellschaft sonst noch heißen mag, unserem Lande fern. Warum öffnen wir ihnen nicht unsere Grenzen, warum führen wir ihnen nicht unsere Weiber und unsere Töchter in die Arme, wenn das ‚Mischvolk‘ die ‚wahre Messiade des Deutschtums‘ ist ?! [...] Wen ergreift nicht ein abgrundtiefer Ekel an diesem schaudervollen Gedanken oder Ungedanken angesichts der historischen Wirklichkeit! Wahrhaftig, schwebte das ‚Mischvolk‘ als dumpfes Fatum über uns, unsere Zeit müßte uns zu Titanen schmieden, um gegen dieses Fatum anzukämpfen oder uns zu Gott flehen lehren, uns ein gnädiges Ende zu bereiten, bevor es zu solchem ekelhaften ‚Endziel‘ mit uns käme.“

Im 1916 einsetzenden Konflikt mit Cohen nahm dann folgerichtig das deutsch-jüdische Verhältnis nur eine exemplarische Funktion ein. Im Prinzip galt Bauchs Sorge wieder der

589 Ebd. S. 187f.; über den Wert des jüdischen Volkes äußerte Bauch sich hier nur in einer Anmerkung: Dem von Kant disqualifizierten (also im Hinblick auf seine Fähigkeit zu vernunftreligiöser Läuterung ungerecht beurteilten) Judentum müsse historische Gerechtigkeit widerfahren (seine werterfassende Potenz sollte also günstiger eingeschätzt werden!?).

590 Ders. 1921 b, S. 274 (zuerst 1904).

591 Ders. 1921c, S. 349ff. (zuerst 1917). - Cassirer 1918, S. 415.

592 Bergmann 1915a, S. 29ff.; ders. 1915b, S. 68, 80.

593 Bauch 1916b, S. 1047f.

„Verkümmern der Vielstimmigkeit“. Die Betonung der Differenz zwischen Deutschtum und Judentum müsse beiden Völkern zwangsläufig positive Impulse geben, „weil die Reinheit der Mannigfaltigkeit im Wahrheitsgehalt des gesamten Geisteslebens der Menschheit um so ausgeprägter nur gewonnen werden kann, je ausgeprägter sich auch die verschiedenen Volkstumscharaktere selber darstellen“.⁵⁹⁴ Cohen sei es aber primär darum gegangen, Gemeinsamkeiten zu betonen, die Bauch auf dem Feld der Philosophie- und Geistesgeschichte, und „vollends auf den Gebieten der Ethik und der Religionsphilosophie“, als Planierung deutscher Eigentümlichkeit ansah.⁵⁹⁵ Ob damit, wie Cohen vermutete, dem deutschen Judentum die Daseinsberechtigung abgesprochen und es auf die zionistische Alternative verwiesen werden sollte, ist in Anbetracht von Bauchs weitgehender Anerkennung der wissenschaftlichen Leistung Cohens und der ausdrücklichen Distanzierung vom „öden Antisemitismus“ sehr die Frage. Auch Natorp meinte, daß Cohen die Betonung der völkischen Differenz unzulässig auf den „Judenhaß“ reduziere, den er sogar noch übertreibend zum „Herzpunkt im deutschen Geiste“ stilisiere.⁵⁹⁶ Wo Cohen und sein Sekundant Cassirer, der ein Pasquill gegen Bauch verfaßte⁵⁹⁷, nur „Antisemitismus“ sehen wollten, wiesen auch Zaungäste des Konflikts, die nicht wie Bauch den Kontakt zu allddeutsch-völkischen Gruppierungen suchten, auf Verstehensgrenzen hin. Troeltsch kritisierte 1917 an Cassirers Studien zur deutschen Geistesgeschichte (*Freiheit und Form*, 1916) den wie selbstverständlich dominierenden „Renaissancemaßstab“, der den im Mittelalter wurzelnden deutschen Geist und damit die „ursprüngliche deutsche Innerlichkeit“ unterschlage, so daß Cassirer von vornherein das Vermögen abgehe, „das deutsche Leben wirklich zu erfassen“.⁵⁹⁸ Und auch Heinrich Scholz, der in einer Rezension Cassirers *Freiheit und Form* bescheinigte, „tief in

594 Ders. 1916a, S. 741 ff

595 Ebd., S. 746, unter Verweis auf Kroners Kant-Buch, worin sich tatsächlich der Versuch findet, „Kants Gottesauffassung im Geist des Judentums umzufärben“ (Kroner 1914).

596 So Cohen an Natorp vom 27. 10. 1916 und Natorps Antwort (Briefentwurf, undat.) in: Holzhey 1986, Bd. 2, S. 451-454; dort Natorps polemische Frage, was Cohen wohl sagen würde, wenn er den Satz läse, der Deutschenhaß bilde einen „Herzpunkt“ im jüdischen Geiste.

597 Bauch zufolge sei Cassirers Stellungnahme sehr persönlich und betreffe die Judenfrage eminent politisch abgefaßt worden und wurde zurückgezogen, als Bauch darauf der Kant-Gesellschaft eine Erwiderung in Aussicht stellte (Bauch 1917b, S. 152); vgl. a. Cassirer an Natorp v. 26. 11. 1916; Holzhey 1986, Bd. 2, S. 462-464. - Der Text Cassirers aus dem Nachlaß hg. von Sieg 1991, S. 73-87. Cassirer kritisierte vor allem, daß es Bauchs völkischer Definition der Nation nicht gelungen sei, „zu objektiver Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit“ vorzustoßen und sie daher wissenschaftlich wertlos bliebe. Cassirer war indes davon überzeugt, daß das substanzielle „Wesen“ eines Volkes ohnehin kein wissenschaftlich relevanter Begriff sei und jedes Volk nur den „allgemeingültigen“ Inhalt der einheitlichen „Kultur“ ausprägen. - Sieg 1991, S. 58-67, nimmt unkritisch für Cohen/Cassirer Partei und übersieht dabei u. a., daß Ehrenberg (1917b) zwar auch gegen Bauch bestritt, daß Nation eine „Naturesache“ sei, aber zugestand: „Die jüdische Frage auf deutschem Boden besteht zu recht...“ (S. 269) Auch meinte er, Bauch sei vor das „Tribunal“ einer „cliquenhaft regierten philosophischen Gesellschaft gestellt“ worden, die eine „bedenkliche Neigung zu terroristischer Denkweise“ verrate (ebd., S. 263). Der einem etwas peinlichen Philosemitismus huldigende Sieg ignoriert diese zeitgenössische Wertung. Einen sogar gegen Cohen gerichteten, polemisch-moralistischen Rigorismus offenbaren Geismann 1993 (der schon im Streit Cohen-Treitschke bei dem jüdischen Philosophen „Rassismus“ wittert, ebd., S. 372) und Brumlik 1993 (ablehnend zu Cohens Unterfangen, 1914/15 jüdischen Prophetismus und deutschen Idealismus zu vermitteln). Vgl. neben Ehrenberg auch Zweigs Urteil über Cohens Intoleranz (s. o. Anm. 577).

598 Troeltsch 1917b, S. 28ff. und ders. 1917c.

den Sinn deutscher Geistesgeschichte hineingeleuchtet zu haben, schränkte ein, daß gerade die eigentümliche deutsche Innerlichkeit nicht voll gewürdigt worden sei.⁵⁹⁹

Der Marburger Privatdozent Heimsoeth, der seinem an der Front stehenden Freund Hartmann bereits bei Erscheinen des Boehm-Aufsatzes schadenfroh mitgeteilt hatte, Cohen habe eine „kolossale, wohlverdiente Abfuhr erlitten wegen seines ‚Eigentümlichen des deutschen Geistes‘“, nahm Cohens Tod im April 1918 zum Anlaß, über das „Schicksal der unseligen Rasse“ zu reflektieren, und auf ihr „letztes Versagen“ hinzuweisen, da, wo das „Gemüt“ spreche.⁶⁰⁰ Das völkische Lager zitierte einmal mehr, wie Cohen jüdischerseits als „Philosoph des Judentums“, dessen „‚Auffassung des Judentums‘“ Kant „‚buchstäblich‘“ formuliert habe, gerade unter Betonung der wesentlichen Verschiedenheit gefeiert werde, während Bauch für seine Gegenüberstellung Prügel beziehe.⁶⁰¹

Scholz, den als Berliner Privatdozenten, Beiträger der „Preußischen Jahrbücher“ und Autor von Kriegsbroschüren mit verheißungsvoll-patriotischen Titeln, eine sich auf den deutschen Idealismus verpflichtende philosophische Gesellschaft eigentlich magnetisch anziehen mußte, schienen nur dünne Fäden mit diesen für die DPhG-Gründung initialen Dispute verbunden zu haben, in die der Religionsphilosoph und Theologe eigentlich mit beachtlicher Kompetenz hätte eingreifen können: Gab er doch 1916 die Hauptschriften des Pantheismus-Streites heraus, die in Sachen Vernunftreligion Anlaß zu aktuellen Stellungnahmen geboten hätten. Aber er versagte sich dies, wenn auch seine unüberhörbare Abneigung gegen Spinozas rationalistische „Weltvergötterung“ und Mendelssohns „letzte Gewißheiten“ nicht erreichenden rationalistischen Deduktionen herausklang.⁶⁰² In seiner philosophischen Dissertation über ‚Schleiermacher und Goethe‘ zeigte die Erwähnung der von beiden für unüberbrückbar gehaltenen Differenz von Christentum und Judentum an, daß Scholz geneigt war, seinen beiden Helden hierin zu folgen.⁶⁰³ Eine eigene, von der an Cohen geübten Kritik wohl nicht zu abstrahierende Position bezog er zwei Jahre später, als er das Christentum der Bergpredigt eine „offenbare Widerlegung des Judentums“ nannte und zuversichtlich schrieb: „Man lege dem Christentum das jüdische Joch noch so fest um die Schultern, es wird dieses Joch immer wieder abschütteln.“⁶⁰⁴ Namentlich gegen die „Umdeutungen der Religion“ in verschiedene Spielarten des Humanitätsglaubens im 19. Jahrhundert, unter die Scholz auch Cohens Ersetzung der Gottes- durch die Menschenliebe subsumierte, traf er dann in seiner ‚Religionsphilosophie‘ von 1921 den assimilatorischen

599 Scholz 1917a, Sp. 1234f.

600 F. Hartmann ed. 1978, S. 222, Brief v. 9. 3. 1916, und ebd., S. 293, Brief v. 6. 4. 1918.

601 ‚Kant als Philosoph des Judentums‘, unter Anführung eines Artikels, den M. Sztern im „Israelitischen Wochenblatt“ über den spezifisch jüdischen Gehalt der Kantdeutung Cohens (1918, S. 219-221). Als von der „Frankfurter Zeitung“ begrüßten Sieg der, jüdischen Gruppe“ in der KG registrierte Oswald 1918 den Ausgang des Streits, wobei er voraussetzte, daß diese Gruppe wesensbedingte Verschiedenheit akzeptiere, sie aus taktischen Gründen, zum Schutz ihrer „Fälschunge[n] geistiger Nahrungsmittel“, aber verdeckte.

602 Scholz 1916, S. XVIIIf., XXXIV. - In der vom Protestantischen Schriftenvertrieb in Berlin verlegten Reihe „Religion der Klassiker“ sollte Scholz lt. Verlagswerbung den Spinoza-Band übernehmen, doch leider kam der Kriegsausbruch dazwischen.

603 Ders. 1913, S. 57f.; unter Verweis auf ‚Wanderjahre‘ II, 2, wo das Judentum als ethnische Religion „pünktlich“ vom Christentum getrennt werde, ebenso wie Schleiermacher beständig an der Entfernung des Judentums aus dem Christentum gearbeitet habe.

604 Ders. 1915c, S. 41 f.

Neukantianismus.⁶⁰⁵ Gegen einen Umbau der christlichen Offenbarung in eine diesseitige Gefühlsreligion protestierte Scholz bereits während des Streites um die Amtsentsetzung Jathos, und hier wurzelten seine Bemühungen, die Schleiermacher vor pantheistischer Vereinnahmung durch die neuen religiösen Bewegungen zu retten versuchten.⁶⁰⁶

In seinem Beitrag zum Lutherjahr (1917), wiederum in den „Preußischen Jahrbüchern“, verfestigte Scholz die Gegensätze im Sinne seines Berliner Kollegen F. J. Schmidt, wenn er auf das Lutherwort von der Verwandlung des Menschen im Glauben pochte, die ein „ganz neues Wesen und freien Herren aller Dinge“ aus einer für Außenstehende unzugänglichen Erfahrung gebäre, die es nur mit denen teile, die seine Welt („unsere Welt“) religiös exklusiver Innerlichkeit miterfahren.⁶⁰⁷

Unter denen, die das Programm einer „Deutschen“ Philosophischen Gesellschaft besonders anzog und die sich ihr schon in der Gründungsphase gern zur Verfügung stellten, gehörte der Berliner Philosoph und Pädagoge Ferdinand Jakob Schmidt, der sich dem deutschen Idealismus aus einem primär theologischen Interesse zuwandte und dabei automatisch auf den christlich-jüdischen Gegensatz stieß. Am 20. Dezember 1860 in Mettlach/Saar geboren, als Sohn eines häufiger versetzten Bahnbeamten in Landsberg/Warthe und Berlin aufgewachsen, studierte Schmidt nach dem Besuch des Friedrich Werderschen Gymnasiums von 1883 bis 1888 Theologie und Philosophie in Berlin und promovierte 1888 bei Dilthey mit einer Untersuchung über ‚Herders pantheistische Weltanschauung‘. 1890 folgte das Staatsexamen und der Eintritt in den Schuldienst, wo er zuletzt als Direktor eines Lyzeums tätig war. Vom 1. Oktober 1913 bis zu seiner Emeritierung im März 1927 vertrat er ein planmäßiges Extraordinariat für Pädagogik und Philosophie an der FWU, wo er auch nach seiner Emeritierung noch bis 1936 lehrte. Schmidt gehörte der DVP von 1919 bis 1926 an. Aktiv in der Provinzial- und Kreissynode, war er bis 1930 Kirchenältester in der Schmar-gendorfer Gemeindekirche. Nach 1933 blieb er allen Parteigliederungen fern. Schmidt starb in Berlin am 4. März 1939.⁶⁰⁸

Schmidt konnte beanspruchen, überhaupt als erster aus dem Kreis der DPhG Cohens Angleichungen von Judentum und Christentum zurückgewiesen zu haben und dies auf vertrautem Feld, den „Preußischen Jahrbüchern“. Als deren langjähriger Mitarbeiter hatte Schmidt 1908 seine dort publizierten Aufsätze unter dem Leitgedanken ‚Wiedergeburt des Idealismus‘ publiziert, um den Kampf gegen „Positivismus, Psychologismus und Rationalismus“ zu eröffnen.⁶⁰⁹ In diesen Jahren vor dem Weltkrieg sei er zu der „unerschütterlichen Überzeugung“ gelangt, „daß nach der längst schon im Christentum erzeugten absoluten Geistesreligion“ es nunmehr der weltgeschichtliche Beruf des Germanentums geworden ist, die absolute Geistesphilosophie faßbar zu begründen und zu verwirklichen.⁶¹⁰ 1911 riskierte er darum jene „religionsphilosophische Kontroverse“ mit Cohen, dessen „modernistisches Judentum“ seinen Plänen einer germanisch-idealistischen Regeneration des deutschen Volkes

605 Ders. 1921, S. 389f.; unverändert in der umgearbeiteten 2. A., 1922, S. 279.

606 Ders. 1911, Sp. 1023ff. (1038ff.)

607 Ders. 1917b, S.20ff, 26.

608 UA-HUB, Kur. PA Schmidt. Amtsblatt FWU 5, 1939, S. 62; Nachruf.

609 Schmidt 1908, S. 1-20; einbezogen in den Kampf gegen die „heteronomen Ideologien“ waren natürlich auch die „davon sich nährenden sozialen Bewegungen“ (ebd., S. 4).

610 Ders. in: Ziegenfuß 1950, Bd. II, S. 468f.

entgegenstand.⁶¹¹ Schmidts Aufsatz erfaßte wie keine andere zeitgenössische Kritik Cohens Intentionen, die nicht weniger als die Ersetzung christlicher Religion durch jüdische Sittlichkeit zum Ziel hatten. Im Zentrum des christlichen Glaubens, so Schmidt, stünde der Satz: „Jesus ist der Christ“. Mit der Glaubensaneignung der Person Christi verwirkliche sich notwendig auch das Reich sittlicher Vergesellschaftung. Die im Glauben an Jesus als den Erlöser sich vollziehende Wiedergeburt des geistigen Menschen, seine Umwandlung in das „gottmenschliche Individuum“ durch „lebendige Aneignung“ der Erlöserpersönlichkeit sei überhaupt Voraussetzung sittlicher Existenz. Im Zusammenhang mit „sozialistischen Tendenzen“ habe die protestantische Theologie im Laufe des 19. Jahrhunderts die Prioritäten verschoben. Unter historistischem Einfluß sei der ewige Christus durch den geschichtlichen Jesus ersetzt, der Gottessohn zum Sittenlehrer herabgestuft worden. Mit der Folge, daß das Evangelium von der Person Christi hinter dasjenige vom sittlichen Reich verschwunden sei, welches von der Überzeugung getragen werde, die endgültige Verwirklichung der sittlichen Lebensgemeinschaft lasse sich erreichen, wenn man dem irdischen Jesus als Vorbild nachstrebe. Darin habe sich die „neukantische Theologie“ mit der neukantianischen Religionsphilosophie Cohens getroffen. Nur sei Cohen so konsequent gewesen, auch noch die Preisgabe des Christusglaubens zu fordern, da er in seiner historistischen Schwundform keine Funktion mehr erfülle.⁶¹²

„Ist der Glaube an den Gekreuzigten als den lebendigen Erlösergott nicht die unerschütterliche Grundwahrheit des Christentums; wird vielmehr jene ethisch-soziale Religiosität zum Eckstein der universellen Religionsgemeinschaft gemacht, dann bedarf es auch des Festhaltens an dem geschichtlichen Jesus nicht mehr, und wir brauchen nur auf dem Fundament der alttestamentlichen Prophetie weiterzubauen.“

Den Gott der Propheten erkenne Cohen aber nur als Gesetzgeber an: „Am Wesen Gottes ist im Judentum nur das Religion, was dieses Wesen für die Sittlichkeit bedeutet.“⁶¹³ Damit werde die Gottesidee ethisch reduziert und falle hinter christliche Vorstellungen zurück. Soweit Jesus als Christus angenommen werde, erreiche das Individuum nämlich eine höhere Seinsform als die des bloß natürlich moralischen Wesens.⁶¹⁴

„Wenn daher das Christentum auch weiter keinen Fortschritt gebracht hätte, als die wachsende Einsicht, daß es nicht bloß auf die sozialetische Organisation der Menschheit ankomme, sondern in erster Linie auf die Erhebung jeder Einzelpersönlichkeit zur Freiheit im Geiste und aus ihm oder kurz auf das Heil der Einzelseele, so würde es schon dadurch allen außerchristlichen Kulturbestrebungen überlegen sein.“

Cohen erwarte das Heil in der idealen Kommunität, die zwischenmenschliche Beziehungen gesetzlich regule. Christus sei der Erlöser des Individuums, der Messias dagegen der Erlöser der Menschheit, und nur dadurch könne er es auch für das Individuum werden. Schmidt sah darin die individuelle Freiheit beschnitten. Über bloße Gesetzesreligion habe sich die „Kraft des orientalischen Volkstums“ eben nicht erheben können.⁶¹⁵

611 Ders. 1911, S. 193-216.

612 Ebd., S. 196.

613 Ebd., S. 199.

614 Ebd., S. 209.

615 Ebd., S. 211.

„Denn was [Cohen] uns als Ideal des modernistischen Judentums hinstellt, ist der rückständige Versuch, von der Verwirklichung der göttlichen Fülle des Lebendigen wieder zu abstrahieren und so die abstrakt allgemeine Gleichheit der moralischen Beziehungen von Mensch zu Mensch als das letzte Ziel aller Kultur zu proklamieren.“

Die „wahre Humanität“ entfaltete sich für Schmidt nicht zwischen Menschen, die auf den Status von Rechtssubjekten reduziert werden - Cohen hatte bekanntlich sogar noch Ethik rationalistisch in Rechtswissenschaft auflösen wollen -, sondern erst in der in Gott zu findenden höheren Einheit, in der die selbständige Individualität bewahrt werde:⁶¹⁶

„Und das ist nun der Grundgedanke des Protestantismus. In ihm gelangt die Wahrheit zur Verwirklichung, daß die Völker den Grad der höchsten Humanität noch nicht durch die Hingabe ihrer Nationalität und Individualität für die bloß allgemeinen und gleichen Zwecke der Menschheit erreichen, sondern daß sie überdies, jede auf ihre Weise, diesen Kulturzweck in lebendiger Vielgestaltigkeit und erst so in konkreter Einheit zu vergegenwärtigen haben.“

2.2. Gründung und Aufbau der Deutschen Philosophischen Gesellschaft 1917-1924

Einer zeitgenössischen Darstellung zufolge entstand die DPhG nach Bauchs Ausscheiden aus der Schriftleitung der „Kantstudien“, als er zusammen mit Max Wundt im Mai 1917 in Weimar eine Gesellschaft zur Pflege der deutschen idealistischen Philosophie gründete, eine Institution, die ihm auch gewährleistete, seinen nationalen und antisemitischen Standpunkt zu wahren.⁶¹⁷ Bauch ließ das umgehend dementieren und legte Wert auf die Feststellung, daß die Gesellschaft schon existierte, ihn also nur auffing, und daß sie auch keineswegs ein Sammelbecken philosophierender „Antisemiten“ gewesen sei.⁶¹⁸ Daran ist richtig, daß nicht Bauch sondern dessen Schüler Arthur Hoffmann die treibende Kraft war. Hoffmann leitete im Frühjahr 1917 die Erfurter Ortsgruppe der „Fichtegesellschaft von 1914“ (FG), einer 1916 in Hamburg ins Leben gerufenen deutschnationalen Sammlungsbewegung, die bemüht war, das im zweiten Kriegsjahr schon wieder erodierende Gemeinschaftserlebnis vom August 1914 zu stabilisieren. Auf Fichtes Gedanken der Nationalerziehung zurückgreifend, war man bestrebt, gesellschaftliche Antagonismen ideell zu überbrücken und setzte dabei auf die integrative Kraft deutscher Kultur- und Geistesgeschichte.⁶¹⁹ Angeregt von Lenore Ripke-Kühn plante Hoffmann eine Vereinigung philosophisch interessierter Mitglieder der Fichte-Gesellschaft, die ein „Bedürfnis nach Erbauung aus dem Geist des deutschen Idealismus“ verspürten.⁶²⁰ Signalwirkung sollte einem Anfang März in Erfurt vor 600 Gästen

616 Ebd., S. 215

617 Feldkeller 1923, S. 121 f. - Gerade die Anfangsphase der DPhG ist philosophiehistorisch kaum erforscht. Sluga 1995, S. 85ff., enthält zahlreiche Fehler; Laugstien 1990, S. 126f., ist nicht nur „ideologisch befangen“ (Sieg 1991, S. 70), sondern fußt für die Zeit bis 1924 allein auf Feldkeller. Über die Anfänge jetzt etwas genauer als Sluga: Schlotter 2000, S. 93f.

618 Das Dementi bei Feldkeller 1924, S. 455f.

619 Dazu Edmondson 1966 (= Zusammenfassung seiner Dissertation zum Thema).

620 Die Vorgeschichte wird hier anhand der „Mitteilungen der Fichte-Gesellschaft“ dargestellt, die ab Januar 1917 der Zs. „Deutsches Volkstum“ beilagen.

gehaltenen Vortrag Bauchs über ‚Fichte und der deutsche Gedanke‘ zukommen, zu dem auch die dortige „Deutschbund-Gemeinde“ einlud. Der 1894 gegründete, völkische, personell eng mit dem „Alldeutschen Verband“ verflochtene „Deutschbund“, gab der Veranstaltung als einschlägig bekannte Organisation⁶²¹ eigentlich den antijüdischen Einschlag, den Bauch mit einigen politischen Forderungen nach Beibehaltung des Abstammungsprinzips im Staatsbürgerrecht, Drosselung der „Aufnahme fremd- und gastvölkischer Elemente in den Staatsverband“, nach Abwehr „fremdvölkischer Ausbeutung durch fremdvölkisches Unternehmertum“ sowie nach Zurückdrängung der (den Juden zugeschriebenen) Kommerzialisierung des Kulturlebens vertiefte.⁶²²

Als Organ der nun sich zusammenfindenden „philosophischen Fichte-Freunde“ gründete Hoffmann im April 1917 die „Wege zu Fichte“, die sich jenen antivölkischen Tendenzen entgegenstemmen sollten, die - international orientiert - Philosophie auf ihre eigene „aufklärerische und dogmatisch-rationalistische Geisteshaltung“ festlegen wollten.⁶²³ Ende Mai tagte dann Hoffmanns „Philosophische Arbeitsgruppe“ in Weimar, wo nicht wie geplant Bauch, sondern Ferdinand Jakob Schmidt referierte („Das Erbe Fichtes“), und der Geschäftsführer der Fichte-Gesellschaft, Adalbert Luntowski, die Ziele seiner Organisation erläuterte, bevor man bei Elisabeth Förster-Nietzsche den Nachmittagstees nahm und einem Vortrag Lenore Ripke-Kühns über Fichte und Nietzsche als „Erzieher zu deutsch vertieftem Wollen“ lauschte.⁶²⁴ Im Herbst traf man sich anlässlich der Einweihung der ersten „Fichte-Hochschule“ in Hamburg wieder, wo Schmidt erneut vortrug („Fichte und Luther“).⁶²⁵ Doch weder in der „vorberatenden Versammlung“ in Weimar noch in Hamburg kam es zur förmlichen Gründung der DPhG. In Weimar bildete man nur einen Arbeitsausschuß, der Hoffmann zum Geschäftsführer bestimmte. Anfang 1918 löste ihn der Plauener Oberlehrer Horst Engert ab. Engert und sein nunmehriger Stellvertreter Hoffmann verschickten seit Sommer 1917 Einladungen zur Mitarbeit an einer repräsentativen Zeitschrift, und im Frühjahr 1918, als sie einen namhaften, auch für die Vereinsarbeit zur Verfügung stehenden Herausgeberkreis beisammen hatten, bereiteten sie die eigentliche Gründungsversammlung in Weimar vor.⁶²⁶ Dort, nachdem Hermann Schwarz seine leicht abgewandelte Kaisergeburtstagsrede über ‚Weltgewissen oder Vaterlandsgewissen?‘ gehalten hatte⁶²⁷, verabschiedeten die Versammelten am 21. Mai 1918 die Satzung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft.⁶²⁸ Etwa zur gleichen Zeit erschien das erste Heft ihres Organs, der „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus“, herausgegeben von Hoffmann und Engert. Ihre ständige Mitarbeit hatten neben Max H. Boehm, Schmidt, Scholz, Schwarz und Bauch, die Marburger Phi-

621 Vgl. Frickel, S. 517-527.

622 Bauch 1918, S. 11 f.

623 Das erste Heft enthielt neben Bauchs Vortrag Hoffmanns Programmaufsatz sowie dessen „Beitrag zur völkischen Gesinnung: „Was ein Volk sei ...“; dazu ein Aufsatz des Diakons Hugo Freytag, eines Deutschchristen aus Apolda: „Über das Fichte-Ehrenmal“; vgl. Hoffmann 1917c-e.

624 Bericht über Tagungsverlauf in „Lit. Zentralblatt“ v. 16. 6. 1917, S. 614.

625 Ebd., S. 978 (Ausgabe v. 6. 10. 1917).

626 Das Folgende nach dem internen Vereinsorgan, den erstmals im April 1918 ausgegebenen „Mitteilungen der DPhG“. Auch in: Dt. Volkswart 5, 1920, S. 296.

627 Schwarz 1918 = Kaisergeburtstagsrede in der Greifswalder Universität vom 27. 1. 1918, vgl. a. ders. 1919b.

628 Eingetragen ins Vereinsregister des Amtsgerichts Weimar am 2. 12. 1918.

losophen Hartmann, Heimsoeth und Max Wundt, die Österreicher Walter Schmied-Kowarzik, Hans Pichler und Alexius Meinong, der Berner Ordinarius Paul Häberlin, der Heidelberger Privatdozent Arnold Rüge und Otto Braun, der in Münster lehrende Eucken-Schüler, zugesagt. Aus Bauchs jenenser Umkreis kamen noch der Rechtsphilosoph Fritz Münch und dessen Freund Eberhard Zschimmer hinzu.

Programmatisch schlug sich die organisatorische Geburtshilfe der FG, mit der man weiter durch „gemeinschaftliche Unternehmungen“ verbunden bleiben wollte, im Bekenntnis zur „Pflege, Vertiefung und Wahrung deutscher Eigenart“ nieder. Bauchs Konflikt mit Cohen hallte in der Beteuerung nach, mit bestehenden großen philosophischen Gesellschaften nicht in Gegensatz treten, zu deren Arbeitsgebiet aber, der „Philosophie aller Kulturvölker“, die betont „nationale Ergänzung“ liefern zu wollen.⁶²⁹

„Gegen Rationalismus und Dogmatismus, gegen Materialismus und Relativismus, die alle vier dem deutschen Wesen fremd, ja feind sind, gilt es mit den geistigen Waffen reiner und strenger Wissenschaft zu kämpfen für eine deutsche idealistische Weltanschauung, die unser Volk nach den Erschütterungen des gegenwärtigen Weltkrieges nötiger haben wird als je.“

Die Mitgliedschaft setzte das „ausdrückliche Einverständnis“ mit dem „entschieden nationalen Ziele“ der Gesellschaft voraus. Diese Festlegung prägte die Mitgliederstruktur genauso wie die Erwartung, weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus in Fragen der Weltanschauung das „abschließende Wort“ zu sprechen. Unter den rund 250 Mitgliedern (Stand 1918/19) fiel völkisch-alldeutsche Prominenz auf: Max Maurenbrecher, der während des Krieges vom Sozialdemokraten zum Nationalisten gewandelte Theologe (ab 1920 Chefredakteur der „Deutschen Zeitung“), Erich Kühn, Schriftleiter von „Deutschlands Erneuerung“ (DE), zu dessen Beiträgern die Mitglieder Hans F. K. Günther und Fritz Lenz gehörten, beide vor großen publizistischen Erfolgen als Rassentheoretiker stehend. Dann Gottfried Traub und Richard von Schaukai, ebenfalls DE-Mitarbeiter, wo der Wiener Dichter und literarische Anti-Modernist, dem der „völkische Wert der Kasten und des erprobten Ranges über allen Zweifel“ gewiß schien⁶³⁰, 1921 grundsätzliches zur Judenfrage beisteuerte, das vor der vom jüdischen Intellektualismus propagierten „einheitlichen Menschennatur“ warnte.⁶³¹ Eine an Chamberlain und Spengler angelehnte, ursprünglich aber von der ‚Geschichte des Untergangs der antiken Welt‘ des Münchener Althistorikers Otto Seeck geprägte Geschichtsauffassung vertrat das Mitglied Albrecht Wirth, ein bayerischer Privatgelehrter, der seit 1918 mehr denn je davon überzeugt war, einen spätantiken Vorgängen vergleichbaren, an Wanderungsbewegungen, Rassenmischungen, Geburtenschwund und Austilgung völkischer Eigenarten erkennbaren kulturellen Verfallsprozeß miterleben zu müssen, für dessen Weimarer Phänotyp er nicht zuletzt „ostjüdische“ Einflüsse verantwortlich machte.⁶³² Ähnliche Ängste plagten Otto Schmidt-Gibichenfels, völkischer Veteran,

629 So der im Oktober 1918 erstattete Bericht über die Weimarer Gründungsversammlung.

630 Dieses Urteil des Literaturkritikers Martens (1922, S. 201) über Schaukais Sozialaristokratismus.

631 Schaukai 1921; vgl. a. die Sprachkritik an einem seiner Lieblingsfeinde, dem jüdischen Erfolgsliteraten Stefan Zweig, 1933.

632 Wirth (1866-1936), promovierter Althistoriker, PD an der TH München (1902-1915) schrieb eine von Chamberlains Verleger Bruckmann herausgebrachte Universalgeschichte (‚Volkstum und Weltmacht in der Geschichte‘, 2. Aufl. 1904) u. ä.; 1920 eine spenglernahe Broschüre ‚Das Auf und Ab der Völker‘. Er war gern gesehener Gastreferent im Nietzsche-Archiv, eine Beziehung, die ihm wohl

Herausgeber der 1920 vom Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund übernommenen „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift“, der mit der „Staatendämmerung“ die Einschmelzung der Kulturen in einer „domestizierten“ (verhaustierten) Herde unter einem Hirten“ (dem jüdischen „internationalen Finanzkapital“) heraufziehen sah.⁶³³ Von den führenden Männern der Fichte-Gesellschaft gehörte Wilhelm Kiefer, Schriftleiter ihres Organs „Deutsches Volkstum“, als Rechnungsprüfer der DPhG an. Pastor Emil Engelhardt, Leiter der Hamburger Fichte-Hochschule, Adalbert Reinwald⁶³⁴ und Frank Glatzel, die beiden Geschäftsführer der FG vor und nach 1918, unterstützten die Gesellschaft als einfache Mitglieder.⁶³⁵ Unter fachfremden Hochschullehrern fand die DPhG zumindest in dieser Zeit wenig Anklang: nur der alldeutsche Mediävist Georg von Below und der gleichgesinnnte Fritz Kern, Schwiegersohn des Philosophen Eduard von Hartmann, erscheinen in den Mitgliederlisten, dazu Fachkollegen wie Richard Falckenberg, Karl Siegel, Peter Wust, Johannes M. Verweyen, Erich Feldmann, Bauchs Schüler Hermann Johannsen, Gottlob Frege, die Rechtsphilosophen Julius Binder und Wilhelm Sauer, und der Kieler Theologe Hermann Mulert. Das antijüdische Umfeld hielt Richard Hönigswald und Georg Misch nicht vom Beitritt ab, ebensowenig wie den Linksliberalen Münchener Rechtsanwalt und Rechtsgelehrten Karl Loewenstein.⁶³⁶

Wie bei derartigen Unternehmungen nicht verwunderlich, stellte die Lehrerschaft Ende 1919 ca. 20 % der Mitglieder, dazu kamen kleinere Kontingente Pastoren, Juristen und Ärzte, überwiegend aus Mitteldeutschland, wie überhaupt die DPhG im „Lutherland“, Thüringen und Sachsen, 35 % ihrer Anhänger fand. Mitte 1921, die Mitgliederzahl bewegte sich auf 700 zu, kamen 60 % der Mitglieder aus praktischen Berufen, darunter immer noch überwiegend Ärzte, Juristen und Ingenieure. Für eine Gesellschaft, die explizit „tragende Grundlagen für gefestigte Lebensgestaltung“ anbot, und die damit kurz nach dem desorientierenden Zusammenbruch des Kaiserreichs lebhaft Reaktionen auslöste, blieb die DPhG bis Mitte der 20er Jahre trotzdem eigentümlich philosophielastig und wenig geneigt, die versprochene Beschäftigung mit anderen Wissenschaftsgebieten (Pädagogik, Technik, Soziologie, Biologie wurden genannt) oder gar mit politisch-weltanschaulichen Aktualitäten in Angriff zu nehmen. Das Tagungsprogramm, wesentlich bestimmt von der jährlichen Hauptversammlung in Weimar, hielt am akademischen Neuidealismus fest und beschwor den Glauben an die von deutschen Denkern entdeckten ewigen Werte. Greifswald und Jena, Schwarz und Pichler, Bauch und Wundt, gaben bis 1925 hier den Ton an: Nachdem 1919

den Auftrag des Nietzsche-Verlegers Kröner einbrachte, ein populäres Werk zur Zeitgeschichte zu verfassen. Diese ‚Deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart‘ enthielt einige gegen Ostjuden zielende Angriffe und eine verständnisvolle Darstellung des Hitler-Putsches vom 9. 11. 1923: Wirth 1926, S. 227ff., 246ff. Vgl. zur Biographie: Michaelsen 1931.

633 Vgl. etwa Schmidt-Gibichenfels 1924, S. 276-280. Begriffsgeschichtlich nimmt dieser Text in der Verknüpfung von Domestizierung und Kulturverfall eine These Konrads Lorenz' vorweg. Der 1861 geb., seinem sächsischen Landsmann Theodor Fritsch (‚Handbuch der Judenfrage‘) nahestehende Verfasser gründete 1924 „Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung“.

634 Bis 1918: Luntowski, geb. 1883 in Danzig, Gobineau-Übersetzer, Bodenreformer.

635 Unter den politisch Aktiven muß man auch den damaligen Germanistikstudenten Helmuth Eibrechter erwähnen, der als enger Vertrauter der Brüder Strasser in die Geschichte der nationalsozialistischen Flügelskämpfe gehört.

636 Dies zu Sluga 1995, S. 89: „no Jewish philosopher seems to have been a member of the DPG“.

ein Treffen den unruhigen Zeitläufen zum Opfer gefallen war, referierte Wundt 1920 über ‚Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal‘, Bauch 1921 über ‚Persönlichkeit und Gemeinschaft‘, Pichler 1922 ‚Über den Willen in der Geschichte‘, Schwarz 1923 zum Thema ‚Glück und Gott. Ein Einblick in die Philosophie des Ungegebenen‘ (neben Nicolai Hartmann: ‚Aristoteles und Hegel‘) und 1924, auf der zur Kantfeier umgestalteten Hauptversammlung, sprach der Göttinger Rechtsphilosoph Binder über ‚Kants Bedeutung für das deutsche Geistesleben‘. Nur dreimal behandelte man Tagesfragen in recht unverstellter Form: 1920 befaßte Bauch sich mit der Stellung der Philosophie im Neubau des Unterrichtswesens und machte Vorschläge für die Ausgestaltung der philosophischen Propädeutik im Gymnasialunterricht. 1922 nahm Hoffmann das Thema wieder auf und plädierte für eine kulturphilosophische, gegen eine erkenntnistheoretisch-naturwissenschaftliche Ausrichtung des Philosophieunterrichts, für die man das Gewicht der DPhG bildungspolitisch einsetzen sollte. Die erst rudimentär entwickelte Basisarbeit, wesentlich getragen von der Ortsgruppe in Jena, widmete sich 1922 auf zwei gut besuchten „Ausspracheabenden“ dem höchst aktuellen Thema „Anthroposophie“. In einer glänzenden, Rudolf Steiners windungsreiche biographie intellektuelle aufdeckenden Analyse steuerte Hans Leisegang auf den für seine Klientel maßgebenden Haupteinwand gegen die gesellschaftspolitischen Ambitionen der anthroposophischen Lehre zu: aus einer intuitiven Erkenntnis „höherer Welten“ könne keine allgemeinverbindliche Ethik entwickelt werden. Mit anderen Worten: mit der esoterischen Geistlehre lasse sich kein Staat machen.⁶³⁷ Max Wundt spitzte diese Kritik dann gerade an Steiners Dreigliederung des sozialen Organismus' nationalistisch und sozialistisch zu: Steiners Vorschlag einer rigorosen Trennung von Staat und Wirtschaft sei nichts weiter als verkappter Liberalismus, dem es auf die Zurückdrängung staatlicher Regulierungsbefugnisse ankomme. Der von Steiner faktisch proklamierte Primat der Wirtschaft laufe, motiviert durch das Interesse an möglichst weitgehenden, aber letztlich illusionären individuellen Freiheiten, auf eine Apologie des Großkapitals hinaus:⁶³⁸

„Nun verstehen wir, warum auf die Einheit des Volkes ein so geringer Wert gelegt wird. Sie kann ruhig verloren gehen, damit das internationale Großkapital umso leichter seine Herrschaft über die Völker ausüben kann. Nun verstehen wir, warum der Staat zur Machtlosigkeit verdammt wird. Er soll der Macht des internationalen Kapitals kein Hindernis in den Weg legen können. In seinem Erfolg bedeutet die Dreigliederung des sozialen Organismus also die Herrschaft der internationalen Geldmächte.“

637 Leisegang 1922a, S. 101ff.; diese erweiterte Fassung des Vortrags erschien mit dem Vermerk „im Einvernehmen mit der Fichte-Gesellschaft“ in der von Hans Gerber, einem der Vordenker der „Jungnationalen“, in der Hanseatischen Verlagsanstalt herausgegebenen Reihe „Zeit- und Streitfragen“, wo auch eine zeitkritische Fingerübung des späteren DPhG-Vorsitzenden Felix Krueger herauskam. Eine kurze Zusammenfassung des Leisegang-Vortrags in MdDPhG 5, 1922, Folge 2, S. 2f. Der „Ausspracheabend“ in Jena trug seinen Namen übrigens zu Recht: Leisegang diskutierte mit einem prominenten Steiner-Adepten, Prof. Beckh/Berlin, der offenbar keine glückliche Figur machte. - Vgl. Dt. Volkswart 6, 1921, S. 264: Weitere Hinweise auf die Vortragsaktivitäten des Thüringer Zweigverbandes der DPhG, der mit seinen Vorträgen „Fühlung mit allen werktätig Schaffenden gewinnen“ wolle.

638 Wundt 1922b, S. 210 (dieser DE-Aufsatz in arg verkürzter Wiedergabe in MdDPhG 5, 1922, Folge 2, S. 4). In DE 5, 1921, S. 458ff. hatte das DPhG-Mitglied Traub Steiners „Dreigliederung“ bereits der „Verlogenheit eines falschen Liberalismus“ geziehen. Vgl. a. H. Schwarz 1920a.

Leisegang und Wundt sahen in Steiners verworrener Soziallehre zu Recht eine individualistische Weltanschauung, die, „ob gewollt oder ungewollt“, das „Auseinanderfallen“ gesellschaftlicher Kräfte („Auflösung des Staats- und Volksganzen“) nur beschleunige und damit gerade jene aufhaltenden Mächte schwäche, die den vielleicht auch Steiner und seinen Anhängern wenig sympathischen internationalen Finanzmächten aussichtsreich Widerstand leisten könnten.

Im Herbst 1923, mit 1 200 Mitgliedern, sprach die Vereinsleitung von einer bedrohlichen wirtschaftlichen Lage. Zwar weckte die Kantfeier im April 1924 nochmals öffentliche Aufmerksamkeit, und Arthur Hoffmann erweiterte die Publikationen der Gesellschaft um eine Bibliographie des philosophischen Schrifttums und eine Broschürenreihe „Weisheit und Tat“. Doch 1925, in der wirtschaftlichen Konsolidierung, geriet die DPhG in eine nicht nur ökonomisch bedingte Krise. Paradoxerweise prosperierte die DPhG gerade bis zum Ende der Inflationszeit, weil ihr hohe Auslandsspenden in harten Devisen zuflössen, mit denen die Vereinsleitung ausbleibende Beitragszahlungen kompensierte. Diese bequeme Finanzierung endete 1924. Als die säumigen Mitglieder dann vor die ultimativ formulierte Alternative: Zahlen oder Austreten gestellt wurden, entschieden sich viele für den Austritt. Bis 1945 kam die DPhG nie wieder über 600 Mitglieder hinaus.

Nachdem Engert schon 1920 als Mitherausgeber der „Beiträge“ ausgeschieden war, folgte ihm der überaus rührige Hoffmann bis 1924. Bauch, der dann die vorläufige Herausgeberschaft übernahm, resignierte 1925, weil seine Pläne, die Zeitschrift auszubauen, finanziell nicht zu realisieren waren. Zudem hatte es die Vereinsleitung verabsäumt, nach dem Vorbild der Kantgesellschaft über die Gründung von Ortsgruppen eine festere organisatorische Struktur zu schaffen und durch regionale Vereinsarbeit neue Mitglieder zu werben. Da auch die inhaltliche, von Bauch/Wundt und Schwarz/Pichler vorgegebene wertphilosophisch-neuidealistische Verengung nicht durchbrochen wurde, erreichte man die bevorzugte Zielgruppe, die freiberuflichen „Praktiker“, nicht mehr. Damit endete die Jenenser Periode der DPhG, und erst die bis 1934 währende Leipziger „Ära Krueger“ brachte eine inhaltliche Öffnung und organisatorische Verbreiterung.

2.3. Die Gründer der Deutschen Philosophischen Gesellschaft

Was mit der organisatorischen Hilfestellung durch die Fichtegesellschaft und die alldeutsch-völkische Verwurzelung prominenter Mitglieder schon indiziert war, schien in den ersten Publikationen der Gründungsväter Arthur Hoffmann und Horst Engert eine Bestätigung zu finden. Im Briefwechsel Hartmann - Heimsoeth mokierten sich beide über Hoffmanns „alldeutsche Phraseologie“ und sein pathetisches Gerede von „völkischen Hochzielen“.⁶³⁹ Heimsoeth vermutete, daß ihr Vorhaben schon deshalb als „eine rein nationalistische, keine philosophische Bestrebung“ anzusehen sei, weil beiden der Bezug zur Philosophie fehle. Doch das war keine zutreffende Antwort auf Hartmanns Frage: „was ist Arthur Hoffmann für ein Geselle?“ Denn Hoffmann und Engert waren philosophisch ausgebildet und sie sahen in ihrer speziellen Festlegung auf den südwestdeutschen Neukantianismus die beste Vorbereitung für ihren Versuch, Philosophie als möglichst exklusive Ausdrucksform deut-

639 F. Hartmann ed. 1978, S. 304f.; Briefe v. 2. und 5. 6. 1918.

sehen Wesens darzustellen. Dabei gelang es Hoffmann im Verlauf seiner Karriere, Windelbands Wertphilosophie in politisch nachgefragte Pädagogik und Psychologie umzusetzen.

Der Beamtensohn Hoffmann, am 10. Juli 1889 in Erfurt geboren, legte nach einer Seminarausbildung 1912 sein Volksschullehrerexamen ab und holte erst während des Schuldienstes sein Abitur nach. Zwischen 1914 und 1921 studierte er Philosophie und Pädagogik in Jena, kriegsbedingt unterbrochen zwischen 1914 und 1917. Bei Bauch promovierte er 1921: „Das Systemprogramm der Philosophie der Werte. Eine Würdigung der Axiologie Wilhelm Windelbands“. Bis 1924 als Assistent Bauchs tätig, folgte er 1926 einem Ruf der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, wo er als Sekretär der Abt. Erziehungswissenschaft und Jugendkunde wirkte und zugleich Senatsmitglied war. Von 1928 bis 1932 wirkte er als Professor an der Pädagogischen Akademie Erfurt, bis 1934 war er im Wartestand, den er nutzte, um „ergänzende biologische und medizinische Studien“ zu treiben und sich um die „Erweiterung des psychologischen Lehrgebiets um volksbiologische (erb-, rassen- und bevölkerungskundliche) Gesichtspunkte“ zu bemühen. In dieser Zeit begann auch die Zusammenarbeit mit dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP, und Hoffmann verschrieb sich der rassenpsychologischen Forschung und ihrer methodisch-didaktischen Aufbereitung. 1934 wurde Hoffmann zum Professor an der HfL Cottbus ernannt, wo sein Lehrauftrag auf „Jugend- und Charakterkunde sowie volksbiologische Grundlagen der Erziehung“ lautete. 1940 zur HfL Frankfurt/O. abgeordnet, nahm er seit 1939 einen Lehrauftrag Pädagogik an der Wirtschaftshochschule Berlin (WHS) wahr und bekam dort 1940 auch den Auftrag, Philosophie zu vertreten. 1942 nahm Hoffmann an der NSLB-Reichstagung „Fragen der praktischen Psychologie als Grundlage der Menschenführung“ teil und war im Vortragsdienst der Arbeitsfront für Betriebsführer aktiv, was einige Publikationen zum Thema „Führungslehre“ zeitigte. Zum SS 1944 wurde Hoffmann von den Pflichten als Lehrbeauftragter an der WHS entbunden. Im NSLB war er seit dem 1. Juli 1933, in der NSDAP seit 1. Mai 1937. Hoffmann starb 1964.⁶⁴⁰

Was er 1917/18 verlauten ließ, war, wie Heimsoeth richtig erkannte, dem Alldeutschtum der Vaterlandspartei nicht mehr allzu fern. Vor Erfurter Schülern hielt er 1917 eine den deutschen „Sieg-Frieden“ verheißende Rede über ‚Luther und Fichte‘, die, auf wenige grobe Aktualisierungen beschränkt, das Lob der Heeresleitung sang, die im Sinne des Reformators handelte, als sie 1914/15 in Ostpreußen jene Europas Herz hassenden Horden zurückschlug, für die Luther einst das derbe Wort vom „rohen Vieh“ geprägt habe.⁶⁴¹ Ein Aufsatz in Kieffers „Deutschem Volkstum“ über ‚Die Philosophie des deutschen Idealismus und die neue völkische Kunst‘ offenbarte Verbindungen zu völkischen, „vom Lichtglauben der alten germanischen Väter“ ergriffenen Kreisen um Rudolf Dietrich in Dresden („Haus Sonnborn“)⁶⁴² und dem in Weimar lebenden judengegnerischen Literaturhistoriker Adolf Bartels.

640 UA-HUB, WHS, Nr. 633, Bl. 82ff.; Schriftwechsel bez. LA 1938-1944. Ebd., Nr. 628, Bl. 41ff.; Vertretung des Lehrbeauftragten für Philosophie Heise. Ebd., Kur. H 373, PA A. Hoffmann. BAZ, MF und REM-HLK. Handbuch der preußischen Unterrichtsverwaltung 1930, S. 163. - Hesse 1995a, S. 364f. (nach 1945 arbeitete H. in der DDR als Orthopädietechniker).

641 A. Hoffmann 1917a, S. 16f.

642 Ders. 1917b, S. 201f., 206. - Dietrich, aus dem Stoyschen Institut in Jena hervorgegangen, mit einer althilologischen Arbeit 1899 in Leipzig promoviert, dann Oberlehrer in Rudolstadt. Bereits seine Kaisergeburtstagsrede von 1899 über die Hohenzollern und den Protestantismus wies „deutschgläubige“ Element auf; im Weltkrieg dann Gründung des Hauses Sonnborn mit einem „Ruf an die Werden-

In den ersten Publikationen der sich sammelnden philosophischen Arbeitsgemeinschaft in der Fichte-Gesellschaft kam es Hoffmann darauf an, den deutschen Idealismus als „völkische Eigenart“ der aufklärerisch-kosmopolitischen Geisteshaltung entgegenzusetzen. Ohne ausdrücklich Juden als Träger dieser Geisteshaltung zu benennen, klang stets durch, wen er meinte, wenn von den „geschäftigen Händen“, der „Tyrannei des Internationalen“ und (unter Berufung auf Troeltsch) von der Unfähigkeit Cassirers die Rede war, ursprüngliche deutsche Innerlichkeit und damit deutsches Leben wirklich zu erfassen.⁶⁴³ Philosophisch leitete Hoffmann seinen Anti-Kosmopolitismus von Windelbands Werttheorie ab. Aus dessen ‚Prä-ludien‘ zitierte er den Satz: „Der Inhalt der sittlichen Zwecke kann nicht durch einen allen Individuen gleichen Begriff des Menschen gefunden werden, sondern gehört überall dem konkreten Menschen an.“ Wertverwirklichung könne es nicht in Ansammlungen von Individuen geben. Daß Hoffmann überhaupt Windelbands Problemstellung und die von ihm angebotene Lösung aufnahm und zunächst philosophisch und kulturpolitisch, später dann erziehungstheoretisch und schließlich sogar „volksbiologisch“ adaptierte, beruhte auf dem Empfinden, es immer noch wie Windelband mit derselben Krise zu tun haben, der Auflösung des „Wertlebens der Kulturvölker“, die sich nach 1918 mit dem „Zusammenbruch alter Lebensformen“ dramatisch verschärfte. Windelband zögerte nicht, das Ende der „in sich zerrissenen Kultur“ als Tod der Menschheit zu umschreiben und damit ein nicht mehr idealen Werten verpflichtetes transzendenzloses Dasein als Schreckbild aufzurichten. Gegen das als Zerfall wahrgenommene „Gewirre menschlicher Interessen und Leidenschaften“, verordnete er die Rückgewinnung „innerer Gemeinschaft“, ohne die werterfüllte Existenz nicht denkbar sei.⁶⁴⁴ Für Hoffmann stellte dann die auf einen idealistischen Generalnenner fixierte deutsche Philosophiegeschichte von Eckhart bis Nietzsche einen Zugang zum Reich der Werte da, das nationale weltanschauliche Geschlossenheit stiften sollte. Die durch Werte vermittelte Integration des Individuums in den sinngebenden Zusammenhang einer Kultur blieb über alle beruflichen Entfernungen von der engeren philosophischen Arbeit hinweg das zentrale Anliegen des Mitbegründers der DPhG. 1925 wußte er den badischen Kultusminister Hellpach auf seiner Seite, als er die „Gefahr der Zersetzung und Auflösung aller Volkskultur“ beschwor, wenn es nicht gelänge, Facherziehung und Allgemeinbildung zu verbinden. Ohne „Vergeistigung der Berufstätigkeit“ würden entfremdete, sinnentleerte Arbeit und eine ebenso sinnentleerte Freizeit mit allen desintegrierenden Folgen für das Sozialwesen den Alltag der europäischen Kulturen bestimmen. Der Beruf müsse als Dienst am Wertganzen begriffen werden, in das der einzelne sich durch Erfüllung seiner Aufgaben als tätiges Glied im Bewußtsein vom schöpferischen Gemeinschaftsleben einordne.⁶⁴⁵ Da das „Wertwollen“ nach Windelband eng an den „naturnotwendigen Prozeß des menschlichen Seelenlebens“ gebunden sei, so müsse es durch Eingriffe in diese natürlichen Voraussetzungen gefördert werden. 1922 skizzierte Hoffmann die Aufgabe der Medizin darum als Si-

den der deutschen Zukunft“ (1916) und einer „germanischen“ Deutung Luthers: „Was ist uns die Reformation?“ (1917).

643 A. Hoffmann 1917b, S. 203; ders. 1918c, S. 27.-Vgl. a. Bauch 1917c.

644 So Hoffmanns nicht unzutreffende Gruppierung der kulturphilosophischen Probleme bei Windelband, 1922, S. 26ff, 41 ff., 54-63; ders. 1918a+b.

645 Ders. 1925, S. 13ff.

cherung aller „Kräfte der im gesunden Leibe unverkümmert sich auswachsenden seelischen Anlagen“ für wertbezogenes Schaffen.⁶⁴⁶

Ab 1933 konkretisierte er diesen medizinischen Auftrag in Veröffentlichungen über Rassenhygiene, Erblehre und Familienkunde, in denen er die biologischen Voraussetzungen innerer Gemeinschaft prüfte und dabei Rassenmischung als sichtbarste Bedrohung des „organisch gewachsenen Lebensverbandes“ ausmachte, da Bastarde das Lebensgefüge durch ihre innere Zerrissenheit sprengten.⁶⁴⁷

Hoffmanns Kompagnon Horst Engert stand während der Gründungsphase etwas im Schatten des agilen Erfurter Schulmannes und gewann auch als Mitherausgeber der „Beiträge“, für die er nur einige Rezensionen schrieb, wenig Profil. Schemenhaft erscheint auch die Biographie dieses Mannes, dessen Spuren sich in den 30er Jahren im litauischen Kaunas verloren: Engert entstammte dem sächsischen Bildungsbürgertum. Der Vater war Schuldirektor in Frankenberg, wo Engert am 21. Mai 1886 zur Welt kam. Er besuchte das Dresdner Kreuz-Gymnasium und studierte in Freiburg (Rechtswissenschaften), Heidelberg (Philosophie bei Rickert), Leipzig (Geschichte, Germanistik, Philosophie u. a. bei Lamprecht, Volkelt und Wundt). Bei Volkelt und Köster verfaßte er 1910 eine Dissertation über ‚Die Tragik der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit in den Werken Gerhart Hauptmanns‘. 1911 folgte eine durch das Heidelberger Studium angeregte Untersuchung über ‚Teleologie und Kausalität. Ein Grundproblem der Geschichtsphilosophie‘. Bis 1919 war Engert Oberlehrer in Plauen und Dresden. Um 1918 wandte er sich endgültig der Literaturwissenschaft zu. 1922 erschien ‚Gerhart Hauptmanns Sucherdramen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas‘. Im Oktober 1923 nahm er an der TH Dresden seine Habilitation in Angriff. Im Kolloquium, im Februar 1924, referierte er über den Begriff der Literaturgeschichte, über literaturtheoretische und ästhetische Fragen, anschließend hielt er eine Probevorlesung zum Thema: Klopstocks Bedeutung für die deutsche Dichtung seiner und unserer Zeit. Engert bekam die *venia* und trat sein Lehramt am 4. Dezember 1925 an (AV.: Wesen und Aufgabe der deutschen Literaturgeschichte als Wissenschaft). Vom SS 1927 bis zum WS 1934/35 war er beurlaubt zur Wahrnehmung einer Professur in der Humanistischen Fakultät der Universität Kaunas. Von dort aus kam er um Entlassung aus seiner Stellung als Privatdozent an der TH zum 31. März 1935 ein.⁶⁴⁸ In dem in viele Richtungen zerlaufenden Werk Engerts ist schwerlich ein roter Faden zu entdecken, denn aus dem Bekenntnis zur Philosophie als kritische Wertwissenschaft ergaben sich nur einige negative Abgrenzungen. Warum ihn Stirners historisches Denken mit der Aussicht auf die im Zeitalter des Einzigen

646 Ders. 1922, S. 56f.

647 Ders. 1933, *passim*; ders. 1934a, S. 16 und 1934b (zusammen mit dem Husserl-Schüler L. F. Clauß), *passim*; ders. 1940.

648 Engert 1910 (vita); StAD, Vobi Nr. 15267 (Habil. Engert). Lt. Klemperer 1996a, Bd. II, S. 828, gestorben 1949. - Ein jüngerer Bruder, Rolf (1889-1962), 1916 über Ibsen promoviert, machte sich unter den Anhängern Max Stirners einen Namen und entflammte für Silvio Gesell, der einige Tage Volksbeauftragter für das Finanzwesen in der Bayerischen Räteregierung war. Engert unterstützte Gesell während dessen Haftzeit und sorgte für rechtlichen Beistand. Für dieses Engagement machte sein Biograph einen 1848er Großvater der Brüder (mit-) verantwortlich, der sein Barrikadenabenteuer mit zwei Jahren Festungshaft bezahlt hatte. „Der Zwiespalt zwischen Anpassung an die bürgerliche Gesellschaft und Auflehnung gegen sie blieb latent in der Familie vorhanden.“ (Onken in: R. Engert 1986, S. 9); Rolf Engerts Name findet sich mit DPhG-Mitgliedsverzeichnis vom Oktober 1918.

restlos atomisierten Völker anzog, obwohl er in seiner ersten Rezension für die „Beiträge“ Wilhelm Wundts Ansicht applaudierte, die geistigen Werte der nationalen Kultur entstammten den Volksseelen, deren Eigenart es zu wahren gelte, blieb unerklärlich. Ebenso widersprüchlich schien sein Beharren auf dem bei Rickert entlehnten Wissenschaftsbegriff („System objektiv gültiger Sätze“), da Engert ebenso nachdrücklich einen „antirationalistischen Standpunkt“ vertrat, der allein dem „intuitiven Erleben“ die Werterfassung zutraute und der Rickerts transzendentalphilosophische Beschränkung des Wertdenkens aufheben sollte. Dies führte ihn wiederum in Simmeis Nähe, dessen ‚Hauptprobleme der Philosophie‘ er als mustergültiges Kursbuch für den gymnasialen Unterricht in philosophischer Propädeutik empfahl, damit allen logisch-erkenntnistheoretisch oder historisch-psychologisch fundierten Unternehmungen die Tür weisend.⁶⁴⁹ Seine literaturwissenschaftlichen Arbeiten deuteten nur an, wie sich eine an der südwestdeutschen Schule orientierte methodologische Grundlegung der Literaturgeschichte als Kulturwissenschaft ausnehmen sollte, verrieten aber soviel, daß vom Dichter wie vom interpretierenden Wissenschaftler das ausschließlich in „Sippe, Rasse, Volk“ präsente Werterleben zu beachten sei.⁶⁵⁰

Was Hoffmann und Engert sich unter einer deutschen Philosophie vorstellten, das zu formulieren überließen sie freilich ihren mit einigem Geschick ausgewählten ständigen Mitarbeitern, die aber, soweit sie dem Thema ihre Aufmerksamkeit schenkten, mit ihren Definitionen um 1917 noch genauso weit von jenem Extremismus des Partikularen entfernt waren, den auch Arthur Hoffmann erst als Rassenpsychologe vertrat.

2.4. Das „Wesen des deutschen Geistes“: Programmschriften im Vorfeld der „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus“

Aus dem überreichen Angebot an philosophischer Tagesproduktion, die seit Kriegsausbruch ihren Beitrag zur Bestimmung der „Ideen von 1914“ leistete, wählten Hoffmann und Engert einige Aufsätze aus, deren Verfasser ihnen besonders geeignet schienen, das spezifisch Deutsche des deutschen Geistes zu definieren und es zum Mittelpunkt weltanschaulicher Orientierung und Vereinheitlichung werden zu lassen. Der Jenaer Bauch-Schüler Fritz Münch, mit stud. phil. Hoffmann persönlich gut bekannt, empfahl sich deshalb, weil er schon vor der kriegsbedingten Fichte-Renaissance den Erzieher zur Deutschheit mit seiner von Windelband und Bauch beeinflussten Vorstellung von einer Gesellschaftsreform verband, die den Maßgaben einer transzendentalphilosophisch begründeten Kulturtheorie folgen sollte.

Münch, am 29. Oktober 1879 in Wasselnheim/Elsaß geboren, Sohn eines Landwirtes, besuchte das Gymnasium in Zabern und begann 1898 ein rechts- und staatswissenschaftliches Studium in Straßburg, das ihn über Berlin und München zum Referendarexamen (1903) zurück nach Straßburg brachte, wo er ein zuvor bei Windelband begonnenes philosophisches Studium fortsetzte. 1911 zu Bauch nach Jena gewechselt, legte er dort seine Dissertation vor: ‚Erlebnis und Geltung, eine systematische Untersuchung zur Transzendentalphilosophie als Weltanschauung‘. Entscheidenden Einfluß auf seine philosophische

649 Engert 1911a, S.26f.;ders. 1911b, S. 46f.; 1916; 1918, S. 23f.

650 Ders. 1922, S. 5f.

Gesamtüberzeugung billigte er neben Bauch und Windelband Otto Baensch zu. Kurz vor der Habilitation 1914 eingerückt, war er als Leutnant und Kompanieführer im Westen, dann, bis zur schweren Verwundung (1915), in Rußland eingesetzt. Nicht wieder fronttauglich, verbrachte er die Zeit zwischen 1915 und 1918 im Bürodienst beim Generalkommando Hannover. Münch starb am 17. April 1920 im Garnisonslazarett Jena an den Spätfolgen seiner Kriegsverletzung.⁶⁵¹

Zu Fichtes 100. Todestag im Januar 1914 hielt Münch in der Philosophischen Gesellschaft zu Jena eine Rede, die 1916/17 im „Logos“ unter dem Titel ‚Vom Sinn der Tat‘ erschien. Hoffmann pries sie im ersten Heft der „Beiträge“ überschwenglich als wichtige Stellungnahme zum Problem nationaler Philosophie, weil sie Fichtes Aktivismus als eigentümlich deutsche Welthaltung reaktualisiere und die Realisierung überzeitlicher Kulturwerte an den nationalen Selbstfindungsprozeß binde, um in einer hegelschen Wendung den ethischen Imperativ auf die Forderung nach Verinnerlichung objektiver Werte und ihrer Umsetzung in „Deinem Gemeinwesen zu Deiner Zeit“ festzulegen, was den Hegel-Hasser Kurt Hiller, bei größter Sympathie für jeglichen „Aktivismus“ (den er allerdings für ziemlich undeutsch hielt), im Namen des autonomen Individuums gegen Münchs verkappten Theologismus der Weltvernunft protestieren ließ.⁶⁵²

Die durch Ideen vermittelte Gemeinschaft im Einsatz für die Realisierung absoluter Werte - das war die typisch deutsche, anti-individualistische, anti-materialistische und anti-relativistische Geisteshaltung, die Hoffmann aus Münchs Rede herauslas. Das dieser Bestimmung immanente Dilemma blieb freilich ihm und Münch noch verborgen: der für alle Völker geltende ethische Imperativ, durch „Herausbildung ihrer nationalen Eigenart“ zu Mittlern absoluter Werte zu werden (Münch), um den „Gesamtfortschritt der Menschheit“ (Hoffmann) zu fördern, machte an den Grenzen nicht halt. Wenn, wie Münch meinte, das soziale Ethos von jedem Volk die „restlos vernünftige Ordnung aller Gegenseitigkeitsbeziehungen“ forderte, alle Nationen sich aber dabei von einem „Grundstock der Humanität“, dem absoluten Wertesystem, ihre Entwicklung vorgeben ließen, dann mußten - zumal die „Rasse“ im jeweiligen Kultursystem dies nicht verhinderte - mit dem Fortschritt der Wertrealisierung auch die Nationen in der „gemeinsamen Kultur der Menschheit“ aufgehen. Münch sah denn auch aus diesem Widerspruch nur den Ausweg, die Besonderheit des deutschen Geistes mit der Behauptung zu sichern, daß der „Glaube an absolute Werte“ bei ihm tiefer ausgeprägt sei und er deshalb den universalen Anspruch erheben dürfe: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.“⁶⁵³

Von der Eigentümlichkeit des deutschen Geistes blieb auch in dem Aufsatz ‚Deutsche Philosophie‘, den der Schweizer Philosoph Paul Häberlin 1917 in den „Preußischen Jahrbüchern“ publizierte, wenig übrig. Häberlin, ein Lehrersohn, am 17. Februar 1878 in Kesswil/Thurgau geboren, absolvierte ein theologisches Studium mit „vielen Anregungen von

651 Zschimmer 1920b, S. 301-303. Hoffmann 1920d, S. 12f. Bauch 1920. Todesanzeige Jenaische Zeitung Nr.92, 19. 4. 1920, S. 2. - UAJ, Bestand M, Nr. 54; Promotionsverfahren. Zur Einleitung eines förmlichen Habilitationsverfahrens kam es 1914 nicht mehr.

652 Münch 1916, S. 52ff. Hoffmann 1918d, S. 41-43. -Hiller 1916, S. 1679ff.

653 Münch 1918a, S. 30ff., 47; ders. 1918b, S. 37, 39 (dies ein Aufsatz, der im Mai 1918 in der „Akad. Turnerzeitung“ veröffentlicht wurde, um Mitglieder für die DPhG zu werben, insbes. dazu aufforderte, akademische Ortsgruppen zu bilden, um außerhalb der Korporationen „Kristallisationspunkte für eine neue [...] Erlebnis-, Gesinnungs-, Arbeits- und Tatgemeinschaft“ zu schaffen).

Schleiermacher" - in Basel, Göttingen und Berlin (1. theol. Examen 1900), hörte aber nebenher Philosophie, Psychologie und Biologie. Um 1900 noch überzeugter Neukantianer Marburger Provenienz, entdeckte er mit der Einsicht, daß Nonnen logisch nicht zu beweisen, nur zu erleben seien, die religiöse Frömmigkeit als eine zuverlässigere Zugangsform zum Absoluten. 1903 promovierte er in Basel ‚Über den Einfluss der spekulativen Gotteslehre auf die Religionslehre bei Schleiermacher‘ und habilitierte sich 1908 ebendort: Herbert Spencers Grundlagen der Philosophie'. In Basel war er bis 1914 Privatdozent, dann öö. Prof. in Bern, bevor er in gleicher Funktion von 1922 bis 1944 wieder in Basel lehrte. Häberlin starb 1960.⁶⁵⁴

Die als Selbstverständlichkeit formulierte These, es gebe einen durch Rasse und Geschichte bestimmten „nationalen Typus der Philosophie“, stand 1917 am Anfang seiner Ausführungen, die paradox damit endeten, deutscher Philosophie und Wissenschaft eine Universalität zuzuerkennen, die die Eigentümlichkeit des deutschen Geistes darin sah, nichts Eigentümliches an sich zu haben. Deutsche Ethik sei reine Ethik, deutsche Wissenschaft reine Wissenschaft, der normative Grundcharakter deutschen Wesens mache es den Deutschen vor anderen Nationen zur Aufgabe, dem Seinsollenden zu dienen und sich von „libertinistischer oder individualistischer Ungebundenheit“ so weit zu entfernen wie von der skeptizistischen und relativistischen Weltanschauung des westlichen Utilitarismus.⁶⁵⁵ Der von Fichte wie von Natorp her vertraute Gedanke vom Ur- oder Menschheitsvolk hinderte Häberlin darum später nicht, unter Verwerfung jeder „Gemeinschaft des Blutes“, die 1291 geschlossene „Schweizer Gesinnungsgemeinschaft“ für das Modell des realisierten „universalen demokratischen Gedankens“ auszugeben. Was eher seiner Ansicht entsprach, der Staatszweck bestünde darin, das Individuum zur Entfaltung seiner „ewigen Bestimmung“ zu bringen, als die Projektion dieses Universalismus auf das Deutsche Reich.⁶⁵⁶

Einige Sätze aus Scholz' ‚Das Wesen des deutschen Geistes‘ (1917) taugten für Hoffmann als „gute Formulierung des Programmes der Deutschen Philosophischen Gesellschaft“. ⁶⁵⁷ Und mit Scholz tat Hoffmann wirklich einen etwas glücklicheren Griff als mit Münch oder Häberlin. Auch bei dem Breslauer Theologen schimmerte allenthalben die Kulturmenschheit als Zielpunkt des eigentümlichen deutschen Idealismus durch, aber wie schon an seiner Luther-Deutung von 1917 gezeigt (s. o.), behauptete er, daß die Fähigkeit zu religiöser Innerlichkeit als inkommensurable seelische Intensität, die Fremde ausschloß, in keine universal geltende Wertebene transformierbar war. Das führte Scholz geschichtsphilosophisch einen Schritt aus dem universalen Bezugssystem der überzeitlichen Kulturwerte hinaus (s. u.). Anlässlich des Todes von Hermann Cohen schrieb Heimsoeth an Hartmann, er sei des Rationalismus müde und plädiere für ein neues Philosophieverständnis, eine „Philosophie des Gemüts“, deren Aufgabe es sei, das „Urgeschehen des inneren Lebendigen“ zu

654 Gauß 1958, S. 39-54. Kuhn 1966.

655 Häberlin 1917, S. 220, 222, 234ff.

656 Ders. 1966, S. 77ff. = Aufsatz aus der Schweizerischen Lehrerzeitung 1937.

657 Scholz 1917c, S. 34f. (nochmals zu Luthers Glaubensverständnis, das die innere Verwandlung zum neuen Menschen meine), S. 76ff. Hoffmann 1918c, S. 24-28 (den Begriff der „Innerlichkeit“ zu einer Kritik Cassirers nutzend, der in ‚Freiheit und Form‘ mit der mittelalterlichen Tradition auch die „ursprüngliche deutsche Innerlichkeit“ unterschlagen resp. nicht verstanden habe); vgl. Scholz 1917b, S. 26.

entdecken.⁶⁵⁸ In solchen Wünschen war der Einfluß des Studiums bei Henri Bergson spürbar, und man darf sie zugleich als Versprechen auf die kommende intensive Beschäftigung mit Nietzsche nehmen. Als Philosophiehistoriker begab Heimsoeth sich erstmals 1916 auf die Suche nach den „gemütlichen“ Quellen des deutschen Geistes, als er für die „Kantstudien“ zu Leibniz' 200. Geburtstag über dessen „Weltanschauung als Ursprung seiner Gedankenwelt“ schrieb und im Kern bereits die gesamte Struktur seines erfolgreichen Buches über „Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters“ (1922) entwarf.⁶⁵⁹ Nietzsches Überzeugung, wonach jeder Gedanke von einem Gefühl regiert werde, variierte Heimsoeth in seiner These, Leibniz' System habe seine religiöse Gewißheit in eine rationalistische Fassung gebracht. Die spezielle deutsche, in einem religiösen Welt- und Daseinsgefühl wurzelnde, germanisches Wesen und christliche Empfindung verbindende, von der Mystik über Leibniz bis zu Fichtes Seinssubjektivismus führende Denktradition, ziehe, bei aller Respektierung des gemeinsamen abendländischen Kulturbestandes⁶⁶⁰, eine Trennwand nach Westen auf. Darin steckte der für die geschichtsphilosophische Interpretation der deutschen außenpolitischen Lage nach 1918 - allerdings bis 1933 nicht von Heimsoeth - fruchtbar gemachte Gedanke, daß seit der Mystik die Umbildung des fundamentalen Seinsbegriffs nach dem Vorbild der Einzelseele erfolgt sei. In Leibniz' Monadologie seien dann alle wichtigen Elemente deutschen Daseinsgefühls schon präsent: das Individuum als Urtypus der Substanz, dessen ursprüngliche Aktivität und Spontaneität, die Bewahrung des einzelnen vor pantheistischer Verschlingung, die Identität des Seins mit Vielfalt und unendlicher Unterschiedenheit.⁶⁶¹

2.5. Pluriversum oder Universum?

Die Betonung des eigentümlichen deutschen Geistes fiel zum Ende des Ersten Weltkriegs sicher nicht als sonderlich originell auf. Die Kriegspublizistik deutscher Philosophen, die „Ideen von 1914“, mit ihren völkerpsychologischen Grobeinteilungen à la „Händler und Helden“, Kultur gegen Zivilisation, Idealismus gegen Materialismus und dergleichen, hatte 1917 sämtliche Etiketten verteilt und konnte nur noch repetiert werden. Zudem beförderte und verschärfte der Krieg ohnedies nur weltanschauliche Umwälzungen, deren Ursprünge gut dreißig Jahre früher zu suchen sind. Darum treffen viele intellektuelle Biographien aus dem Umkreis der DPhG in Straßburg, Freiburg und Heidelberg zusammen, bei Windelband und Rickert. Abgesehen vom Einfluß des südwestdeutschen Idealismus und den, ihm innewohnenden geschichtsphilosophischen Deutungspotential vom Wert der Volksindividualität und der Rangordnung der Völker, vermittelte er denen, die nicht ohnehin im Reichsland Elsaß-Lothringen aufwuchsen (Münch und Boehm) oder aus Grenzregionen stammten (die Balten Braun, Hartmann, Kühn, der Saarländer Schmidt), einen praktischen Eindruck von der möglichen Instabilität der kollektiven Identität „Volk“. Eine vielleicht noch tiefere Verunsicherung ging für die meisten von der Krise des Christentums aus. Der Anteil der theolo-

658 F. Hartmann ed. 1978, S. 295f. (Brief vom 6. 4. 1918).

659 Heimsoeth 1917a, S. 367, 370, 391ff, vgl. a. ders. 1917b.

660 Unübersehbar vor allem in den „Sechs Themen“ exponiert, vgl. nur (1922)1974, S. 113f.

661 Heimsoeth 1917a, S. 380. Vgl. a. Mahnke 1920; 1924; 1925a+b; 1926.

entdecken.⁶⁵⁸ In solchen Wünschen war der Einfluß des Studiums bei Henri Bergson spürbar, und man darf sie zugleich als Versprechen auf die kommende intensive Beschäftigung mit Nietzsche nehmen. Als Philosophiehistoriker begab Heimsoeth sich erstmals 1916 auf die Suche nach den „gemütlichen“ Quellen des deutschen Geistes, als er für die „Kantstudien“ zu Leibniz' 200. Geburtstag über dessen „Weltanschauung als Ursprung seiner Gedankenwelt“ schrieb und im Kern bereits die gesamte Struktur seines erfolgreichen Buches über „Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters“ (1922) entwarf.⁶⁵⁹ Nietzsches Überzeugung, wonach jeder Gedanke von einem Gefühl regiert werde, variierte Heimsoeth in seiner These, Leibniz' System habe seine religiöse Gewißheit in eine rationalistische Fassung gebracht. Die spezielle deutsche, in einem religiösen Welt- und Daseinsgefühl wurzelnde, germanisches Wesen und christliche Empfindung verbindende, von der Mystik über Leibniz bis zu Fichtes Seinssubjektivismus führende Denktradition, ziehe, bei aller Respektierung des gemeinsamen abendländischen Kulturbestandes⁶⁶⁰, eine Trennwand nach Westen auf. Darin steckte der für die geschichtsphilosophische Interpretation der deutschen außenpolitischen Lage nach 1918 - allerdings bis 1933 nicht von Heimsoeth - fruchtbar gemachte Gedanke, daß seit der Mystik die Umbildung des fundamentalen Seinsbegriffs nach dem Vorbild der Einzelseele erfolgt sei. In Leibniz' Monadologie seien dann alle wichtigen Elemente deutschen Daseinsgefühls schon präsent: das Individuum als Urtypus der Substanz, dessen ursprüngliche Aktivität und Spontaneität, die Bewahrung des einzelnen vor pantheistischer Verschlingung, die Identität des Seins mit Vielfalt und unendlicher Unterschiedenheit.⁶⁶¹

2.5. Pluriversum oder Universum?

Die Betonung des eigentümlichen deutschen Geistes fiel zum Ende des Ersten Weltkriegs sicher nicht als sonderlich originell auf. Die Kriegspublizistik deutscher Philosophen, die „Ideen von 1914“, mit ihren völkerpsychologischen Grobeinteilungen à la „Händler und Helden“, Kultur gegen Zivilisation, Idealismus gegen Materialismus und dergleichen, hatte 1917 sämtliche Etiketten verteilt und konnte nur noch repetiert werden. Zudem beförderte und verschärfte der Krieg ohnedies nur weltanschauliche Umwälzungen, deren Ursprünge gut dreißig Jahre früher zu suchen sind. Darum treffen viele intellektuelle Biographien aus dem Umkreis der DPhG in Straßburg, Freiburg und Heidelberg zusammen, bei Windelband und Rickert. Abgesehen vom Einfluß des südwestdeutschen Idealismus und den, ihm innewohnenden geschichtsphilosophischen Deutungspotential vom Wert der Volksindividualität und der Rangordnung der Völker, vermittelte er denen, die nicht ohnehin im Reichsland Elsaß-Lothringen aufwuchsen (Münch und Boehm) oder aus Grenzregionen stammten (die Balten Braun, Hartmann, Kühn, der Saarländer Schmidt), einen praktischen Eindruck von der möglichen Instabilität der kollektiven Identität „Volk“. Eine vielleicht noch tiefere Verunsicherung ging für die meisten von der Krise des Christentums aus. Der Anteil der theolo-

658 F. Hartmann ed. 1978, S. 295f. (Brief vom 6. 4. 1918).

659 Heimsoeth 1917a, S. 367, 370, 391ff, vgl. a. ders. 1917b.

660 Unübersehbar vor allem in den „Sechs Themen“ exponiert, vgl. nur (1922)1974, S. 113f.

661 Heimsoeth 1917a, S. 380. Vgl. a. Mahnke 1920; 1924; 1925a+b; 1926.

Nationalstaat' erschien 1908 und regte den Kanzlerberater Kurt Riezler an, im Gegeneinander von nationalen und kosmopolitischen Tendenzen ‚Grundzüge der Weltpolitik‘ zu entdecken und mit einem für den Schwiegersohn Max Liebermanns recht passenden Vergleich davor zu warnen, die Welt in ein „häßliches Graubraun ohne Leuchtkraft“ zu verwandeln, was uns zweifellos bevorstehe, wenn der Geburtenrückgang, den „das unerbittliche jährliche Memento der Statistik“ anzeige, in Europa nicht gestoppt werde.⁶⁶⁶ Eine lebhaft debattierte „gelbe Gefahr“, begleitet von zahlreichen, das Ende einer europäisch bestimmten Zukunft ankündigenden Verfalls- und Untergangsszenarien, bereicherte und dramatisierte das Thema mit der Perspektive auf globale demographische und machtpolitische Umwälzungen, die sich für Spengler später mit „organischer Logik“ vollzogen.⁶⁶⁷ Fast vom ersten Kriegstag an gehörte die Festlegung der weltgeschichtlichen Mission Deutschlands als Verteidiger der Völkervielfalt zum Bestand der „Ideen von 1914“. Überaus deutlich formulierte dies der Dilthey-Schüler Max Frischeisen-Köhler in seinen Kriegsbetrachtungen, die er im Oktober 1914 in Hochschulkursen an der Berliner Universität einer breiten Öffentlichkeit mitteilte. Die Propagandisten von Weltstaat-Utopien machte er unter politischen Pazifisten aus, die von einer Welteinheitsgesellschaft schwärmten, in der jeder des andern Mensch sein sollte. Für Frischeisen verbargen sich nur realpolitische Interessen dahinter, die, universalistisch drapiert, die „Vorherrschaft einer Nation“ erstrebten. Und er nannte den zu zahlenden Preis für diese Hegemonie:⁶⁶⁸ „Den Weltstaat kann nur wollen, wer blind ist gegen den unendlichen Wert, der gerade in der Herausbildung der geschichtlichen Individualitäten und in der Mannigfaltigkeit der staatlichen und der Kulturformen liegt, in denen das freie Menschentum sich selbst bestimmen und sich auswirken kann.“ Wenn mit der nationalen Unabhängigkeit notwendig die individuelle Freiheit verloren gehe, dann könne der gepriesene Menschheitsstaat wohl nur auf den „Leichenfeldern der niedergerungenen Völker“ gedeihen.⁶⁶⁹ Frischeisen-Köhler wandte ferner ein, daß der Weltstaat nicht mehr, sondern eher weniger Ordnung und Rechtssicherheit für den einzelnen biete, da der Krieg vermutlich als Bürgerkrieg zurückkehre. Schon deshalb, weil die aktuelle Erfahrung mit Nationalitätenstaaten sehr anschaulich vor Augen führe, wie schwierig es sei, den „erheblichen Widerstreit der Rassen und Kulturen“ zu bändigen: „Nach ihrem Vorbild die Zukunft gestalten wollen, heißt, der Entwicklung, die allerorten zur Auflösung oder doch Umschichtung der Nationalstaaten drängt, geradewegs entgegentreten.“⁶⁷⁰ Auch die Anfänge der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit ließen nicht erkennen, wie das Übergewicht einer oder mehrerer

666 Ruedorffer (= Riezler) 1914, S. 20, 82.

667 Zu dieser Diskussion Gollwitzer 1962; obwohl er die Pseudowissenschaftlichkeit der vom Neomalthusianismus und Darwinismus beherrschten Untergangsprophetien betont und dieser allzu großen „Betonung der naturhaften und zwanghaften Seiten des menschlichen Lebens“ seine Hoffnung auf eine „industrielle Weltdomestikation“ entgegensetzt, zollt er dem von ihm konzeditierten „wahren Kern“ des Untergangsparadigmas soviel Respekt, daß er am Ende des Buches das Vermächtnis des Demographen Mackenroth zitiert: Wenn das Ende der europäischen Kultur infolge politisch gelenkter Wanderung vormoderner Massen verhindert werden soll, dann müsse das von der politischen Bühne abtretende europäische Bürgertum die ihm nachfolgenden Schichten in deren generativen Verhalten entsprechend prägen, um sie „vor solchem Schicksal“ zu bewahren (S. 256).

668 Frischeisen-Köhler 1915b, S. 40f.

669 Ebd., S. 41.

670 Ebd., S. 42.

Mächte in der zukünftigen Friedensordnung neutralisiert werden könne. Und schließlich würden Verbindungen oberhalb von Volk und Nation nur auf „Rationalisierung und Interessengleichheit“ beruhen. Solche artifiziellen Gebilde seien im Vergleich zu „naturhaften Organisationen in Familie, Stamm, Volk, Nation“ unschöpferisch. Allein aus naturhaften Organisationen, aus den ursprünglichen Lebenseinheiten erwachse alle lebendige Kultur.⁶⁷¹ Dem Abbau nationalstaatlicher Strukturen würde also ein politisch chronisch instabiles und kulturell steriles System folgen, das nicht einmal humane Dimensionen individueller Selbstentfaltung erweitere, obwohl es verspreche, individuelle Rechte zu optimieren. Im Unterschied zu Eucken oder Natorp, die auch davon überzeugt waren, im Westen breite sich unter dem Mantel der Zivilisation eine bestenfalls komfortabel zu nennende Barbarei aus, sah Frischeisen-Köhler die eigentliche Gefahr nicht in deren technisch-materialistischem Wesen, sondern primär in ihrem Zugriff auf die „Volksindividualitäten“.

Ähnlich argumentierten zwei andere Dilthey-Schüler, Georg Misch und Herman Nohl, in ihren Kriegsschriften. Misch sprach dabei eher allgemein von der „Eigenkraft des Volkes“, die Individualität besser sichere als das „abstrakte Reich der Vernunftwesen“.⁶⁷² Ausführlicher und konkreter bestimmte Nohl den weltgeschichtlichen Wert einer Nation nach ihrer Fähigkeit zur Ausbildung nationaler Eigenart und innerer Vielfalt. Gegen den deutschen Partikularismus in seiner „Polyphonie“, die in einer Fülle von territorialen Selbständigkeiten und individuellen Kulturzentren töne, wirke bereits die innere Verfassung anderer Länder monoton. Gerade von Deutschland sei darum besonderes „Verständnis für das Individuelle“ zu erwarten, während die politisch-kulturellen Ideale der großen Feindmächte nie über den alten Absolutismus hinausgingen, der vorgebe, die Freiheit zu bringen und die Welt doch nur uniformieren wolle. Aber:⁶⁷³

„Die Schönheit der Menschheit liegt in ihrer Vielgestaltigkeit. Ihr Wesen kann sich nicht in einer Form erschöpfen, sondern erscheint in der individuellen Mannigfaltigkeit der Nationen. Jede ein Gedanke Gottes. Jede lebt aus dem Kern ihrer metaphysisch verankerten Eigenart, das ist die moralische Energie, die sie treibt. Das sind die immer wiederkehrenden Formeln der deutschen Ideenpolitik. Eine tiefere Begründung des Rechtes eines Volkes zur Selbsterhaltung ist bis jetzt nicht erschienen.“

Der prominenteste Sozialdemokrat unter den Philosophen der Weimarer Zeit, Siegfried Marck, sprach 1916, mit anti-sozialistischen Untertönen, von einer „planetarischen Kriegserklärung des Eudämonismus“ und stemmte sich gegen den „Abschluß der Geschichte“, die mit der „Pazifizierung der gesamten Menschheit unter englischer Oberherrschaft“ erreichte werde. Um dieses „schreckliche Idyll“ (Nietzsche) zu verhindern, müsse der vielgeschmähte deutsche Militarismus Europa gegen Amerika und Asien beschirmen.⁶⁷⁴ Marcks Breslauer Lehrer und Kollege Eugen Kühnemann forderte mit der Autorität des USA-Kenners 1917 die Reichsführung auf, gegen den angelsächsischen Universalismus die „freie Anerkennung starker unabhängiger Völker“ als eigentümlich deutschen Ordnungsgedanken

671 Ebd., S. 23ff.

672 Misch 1914, S. 22.

673 „Die Ideen in der auswärtigen Politik“ (zuerst in „Die Tat“, April 1915), Nohl 1919, S. 72-87 (86).

674 Marck 1916, S. 21, 66ff.; das Stichwort „gegen Amerika und Asien“ dürfte von Max Weber übernommen worden sein, den Marck verehrte. - Ähnlich bei dem späteren SPD-Mann Ehrenberg 1917b, S. 264, der vom „kulturellen Polytheismus der Menschheit“ sprach.

für einen künftigen Völkerbund zu proklamieren, wenn ein deutscher Sieg das Ende der Weltreiche besiegelt haben würde.⁶⁷⁵ Der Leipziger Philosoph Ottomar Dittrich stellte in ‚Neuen Reden an die deutsche Nation‘ die rhetorische Frage, ob der Sinn unseres Kampfes nicht darin bestehen könne, „die Überwucherung der Welt, durch ein einziges, die notwendige Mannigfaltigkeit der Kultur vernichtendes ‚Imperium‘ hintanzuhalten“.⁶⁷⁶ Da die Machtbasis des Reiches für einen erfolgreichen Widerstand zu schmal sei, müsse sie in einem mitteleuropäischen Bund mit Österreich-Ungarn erweitert werden.⁶⁷⁷ Der „mitteleuropäische Block“, so Ernst Troeltsch, werde die Aufteilung des Planeten unter die großen Monopolmächte verhindern. Die alte britische Idee vom Kräftegleichgewicht auf dem Kontinent müsse deutscherseits universalisiert werden, um die Vielfalt „individueller Volksgeister“ vor Anglisierung und Russifizierung zu schützen. Damit habe die deutsche Politik endlich eine Idee jenseits des kraftmeierlich-alldeutschen Annektionismus.⁶⁷⁸

Im Herausgeberkreis der „Beiträge“ war es Heinrich Scholz, dessen Kriegspublizistik den schärfsten anti-universalistischen Ton anschlug. Von den „menschheitlichen“ Perspektiven, die etwa Kühnemann noch offen hielt, wollte Scholz nichts wissen. Sein metaphysisches Axiom bildete die Annahme eigentümlicher Kräfte, die „wie Naturkräfte“ wirkten und in jedem aufstrebenden Volk einen politischen und wirtschaftlichen Expansionstrieb auslösten („Alles geschichtliche Leben ist Expansion“). Ihrem „Gesetz der steigenden Kraft“ gehorchend, dehnten sich Völker solange aus, bis sie auf Widerstand stießen.⁶⁷⁹ Die höchste Aufgabe des Volkes sei die Vervollkommnung des nicht universalisierbaren eigenen Wesens: „Das geistige Leben eines Volkes ist sein eigentliches Heiligtum, ist der Bezirk, den kein Fremder betreten soll, ohne sich als Gast, nicht als Hausherr, darin zu fühlen.“⁶⁸⁰ Die Auflösung der Völker in „Menschheit“ gelänge also nur um den Preis der Auslöschung aller höheren Kultur. Darum sei es ein Glück, daß die Völker nicht wünschten, „zu bloßen Ziffern herabzusinken, daß sie nicht nur Triebräder sein wollen in einem großen Maschinenkunstwerk“, das man heute fälschlich Kultur nenne. Explizit verknüpfte Scholz Kultur mit der im geschichtsphilosophischen Verständnis von Deutschlands weltpolitischen Mission ab 1918 so wichtigen Vorstellung einer polyzentrischen Staatenordnung:⁶⁸¹

„Das schöpferische Leben der Menschheit widerstrebt offenbar der Uniformierung. Es ist seinem Wesen nach polyzentrisch und wächst nur in abgeschlossenen Kreisen. Wie das physische Leben in der Welt schließlich auf den Wärmeunterschieden des Weltalls beruht, so beruht das

675 Kühnemann 1917, S. 109ff.

676 Dittrich 1916, S. 158.

677 Ebd., S. 139-147.

678 Troeltsch 1916a, S. 621f; ders. 1915, S. 89f.; ders. 1916b, S. 58ff.

679 Scholz 1915c, S. 24; unter Inanspruchnahme (ebd., S. 72) von Hegels expandierenden „Individualitäten“ in § 334 der Rechtsphilosophie.

680 Ders. 1915a, S. 19. Scholz 1915b beruft sich auf den „radikalen Wirklichkeitssinn Machiavellis“ (S. 35) und argumentiert (in dieser Schrift noch ohne ausdrücklichen Bezug) auf dem Boden des pragmatischen Begriffs zwischenstaatlicher Beziehungen, wie ihn Erich Kaufmann 1911 in ‚Das Wesen des Völkerrechts und die Clausula rebus sie stantibus‘ entwickelt hatte, wonach die eigentlichen Lebensfragen souveräner Nationen nicht durch abstrakte Rechtssätze, sondern nach konkreten, lageabhängigen Interessen entschieden würden. Verträge seien also nur solange gültig, wie die Bedingungen bestehen, unter denen sie geschlossen wurden (1915b, S. 26ff.). Als seinen Gewährsmann nannte Scholz dann in 1915c, S. 72, den Königsberger Völkerrechtler.

681 Ders. 1915a, S. 18f.-Ebd., S. 16f.

menschliche Leben auf den Artunterschieden der Völker und auf dem Schutz dieser Artunterschiede. Was wäre denn schließlich aller Austausch, wenn es nicht solche Unterschiede gäbe, die gegeneinander ausgetauscht werden könnten! Ohne diese Grundvoraussetzung wäre der Austausch nur ein Geschäft [...], nicht Zuwachs oder Bereicherung, auf die es hier offenbar doch ankommt! Dem Schutz dieser Artunterschiede dienen schließlich alle größeren politischen Gebilde."

Ein geistig gewaltiges Volk könne aber dauerhaft nicht ohne politische Selbständigkeit bestehen. Unabwendbar ziehe politische Abhängigkeit geistige Unterwerfung nach sich. Wer sich nicht unterwerfen wolle, um sich selbst preiszugeben, der müsse sich notfalls kriegerisch behaupten. Unter Berufung auf Fichtes ‚Staatslehre‘ (1813) dekretierte Scholz, daß der Tod dem Mangel an politischer Selbstbestimmung vorzuziehen sei, da die Fremdbestimmung die „nationale Produktivität eines Volkes“ töte und es geistig ohnehin soweit auslösche, daß es fortan verdiene, „nur noch als Anhang zu fremdem Leben betrachtet zu werden“⁶⁸². Die Unversöhnlichkeit der Kulturen berge derartige Auseinandersetzungen in sich. Politische Geschichte sei mithin ein unaufhörlicher Kampf der in Völkern verkörperten geistigen Prinzipien. Nur weil es immer wieder gelungen sei, Europa militärisch zu verteidigen, bestehe die abendländische Kultur, die keine Selbstverständlichkeit sei, sondern sich permanent selbst behaupten müsse, zumal das neuerliche Hereinbrechen außereuropäischer Völkerwellen nicht von der Hand zu weisen sei - zu schweigen von innereuropäischen Interessengegensätzen.

Weniger radikal erklärte F. J. Schmidt, daß es „Deutschlands wahre Bestimmung“ sei, den „freiheitsfeindlichen Absolutismus“ der Russen und der Engländer „endgültig zu sprengen und für die ganze Menschheit eine territoriale und maritime Gleichgewichtsordnung zu erkämpfen“. Da das Reich damit aber wieder auf eine „universelle Gleichgewichtspolitik“ festgelegt wurde, fiel Schmidt letztlich auf die von Münch favorisierte Devise „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“ zurück, da das anti-universalistische „Lebensprinzip der Gleichgewichtsordnung“ von Deutschland nur errichtet werden konnte, wenn es selbst als „Weltmacht“ den konkurrierenden „Absolutismus“ niederhielt: „Deutschland muß deswegen die erste unter allen Weltmächten sein, die sich von allen absolutistischen Gelüsten grundsätzlich freihält und eben dadurch auch alle anderen Völker dazu zwingt [sie!]“. ⁶⁸⁴

Hermann Mulert⁶⁸⁵, Scholz’ in gemeinsamem Forschungsinteresse an Schleiermacher verbundener Berliner Fakultätskollege, war 1918 im ersten Heft der „Beiträge“ mit einem Aufsatz über ‚Schleiermachers Bedeutung für die Gegenwart‘ vertreten, der die Entfaltung der „Eigentümlichkeit“ eines Volkes zur vornehmsten „sittlichen Pflicht“ erklärte⁶⁸⁶. Zuvor, in einer kleinen Lagarde-Auswahl (1913), adaptierte Mulert die Impulse des Göttinger Kul-

682 Ders. 1915c, S. 19f.

683 Ders. 1915a, S. 12f.

684 Schmidt 1914, S. Bf.

685 Mulert (1879-1960), aus sächsischer Pfarrersfamilie, Theologiestudium in Leipzig bei Fricke und Hauck, in Marburg bei Hermann und Rade. Nach Staatsexamina und Hauslehrerzeit 1907 in Kiel promoviert, 1909 ebd. habilitiert, 1909 PD in Halle (Syst. Theologie/Neuere Kirchengeschichte), 1912-1917 PD in Berlin, 1917 pl. ao., 1921 oö. Prof. in Kiel. 1919 in der DDP, vor 1933 publizistischer Gegner der NSDAP, 1935 zwangsentpflichtet. Ausführlich über den liberalen politischen Protestanten jetzt: Führer 1988 und ders. 1994.

686 Mulert 1919, S. 78-83; vgl. a. ders. 1918.

turkritikers zur Germanisierung des Christentums als richtungsweisend, ohne sie zum „Wotanskult“ mißbrauchen zu wollen.⁶⁸⁷ Ähnlich moderat handhabte er in seinen Kriegsvorlesungen die Idee des Volkstums. Gegen Männer vom Schlage Friedrich Langes oder anderer deutschgläubiger Anwälte eines nationalpartikularen Gottesglaubens, die einen Rückfall in den Polytheismus riskierten, wollte Mulert die Universalität des Christentums („Weltreligion“) nicht aufgeben, weil es nur in dieser Form die Sittlichkeit als allgemein-menschlich gegen „volksmäßig(e)“ Beschränkung durchsetzte.⁶⁸⁸ Gleichzeitig wehrte er eine zu radikale Auslegung des dem Christentum immanenten Kosmopolitismus ab: Weil die Vermittlung des Glaubens wie aller anderen kulturellen Werte in naturhaft gewachsenen Gemeinschaften erfolge, sei deren Vermischung Grenzen gesetzt, die zu überschreiten mindestens bei „Vermischung von Menschen gar zu verschiedener Rasse“ keinesfalls heilsam sei - das Wort vom „Völkerbrei“ wäre für das Resultat kaum zu hart.⁶⁸⁹

Im inneren Kreis der aktiv an der Vereinsarbeit beteiligten DPhG-Mitglieder, der Mitherausgeber und regelmäßig in den „Beiträgen“ schreibenden Philosophen wurden die politischen Stellungnahmen nach Ende des Ersten Weltkriegs weiter an der Alternative Pluriversum gegen Universum ausgerichtet. Doch verschob man die Akzente nicht unwesentlich, da das Deutsche Reich mitsamt des mitteleuropäischen Blockes keinen Machtfaktor mehr darstellte. Auch war die innere Verfassung Deutschlands revolutionär im Sinne der universalistischen Mächte: Kapitalismus, Liberalismus und Demokratismus verändert worden. Außerdem erhöhten die Entstehung der UdSSR und die Machtteilhabe der deutschen Arbeiterparteien das Gewicht des internationalistischen Sozialismus. Von beiden Entwicklungen, so meinte man, profitierte das Judentum, eine per se als kosmopolitisch eingestufte ökonomisch wie politisch einflußreiche Macht. Eine außenpolitische Perspektive schien diese Konstellation nicht zu eröffnen, solange Deutschland demilitarisiert und ökonomisch blockiert am Boden lag. Der Völkerbund, in den Philosophen außerhalb der DPhG Hoffnungen investierten, mußte den völkisch-nationalstaatlich fixierten Denkern um Bauch und Schwarz als Instrument der Entente und hinter ihr stehender „überstaatlicher Mächte“ gelten. Eine Wertung, die innerhalb der DPhG vor allem der Göttinger Rechtsphilosoph Julius Binder vertrat und für die ihm die konkrete Genfer Politik bis 1933 Bestätigung genug zu bieten schien. Dagegen nahmen Schwarz' Habilitanden Schulze-Soelde und Mahnke eine Minderheitsposition ein, wenn sie eine völkerrechtliche Form staatlicher Konföderation (Mahnke) oder den „Staatenstaat“ für diskutabel hielten.⁶⁹⁰

Daß im Völkerbund für die Entfaltung nationaler Kultur Raum bleiben könnte, wie Mahnke und Schulze-Soelde annahmen, wies die Mehrzahl ihrer älteren Mitstreiter als Illusion zurück. Schmidt entwarf ein großes geschichtsphilosophisches Fresko, um darzulegen, daß man das dritte Stadium der universalistischen Weltepoche erreicht habe: weltbeherrschender Staat (Rom) und seelenbeherrschende Kirche (Katholizismus) würden jetzt von der

687 Ders. 1913, S. 7-24.

688 Ders. 1915, S. 103-107.

689 Ebd., S. 53-63

690 Mahnke 1917a, S. 104ff.; 1917b, S. 68; 1922, S. 8f. (gegen Schwarz die objektive Gleichwertigkeit der Volksindividualitäten als nur besondere Darstellung des gleichen Kosmos hervorkehrend). - Schulze-Soelde 1922, S. 194ff. Daß diese vorsichtigen Öffnungen hin zu zwischenstaatlicher Arbeit am „Menschheitsganzen“ mit Bekenntnissen zu „größtmöglicher Mannigfaltigkeit“ und Distanzierungen vom „farblosen Menschheitsgedanken“ einhergingen, verstand sich von selbst.

internationalen Proletarisierung abgelöst, und alle drei Phänomene des staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Universalismus seien letztlich Realisierungen der lateinischen Vernunftkultur. Deren Ende könne aber nicht durch Eingliederung in einen französisch beherrschten Völkerbund herbeigeführt werden, sondern nur in der Rückbesinnung auf den seit 2 000 Jahre währenden Widerstand des deutschen Volkstums gegen die von Rom ausgehende Vergewaltigung der individuellen und nationalen Freiheit. Die neue Weltordnung sei nur denkbar als „neue nationale Weltordnung“.⁶⁹¹ Schmidt trug damit der veränderten Machtlage Rechnung und erklärte den Kommunismus zur Vormacht des Universalismus. Unter dem unmittelbaren Eindruck vom Versailles vermutete Bauch mehr denn je das Unheil im Westen, denn dort würden die wirtschaftlich-technischen Energien entfesselt, die die „Nivellierung der Kulturdifferenzierungen“ bis zum Punkt ohne Rückkehr, dem „Mischvolk“, vorantrieben, und die nur von „fest gefügten Volkscharakteren“ aufzuhalten seien.⁶⁹² Wundt, der bereits eine marginale Bewegung wie die Anthroposophie der ungewollten Zuträgerdienste für das internationale Finanzkapital bezichtigte, mußte die Entente als Instrument des „überstaatlichen Kapitalismus“ auffassen, also wirtschaftlicher und gesellschaftlicher, zum „Weltreich“ strebender Kräfte, die im Gewand demokratischer Bewegungen über die Grenzen drängten und Staaten zu bloßen Interessensphären degradierten, eine Gefahr, die Völkern seit 1917 auch vom Bolschewismus drohe.⁶⁹³ In einer scharfsinnigen Betrachtung legte Schwarz 1919 dar, daß der Völkerbundgedanke sogar im Widerspruch zu den individualistischen Voraussetzungen der westlichen Ideologie stünde. Nach Andeutungen, die mit den Gegensatz von Land- und Seevölkern auch das angelsächsische Kirchenverständnis sowie universalistische, gegen bodengebundene Ethnien zielende Obsessionen berührten, steuerte Schwarz auf eine kritische Auseinandersetzung mit einem Urheber der Ideen von 1789 zu: Bereits in Rousseaus „Kollektiv-Demokratie“ könne der Gesamtwille nur entstehen, wenn die Individualitäten einer abstrakten Gleichheit geopfert würden, so daß ein Zusammenschluß in der Breite, nicht in der Tiefe möglich werde. Denn in der Tiefe sei man nur mit denen zusammen, die das „Blut, eine Geschichte, eine Kultur mit einem teilen“.⁶⁹⁴ Wer Gesellschaften auf abstrakte, allen Menschen gemeinsame Merkmale gründe, könne hingegen keine Grenzen mehr setzen.⁶⁹⁵

„In die Breite kann man sich mit allen Menschen zusammenschließen, so viele sich mit einem zusammenschließen wollen. Blut ist dicker als Wasser und hüllt sich in treue Kruste. Wasser fließt nach allen Seiten mit jedem neuen Wassertropfen zusammen. So reicht Kongregation weiter als Konnotation. Gerade darum sucht sie, was ihr an Tiefe gebricht, durch Weite einzuholen. Je mehr Menschen sich miteinander vereinigen, um so besser dünkt es dem Kollektivdemokraten [...]. So gestaltet sich vor dem trunkenen Blick das Ideal einer Universalität der Abstimmen, einer allgemeinen umfassenden Vergesellschaft, einer organisierten Allmenschheit.“

In der unerbittlichen Logik dieses Denkens, so Schwarz weiter, läge dann eigentlich die Negation völkerbundlicher Organisation. Denn wer mit bestimmten Völkern auf bestimmten

691 F. J. Schmidt 1924, S. 7-14; ders. 1926, S. 213-221.

692 Bauch 1919, S. 186; der Aufsatz erschien im Juni 1919 im „Kunstwart“.

693 Wundt 1923, S. 182f.

694 Schwarz 1919c, S. 254; erschienen im „Deutschen Volkswart“, Organ des „Deutschbundes“.

695 Ebd.

Bodenflächen nicht mehr rechne, müsse auf jede internationale, auf Völker als Rechtssubjekte aufruhende Ordnung verzichten:⁶⁹⁶

„Alsdann wäre bei allgemeiner Menschheitsorganisation ohne geschichtliche Tiefe nicht abzu-
sehen, warum das Recht, bestimmte von der Natur gesegnete Landstriche zu bewohnen, immer
nur den Menschenscharen zustehen sollte, die sie unter dem Namen eines ‚Volkes‘ und der
‚Landeskindschaft‘ bisher besiedelt haben. Wie schon jetzt vom Allgemeinmenschheitsstand-
punkte das freie Meer gefordert wird, so könnte die Forderung nach freier Kontinentalfläche,
genauer ungehemmt freier Einwanderung aller in jedes beliebige Land nicht ausbleiben, mag
dabei das bodenständige Volkstum sein eigentümliches Wesen und seine eigentümliche Kultur
durch Verwischung mit den einwandernden Fremdmassen noch so sehr verlieren.“

Im Kontext des „Volkswart“, wo regelmäßig die aktuellen immigrationistischen Auswir-
kungen des naturrechtlich argumentierenden Individualismus zur Sprache kamen (Stich-
wort: ostjüdische Einwanderung), konnte Schwarz' Kritik auch antijüdisch weitergedacht
werden.⁶⁹⁷

2.6. Anti-Universalismus und „Judenfrage“

Mit diesem Thema betritt man ein Feld, auf dem nach 1945 die Freunde moralischer
Schwarz-Weiß-Malerei ihre unumschränkte Herrschaft errichteten. Gerade philosophiehisto-
rische Arbeiten jüngerer Datums schwelgen in einem aktualisierenden moralischen Rigo-
rismus, der wissenschaftlicher Neugier wenig Raum läßt und das gesamte verwickelte Phä-
nomen auf den einfachen Nenner des „Rassismus“ reduziert.⁶⁹⁸ Wenn auch bereits 1971 eine
Studie über ‚Die Juden und die deutsche Linke in der Weimarer Republik‘ beklagte, daß
zeithistorische Forschung allzu sehr unter philosemitischem Druck einer „peinlich-senti-
mentalenen Gemeinsamkeits- und Brüderlichkeitsideologie“ stehe⁶⁹⁹, so ist seither wenig ge-
schehen, was heute einen anderen Befund erlauben würde. Und daß, obwohl gerade Knüt-
ters Arbeit dadurch, daß sie die oft verwirrend vielstimmige zeitgenössische Diskussion
wieder zu Gehör bringt, zahlreiche Klischees zerstört. Angetreten mit der Losung auf „unge-
rechtfertigte Empfindlichkeiten jüdischer Verfolgter keine Rücksicht“ mehr nehmen zu wol-
len, wies er nach, daß Antisemitismus in der Arbeiterschaft und in den Arbeiterparteien an-

696 Ebd., S. 255.

697 Wer assoziativ weltanschauliche Übereinstimmungen stiften möchte, kommt bei der Lektüre des
„Volkswart“ auf seine Kosten. Bauch und Schwarz publizierten hier mit bekannten Judengegnern wie
Adolf Bartels und fanden ihre Beiträge umrahmt von Verlagswerbung für Fritschs ‚Handbuch der Ju-
denfrage‘ oder F. K. Ottos Broschüre ‚Los von Juda!‘. Bauchs Aufsatz über ‚Erziehung des Volkes
zur inneren Einheit‘ im Januarheft 1920 (1920b) folgten wenige Wochen später unter dem Pseudonym
Aribrecht, ‚Gedankensplitter zur Rassenfrage‘, mit recht derben praktischen Anweisungen zur Lösung
der Judenfrage im privaten Umfeld („ich entriß der Judenratte das blonde Mädchen“, 1920, S. 62ff.)

698 Vgl. nur Rose 1990, der die These vertritt, seit Fichte sei das deutsche Denken im Grunde „rassi-
stisch“, was ihn einen omnipräsenten „Antisemitismus“ vermuten läßt. Und zwar gerade dort, wo von
Juden nicht die Rede ist: „These mysterious silences about Judaism in discussions where it should ha-
ve been [sie!] centrally relevant [...] are difficult to explain“ (S. 10). Von Rose beeinflusst Sluga 1994;
im „Fall“ Heideggers verfißt Märtens 1987 u. ö. die „Rassismus“-These. Vgl. dazu auch oben die Ein-
leitung zur vorliegenden Arbeit.

699 Knütter 1971 (eine bei Bracher entstandene Bonner Habil.-Schrift), S. 24.

zutreffen war, genauso wie es eine vom vielzitierten Selbsthaß zu unterscheidende jüdische Judenfeindschaft, etwa im „Verband nationaldeutscher Juden“ gab, was Edmund Silberners Forschungen über Judenfeindschaft unter jüdischen Sozialisten und Kommunisten bestätigt und ergänzt.⁷⁰⁰

Ebensowenig sei zu belegen, daß der Antisemitismus allein der Psyche der Judenfeinde entspringe (Sartre, Adorno). Mit ihrem Hinweis auf den Ursprung des Antisemitismus in echten gesellschaftlichen Konflikten habe schon Eva Reichmann die Forschung auf interaktionelle Prozesse konzentrieren wollen, was verbiete, Juden im historischen Prozeß nur als passive Opfer zu sehen. Dem entsprechend berücksichtigt Knütter einige für die gesellschaftliche Rolle von Juden in der Weimarer Republik sozialhistorisch wichtige Fakten wie den jüdischen Anteil am politisch höchst relevanten Handels- und Finanzkapital, das Engagement in Linksparteien, die Identifizierung mit der Revolution und dem demokratischen System. Schließlich weist er auf den überaus aggressiven Gebrauch der Medienmacht hin, die Publizisten wie Tucholsky nutzten, um Toleranz von NichtJuden einzufordern, ohne sie selbst zu gewähren. Dies provozierte genauso wie der Anspruch jüdischer Intellektueller, das „andere“, moralisch bessere Deutschland zu verkörpern. Bei all dem scheut Knütter auch nicht davor zurück, anhand zahlreicher jüdischer Selbstzeugnisse so etwas wie einen Katalog „charakteristisch jüdischer Eigenschaften“ aufzustellen, aus dem eine gewisse Disposition für „linke Ideen“ abzuleiten sei, was die judenfeindliche Gleichsetzung von Judentum und Modernismus nicht ausschließlich als Diffamierung erscheinen läßt. Zumal Juden unbestreitbar Mitträger und Nutznießer eines Prozesses waren, in dessen Verlauf Kapitalismus, Liberalismus und Sozialismus die ständisch gegliederte Ordnung beseitigen.⁷⁰¹ Daß man den dabei zutage tretenden politischen und kulturellen jüdischen Radikalismus „den“ Juden zuschrieb, lag an der wohl unvermeidlichen generalisierenden Form politischer Propaganda.⁷⁰² In der Weise wie es völkische Verschwörungstheorien suggerierten, bestand keine jüdische „Einheitsfront“, weder in linken Parteien noch auf Seiten des „Finanzkapitals“. Aber es gab in der Anfangsphase der Weimarer Republik eine relativ hohe, wenn auch nicht zur „Vorherrschaft“ gelangte Anzahl jüdischer Politiker in Regierungsämtern, in Arbeiterparteien und deren weltanschaulichen Filialunternehmen (von der „Liga für Menschenrechte“ und „Gesellschaft für Sexualreform“ bis zu „AG für marxistische Pädagogik“) sowie in der liberalen Presse, die sich, bei denkbar größter Divergenz hinsichtlich der Methoden und der konkreten Bestimmung des Endziels, doch in ihrer Option für eine anti-nationale, „gesellschaftliche“ Sozialverfassung einig waren und dafür als aktiv Handelnde in die politische Arena stiegen. Weder ein späteres Opferschicksal noch die dadurch evozierte Stilisierung ihrer politischen Ziele zum absolut Guten sollten Zeithistoriker davon abhalten, politisch aktive Juden als Akteure in der politischen Arena zu sehen, denen nachträglich die höhere Dignität ihres Wollens nicht zugestanden werden darf, wenn man die Motive ihrer Gegner nicht verfehlen will.

700 Ebd. S. 9, 101ff., 123ff., 153ff., 165ff. - Silberner 1962 und 1983. Kritisch vor allem gegen Silberners Fazit, Marx sei „ausgesprochener Antisemit“ (so zuletzt 1983, S. 41 f.): Rürup 1977, S. 204 und (noch weniger überzeugend) Haug 1985, S. 238f.

701 Knütter 1971, S.35f.,39ff.

702 Dieses Phänomen thematisierte Goldstein 1921a, S. 24ff., mit einem Vergleich zwischen dem „Antisemitismus“ und dem ähnlich schematisierenden „Antiteutonismus der Entente“.

In Bauchs zahlreichen Vorträgen vor 1933 nahm die Judenfrage nur eine untergeordnete Rolle ein. Wenn er sich 1916/17 ausdrücklich von einem „öden Antisemitismus“ distanzierte, war das keine Floskel, obwohl er glaubte die Umwälzung von 1918 sei Folge eines „fremdvölkischen Einbruchs“ gewesen, und er nicht ganz seine Sympathie für Fichtes Vorschlag verhehlte, die Judenfrage derart zu lösen, daß den europäischen Juden ihr gelobtes Land zu erobern sei, um sie alle dorthin zu schicken. Als nach 1933 die nationalsozialistische Politik diesen Wunsch zu erfüllen schien, begrüßte er die Ausbürgerung des „Literatengesindels“, das man über die Grenze getrieben habe, „ohne daß wir Deutsche auch nur eines seiner krausen Härchen gekrümmt hatten“, froh, die deutschen Seelen fortan vor dem materialistischen Denken „nationslos entwurzelter Subjekte“ bewahrt zu wissen.⁷⁰³

Doch 1933 hatte Bauch schon Mühe, seinen idealistischen Glauben an das Wertreich des göttlichen Geistes gegen den aufkeimenden Verdacht zu verteidigen, das Geistige sei womöglich national unzuverlässig.⁷⁰⁴ Ihre fehlende Wertschätzung für „das Geistige“ müßte in seinen Augen eigentlich die Verfolger auf die Ebene der Verfolgten gestellt haben. Tatsächlich behauptete Bauch in seinem philosophischen Hauptwerk ‚Wahrheit, Wert und Wirklichkeit‘ (1923) nochmals, daß Rassen sich in der ihrer Fähigkeit unterschieden, Werte zu erfassen und zu realisieren. Er vermied es aber wiederum, Juden auch nur in die Nähe des nach diesem Kriterium auf „unterster Stufe stehenden Afrikanegers“ zu rücken.⁷⁰⁵ Wenn auch das „seelische Erbgut“ rassistisch determiniert sei, „wertwidrige Anlagen“ also eliminiert werden können, so bleibe doch der planvollen Gestaltung und Erziehung noch ausreichend Spielraum, um die auf Werte bezogenen Erbanlagen zu aktualisieren.⁷⁰⁶ Ein „tiefer Abfall von der Ewigkeitsbestimmung“ sei also selbst bei genetisch besonders dafür disponierten Völkern möglich.⁷⁰⁷

Bauch überließ es seinem Schüler Erich Keller (s. o., A II. 1.), daraus zu folgern, daß jedes Volk Schutzmaßnahmen gegen das Einströmen minderwertigen Blutes treffen müsse, da es andernfalls seine Wertmöglichkeiten nicht ausleben könne, was bei Keller ganz im Sinne Bauchs *nicht* bedeutete, Juden als minderwertig zu klassifizieren oder ihnen eine spezifische Verantwortung für deutsche Wertvergessenheit aufzubürden.⁷⁰⁸ Die Nation, von der Bauch lieber sprach als vom Volk, das jene Völkischen, zu denen er Distanz wahrte, naturalistisch reduzierten, diese Nation war für ihn in Fichtes Nachfolge stets „Hülle des Ewigen“. Die Nation blieb gebunden an die Universalität der Kulturwerte genau wie die nationale Wissenschaft einem übernationalen Wahrheitsbegriff diente.⁷⁰⁹

Die Bewahrung der Völkervielfalt war auch für Hermann Schwarz ein zentrales Motiv, um von einer „Berechtigung des Antisemitismus“ überzeugt sein zu dürfen. Aber so wenig wie Bauch stand ihm die jüdische Frage im Vordergrund seiner ausgedehnten politisch-publizistischen Aktivitäten. Nur in einer kurzen Ansprache vor dem ‚Verein deutscher Studenten‘ äußerte er sich explizit über ‚Die jüdische Gefahr‘ (1926), die für ihn darin bestand,

703 Bauch 1922a, S. 3; ders. 1925, S. 29f, und 1933b, S. 223.

704 Ders. 1933b, S. 222.

705 Ders. 1923, S. 497ff., 526ff.; ähnlich auch im populären Vortrag über die Philosophie des Lebens, 1927, S. 26f.

706 Ders. 1941.

707 So Bauchs Klage im Rückblick auf das wilhelminische Deutschland, 1920a, S. 14f.

708 Keller 1928, S. 15f.

709 Bauch 1929a, S. 14; 1930, S. 29.

daß die von Juden getragene materialistische Weltanschauung auf die „Zertrümmerung der Völker“ gerichtet sei. Als NSDAP-Mitglied von 1923 lag es Schwarz nicht fern, Judentum und Bolschewismus zu identifizieren und darin eine tödliche Bedrohung des deutschen, idealistischen, auf „Hochziele“ gerichteten, allerdings auch in der Gefahr der „Entwurzelung“, der Abkehr von der idealen Welt stehenden Volkes zu sehen.⁷¹⁰

„In Rußland sind zuerst alle Ideen von einer relativistisch denkenden Intelligenz totgeschlagen worden. Darauf ist die in tausend Meinungen zerklüftete Intelligenz von den Massen totgeschlagen worden, und nun herrscht der Jude mit 300 000 oberen Räten über die 150 Millionen Slawen, die zu Sklaven geworden sind, weil sie sich ihrer einheimischen Führer entledigt haben. Mit Tscheka, esthnischen und mandschurischen Bataillonen ist die russische Seele ins Grab geschaufelt worden.“

Der mit Rosenbergs frühen antibolschewistischen Schriften übereinstimmenden Beurteilung zum Trotz, fand sich bei Schwarz vor 1933 aber nichts von Rasse, dafür viel vom jüdischen Wesen und jüdischen Geist. Da dieser Geist im Gegensatz zu unveränderlichen rassischen Anlagen modifizierbar sei, räumte Schwarz ein, daß einzelne Juden zu assimilieren wären.⁷¹¹ Ebenso von jeder rassenideologischen Begründung entfernte sich seine Ableitung des „relativistischen“ jüdischen Wesens. Weil die jüdische Religion streng monotheistisch sei, gebiete sie, „keinen anderen Wert und keine andere Wahrheit, als Jahwe und sein auserwähltes Volk“ „hoch und heilig“ zu halten und folglich die Werte aller anderen Völker zu zersetzen.⁷¹² Nun ist dies ein sehr widersprüchlicher Relativismus, den Schwarz hier unterstellte, der doch offensichtlich die eigene Religion und das eigene Volk absolut setzte und nicht weniger anstrebte, als dessen absolute Herrschaft über eine „entvolkte Menschheit“. ⁷¹³ Wenn Schwarz mit der jüdischen Weltherrschaft die des materialistischen Geistes befürchtete, dann wurzelte sie jedenfalls nicht in der Rasse, sondern in der Religion.

Diese von Schwarz nur angedeutete Ansicht vertrat im Kreis der DPhG am entschiedensten Bauchs Jenenser Kollege Max Wundt, und es erstaunt nicht, wenn er, den nicht nur Zeitgenossen zu den Wortführern der völkischen Judengegner zählten, wegen der unzureichenden rassischen Fundierung der Judenfrage von Rosenberg in die Schranken gewiesen wurde. Stein des Anstoßes war dabei Wundts ‚Versuch über Sinn und Bedeutung des Judentums‘, den er 1926 unter dem Titel ‚Der ewige Jude‘ seinen Betrachtungen über ‚Deutsche Weltanschauung‘ im Anhang beifügte. Wie vor ihm Boehm und Bauch knüpfte er an die Vorstellungen „völkischer Juden“ an. Dabei übernahm er Martin Bubers Definition, wonach das jüdische Volk nur in der jüdischen Religiosität existiere.⁷¹⁴

„Wenn also die wahre Wurzel des Judentums seine Religion ist und seine rassischen Besonderheiten erst Folge seiner Religion, so muß auch die Frage nach Sinn und Bedeutung des Judentums sich vor allem auf dem Boden der Religion eine Antwort suchen. Von dem Boden der Religion aus muß diese Frage gestellt und beantwortet werden. Alle anderen Eigentümlichkeiten dieses Volkes sind nicht ursprünglich, sondern bedingt und abgeleitet; das allein Unbedingte und ursprünglich Bestimmende ist seine Religion.“

710 In: Schwarz (1926) 1940, S. 46.

711 Ebd. (‚Ethik der Vaterlandsliebe‘, 1926), S. 150.

712 Ebd., S. 44.

713 Ebd., S. 45.

714 Wundt 1926a, S. 177.

Allen völkischen Versuchen, mit biologischen und rassenkundlichen Argumenten die Juden als „minderwertiges Volkstum“ zu stigmatisieren, müsse darum eine Absage erteilt werden, zumal es unter Juden ebenso bedeutende Anlagen und Leistungen gebe wie unter Nicht-Juden. Anzusetzen sei vielmehr bei einem Zugeständnis Bubers: Nachdem sich Christentum und Judentum getrennt hatten, sei das Judentum in „Erstarrung, Erniedrigung, Entartung“ (Buber) gefallen. Seine unbestreitbar edlen Eigenschaften habe dieses zu Großem berufene Volk, das wie jedes andere eine Anwartschaft auf eine weltbeherrschende Rolle besaß, seit dem Bruch mit dem Christentum aber nicht mehr ausleben können. Stattdessen dominieren die negativen Anlagen. Der Widerstreit zwischen guten und schlechten Eigenschaften präge schon Israels Schicksal im Alten Testament. Dort sei immer wieder der Rückfall in die materialistische „Gemeinheit“ zu beobachten, wie sie vom „Tanz um das goldene Kalb“ versinnbildlicht werde. Die dem Volk von seinen Propheten verheißene Herrschaft setze die „innere Wiedergeburt“ voraus. So wenig es jedoch auf die Botschaft der Propheten hörte, so wenig nahm es die in der Gestalt Jesu angebotene Versöhnung Gottes mit der Welt an. Was ihnen danach blieb, war ein Streben nach äußerer Herrschaft.⁷¹⁵

„Und so treten nunmehr die schlechten Eigenschaften der Juden, die sich früher schon so vielfach zeigten, immer stärker hervor und die alten edleren Züge verlöschen. Verstocktheit, Härte, Geldgier zeichnen ihre Züge immer tiefer in das jüdische Wesen ein. Jetzt tritt ganz die starre Forderung an die Stelle der Liebe und die messianische Hoffnung wird im Sinne äußerlichen Machtstrebens verstanden. Die Juden verhärten ihr Herz gegen die andern Menschen; statt Liebe zur eigenen Art eint sie jetzt der Haß gegen allen anderen Völker.“

Wundts Diktum, nur aus dem Verhältnis zu Christus sei das jüdische Wesen zu begreifen, erneuerte nur die überkommene theologische Antithese Judentum - Christentum, die, so Wundt, bis zur Aufklärung unangefochten galt. Im Gegensatz zu jenen vom ihm kritisierten „Rasse-Naturalisten“ unter den Völkischen war für Wundt eine „deutsche Weltanschauung“ ohne christliches Fundament unvorstellbar: „Wir müssen es wieder wagen, uns zum christlichen Glauben zu bekennen.“⁷¹⁶ Rosenberg warf ihm daher vor, die „ewige Wahrheit“ zu Lasten völkischer Wahrheit zu postulieren, von einem rassenideologisch unklaren christlichen Universalismus aus die Juden zu positiv zu behandeln und sogar den Verdacht zu nähren, das ein aus mehreren Rassen bestehendes Volk zu innerer Einheit finden könne.⁷¹⁷ Das legte Wundts Argumentation auch nahe, die konsequent behauptete: „Die Kirche ist darum ihrem innersten Wesen nach übervölkisch.“⁷¹⁸ Wundt hätte also auch noch einen Schritt weiter gehen können, hin zur Position des für ihn in allem ja so vorbildlichen voraufklärerischen christlichen Antijudaismus, der jenseits aller Rassenschranken den Juden die Taufe und damit die Rückkehr in die Gemeinschaft mit Gott anbot. Aus Rosenbergs Sicht näherte Wundt sich dieser Position auch in bedenklicher Weise, wenn er schrieb:⁷¹⁹

„Gewiß ist es sehr nötig, den Deutschen, gerade weil die Stimme des Blutes nicht so lebhaft in uns redet, stärker daran [an die Blutsgemeinschaft, Vf.] zu erinnern, aber alles ist damit noch

715 Ebd. S. 182

716 Ebd., S. 186; ders. 1922a, S. 164.

717 Rosenberg 1927; dagegen: Wundt 1927.

718 Wundt 1926a, S. 157.

719 Wundt 1925a, S. 10.

nicht geschehen. Wenn durch ein Wunder der Vorsehung alle Juden aus unserm Volke verschwänden, und sogar das deutsche Blut von allen Beimischungen jüdischen Bluts befreit würde, so würden wir damit doch noch nicht die völkische Gemeinschaft, auf die es ankommt, besitzen. Da müssen noch viele weitere Bedingungen hinzukommen, und vor allem: die Verjudung unseres Geistes, die viel schwerer zu bekämpfen ist als die Verjudung unseres Blutes, wäre damit noch nicht beseitigt."

Das Jüdische als Synonym für eine geistige, besser ungeistige, materialistische Lebenseinstellung - damit ist die Judenfrage keine Rassenfrage mehr. Das macht Aversionen Rosenbergs genauso verständlich wie das nach 1933 vom Kollegen Carlo Schmid beobachtete Verhalten Wundts, als es zu allgemeinem Erstaunen der bekannte „Über-Nationale" war, der ein jüdisches Geschwisterpaar aufnahm, das seine Arbeit verloren hatte.⁷²⁰

Doch ging Wundt andererseits nicht einmal so weit wie Schwarz, der eine Assimilation befürwortete, wenn nur die Zahl der Assimilanten begrenzt bliebe. Der Logik seines Ansatzes widersprechend, lehnte Wundt dagegen - unter Berufung auf die Natur - eine Erlösung außerhalb des zionistischen Programms ab. „Moderne Juden", deren „edler Zug" sie treibe, sich „zu dem von ihnen erkannten edleren Wesen, Christentum, Germanentum" zu retten, bleiben „tragische Gestalten", weil sie allen Anstrengungen zuwider „doch aus ihrer jüdischen Natur heraus" das „Edlere" nicht „rein zu ergreifen vermögen".⁷²¹ Durch Wundts Werk zog sich diese zweite Antithese zwischen Judentum und Germanentum. Das Christentum erhielt damit ein rassisches Fundament, ohne daß Wundt die dadurch entstandenen Widersprüche auflöste. Für Rosenberg offenbarte er damit eine „parlamentarische Denkungsart", die es allen recht machen wolle.

Wenn die materialistisch-diesseitige Fixierung bei den Juden nur eine historisch bedingte Abirrung von ursprünglicher Gottverbundenheit und kein spezifisches Rassenschicksal war, dann drohte dies auch anderen Völkern, ohne daß es dazu einer Berührung mit dem Judentum bedurft hätte. Wundt bestimmte das Völkergemisch im niedergehenden Altertum als Ursprung aller unheilvollen Entwicklungen. Dem Hellenismus entsprangen Atomismus, Skeptizismus, Epikuräismus, Strömungen, die vermittelt über Rom und Byzanz, bei den westeuropäischen Völkern zu Rationalismus und Empirismus als extrem diesseitigen Weltanschauungen mutierten und die die Slawen zu einer ebenso extremen, zum Nihilismus gesteigerten Diesseitsverachtung erzogen. Die Juden hätten, zumal unter den günstigen Bedingungen der Emanzipation, diesen historischen Prozeß nur ausgenutzt.⁷²² Im weltpolitischen Drama der Gegenwart fiele ihnen darum keine Schlüsselrolle zu. Ihren Anteil an Weltkrieg und Weltrevolution mußten Wundts Leser in seinen Büchern darum eher erraten. Wenn er den Weltkrieg als Kreuzzug des Kapitalismus gegen die einzige antikapitalistische Macht deutete, die dem materialistischen „Reich des Antichrist" 1914 noch widerstand, dann gehörte das Judentum, ohne daß es besondere Erwähnung verdiente, ins Lager der Entente, weil Westeuropäer und Angelsachsen als wesensverwandte Materialisten den Juden sehr früh günstige Entfaltungsmöglichkeiten eingeräumt hatten.⁷²³ Weniger abwägend schrieb Wundt über die Beteiligung jüdischer Politiker an der Novemberrevolution: die „Hauptträ-

720 Schmid 1979, S. 163.

721 Wundt 1926a, S. 192f.

722 Ebd., S. 80ff.

723 Ders. 1922a, S. 48ff.; 1926a, S. 77.

delsführer dieses Verrats" seien keine Deutschen gewesen.⁷²⁴ Den Revolutionserfolg hätten dagegen die in ihrer Mehrzahl dem materialistischen Geist erlegenen Deutschen selbst zu verantworten. Ohne Judentum und Bolschewismus so eindeutig zu verbinden wie Schwarz und unter abermaliger Versicherung, es sei gewiß Unrecht, ihnen allein die Schuld an allen Spielarten materialistischer Weltanschauung zu geben, sah er von ihnen wie vom Bolschewismus doch „die dunkle Drohung mit dem Abgrund des Nichts“ ausgehen.⁷²⁵ Indem Wundt Judentum und Materialismus gleichsetzte und so „die Juden“ zum geistigen Prinzip verflüchtigte, stufte er den konkreten politisch-ökonomischen Einfluß von Juden zur Nebensache herab. Gleichwohl unterstellte er ihren universalen Herrschaftsanspruch, genau wie Hans Pichler mit dem „Streben des internationalen Judentums nach der Weltherrschaft“ kalkulierte.⁷²⁶ Darin deutete sich dann der in der DPhG allein von Rüge ausgeführte doppelte Überschnitt in Richtung auf den frühen Nationalsozialismus an: die ethnische Determination des „Bösen“ und die Exklusivität der historischen Verantwortung für einen universalistischen Materialismus.

Der Heidelberger Privatdozent Arnold Rüge trat in der DPhG nur nominell als Mitherausgeber der „Beiträge“ auf, und doch stand sein Name für die Bereitschaft der DPhG-Führung, die neue Gesellschaft auch extremen völkisch-militanten Judengegnern zu öffnen. Rüge, aus großbürgerlichem Milieu kommend, Sohn eines Reichsbankbeamten, Großneffe des Rechtshegelianers Arnold Rüge (1802-1880), wurde am 1. Januar 1881 in Görlitz geboren. Nach eigener Erinnerung verlebte er eine „nicht eben sehr sonnige Kindheit“, da die Familie infolge häufiger Versetzungen des Vaters keinen Ruhepunkt fand. Ein „arischer“ Ahasver, könnte man spotten. Das Abitur machte er in Berlin, dann verbrachte er fast das ganze erste Semester in einer Augenklinik in Zürich, wo er an der dortigen Hochschule sein Studium begann, das er in Straßburg und Heidelberg fortsetzte, anfangs konzentriert auf Klassische Philologie und Geschichte, dann bei Windelband und Lask zur Philosophie (ab WS 1904/05) wechselnd. Er promovierte 1908 in Heidelberg: ‚Über die transzendente Freiheit bei Kant‘ und habilitierte sich dort 1910: ‚Die Deduktion der praktischen und moralischen Freiheiten aus den Prinzipien der kantischen Ethik‘. Als Assistent Windelbands war er wesentlich am Aufbau des Philosophischen Seminars beteiligt. Seit 1906 mit hochschulpolitischen Fragen beschäftigt (1906: ‚Kritische Betrachtung und Darstellung des Studentenlebens in seinen Grundzügen‘ sowie eine aktualisierende Einleitung zu einer Edition von Fichtes ‚Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit‘, 1905). 1909 mußte der Engere Senat der Universität Heidelberg erstmals rügen, daß Rüge durch eine Presseattacke gegen Homeffers freireligiöse Weltanschauung für unliebsames öffentliches Aufsehen

724 Ders. 1922a, S. 52.

725 Ebd., S. 150f.

726 Pichler 1920, S. 12. - In Übereinstimmung damit Hielscher 1921, S. 427, der das deutsche Volk nach 1918 an internationale Mächte ausgeliefert sah. Ohne die Juden ausdrücklich zu nennen (stattdessen: „asiatische Fremdwelt“, „Leute, die nie mit ihm [dem dt. Volk] gefühlt, nie mit ihm gelitten, sondern nur seine Not ausgenützt haben“) forderte er: „Schmarotzer und geheime Zirkel, die jedes echte Volkstum an seinen Wurzeln untergraben, sind zu vernichten“. Diese Attacke erschien im „Hellweg“, einer anfangs „auf die Pflege deutscher Kunst und deutschen Wesens im Rheinland und in Westfalen“ ausgerichteten Zeitschrift, die bald in völkisches Fahrwasser geriet und ausweislich ihrer Mitarbeiterliste (Bauch, Kühn, Pichler, Zschimmer, Weinhandl, H. F. K. Günther) wie ein Suborgan der DPhG. wirkt. Kurz zu dieser Zeitschrift: Stappenbacher 1961, S. 122-124.

sorgte. Ende 1912 gründete er die Heidelberger Ortsgruppe des Dt. Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation und gab eine Broschüre gegen die Hochschulzulassung von Frauen heraus. 1911 lief gegen ihn ein Verfahren wegen Beleidigung Marianne Webers. Ab 1914 wütete seine Kriegspublizistik gegen den „inneren Feind“, das „System von Leisetretern, Wucherern, Feministen, Materialisten und wankelmütigen Intellektualisten“. Es folgte 1917 das Engagement für die Vaterlandspartei und Werbung für den „Vaterländischen Unterricht“ im Heer. Während der Revolutionszeit 1918/19 widmete er sich einer sich ständig radikalisierenden völkisch-antijudaistischen Agitation. Ruge war Mitglied in der DNVP (die er 1920 wegen ihrer zu nachgiebigen Haltung in der Judenfrage verließ), im Alldeutschen Verband und im Deutsch-Völkischen Schutz- und Trutzbund, Geschäftsführer des Bundes für deutsche Familie und Volkskraft. Nicht wegen seiner politischen Ansichten, allein wegen ehrverletzender Äußerungen über Mitglieder der Universität wurde ihm im Juni 1920 die *venia* entzogen. Seitdem war er als völkischer Aktivist, u. a. als Propagandist im Bund Oberland während der Abwehrkämpfe in Oberschlesien, und Herausgeber einer völkischen Zeitschrift („Deutsche Wohlfahrt“) tätig. 1923 beteiligte er sich nach eigenen Angaben am Hitler-Putsch und wurde wegen Hochverrat zu einer Haftstrafe verurteilt, die er wie Hitler 1924 in der Festung Landsberg verbüßte. Bis 1933 lebte er dann als Publizist in München. Nach dem 30. Januar 1933 zerschlugen sich Hoffnungen auf Wiederverwendung nicht zuletzt wegen ablehnender Gutachten Heideggers und Kriecks. 1934 Archivrat am Landesarchiv in Karlsruhe, 1939 apl. Professor für Philosophie an der TH Karlsruhe, hauptamtlich jedoch weiter im Archivdienst, ging Ruge bis 1945 einer ausgedehnten Vortragstätigkeit über nationalsozialistische Philosophie und Weltanschauung nach. Er starb nach seiner Dienstentlassung am 24. Dezember 1945.⁷²⁷

Unter den Herausgebern der „Beiträge“, die sich mit der Judenfrage beschäftigten, mutet der Name Ruges schon deshalb ein wenig kurios an, weil er 1923 ausgerechnet von Heinrich Rickert abgelöst wurde, der während des Heidelberger Disziplinarverfahrens zu seinen erbittertesten Gegnern zählte. Daß der Herausgeberwechsel kein Zurückweichen vor der Thematik bedeutete, die DPhG sich also nicht aus politischen Rücksichten distanzierte, bewies Sieberts Rezension, die dem ‚Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene‘ von Baur/ Fischer/Lenz 1926 ankreidete, das „Angriffslustige im Judentum“ verkannt und dessen „Gefühl für die allgemeine Menschheit“ unter die „nicht zersetzenden Eigenschaften der Juden“ gerechnet zu haben. Da Ruge bei der Gründung der DPhG als alldeutscher, völkisch-judengegnerischer Publizist bekannt war, stellte seine Aufnahme ins Herausgeberkollegium 1918 auch einen Brückenschlag zwischen DPhG und politischen Kräften der äußersten Rechten dar, auf deren Unterstützung die DPhG-Führung Wert legte.

Bis zum Antijudaismus war es für Windelbands Assistenten allerdings ein weiter Weg. Eine Grunderfahrung machte er lange vor dem Ersten Weltkrieg, als er über Universitäts-

727 Biographie zusammengefaßt nach der PA im UAHd, B-3099, Bd. I -III, den Senatsprotokollen zum Disziplinarverfahren ebd., B-1265/1 sowie anhand des Nachlasses Rüge im GLA, der vor allem seine politischen Aktivitäten und die damit einhergehenden zahlreichen Prozesse in den 20er Jahren gut dokumentiert; Eingaben Ruges in Sachen „vaterländischer Unterricht“ veröffentlichte er 1919, S. 9ff. (an Max von Baden und den preuß. Kriegsminister noch im Herbst 1918). Für seine Arbeit im DVST vgl. Lohalm 1970, S. 261 ff. Für die Teilnahme am Hitlerputsch vgl. Vorwort zum Findbuch NL Rüge, GLA.

aufgaben in der Industriegesellschaft sowie über das „Schwinden der positiven Religion“ nachdachte, die mit ihrer Lohnmoral dem Volk ein strenger Zuchtmeister gewesen sei. Mit ihr wich die Metaphysik vor Historismus und Psychologismus immer weiter zurück. Was lag unter den Fittichen des Wertphilosophen Windelband näher als die Schlußfolgerung: „Neue Werte müssen den Ungläubigen gegeben werden“?⁷²⁸ Deswegen seien die Hochschulen als Asyle „zwecklose(r) Geisteskultur“ zu bewahren, damit sie jene dringend benötigten Führergestalten hervorbrächten, die das parteipolitisch gespaltene Volk einen und so der „Erhebung des Pöbels“ vorbauen würden. Ruge empfand die bildungspolitischen Umwälzungen einer sich den ökonomischen Anforderungen unterwerfenden akademischen Ausbildung, den Primat der naturwissenschaftlich-technischen Fächer, die Spezialisierung und den Ansehensverlust der humanistischen Allgemeinbildung als Begleiterscheinung eines gesellschaftlichen Zerfallsprozesses, der ein ideell geeintes Volk pulverisiere. Da seiner Auffassung nach der Familie eine ähnliche Verantwortung für die nationale Wiedergeburt zukam wie der Universität, wurde der Kampf gegen die Frauenemanzipation zwischen 1910 und 1918 sein Hauptbetätigungsfeld.⁷²⁹ Daneben geriet allmählich, infolge mit seiner Ansicht, Gott offenbare seine Lebendigkeit allein in einzelnen Nationen, die im Krieg sich ihrer ureigenen Werte bewußt würden⁷³⁰, das „internationale Judentum“ in Ruges Visier. Das Finanzjudentum habe sich das „Berliner Tageblatt“ und die „Frankfurter Zeitung“ zur „Machtgewinnung“ zugelegt, schrieb er 1916 in einer Eingabe an Reichskanzler Bethmann Hollweg.⁷³¹ Dessen Nachfolger Max von Baden bot er im Oktober 1918 eine Erklärung für den nahenden Untergang des Kaiserreichs an: im wilhelminischen System hätten „Juden und Judengenossen“ eine „mammonistische Orientierung“ begünstigt, so lange, bis „wir selbst zu einem Judentum, einem Volke elender materialistischer Gesinnung“ verkommen seien.⁷³² Doch noch Anfang 1919 annoncierte er in Heidelberger Tageszeitungen, die Alldutschen und nicht die Juden wären die eigentlichen Kriegsgewinnler.⁷³³ Zur gleichen Zeit erfolgte dann der Zielwechsel: Der Heidelberger Philosophiedozent Hans Ehrenberg, vor dem 9. November 1918 noch Anhänger Bethmanns und nach eigener Aussage bis zuletzt „Kolonialimperialist“, aber kaum Alldutscher (wie Ruge ihn einschätzte)⁷³⁴, wechselte danach

728 Ruge 1906, S. 43; ähnlich seine „als ein Beitrag zu den Zeitfragen“ untertitelte Edition von Fichte, ‚Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit‘, 1905, S. 7-17, die den umfassenden Bedeutungsverlust der Philosophie (als Metaphysik) im 19. Jh. bedauerte.

729 Ders. 1906, S. 130 (erstmalig war hier von der Emanzipation als Verfallssymptom die Rede), sowie ders. 1912 und 1915.

730 Ders. 1917, S. 24; Text eines Vortrages für den „Vaterländischen Volksabend in Karlsruhe, der im völkischen Leipziger Weicher-Verlag erschien; ähnlich ders. 1915, S. 9. Über den „vaterländischen Unterricht“ im 1. Weltkrieg: Kestler 1994.

731 GLA, NL Rüge, Nr.20; Ruge an Bethmann Hollweg v. 21. 10. 1916, Beschwerde gegen eine Hausdurchsuchung. Ruge wurde fälschlich verdächtigt, unter dem Pseudonym Junius Alter die Politik des Reichskanzlers als zu „versöhnlerisch“ angeprangert zu haben (Verfasser war stattdessen Wolfgang Kapp).

732 Ruge 1919, S. 11.

733 Über Ruges Anzeigen Anfang 1919 vgl. Jansen 1992, S. 177.

734 Ehrenberg versuchte sich gegen den von Ruge erhobenen Vorwurf des Renegatentums zu verteidigen, vermochte aber die Tatsache eines radikalen Seitenwechsels nicht zu eskamotieren. Ob er in den ersten Wochen wirklich Forderungen des Spartakus übernahm (wie Rüge behauptete), ist zweifelhaft; im Verlaufe des Jahres 1919 profilierte er sich dann jedenfalls als demokratischer Sozialist, der schon

rasch von Halbrechts nach Halblinks. Als er im Oktober 1918 der SPD beitrug, entwarf er in einer „Volkskirchenkommission“ das „Programm einer kommunistisch-proletarischen Zukunftskirche“ (so Ruge) und konnte dabei der Sympathien einiger protestantischer Theologen liberaler Observanz sicher sein.⁷³⁵ Ehrenberg, jüdischer Abstammung, war 1909 zum Protestantismus konvertiert, so daß der empörte Ruge in ihm gleich zwei antichristliche Auflösungstendenzen personifiziert fand: den Kommunismus und das Judentum. In seiner Polemik gegen Ehrenberg faßte er darum die „Herrschaft des Bolschewismus“ als „Sieg des revolutionären Judentums“ auf. Auch die deutsche Revolution sei eine von „russisch-jüdischem Geld unterstützte Lohnbewegung, hinter der sich das Streben der Juden verbirgt, die Weltherrschaft zu erringen“. Zu den dringendsten Aufgaben der Gegenwart gehöre es daher, „das Judenjoch abzuschütteln“ und „die Juden gewaltsam auf das Maß des Einflusses zurückzubringen, der ihnen als kleinem Fremdvolk im Deutschen Reich angemessen“ sei. Das 1906 von ihm beobachtete Schwinden „positiver Religion“ machte Ruge nun für den politisch-ökonomischen Einfluß von Juden verantwortlich. Mit der Religion ginge der innere Zusammenhalt verloren und daraus folgte für ihn mit eiserner Konsequenz der gesellschaftliche Aufstieg von Fremden. Die Gegenbewegung stellte er sich darum wieder nach dem Muster einer wahren Kirche als „religiöse Erbauungs- und Erziehungsgemeinschaft“ vor.⁷³⁶

„Demgegenüber gilt es, zur religiösen Einfalt zurückzukehren, von der Kirche alles Fremdartige abzuwehren, sie als eine Macht auszubauen, die Lebensmut spendet, sittliche Kräfte erzieht, in unerschütterlichem Gottesglauben stark werdende Persönlichkeiten dem Volke heranbildet. Deutschtum und Christentum müssen höher stehen als Katholizismus und Protestantentum. Die Kirche mit ihren Organen muß einen Teil der Aufgabe übernehmen, die das der Autorität beraubte Staatswesen nicht mehr leisten können.“

In „nebenstaatlichen Gemeinschaftsformen“, zu denen er die Universität jetzt nicht mehr zählte, sollte das Gemeinschaftsgefühl und die von Idealen bestimmte Lebensform neu entstehen. Es ist beachtenswert, daß Ruge Juden 1919 lediglich für Nutznießer und Beschleuniger, nicht für die Verursacher einer epochalen, primär durch den „kapitalistischen Geist“ ausgelösten Krise hielt, die er wie die meisten Mitstreiter im DPhG-Herausgeberkollegium zuerst als Krise des Protestantismus erfuhr.

1926, Ruge hatte inzwischen jeden Zusammenhang mit der DPhG wie mit der Fachphilosophie überhaupt verloren, rangierte für ihn das Judentum an erster Stelle unter den internationalen Machtgruppen:⁷³⁷

„Zu den überstaatlichen und staatsfeindlichen Organisationen gehört in erster Linie der Zusammenschluß des Welt-Judentums, die geschlossenste und am sorgfältigsten ausgebaute Gruppierung der Welt. Ohne diese Geschlossenheit wären Zustände, wie sie durch die Revolution sichtbar geworden sind, überhaupt nicht denkbar. Die Juden haben dadurch, daß sie ihr

früh gegen das „reine Rätesystem“ aufgetreten sei (so Ehrenbergs Leserbriefe in der Heidelberger Lokalpresse vom März 1919 in UAHd, B-3099, PA Ehrenberg). Vgl. a. Ehrenberg 1917c-e; 1918.

735 Unter ihnen der (ehem.) Hofprediger und Neutestamentier Otto Frommel (1871-1951), dessen Sohn Wolfgang in engen geistigen Austausch mit C. H. Becker trat.

736 UAHd, B-3099 PA Ruge; Entwurf („Vertraulich!“) der „Grundsätze“ einer von Ruge Anfang 1919 ins Leben gerufenen Deutschen Arbeits- und Lebensgemeinschaft.

737 Ruge 1926, S. 64.

Volkstum auf den einzigen richtigen Grundsatz, dem der Rassengemeinschaft aufbauten, daß ihnen die Rassenfrage nicht nur zum Schlüssel der Weltgeschichte, sondern auch der Weltbeherrschung wurde, ihre Mission nahezu vollendet, nämlich die Völker zu fressen und zu vernichten. In gleichem Maße, wie sie auf ihr eigenes Volkstum die rassische Oberschicht aufbauten, haben sie planmäßig die anderen Völker rassistisch verseucht und vernichtet."

Das unter den aktiven Mitgliedern der DPhG zentrale geschichtsphilosophische Deutungsmuster verdichtete Rüge zum Gegensatz: jüdischer Universalismus - deutscher Partikularismus. Juden hätten die kapitalistische Weltwirtschaft organisiert, die, kolonialistisch und imperialistisch, die Ressourcen des Planeten skrupellos ausbeute - ein System, das keine autarken Volkswirtschaften dulde. Eben deshalb seien Agenten des jüdischen Bankkapitals in nationale Führungsschichten eingesickert und hätten gerade im „von ihnen am meisten bekämpften deutschen Volk" strategisch wichtige Positionen errungen. Das Kaiserreich sei bereits in den Händen der Rathenaus und Ballins gewesen, als der letzte Akt der Völkervernichtung 1914 („Vorstoß der internationalen Börse gegen die wirtschaftliche Freiheit der Völker") begann und 1918 im „Barmatstaat" der Weimarer Republik sein wichtigstes Ziel erreichte.⁷³⁸

Derartige Radikalisierungen spiegelten sich nicht in den „Beiträgen" wider. Denn mit Ausnahme einer Kritik H. F. K. Günthers an Spenglers Kulturmorphologie, einer sprachpuristischen Notiz von L. F. Clauß und einer Rezension zu Baur/Fischer/Lenz' ‚Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre', die das Judentum zum Träger des Menschheitsgedankens und zum Todfeind der Völker erklärte, ging das Organ eines als latent judenfeindlich geltenden Philosophenvereins acht Jahre lang auf das Thema gar nicht ein. Was Günther am Rande einbrachte, wurde zudem ausgeglichen durch die Mitarbeit Hönigswalds oder die begeisterte Zustimmung Wundts zu Franz Rosenzweigs ‚Hegel und der Staat' sowie zu Hermann Hellers ‚Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke' (mit von Belows Worten: eine „, Werbeschrift in unserem unterdrückten Volk").⁷³⁹

Außerhalb der Zeitschrift widmete sich neben dem fast schon externen Rüge, dem frühen NSDAP-Mitglied Schwarz und dem deutschchristlichen Wundt nur der bis 1917 in Jena als Honorarprofessor lehrende Mathematiker und Logiker Gottlob Frege⁷⁴⁰ der Judenfrage. Er belieferte die „Beiträge" mit ‚Logischen Untersuchungen', vertraute seine politischen Kommentare zur Nachkriegszeit aber nur seinem Tagebuch an, dessen Veröffentlichung nach siebzig Jahren freilich noch die üblichen Affekte auszulösen vermochte.⁷⁴¹ Dabei be-

738 Ebd., S. 57ff. und 67.

739 H. F. K. Günther 1921/22, S. 45-48 (Untergänge ergäben sich nicht aus Alterungsprozessen, sondern allein aus Einwanderung und Mischung mit Fremdvölkischen); Clauß 1923, S. 57-62 („Arteigner und artfremder Ausdruck"); Siebert, ebd., S. 51f. Wundt 1921, S. 47f.

740 Geb. am 8.11.1848 als Sohn eines Pfarrers in Wismar, Gymnasium Wismar 1869-1873, Studium der Mathematik, Philosophie, Physik, Chemie in Jena und Göttingen, dort 1873 mathem. Promotion. 1874 in Jena für Mathematik habil., 1879 nb. ao. Prof., 1896 Honorprof. ebd., 1925 gest.

741 „Phantasmen" und „Ressentiment" heißt es bei H. Ritter 1995, der im übrigen irrt, wenn er meint, kein deutscher Philosoph des 20. Jhs. habe vor der NSDAP soweit auf deren Terrain vorgefühlt wie Frege (vgl. nur: Rüge und Schwarz). Ähnlich, doch exaltierter und zeitgeschichtlich geradezu ahnungslos: Menzler-Trott 1989. Sachlicher, das tertium comparationis zwischen Logik und Politik in der dem Pfarrerssohn und Lotze-Schüler nicht unvertrauten theologischen Spekulation des dritten Reiches aufweisend: Gabriel/Kienzler 1994, S. 1057-1066. Eingehender zu Freges im 19. Jahrhundert geformten politischen Ansichten, auch zum Antisemitismus, der bei Frege nur eine Begleiterschei-

handelte Frege die Judenfrage 1923/24 so, wie man sie um 1880 rezipierte: als Appendix der sozialen Frage. Freges Sorge galt der Eindämmung des internationalen Börsenkapitals, des unproportional hohen Einflusses jüdischer Politiker in liberalen und sozialistischen Parteien sowie dem Umstand, daß es im Reich überhaupt „zu viele Fremdstämmige“ gab.⁷⁴² Damit äußerte er keine „Ressentiments“, sondern bezog sich auf historische und aktuelle Entwicklungen. Interessant war vor allem seine Einschätzung des Liberalismus, dem er als Sympathisant der Nationalliberalen einst nahestand: Juden hätten seine Versöhnung mit Staat und Nation nach 1871 verhindert, doch die Ursachen für eine latent staatsfeindliche Haltung müßten der Reaktion von 1815 angelastet werden. Gleichwohl boten Bismarcks Opponenten seit 1878, die Linksliberalen um Eduard Lasker und Ludwig Bamberger, gerade dem besitzenden und gebildeten Judentum eine politische Heimat, so daß der Reichskanzler 1879 hoffen durfte, mit ihrer Hilfe „die Semiten“ von der nationalliberalen Parteimehrheit zu trennen.⁷⁴³ Lasker und Bamberger repräsentierten das politische Reformjudentum, das mit Bamberger, dem Mitbegründer der Deutschen Bank, der internationalen Hochfinanz verbunden war.⁷⁴⁴ Der warmherzige Nachruf, den Oncken 1900 schrieb, nahm Bamberger zwar gegen Bismarcks Vorwurf in Schutz, ein „sujet mixte“ gewesen zu sein, also zu den „vaterlandslosen Zwittergeschöpfen der internationalen Großfinanz“ zu zählen, doch so gewiß er ein „Patriot von reinem Streben“ gewesen sei, so gewiß habe er die Selbstbehauptung der Nationen „als störendes Element in der allgemeinen Entwicklung“ verstanden.⁷⁴⁵ Frege reaktivierte also vierzig Jahre später tiefsitzende Antipathien gegen den kosmopolitischen „Banquier-Liberalismus“, dessen manchesterliche Ausbeuterpraktiken die Existenz des Mittelstandes bedrohten, die Unterschicht ins Elend stürzten, die Klassenspaltung bis zur Auflösung der Nation betrieben und der dabei jedesmal den betroffenen Schichten mit einer jüdischen Physiognomie entgegentrat.⁷⁴⁶

Die Novemberrevolution begriff Frege als Triumph dieser Kräfte, deren jüdisches Moment er offenbar durch eine zunehmende, im Herbst 1919 durch den preußischen Innenminister Heine sanktionierte ostjüdische Einwanderung gestärkt glaubte.⁷⁴⁷ Ohne Bezug zum

nung des auf die vormodern-ländlichen Strukturen seiner Mecklenburger Heimat fixierten, viel stärkeren Anti-Liberalismus gewesen sei, nun Kienzier 2000, S. 154f.

742 Frege, Edition Gabriel/Kienzier 1994, S. 1078. 1080, 1083, 1087, 1093ff.

743 Ballhausen 1921, S. 163f.

744 Der Abstand zwischen dem aus Mainz gebürtigen Bamberger, dem vermögenden „Westeuropäer“ und dem an der polnischen Grenze geborenen, im Talmud unterrichteten „Ostjuden“ Lasker angedeutet in Bambergers geheimen Tagebüchern, ed. E. Feder 1932, S. 282ff.

745 Oncken 1914, S. 247, 255.

746 Vgl. die Darstellung der Motivlage im Vorfeld von Stoeckers Auftreten bei W. Frank, 1928, S. 93ff. - Die sonst so bemühte Kommentierung des Frege-Tagebuchs enthält nicht den geringsten Hinweis auf Lasker oder Bamberger, so daß der ausgeblendete Kontext Raum für den abstrakt moralischen Vorwurf läßt, hier phantasie nur jemand über Jüdischen Einfluß“. Kienzier 2000, S. 154f. urteilt dann zwar erheblich vorsichtiger, übergeht aber trotzdem den hier angedeuteten Kontext.

747 Freges Einschätzung, es befänden sich zu viele Juden in Deutschland, kann gemessen an dem, was sonst in nicht-völkischen Kreisen zum Thema Ostjudeneinwanderung zu hören war, noch als extrem zurückhaltend gewertet werden. Erinnert sei an den häufiger zitierten Artikel von Max Naumann, „Liegt Berlin in Deutschland?“, (1922: „Fährt man in der Untergrundbahn ..., so kann man schwören, daß von sechs Menschen, zwischen die man eingekellt ist, mindestens vier Ausländer sind.“), oder die von Schwerin von Krosigk überlieferte Befürchtung eines Vetters von Walther Rathenau, einmal Opfer eines Pogroms zu werden, sollte der ungehemmte Zuzug von Ostjuden anhalten (1952, S. 266).

rassenideologischen Aspekt der Judenfrage, deshalb noch differenzierend zwischen „höchst achtbaren Juden“ und jenen, mit denen man „üble Erfahrungen“ machen könne, war Frege beeinflusst von den negativen sozialen Folgen kapitalistischer Systemveränderung und reagierte darauf „anti-liberal und protestantisch-konservativ“.⁷⁴⁸

2.7. Verfassung, Wirtschafts- und Sozialordnung im Urteil der DPhG-Führung

Die Konzentration der Protagonisten der DPhG auf die weltpolitische, in geschichtsphilosophischer Überhöhung (Universalismus contra Partikularismus) diskutierte Lage und Zukunft des Reiches, ließ das Interesse an innenpolitischen Fragen entweder zurücktreten oder zu meist nur in Abhängigkeit von der Außenpolitik aufkeimen. Daß Wundt, Schwarz, Bauch, Pichler, Binder, Boehm, Hoffmann, Rüge und Schmidt mehr oder weniger entschiedene Gegner der parlamentarischen Demokratie waren, kann als Befund kaum überraschen. Mit Ausnahme Wundts hielten sie es auch für unnötig, diese Ablehnung über das übliche Maß an Polemik gegen die „Atomisierung des Volksganzen“ (Bauch), „Parteiselbstsucht“ (Schwarz) oder kollektivistische „Proletarisierung“ (Schmidt) hinaus, näher zu begründen.⁷⁴⁹ In jedem Fall blieb für sie die Demokratie ein sekundäres Phänomen, nur erklärlich als Herrschaftsgehäuse des Kapitalismus. Schwarz deutete auf den engen Zusammenhang zwischen Demokratisierung und weltwirtschaftlicher Vernetzung seit 1879 hin. Seitdem habe sich die Demokratie als probates Instrument des „internationalen Finanzkapitals“ bewährt, um die nationalstaatliche Macht zu brechen und die Volkswirtschaften in einer von Großbanken und Großindustrie kontrollierten „Weltwirtschaft“ zu homogenisieren.⁷⁵⁰ Entsprechend war es auch für Wundt keine Frage, daß die Demokratie „in Wahrheit eine verschleierte Oligarchie“, die „Herrschaftsform des Geldes“ sei.⁷⁵¹ Über Verfassungsalternativen dachte man kaum nach. Schmidt wollte zurück zum „germanischen Volkskönigtum“ als der authentischen „germanischen Staatsform“. Bauch ließ öfter Sympathien für die Monarchie anklingen, Schwarz war die Verfassungsfrage so egal, daß er nur nach sozialen Ansät-

Selbst die eher philosemitische Journalistin Margret Boveri notierte fünfzig Jahre später: „Die Alteingewessenen, Vornehmen, Zurückhaltenden, die Mendelssohns, die Cassirers, die Kempners, sahen mit Mißvergnügen den Zustrom der sogenannten Ostjuden. Am Kurfürstendamm trat ein bestimmter Typ Juden höchst provozierend auf. Und auf manchen Gebieten - Kunst, Theater, Konzerte, Presse - hatten die Juden eben fast alles in der Hand ...“ (1977, S. 205). Vgl. a. W. Cohn (1941) 1995. - Zur öffentlichen Haltung der deutschen Juden vgl. Maurer 1986, S. 134ff.

748 Gabriel/Kienzler 1994, S. 1087f., nehmen den Einfluß Stoeckers an.

749 Bauch 1925a, S. 9, 13, 20: dieser Vortrag bemühte Fichtes Autorität gegen die Verfassung der politischen Parteilung und Spaltung (ähnlich schon ders. 1920a, S. 17); ders. 1926a, S. 14, 19; ders. 1927b; ders. 1931, S. 14f., 24 (Bezogenheit von innerer Einheit und Maß der äußeren Freiheit); daneben bei Bauch zahlreiche Beschwörungen der gegen die „Parteienzersplitterung“ gerichteten „inneren Einheit“: ders. 1920b; 1921e, S. 7-9; 1921d; 1922b; 1925b; 1933a, S. 270. - Schwarz 1920b; 1921a und 1921b, S. 597; ders. 1922 (durchgehend an den „Einheits- und Gemeinsamkeitsgeist“ appellierend). - Schmidt 1926. - Pichler 1919b; 1922a, S. 19 und 1922b; 1924, S. 13; 1929; 1930, S. 118.

750 Schwarz 1929, S. 36, 42f.

751 Wundt 1922a, S. 129f. - Allgemeiner: Bauch 1923b (Warnung vor der fortschreitenden Verselbständigung der Wirtschaft und der wachsenden Macht des Geldes) oder 1920c, S. 14 (gegen den „Mammonsgötzendienst“).

zen für die Herausbildung der „Brudergesinnung“ Ausschau hielt, und Pichler glaubte, es sei mit einer neuen, nicht-individualistischen „Moral der Selbsterweiterung“ getan, von der Mahnke meinte, daß sie doch gar nicht so weit von der Moral der christlichen Nächstenliebe entfernt sei, die er offensichtlich für das Fundament jeder Verfassung ansah.⁷⁵² Allein Wundt, der 1923 eine ‚Staatsphilosophie‘ vorlegte, und der Jurist und Rechtsphilosoph Binder brachten die Kraft auf, konkrete staatsrechtliche Alternativen zu entwerfen. Dabei schwankte Wundt zwischen der in seinen Augen bewährten konstitutionellen Monarchie der Reichsverfassung von 1871 und dem US-amerikanischen Präsidialsystem, das sich über die Stärkung der Macht des Reichspräsidenten auch in Deutschland etablieren könne. Das müsse verbunden werden mit der Abschaffung des Parlaments und der Einrichtung eines mit den Repräsentanten der Berufsverbände besetzten „Ständehauses“. Nachdem ein kommissarischer Diktator, der Reichspräsident oder ein anderer „Führer“, den Parlamentarismus beseitigt habe, sei auch an die Wiedereinführung der Erbmonarchie auf der Grundlage der Verfassung von 1871 zu denken.⁷⁵³ Dieser restituierte „starke Staat“ sollte dann die internationalisierte Wirtschaft national ausrichten, u. a. durch Sozialisierung der Großbanken. Nicht selten, unter dem Dach des von Fichte entliehenen „ethischen Sozialismus“, gestand man in diesem Kontext, daß an der Berechtigung der marxistischen Kapitalismuskritik nicht zu zweifeln sei, wenn man natürlich auch ihren „materialistischen“ Gegenentwurf der klassenlosen Gesellschaft heftig bekämpfte.⁷⁵⁴

Bis etwa 1922 war ein philosophischer Außenseiter und Sozialdemokrat der namhafteste Vertreter dieses rechten Antikapitalismus in der DPhG: Eberhard Zschimmer.⁷⁵⁵ In seiner publizistisch produktivsten Zeit als Privatgelehrter in Jena, in engem Kontakt mit Bauch und Wundt, mit Beziehungen zu Eucken und dem 1920 verstorbenen Rechtsphilosophen Fritz Münch, veröffentlichte Zschimmer eine Reihe von Broschüren: ‚Der Staat in der sozialistischen Politik‘ (1919), ‚Was uns [SPD] von der DDP unterscheidet‘ (1919), ‚Philosophische

752 Schmidt 1926, S. 220. - Bauch 1925a, S. 20. - Schwarz 1929, S. 46. - Pichler 1919, S. 33 ff. (48) - Mahnke 1922, S. 9, 16f, 22, 27, 33ff: das deutsche „Volk von Brüdern“ müsse sich als „Griechenland der Neuzeit“ behaupten.

753 Wundt 1923, S. 121ff. - Ders. 1922a, S. 113ff. - Ders. 1926a, S. 155ff. - Warnend schon vor der Novemberrevolution; ders. 1918a, S. 201; 1918b (deutsche Weltanschauung begründe eigenständige deutsche Staatsform); ders. 1918c, S. 747 (für die monarchist.-ständische Staatsform); plädiert auch nach dem 9. 11. 1918 für eine ständische Verfassung; ders. 1919a (das ständische Mandat und ein darauf abgestimmtes Wahlrecht wären die besten Mittel, um den im Parteienstaat gezüchteten Klassegeist gar nicht erst aufkommen zu lassen); ders. 1924a (Abbau des Parlamentarismus, Dezentralisierung, Stärkung der Selbstverwaltung, Volksherrschaft statt „formale Demokratie“); ders. 1925b und 1925d (weiter am Monarchismus orientiert) sowie 1926b.

754 Etwa Bauch 1925a, S. 26: Fichte und Marx würden übereinstimmen im Kampf gegen die „Übermacht kapitalistischer Machtzentren“. - Wundt 1923, S. 172ff: zur strukturellen Ähnlichkeit zwischen Kapitalismus und Bolschewismus, so auch Schwarz 1929, S. 41.

755 Zschimmer wurde am 4. 11. 1873 geb., der Vater war Landschaftsmaler. Nach dem Besuch eines Weimarer Realgymn. studierte er zwischen 1891 und 1898 an der TH Berlin und in Jena Naturwiss. (Dr. rer. nat. in Jena); Assistent an den Mineral. Instituten in Jena und Königsberg, dann ab 1899 Betriebsleiter, von 1915-1919 Direktor des Glaswerks Schott (Carl Zeiss Stiftungsbetrieb). Von 1919 bis 1922 Privatgelehrter. 1922 Habil. für Glastechnik an der TH Karlsruhe, wo er 1923 nb. ao. Prof., 1926 pl. ao. Prof wurde. 1933 emerit., starb Zsch. 1940. - Angaben nach: KGK 1928/29, Sp. 2773, 1931, Sp. 3408; 1940/41, Sp. 1171 (hier mit f versehen). Weitere Angaben in ‚Wer ist's?‘ 1928, S. 1758f; 1935, S. 1792f., sowie Auskunft des GLA Karlsruhe.

Briefe an einen Arbeiter' (1920) und ‚Die Überwindung des Kapitalismus' (1922). Der ehemalige Fabrikdirektor bekannte sich darin offen zu seiner Mitgliedschaft in der SPD und ging auch die wirtschafts- und sozialphilosophischen Fragen von diesem Standpunkt aus an.

Zschimmer bezeichnete sich selbst als „marxistischen Idealisten“ und interpretierte die dogmatischen Kernstücke des historischen Materialismus in diesem Sinne um. Auffällig waren schon Bezugnahmen auf den britischen Gildensozialismus, den Alfons Paquet 1921 in der Übersetzung eines programmatischen Textes von Cole und Mellor vorstellte. Daneben fiel das geradezu emphatische Lob auf, mit dem er Robert Browne überschüttete, einen der Väter des Independentismus, der für Zschimmer, weil er unter Ausschaltung der Kirche das Verhältnis der Gläubigen zu Gott als freiwilligen Bund bestimmte, mit diesem Gedanken der „freiesten Selbstverwaltung“ zum geistigen Urheber der Demokratie wurde.⁷⁵⁶ An den Namen des scheinbar beiläufig erwähnten Paquet knüpften sich für den zeitgenössischen Leser Vorstellungen, mit denen er auch Zschimmer politisch identifizierte. Der berühmte Erzähler und Reiseschriftsteller erhoffte von der sozialen Revolution eine neue Sinngebung des menschlichen Daseins, eine „Vergeistigung der Erde“, für die primär die Deutschen Verantwortung trügen, die er 1917 - als Augenzeuge der russischen Revolution - aber auch durch Lenin gefördert sah - eigenen Erfahrungen mit dem bolschewistischen Terror zum Trotz.⁷⁵⁷ Paquet stand überdies der von Browne beeinflussten Quäker-Bewegung nahe, deren Gründer George Fox er in einer Ballade huldigte. Die durch das Erlebnis des „inneren Christus“ als Gleiche unter Gleichen verbundenen Quäker galten Paquet nach der sowjetischen Desillusionierung als die eigentlichen, sozial vorbildlichen, die „weißen Bolschewisten“.⁷⁵⁸

Ebenso weit entfernt vom orthodoxen Parteimarxismus, mit ebenso starker Betonung der geistig-ideellen Komponente aller sozialen Veränderungen, entwickelte Zschimmer seine Kapitalismuskritik. Bauchs Unterscheidung zwischen Kapitalwirtschaft und Kapitalismus aufnehmend, sah er in letzterem eine krankhafte Abirrung, die das „Profitprinzip als Gesinnung“ zum Lebensgesetz erhob. Dessen Auswirkungen malte Zschimmer in grellen Farben: Mit Kannibalen durchaus vergleichbar, lebe eine kleine, in überflüssigen Luxusgütern schwelgende Minderheit, die „Parasiten der Gesellschaft“, von der proletarisierten, eigentlich nomadisch, ihre Arbeitskraft im Umherziehen anbietenden Sklavenmehrheit. Die „grenzenlose Gewinn gier“ erzeuge tiefste Klassenspaltungen und Klassenhaß in einem Ausmaß, das verständlich mache, warum die Bolschewiki die Kapitalisten einfach an die Laternenpfähle gehängt hätten. Kurz: der Kapitalismus sei das „System der Entmenschung“, das

756 Zschimmer leitet seine Kapitalismus-Kritik mit einem Zitat aus der Paquet-Übersetzung der britischen Genossenschafts-Theoretiker Cole/Mellor ein (1922a, S. 23). Über Browne, ders. 1919a, S. 8.

757 Über die deutsche Weltmission vgl. den Schluß von Paquets Reisebuch über China ‚Li oder im neuen Osten' (1912) sowie die von Paquet 1911 im Diederichs-Verlag hg. Aufsatzsammlung von Ku Hung-Ming, ‚Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen', die Deutschland als das für eine Synthese zwischen Ost und West entscheidende Land empfahl. Gegen die „Religion des guten Bürgers“ und ihren „schalen Moralismus“, 1911 bereits erkennbar, wandte sich Boehm 1917e in der Rezension eines 1916 von Diederichs verlegten Werkes über den ‚Geist des chinesischen Volkes‘.- Aus unmittelbaren Erleben entstanden drei 1919 veröffentlichte Bücher Paquets: ‚Im kommunistischen Rußland', ‚Aus dem bolschewistischen Rußland' und ‚Der Geist der russischen Revolution' (1919a-c); es folgte 1923a: ‚Rom oder Moskau'.

758 Vgl. Paquet, ‚Drei Balladen', 1922; ders., ‚Die Quäker', 1920; die Edition der Aufzeichnungen des Quäkers John Woolman' (1923b) und das Drama über den Erzvater der nordamerikanischen Quäker: ‚William Penn' (1927).

Marx und Engels treffend mit der Rede vom zwischenmenschlich alles beherrschenden „nackten Interesse“ erfaßten. Das System habe sich aber bereits so verselbständigt („ein Ungeheuer, das fressen will, um zu leben und lebt, um zu fressen“), daß auch die Herrschenden seine Sklaven seien. Eine revolutionäre Beseitigung des Kapitalismus und dessen Ersetzung durch den Sozialismus verspreche daher keinen Erfolg. Die sowjetische Entwicklung lehre, Sozialismus sei völlige Vergesellschaftung des Menschen, Objektwerdung des Subjekts genau wie im Kapitalismus. Dagegen setzte Zschimmer seine individualistische Auslegung des ‚Kommunistischen Manifests‘. Die darin verheißene „Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die Freiheit aller ist“, propagiere nichts anderes als den Rätegedanken: Selbstorganisation der Wirtschaft von unten und Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Der Staat dürfe auf die Wirtschaft keinen Einfluß nehmen und spiele die Rolle eines „Hüters der Vernunft“, der das erwirtschaftete Kapital kulturfördernd verwende, um die Schaffensgemeinschaft langsam in die „Gesellschaft der Freien“ zu transformieren, die von gewerkschaftlicher Seite als ein „Volk von Qualitätsmenschen“, von Zschimmer kurz als „geistige Rasse“ herbeigesehnt wurde. Hier ergaben sich Berührungsflächen mit dem Neuidealismus, wenn auch die positiv bewertete demokratische Tradition angelsächsischer Freikirchen genauso Distanz zu Wundt oder Schwarz schuf wie das zwischen Walther Rathenau „autonomer Wirtschaft“ und Karl Korschs Räteorganisation schwankende Rätemodell Zschimmers.⁷⁵⁹

Das verhaltene Interesse der DPhG-Spitze an verfassungs- und wirtschaftspolitischen Zeitfragen stand in einem auffälligen Kontrast zum persönlichen Engagement im Geflecht der völkisch-deutschnationalen Verbände und Organisationen. Wesentlich erfolgreicher als das Werben um die „Praktiker“ verlief daher für die DPhG die Kooperation mit diesen Filialen der nationalen Opposition. Als wichtiges Sprungbrett zur DNVP, zum Alldeutschen Verband, zur Deutschen Adelsgenossenschaft, zum rührigen Pommerschen Landbund, zur Deutschen Industriellen Vereinigung (ab 1926: Bund für Nationalwirtschaft und Werksgemeinschaft/BNW), zum „Stahlhelm“ und zahlreichen studentischen Korporationen erwies sich die „Gesellschaft Deutscher Staat“ (GDS), deren Vorsitz Wundt 1925 übernahm. 1921 gegründet als „Vereinigung reaktionärer Universitäts- und Hochschullehrer“ (John), verschaffte sie vor allem Wundt, Bauch, Binder und Krueger das Podium, das der im akademischen Milieu befangenen, allein über die fast nur in Norddeutschland mit Ortsgruppen präsente „Fichte-Gesellschaft“ „ausbrechende“ DPhG sonst nicht zugänglich gewesen wäre. Mit den genannten Verbänden richtete die GDS zahlreiche, spätestens ab 1930 von der politischen Polizei beobachtete Veranstaltungen und „nationale Forschertage“ aus, die zumeist innenpolitischen Themen gewidmet waren.⁷⁶⁰

759 Zusammengefaßt nach: Zschimmer 1919a+b, 1920; 1922a+b.

760 Vgl. zur Weltanschauung der GDS die Festschrift von 1931. Tagungsberichte finden sich in „Die Sonne“ (Kuhn 1924) über die Haupttagung in Weimar (Thema: Der völkische Gedanke), in: DE 9, 1925, S. 307; ebd., S. 690-692, Forschertag in Eisenach u. Haupttagung in Dresden Oktober 1925 (Die natürliche Gliederung des deutschen Volkstums), Referate Wundts: „Die Ehre als sittliche Grundlage des Staats- und Volkslebens“, sowie auf der parallelen sächsischen Landestagung: „Echter und unechter Volksstaat“; ebd., 10, 1926, S. 501, Potsdam (Wehrgedanke und Wehraufgabe). - „Der Tag“ v. 16. 10. 1929 (Kersten 1929) über die bildungspolitischen Themen gewidmete Haupttagung in Weimar mit Vorträgen von Wundt („Bildungsfreiheit und Staat“), Krueger (über Zersplitterung des

Vermittelt durch den BNW kamen sich die DPhG und der Spann-Kreis näher. Spann, seine Schüler und Sympathisanten, traten seit 1928 in der neuen DPhG-Zeitschrift „Blätter für deutsche Philosophie“ verstärkt hervor, wo Spann dann auch die Mitherausgeberschaft übernahm. Wiederum mit Spann, dem BNW-Geschäftsführer Bang, den beiden DNVP-Parlamentariern M. Spahn und Dietrich Preyer, gaben Wundt und Schwarz die „Nationalwirtschaft. Blätter für organischen Wirtschaftsaufbau“ (1927-1929) heraus, die den „ethischen Sozialismus“ Bauchs und die „Brudergesinnung“ von Schwarz konkretisierten zu einer mittelständisch orientierten Wirtschafts- und Sozialpolitik im Zeichen der „Werkgemeinschaft“.⁷⁶¹ Dieses seit 1928 stark unter Hugenburgs Einfluß geratene Netzwerk band Männer wie Wundt oder Bauch aber nicht zwangsläufig an die absteigende DNVP. Ihr hatte Wundt, der bei extrem-rechten Splittergruppen eine „gewisse Weltfremdheit der völkischen Bewegung“ beklagte, schon 1926 vorgeworfen, den Kurs unabdingbarer nationaler Fundamentalopposition verlassen zu haben.⁷⁶² Wie Schwarz, der im Stahlhelm und „Bewegungen wie die des nationalen Sozialismus“ den „völkischen Brudergeist“ aufleuchten sah, fanden Wundt als Autor des „Völkischen Beobachters“ und Krueger als Mitglied von Rosenbergs Kampfbund für deutsche Kultur um 1930 auch Zugang zur NSDAP.⁷⁶³

- Wissenschaftsbetriebs und „Zerschulung Deutschlands“), Stapel („Die Pädagogik des Zusammenbruchs“) und Schultze-Naumburg („Kunst und Rasse“). - Ferner: „Deutsches Adelsblatt“ 43, 1925, S. 630, zur Erfurter Tagung (Das deutsche Elsaß), mit Referaten von Martin Spahn und Ed. Stadler; ebd., 44, 1926, S. 528, Potsdam, u. a. Referate Hielscher/Münster: „Geistige Wehrhaftmachung“ sowie „Christentum und Wahrhaftigkeit“; ebd., S. 559, Landestagung Potsdam, Wundt, „Die Ehre...“; ebd. 46, 1928, S. 728f., 755f, Haupttagung in Hannover (Das Führertum), mit Vorträgen von Wundt, „Wesen des Führertums“, Binder, „Führertum und demokratische Gleichheit“; weitere Referenten: Spann, Hartnacke, Lent, Wahl, de Vries („Führerprinzip im Bolschewismus“), Gotschlich; ebd., 47, S. 200 (Landestagung in Thüringen, Wundt/Binder über den Wehrgedanken, gegen pazifistische Bestrebungen, die das deutsche Volk verseuchen); ebd. S. 626—628 (zur Weimarer Tagung); ebd. 48, S. 576, Kassel (Der Freiheitskampf unterdrückter Völker), dort Bauch: „Der Gedanke der nationalen Freiheit und die Philosophie“. Über diese Tagung ein polizeiliches Protokoll aus dem „P. P. Landeskriminalpolizeiamt Ia Berlin“ v. 1. 11. 1930 (BAP, RMdI Nr. 26016, Bl. 2). Schließlich „Deutsche Zeitung“ v. 19. 5. 1932, Haupttagung in Jena, dazu auch VB v. 24. 5. 1932, zum Forschertag in Jena, u. a. mit Referaten von Binder über sozialpolitische Fragen; geladen waren auch Hugenberg und sein wirtschaftspolitischer Adlatus Paul Bang, die in ihren Referaten offenbar scharf gegen den „Sozialismus“ der NSDAP zu Felde zogen. - Kurz zur Verbindung zwischen der GDS und dem BNW des häufigen Tagungsgastes Bang: John, in: Fricke, Bd. I, S. 714.
- 763 Zu den wirtschaftspolitischen Vorstellungen Bangs, der 1933/34 immerhin Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium war, bevor er als „Reaktionär“ von seinen alten Gegnern in der NSDAP aus dem Amt gedrängt wurde: Niederstadt 1974. Zu einseitig die demagogisch-sozialreaktionäre Komponente gerade des Umfeldes von Bang (Spann, GDS) betonend: John, in: Fricke, Bd. I, S. 711-717.
- 764 Wundt 1924b, S. 774; ders. 1926c, S. 550f., dort auch reserviert gegenüber Hindenburg, der sich, obwohl von „nationalen Kreisen“ gewählt, als „ein Organ des heutigen Systems“ betätigte (S. 547). - Im April 1925 gab ein Aufsatz Wundts noch den Aufmacher des „Deutschen Adelsblattes“ ab, der umrahmt war von der Wahlempfehlung des Adelsmarschalls für den deutschen, christlichen Helden, gegen Thälmann, den vom Jüdischen Geist“ geleiteten Vertreter der Internationale (Wundt 1925c, S. 275).
- 765 Schwarz 1929, S. 47. - Wundt hatte 1931 im „VB“ ausführlich ‚Zu Hegels Gedächtnis‘ geschrieben. Zusammen mit Hitler/Hugenberg unterzeichnete er den Aufruf v. 2. 11. 1929: Dank für die Unterstützung der Kampagne gegen den Young-Plan (Hitler 1994, S. 429).

2.8. Die Leipziger Richtung unter dem Vorsitz Felix Kruegers (1927-1933)

Die Reorganisation der DPhG begann im Frühjahr 1927, nachdem Bauch im Mai 1926 die Schriftleitung der „Beiträge“ abgegeben und die Finanzprobleme ein nahes Ende der Gesellschaft angekündigt hatten. In einer außerordentlichen Sitzung wählte man den Leipziger Psychologen Felix Krueger und den Göttinger Rechtsphilosophen Julius Binder neu in den von Bauch und Schwarz gebildeten Vorstand. Auf der traditionellen Hauptversammlung im Weimarer Realgymnasium (Juni 1927), wo Schwarz einen, dem Jubiläumsjahr geschuldeten Vortrag über „Pestalozzis Grundanschauung von Staat und Gesellschaft“ hielt, sprach Krueger, der kurz zuvor auf einer zweiten außerordentlichen Sitzung zum neuen Vorsitzenden gewählt worden war, - offenbar programmatisch - über „Aufgaben der deutschen Philosophie“. Der von ihm danach erstattete Bericht über die zukünftige Arbeit der Gesellschaft gab bekannt, daß die „Beiträge“ ihr Erscheinen einstellen und durch eine Zeitschrift „Blätter für deutsche Philosophie“ ersetzt würden. Damit war ein Verlagswechsel vom Erfurter Kurt Stenger Verlag zum neugegründeten Junker und Dünnhaupt Verlag in Berlin verbunden.⁷⁶¹ Um den Mitgliederschwund zu stoppen, beschloß man, Ortsgruppen zu bilden, womit Krueger bald darauf in Leipzig begann (förmliche Gründung wohl erst 1929). Es folgten bis 1932 Gründungen in Berlin (1928, unter Leitung der Studienräte Rudolf Odebrecht/Max Vanseelow), Dresden (Vorsitz: Alfred Baeumler), Frankfurt (Ernst Krieck bis 1931, dann Walther Schmied-Kowarzik, 1932 dann Wilhelm Grebe), Magdeburg (Stadtrat Klewitz) und Heidelberg (Hermann Glockner). Die Stettiner Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft trat, vermutlich nach dem 30. Januar 1933, geschlossen zur DPhG über, und der um 1920 so rege Zusammenschluß Grazer Freunde der DPhG konnte reaktiviert werden. Daß es nunmehr vier Jahre nach dem Beinahe-Zusammenbruch der Gesellschaft überhaupt Ortsgruppen gab, war sicherlich ein Erfolg. Doch im Vergleich mit dem verästelten Vortragsnetz der Kant-Gesellschaft schnitt die DPhG mehr als bescheiden ab, zumal sie aus der mitteldeutschen Provinz trotz der Neugründungen in Frankfurt und Heidelberg bis 1933 nicht herauskam. Die Vortragsaktivitäten nahmen überdies erst ab 1930 einen nennenswerten Umfang an - freilich nur in Leipzig und dann, nachdem sich die Berliner Ortsgruppe nach jahrelangem Stillstand im Herbst 1932 unter Nicolai Hartmanns Vorsitz und mit Hilfe der Vorstandsmitglieder Spranger und Günther neu konstituiert hatte, auch in der Reichshauptstadt.

Inhaltlich und personell fallen kräftige Einsprengsel konservativer, z. T. auch nationalrevolutionärer und völkischer Tönung auf. Baeumler bot 1931/32 den beiden prominenten Jugendegnern und Vertretern völkisch orientierter Wissenschaft, dem Prähistoriker Hermann

⁷⁶⁴ Paul W. Junker promovierte 1922 bei Schwarz: „Der Begriff der Liebe bei Plato, Ekkehart, Fichte und in der Philosophie des Ungegebenen“. Er gab 1934 auch die Schwarz-FS heraus und gratulierte seinem Lehrer zum 70. Geburtstag in den NS-Monatsheften. Nachdem er 1924 mit einer bei W. E. Biermann angefertigten Diss. über „Die Weltanschauung des Marxismus und Piatos Staatsidee. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung des Sozialismus“, den Dr. rer. pol. erworben hatte, fungierte Junker von 1927 bis 1932 als Geschäftsführer der DPhG. Sein Verlagspartner Rudolf Dünnhaupt war der Sohn eines Dessauer Hof-Druckereibesitzers, ein Erbe, das er in die Verbindung einbrachte. Dünnhaupt, Jg. 1894, hatte sich nach dem Notabitur 1914 kriegsfreiwillig gemeldet, kam 1918 als Lt. z. S. zurück, kämpfte bis 1921 in „militärischen Formationen“ (Freikorps) und trug sich mit dem Gedanken, eine Existenz in Übersee zu gründen (dafür der Besuch der Kolonialschule Witzenhausen 1919), begann dann aber ein juristisches, bald zur Philosophie übergehendes Studium in Rostock, Breslau und Greifswald, wo er bei Schwarz 1926 promovierte: „Sittlichkeit, Staat und Recht bei Kant“.

Wirth und dem Kunsthistoriker Josef Strzygowski, eine Plattform für ihre Vorträge (s.u. III. 3.). Glockner sprach auf der Gründungsversammlung der Heidelberger Ortsgruppe ausdrücklich über „Deutsche Philosophie“. Freyer referierte am 11. Januar 1933 in Berlin über „Herrschaft und Planung, zwei Grundbegriffe der politischen Ethik“, Krieck kündigte im Herbst 1932 in Frankfurt einen Vortrag über „Politik als Wissenschaft“ an. In Leipzig behandelte Baeumler im Juni 1932 „Probleme der realistischen Geschichtsphilosophie“, Spranger zeigte fünf Tage nach der NS-Machtergreifung „Grenzen und Recht des Liberalismus“ auf, während die Juristen Paul Ritterbusch und Gerhard Leibholz wiederum einige Monate später Abgesänge auf das Weimarer System darboten: „Die Überwindung des pluralistischen Staates“ und „Der autoritäre Staat“.⁷⁶⁵ Krueger hielt auch weiterhin Kontakt zu der von ihm in Leipzig mitbegründeten Fichte-Gesellschaft. Mit ihr zusammen lud er im April 1932 zu einem Abend mit dem nach 1933 nicht ganz zu Recht als NS-Hofdichter titulierten Erwin Guido Kolbenheyer ein, der über „Lebenswerte der Dichtung im Kampf des Deutschen Volkes um seine und Europas Befreiung“ sprach, eine Veranstaltung, die die Magdeburger Ortsgruppe zusammen mit dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband im Mai 1933 nachahmte (diesmal zum Thema: „Lebenswert und Lebenswirkung der Dichtkunst im Volke“). Mit dem gleichfalls von nationalsozialistischen Kulturpolitikern geförderten Wilhelm Schäfer richteten DPhG und Fichte-Gesellschaft im Herbst 1932 einen Dichterabend aus („Der Dichter und sein Volk“). Die Heranziehung von fachfremden Wissenschaftlern gelang in nur unzureichendem Maße, zeigte aber auch politische Interessen an: Der Berliner Chirurg August Bier sprach im Januar 1933 in Leipzig über „Ursache und Motiv in der Biologie“, der norwegische Eugeniker Jan A. Mjøn ebendort über „Der Verbrecher als biologisches Problem“, ein Thema, zu dem sich im Herbst 1932 auch der Breslauer Psychiater Johannes Lange äußerte: „Kriminalität und Eugenik mit besonderer Berücksichtigung der Zwillingsforschung“. Der Leipziger Physiologe und Freyer-Freund J. D. Achelis hatte im Februar 1932 über „Krankheit und organische Struktur“ referiert, Werner Heisenberg „Erkenntnistheoretische Probleme der modernen Physik“ erörtert. In Magdeburg befaßte sich ein dort wirkender Klinikvorstand mit: „Die sog. Krise in der heutigen Medizin“.

Der „Mut zum Konkreten“ und zur Teilnahme an der „Veredlung des Wirtschafts- und insbesondere des Arbeitslebens“, den Krueger auf der ersten von ihm ausgerichteten Hauptversammlung zum Thema „Gemeinschaft“ (Leipzig 1928) einforderte⁷⁶⁶, schlug sich trotzdem im wesentlichen nur in den neugestalteten „Blättern“ nieder. Tagespolitisches Engagement der neuen Führungsriege verlagerte sich vom alldeutsch-völkischen Publikum stärker auf jungkonservative und bündisch-nationalrevolutionäre Zirkel, ohne die für eine breitere Wirkung hinderliche Etikettierung als akademische Statthalter der Deutschnationalen abstreifen zu können.⁷⁶⁷

In bis dahin singulärer Weise, in deutlicher Abgrenzung vom Inhalt der „Kantstudien“ und des „Logos“, öffneten die neuen Herausgeber, Kruegers Schüler Hugo Fischer (von 1928-1930 alleinverantwortlich) und Günther Ipsen (ab 1930 zusammen mit Fischer), die

765 Der Vortrag des bald aus rassistischen Gründen entlassenen Leibholz, für den 12. 7. 1933 angekündigt, dürfte wohl nicht mehr gehalten worden sein (?).

766 Nach dem Kongreßbericht in der „Vossischen Zeitung“ (Landry 1928).

767 So schon die Kommentare von Landry 1928 und Linke 1928, der bedauerte, daß ausgerechnet wieder W. Stapel als „Vertreter eines rechtsgerichteten Verbandes“ zum Vortrag geladen worden sei.

„Blätter" für soziologische, sozial- und wirtschaftswissenschaftliche sowie Staats- und rechtswissenschaftliche Themen. Der für den Mitgliederbestand erhoffte, aber ausgebliebene Zustrom von Vertretern der „Wirklichkeitswissenschaften" ließ sich also wenigstens im Kreis der Mitarbeiter registrieren. Eine Musterung des Inhalts der sechs „Weimarer" Jahrgänge zwischen 1928 und 1933 ergibt jedenfalls eine klare Tendenz zur historisch-soziologischen Empirisierung des Philosophiebegriffs.

Regelmäßig wurden die zwei bis drei Mal im Jahr erscheinenden Hefte eines Bandes als Themenhefte ausgestaltet, die hier in knappem Überblick vorgestellt seien:

Bd. 1, 1927/28

Der Band bringt noch methodisch traditionelle, gegenüber den empirischen Wissenschaften abgekapselte Aufsätze, wobei einige philosophiehistorische Studien an das Verständnis einer spezifisch deutschen Art und Kontinuität des Denkens im Sinne der verflochtenen „Beiträge" anknüpften. Es erschienen drei Themenhefte: „Metaphysische Werkgestaltung" mit Aufsätzen von Krueger, Franz Koch, Schmalenbach, Jonas Cohn, Schwarz, Schingnitz und Lockemann. „Wendezeiten" (Haering, Schwarz, Ermatinger, Schmalenbach, Mehliß, Spann) und: „Das Symbolische" (Tillich, Leisegang, Fischer, O. Becker, Sauter, Grunsky, Schingnitz).

Bd. II, 1928/29

Das im Juli 1928 veröffentlichte erste Heft setzt die Linie des ersten Bandes mit dem Thema „Idee und Idealismus" (Bauch, Ermatinger, Medicus, Wundt, Faigl, Bommersheim) zunächst noch fort. Dann erschien im Oktober 1928 ein fast ausschließlich von der Schule des Wiener Nationalökonom Othmar Spann gestaltetes Heft über „Staat und Wirtschaft" (Spann, Sauter, Himmer, Heinrich, Schulze-Soelde, Hohenauer, Lagler) mit einem von Spann-Schülern (Böhm, Holfelder, Faigl, Heinrich, Sauter) beschickten bzw. z. T. Spanns Werk gewidmeten (E. Kriek, ‚Othmar Spanns philosophisches Werk', J. Sauter zu Walter Heinrich, ‚Grundlagen einer universalistischen Krisenlehre') Rezensionsteil.

Bd. III, 1929/30, eröffnete mit Aufsätzen zur „Philosophischen Anthropologie" (Haering, Buytendijk, Burkamp, G. Lehmann, J. D. Achelis, Unger). Angefügt war ein adäquater Rezensionsteil mit Besprechungen zu K. E. Ranke (von Baeumler), Levy-Bruhl (Lehmann), H. F. K. Günther (Bauch), Freyer (Haering), Scheler (F. Seifert), Klages (Prinzhorn) und Daque" (Schröter). Es folgte: „Philosophie der Arbeit" mit Aufsätzen von Krueger, Freyer (‚Zur Philosophie der Technik'), Haering, Groethuysen (‚Die Idee der Arbeit in der bürgerlichen Welt - u. Lebensanschauung'). Dazu ein Sammelreferat Manfred Schröters zur neueren Literatur über Philosophie der Technik und Rezensionen von Larenz, Binder, Baxa und Kriek zu sozialphilosophischen Arbeiten. Den Band setzte fort ein Heft zum Thema: „Geschichtsphilosophie und Gegenwart" mit Beiträgen von Emil Brunner, Ipsen (‚Lothringen und die europäische Geschichte'), Kriek (‚Volk als Träger der Erziehung') und Erwin Reisner (‚Der geschichtsmetaphysische Sinn des Deutschtums und seiner Umwelt'). Verwandten Themen widmete sich ein Sammelreferat des Baeumler-Schülers Walther Voigtländer zum Werk Kriecks (‚Philosophie und Erziehungswissenschaft') und Besprechungen von Karl Larenz (zu G. Husserl, R. Stammler, W. Sauer, Ernst Simons ‚Ranke und Hegel') und Erich Keller (zu Binder, ‚Staatsraison und Sittlichkeit'). Das vierte Heft war kein Themenheft, enthielt aber Beiträge zur „deutschen Bewegung": Pichler: ‚Schicksal, Freiheit und Fügung';

H. Schwarz, ‚Deutsches Wesen und deutsche Weltanschauung‘ und Josef Bernhart, ‚Meister Eckart und Nietzsche‘.

Bd. IV, 1930/31

Das erste Heft thematisierte „Sprache und Bedeutung“ (u. a. mit Beiträgen von Ipsen, Weisgerber, Lipps), das Doppelheft 3/4 nahm sich der „Philosophischen Grundlegung der Mathematik“ an. Die praktische Philosophie blieb in diesem Band auf den Rezensionsteil des zweiten Heftes beschränkt, wo Kurt Hildebrandt (‚Das neue Platon-Bild‘), Erwin Reiner (‚Der Mythos des Ganzen‘) und Manfred Schröter (‚Technik als Kulturproblem‘) über Veröffentlichungen zu ihren Spezialthemen schrieben, während u. a. W. Voigtländer (zu E. Reisner, ‚Die Geschichte als Sündenfall und Weg zum Gericht‘), Erich Keller (zu Binder, ‚Die sittliche Berechtigung des Krieges und die Idee des ewigen Friedens‘) und Haering (zu Lessing, ‚Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen‘) in der Rubrik „Geschichtsphilosophie“ vertreten waren.

Bd. V, 1931/32

Das erste Heft erschien ohne besonderes Thema, bildete aber im Aufsatzteil ein soziologisch-historisches Schwergewicht: Karl Dunkmann, ‚Die Bedeutung der Zahl in der Soziologie‘; Friedrich Hielscher, ‚Das Reich und seine Umwelt‘; Ipsen, ‚Das deutsche Volkstum im Zeitalter Napoleons‘. Das Doppelheft 2/3 ging dann auf „Staatsrecht und Wirklichkeit“ ein und druckte Aufsätze von G. Leibholz (‚Zur Begriffsbildung im öffentlichen Recht‘), A. Köttgen (‚Nation und Staat‘), H. Herrfahrdt (‚Der Staat des 20. Jhs.‘), Liermann (‚Partei und Bund‘), W. Schüßler (‚Verantwortung‘), Scheuner (‚Staat u. Staatengemeinschaft‘), H. Fischer (‚Politik und Metaphysik‘); dazu Berichte von E. Forsthoff (‚Staatsrechts Wissenschaft und Weltkrieg‘) und E. R. Huber (‚Verfassung und Verfassungswirklichkeit bei Carl Schmitt‘). Larenz kritisierte im Rezensionsteil sechs Neuerscheinungen zur Staats- und Rechtsphilosophie (u. a. über den rechtsphilosophischen Versuch des Nationalrevolutionärs Friedrich Hielscher, ‚Die Selbstherrlichkeit‘).

Bd. VI, 1932/33

Der letzte Jahrgang vor der NS-Machtergreifung veröffentlichte die auf der Breslauer Tagung von 1930 (‚Ganzheit und Form‘) gehaltenen Vorträge, ferner sehr ausführliche Berichte zur Sozialphilosophie (F. Blaschke zu R. Michels, ‚Der Patriotismus‘), Soziologie (u. a. eine Freyer-Besprechung des Hamburger Marx-Forschers Siegfried Landshut: ‚Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft‘ und Ipsen zu K. A. Wittfogel, ‚Wirtschaft und Gesellschaft Chinas‘), Ethnologie (W. Bloßfeldt zu B. Malinowski, ‚Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwestmelanesien‘) sowie zur Wirtschaftswissenschaft (u. a. F. Bülow zu Carl Landauer, ‚Planwirtschaft und Verkehrswirtschaft‘ und E. Heimann, ‚Kapitalismus und Sozialismus‘).

Politische Philosophie bei Krueger, Fischer und Ipsen

Unter all diesen Anstrengungen, die Philosophie im „Praktischen“ zu verankern, verknüpften gerade Krueger, Freyer und Ipsen die politische Dimension der Praxis mit dem Begriff des Volkes, während der nationalrevolutionäre Ernst Jünger-Freund Hugo Fischer seine weltpolitischen Visionen zunehmend aus der Negation völkischer Selbstbehauptung entfaltete. Im Vergleich mit der älteren DPhG-Mannschaft um Wundt und Bauch gaben sie aber alle die wertphilosophische Bindung des Volksbegriffs, und damit die regulative Idee der „Kultur Menschheit“ und ihrer universellen, „ewigen“ Werte fast vollständig preis. Für Frey-

er war das reorganisierte „politische Volk“, das das Proletariat sozialstaatlich domestizierte und den Klassenkampf beendete, das den Weg aus der Entfremdung fand in die Selbst-Bewußtwerdung und Formung eigener kultureller Überlieferung, die einzige Kraft, die sich der „globalisierten Weltzivilisation“ und ihrem verselbständigten „sekundären System“ entgegenstemmen konnte. Nur das politisch geeinte Volk verhindere den Prozeß, in dessen Verlauf der abstrakte Universalismus des liberal-kapitalistischen Systems die Menschen aus allen sinnhaften Bezügen löse, um sie als Masse atomisierter Individuen seiner Herrschaft zu unterwerfen.⁷⁶⁸ Freyers Förderer Krueger legte keine ähnlich stringente politische Philosophie des Volkes vor, aber seine „Ganzheits“-Psychologie war doch kulturkritisch und politisch in Freyers Sinn instrumentalisierbar.

Felix Krueger

Krueger, geboren am 10. August 1874 in Posen, wo der Vater als Fabrikbesitzer zur deutschen Oberschicht gehörte, verließ 1893 das Humanistische Gymnasium Posens, um in Straßburg, Berlin und München Philosophie, Geschichte, Nationalökonomie und Physik zu studieren. In München promovierte er 1897 bei Lipps und Cornelius mit einer für sein weiteres Werk richtungsweisenden Arbeit: ‚Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie‘. Von 1897 bis 1899 arbeitete er an Wundts Institut für experimentelle Psychologie in Leipzig. Bis 1901 war er als Assistent von Götz Martius in Kiel tätig, um dann wieder in gleicher Eigenschaft zu Wundt zurückzukehren, der ihn 1903 mit der Studie: ‚Das Bewußtsein der Konsonanz. Eine psychologische Analyse‘ (PV: ‚Zur Psychologie der wirtschaftlichen Arbeitsgliederung‘) habilitierte. 1906 ging Krueger für zwei Jahre als ord. Prof. und Direktor des Laboratoriums für angewandte Psychologie an die Universität von Buenos Aires. 1909 erhielt er eine pl. ao. Professur in Leipzig (AV am 8. 7. 1910: Völkerkunde und Psychologie), 1910 ein Ordinariat in Halle. Im Rahmen des deutsch-amerikanischen Professorenaustausches lehrte Krueger 1912/13 an der Columbia University in New York. Trotz seiner vierzig Jahre meldete er sich 1914 als Kriegsfreiwilliger und nahm 1916 als Leutnant der Landwehr an den Kämpfen vor Verdun (Douaumont), um Cambrai, an der Somme und am Rumänienfeldzug teil. 1917 berief man ihn zum Nachfolger Wundts nach Leipzig, von wo aus er 1917/18 noch eine ausgedehnte Vortragstätigkeit im Rahmen des „vaterländischen Unterrichts“ entfaltete, u. a. vor sächsischen Truppen in der Ukraine. Der preußische Kriegsminister beauftragte ihn mit Plänen zur geistigen Kriegsführung, die aber infolge des deutschen Zusammenbruchs nicht mehr umgesetzt wurden.⁷⁶⁹ Über seinen politischen Standort und den seiner Institutsmitglieder berichtete Krueger 1939: Das Psychologische Institut galt seit 1918 als „völkische Zelle“, deren „deutsche Gesinnung“ bespöttelt, deren Aktivitäten bei Regierung und Stadtverwaltung Antipathien weckte. Krueger gewährte einen Einblick in den Umfang dieses Engagements, das vom Wehrdienst im Leipziger Zeitfreiwilligen-Regiment gegen die bewaffnete Linke (1919/20), bis zum Aufbau eines Vortragswesens reichte, das als Widerlager zu „Einrichtungen marxistischer Schulung“ (VHS und Arbeiterbildungsinstitut) gedacht war. Anfang 1918 gründete er eine „Gesellschaft für deutsche Volksbildung“, die zum Jahresende in Stapels Fichte-Gesellschaft

768 Hier zusammengefaßt nach der konzisen Analyse von Sieferle 1995, S. 172ff.

769 UAL, PA 664 a-c; PA Krueger. StAD, Vobi 10281/199, PA Krueger 1909-1944. - Heuss 1953, S. 326f. - Undeutsch 1982. - Geuter 1985.

überführt wurde. Krueger leitete deren mitteldeutsche Ortsgruppe bis in die 30er Jahre, unterstützt von seinen Schülern Hans Volkelt, Friedrich Sander und Karlfried Graf Dürckheim-Montmartin. Früh erwarb er die Mitgliedschaft im KfDK und hielt seit etwa 1930 Vorträge im NS-Studentenbund und im NSLB.⁷⁷⁰ Imposant wirkt das Spektrum der weitgehend zum deutschnationalen Milieu gehörenden Auditorien, die dem Vortragsredner Krueger vor 1933 lauschten: Brunstäds Spandauer Johannesstift, diverse Ortsgruppen der Fichte-Gesellschaft, der Neue Sächsische Lehrerverein (eine Gegenründung zum alten, „roten“ Lehrerverein), die Gesellschaft Deutscher Staat, die Vereinigten Vaterländischen Verbände und die Offiziere der Infanterieschule Dresden zählten dazu. Ebenso die Studenten des Bauhauses Dessau (vor einer „politisch radikalen Künstlerschar“ habe er dort sprechen müssen), die deutsche Sängerschaft, Fachpublikum wie sächsische Betriebsärzte, Handlungsgehilfen und Volkshochschullehrer, ober Schlesische Ingenieure und rheinische Arbeitswissenschaftler („Werkarbeit und der ganze Mensch“).⁷⁷¹ Wie Wundt, Schwarz und Bauch wirkte Krueger also im deutschnationalen Bildungsnetzwerk, wo es sich von selbst verstand, den Aufruf gegen den Young-Plan zu unterzeichnen, eine in der Universität untersagte Protestrede gegen Versailles provokatorisch in eine Hochburg des „kommunistischen Proletariats“ zu verlagern – geschützt von Leibwächtern, die der NS-Studentenbund stellte, oder 1932 für Hindenburgs Wiederwahl einzutreten.⁷⁷²

Ulfried Geuter hat die Verzahnung des erkenntnistheoretisch-psychologischen Werkes und der politischen Präferenzen Kruegers näher untersucht, um das anti-demokratische Potential der von Krueger begründeten Leipziger Ganzheitspsychologie auszumachen. Der in den 20er Jahren umlaufende Ganzheitsbegriff, die ihm inhärenten Assoziationen von sozialer Harmonie, Einordnung des Individuellen ins Allgemeine, auch seine sozialpsychologische Übersetzung in „Gemeinschaft“, habe aber nicht automatisch zu demokratiekritischen Positionen geführt, was Geuter am Beispiel von Driesch und William Stern nachweist. Krueger unternehme es dagegen, seine Ganzheitstheorie in die Kategorien „rechtskonservativen Denkens“ zu integrieren. Er wähle einen subjektivistischen Ausgangspunkt, der die ganzheitliche Gefühlswahrnehmung dem unmittelbaren Erlebnis zuordnet. Diese erfahrbaren Erlebnisganzheiten hypostasiiere er zur seienden Ganzheit, zum „Seinsgrund der Erlebnisse“. Und er gehe noch einen Schritt weiter in der Forderung, wonach ganzheitliche Struktur nicht nur Seiendes sei, sondern unbedingt Seinsollendes (das absolut Wertvolle, das schon in Kruegers Dissertation von zentraler Bedeutung sei). Damit habe Krueger die innerwissenschaftlichen Fragestellungen in Richtung Zeitkritik verlassen. Es ist zweifellos richtig, wenn Geuter feststellt, daß Krueger mit dem Ganzheitsbegriff auf eine als Zerfall wahrgenommene politische und soziale Entwicklung antwortete und als Theoretiker zu innerer Geschlossenheit beitragen wollte, die er in der sozial und weltanschaulich zerklüfteten Parteien-Demokratie Weimars nicht gewährleistet sah. Auf diese von ihm erfaßte Kehrseite moderner Zivilisation sei er aber mit einem kulturkonservativen Patentrezept zur Stelle: der Ersetzung von Gesellschaft durch Gemeinschaft. Heilung der Zivilisationsschäden verspre-

770 Krueger 1939, S. 282ff. – Gegenüber dem REM gab Krueger 1935 an, er sei dem KfDK „bald nach Gründung“ beigetreten (BAK, R 21/10011, Bl. 5567). Bei Leaman 1993, S. 56, wird daraus „Gründungsmitglied“; die Pläne zur geistigen Kriegführung 1917/18 werden von Leaman nicht erwähnt.

771 E. Wundt 1934, S. 130-134.

772 Krueger 1939, S. 287. UAL, PA 664 b, Bl. 151; Personalbogen Krueger 1936. – Krueger 1932b.

ehe er sich von einer Rück-Bindung des im Zivilisationsprozeß atomisierten Individuums in transpersonale Ganzheiten, ursprüngliche Gemeinschaften: Ehe, Familie, Sippe, Bünde, Volk. Und es ist auch nicht falsch, wenn Geuter meint, Krueger begreife diese Gemeinschaften als biologische Einheiten, obwohl er kein biologischer Reduktionist war. Denn Rasse blieb für ihn ein primär geistiges Phänomen, was ihn hinderte, einen theoretischen Anschluß an die nationalsozialistische Rassenlehre zu suchen und ihn auch davon abhielt, sich nach 1933 judengegnerisch zu gebärden.⁷⁷³ Daß Krueger die parlamentarische Demokratie Weimars nicht sonderlich liebte, daß seine Gemeinschaftspsychologie irgendwie mitwirkte, ein „wissenschaftliches Klima“ zu schaffen, worin „faschistische Weltanschauung“ gedeihen konnte (Geuter), markiert die politische Position Kruegers allerdings so ungenau, wie dies mit Hilfe der beliebten meteorologischen Wendungen von Klima und Atmosphäre nun einmal nicht anders möglich ist. Wenn man wie Geuter konzediert, Krueger sei der „Entfremdungsthematik“ nahe, dann sollte man nicht unterschätzend kritisieren, er habe deren Ursache und Heilung nur in seelischen Einstellungen, nicht in den sozialen Verhältnissen gesehen.⁷⁷⁴ Denn von der Notwendigkeit konkreter sozialpolitischer Reformen war der Fabrikantensohn Krueger überzeugt. Keineswegs beiläufig erwähnte er in der Würdigung seines Lehrers, wie Wundt zu Beginn seiner akademischen Laufbahn als Mitglied der badischen Ständekammer und Vorsitzender des Heidelberger Arbeiterbildungsvereins mit Friedrich Albert Lange und August Bebel in der Hoffnung zusammenarbeitete, den Klassengegensatz reformistisch zu entschärfen, dabei auch, wie Lassalle, auf die nationale Integration der Arbeiterschaft setzend.⁷⁷⁵ Wundts Kriegsschrift über ‚Die Nationen und ihre Philosophie‘ klang 1915 in einem Bekenntnis zu Lassalle aus, dessen nationaler Staatssozialismus den seit 1864 in der Arbeiterbewegung dominierenden internationalen Kommunismus ablösen werde, was natürlich den weiteren Ausbau sozialer Reformen bedinge.⁷⁷⁶ Und mehr als eine bloß rhetorische Verbeugung lag in Kruegers Gegenüberstellung der deutschen Arbeiterbewegung, die über ökonomische Forderungen ihre sittlichen Ziele nicht vergesse, und der „ideenmäßig“ erstarrten bürgerlichen Parteien.⁷⁷⁷ Aus ähnlichen Bekundungen darf man aber folgern, daß Krueger Wundts staatssozialistischen Optimismus skeptisch betrachtete, weshalb sich bei ihm selbst die Gewichte zugunsten bildungspolitischer Beeinflussung sozialer Bewegungen verschoben. Doch weniger aus prinzipiellem Idealismus als aus der Erfahrung der sowjetischen Revolution, die er nicht deshalb ablehnte, weil sie das Bürgertum liquidierte und das Privateigentum sozialisierte, sondern weil dort, im „großindustriellen Schemata“, die Entfremdung des Menschen zum Prinzip der Arbeit gemacht werde, in einem Ausmaß, das das Menschsein „von Grunde aus“ in Frage stelle.⁷⁷⁸ Wenn ihm das industrielle System, gleich ob in kapitalistischer oder kommunistischer Realisierung, ein zu beseitigendes Übel war, dann wundert es nicht, wenn Krueger auch mit dem Klassenkampf der

773 Geuter 1985, S. 58ff.

774 Ebd., S. 66.

775 Krueger 1922b, S. 3. Ausführlich über den Politiker Wundt: Petersen 1925, S. 24ff.

776 W. Wundt 1915, S.153f.

777 Krueger 1919, S. 16.

778 Krueger, Das Problem der Ganzheit (zuerst auf der Breslauer DPhG-Tagung 1930), 1953, S. 151ff. (174). Ähnlich über die Revolutionierung des Arbeitslebens in der UdSSR, ders. 1929c, S. 161, auch hier im Kontext einer Klage über kapitalistische Vernutzung der Natur und mechanisierte Arbeitswelt, die immer weniger erkennen lasse, wo das „eigentlich Menschliche“ darin vorkomme.

Völker liebäugelte. Die Deutschen hätten dabei die mit der Versailler Neuordnung einhergehende Ausbeutung Ost- und Mitteleuropas durch das organisierte westliche Großkapital als schlechtere Alternative zu ihrer eigenen „Mitteleuropa“-Idee zu vermitteln. Gegen die „geschichtslosen Abstraktionen“ des Westens in diesem Raum achte die deutsche Ordnungsidee auf „die Erhaltung der eigenwertigen Kulturen“. Wären die wilhelminischen Eliten nicht selbst materialistischem Denken so verfallen gewesen, daß ihr wirtschaftlich-militärischer Annexionismus die Oberhand gewinnen konnte, hätte sich die kooperative politische „Mitteleuropa“-Strategie bereits vor 1918 durchgesetzt.⁷⁷⁹

Ein historisches Phänomen, das für Krueger den Kern der zivilisatorischen Krise ausmachte, ist Geuter nicht einmal eine Erwähnung wert: Der Geburtenrückgang in Europa und im weißen Amerika. Demographische Abstürze folgen notwendig aus einer individualistisch-materialistischen Weltanschauung. Wer wie der westeuropäische Liberalismus und seine bolschewistischen Fortsetzer die Welt vom Dogma des autonomen Individuums aus konstruiere, könne soziale Ordnungen nur zweckrational, als Kollektivbildungen verstehen. Konsequent werde die Familie zur Disposition gestellt, die gesellschaftliche Erziehung in Kinderkrippen u. ä. propagiert, die Möglichkeiten der Abtreibung erweitert („Das keimende Leben abzutöten wird etwas Alltägliches. Man will dazu, wie in Rußland, freie Hand gewinnen“⁷⁸⁰) und das Scheidungsrecht liberalisiert.⁷⁸¹ Hinter dieser Kritik der Folgen liberaler Lebensauffassung trat Kruegers Verhältnis zur demokratischen Weimarer Verfassung ganz zurück. Ihm wie den meisten anderen Exponenten der DPhG ging es nicht um konstitutionelle Hüllen der Industriegesellschaft, da nach seiner Einschätzung die unheilvolle Entwicklung „schon seit den 80er Jahren im Gange“ sei⁷⁸² und sich unabhängig von Demokratie und Monarchie vollziehe. Die Auflösung der Familie und sinkende Geburtenzahlen indizierten innenpolitisch, was Krueger im scheinbar peripheren Zerfall ziviler Umgangsformen, etwa im alltäglichen Vandalismus wahrzunehmen meinte⁷⁸³: die sich ankündigende inhumane Endstufe des okzidentalen Rationalismus. Sie werde außenpolitisch dazu führen, das Abendland im Chaos versinken zu lassen und den „minder edlen Rassen“ die Tür öffnen. Dafür gebe es erste Anhaltspunkte bereits an den deutschen Ostgrenzen.⁷⁸⁴ Hier entdeckte

779 Ders. 1919, S. 8f.

780 Krueger 1932a, S. 12. Unschwer ist auch hier eine aktuelle Bezugnahme auf die von KPD, SPD und Liberalen getragene Kampagne gegen den § 218 RStGB zu erkennen, die gerade 1930 mit ‚Cyankali‘, einem Agitprop-Stück des KPD-Literaten Friedrich Wolf, beträchtliche Öffentlichkeitserfolge erzielte.

781 Ebd., S. 5f. - Daß die sozialistischen Ideale in dem jüdischen Psychologen Alfred Adler einen lauten Fürsprecher fanden, wirkte auf Krueger als besonders unverschämte Provokation, die er seinerseits psychoanalytisch erklärte: „Denen, die in irgendeinem Sinne aus dem Gettho [sic!] kamen, gilt als höchste Führungsweisheit Minderwertigkeitsgefühle wegzunehmen, durch Erziehung und ärztliche Einflüsse.“ Wenn Adler im Interesse der Chancengleichheit die Familie kurzerhand als überlebt abtue, vermutete Krueger nicht ganz zu Unrecht eine egalisierende Anmaßung im assimilatorischen Interesse und reagierte dementsprechend empört: „Das sagt man mit einer gewissen Frechheit uns ins Gesicht, auch denen, die es aus Erfahrung besser wissen: daß nämlich unsere innigsten, unsere Halt und Dauer gebenden Kräfte aus den edlen und gesunden Familien herkamen, denen wir entstammen.“

782 Ebd., S. 15.

783 Ders 1922a, S. 32: Zum ersten Mal seit 1914 könne man beobachten, wie Polster in Zugabteilen herausgeschnitten und Gepäcknetze geplündert würden.

784 Ders., Das Problem der Ganzheit (1930) 1953, S. 176.

der in Posen aufgewachsene, dort für Volkstumsfragen sensibilisierte Krueger den slawischen Bevölkerungsdruck auf die dünner besiedelten preußischen Ostprovinzen als „Volksnot des Ostens“ und empfahl die Initiativen des „Bundes der Kinderreichen“ als vorbildlich, um auf „eine planmäßige Befestigung des Deutschtums an der Ostgrenze“ hinzuwirken.⁷⁸⁵ Krueger erhoffte Rettung nicht, wie Geuter angibt, allein von der Rückkehr der Frauen an den Herd oder der Steigerung der Geburtenziffern. Seine Rezepte reichten von der Änderung der Steuergesetzgebung über den Vorschlag einer zusätzlichen Wählerstimme für Kinderreiche bis zu Bodenreform, Siedlung und Reagrarisierung. Auch das Reichsgesetz zur Jugendwohlfahrtspflege, das im Sinne der WRV die öffentliche Fürsorge zugunsten der Familienfürsorge reduzieren sollte, fand Kruegers Zustimmung. Mit dem Anstoß zur Arbeitsrechtsreform und der Perspektive, „neue Ordnungen, neu geformte Einrichtungen des gemeinsamen Lebens“ zu schaffen, die familienfreundlicher sein sollten, näherte er sich – recht ungenau freilich – staatssozialistischen Ideen, da er anregte, ganze Branchen im übergeordneten volkswirtschaftlichen Interesse zusammenzulegen.⁷⁸⁶ Wenn Geuter behauptet, Krueger habe die sozialen Hintergründe des Zerfalls der Familie nicht beachtet und die ungenügende, weil politisch reaktionäre Alternative einer Reintegration der freigesetzten Individuen in ursprüngliche Gemeinschaften angeboten, die dann nach 1933 als Volksgemeinschaft mit terroristischen Mitteln als „Schein-Ganzes“ hergestellt worden sei, so insinuiert er, daß gesteigerte Einsicht in die „Wechselwirkung von Individuum und Gemeinschaft“, also mehr „Aufklärung“ und materielle Besserstellung die Kosten der Verdinglichung minimierten.⁷⁸⁷ Dabei schildert Krueger die sozialen Folgen der Industrialisierung in naturalistischer Drastik, wenn er die proletarisierten Massen der Entwurzelten in ihren großstädtischen „Wohnhöhlen“ erwähnt und jene vom rechenhaften kapitalistischen Bewußtsein installierte „gesteigerte Apparatur des Lebens“ als Gewalt versteht, die alles Humane erdrücke.⁷⁸⁸ Über soziale Hintergründe war er also gut informiert, doch erwartete er weder von der Verschärfung liberaler Selbstverwirklichungsforderungen noch vom radikalen Wandel materieller Verhältnisse gesellschaftspolitisches Heil. Zerfalle die Familie doch besonders in materiell saturierten Oberschichten am schnellsten („im äußersten Westen Berlins sind gerade die Wohnviertel der Reichen still geworden von Kinderstimmen“⁷⁸⁹), und selbst die Revolutionierung des ganzen sozialen Systems verschlimmere die familienfeindliche Arbeitssklaverei nur, wie man am Beispiel UdSSR erlebe. Zweifellos mißtraute Krueger dem in West und Ost gepflegten Mythos der Vernunft. Vor allem schätzte er die Chancen sehr skeptisch ein, soziale Einheit und Gruppensolidarität allein aus rationaler Übereinkunft zwischen autonomen Individuen zu stiften, ohne emotionale, unverfügbare, durch Abstammung, Geschichte und Kultur bedingte Faktoren dabei in Rechnung zu stellen. Seine eigenen, von ihm nie zusammenhängend dargelegten, geschweige denn zu einer politischen Philosophie ausgereiften, insgesamt aber vielleicht zu optimistisch auf Möglichkeiten seelischer Regeneration von

785 Ders. 1932a, S. 16.

786 Ebd.

787 Geuter 1985, S. 66f. Geuter argumentiert dabei durchgehend auf der Linie von Lukács und Marcuse, verschmäht aber auch nicht die von Peter Brückner verteilten Etiketten („mythische Schau“).

788 Krueger 1932a, S. 11; ders. 1929b, S. 158; ders., *Entwicklungspsychologie der Ganzheit* (1939/40), 1953, S. 268ff. (319); vgl. a. ders. 1930a+b; 1932c+d.

789 Ders. 1932a, S. 12.

„Massengesellschaften" vertrauenden Optionen, sie dürfte man trotzdem nur dann als „irrationalistisch" kritisieren, wenn man fünfzig Jahre später Kruegers Skepsis zu ignorieren und wie Scheerer⁷⁹⁰ noch unirritierbar über die „Dämme der Vernunft" zu sprechen wagt, die gegen „die Fluten der Unvernunft" aufzurichten seien.⁷⁹¹

Hugo Fischer

Es ist üblich, Hugo Fischer, der die „Blätter" unter Kruegers Verantwortung herausgab, im nationalrevolutionären Lager, im Kreis von Niekisch und Ernst Jünger, anzusiedeln.⁷⁹² Ungeachtet persönlicher Beziehungen in diese Richtung - vor allem eingedenk seines Ranges als Mentor Jüngers - und sporadischer Mitarbeit an Niekischs „Widerstand", ist aber fraglich, ob für ihn Volk und Nation einen so hohen politischen Stellenwert einnahmen wie für Niekisch oder gar für Krueger und Freyer.

Fischer wurde als Sohn eines Schriftstellers am 17. Oktober 1897 in Halle geboren und besuchte, nachdem er beide Eltern früh verloren hatte, das Dresdner Kreuzgymnasium. Gleich nach dem Abitur meldete er sich 1916 als Kriegsfreiwilliger und nahm an der Westfront an Stellungskämpfen teil. Dabei wurde er 1917 nach Artilleriebeschuß verschüttet und so schwer verwundet, daß man ihn aus dem Heer entließ. Nach einer Zeit als Hauslehrer in der Provinz Posen, begann er Ende 1918 sein Studium in Leipzig (Philosophie, Psychologie, Geschichte, Indologie). Krueger promovierte ihn 1921 mit einer Arbeit über ‚Das Prinzip der Gegensätzlichkeit bei Jakob Böhme'. Krueger war es auch, der ihn 1926 aufgrund einer Studie zu ‚Hegels Methode und ihre ideengeschichtliche Notwendigkeit' habilitierte.⁷⁹³

Nach 1933 denunzierte man Fischer als Edelkommunisten, der zu Beginn der „Novemberherrlichkeit" ganz links gestanden habe und während der schweren Kämpfe gegen die Kapp-Putschisten in Leipzig „auf kommunistischer Seite" mit der Waffe in der Hand gesehen worden sei. Erst im Verlauf der 20er Jahre habe er sich den „Anschein der Verbürgerlichung" zu geben gewußt, ohne jedoch seine „Verbindung mit der Kommune" zu kappen. Auch unterhalte er Beziehungen zu Masaryk, sei gar von dem tschechischen Staatspräsidenten schon persönlich empfangen worden.⁷⁹⁴

790 Dieses Fazit einer Kritik an den politischen Bezügen von Kruegers Ganzheitspsychologie formuliert Scheerer 1985, S. 15ff. (41).

791 Vgl. Geuter 1985, etwa S. 66, mit positiver Bezugnahme auf Marx, der anders als Krueger davon überzeugt war, daß freie Individuen durch die Kenntnis der Totalität sozialer Verhältnisse deren Entwicklung steuern könnten. Ähnlich konterkariert Geuter Kruegers Kritik am bolschewistischen Kollektivismus spöttisch mit der Bemerkung, dessen biologischen Widersinn erläutere er mit einem Hinweis auf die Brutpflege der Vögel (S. 69). Bedenklich auch Geuters These, Kruegers Ganzheitspsychologie sei um „invariante Wesenheiten" zentriert, seine Gemeinschaftsideologie mithin ahistorisch. Wellek 1950, S. 21, kommt der Sache wohl näher, wenn er für den substanziellen Seelenbegriff Kruegers Bezeichnung der „plastischen Konstanz" betont, die den alten Gegensatz von beharrendem Sein und prozesshaftem Dasein aufhebe und Sein und Werden als Ineinander verstehe. Kruegers „naturgewachsene Gemeinschaften" müssen also dem historischen Wandel nicht so weit entzogen sein, wie Geuter glauben machen will.

792 Mohler 1978, S. 115f.

793 UAL, PA, Bl. 1-11; Habil.-Verfahren Fischer. Die venia war ihm am 24. 7. 1926 nach einem PV. über Die nicht-erkenntnismäßigen Bedingungen des philosophischen Schaffens verliehen worden.

794 BAK, NS 15/202, Bl. 172-192 (182/83); Bericht über Herrn Prof. Hans Freyer (Th. Foerster an Dienststelle Rosenberg v. 6. 6. 1935). Die Verbindung zur „Kommune", noch im November 1932, sollte deshalb nachzuweisen sein, weil der Stapo Dresden ein Schreiben über eine Zeitschriften-

Doch gerade die enge Beziehung zu Krueger, der als Zeitfreiwilliger in Leipzig 1919/20 auf gegenrevolutionärer Seite stand, spricht gegen ein aktives kommunistisches Engagement Fischers. Seine Marx-Monographie von 1932 kam im Krueger-Freyer-Umfeld marxistischen Positionen wohl am weitesten entgegen, ließ aber die weltrevolutionär-klassenkämpferischen, materialistischen Elemente deutlich hinter der antibürgerlichen und antikapitalistischen Ablehnung des industriellen Systems zurücktreten⁷⁹⁵

Anders, und damit entfernte Fischer sich tatsächlich vom Nationalismus der DPhG-Exponenten wie Krueger, stand es mit seinen außenpolitischen Ideen. Diese Vorstellungen - hier führen die Angaben des Denunzianten von 1935 ausnahmsweise auf die richtige Fährte -, die er 1930 in der Festschrift zum 80. Geburtstag des tschechischen Philosophen-Präsidenten Thomas G. Masaryk veröffentlichte, müssen schon aufgrund des Erscheinungsortes als Politikum verstanden werden. Im Tenor zwar weniger emphatisch als die Eloge des Leipziger Kollegen Driesch über Masaryk als „ethischen Staatsmann“⁷⁹⁶, aber immerhin: Das tschechische Staatsoberhaupt galt nicht nur in deutschen Rechtskreisen als Unterdrücker der Sudetendeutschen. Schließlich hatte die Weimarer Außenpolitik wegen dieses starken deutschen Bevölkerungsanteils in der CSR (3,3 Millionen Deutsche neben 6,7 Millionen Tschechen) sich stets revisionistische Optionen offen gehalten. Von der im Sudetenland politisch tonangebenden deutschen Sozialdemokratie wurden Masaryk und sein Außenminister Benesch dafür verantwortlich gemacht, daß Tschechen die rein deutsch besiedelten böhmischen Landesteile 1918 militärisch annektierten, die Deutschen unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechts in die CSR zwangen und mit Sprachgesetzen sowie mit einer zur tschechischen Kolonisation deutscher Gebiete instrumentalisierten Bodenreform alle Voraussetzungen schufen, um aus ihnen Bürger zweiter Klasse, „Europäer minderen Rechts“⁷⁹⁷, zu machen. Eine Masaryk erwiesene Referenz, noch dazu 1930, als die ersten Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise nationale Spannungen in der CSR sozial aufluden, zu Papier gebracht von einem im benachbarten Leipzig wirkenden Dozenten, der die Zeitschrift einer mindestens als „national“ beleumundeten Philosophischen Gesellschaft herausgab, deren

Bestellung („Der rote Aufbau“) in die Hände gefallen war, die das Soziologische Institut via Fischer bei einem Verlag Willi Münzenbergs aufgegeben hatte.

795 Fischer 1932a.

796 Driesch 1930b, S. 288.

797 So im Rückblick die Umschreibung des sudetendeutschen Sozialisten Wenzel Jaksch 1958, S. 251. Als extreme Gegenposition sei eine bundesdeutsche Dissertation über den „sudetendeutschen Volkstumskampf“ erwähnt, die nachzuweisen versucht, daß die nationale Frontbildung „endogenen Faktoren“ geschuldet war und Versailles mit den ethnischen Konflikten eigentlich nichts zu tun hatte! Da es sich bei den Sudetendeutschen um eine 1918 ohnehin im sozioökonomischen Abstieg befindliche Volksgruppe handelte, die ihre Lage durch „doktrinäres Bestehen auf das Selbstbestimmungsrecht“ (sie: immerhin der Dreh- und Angelpunkt der völkerechtlichen Neuordnungs-Konzeption Präsident Wilsons!) selbst verschlimmert habe, wo sie doch ihren „nationalen Narzißmus“ im Wege der „Aus-söhnung“ mit der aus dem Industrialisierungsprozeß als „moderne Nation“ hervorgegangenen CSR hätte überwinden können, läuft es bei Jaworski 1977, S. 11, 43-55, auf das Schema hinaus: regredierende Antimodernisten verschließen sich „vernünftiger Diskussion“ und tragen mit ihrer „präfaschistischen Volkstumspolitik“ zur Zerstörung eines fortschrittlichen Gemeinwesens bei. Der ausufernd Adorno et al. zitierende Vf. bedankt sich bei Broszat und Graml vom IfZ für die „kritische Durchsicht“ des Manuskripts.- Ohne den Ehrgeiz, die vorgebliche „Psychopathologie“ der Sudetendeutschen darzulegen, dafür mit den historischen Tatbeständen ungleich vertrauter: Prinz 1991, S. 369-427.

Vorsitzender Krueger im Herbst 1930 in Breslau darüber klagte, Schlesien sei seit Versailles ein Land der verstümmelten Grenzen und auch anderswo werde unser Volkstum brutal niedergehalten und blutig verfolgt⁷⁹⁸ - das kam in diesem Umfeld einem intellektuellen Landesverrat recht nahe.

Auch inhaltlich: Denn schon die Überschrift verknüpfte die „Weltanschauung Masaryks“ mit dem „Europäertum“. Masaryk - der gute Europäer: das schien auf den Verfasser der Programmschrift über ‚Das neue Europa‘ (1922) zu passen, aber nur wenn man den Realpolitiker vergaß, dem schon Zeitgenossen nicht zu Unrecht anlasteten, die CSR in der „Kleinen Entente“ und im Militärbündnis mit Frankreich (1924) zum Garanten des gegen Deutschland gerichteten Pariser Mitteleuropakonzepts degradiert zu haben. Dies sei in einer Balkanisierung Ost- und Mitteleuropas geendet, also in eine der Einigung Europas entgegengesetzten Politik nationalistischer Zersplitterung.⁷⁹⁹ Mit Blick auf die Verfassungsgeschichte der CSR, einer Republik, die sich als Schöpfung ausschließlich des tschechischen Volkes verstand, und deren Konstrukteure 1919 unter Ausschluß der Deutschen, Magyaren und Ukrainer die Konstitution berieten und verabschiedeten, mutet folgende Bemerkung Fischers über Masaryks „europäischen Realismus“ zynisch an: „Die Wege der Nationalisten durchkreuzt er schon vor dem Kriege. Er sieht schon vor der Geburt seines Staatswesens klar, daß seine Verfassung so sein muß, daß es sich in ein homogenes System zentraleuropäischer Staaten einordnet, daß es sich nur so halten kann.“⁸⁰⁰ Die Gemeinsamkeit der CSR mit anderen europäischen Staaten läge danach in ihrer demokratischen Verfassung. Dabei herrschte in der CSR nicht *das* Volk, sondern *ein* Volk, das tschechische, das nicht einmal den blutsverwandten Slowaken die 1917 von Masaryk versprochene Autonomie gewährte. Und noch in einer anderen Hinsicht dürfte Fischer den falschen Patron für sein Europakonzept gewählt haben. Denn seine Demokratien sollten antikapitalistisch sein, während Masaryks in den gegen die UdSSR aufgebauten cordon sanitaire eingefügte „kapitalistisch-bourgeoise“ CSR noch fünfzig Jahre nach ihrem Untergang von kommunistischer Seite geschmäht wurde, weil ein „ausgeprägter Antikommunismus und Antisowjetismus für den „neuen Staat“ Masaryks „charakterisch“ gewesen sei.“⁸⁰¹

Schließlich, und damit geriet Fischer für jeden politisch aufgeweckten Zeitgenossen in den krassesten Widerspruch zur Realität nicht nur der nationaldemokratisch konstituierten osteuropäischen Staaten mit ihren ungelösten „Minderheitenfragen“, deklarierte er die Demokratie als zukunftssträchtige europäische Verfassungsform gerade deshalb, weil sie, und nur sie, „Raum für eine polymorphe Vielheit von Rechten“ biete, so daß Minderheiten in allen Schichten gegen „Vergewaltigung“ gesichert seien.⁸⁰²

798 Krueger 1932c, S. 1, und 1932d, S. 138 (Vorrede zum Tagungsheft und Rede auf der DPhG-Tagung in Breslau, Herbst 1930).

799 Jaksch 1958, S. 228, zitiert einen Zeitungsbericht Alfred Webers, demzufolge der Heidelberger Soziologe die Aufforderung Masaryks, eine deutsche Ausgabe von ‚La Nouvelle Europe‘ herauszugeben, deshalb ablehnte, weil er zu unterscheiden wußte, „zwischen der Fassade der Masarykschen Philosophie und der Realität des losgebundenen Nationalstaats-Egoismus“.

800 Fischer 1930, S. 80.

801 So einer der führenden Zeithistoriker der DDR, G. Hass 1988, S. 8.

802 Fischer 1930, S. 96f.

Hatte der Realpolitiker Masaryk nichts, der politische Philosoph wenig⁸⁰³ mit Fischers europäischen Projektionen zu tun, so läßt sich daraus nicht folgern, ein politischer Illusionist habe nur aufs falsche Pferd gewettet. Es blieb von der Substanz seiner Ideen jenseits dieses Mißverständnisses noch so viel, daß wesentliche Konvergenzen bestanden mit jenen nationalrevolutionären Denkern, mit denen Fischer auch persönlich umging. Man könnte schon in seiner Hoffnung auf die Vitalisierung Europas durch die „urchristliche Religiosität der Slawen“ Affinitäten zu Niekischs Ostorientierung vermuten (wenn auch niemand sonst im „Widerstandskreis“ auf das verhaßte „Zwischeneuropa“ von Frankreichs Gnaden setzte!). Und in der mit einem Zitat aus Trotzki's Erinnerungen begründeten Sorge, das Schwerkrieg der Welt könne sich von Europa nach den USA verlagern, begegnet man Niekischs antiwestlichen Affekten wieder.⁸⁰⁴

Doch reichte es nicht zum dezidierten Pro-Bolschewismus oder Anti-Romanismus - der „europäische Kommunismus und Faschismus“ galten Fischer als „Problem“, nicht als politische Möglichkeiten. Allerdings sollte Europa „antikapitalistisch“ werden, ein „neues föderalistisches Sozialrecht des europäischen Industrievolkes“ stehe am Anfang vom Ende des „europäisch-ökonomisch-liberalistischen Individualismus“.⁸⁰⁵ Und damit öffnete er die Tür zum Mythos des „Arbeiters“ seines Freundes Ernst Jünger. Gleichzeitig offenbarte er die Nähe zu Krueger, der Ganzheit und Form als Heilkräfte gegen die chaotische Entformung verstand, die er in der „politischen Krisis“ so präsent wähnte wie in den sozialpsychologischen Folgen der Industrialisierung. Denn Fischers „europäische Gesamtmetaphysik“ sah an Stelle des christlichen Gottes den „Arbeitsgott“, dessen Göttlichkeit sich in der erarbeiteten „Gestalt“, in Maß, Ziel und Grenze erhöhe. Europa war nicht allein demokratisch und anti-kapitalistisch, es war vor allem „bündisch“ im Sinne einer Gemeinschaft der praktischen Arbeit, die ihre Herrschaft über die Natur vervollständige und permanent erneuere, indem sie das Irdisch-Materielle in „Technik, Industrie, Wissenschaft, gesellschaftlicher und politischer Organisation“ zu „transsubstantialisieren“ versuche.⁸⁰⁶ Die nicht eben maßvolle Vision von den Vereinigten Staaten von Europa als „Reich Gottes“ diskreditierte das Paneuropa Coudenhove-Kalergis, das in Masaryk einen Fürsprecher hatte⁸⁰⁷, weil dies offenbar

803 Die drei Mitte der zwanziger Jahre in deutschen Übersetzungen verfügbaren Bücher über ‚Das neue Europa‘ (1922a), ‚Das Problem der kleinen Völker in der europäischen Krisis‘ (1922b) und ‚Die Weltrevolution 1914-1918‘ (1927) konnten einem Leser wie Fischer einige attraktive Schlagworte bieten: Trotz des erklärten Anti-Marxismus stellte Masaryk eine „Sozialisierung der inneren Verwaltung“ und ebenso unbestimmt das Ende der „Ausbeutung“ in Aussicht, schwärmte für „Assoziation“ und „Föderation“ in Europa, versäumte aber nicht, die „demokratischen“ = „amerikanischen“ Ideen gegen den „mittelalterlichen, theokratischen Monarchismus“ der Mittelmächte zu propagieren und für die Tschechen, die ja seit Hus und Comenius Kraft ihrer anti-theokratischen Tradition an jenen „Idealen der Humanität“ partizipierten, die von der „höchsten Kultur“, der anglo-amerikanischen, repräsentiert würden, den territorialen Anspruch auf Teile des theokratischen Preußen anzumelden und für die Polen sachwalterisch die Verfügung über das deutsche Danzig zu fordern! Masaryk 1922a, passim, besonders S. 45ff., 89, 128ff.

804 Fischer 1930, S. 93f.

805 Ebd., S. 90.

806 Ebd., S. 84.

807 Dem Grafen war es darum wohl vorbehalten, die Festschrift mit einem hymnischen Beitrag zu beschließen: ‚Präsident Masaryk‘ (Coudenhove-Kalergi 1930, S. 379-382). Fischer bewertete die Paneuropabewegung als „gesellschaftliche Modeangelegenheit“ (ebd., S. 86).

metaphysischer wie antikapitalistischer Dimensionen entbehrte. Sie schloß aber ebenso dessen prowestliche, paneuropäisch-imperialistische Elemente ein, wenn Fischer General Mangins vielzitiertem Satz zustimmte: „Europa hört erst in der Sahara auf.“⁸⁰⁸ Die Gleichartigkeit, „die ‚substanziellen‘ Gemeinschaftlichkeiten, die Homogenitäten“, die den europäischen Bund konstituieren würden, suchte Fischer also (hierin mit dem „Widerstandskreis“ in Einklang) nicht im Ethnischen.

Der europäische Bund umschloß „kooperativ Arbeitende“, die Europäer, den Norweger so gut wie die Bewohner „der jüdischen, arabischen, ägyptischen, türkischen Mittelmeergebiete“ (bis zur Sahara) und verband ihr „Arbeitertum“: „Das allgegenwärtige, begeisterungs- und verwandlungskräftige Feuer der Arbeit ist der Mythos, in dem sich die ‚zusammenarbeitenden‘ modernen Europäer verbunden wiederfinden.“⁸⁰⁹

Fischers in vielen Farben schillernder Europäismus speiste sich aus zwei Befürchtungen: 1. Der kleine Kontinent könnte von aufsteigenden weltpolitischen Konkurrenten ökonomisch-militärisch erdrosselt werden, und 2. liefere er seine Lebensordnung von selbst an die von ihm geschaffene „Vordergrundwirklichkeit“ von Technik, Wirtschaft und Politik aus und gebe sich freiwillig in „Dienste untermetaphysischer Mächte“, so daß sich anbiete, umgehend vor dem Amerikanismus zu kapitulieren und Europa der Verwaltung amerikanischer Wirtschaftsberater zu überlassen.⁸¹⁰ Europäische Selbstbehauptung verlange also, nationale Souveränität aufzugeben: „Das Prinzip des Nationalstaates ist bereits überholt.“ Spätestens seit Ende des Weltkrieges würden die Regierungen von international verflochtenen Finanzimperien und Trusts instrumentalisiert oder dirigiert, die in der Lage seien, die staatliche Gesetzgebung für ihre wirtschaftsimperialistischen Zwecke „zurechtzubiegen“⁸¹¹

Die neue Form des Bundes, den Fischer in die Nachfolge des mittelalterlichen „Reiches“ stellte (im Anschluß an das Urteil Karl Marx': Ein Status der Unfreiheit, aber ein Status!), bedürfe aber eines politischen Motors. Als ein solch aktiver Träger der Bundesidee scheide Frankreich schon aus demographischen Gründen aus, da es sein Menschenreservoir bereits aus dem Sudan schöpfen müsse (ruhte die substanzielle Gleichartigkeit bei Fischer also doch auf ethnischen Fundamenten?). England sei zu sehr außereuropäisch engagiert. Und Deutschland? Seine „natürliche, physiologische Fruchtbarkeit“ bleibe hinter der Sowjetrußlands zurück, werde sie womöglich nie einholen und lasse zweifeln, ob es die augenblicklich nur den Russen eigene „unverwüstliche Kraft eines gläubigen Volkes“ aufbringen werde, die zur selbstbehauptenden Regeneration des Kontinents erforderlich sei.⁸¹²

„Daß wir in Europa endgültig zugrundegehen“⁸¹³, kalkulierte Fischer ein. Er rechnete aber gleichzeitig mit einigen Aktivposten, etwa mit jener im Weltkrieg aufgebrochenen Vitalität, die den Europäer „inmitten einer blasierten Zivilisation“ angetrieben habe, „den Neger“ an Tapferkeit zu übertreffen.⁸¹⁴ In der Zerrissenheit des Europäers, seiner Fähigkeit, Gegensätzliches zu vereinen, Spannungen auszuhalten und schöpferisch umzusetzen, liege

808 Fischer 1930, S. 104.

809 Ebd., S. 91.

810 Ders. 1931a, S. 286f.- Vgl. a. ders. 1929; 1931b+c: 1932c-e.

811 Ebd., S. 276ff.

812 Ebd., S. 280.

813 Ders. 1930, S. 81.

814 Ebd.

„das Geheimnis seiner Erfolge“. Dem polymorphen Charakter der europäischen Seele die adäquate politische Form des „Reiches“ zu geben, das sei, Fischers eigenen Zweifeln an der deutschen Kraft zum Trotz, die Bestimmung der „Mitte Europas“:⁸¹⁵

„In verschiedenen Beziehungen liegt unsre Stärke gerade in unsrer Schwäche; ein Punkt unsrer Stärke liegt gerade darin, daß wir in der Ausbildung des Nationalstaates nicht so fortgeschritten sind wie England und Frankreich. Europa ist in seiner alten Mitte eine Experimentierstätte und ein vielleicht unverbrauchter sozialer und politischer Stoff vorbehalten: um es nach dem langen Interregnum der ‚Neuzeit‘ wieder mit der metaphysisch bedingten politischen Form des ‚Reiches‘ zu versuchen. Deutschland ist von der modernen positivistischen Form des Landesfürstentums nur zerrissen [...], während diese Form, die sich mit Hilfe der Liquidation des mittelalterlichen universalistischen Reiches großzog, in Frankreich und England erfolgreich bis zu Ende durchexperimentiert werden konnte. Nunmehr ist man am Ende seines Latein.“

Die Führungsmacht des Reiches müsse sich durch „Selbstgenügsamkeit“ qualifizieren, ihre demokratische Verfassung müsse der Vielheit und Gegensätzlichkeit im Politischen freien Raum zur Entfaltung bieten, so daß die Willenseinheit aus dieser Gegensätzlichkeit entstehe. Ob dafür die parlamentarische Demokratie geeignet sei, bezweifelte Fischer („unwiderruflich veraltet“⁸¹⁶). Überhaupt tat er die europäische Demokratie als Dekadenzform der Monarchie ab, da sie wesentlich imperialistisch, nicht wirklich demokratisch sei.⁸¹⁷ Die „Führerdemokratie“ bezeichnet er dagegen als „Maximum des Wünschbaren“, dachte dabei aber nicht an Mussolini oder Stalin.⁸¹⁸ Erst 1932/33 verlagerte Fischer seine außenpolitischen Hoffnungen erkennbarer in Richtung UdSSR. Im geheimnisumwitterten opus magnum seiner politischen Philosophie, dem 1933 nicht mehr in den Buchhandel gelangten Werk über „Lenin - der Machiavell des Ostens“⁸¹⁹, nahm er die sowjetische Nationalitätenpolitik zum Vorbild mitteleuropäischer „Reichspolitik“⁸²⁰. Doch wie sein Europäismus mit Masaryks Realpolitik kollidierte, so desavouierte Stalins Behandlung der „Sowjetvölker“ die papierebenen Autonomie-Garantien der Sowjetverfassung. Die UdSSR war Anfang der 30er Jahre kein „Reich der Nationen“ und kein durch „sozialistisch-völkerrechtlichen Vertrag“ zu einem „Bundesstaat‘ höherer Ordnung“ vereinigte brüderliche Föderation, wie Fischer es gutgläubig propagierte.⁸²¹ Diese naive Verkennung der zentralistischen Natur der UdSSR mutet um so merkwürdiger an, als Fischer betonte, die Prinzipien von Imperialismus und

815 Ders. 1931a, S. 284.

816 Ebd., S. 287.

817 Ders. 1930, S. 97.

818 Ebd., S. 80.

819 Zu den Umständen, die vermutlich zur Nichtauslieferung des schon gedruckten Werkes führten s. u. B 1. - Die Tatsache, daß nur wenige Exemplare des Buches existieren (zitiert wird hier nach einer von Prof. Gründer veranlaßten Kopie, die sich in der Bibliothek des Instituts für Philosophie der FU Berlin befindet), verbunden mit der Vermutung über ein Verbot (1933) und dem Umstand, daß Fischer Deutschland 1938 verließ, können höchste, durch den ein wenig reißerisch klingenden Titel des Werkes noch verstärkte Erwartungen an die politische Brisanz wecken. Insgesamt wird man enttäuscht: In ermüdender Weitschweifigkeit referiert Fischer Lenins Werke, enthält sich jeder Analyse, jeder eigenen Stellungnahme. Eine Kurzfassung, im Januar 1933 veröffentlicht, ist nicht aufschlußreicher: Fischer 1933b.

820 Dazu vor allem das „6. Hauptstück: Vom Imperialismus zur Reichspolitik“, Fischer 1933a, S. 221 - 239.

821 Ebd., S. 232f- Zur Minderheitenpolitik von der UdSSR von 1917 bis 1936 vgl. Simon 1982.

Bolschewismus seien ursprünglich wahlverwandt, nämlich universalistisch: Lenin wollte die imperialistischen Herren der Welt, die die „Kleinstaaten“ im Wirbel der Weltwirtschaft und der Weltpolitik zermahlen hatten, im Wege einer *translatio imperii* beerben. Stalins Versicherung, daß die sozialistische Revolution die Zahl der Sprachen nicht vermindern, sondern vermehren werde, mochte daher für eine Übergangszeit zutreffen, in der sich gerade die Kolonialvölker aus der „imperialistischen Umstrickung“ (Fischer) befreien würden. Dann aber würden sie im neuen Typus des Arbeiters aufgehen, der Lenin zufolge aus der „Verschmelzung“ des klassenbewußten Arbeiters der Industrienationen mit den ägyptischen Arbeitern und Fellachen, den mongolischen oder indischen Arbeitern und Bauern entstehe.⁸²² Wo die polymorphe Form einer solchen, nach Lenins Ideal des Riesenbetriebes organisierten kommunistischen Zukunftsgesellschaft noch zu realisieren gewesen wäre, blieb Fischers Geheimnis. Zumal er doch Lenins und Stalins Wertschätzung des „Amerikanismus“ breit referierte, ihre Bewunderung der egalisierenden, quantifizierenden Potenzen der amerikanischen Sachlichkeit und der „praktisch technischen Intelligenz des Amerikanismus“⁸²³. Er zugleich aber wie Stalin davon überzeugt war, es handle sich da um ein importiertes „Gewächs mit so starkem Giftgehalt“, daß eine andere als die - weder von Stalin noch von Fischer konkretisierte - produktive Adaption gefährlich werden könne.⁸²⁴ Nicht erkennbar war, wo in diesem weltumspannenden „Planstaat“ Raum für die Entfaltung partikularer Kulturen bleiben würde, die allein seine reichisch-föderalistische Qualität begründen konnten. Ebenso unerklärlich war, warum Fischer den Deutschen noch eine besondere Aufgabe zudachte, nämlich kraft ihres metaphysischen Habitus die ökonomisch-technische Organisation ins „Gebiet der religiösen Spekulation“ zu übertragen. Dabei erwartete er von ihnen, die positivistische Lebensauffassung anderer Nationen (inklusive der amerikanisierten Russen) zu überwinden und ihnen den Zugang zum „Reich der ewigen Wahrheiten“ zu eröffnen. Fischers Buch klang hier in seinen letzten Absätzen ähnlich aus wie Blochs ‚Geist der Utopie‘: In der verschwommenen Verheißung auf „Heimat“, die viele Heilsvorstellungen bündelte: des Glückes „politischer Geborgenheit“ nach dem Vorbild der antiken Polis und des mittelalterlichen Reiches (wo das deutsche Volk immerhin schon einmal „bei sich zu Hause“ gewesen sei), des Genusses des Ganzen seiner Existenz, der Aussicht auf Arbeit als zweiter Natur, so daß die Fabrik nicht mehr länger das „Prokrustesbett seiner Menschlichkeit“ sein werde.⁸²⁵

Diese Vision diente Fischer im Herbst 1933 dem Nationalsozialismus an, als er in einer kurzen Denkschrift für das Dresdner Volksbildungsministerium die politischen Aufgaben der nichtbeamteten Philosophiedozenten erläuterte.⁸²⁶ Wenn es nicht von vornherein als Camouflage gemeint war, hätte er damit zum dritten Mal einen denkbar ungeeigneten Vollstrecker seiner politischen Theorie gewählt.⁸²⁷ Im Übergang von Masaryk zu Lenin hatte Fi-

822 Ebd., S. 237.

823 Ebd., S. 217ff.

824 Ebd., S. 188f.

825 Ebd., S. 266ff.

826 UAL, PA 455, Bl. 46-50; Denkschrift undat. (Oktober 1933). - vgl. a. Fischer 1934a+b.

827 Tatsächlich zeigen die Briefe aus der Zeit um 1933, die F. G. Jünger in seinen Erinnerungen, 1958, S. 193-202, mitteilt, ebenso wie die an Carl Schmitt (Tommissen 1990, S. 96-106), daß Fischer im Machtwechsel vom 30. Januar 1933 keine politische Perspektive sah.

scher bereits seinen „Europäismus“ preisgegeben.⁸²⁸ Mit der Hinwendung zu „Planstaat“ und „Arbeitsvolk“ war eine besondere deutsche Mission⁸²⁹ höchstens solange zu legitimieren, bis alle Nationen in eine „höhere Geistesverfassung“ transformiert sein würden: das universale Arbeitsvolk geformt von einer universalen Metaphysik. Der imperiale Auftrag dieser Reichspolitik mutete ausgerechnet der NSDAP zu, auf die Selbstauflösung Deutschlands hinzuwirken. Einem außenpolitisch so gut unterrichteten Mann wie Fischer darf man nicht unterstellen, etwa die Rede Rosenbergs über ‚Krisis und Neugeburt Europas‘, gehalten vor der Königlichen Akademie in Rom im November 1932, nicht gekannt zu haben.⁸³⁰ Rosenberg entwickelte darin das Hauptdogma jeder NS-Außenpolitik: die Bewahrung der ethnisch bedingten Völkervielfalt, die vorbehaltlose Anerkennung „lebensnotwendiger Mannigfaltigkeit“. Für Fischer hatte die Nation 1930 in Europa aufzugehen, und 1932/33 löste er Europa im Universalstaat des Arbeitsvolkes auf, während Rosenberg verkündete: „Entgegen allen anderen Versuchen ist die Nation der unverrückbar gegebene Ausgangspunkt alles Geschehens ...“. Lenins Schöpfung galt als „Weltgefahr“, vom Bolschewismus zu sprechen, ohne den jüdischen Anteil daran zu erwähnen, wie Fischer dies tat, warf Rosenberg schon 1927 Friedrich Hielscher als „literarisches Geschwätz“ vor.⁸³¹

Die umgeschriebene Fassung des ‚Lenin‘, die 1962 erschien, beleuchtete, was in Fischer politischer Philosophie stets das Primäre blieb und was seiner dieses Gebiet für ihn abschließenden Veröffentlichung von 1971 den Titel gab: „die Antipolitik“. Fischer suchte seit Mitte der 20er Jahre nach einem politischen Träger für eine religiös-kulturelle Regeneration. Carl Schmitt gegenüber formulierte er 1933 die für ihn zentrale Frage: „Es gibt nur ein einziges anthropologisches Problem: wie wird der gegenwärtige Mensch damit fertig, daß es in seiner Welt keine höheren Einwirkungen mehr gibt?“⁸³² Entschiedener als Freyer antwortete Fischer auf dieses Problem mit einer „Metaphysizierung der Politik“⁸³³, die ihn noch 1971 in der Begrifflichkeit von 1930 vom Ende aller Politik träumen ließ, wenn im „Reich Gottes, dem Reich der Antipolitik“, die „Gesellschaftspolitik“ einst keine Beachtung mehr finden werde.⁸³⁴ 1971 band er die Realisation nicht mehr an ein politisches Subjekt, sondern ver-

828 In der „Literarischen Welt“, deren jüdischer Herausgeber Willy Haas für seine völkischen Gegner in diesem Wochenblatt ein Sprachrohr des „Asphaltbolschewismus“ schuf, rief Fischer im Januar 1932 noch nach einer „europäischen Rückbesinnung“ (Fischer 1932b, S. lf.). Im Umfeld der Masaryk-Festschrift vgl. Fischers Nietzsche-Monographie, über den „Europäer“ als Träger einer neuen Gestaltung“ (1931d, S. 86ff., 116ff.).

829 Die Fischer ebenfalls im Januar 1932 in der „Literarischen Welt“ andeutete, als er schrieb, Deutschland habe nach dem Sturz der Monarchie, der Auflösung des Mittelstandes, der Abschaffung von Demokratismus und Marktwirtschaft, vom „alten Zustand“ jedenfalls nichts mehr zu erhoffen. Das prädestiniere die gewaltsam aus der bürgerlichen Welt ausgestoßene Verlierernation, mit Italien und Rußland gegen denselben Feind, die liberal-demokratische Plutokratie des 19. Jhs., anzutreten. Fischer 1932c, S. lf.

830 Wiederabgedruckt in: Rosenberg 1936, S. 296-311.

831 Rosenberg, „Westen“ und „Osten“ (VB v. 29. 3. 1927), in: Rosenberg 1936, S. 270ff. (272). Zur Bolschewismus-Diskussion unter deutschen Philosophen nach 1933 vgl. unten B III.

832 Tommissen 1990, S.99-101; Fischer an Schmitt v. 16. 1. 1933.

833 SoÜner 1992, S. 83.

834 Fischer 1971, S. 407; vgl. ebd., S. 408, wo Fischer seit 1900 eine „metanoia“, eine „radikale Umtau- fe“, eine Neuorientierung am „Heilsstand“ als religiöse Norm für menschliches Verhalten wahrzu- nehmen meinte.

traute auf eine internationale Elite der Wissenschaftler, die als „Pioniere“ das Zeitalter der postindustriell humanisierten Weltzivilisation bereits ankündigten⁸³⁵, während 1962 noch mehr vom Leipziger Erbe präsent war: Damals, als Frucht von Fischers Dozententätigkeit in Benares, empfahl er die „universale und gerechte Kulturordnung nach indischem Vorbild“, die in vielem an Kruegers „reichische Korrekturen“ der Industriegesellschaft erinnerte. Indiens Rechtsordnung bewahre die Großfamilie und das traditionelle Bauerntum, obwohl es Elemente des individualistischen, grundrechtlichen westlichen Systems adaptiere. Indien veranschauliche als „Makrokosmos aller menschheitlichen Kulturen und Religionen“, daß die Integrationsleistung einer Gesellschaft auch „bei aller tiefgehenden Differenzierung“ nicht nachlasse.⁸³⁶ „Es geht darum, die eigenständige ethnische Individualität inmitten einer Modernisierung, die zur Hebung des Lebensstandards unumgänglich ist, zu erhalten und produktiv fortzubilden.“⁸³⁷ Da die UdSSR mittlerweile dem Verdikt verfallen war, alle schöpferischen Potenzen des Individuums im Kollektivismus erstickt zu haben, entdeckte Fischer auch im früher verachteten „plutokratischen Westen“ Ansätze, aus der geistigen und physischen Uniformierung der Massengesellschaft auszubrechen. Denn der administrative und ökonomische Zentralismus gebäre differenzierende Gegenkräfte, „Intermediärgewalten“, die geistige Reserven mobilisierten, die zur Humanisierung der modernen Zivilisation erforderlich seien.⁸³⁸

Fischer benannte im Lauf von vierzig Jahren ein halbes Dutzend potentieller Widerstandszentren gegen die „materielle Zivilisation“. Stets im Glauben, die „Spontaneität und Unantastbarkeit der literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Tätigkeit“ und damit jene humane schöpferische Substanz sichern zu müssen, die gesellschaftliche Realität „transzendiert“ und dem in Freiheit schaffenden Menschen Ordnungen und Werte erschließt, „die weit über jeden politischen Horizont hinausragen“.⁸³⁹ Daß Krueger, Fischer und Freyer als Exponenten der Leipziger DPhG-Fraktion mit unterschiedlicher Intensität an die anti-politischen Mission des politischen Subjekts „deutsches Volk“ dachten, bestätigt beinahe Gerhard Lehmanns These von der Verhaftung der vor-nationalsozialistischen Philosophie in individualistisch-universalistischen Kategorien, in denen das Volk primär als Medium für den einzelnen auf seinem Weg zu „menschlicher“ Vervollkommenung einen Platz finde.⁸⁴⁰

Günther Ipsen

Für das von Fischer im Januar 1933 auf die Frage „Wer soll der Herr der Erde sein?“ zuge-spitzte Problem einer idealen politischen Ordnung hatte sein, auf linguistisch-sprachphilo-

835 Ebd., S. 390ff.

836 Ders. 1962, S. 36ff. Eine europäische Entsprechung schien für Fischer die Schweiz gewesen zu sein, die das „Prinzip der Selbstbestimmung einer landschaftsgebundenen Gemeinschaft“ jahrhundertlang bewahrt und entwickelt habe (ebd., S. 111).

837 Ebd., S. 51 f.

838 Ebd., S. 149ff. Etwa gleichzeitig, in einer Rede auf dem Ulmer Historikertag 1956, setzte Freyer sich mit den Freiheitschancen des Individuums im Industriesystem auseinander und näherte sich Tillichs These, wonach die westliche technisierte Gesellschaft zur Steuerung und Manipulation des Menschen weniger brutalere Methoden als offen diktatorische Regime anwende, die auf Dauer aber wirksamer seien. Freyer 1958, S. 11 lff. Vgl. dazu Üner 1992, S. 177f.

839 Fischer 1962, S. 33.

840 Lehmann 1943, S. 497.

sophischem Gebiet um die Ausformung von Kruegers Ganzheitslehre bemüht, dann zur politischen Soziologie Freyers gewechselter Leipziger Kollege Günther Ipsen 1928 eine zu packende Antwort parat: „Der Bauer [...] ist Herr der Erde.“⁸⁴¹ Ipsen kam denn auch unter den Leipziger Philosophen mit seinem konsequent partikularistischen, jedes „universale Bezugssystem“ (Lehmann) ignorierenden Volksverständnis nationalsozialistischen Ideen so nahe, daß ihm 1933 der Übergang am leichtesten fiel. Ipsen blieb auch als einziger bis 1945 seiner nationalsozialistischen Überzeugung treu, während Krueger über die Rassenfrage stolperte, Freyer ab 1935 zu zweifeln begann, ob gerade die NSDAP in der Lage sein werde, das politische Volk zum Widerstand gegen die Moderne zu formieren, und Fischer, der dies ohnehin nie geglaubt hatte, 1939 emigrierte.

Ipsen wurde 20. März 1899 als Sohn eines Medizinprofessors in Innsbruck geboren. Schon vor dem 1917 am Staatsgymnasium abgelegten Abitur leistete er freiwillig Landsturmdienste an der Tiroler Front. 1917/18 diente er, zuletzt als hochausgezeichneter Offizier der Kaiserjäger, an der Front gegen Italien, bevor er im November 1918 in Gefangenschaft geriet. Erst im Sommer 1919 kehrte er als Kriegsinvalide nach Innsbruck zurück, um dort ein philosophisch-philologisches und historisches Studium, u. a. bei dem späteren VDA-Protagonisten und „Volksgehistoriker“ Harold Steinacker zu beginnen. Zum WS 1920/21 wechselte er nach Leipzig, wo ihn Krueger Ende 1922 mit einer Arbeit über Täuschungsphänomene („Über Gestaltauffassung“) promovierte. 1922/23 an der Freien Schulgemeinde Wickersdorf unterrichtend, bereitete er seine wiederum von Krueger geförderte Habilitation über ‚Die Auffassung sinnloser Wörter und das Ranschburgsche Phänomen‘ vor. Nach einem Kolloquium zum Thema „Zur Theorie des Erkennens“ und einem Probenvortrag über „Das Erbe der Geschichte“ erhielt Ipsen im Februar 1925 die *venia legendi* für Philosophie. Nach eingehenden indogermanistischen und psychologischen Studien hatte sich Ipsens Interesse, wie Kruegers Habilitationsgutachten bemerkte, immer stärker auf das „kulturwissenschaftliche und philosophische“ Gebiet verlagert, so daß der besoldete Lehrauftrag, der ihm zum WS 1926/27 gewährt wurde, folgerichtig auf „Geschichtsphilosophie“ lautete. Obwohl Ipsen weiterhin über sprachphilosophische Themen publizierte, beanspruchten ihn seit Ende der 20er Jahre weitgehend agrarsoziologische, bevölkerungsgeographische, demographische und historische Arbeiten.⁸⁴²

Für die Konzeption seiner politischen Soziologie oder Volkslehre kaum zu überschätzen ist Ipsens Orientierung an Goethes Wissenschaftsverständnis. Die anti-positivistische und damit auch antiwestliche Einstellung war bereits in einer Einleitung zur Insel-Ausgabe von Goethes Farbenlehre (1926) nicht zu überlesen, wonach das geisteswissenschaftliche Denken des Dichters den Reichtum der Qualitäten erfasse und respektiere, während das naturwissenschaftlich-quantifizierende Verfahren des Engländers Newton „die bunte Fülle auf

841 Ipsen 1928, S. 33.

842 UAL, PA 600, Ipsen. - BAK R 21/10009, Bl. 4542 und BAZ, MF. - GStA, HA. XX/99c, Ord. 49; Ipsen an Hoffmann v. 10. 10. 1949. - Diss. und Habil. wurden 1926 in der von Krueger hg. Reihe Neue Psychologische Studien veröffentlicht (Ipsen 1926b+c). 1930 erschien von Ipsen eine schmalere Überblick über die ‚Sprachphilosophie der Gegenwart‘, umrankt von einigen Aufsätzen und Rezensionen zum Thema. Die Leipziger Lehrveranstaltungen galten zu diesem Zeitpunkt überwiegend soziologischen Problemen, wie sie Ipsen erstmals programmatisch in seiner Antrittsvorlesung als nb. ao. Prof. im Juni 1931 zusammenfaßte (ders. 1932a; separat, aber trotz des Erscheinungsdatums unverändert: ders. 1933c).

die geringste Zahl, die möglich ist" vermindere.⁸⁴³ Ipsen beließ es nicht bei diesem konventionellen Kontrast, sondern berief sich auf Goethe als Wegbereiter einer Philosophie, die sich „heute wieder auf ihren substantiellen Kern" besinne und „zuinnerst Metaphysik" sein wolle und „fernab aller Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit" ihre „ordnende und bindende Macht" im „Zerfall der Gegenwart" entfalte.⁸⁴⁴ Die hierzu passende völkische Metaphysik leitete folglich auch Ipsens soziologisches Erkenntnisinteresse.

Ipsens politische Philosophie bezog ihren Hauptimpuls aus dem Leiden an der kapitalistisch organisierten Industriegesellschaft. Während Fischer von ihrem staatssozialistisch-planwirtschaftlichen Umbau die Restituierung humaner, primär „metaphysische" Bedürfnisse befriedigender Lebensformen erwartete, suchte Ipsen in gleicher Frontstellung und mit ähnlichen Zielen nur nach einem anderen Mittel. Statt auf Perfektionierung des industriellen Systems im Planstaat, setzte er auf Deindustrialisierung und Erneuerung der agrarisch dominierten Gesellschaftsordnung. Das hieß nicht Wiederkehr des Feudalismus. Ihm schwebte vielmehr ein sozialpolitisch gezähmtes, enttrustetes, mittelständisches, landschaftsverträgliches Industriesystem vor, wie es sein Königsberger Kollege, der Nationalökonom von Grünberg, nach dem Vorbild Württembergs für Ostpreußen projektierte.⁸⁴⁵ Ipsen versuchte so, die Lebensverhältnisse der Industriegesellschaft von den sozialen Dekompositionselementen der Moderne zu befreien. Man verkürzt diesen Versuch jedoch um zwei zentrale Anliegen, wenn man unterstellt, es sei nur um die Realisierung „egalisierter Volksgemeinschaft" und um Negation individueller Emanzipation gegangen.⁸⁴⁶ In Freyers Umkreis stand man den 60 Jahre später von ihren Kritikern so befremdlich affirmativ - als sei eine Dialektik der Aufklärung' nie geschrieben worden - gegen die „Leipziger Schule" reklamierten „Idealen von Aufklärung und freiheitlicher Gesellschaftsordnung" (Oberkrome)⁸⁴⁷ bekanntlich recht skeptisch gegenüber:⁸⁴⁸

843 Ipsen 1926a, S. XXIX. Ähnlich auch im Insel-Almanach von 1932, wonach Goethes Wissenschaft kein brutales Zerschlagen jeder „Ganzheit", keinen „gewalttätigen Einbruch in fremdes Dasein" kenne; daher empfehle sie sich als Gegengewicht zur technischen Welt und müsse im Rahmen einer philosophischen Anthropologie wieder aufgenommen werden, wenn Wissenschaft dazu beitragen wolle, dem „Fluch der Entfremdung" zu entgehen; ders. 1932b, S. 156f., 161-163). Nochmals zum Thema in der „Literarischen Welt": Bei Goethe sei kein „herrschaftliches Verhältnis zur Natur" zu finden, sondern eine Wissenschaft, auf die nicht der „Fluch der Entmenschung" laste (ders. 1932c). - Zum Wissenschaftsbegriff Ipsens: Hentschel 1984, Bl. 55ff.; in dieser unveröff. Examensarbeit auch weiteres Material zu Leben und Werk Ipsens!

844 Ipsen 1932b, S. 162.

845 Dazu und zu von Grünbergs Anteil an der Königsberger Berufungspolitik im Fach Philosophie wie zu Ipsens Berufung vgl. unten B I. Für Ipsens „Volksforschungen" war die Kooperation mit v. Grünberg ungleich bedeutsamer als die von Oberkrome 1993, S. 133ff., betonte Arbeitsgemeinschaft mit Hans Rothfels. Denn Ipsen kam erst Anfang November 1933 nach Königsberg, Rothfels stellte wenige Monate später seine Lehrveranstaltungen ein.

846 So Oberkrome 1993, S. 110; soweit, wie er die anti-emanzipative Stoßrichtung Ipsens wie die der „Leipziger Schule" hervorhebt, folgt Oberkrome der bei Bergstraesser entstandenen Dissertation von Giere 1968 und dessen an Dahrendorf und Sontheimer orientierter Argumentation.

847 Ebd., S. 117.

848 Freyer 1931, S. 68. Bei Ipsen 1932e, S. 4, hieß es: „Es handelt sich darum, den Machtanspruch, das Diktat der industriellen Gesellschaft abzuwehren und wieder zur Geltung zu bringen, das konstitutive Prinzip des Ganzen: Volkheit." Ambivalent dagegen seine z. T. sehr positive, vielleicht von E. Jünger abfärbende Wertung des Großstadtlebens! (Ipsen 1929b, S. 500).

„Daß das Individuum, aus allen Banden losgelöst und auf seine abstrakte Selbständigkeit verwiesen, damit auch der Freiheit, zu der der Mensch geboren sei, teilhaftig werde, - dieser Gedanke ist früher einmal, in längst vergangenen Jahrhunderten, eine ehrliche und nützliche Leitidee gewesen. Wer heute diesen Fahnen nachläuft, ist betrogen. Wer sie voranträgt, will betrügen. Und es läßt sich sehr genau sagen, in welchen Lagern die Interessenten der Aufklärungsideologie zu Hause sind. Die Emanzipation des Menschen ist nicht durch Bauern — und Gewerbebefreiung, nicht durch Naturrecht und Aufklärung, nicht durch bürgerliche Revolutionen und Konstitutionen geschehen. Im Gegenteil: alle diese Dinge haben die industrielle Gesellschaft erzeugt, das heißt, sie haben die Lage geschaffen, in der der Wille zur Emanzipation des Menschen notwendig wurde.“

Individuelle Freiheit und selbstbestimmte Existenz gab es für Freyer und Ipsen nur in Gemeinschaft mit anderen, im politischen Subjekt Volk. Ohne den Schutz des souveränen, den politischen Willen des Volkes formenden Staates wäre eine Masse von formalrechtlich „freien“ Individuen den sie faktisch in geistiger und wirtschaftlicher Abhängigkeit haltenden Interessengruppen der industriellen Gesellschaft ausgeliefert:⁸⁴⁹

„Das System ist fertig. Es hat die Werte in Waren, die Menschen in Arbeitskräfte, das Leben in Wirtschaft verwandelt. Selbstverständlich übergreift es auch die Grenzen der Länder und Staaten. Wenn man den Menschen [...] als gesellschaftliche Arbeitskraft und als gesellschaftliches Interesse nimmt, wird alles was Volk und Staat in ihm ist, neutralisiert. Daß alles auf Erden Gesellschaft sei, ist das Prinzip des industriellen Systems [...] Und in der Wirkung zeigt sich nun endlich auch, was Gesellschaft heißt: Abstraktion des Lebens von sich selbst; Einspannung des Menschentums, wo es auch wachse, und was es auch wolle, in den Dienst des anonymen Kapitals; Sklaverei - aber eine Sklaverei, die deswegen möglich ist und sogar von den Sklaven selbst gesucht wird, weil sie universell ist und weil sie die freie Verfolgung ihrer gesellschaftlichen Interessen, die Freiheit ihres bescheidenen Egoismus verbürgt.“

Ipsen beschrieb diesen Vorgang mit Spenglers Begriff der „Fellachisierung“⁸⁵⁰ und belegte die atomisierende Wirkung liberal-kapitalistischer Lebensformen anhand demographischer Entwicklungen: Mit der Urbanisierung beginne die Geburtenziffer zu stagnieren, was mit dem Einströmen fremden Volkstums, Umvolkung und Auflösung gewachsener Beziehungssysteme parallel gehe.⁸⁵¹ Das politisch geeinte Volk als Widerstandszentrum gegen die Auflösungs-, Entsolidarisierungs- und Entmündigungstendenzen des industriegesellschaftlich-kapitalistischen Universalismus: das war bei Ipsen ein alternatives Gesellschaftsmodell der

849 Freyer 1931, S.48f.

850 Ipsen 1933b, S. 2; ähnlich Freyers Warnung, auf die Stufe des „Fellachenvolks“ abzusinken, ders. 1933a, S. 21.

851 Ipsen 1933a+b. Oberkrome 1993, S. 120, vermag hier nur „ideologische Verzerrung“ wahrzunehmen, obwohl die demographische Frage gerade am Ende des 20. Jhs. von einer politischen Brisanz ist, wie sie weder der hier sehr sensible Max Weber noch Ipsen sich vorzustellen vermochten (vgl. nur Miegel/Wahl 1992). Überhaupt fällt auf, wie leichthin eine bei Kocka und Wehler entstandene Dissertation, erschienen in einer Reihe mit dem anspruchsvollen Titel 'Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft' politisch schwerwiegende als „vermeintliche“ (eine Lieblingsvokabel Oberkromes!) Probleme abtut, und wie flott der Ideologieverdacht zur Hand ist, wobei verschwenderisch das Adjektiv „dumpf“ verteilt wird. Wie soll man z. B. eine „kritische“ Position beurteilen, die von „vermeintlich vorhandenen ochlokratischen Bedrohungen der Industriegesellschaft“ (S. 109) spricht? Dieser naive Rückfall noch hinter die „Kritische Theorie“ kann jedenfalls kaum mehr als nur „vermeintliche“ Dumpfheit verstanden werden.

Volksgemeinschaft und zugleich eine außenpolitische Option deutscher wie europäischer Selbstbehauptung, die für ihn eine Frage auf Leben und Tod war: Ohne ein bäuerliches Europa keine Stabilisierung der Geburtenzahlen, ohne Festigung der Volkskraft keine politisch aussichtsreiche Bewahrung abendländischer Kultur, deren Auflösung die Vernichtung des Wesens unserer Welt wäre.⁸⁵²

Auch das unscharfe außenpolitische Profil, das in Ipsens volkssoziologischen Arbeiten durchschien, blieb den Vorgaben Freyers treu. „Zur Vielheit nationaler Kulturen ausgefächert zu werden“, das sei, so Freyer 1925, das Wesen abendländischen Geistes. Daß die politische Existenz des Abendlandes „nicht Einheit sondern Plural“ sei, blockiere „für alle Zeiten“ die Umsetzung jener „leeren Utopie“ des Weltstaates.⁸⁵³ Ipsen übertrug die Idealität dörflicher Gemeinschaft auf das Verhältnis der europäischen Völker und ihre Geschichte. In seinem Aufsatz über ‚Lothringen und die europäische Geschichte‘ versuchte er die Gesetzmäßigkeit des Dorflebens als Wesensgesetz der „Mitte des Abendlandes“ wiederzuentdecken und sie zugleich als Maßstab künftiger europäischer Politik festzulegen.⁸⁵⁴

„Die gemeineuropäische Leistung des altlothringischen Gebiets wird also national geprägt; das Allgemeine erscheint bereits im Ursprung durch eine nationale Art gebrochen als Besonderes: so tief hat sich das Grundgesetz der nationalen Gliederung dem europäischen Wesen Lothringens eingebildet.“

Aber gerade durch die Verklammerung entgegenstehender „Nahtgebiete“ verhindere das lothringische „Mittelland“, daß Gemeinsames sich national verflüchtige. Es stifte die „übergreifende Einheit“ und begründe so die „europäische Gemeinschaft der Nationen“. Zu ihnen zählte Ipsen auch das Judentum, das er in Osteuropa neben dem Deutschtum (sehr im Gegensatz zu Bauch oder Wundt) als stabilisierendes Element anerkannte, während er dem westeuropäischen Judentum zubilligte, sich innerlich „eingebildet“ zu haben und somit einen eigentümlich fremden, aber doch wesentlichen „Einschlag im Europäertum“ darzustellen.⁸⁵⁵ Dabei berücksichtigte dieses Wunschbild einer politischen Struktur, die Ipsen an anderer Stelle einen „labilen Plural“ nannte⁸⁵⁶, auch das für Fischer so wesentliche metaphysische Anliegen einer politischen Theologie: Der Sinn europäischer Geschichte sei die Verwirklichung des Absoluten im Einswerden der politischen Formen mit dem geistigen Gehalt.⁸⁵⁷ Ebenso war Kruegers „Ganzheit“ in Ipsens „Gefüge“-Begriff nur leicht modifiziert wieder präsent. Nur daß mitunter das „Abendland“ oder eher noch das „Reich“ als „Füreinander und Durcheinander von Einheit und Vielheit“ die Dorfgemeinschaft als vorbildlich-lebendiges „Gefüge“ überformte.⁸⁵⁸

852 Ipsen 1928, S. 23.

853 Ders. 1932d, S. 66f., mit einer unklaren „reichischen“ Perspektive für Deutschland in Mitteleuropa, gegen Bismarcks Nationalstaat. - Freyer 1925, S. 195ff.

854 Ipsen 1929a, S. 283ff. (305).

855 Ebd., S. 300, 302; eine wesentlich veränderte Auffassung von der historischen Funktion des Judentums bot Ipsen 1938a, S. 16f, wonach das Judentum die „Zersetzung“ zum Grundsatz erhebe und die Auflösung artgerechten Volkstums betreibe.

856 Ipsen 1932f, S. 112ff. (113).

857 Ders. 1929a, S. 304; auch in dieser für Lothringen reklamierten „Konzeption des Gottesstaates“ schilderte Ipsens Aufsatz zwischen Deskription und dem Bestreben, sich der Geschichte politisch normierend zu bemächtigen. Vgl. a. ebd., S. 295f.

858 Ebd., S. 284.

3. Alfred Baeumlers Weg vom „Konservativen Revolutionär“ zum Nationalsozialisten

3.1. Im Netzwerk rechter Organisationen

Wie sich im weiteren Verlauf ihrer Geschichte nach 1933 noch zeigen wird (s. u.), waren die weltanschaulichen Gemeinsamkeiten zwischen den Deutschnationalen, den Völkischen, Jungkonservativen und Nationalrevolutionären in der DPhG und den nationalsozialistischen Ideologen bald aufgebraucht. Der einzige Philosoph, dem aus diesem Umfeld heraus die Wandlung zum Nationalsozialisten gelang, war Alfred Baeumler, dessen windungsreicher politischer Werdegang zwischen 1923 und 1934 deshalb eine gesonderte Untersuchung wert ist.

Vom Feuilletonisten der „Frankfurter Zeitung“ und Anhänger des Kulturliberalismus der DDP, der er 1919 bei den Wahlen zur Nationalversammlung seine Stimme gegeben hatte, führte der Weg zu Niekischs „Widerstandskreis“ und um 1930 dann zur NSDAP. Baeumlers Mitarbeit in jenen akademisch-intellektuellen Kreisen, die auf eine Revolution von rechts hofften, ist, soweit es Art und Umfang des persönlichen Engagements betrifft, nicht ganz einfach nachzuzeichnen. Den ersten von mehreren Zugängen zur nationalen Opposition fand er 1927 mit der Teilnahme an kultureller Betreuung Auslandsdeutscher, obwohl die Namen seiner Mitstreiter bekunden, daß er dabei noch mit der offiziellen auswärtigen Kulturpolitik der Republik übereinstimmte.⁸⁵⁹ In betont großdeutsche Gesellschaft geriet er im Zirkel Johann Wilhelm Mannhardts, in der von ihm geleiteten Deutschen Burse (Marburg) und seinem mit ihr verzahnten Institut für Grenz- und Auslandsdeutschtum, wo Baeumler Vorträge vor Volksdeutschen Studenten hielt.⁸⁶⁰ Mannhardts zeitweiliger Stellvertreter, der Spann-Schüler Albert Holfelder, seit seiner Jugend in völkischen Organisationen aktiv, 1930 Baeumlers Dresdner Assistent, vermittelte 1927 die Bekanntschaft mit Niekisch.⁸⁶¹ 1928 lernte er die Brüder Ernst und Friedrich Georg Jünger kennen und blieb mit ihnen lange im gedanklichen Austausch.⁸⁶² Im selben Jahr begann er in Niekischs Zeitschrift „Widerstand“ zu publizieren. Da dies unter wechselnden Pseudonymen und bei einigen Artikeln völlig anonym geschah, ist Baeumlers Anteil schon quantitativ schwer zu bestimmen. Sicher war es eine Schutzbehauptung, wenn er rückblickend angab, seine Mitarbeit habe sich auf die Ab-

859 Baeumler nahm am VIII. Dt. Ferienhochschulkurs des Kultoramtes in Rumänien teil und hielt im September 1927 in Hermannstadt einen Kursus über ‚Kunst und Religion‘ ab. Nachgewiesen in DA 2, 1927, S. 578f. Weitere Referenten waren Edwin Redslob, Spranger, Carl Siegel, Richard Müller-Freienfels u. a.

860 Belegt ist ein Vortrag im Ferienkurs August 1931: ‚Erziehung und Bildung‘, in: Dt. Burse 3, 1932/33, S. 37. Die von Baeumler selbst auf 1927 datierte Bekanntschaft mit Mannhardts Stellvertreter A. Holfelder macht eine frühere Beteiligung wahrscheinlich. Über Mannhardt und die Burse vgl. die FS zu dessen 75. Geburtstag: ‚Weltweite Wissenschaft vom Volk‘, 1958.

861 Baeumler: Stellungnahme zu Niekisch, Gewagtes Leben, undatiert (um 1960), NL Baeumler.

862 Brief Baeumlers an seinen Freund, den Dresdner Altphilologen Walter Eberhardt v. 7. 7. 1928; NL Baeumler.

fassung einer Buchglosse beschränkt.⁸⁶³ Baeumler war nach 1945 bestrebt, die Beziehung zu Niekisch zu bagatellisieren, um so die schwerwiegende Anschuldigung zu unterlaufen, mit einem Aufsatz in Rosenbergs „Bücherkunde“ 1934 zum polizeilichen Verbot des „Widerstand“ und mittelbar vielleicht sogar zu Niekischs Verurteilung zu lebenslanger Zuchthausstrafe (1938) beigetragen zu haben.⁸⁶⁴ Er durfte in der Prozeßatmosphäre der 50er und 60er

863 Vgl. Anm. 861; ähnlich seine Anmerkung 1934a, S. 167, wonach die inhaltliche Übereinstimmung des Vortrags ‚Der Sinn des großen Krieges‘ mit der „Widerstands“-Ideologie allein daraus zu erklären sei, daß das Manuskript Niekisch „im Oktober 1929 vorgelegen hat“. Wer das las, mußte/sollte nicht nur glauben, dies sei der einzige Kontakt zum „Widerstand“ gewesen, sondern bekam auch mehr oder weniger subtil suggeriert, Niekisch sei ein Plagiator, der den geistigen Gehalt des Vortrags jahrelang „abgewandelt und entstellt“ dargeboten habe. Hätte Baeumler 1933 nur seine auch früher schon bestehenden Gegenpositionen zu Niekisch markieren wollen/müssen, hätte es des Hinweises auf die Manuskript-Einsicht nicht bedurft.

864 Eine erste, wenn auch noch verschlüsselte Beschuldigung findet sich 1949 in E. Jüngers ‚Strahlungen‘ (S. 183f), wo er unter dem 7. 10. 1942 notiert daß ein „Kastor“, der im VB vom Vortrag eine Rosenberg-Eloge verfaßt habe, zum „Typus der Trüffelschweine“ gehöre, der die politische Polizei auf die Fährte von Regimegegnern bringe. Obwohl man in jedem Zeitungsarchiv nachschauen kann, daß dieser VB-Artikel von Baeumler stammte (ders. 1942b; gegenüber Manfred Schröter, der ihm diesen Artikel nach 1945 zum Vorwurf machte, bestritt Baeumler die Verfasserschaft, vgl. M. Baeumler 1989, S. 209), ist Mohler noch 1972 (1989, S. 7f.) so diskret, zu schreiben, „Kastor“ sei das Pseudonym „für einen bekannten Autor“. Intern hatte Jünger der Witwe von Max Dessoir, dem Berliner Kollegen, anvertraut, daß Baeumler neben Spengler noch „andere Existenzen zur Strecke gebracht“ habe, so auch Niekisch (GStA, Rep. 92, NL Dessoir Nr. 36; Brief v. 6. 2. 1949). F. G. Jünger erzählte dann 1958, S. 180f, in seinen Erinnerungen an „Arber“ (= Baeumler), er habe im Herbst 1933 während eines öffentlichen Vortrags über Spengler erkannt, wie ein kleiner Philosophiebeamter lange seine „Schliche und Striche“ verdeckt habe, um die günstigste Gelegenheit zur „Abrechnung“ abzuwarten. Ohne mildern- de Decknamen erhob dann Niekisch, 1958, S. 252, seine Beschuldigungen, die übernommen wurden von Kabermann 1973, S. 149f, Dupeux 1985, S. 345, Breuer 1993, S. 175. Ob Baeumler den anonymen Artikel gegen den „Widerstand“ verfaßte, läßt die bislang gründlichste Studie über Niekisch offen („non liquet“): Sauermann 1985, S. 185f. - Marianne Baeumler (Brief an den Verf. v. 6. 1. 1996) schließt eine Verfasserschaft aus, weil der Anonymus die Formel „Blut und Boden“ verwende, die in Baeumlers Schriften „überhaupt nicht vorkommt“ und als „statisch“ im Widerspruch zum dynamischen Kraftbegriff seiner Geschichtsmetaphysik stehe. Das ist offenkundig falsch: Im Sommer 1933 hielt Baeumler eine Rede über den ‚Akademiker in der neuen Zeit‘, in der er mehrfach emphatisch von der „Bindung an Blut und Boden“ sprach und Wendungen benutzte wie: „bluthafte Zugehörigkeit“, „Gemeinschaft von Blut und Natur“, „bluthafte Abstammung“, „mit Blut und Boden verhaftet“ (1933b, S. 179ff). 1935, auf einer Tagung in München, kennzeichnete er den Idealismus, der „an Stelle von Blut und Boden“ den „Geist“ setze und fand zu der für ihn typischen sentenziösen Entscheidung, die für weltanschauliche Gegner recht bedrohlich geklungen haben muß: „Wenn wir vom Blut ausgehen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn bei geistigen Auseinandersetzungen Blut fließt.“ (1935a, S. 280). Ebenso hieß es auf einer Geschichtstagung des NSLB im Herbst 1935 in Bremen: „Wir heben die Antithese ‚Geist und Natur‘ auf und gehen in unsrer Betrachtung gerade von Blut und Boden aus“ bzw.: der Begriff des Geistes sei im philosophischen Idealismus „von allem gelöst, was mit dem Begriff Blut und Boden umspannt wird, was für uns das große Geheimnis der Rasse umgibt“ (1935b, S. 664). In einem Aufsatz über das ‚akademische Männerhaus‘ verwies er zur Bestimmung der eigenen Position „auf das Buch von Darre über das Bauerntum“ (1934a, S. 42; Erstabdruck unter dem Titel ‚Die Erneuerung des studentischen Hauses‘ in der von E. Jünger mithg. nationalrevolutionären Zeitschrift „Die Kommenden“; Baeumler 1930d). Dieser in ‚Männerbund und Wissenschaft‘ aufgenommene Vortrag, gehalten auf der Vertretertagung des Dt. Hochschulrings (s. u.) enthielt natürlich nicht den sonst üblichen Nachweis der Erstveröffentlichung, weil Baeumler seine

Jahre kaum darauf hoffen, daß man die zufällige zeitliche Koinzidenz zwischen Aufsatz und Verbotsverfügung nicht als Kausalverbindung deuten und dabei geflissentlich übersehen würde, daß der fanatische Hitler-Gegner Niekisch („Hitler ein deutsches Verhängnis“, 1932)⁸⁶⁵ vom Tag der Machtergreifung an mit seiner Verhaftung rechnen mußte - einen

Beziehungen zu Niekisch und Jünger 1934 möglichst verschleiern wollte (1934a, S. 168; supra Anm. 863). Selbstredend fehlte 1930 auch die Bezugnahme auf Darre sowie der 1934 mit anderen Ergänzungen auftauchende Terminus „Rasse“. 1934 begrüßte Baeumler die „biologische Gesetzgebung“ des Jahres 1933, also auch das Reichserbhofgesetz und das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses als Realisierung des politisch-dynamischen Volksbegriffs (1934a, S. 43ff.). An anderer Stelle wurden diese Maßnahmen anerkannt als Voraussetzung einer „bodenständigen, artgemäßen Kultur“ (ebd., S.129). Noch 1944 war Marx der Feind des bodengebundenen Bauerntums und des Prinzips des reinen Blutes im germanisch-deutschen Adel (1944b). Der gemessen am Gesamtwerk sicher nicht häufige, aber jedenfalls an markanten Stellen dezidierte Gebrauch von „Blut und Boden“ spricht also nahezu unwiderleglich für Baeumler als den Urheber des Anti-Niekisch-Pamphlets. Das wird m. E. zur Gewißheit, wenn man daraus (1934b, S. 202) folgende Passage heranzieht: die politische Ordnung („Ordnung aus Blut und Boden“) solle sich aus Eigentümlichkeiten des „Volkstums“ heraus entwickeln, und weil dies im III. Reich so sei, mache es außenpolitisch an der Volkstumsgrenze halt: „[...] dadurch ist das Dritte Reich der beste Garant des Weltfriedens, weil es an den Grenzen des deutschen Volkstums notwendig und zwingend seine Grenzen findet.“ In einem etwa gleichzeitig publizierten Aufsatz zitierte Baeumler den von ihm hochgeschätzten Friedrich Ludwig Jahn: „Volkstum [...] ist die einzig natürliche Grenze“. Dieses Zitat bekräftigte die zuvor definierte Ratio künftiger NS-Außenpolitik: „Die nationalsozialistische Weltanschauung lehrt, die Macht von neuem zu binden, sie lehrt, daß keines Volkes Macht weiter gehen darf, als seine Kraft reicht“ - bei Gefahr innerer Auflösung und äußeren Zusammenbruchs (1934a, S. 132; ausführlich 1943a; s. u. B III.). Fünf Wochen nach Erscheinen der Niekisch-Attacke veröffentlichte Baeumlers Chef Alfred Rosenberg, seit 1930 Vertreter der Partei im Außenpolitischen Ausschuß des Reichstages, seit 1933 Leiter des Außenpolitischen Amtes der NSDAP, einen Artikel, der die offizielle nicht-imperialistische Politik seiner Partei nochmals bestätigte: Eine „aus Blut und Boden“ begründete Weltanschauung beanspruche per se nicht, andere Völker und Rassen beeinflussen zu wollen (1936, S. 258; ebd. seit September 1933 öfter über den begrenzenden Charakter rassisch gebundener Außenpolitik: S. 93ff; 166f). Schon im Sommer 1933 hatte Baeumler „entgrenzendes Denken“ kritisiert und den „großen Führer Jahn“ gegen den Machtapologeten Treitschke ausgespielt: Wenn es sich heute um die Grenzen eines Volkes handle, „so sind das nicht Grenzen, die selber gesetzt sind, sondern Grenzen, die ihm gegeben sind, mit seinem Sein, mit seiner Geburt ...“ (1933b, S. 179f.) Wenn noch stilistische Parallelen hinzukommen wie die Empörung über die Mißachtung Hitlers, die an ähnlich entrüstete Bemerkungen in einer Spengler-Kritik (Hitler werde mit keinem Wort erwähnt!, 1933e+f) erinnert, oder die zynische Schlußwendung („Die totale Amputation ist der Tod. Und das wollen wir in diesem Falle hoffen!“) an ätzende Formulierungen gleichen Kalibers erinnert (vgl. oben: „Wenn wir vom Blut ausgehen ...“, sowie das Kapitel B III. über Baeumler in der Phil. Fakultät der FWU), dann werden Übereinstimmungen mit Baeumlers sonstiger Produktion evident. Zu beachten ist ferner, daß Baeumler nach 1945 seine Verfasserschaft wie folgt bestritt: „Die ‚Bücherkunde‘ wurde von Hans Hagemeyer herausgegeben, mit dem ich in offenem Konflikt lebte. Ich habe nie einen Artikel gegen Niekisch oder den Widerstand‘ geschrieben.“ (Anm. 861). Darin steckte die konkludente Behauptung, aufgrund des Konflikts mit Hagemeyer zu keinem Zeitpunkt einen Zugang zur BK gehabt zu haben. Das war wieder einmal die Unwahrheit, da Baeumler bis 1935 (anonym) mehrere Aufsätze und Rezensionen dort publizierte, vor allem einen Angriff auf Theodor Haecker (1934c), der dann 1937 in die Sammlung Politik und Erziehung Eingang fand, wobei der Nachweis der Erstveröffentlichung (BK 1934, S. 119-121) durch einen solchen des ersten namentlich gezeichneten Abdrucks im HJ-Organ ‚Wille und Macht‘ (1935) ersetzt wurde (1937a, S. 33ff, 173).

⁸⁶⁵ Eine Feindschaft, die partielle Zustimmung von Niekisch zum Programm und zur Politik der NSDAP nicht ausschloß; insoweit mag gelten, was Breuer 1993, S. 112, feststellt: „Wenn Niekisch ein Gegner

„bücherkundlichen“ Tip benötigte die Staatspolizei in diesem Fall sicher nicht. Indes läßt eine text- und strukturkritische Analyse der Polemik von 1934 an Baeumlers Verfasserschaft kaum Zweifel. Sowenig wie man auf diesem Wege Niekischs Angaben zu widerlegen vermöchte, Baeumler habe im „Widerstand“ unter den Pseudonymen Leopold Martin und Wolf Ecker publiziert.⁸⁶⁶ Daß Niekischs Zeitschrift „in ihrer Geschlossenheit und Durchschlagskraft eine der eindrucklichsten Periodika aus dem Umkreis der Konservativen Revolution“ (Mohler) geworden ist, war ein Verdienst dieses pseudonymen Autors.⁸⁶⁷ Wie die bislang gründlichste Niekisch-Studie treffend feststellt, habe niemand unter den „Widerstands“-Mitarbeitern den Herausgeber stärker beeinflußt und die weltanschauliche Richtung des Organs nachhaltiger fixiert als Baeumler.⁸⁶⁸ Das gilt primär für das Feindbild „Romanismus“ im geschichtsphilosophisch zum unaufhebbaren Wesensgegensatz hypostasierten Gegeneinander der lateinisch-mediterranen zur germanisch-nordischen Welt. Hier legte der Aufsatz ‚Protestantismus und Widerstand‘ im November 1928 das Arsenal an, aus dem Niekisch sich im Kampf gegen Locarno und Genf gern und großzügig bediente.⁸⁶⁹ Bevor wir näher auf den Gehalt dieser politischen Schriften eingehen, ist kurz auf weitere Foren Baeumlers aufmerksam zu machen. Dazu zählte die Zeitschrift „Die Kommenden“, ein überbündisches, 1930/31 von Ernst Jünger mitherausgegebenes Organ stark nationalbolschewistischer Tendenz, das 1925 im völkischen Jugendbund „Adler und Falken“ entstanden war, wo wiederum Albert Holfelder und dessen Bruder Hans, nachmaliger „Kanzler“ des pronationalsozialistischen „Bundes Artam“, führende Positionen inne hatten. Dort schien im November 1930 Baeumlers programmatischer Vortrag ‚Die Erneuerung des studentischen Hauses‘.⁸⁷⁰ 1929/30 soll es Kontakte zum eben neugegründeten „Kampfbund für deutsche Kultur“ gegeben haben. Beziehungen zu dessen Spiritus rector Alfred Rosenberg reichten angeblich sogar schon länger zurück. Ernst Lange, wie Holfelder Mitarbeiter an „Die Kommenden“

Hitlers war, dann allenfalls in dem Sinne wie Stalin einer war. Es ging nicht darum, Terror zu verhindern, sondern nur darum, wer ihn durchführen durfte.“

866 Überliefert von Mohler 1989, S. 479. - Vgl. Baeumler 1928a+b; 1929b.

867 Mohler 1973, S. 223.

868 Sauermann 1985, S. 70.

869 Baeumler 1928a. - An Baeumlers Verfasserschaft ist nicht zu zweifeln. Dafür einige Indizien: Auf S. 251 ist von „Logik deutscher Geschichte“ die Rede, eine Wendung, die einen mit Rickerts Werk (vgl. zur „Logik der Geschichte“: Rickert 1929, S. 298ff.) so vertrauten Denker wie Baeumler geläufig sein mußte. An einer markanten Stelle, in einer anonymen BK-Rezension zu Haeckers, ‚Was ist der Mensch‘ (Baeumler 1934c, S. 121) hieß es: „Von der Logik der deutschen Geschichte weiß der Schwabe Haecker heute nichts mehr“. Beachtlich ferner, daß 1928 das eigentliche Symbol des lutherischen Protestes nicht der Thesenanschlag, sondern die Verbrennung der Bücher des corpus iuris canonici gewesen sei. Diese Wertung kehrte in einem Beitrag Baeumlers zur Reformationsgeschichte wieder, den er 1936 im „Schulungsbrief“ veröffentlichte (1936a, S. 396). Sie leitete sich her aus der (in Baeumlers Nachlaß-Aufzeichnungen 1929ff. auch erwähnten) Arbeit des Leipziger Kirchenhistorikers Heinrich Böhmer, ‚Der junge Luther‘ (1925), 3. Aufl. 1939, S. 306ff. Schließlich ist bezeichnend für Baeumler, mit welcher Emphase er vom „Wirklichkeitsinstinkt Luthers“ sprach. Im Oktober 1929 gehörte der Satz „Nur Wirklichkeiten können uns retten“ (Baeumler 1934a, S. 3) zu den Kernaussagen des Vortrags über den ‚Sinn des Großen Krieges‘. Ebenso rühmte er Bachofen, weil er die ‚Tiefe der Wirklichkeit‘ erschlossen habe (Bachofen und Nietzsche, 1929, in: Baeumler 1937b, S. 230); seitdem trat der Begriff in seinen Texten geradezu epidemisch auf.

870 Baeumler 1930.

und Baeumlers späterer Assistent in Berlin, berichtete 1937, als Dresdner Student um 1930 Anschluß an einen um Baeumler gescharten Kreis von NS-Studenten und HJ-Mitgliedern gefunden zu haben (s. u. B III.). Spätestens nach dem NSDAP-Wahlsieg im September 1930, so glaubte Wilhelm Kütemeyer zu wissen, sei Baeumler auf Hitler umgeschwenkt.⁸⁷¹ Aus derselben Quelle stammt der Hinweis auf eine Einladung an Hitler, im März 1931 vor der von Baeumler geleiteten Dresdner DPhG-Ortsgruppe zu sprechen.⁸⁷² Tatsächlich bot diese Ortsgruppe wenn schon nicht Hitler, so doch mit ihm sympathisierenden Wissenschaftlern wie Hermann Wirth und Josef Strykowski eine Plattform.⁸⁷³ Auch Heidegger, der im Juni 1932 zum Thema ‚Vom Wesen der Wahrheit‘ sprach, betrat dort ihm politisch vertrautes Terrain.⁸⁷⁴ Im Sommer und Herbst 1930 soll, wiederum nach den nicht gänzlich unglaublichen Angaben des sonst unzuverlässigen Kütemeyer, Baeumler mit der Sammlung und planmäßigen Politisierung der studentischen Jugend begonnen haben. Dafür entwarf er ein „Männerhaus“ im Erzgebirge, dann, um „Nietzsche politisch dienstbar zu machen“, eine „Wachstube zur fröhlichen Wissenschaft“, aus der in Dresden und dann sukzessive in anderen Großstädten revolutionäre Zellen gebildet werden sollten, die „als Dynamit“ den „Bau der Republik“ in die Luft sprengen würden.⁸⁷⁵ Selbst vor dem Plan, Nicolai Hartmanns vorgeblich fatalen Einfluß auf die Berliner Studenten durch ein von SA-Leuten auszuführendes Attentat zu beenden, sei er nicht zurückgeschreckt.⁸⁷⁶ Unter den Kommunisten der Dresdner Studentenschaft war er jedenfalls der einzige Dozent, der vor 1933 „nach außen hin als Nazi auftrat“⁸⁷⁷ und sein Publikum in aktivistischen Studentenver-

871 v. Ficker 1991, S. 189ff.; Dokumentation der Fehde Baeumler-Kütemeyer 1930/31. Die weitgehend auf Mitteilungen des Baeumler-Forschers Detlev Piecha beruhenden biographischen Angaben liefern leider für die frühe Beziehung zu Rosenberg keinen Beleg. Vgl. jetzt Piecha 1998, S. 168ff.

872 Ebd., S. 194.

873 Wirth referierte über ‚Die kosmische Ordnung und ihre vorgeschichtliche Epigraphik‘ (DNN Nr. 256, 3. 11. 1931, S. 3), der Wiener Kunsthistoriker Strykowski über ‚Nordische Kunst‘ (ebd. Nr. 20, 24. 1. 1932, S. 2). Über Wirth als Inspirator von Himmels „Ahnenerbe“-Stiftung; Kater, 1974. Baeumler gab 1932 eine Aufsatzsammlung mit Stellungnahmen der Fachwissenschaft zu Wirths Thesen heraus. Über die Wirth und Strykowski verbindende Sehnsucht nach germanisch-ursprünglichen Lebenssystemen: Hermand 1988, S. 234-237; die Einladungen von dem in dieser Zeit über germanisch-romanische Gegensätze reflektierenden Baeumler wurden also mit Bedacht ausgesprochen.

874 DNN Nr. 130, 5. 6. 1932, S. 3; diese Vortragsrezension bietet nur für Heidegger typische indirekte politische Bezüge: den Appell, sich zur „wirklichen Existenz“ zu befreien, sich „immer wieder mit dem Unbekannten zu konfrontieren“ und den Wahrheitsbegriff scholastischer Philosophie als Negation eigener „Wahrheit aus der Freiheit“ zu verabschieden.

875 v. Ficker 1991, S. 193, 195. Im Nachlaß Baeumlers findet sich ein Konzept „Deutsche Wirklichkeit - Bei Eröffnung der Wachstube, 21. März 1931“ - diese Vortragsskizze liefert für die von Kütemeyer unterstellte Radikalität des Unternehmens jedoch keine Bestätigung.

876 Ebd., S. 196.

877 So in den Erinnerungen von Rudi Wetzel 1980, S. 49ff; Wetzel (1909-1994), Vorsitzender der Kommunistischen Studentenfraktion an der TH Dresden, 1935 emigriert, 1957 als Pressefunktionär der SED wegen liberaler Informationspolitik im Zusammenhang mit dem „Tauwetter“ in Polen und Ungarn seiner Posten enthoben, dann freier Publizist und Mitarbeiter an Rudolf Bahros ‚Die Alternative‘, 1990 rehabilitiert, stellte dem politischen Denker und Rhetor Baeumler ein glänzendes Zeugnis aus. Nichts von dem, was nach 1945 über ihn in der BRD erschien, verstand sich zu ähnlich positiven Bewertungen.

einigungen suchte.⁸⁷⁸ Ohne Übertreibung durfte der „Völkische Beobachter“ darum im Mai 1933 darauf verweisen, daß Baeumler „seit langem“ die „Gefolgschaft der nationalrevolutionären Studentenschaft“ sicher sei und er in seinen Vorlesungen ein Vertrauensverhältnis geschaffen habe, „wie es nur sehr wenige unter den Hochschullehrern aufzuweisen“ hätten.⁸⁷⁹ Ende 1930 gelang es ihm, in dem von Tillich gegründeten, von Stepun geleiteten „Sozialwissenschaftlichen Zirkel“ Fuß zu fassen und eine Vortragsreihe „Der Staat“ zu beginnen, wo dann bekannte Nationalrevolutionäre wie A. E. Günther und W. Stapel referierten. Im Sommersemester 1931 stand der „Zirkel“ endgültig unter Baeumlers „Protektorat“, der ihn dann im Wintersemester 1931/32 einem illustren Kreis von Rednern wie Breitscheid (SPD), von Rheinbaben (DVP) und von Freytag-Loringhoven (DNVP) öffnete.⁸⁸⁰ Den sichtbarsten publizistischen Anschluß an die „Bewegung“ vollzog Baeumler in einem Leitartikel des „Völkischen Beobachters“ vom 21. Dezember 1932: ‚Zwei Welten‘. Darin forderte er, endlich „Hitler und das soldatisch-sozialistische Deutschland“ der Jungen Generation“ an die Schalthebel der Macht zu lassen, um den Staat „neu auf den Typus des politischen Soldaten“ zu gründen und jene innere Einheit herzustellen, wie sie weder unter der faktisch bestehenden „Geldldiktatur“ bürgerlicher Demokraten noch unter der drohenden Diktatur des Proletariats zu gewinnen sei.⁸⁸¹

Jahre zuvor war Baeumler ins jungkonservative-nationalrevolutionäre Lager gewechselt. Mit einer Rede über den Sinn des großen Krieges auf dem Vertretertag des Deutschen Hochschulrings (DHR) im Oktober 1929, der aufschloß Boitzenburg, dem Stammsitz derer von Arnim in der Uckermark stattfand, hatte er sich erstmals öffentlich als Exponent dieser Republikfeinde exponiert. Der DHR, 1920 entstanden als Dachorganisation der völkischen Hochschulringe Deutscher Art, dem nach und nach Studentenverbände aller Parteirichtungen beitraten, verstand sich als „völkisches Gewissen“ der Deutschen Studentenschaft, nahm mit seinem Münchner Ableger am Hitler-Putsch teil, und konzentrierte sich, nach heftigen Fraktionskämpfen und Austritten gemäßigter Verbände, seit etwa 1927 auf die politische Schulungsarbeit, die, erkennbar strukturiert von jungkonservativer Ideologie des Moel-

878 Vorträge sind nachzuweisen vor Mitgliedern des Verbandes der Turnerschaften auf deutschen Hochschulen, der Deutschen Studentenschaft, dem Hochschulring Deutscher Art; Beiträge finden sich in den Akademischen Blättern, im Organ des Kyffhäuserverbandes des Vereins Deutscher Studenten („Student und Staat“, Vortrag beim Festakt des 25jährigen Stiftungsfestes des VDSt Rostock am 17. 7. 1932; Baeumler 1932d) und der Zeitschrift der Deutschen Turnerschaft (VC-Rundschau). Auf der hochschulpolitischen Schulungstagung des Verbands der Turnerschaften in Bad Blankenburg (Pfingsten 1932) hielten Baeumler und Kriek die Hauptvorträge (s. VC-Rundschau 1932, S. 55 und 85ff.).

879 VB/A Nr. 132 v. 12. 5. 1933: „Professor Baeumler beginnt seine Vorlesungen“

880 Nach den Mitteilungen des „Zirkels“ im „Dresdner Hochschulblatt“ Jg. 2, 1926, S. 150; Jg. 3, 1927, S. 14; 4, 1928, S. 154; 6, 1930/31, Novemberheft (Vortrag Baeumlers, 5. 12. 1930: „Der Sinn des studentischen Hauses“), Februarheft, S. 114 (Vorträge Günther/Stapel); 7, 1931/32, Nr. 4, S. 53f. (u. a. Breitscheid 16. 11. 1931: „Außen- und Innenpolitik“, Baeumler 30. 11. „Der Staat“). Es wäre zu untersuchen, ob nicht auch Verbindungen zum „Nationalen Klub von Sachsen“ bestanden, der mit rechten Dresdner Studentengruppen Vortragsveranstaltungen durchführte. 1929/30 sprachen u. a.: E. Jünge, Schauwecker, Hitler, Seldte, H. F. K. Günther, Stadler, Severing, Geßler (lt. „Der Stahlhelm-Student“ 1, 1929/30, Nr.9/10, S. 19).

881 Baeumler 1932a. Gleichzeitig abgedruckt im Dezemberheft von ‚Die junge Front‘ (Baeumler 1932b), einem Organ sudetendeutscher Nationalrevolutionäre, dessen Herausgeber, Eduard Kaiser in Warnstorf/Nordböhmen wohnte - einer Grenzstadt mit stark altkatholischer Prägung!

ler-Kreises, von dem Selbstverständnis einer „nationalrevolutionären Minderheitsbewegung“ geprägt war.⁸⁸² Wehrhaftmachung, Erziehung zur Kameradschaft, um dem grassierenden Individualismus zu begegnen, paramilitärische Übungen unter Anleitung ehemaliger Offiziere und politische Schulung – so beschrieb ein Zeitgenosse die Anstrengungen, um nach dem Muster vormilitärischer Ausbildung an US-Universitäten einen „esprit de corps et de nation“ zu züchten.⁸⁸³ Schulungslager entstanden vornehmlich auf Gütern in Brandenburg und Pommern, wo Angehörige des ostelbischen Adels Anschluß an jungkonservative Berliner Intellektuellenzirkel suchten. Bereits 1925 referierten Max Hildebert Boehm und Heinrich von Gleichen vom „Juni-Klub“ auf einer Tagung des pommerschen Jungadels über „Ostfragen“. Ihr Korreferent hieß Ewald von Kleist-Schmenzin.⁸⁸⁴ Der im Zusammenhang mit dem Attentat vom 20. Juli 1944 hingerichtete Konservative und erklärte Monarchist begann in diesen Jahren, sich als umtriebiger und durchaus fesselnder Redner auf solchen immer regelmäßiger veranstalteten, von einer zunehmenden Politisierung des Adels zeugenden Tagungen zu profilieren.⁸⁸⁵ Ende der 20er Jahre stellte er sein Gut Schmenzin im hinterpommerschen Kreis Beigard für Schulungstagungen und paramilitärische Übungen dem DHR zur Verfügung. Beziehungen bestanden zu dem zeitweilig am „Politischen Kolleg“, der „Hochschule“ des Juni-Klubs, lehrenden Schriftsteller Hans Schwarz, der wiederum mit einem Standesgenossen Kleists, dem regionalen Stahlhelmführer Bernd von Wedel auf Fürstensee im Kreis Pyritz/Pom., und Admiral von Trotha, dem Führer eines nationalen Ju-

882 Faust 1974 1, S. 127f; Fricke II, S. 116-127; im Zusammenhang mit dem DHR-Funktionär Werner Best dazu jetzt: Herbert 1996, S. 52ff. Über den liberaleren Tübinger DHR neuerdings die interessanten Erinnerungen von Theodor Eschenburg 1995, S.168ff.

883 Herbert Krüger 1929.

884 Darüber ein Bericht in: DA 43, 1925, S.747f. Von Kleist sprach über „Das Wesen des Staates mit Berücksichtigung des heutigen Zustandes in Preußen und Deutschland“. Die Tagung fand auf Gut Jasen/Kr. Bütow statt, fast in Sichtweite der pommerschen Grenze zum „Korridor“; der Kreis Bütow gehörte wegen einer kleinen kaschubischen Minderheit zu den bevorzugten Zielen nationalpolnischer Agitation; vgl. Branig 1965, S. 138ff.

885 Scheurig ist den Spuren des politischen „Wanderredners“ Kleist kaum nachgegangen, weder in der Erstauflage seiner Biographie (1968), noch in der nur unwesentlich veränderten Neuauflage (1990). Darum erfaßt er die politischen Aktivisten des ostelbischen Adels nicht. Ebenso wenig Weißmann 1995, der, ohne neue Quellen zu erschließen, Scheurig nur paraphrasiert. Das Umfeld Kleists könnte aber durchaus zur Überprüfung von Breuers These führen, die „Konservative Revolution“ verdiene mangels adeliger Beteiligung nicht eigentlich konservativ genannt zu werden (1993, S. 13f.). Immerhin sieht Eley 1991, S. 228, Kleist seit Ende der 20er Jahre im Lager der nationalrevolutionären „Scharfmacher“. Dies hätte dann wohl auch die Beziehung zu Niekisch erleichtert, von der dieser nach 1945 berichtet, 1958, S. 246ff. – Eine Arbeit über die politische Orientierung des ostelbischen Adels nach 1918 gehört aber noch zu den Desiderata zeithistorischer Forschung. Nicht ausreichend Görlitz 1957, S. 326ff. Zur politischen Aktivierung des Adels durch die Deutsche Adelsgenossenschaft bisher nur Kleine 1978 und Zollitisch 1992, der eine Habil.-Schrift über den deutschen Adel zwischen 1914 und 1944 angekündigt hat. Eine erste materialreiche Regionalstudie (Pommern) jetzt von Baranowsky 1996. – Für Kleists Bemühungen sei nur auf die Tagungsberichte im „Adelsblatt“ verwiesen. Etwa: Jg. 43, 1925, S. 155, 180 (Vortrag „Adel und Preußentum“ auf dem Pommerschen Landesadelstag im Januar 1925, wiederholt im Februar 1925 auf der Mitgliederversammlung der Landesabt. Hinterpommern in Köslin; Kleist forderte hier die Wiedereinsetzung der Hohenzollernmonarchie) oder Jg. 48, 1930, Beilage Adelige Jugend Nr.7, S. 27 über eine Jungadelstagung auf Gut Sanditten/ Kr. Wehlau (Ostpreußen) zum Thema „Konservative Idee und junge Generation“.

gendbundes, seit 1928 die Zeitschrift „Der Nahe Osten“ herausgab. In diesem Kreis glaubte man, Preußen könne im Verhältnis zu den neuen osteuropäischen Nachbarstaaten eine „föderativ-integrierende Aufgabe unter christlichem Vorzeichen“ wahrnehmen und die Funktion einer „Brücke in den Osten“ erfüllen. Innenpolitisch sei Ostelbien so weit umzustrukturieren, bis es ein politisches Gegengewicht zum industrialisierten Westen bilde. 1927 hob von Wedel in Danzig den unter seiner Leitung stehenden „Osteibischen Ausschuß“ aus der Taufe, dessen primäres Ziel es war, eine moderate Agrarreform durchzuführen, um die rechtliche und wirtschaftliche Stellung der Landarbeiter zu verbessern und so die Landflucht zu stoppen, die die politisch-ökonomische Bedeutung des Ostens seit Jahrzehnten schwächte.⁸⁸⁶ In ihrer ausgreifenden Vortragsarbeit warben Schwarz und v. Wedel um Bündnispartner, die sie außerhalb des ostelbischen Adels in Wehrverbänden („Stahlhelm“), Landvolk, Jugendbünden und eben in der Studentenschaft zu finden meinten.⁸⁸⁷ Anfang 1928 begann dann die Serie der Boitzenburger DHR-Tagungen, die Schwarz und sein Kreis weltanschaulich dominierten. Ende Oktober 1928 sprach Schwarz dort über „Religiöse Erneuerung und nationale Bewegung“, der „Stahlhelm“-Generalsekretär Siegfried Wagner über „Student und Wehrbewegung“ und Schwarz' Freund, der Osteuropakenner Harald Laeuen, Leiter des Ostamtes der Burschenschaft, über „Nationale Opposition“.⁸⁸⁸ V. Wedel, Schwarz und v. Kleist hatten schon wenige Tage vorher auf Gut Stolpe/Usedom während einer Schulungswoche des Greifswalder Hochschulrings Deutscher Art referiert, über die ein Teilnehmer schrieb:⁸⁸⁹

„Der Erfolg der Schulungswoche war ausgezeichnet [...] Die preußische Landvolkbewegung zeigt den Willen, das dritte Reich zu schaffen. Wehrhaftigkeit und Bodenbewußtsein sind die Grundlagen, die Wurzeln der Kraft, berufsständische Gliederung, nicht Klassenkampf und Klassenhaß, Kampf gegen das alte überlebte System des Westens sind selbstverständliche Forderungen. Hier steht die preußische Bewegung nicht allein, Europa befindet sich in einem neuen Aufbruch. Die jungen Völker des Ostens, Italien, zeigen das Aufkommen einer neuen Staatsauffassung, zeigen die ungeheure Modernität des Preußentums. Hier wird auch die neue Sendung Preußens klar: vorzustößen in den gärenden osteuropäischen Raum und ihn mit einer neuen politischen Funktion zu erfüllen.“

886 Berghahn 1966, S. 133, der als außenpolitische Ziele des Ausschusses hervorhebt: Gegen ein Ostlo-carno und gegen Abrüstungsverhandlungen mit Warschau, für eine zur Abwehr polnischer Überfälle vorzubereitende Bewaffnung der Ostprovinzen. Der Hauptorganisator, Wagner, fiel 1944 den Verfolgungen nach dem 20. Juli zum Opfer. Über die innenpolitischen Ziele v. Nostitz 1980, S. 304.

887 v. Nostitz 1980, S. 301ff; über von Wedels Gut Fürstensee, dem Treffpunkt der „Reformer“, vgl. Neuschäffer 1994, S. 87ff; die 10 000 Bände umfassende Spezialbibliothek zu Philosophie und Religionsgeschichte fiel 1945 Exzessen der Besatzer zum Opfer. Bei Neuschäffer auch Porträts der Güter Schmenzin, S. 216ff, und Neu-Buckow/ Krs. Beigard (Ferienlager des DHR 1929ff.), S. 171f. Neu-Buckow war im Besitz der Familie von Heydebreck; es wäre zu klären, ob der 1933 als Führer der SA-Gruppe IV (Pommern) eingesetzte, dann während des „Röhm-Putsches“ erschossene Hans-Peter von Heydebreck an der Einrichtung der Schulungslager beteiligt war. Literarische Ambitionen hatte v. Heydebreck 1931 mit einem romanhaften Erlebnisbericht über seine Zeit als Führer eines Freikorps in Oberschlesien bekundet: ‚Wir Wehrwölfe‘. - Langjähriger Vorsitzender der Deutschen Adelsgenossenschaft, Landesabt. Hinterpommern, war ebenfalls ein v. Heydebreck, Besitzer von Gut Barzlin bei Beigard.

888 Koffka 1928.

889 Krumm 1928.

Als man sich ein Jahr später, im Zenit der nationalen Kampagne gegen den Young-Plan, auf einer Welle von Protestnoten und Gedenkartikeln zu Langemarck und Versailles, erneut auf dem Arnim-Schloß traf, hielten Schwarz („Die preußische Idee“), und Baeumler die Vorträge. Freunde von Schwarz, Mitarbeiter des „Nahen Ostens“, der Jurist Otto Koffka und der Journalist Johannes Schwarz van Berk, nach 1933 Chefredakteur der SS-Zeitung „Das Schwarze Korps“, wurden in den DHR-Vorstand gewählt. Die Veranstaltung klang mit einer Moeller-van-den-Bruck-Gedächtnisfeier aus. Zuvor hatte man eine Entschließung verabschiedet, die die Weimarer Reparationspolitik des Young-Plans zur stärksten Bedrohung für eine anti-westliche, preußisch-agrarische Regeneration Deutschlands stilisierte:⁸⁹⁰

„Der Deutsche Hochschulring als national revolutionäre Bewegung der Jungakademiker erklärt im Augenblick stärkster politischer Spannungen, daß seine Anhänger Unterwerfungswillen nach außen nicht kennen, sich durch ein System des Parteiterrors nicht beirren lassen und einen Optimismus paneuropäischer Vernunft als Preisgabe der Deutschen Nation verwerfen. Die Konferenzen von Paris und dem Haag machen Deutschland zu einem Glacis des Westens. Der Finanzimperialismus errichtet in der unbesteuerten Internationalen Tributbank das sichtbare Zeichen seiner Herrschaft über Staaten und Völker. Der Young-Plan bedeutet das Todesurteil der deutschen Jugend. Die Ohnmacht des Reiches, die Bedrohung seines Ostens, der Niedergang seiner ländlichen Kräfte reden eine Sprache, die unsere Zukunft bedroht [...] Die deutsche Jugend teilt die Unruhe der europäischen Völker, die wie wir, durch die Diktate von 1919, durch die Verlogenheit des Völkerbundes und durch den Finanzimperialismus um ihre Zukunft gebracht werden sollen.“

Der scharf antiwestliche DHR bot auf seinen Schulungstagungen auch Baeumlers Mitstreiter Ernst Niekisch ein Podium. Im Juli 1929, aufschloß Mosigkau bei Dessau, schlug er vor, die Reparationsfrage soweit zu radikalisieren, bis die „ungeheure Versklavung Deutschlands“ für jeden „täglich spürbar“ werde: „Das wird jene Rebellenhaltung erzeugen, in der das Prinzip der Erneuerung liegt“ und die der von Versailles über Locarno nach Paris füh-

890 Bei Neitzel 1929, S. 396f. und im Bericht von Bürck 1929; der anonyme Berichterstatter der Zs. „Der Stahlhelm-Student“ 1, 1929/30, Nr. 1, S. 11, glaubte den Vorträgen von Schwarz/Baeumler entnehmen zu dürfen, daß es nicht allein um die innenpolitische „Neuformung eines Staatsaufbaus“ ging, „sondern um die Neuordnung Europas auf einer konservativen Grundlage“. Vgl. a. den Tagungsbericht des späteren Staatsrechtlers Herbert Krüger 1929, dessen erste Veröffentlichungen in Schwarz' „Der Nahe Osten“ erschienen. Zwei von insgesamt 25 dort publizierten Aufsätze nahmen seine Schüler 1970 zum 65. Geburtstag Krügers in einen Band ausgewählter Schriften auf: 1970, S. 9-22. - Vgl. a. GStA, Rep. 76Va, Sek. 1, Tit. XII, Nr.39, Bd. 1, Bl. 227-232; PrMdl, Polizeipräsident Berlin an PrMWKV v. 9. 1. 1930, Ergebnis polizeilicher Überwachung der Boitzenburger Tagung 1929 und über die Schulungslager des DHR. Ebd. Bl. 186; PrMdl an PrMWKV v. 29. 10. 1928 betr. Ferienlager des DHR. Anschließend Ausgaben der „Greifswalder Universitätszeitung“ (15. 5. und 25. 10. 1929), von den Polizeibehörden wegen zweier Aufsätze von Koffka offenbar als staatsfeindlich eingeschätzt: „Wehrhafte Erziehung der Jugend“ und „Vom Sinn des studentischen Kampfes“, die die militärisch-soldatische Erziehung in den Lagern als „Vorstufe auf dem Weg zu weiter gesteckten politischen Zielen“ definierte. Hier ordnete sich Baeumlers Rede also in sehr konkrete, wenn auch wenig aussichtsreich erscheinende Planungen ein. Über die Vorträge von Schwarz und Baeumler heißt es in dem Bericht von Plog in der GUZ v. 25. 10. 1929: Beide „führten aus, man müsse vom Boden und dem primitiven religiösen Erleben in uns ausgehen, sich loslösen von den westlichen Mächten, um sich eine Basis für die Erneuerung Deutschlands zu schaffen“.

renden Politik, „allmählich alles anzuerkennen“, Widerstand leiste.⁸⁹¹ Im September 1929, als der DHR wieder auf Gut Stolpe eine Schulungstagung abhielt, wo v. Kleist das tief religiöse, für eine zukünftige Rolle in der Politik entscheidende Wesen des preußischen Adels beschwor und Schwarz in der „vierten Rasse“ den „neuen Menschen“ des „neuen Zeitalters“ heraufkommen sah, widmete Niekisch sich nochmals dem vergleichsweise profanen Reparationsproblem und dem Zusammenhang von Nationalismus und Sozialismus.⁸⁹² Im märkischen Buckow sprach er Anfang 1930 über die Reichsreform, die er „mit der Gestaltung des Bildes der östlichen Landschaft im föderativen Staat verband“.⁸⁹³ Es folgte im Juli 1931 auf dem Rittergut Neuendorf/Usedom ein Vortrag über „Sowjetrußland“, der die These aufstellte, daß nach den von Trotzki und Radek diktierten Anfangsjahren des Bolschewismus („In den ersten Jahren tritt der Jude an die Spitze“) und den von asiatischer Brutalität erfüllten Herrschaft des halben Tartaren Lenin, der aus der UdSSR eine „Anti-Versailler-Macht“ formte, Stalin endgültig den anti-westlichen Kurs gegen jüdisch-internationalistische Widerstände der Trotzki und Sinowjew durchsetze.⁸⁹⁴ Damit, in der Einschätzung des Verhältnisses zur UdSSR, begann zwischen nationalrevolutionären, deutschnational-konservativen und nationalsozialistisch-völkischen Ideologen die weltanschauliche Entflechtung, nach kurzzeitiger Koalition im Rahmen gemeinsamer Aktionen gegen den Young-Plan. Auch die Boitzenburger Tagung von 1930, wo Baeumler den „Männerbund“ als neue Lebensform der Jugend propagierte und die Versammelten aufrief, in soldatisch strengem Leben ihre Korporationen und akademischen Vereinigungen wieder als Zellen für „Erzieher zum völkischen Staat“ zu organisieren, stand noch ganz im Zeichen dieses Aktionsbündnisses, als man beschloß, die DHR-Schulung zur Arbeitsgemeinschaft zwischen NSDStB und Stahlhelm-Studentenbund auszuweiten: „Wir begrüßen es, daß der Hochschulring heute die Möglichkeit bietet für eine Zusammenarbeit zwischen Nationalsozialisten und Stahlhelmen.“⁸⁹⁵

891 Tagungsbericht Viebig 1929. Schwarz sprach über „Nationalismus und Föderalismus“, eine Umgestaltung Deutschlands zum „Föderativsystem“ nach dem Muster der UdSSR, des britischen Empire oder Jugoslawiens vorschlagend.

892 Tagungsbericht Zintarra 1929. Neben Niekisch, v. Kleist und Schwarz („Staat und Kirche“) sprachen der Königsberger Religionsphilosoph N. von Arseniew („Das christliche Ost-West-Problem“) und Harald Laeuen („Agrarrevolution und Akademikertum“).

893 Tagungsbericht Ernst 1930; es referierten auf dieser Tagung über „aktuelle Fragen des Nahen Ostens“ außer Niekisch wieder Laeuen („Die Agrarfrage als Staatsproblem“ und „Das deutsch-polnische Liquidationsabkommen“), Wagner („Der preußisch-polnische Raum“) und der ukrainische Professor Kuziela („Nationalitätenfragen des Ostens“).

894 Bitter 1931; weitere Referenten auf Neuendorf: Koffka („Tributfrage und Weltwirtschaft“), Bodenstein („Die Genfer Abrüstungskonferenz“), Kolbe („Die volkspolitischen Grundlagen des Kampfes um Ostpreußen“) und Laeuen („Ostpolitik u. Agrarfragen“).

895 Paetsch 1930. Vgl. Klotzbücher 1964, S. 46f., 113f., 191f. Führer des Stahlhelm-Studentenrings „Langemarck“, der 1931 57 Hochschulgruppen umfaßte, war der Weggefährte v. Gleichens aus dem „Juni-Klub“, Herausgeber des jungkonservativen Organs „Gewissen“, Eduard Stadtler, seit 1927 Mitglied des Bundesvorstandes des Stahlhelm. Stadtler, der in seinen Erinnerungen an seine Zeit als Volkstribun im „spartakistischen“ Berlin von 1918/19 darauf verwies, daß er es war, der zur Liquidierung von Luxemburg/Liebknecht anstiftete und der sich zum zentralen Gegenspieler des deutschen Bolschewismus stilisierte (1935, passim), gehörte nach 1933 zu den Verlierern der „nationalen Revolution“: Seine Bücher Bolschewismus als Weltgefahr (1937) und ‚Weltrevolutionskrieg‘ (1938) landeten auf dem Index, weil sie „die überragende Rolle des Judentums im Bolschewismus völlig außer Acht gelassen“ und den „Bolschewismus [...] als nationalrussisches Phänomen betrachtet“ hätten (so

Daß bei diesen fließenden Übergängen auch Baeumler früher als er post festum zugeben wollte mit der NSDAP in Berührung kam, ist evident. Ebenso auch die Tatsache, daß er mit seiner Distanz zur einseitigen Ostorientierung von Niekisch und Schwarz recht früh Brücken ins Lager Hitlers baute.

3.2. Baeumlers „Germanismus“

Hans Schwarz' Kreis um den „Nahen Osten“ stimmte 1928/30 weltanschaulich vielfach mit Niekisch und Baeumler überein. Um Baeumlers Standort, seine bereits erkennbaren Differenzen, primär mit Niekisch, den Übergang zum Nationalsozialismus und, wie es später diffamierend hieß, die Entwicklung zum „Sänger Rosenbergs“⁸⁹⁶ zu erfassen, sind, unter Einbeziehung von Aufzeichnungen aus Baeumlers Nachlaß, einige vergleichende Betrachtungen am Platz. Das Ineinander von geschichtsphilosophisch-anthropologischer Spekulation, Zeitkritik und politischer Vision begann bei Schwarz 1926 mit dem 300 Seiten-Werk *Europa im Aufbruch*, das das Gerüst seiner politischen Philosophie enthielt. Dichotomisch konstruierte es den Gegensatz Deutschlands gegen den Westen als Konfrontation zweier Wertsysteme: im Westen werde der Mensch unter vergängliche Werte gezwungen, in Deutschland, zumal im agrarischen Preußen, lebe der elementare, soldatisch-bäuerliche Mensch noch gebunden an höhere Wirklichkeiten, an „kosmische Gesetze“, die vom westlichen Lebenssystem der unteren Werte ignoriert wurden.⁸⁹⁷ Derartige, dem „Händler und Helden“-Topos der Weltkriegspublizistik verpflichtete Schablonen bestimmten das Denken von Schwarz' Mentor Moeller van den Brück genauso wie die des Mitstreiters Harald Laeuen, der im Osten eine neue Rasse von eigenartiger seelischer Prägung, eine mit Gemeinschaftsgeist begabte, für den Sozialismus also prädestinierte Rasse heranwachsen sah.⁸⁹⁸ Politisch-soziologisch stellte Schwarz zwei Herrschaftsformen gegeneinander: den römisch-imperialistischen, zentralistisch-bürokratischen und den germanisch-personalistischen Typ. Während letzterer im persönlichen Regiment des friderizianischen Preußen zur Vollendung gelangt und noch im Impetus der Reformen Steins lebendig gewesen sei, beginne der Siegeszug des römisch-westlichen Typus mit Hardenbergs Zentralismus, der den Kapitalismus begünstigt und die fatale neupreußische Westorientierung eingeleitet habe.⁸⁹⁹ Der romanische Herrschaftstyp - soviel läßt sich an Essenz aus diesen flüchtigen Einlassungen gewinnen - verdinglicht gesellschaftliche Beziehungen. Der Preis formaler Rechtsgleichheit

Goebbels an Präsident RSK v. 16. 5. 1939, mit dem Hinweis: „Die Geheime Staatspolizei habe ich verständigt“); BAZ, RSK-Akte Stadtler. Petzold 1985, S. 350, der eingesteht, über Stadtlers „letztes Lebensjahrzehnt nichts ermittelt“ zu haben, behauptet trotzdem, die Schriften nach 1933 paßten „voll und ganz ins Konzept der Nazis“. 1945 sei er jedenfalls „zur Rechenschaft gezogen“ worden, d. h. Stadtler kam im sowjetisch geführten KZ Sachsenhausen um. Bio-bibliographisch: Mohler 1989, S. 405; über Stadtler im Politischen Kolleg: Clemens 1983, S. 145ff.

896 Hielscher 1954, S. 154.

897 Schwarz 1926, S. 196, 285; ders. 1932, S. 13.

898 Zu Moellers Bild von der „slavischen Rasse“ vgl. nur ders. 1933, S. 3-19. - Laeuen 1934, S. 168ff. (ähnlich bereits in der Erstausgabe dieser agrarpolitischen Schrift, 1929). Auch Schinkel 1932, S. 13, sprach vom neuen Menschentyp Preußens.

899 Schwarz 1926, S. 190ff.; zum Cäsarismus ders. 1932, S. 62f.

sei der Verlust „gemeinschaftlicher“, den menschlichen Bedürfnissen adäquater Sozialformen. Der niedersächsische Adlige Wolf Christian von Harling präzierte in der „Schriftenreihe des Nahen Ostens“ diese Vorstellungen über den germanischen Herrschaftstyp: bis zum Ende der staatlichen Selbständigkeit Niedersachsens (1866) habe zwischen Emden und Göttingen eine ausgefeilte, buntscheckige Selbstverwaltung bestanden, die nach der „Annexion“ vom neupreußischen Zentralismus Hardenbergs zerstört worden sei.⁹⁰⁰ Bis dahin hätten die Menschen in Blut und Boden, im Geschlechterverband und in der Heimatbindung vorstaatlich zusammen gelebt. Sie seien sinnerfüllt in ein Ganzes eingegliedert gewesen. In einer Weise, wie sie von keiner staatlichen Bürokratie, keinem nur formaljuristischen Verhältnis je erreicht werden könne.⁹⁰¹ Wie Schwarz forderte Harling daher eine Dezentralisierung staatlicher Verwaltung und die Besinnung auf föderativ-germanische Traditionen Alt-Preußens, die der nationalstaatlichen Entwicklung geopfert worden seien. Dadurch würde Preußen seine Fähigkeit zurückgewinnen, im Osten Volkstümer außerhalb nationalstaatlicher Grenzen zu integrieren, wie das schon einmal zwischen 1793 und 1806 bis in den polnischen Raum hinein gelungen sei. Das entsprach genau den Intentionen von Schwarz, Schinkel und Laeuen, die von Preußen aus die Nationalisierung des Ostens umkehren wollten, um womöglich ein preußisch-russisches Kondominium zwischen Baltikum und Bosporus zu errichten.⁹⁰² Schwarz trug keine Bedenken, die politische Selbständigkeit ostelbischer Provinzialverwaltungen bis an den Rand der Autonomie stärken zu wollen, in der Absicht, ihre grenzüberschreitende integrierende Kraft zu entbinden.⁹⁰³ Von hier aus war ein nahtloser Übergang zu den Ideen des Königsberger Publizisten Otto Weber-Krohse möglich, der 1933/34 den NS-Gauleiter Koch ermunterte, eine von Berlin unabhängige Außenpolitik Ostpreußens anzustreben.⁹⁰⁴ Das war der Moment, wo Rosenberg als Parteiideologe wie als Außenpolitiker, sein ostpolitisches Veto einlegte und die rassenideologische Interpretation des Bolschewismus und der Beziehungen zu den slawischen Völkern durchsetzte.⁹⁰⁵

Das Rußlandbild des „Nahen Ostens“ paßte man eigenen sozialpolitischen Idealen an. Der Bolschewismus, so Schwarz, sei nicht identisch mit dem westlichen Marxismus. Die Sowjets verträten keineswegs jenen weltrevolutionären Internationalismus, der nur propagandistisch noch den Ton angebe. Lenins kommunistische Ideologie sei vielmehr dem My-

900 So auch zur Fehlentwicklung seit Hardenberg: Darre 1930, passim.

901 v. Harling 1931; die Broschüre erschien mit einer Einleitung von Schwarz. Der nahe Celle begüterte v. Harling (1901-1964), durch Heirat mit dem märkischen Uradel derer von Alvensleben verbunden, kam aus dem Lager der antipreußischen Weifenpartei. Nach 1945 wieder als politischer Publizist im Umfeld von Heinrich Hellwege (Deutsche Partei) aktiv und für eine gesamtdeutsche Korrektur der ihm zu einseitig westlichen Politik Adenauers streitend, vgl. v. Harling 1962 und 1963.

902 Der von Hermann Oncken promovierte Friedrich Schinkel versuchte, in der preußischen Geschichte föderative Traditionen auszumachen, etwa die Phase bis 1806 und die ersten Herrschaftsjahre Friedrich Wilhelms IV. Schinkel 1932; ders. 1934.

903 Schwarz 1932, S.79ff.

904 Vgl. Weber-Krohse 'programmatische Schriften über landschaftliche Politik' (1933) und den 'Ostseekreis' (1934). Über Koch, Weber-Krohse, Heyse und Schwarz s. u. B I.

905 Vgl. Jacobsen 1968, S. 683ff. - Daß bei Baeumler in dieser Zeit „Dissertationen gegen die Ostideologie“ geschrieben worden seien, wie Schwarz 1948 behauptete (Nostitz 1980, S. 293), trifft jedoch nicht zu. Die einschlägige Arbeit von Woldemar Fink (1936) betreute H. Uebersberger; Baeumler war in keiner Weise am Verfahren beteiligt (UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 824, Bl. 35a-35n; Promotion Fink).

thus des östlichen Raumes erlegen und mutiere zu einem agrarischen Sozialismus, der den Gemeinbesitz restituieren und die alte Dorfkommune zur Keimzelle des neuen Staates mache.⁹⁰⁶ Mit der Ausschaltung Trotzki durfte sich Schwarz in seiner national-bolschewistischen Deutung, wie sie auch der im „Nahen Osten“ rezipierte kommunistische Historiker Arthur Rosenberg gab, bestätigt fühlen.⁹⁰⁷ Was Schwarz und zu Beginn des ersten Fünfjahresplans auch Niekisch sehr im Gegensatz zu Rosenberg aber völlig ignorierten bzw. bestenfalls als Gefahr der „Amerikanisierung“ des Bolschewismus wahrnahmen, war die Entwicklung, die nicht wie erwünscht zum Agrarsozialismus, sondern zur Proletarisierung und Industrialisierung führte. In der UdSSR entstand kein religiös vertieftes, bäuerliches Gemeinwesen, das jene einst von Baader gehegten Hoffnungen erfüllt hätte, wonach in Rußland Leben und Herrschaft noch Religion bedeute.⁹⁰⁸

Baeumlers große Bachofen-Einleitung war von Schwarz 1928 im „Ring“ begeistert begrüßt worden als wichtige Wiederentdeckung romantischer Geister, die für die Nachtseiten des Lebens empfänglich waren. Insoweit schien er also einen Beitrag zu der von Schwarz ersehnten Hinwendung zu mythischem Denken geleistet zu haben, das sich unweigerlich russischer Gläubigkeit näherte.⁹⁰⁹ Und Baeumler, der noch 1923 klagte, die deutsche Jugend suche ihre Führer neuerdings „lieber in Rußland als in Königsberg und Weimar“, schloß 1931 seine Nietzsche-Studie mit dem Ausblick auf ein „unbedingtes Zusammengehen mit Rußland“, zumal „Sowjet-Rußland“ jenem in der ‚Götzendämmerung‘ antizipierten Wesen künftiger „Nähe zur Barbarei“, einem Erwachen der Künste, einer „Großherzigkeit der Jugend“, phantastischem Wahnsinn und wirklicher Willenskraft erstaunlich ähnele.⁹¹⁰ Das deutsche Verhältnis zum Westen, die Chancen eines antiwestlichen Systemwechsels und die Beurteilung der Trias Slawentum-Rußland-Bolschewismus – daraus ergaben sich auch für Baeumler die politischen Herausforderungen. Wie sahen seine Antworten darauf bis zum förmlichen Eintritt in die Partei im Mai 1933 aus? Was hat es mit dem Anti-Romanismus, dem Germanismus seiner nationalrevolutionären Phase auf sich? Seine in diesem Kontext wichtige Luther-Deutung und sein Verständnis des Protestantismus bezogen dabei Motive aus einer mächtigen, im 19. Jahrhundert gewachsenen geistesgeschichtlichen Tradition, modifizierten sie aber in höchst eigenwilliger Form. ‚Protestantismus und Widerstand‘, der zum Reformationsfest 1928 im „Widerstand“ gedruckte Aufsatz, begriff den Sinn von Luthers „Tat“ als Protest gegen römische „Theokratie“, „gegen römische Vermischung von Glaube und Werk“, gegen ein Menschenverständnis, das sich in den politischen Theokratien des Westens perpetuierte, in der Vergötzung des Staates zum Menschheitsstaat (Frankreich) wie im angelsächsischen Messianismus. Den westlich-romanischen Typ politischer Ordnung verwarf er hier wegen seines totalitären, Politik ideell („geistlich“) überfordernden An-

906 Schwarz 1926, S. 260f, 294-296.

907 Arthur Rosenberg (1932) 1987, S. 220: Seit 1925 bestehe die bolschewistische Theorie darin, den nationalrussischen Sozialismus als echten marxistischen Sozialismus auszugeben.

908 In diese Tradition stellte sich Schwarz 1926, S. 201; über Baader als Vorläufer des „deutschen Sozialismus“: Thier 1943, S. 10-12.

909 Schwarz 1928, S. 228. Zustimmung auch der Schwarz-Freund Paul Schütz in der von ihm u. N. Berdiaeff hg. Zeitschrift „Orient und Occident“, 1929a, S. 5ff., 1929 b, S. 93f.

910 Baeumler (1923a) 1967, S. VIII; ders. 1931, S. 183.

spruchs.⁹¹¹ Wenn er dann Luthers Protest aus „germanischer Substanz“ ableitete, knüpfte er an religionspolitische Ideen des im 19. Jahrhundert aufblühenden politischen Germanismus an, der den Protestantismus als artgemäß-nordische, individuelle Freiheit definierte und sie dem „orientalischen Leib- und Seelendespotismus Roms“ (Herder) entgegensetzte.⁹¹² In Rom vollende sich die Mittelmeerkultur und damit jenes orientalische Staatsverständnis, das auf dem Norden fremden Grundsätzen von Unterwerfung und Gehorsam beruhe. Weil nach germanischer Auffassung der König nicht Imperator, sondern „Heerführer und Schützer des Rechts“, nicht Herr sondern „Führer in der Gefahr“ sei, habe sich nicht einmal ein „festgegründeter deutscher Staat“ ausbilden können.⁹¹³ Auch Schwarz sah im Sinn für „Gefolgschaft“, in einem auf persönlicher Bindung beruhenden Staat eine preußische Eigenart.⁹¹⁴

Baeumlers Germanismus operierte metahistorisch mit einem konstanten „Wesen“: Deutschland könne seinem „innersten Wesen“ nach nicht bürgerlich sein. So erklärte er die Spannung, die zwischen dem deutschen Volk und seiner Jüdisch-französischen Verfassung von 1919 herrsche. Darum wollte er nicht zurück zum Reich von 1871 oder zum idealen Preußentum von Potsdam oder zur kosmopolitisch-universalistischen Klassik nebst philosophischem Idealismus. Jenseits von Potsdam und Weimar gab er die Parole aus, die Traditionsbestände soweit abzutragen, bis das germanische Mittelalter Otto des Großen wieder sichtbar werde.⁹¹⁵ Die Annahme, jedes Volk verfüge über einen irreduziblen Bestand natürlich determinierter Verhaltensnormen und sinnstiftender Werte, „dauernder Rassencharaktere“⁹¹⁶, war in den 20er Jahren anthropologisch umstritten. Und die Hypothese einer germanischen Kontinuität galt zwar nicht als exzentrisch, wurde aber von Historikern eher

911 Baeumler 1928a.

912 Zum politischen Germanismus im 19. Jh. vgl. Gollwitzer 1972, S. 282ff. (312ff.) sowie v. See 1975, S. 96ff. und Maron 1983. Für die unter Historikern in den 20er Jahren über die Bedeutung der Reformation geführte Diskussion: Faulenbach 1980, S. 125ff.; über diesen Aspekt in Baeumlers Werk bisher nur M. Baeumler 1989, S. 49ff, die auch auf H. St. Chamberlains Germanismus hinweist. - Eine frühe Kritik an dieser Konstruktion von Kontinuitäten formulierte Otto Hintze in seiner Rezension der Werke Gobineaus und Chamberlains („Rasse und Nationalität und ihre Beutung für die Geschichte“, 1904), ders. 1964, S. 46ff. (57ff.). Hintze wollte auch die Reformation nur mit Vorbehalten als „Tat des germanischen Geistes“ werten, da im Typus Luther „die charakteristische obersächsische Mischung von germanischem und slawischem Blut zutage“ trete. Über den Bonapartismus als moderne Form des romanischen, despotischen Cäsarismus, der als Feind germanischer Volksfreiheit galt, vgl. Groh 1972, besonders S. 756f.

913 Baeumler 1931, S. 91f. Die „Unmittelbarkeit“ der Beziehung zwischen König und Offizier zu Zeiten Friedrichs II. als Ausdruck des germanischen Führergedankens: diese Wertung noch bei Baeumler 1944a, S. 34ff.

914 Schwarz 1926, S. 129; ähnlich auch der vorübergehend zum Moeller-Kreis gehörende Gustav Steinbömer 1929, S. 49: Dem Preußentum verpflichte man sich nicht durch Gehorsam, sondern durch „freien Willensakt“, der das Verhältnis zur Person des Königs und zu der von ihm repräsentierten Idee bestimme.

915 Baeumler NL, n 59, i 49, i 16; ebenso in der Boitzenburger Rede vom Oktober 1929: die „alte Lebensform“ sei nicht die des 19., 18. oder 16. Jhs., „sondern die, die im ersten Reich des Nordens, im ersten großen Staat Europas Ausdruck gefunden hat“ (1934a, S. 15).

916 So eine spätere Wendung Baeumlers in dem Vortrag *Ideologie und Taktik in der Politik* (1945), unveröff., IfZ/NL Baeumler.

als spekulativ eingestuft.⁹¹⁷ Baeumler zeigte sich davon unberührt. Ihm lieferte das Konstrukt einer germanischen Wesenheit den Universalschlüssel für das Museum der deutschen Geschichte. 1935, auf der ersten Geschichtstagung des NS-Lehrerbundes in Bremen, erweiterte der Hauptredner Baeumler in seinem Vortrag , Deutsche Geistesgeschichte seit der Reformation' die in Boitzenburg erstmals erprobte historiographische Neugliederung zur nationalsozialistischen Geschichtsauffassung. Die 1929 verheißene „nachrömische Epoche der deutschen Geschichte", die er 1914 beginnen ließ, weil im deutschen Heer „tiefer liegende Traditionen", die als „Naturanlage" gegebenen germanisch-heroischen Lebensformen, wieder durchgebrochen seien, datierte er 1935 auf den Tag der „Machtergreifung". Den in der antideutschen Propaganda so oft bemühten Sonderweg von Luther zu Hitler stellte Baeumler affirmativ als Epocheneinheit dar. Mit Luther beginne sich „die germanische Welt wieder wie zur Zeit der großen deutschen Könige gegen Rom zu stellen". Der Protestantismus als „nordische Form des Christentums", als „Religion des freien, nur in Gott gebundenen Gewissens", vermochte seine Größe aber nicht durchzuhalten. Ebenso wenig wie die „römische Form" gebrochen werden konnte von „germanischer Substanz", „germanischem Wesen" oder „germanischer Haltung". Deren historische Phänotypen, der Deutsche Orden, der „Staat Friedrichs" oder die Winckelmann, Hölderlin und Nietzsche zu verdankende Entdeckung und Identifizierung mit dem „uns urverwandten Griechentum": Alle diese Versuche, aus dem „Zauberkreis der Mittelmeerkultur" zu entkommen, führten erst 1933 endlich zum Ziel: „Wir sind draußen."⁹¹⁸

Luthers Religion als germanischem Geist und Wesen besonders angemessene Form des Christentums - dies war eine unter Protestanten seit dem 19. Jahrhundert gängige Deutung der Reformation (Gollwitzer), die auch auf den anti-ultramontanen Altkatholizismus wirkte, dem Baeumler entstammte, und deren rigorose Ablehnung jeglicher Spielart des „Theokratismus" im Einklang stand mit altkatholischer Zurückweisung päpstlicher Infallibilität. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn der mit Ludwig von Fickers „Brenner-Kreis" locker verbundene Baeumler dort gerade zu Carl Dallago freundschaftliche Bande knüpfte, jener zentralen Figur dieses Kreises, die sich am heftigsten am katholischen Konvertiten Theodor Haecker rieb und die ihren anti-römischen Affekten ungehemmt Raum gab, wo es galt, die Verquickung von Christentum und weltlicher Macht anzuprangern: von der unheiligen Allianz mit dem römischen Imperialismus bis hin zur aktiven päpstlichen Unterstützung des autoritären Regimes von Prälat Seipel in Österreich oder der Tolerierung von Mussolinis Faschismus.⁹¹⁹ Ähnlich urteilte auch Schwarz: Obwohl er wegen der pragmatisch gehandhabten und deshalb guten Beziehungen zur bolschewistischen Führung in Mussolini gar

917 Zum Kontinuitätsproblem: v. See, 1970 und 1987. Neuerdings (einer einschlägigen Studie v. Sees 1975 folgend) an Beispiel des Germanisten Otto Höfler, eines Zeitgenossen und Gewährsmanns Baeumlers, Hirschbiegel 1992 (vgl. dazu kritische Reaktionen von Höflers Schülern, Kramer u. a. 1993).

918 Baeumler (1929) 1934a, S. 14ff; ders. 1935a und 1935 b.

919 Baeumler widmete einem Hauptwerk Dallagos, ‚Der große Unwissende' von 1924, eine ausführliche, positive Besprechung in der MNN (1925). Dallagos Katholizismus-Kritik, die ihn Anfang der 30er Jahre bis ins kommunistische Umfeld hinein zog, findet sich vor allem in den beiden Streitschriften ‚Das römische Geschwür' (1929) und ‚Die katholische Aktion' (1932); eine scharfe Polemik gegen die „Menschenbestie" Mussolini bot die Broschüre ‚Die Diktatur des Wahns', Wien o. J. (um 1928).

einen sich vom Westen abwendenden „Gegencäsar“ zu erkennen glaubte⁹²⁰, teilte der von der Witwe des erklärten „Anti-Römers“ Moeller van den Brück zum Erben des Meisters erkorene Preuße Schwarz den antikatholisch fundierten Verdacht, alles „Abendländische“ zementiere Versailles und lege Deutschland anti-russisch fest.⁹²¹ Den Kampf gegen „das ewige Rom in tausend verschiedenen Gestalten“ spitzte der Natorp-Schüler Carl Dyrssen im „Nahen Osten“ zur These zu, daß das faschistische Italien, das den Kapitalismus stabilisiere und sich in römischer Tradition zu neuen imperialistischen Ausgriffen rüste, der „kommende Feind der Deutschen“ sei, die eine tiefgehende Geistesverwandtschaft (der beiden Völkern „eingeborene Sozialismus“) mit dem russischen Volk verbinde.⁹²² Der NS-Bewegung unter ihrem katholischen Führer glaubte er 1932/33 vorwerfen zu müssen, keine „tiefinnerliche Loslösung vom römischen Kulturkreis“ anzustreben und im Zuge der Übernahme ständestaatlicher Ideen womöglich den gefährlichen Weg in die „Theokratie“ zu beschreiten.⁹²³

Der „nordische, germanische Mensch“, den Baemler mit dem Protestanten gleichsetzte, sollte die Kraft zum „Widerstand gegenüber dem Romanismus“ aufbringen und geriet so zur Leitfigur selbstbestimmter Existenz. Niekisch übernahm diese Vorstellung - mit einer entscheidenden Differenz: sein Anti-Romanismus basierte ebenso wie der des „Nahen Ostens“ auf preußischem, nicht auf germanischem Fundament. Darum ging ihm die Reformation nicht weit genug: „Der Protestantismus ist ein Ventil das man dem Deutschen öffnen muß, damit er es im Abendland aushält. Die Erlösung des Deutschen vom Protestantismus liegt jenseits des Abendlandes - liegt auf der Ebene jenes werdenden Gebildes, dessen Achse von Potsdam nach Moskau läuft“,⁹²⁴

Baemler fixierte die freiheitlichen Elemente des Germanismus. Die Negation einer spezifisch „orientalischen“ Herrschaftsform legte ihn auf ein zwar nicht näher bestimmtes, aber die „innere Freiheit“, vielleicht auch dem rechtlich gesicherten individuellen Freisein mehr Raum gebendes System fest. Niekisch lehnte den Romanismus nicht ab, weil er „orientalisch“, sondern weil er fremd war. Darum stufte sein Gegenmodell die freiheitliche Komponente zum „germanischefn] Subjektivismus“ herab, der „durch slawisch-kollektivistische Stimmung gemildert“ werden müsse, um den Menschentyp der „preußischen Staatsgesinnung“ zu erzeugen. Das „germanische Menschentum“ verkürzte er damit auf die „preußi-

920 Schwarz 1926, S. 250.

921 Ebd., S. 244ff., gegen den Kreis um die Zeitschrift „Abendland“, der von Seipel und damit letztlich von westlich-kapitalistischen Kräften gegen Preußen und die UdSSR instrumentalisiert werde. Ähnlich gegen die anti-preußischen Affekte des politischen Katholizismus: Schwarz 1932, passim. Moellers „Anti-Rom-Komplex“, der sich noch in den letzten Aufzeichnungen austobe, schätzt richtig ein: Petzold 1985, S. 183. In unüberhörbarer Abgrenzung zum prowestlichen, mit den „Abendländern“ kooperierenden „Ring“-Kreis um Heinrich von Gleichen, der sich ebenfalls auf den Ahnvater Moeller berief: Lucy Moeller van den Bruck 1932. Vgl. a. A. Moeller van den Bruck 1932.

922 Die Grundgedanken seiner zuerst im „Nahen Osten“ veröffentlichten Aufsätze zusammengefaßt in dem im Herbst 1932 abgeschlossenen, aber vor Erscheinen 1933 aktualisierten Werk ‚Die Botschaft des Ostens‘, 1933, S. 160-180. Dyrssen, der vor 1914 auch bei Bergson (über dessen Beziehung zur Romantik er 1920 bei Natorp promovierte) und Levy-Bruhl in Paris studiert hatte, arbeitete von 1924 bis 1931 (seit 1928 als Hauptschriftleiter) für die „Pommersche Tagespost“ (Stettin), dem Organ jener Grundbesitzer, die Schwarz et al. auf ihre Güter einluden; seit 1931 dann an der deutschnationalen „Schlesischen Zeitung“ (Breslau), 1933 deren Hauptschriftleiter. BAZ, RSK Dyrssen; Dyrssen 1922.

923 Dyrssen 1933, S. 134ff.

924 Niekisch, ‚Das Gesetz von Potsdam‘ (1931), in: ders. 1982, S. 96.

sehe Rasse".⁹²⁵ Der für den „totalen Staat“ geradezu geborene preußische Typus taugte in diesem Schema zum idealen Bündnispartner für den verpreußten Marxismus, der Niekischs grotesker Fehleinschätzung zufolge seit 1917 in Moskau am Ruder war. Von hier war es dann nur ein Schritt zur Vision eines neuen, von Vlissingen bis Wladiwostok reichenden, plansozialistisch organisierten Imperiums.⁹²⁶ Niekisch mußte darum wie Hugo Fischer (s. o., A III. 2.8.) empfänglich werden für Jüngers Idee einer im 20. Jahrhundert allein noch qua Universalisierung ihrer Lebensgesetze zur weltpolitischen Wirksamkeit gelangenden Nation.⁹²⁷ Diese Option blieb Baeumler verwehrt. Seine Nachlaß-Notizen bestätigen den seinem Germanismus immanenten Willen zur Verteidigung des Partikularen, der im Ideal räumlich gebundener, germanisch grundierter politischer Existenz des deutschen Volkes seinen Ausdruck fand. Während Niekisch unter Jüngers Einfluß empfahl, der Deutsche solle sich zum „Typus von weltbürgerlichem Ausmaß und von Weltgeltung emporsteigern“⁹²⁸, begnügte sich Baeumler mit einer Maximalversion deutscher Machtentfaltung, die an Europas Grenzen endete. Primäres Ziel blieb aber „Großdeutschland“ als Einheitsstaat auf „rassisch-völkischer Grundlage“. Vor 1933 hieß das nicht zwangsläufig, im Kampf gegen Versailles auf die russische Karte zu verzichten. Dabei galt aber für Baeumler: „Keine Abhängigkeit vom Leninismus!“⁹²⁹

Solche „Ostorientierung“ sollte den Deutschen also eher die mythischen Qualitäten des Russentums erschließen. Deutsche und Russen treffen sich nicht im staatssozialistischen Menschentyp wie bei Niekisch, sondern in ihrer jeweils autochthonen, deutsch-„heroischen“ bzw. russisch-„mythischen“ Ablehnung bürgerlich-westlicher Lebensformen.⁹³⁰ In dieser Suche nach lediglich partiellen mentalen Konvergenzen zwischen Volkscharakteren stand Baeumler also Moeller van den Brück und Schwarz weit näher als dem sich nationalbolschewistisch radikalisierenden Niekisch.⁹³¹

Das aufgeklärte Superioritätsgefühl, das Baeumler, wie erwähnt, 1923 gegen grassierende slawophile Schwärmerei äußerte, gegen eine deutsche Jugend, die ihre Idole statt in Weimar lieber in Richtung „östlicher Steppe“ suchte⁹³², lebte um 1930 in einer Notiz weiter, wonach „der Russe“ überall eine Kirche baue, „die sich leicht in einen Stall verwandelt“. ⁹³³ Er rechnete also mit nationalen Substanzen, die allenfalls taktische Bündnisse erlaubten,

925 Ebd., S. 91.

926 Ebd., S. 92.

927 Zur fortschreitenden Entgrenzung der weltanschaulichen Prämissen im Werk Niekischs vgl. Sauer-
mann 1985, S. 307ff.

928 Ebd., S. 320.

929 NL Baeumler, Aufzeichnungen 1 19 und i 27.

930 Ebd., i 50. Vgl. a. die entsprechende Feststellung am Schluß des Nietzsche-Buches: Deutschland dürfe seine „germanische Abkunft“ nicht vergessen, sonst verfalle es dem Osten (1931, S. 183). Daraus (aber nicht allein daraus!, s. o. Anm. 863) erklärt sich die Anmerkung Baeumlers in: ders. 1934a, S. 167, derzufolge seine Grundgedanken seit 1929 „abgewandelt und entstellt“, probolschewistisch gewendet, von Niekisch aufgegriffen worden seien.

931 „Nationalbolschewistisch“ hier im Sinne von Sauer-
mann 1985, S. 298ff. gebraucht, als neuer, nicht-
sowjetischer, „verpreußter“ Bolschewismus, der ab 1932/33 mit der Hinwendung zum imperialen
Denken sozioökonomischen Ideologemen des Bolschewismus Raum gab.

932 Ders. 1923a, S. VIII, und ders. 1923b, S. 20.

933 Ders. (Anm. 929), i 42.

keine Synthese der Typen. Von Niekischs Position aus war deshalb eine ostpolitische Übereinstimmung mit der NSDAP undenkbar, während Baeumler im Rußlandbild des Balten Rosenberg Verwandtes entdecken mußte. Die mit dem Germanismus eröffnete anti-theokratische, anti-universalistische Front wies neben diesem, zu außenpolitischen Präferenzen führenden „freiheitlichen“ Motiv zwei weitere Elemente auf: den extremen Partikularismus, der Baeumlers sämtlichen politischen Äußerungen bis 1945 inhärent blieb und den Glauben an die natürliche Gerechtigkeit, die sich einstelle, wenn die politischen Subjekte (Völker, Rassen) zu ihrer wesensadäquaten Verfassung fänden und sie in dieser optimalen Kondition ihre Kräfte mit- oder gegeneinander messen könnten. Diese Ideale bedingten einander: wenn jedes Volk nur über ein begrenztes Kraftquantum verfügte und dies bei politischen Zielsetzungen berücksichtige, dann könne das Pluriversum der Völker und Kulturen durch kein einzelnes Volk je aufgehoben werden. Eine universalistische Ordnung für den ganzen Planeten sei daher nur denkbar, wenn das Pluriversum partikularer Mächte vollständig eliminiert werden würde - ein vom angelsächsischen Liberalismus und vom Bolschewismus in der Zwischenkriegszeit gleichermaßen proklamiertes Menschheitsziel. Dem setzte Baeumler sein Ordnungsmodell eines „gerecht“ ausbalancierten Pluriversums entgegen und lehrte, daß „keines Volkes Macht weiter gehen darf, als seine Kraft reicht“⁹³⁴ Bezeichnenderweise bezog er sich dabei zur Charakterisierung der Gegenwelt wieder auf die „Pax Romana“ als Archetyp absoluter, imperialistischer Herrschaft.⁹³⁵ Die Kardinalfrage: „Behaupten sich die Völker oder nicht?“⁹³⁶ war für ihn vor 1933 in Deutschlands Konfrontation mit den Westeuropäern zu entscheiden. Die USA, die er erst nach 1939 als gefährlichsten Exponenten des One-world-Universalismus wahrnahm, zählte er um 1930 noch zu den Vorreitern einer Re-Nationalisierungspolitik, gerade wegen ihrer nach 1918 restriktiver gefaßten, gegen Einwanderer aus rückständigen Mittelmeerregionen („Rom und Orient“) gerichteten Immigrationsgesetze.⁹³⁷ Niekisch akzentuierte sein ansonsten mit Baeumler konformes Anti-Westlertum in einem wichtigen Punkt anders: er erfaßte Wilsons Progressismus als Komplement des kapitalistischen Globalismus, der dem von England oder Frankreich ausgehenden Universalismen nicht nachstand und auf dem Sprung war, beide zu überflügeln.⁹³⁸ Weil Baeumler dazu neigte, die USA zu unterschätzen, nahm Westeuropa seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Hier trug langjähriges Bachofenstudium geschichtsphilosophische Früchte. Die für Deutschland unumgängliche Lösung aus dem westlichen Lebens-

934 Ders., ‚Kultur und Volk‘ (1934), in: 1937a, S. 132. Die an Nietzsche angelehnte Lehre von der Welt als Verhältnis von Kräften ausführlich dargelegt von Baeumler 1931, S. 37ff. - Die Bachofens ‚Mutterrecht‘ systematisierende Kompilation von Georg Schmidt wies auf interessante, von Baeumler in seiner Bachofen-Einleitung nicht explizierte Parallelen: die historische Entwicklung von der Mutter zur Vaterherrschaft erscheine zugleich als eine solche von der Schrankenlosigkeit zur Beschränkung, vom Einigenden zum Trennenden, von Einheit zu Vielheit, vom Chaos zur Gliederung, Strukturierung, Ordnung des Ununterschiedenen (1929, S. 108ff).

935 Baeumler 1931, S. 67.

936 Ders. (Anm. 929), ml 8.

937 Ebd., i 25 „Abkehr von Rousseau nach dem Kriege in Amerika (Einwanderungsgesetze), i 29: „Um den vorgeschobenen Posten des Nordens geht der Kampf. Hier ist das Interesse Amerikas.“ Auch Hitler (1928), 1995, S. 85f., nahm die Einwanderungsgesetze zum Anlaß, ein positives USA-Bild zu zeichnen.

938 Vgl. nur die zahlreichen Bezugnahmen auf den US-Imperialismus bei Niekisch 1930 und 1929a.

System ergebe sich zwingend aus der Unvereinbarkeit zweier Seinsprinzipien, „Unterzeitliche Gegensätze“ sprächen sich im Gegeneinander der Völker aus.⁹³⁹ Das männliche Prinzip - heroisch, asketisch, agonal, agrarisch, ursprungsnah - stünde gegen das weibliche - pazifistisch, urban, hedonistisch, kosmopolitisch -, Germanen gegen ihre mediterranen, romanisch-orientalischen Antipoden.⁹⁴⁰ Frankreich sei führende „Mittelmeermacht“, Roms Erbe verwaltend: „das Reich der Bourgeoisie“, der „pax-civilis“, unter dessen Ägide „Europa als römische Kolonie“ enden werde, wenn ein germanisch regeneriertes Deutschland dagegen nicht aufstehe:⁹⁴¹

„Der ‚Friede‘ von Versailles hat Europa endgültig zerstört. Frankreich hat Deutschland aus Europa ausgestoßen. Damit hat es den säkularen Kampf wieder eröffnet. Dieser Kampf muß nun zuende gekämpft werden. Es gibt kein Zurückweichen. Ein neues europäisches Gleichgewicht ist die Frage. Dieses Gleichgewicht kann nur so hergestellt werden, daß dem afrikanisch-französischen Westen eine starke Mitte (mit Anlehnung an den Norden und Osten) entgegengestellt wird.“

Schärfer noch verlangte Baeumler nach einem Bündnis mit den Slawen, „um die Neger nicht hereinzulassen“.⁹⁴² Daß Frankreich keine europäische Macht mehr sei, war in den 20er Jahren nicht seine Privatmeinung. Bei dem Liberalen Alfred Weber ist nachzulesen:⁹⁴³

„Frankreich ist kein europäischer Staat mehr. Es ist ein europäisch-afrikanisches Reich, das von seinen hundert Millionen Menschen, die man eigenartigerweise dort schon gelegentlich als ‚nation‘ bezeichnet hat, den farbigen Teil dazu mitverwendet, den Rest von Mittel- und Osteuropa unter seinen Griff zu halten, politisch zu einem Anhängsel des Weltgewichts seines Imperiums zu machen.“

Tatsächlich gab es, deutscherseits aufmerksam registriert, eine starke Strömung in der politischen Publizistik des Nachbarlandes, die das „Größere Frankreich“, d. h. eine Assoziation des Kolonialreichs mit dem Mutterland propagierte, um den militärisch und ökonomisch negativen Konsequenzen der demographischen Lücke zu entgehen. So kam es zur Kompensation des Bevölkerungsrückgangs durch Immigranten, deren afrikanischer Anteil freilich deutscherseits, unter dem Schock der „schwarzen Schmach“ am Rhein, überschätzt wurde.⁹⁴⁴ Baeumlers Position - wie die von Niekisch und Schwarz⁹⁴⁵ - fiel also nicht aus dem Spektrum gängiger Argumente zum Thema, unterschied sich aber von nationalsozialistischen Auffassungen. Hitler etwa sah die Franzosen als ein „immer mehr der Vernegerung anheimfallendes Volk“, gestand ihnen jedoch zu, Opfer des Judentums geworden zu sein,

939 Vgl. Baeumler (Anm. 929), i 32.

940 In Baeumlers Nachlaß-Aufzeichnungen in vielen Varianten dargelegt.

941 Ebd., i 25.

942 Ebd., i 42. Ähnlich Niekisch 1930, S. 254f.

943 A. Weber 1925, S. 156.

944 Vgl. die Studie von Mangold 1937, mit ausführlicher Bibliographie zur Rassen- und Immigrationsfrage in Frankreich.

945 Über „Jonny's Konubium mit Marianne“ und „Frankreichs Vernegerung“: Niekisch 1930, S. 244. - Eine untergründige Beziehung zwischen „Entgöttlichung“, Geburtenrückgang und der Unfähigkeit, das „Afrikanertum“ zu „stauen“, glaubte Schwarz 1930, S.20, zu erkennen.

das die Infizierung der weißen Rasse mit „niederm Menschentum“ betreibe.⁹⁴⁶ Rosenberg ging ausführlicher auf die Immigrationsfolgen ein („Ganze Landstriche im Süden sind überhaupt ausgestorben und saugen jetzt bereits die Menschen Afrikas an sich wie einst Rom“, oder: „Um den Notre Dame zu Paris flutet eine immer mehr sich zersetzende Bevölkerung, Neger und Mulatten gehen am Arm weißer Frauen“) und warnte aus rassenbiologischen Gründen vor einer Allianz mit Frankreich, das er mit einem cordon sanitaire umgeben möchte: „Abwehr des eindringenden Afrikas [...], nordisch-europäische Koalition zwecks Säuberung des europäischen Mutterlandes vor den sich ausbreitenden Krankheitskeimen Afrikas und Syriens“ - aber wie Hitler hielt auch er das Judentum für den eigentlichen Initiator dieser Mischungsprozesse.⁹⁴⁷ Dagegen waren Juden bei Baeumler nur Profiteure, gelegentlich Beschleuniger im Dienste einer urban-feministisch-pazifistischen Zivilisation.⁹⁴⁸ Frankreich realisierte also die universalistische Verfassung von 1789 konsequent im Sinne einer ethnisch inhomogenen Staatsbürgernation und schien als Nutznießer des Versailler Vertragssystems über die nötige hegemoniale Macht zu verfügen, daraus ein paneuropäisches Prinzip zu machen. Gegen diese bedrohliche Vitalisierung einer „unterzeitlichen“ Macht mußte nach Baeumlers Ansicht ein unterzeitlicher Widerpart aktiviert werden.

2.3. Geschichtsphilosophisch-anthropologische Grundlagen von Baeumlers „Germanismus“

Man darf natürlich fragen, warum Baeumler, Niekisch und mit ihnen das Gros der deutschen Eliten gegen die westliche Lebensordnung „Widerstand“ mobilisierten. Was schreckte an der „materiellen Kultur“, der sinnliche „Genüsse“ verheißenden „Herrschaft des Weibes“, des Parlaments, des Geldes usw.? Selbst wenn es 1929 stimmte, daß unter den Vertragsartikeln von Versailles Deutschlands restlose Einordnung ins siegreiche bürgerliche Europa nur um den Preis zu haben war, dort als „ein Hausgenosse minderen Rechts“ leben zu dürfen:

946 Hitler (1928), 1933, S. 704. Wie tief hier die Rheinlandbesetzung durch Kolonialtruppen als Demütigung wirkte und nachwirkte, belegte eine beiläufige Begebenheit, die, unabhängig voneinander, zwei Teilnehmer an Adolf Hitlers morgendlicher Rundfahrt durch Paris am 24. Juni 1940, überliefern: „Auf der Fahrt zum Invalidendom befahl er Keitel die Entfernung des Denkmals des Generals Mangin, an dessen Fuß farbige Kolonialkrieger die Richtung nach Deutschland wiesen.“ (Speidel 1977, S. 99) Und: „[...] zur militärischen Begleitung im anderen Wagen gewandt [...] sagte Adolf Hitler: ‚veranlassen Sie, das wird gesprengt.‘“ (Giesler 1977, S. 390). Zur Schreckensvision eines durch afrikanische Einwanderung aufgelösten Deutschland ohne Deutsche vgl. den gleichnamigen Roman des völkischen Bestseller-Autors Hans Heyck (1929, bes. S. 154ff., 200ff); dazu kurz Hermand 1988, S. 135. Eine positive Rezension Heycks von E. Jünger 1929b, der bei Baeumler nach dem Erscheinen von ‚Das abenteuerliche Herz‘ (1929a, vgl. dort die Kindheitsphantasie Jüngers: im elterlichen Wintergarten imaginiert er die wilde Natur Äquatorialafrikas; die Episode kehrt in ‚Afrikanische Spiele‘, 1936, wieder) im Verdacht stand, afrikanisch-mediterrane Sympathien zu hegen (Baeumler an W. Eberhardt v. 15. 3. 1929; NL Baeumler). - Vgl. jetzt Koller 2001.

947 Rosenberg (1930) 1940, S. 102.

948 Baeumler (Anm. 929), i 28; i 14 (Jüdische Geldbesitzer“ als Profiteure des Weimarer Systems, das die Ausübung mittelbaren finanziellen Einflusses auf politische Entscheidungen erleichtert).

was machte die Alternative „Austritt aus dem bürgerlichen Lebenssystem“ so attraktiv?⁹⁴⁹ Darauf gab es zwei Antworten, eine prinzipielle, selten explizierte und analytische Ansprüche kaum erfüllende, und eine lagebedingte, vornehmlich antimaterialistisch-antikapitalistische, im Kern aber anti-universalistische.

Zur prinzipiellen Antwort: Vor allem bei Niekisch erklang ein schriller, apokalyptischer Ton, wenn er die Notwendigkeit des Widerstands beschwor. Verwestlichung war nur ein anderes Wort für Vernichtung oder Tod.⁹⁵⁰ Am Vernichtungswillen des Westens zweifelte auch Baeumler nicht: Sich für oder gegen das germanische Lebenssystem entscheiden, hieß Sein oder Nichtsein wählen: „[...] es handelt sich um die Eroberung unserer alten Lebensform unter neuen Bedingungen -, oder um den Untergang in einer uns fremden Lebensform.“⁹⁵¹ Am Beispiel vergleichbarer Aussagen Ernst Jüngers ist der ersatzreligiöse Gehalt solcher letzten, indiskutablen Überzeugungen über den absoluten Wert der Nation illustriert worden.⁹⁵² Eine beachtliche sozialanthropologische Erklärung zumindest der seelischen Funktion des „integrierenden“ Nationalismus beschreibt diesen „Glauben“ als elementares Bedürfnis nach überpersönlicher Selbstrechtfertigung, nach Hingabe an einen dem Kollektiv inhärenten Wertgehalt. Daß dieses Sinnbedürfnis in Europa, und nicht allein in Deutschland, in überindividuellen Ordnungen von Volk und Nation befriedigt wurde, ist als historische Antwort einer Integrationsideologie auf ein Bündel desintegrierender Kräfte des modernen Industrialismus zu verstehen, die in Deutschland Auswirkungen der Kriegsniederlage noch eskalieren ließen.⁹⁵³ Die Nation als ein besonders in der BRD nach 1949 zum Auslaufmodell erklärter Integrationstyp, mit Vorgängern und möglicherweise weniger tauglichen Nachfolgern - so funktionell sahen das Baeumler und seine Zeitgenossen aber nicht. Zumal gerade das, was man für ihre metaphysische, die Funktionalität „verschleiende“ Zugabe halten könnte, die emotionale Kraft zur Hingabe weckte. Die Verheißung sinngebender Integration in der Gemeinschaft als Reaktion auf die Erfahrung gesellschaftlicher Desintegration enthielt in Baeumlers Germanismus zugleich ein Versprechen auf die Restitution authentischer Existenz. Sinnvermittlung in der Gemeinschaft, und dies war die lagebedingte, antikapitalistische Dimension des Willens zur Selbstbehauptung, bedeutete die „Gestaltung des gesamten Daseins auf dem Grunde der naturgegebenen Ordnung“.⁹⁵⁴

949 Diese Festlegungen bei Baeumler, ‚Der Sinn des Großen Krieges‘ (1929), in: ders. 1934a, S. 14. Ähnlich Niekisch, vor allem in: Entscheidung, 1930.

950 Niekisch, ‚Der Kampf des deutschen Menschen‘ (1929), in: ders., 1982, S. 23ff.; in der „macciavellistischen“ Studie über ‚Politik und Idee‘, 1929b, S. 73, setzt er die Hinwendung zu Völkerbund, Pan-europa, Abrüstung gleich mit dem Willen zur „Selbstvernichtung“.

951 Baeumler, Anm. 949, S. 15.

952 H. P. Schwarz 1962, S. 63ff; Hietala 1975, S. 49ff.

953 Trotz der mittlerweile unüberschaubaren Literatur zum Thema Nationalismus immer noch so grundlegend wie erhellend die beiden Bände von Eugen Lemberg (1950) 1964, vor allem Bd. 1, S. 20ff., 102ff, 178ff., Bd. II, S. 69ff., 102ff.

954 Baeumler, ‚Kultur und Volk‘ (1934), in: 1937a, S. 125. Daß Baeumler sich Ferdinand Tönnies tiefer verpflichtet fühlte, als die in der Bachofen-Einleitung plazierte Anmerkung zu dessen Gemeinschaft und Gesellschaft‘ (zuerst 1887) vermuten läßt (1965, S. 363), bestätigt sein zugleich mit dem druckfrischen Exemplar des ‚Bachofen‘ übersandtes Schreiben an den Kieler Soziologen v. 21. 3. 1926: „Bei meiner heiklen und schwierigen Aufgabe, Bachofen als Metaphysiker aus den Händen der Ethnologen und Soziologen zu retten, war es mir immer ein tröstender Gedanke, daß Bachofen, nach Ihrem eigenen Geständnis, unter anderen Männern bei dem tiefsten metaphysischen Werke der letzten

Baeumlers Kritik des idealistischen Menschenbildes und seines Konstrukts, des „autonomen Subjekts“, zielte auf Widersprüche zwischen humanitärem Ideal und kapitalistischer Wirklichkeit. Der bürgerliche Subjektbegriff, der natürliche Handlungsdeterminanten ignorierte, leite etwa den Eigentumsbegriff aus der Natur des unendlichen freien Willens ab. Alle Dinge können sein Eigentum werden; der Besitzergreifung ist keine Grenze gesetzt. Das sittlich gerechtfertigte Erwerbsstreben zeitige „innerhalb der industriellen Entwicklung“, in der sich einzelne die Produktionsmittel in einem Umfang aneignen, die die Mehrzahl zur „breiten besitzlosen Schicht des Proletariats“ absinken lasse, „das größte Unrecht“. „Diese Zerstörung aller Volkseinheit, diese Zerrüttung aller Lebensverhältnisse, die durch das Auseinandertreten von reich und arm, einer besitzenden Klasse entsteht, hat ihren letzten Grund darin, daß man von einem abstrakten Willen statt von lebendigen Menschen auszugehen gewohnt war.“⁹⁵⁵ Insofern entsprächen also die sozialen genau den begrifflichen Verhältnissen, wie sie die Theorie der bürgerlichen Gesellschaft, Hegels Rechtsphilosophie, formuliere: die vom hehren ethischen Ideal des autonomen Subjekts ignorierte Wirklichkeit organisiert sich als menschenunwürdiges System. Ähnliches vollziehe sich hinter dem idealen Schleier bürgerlicher Staatskonstruktion. Hegel gründe zwar den Staat idealistisch auf Staatsgesinnung, auf das Bewußtsein der Identität des allgemeinen und individuellen Willens. Tatsächlich trieben aber „unter dem Deckmantel der Gesinnung und der Allgemeinheit“ private Interessen ihr Spiel. Entsprechend könne der „nationale Staat“ mit dem Willen bestimmter Gruppen verschmelzen und imperialistisch expandieren: „Wie die Persönlichkeit in bezug auf das Privateigentum, so ist das Volk als ‚Persönlichkeit‘ in bezug auf die Welt unersättlich.“⁹⁵⁶ Unversehens diene der Staat nicht mehr der Allgemeinheit, sondern sei Instrument einer „macht- und eroberungslustigen Gruppe“ und entpuppe sich als jenes „entsetzliche Raubtier, dessen seelenlose Gier [1914, CT] den furchtbarsten aller Kriege“ verursachte. Diese in Verdinglichung, Ausbeutung, Massenelend und Krieg manifeste kapitalistische Kehrseite bürgerlicher Ideologie ließ Baeumler nach einer Alternative suchen. Der bürgerliche Nationalstaat bismarckischer Prägung kam dafür nicht in Betracht.⁹⁵⁷ „Preußen“, Niekischs Modell nationaler Erneuerung, schien diskreditiert, weil es „laut und

Jahrzehnte Pate gestanden ist. Meine Anmerkung [...] über ‚Gemeinschaft und Gesellschaft‘ drückt bei weitem nicht alles aus, was hier zu sagen wäre: sie hat nur den Zweck, dem Leser den Zusammenhang anzudeuten. Bachofen und das metaphysische Werk über Gemeinschaft und Gesellschaft sind die Grundpfeiler meines Denkens.“ (SHLB, NL Tönnies) Die Baeumler umtreibende Frage nach den Möglichkeiten einer Restitution von „Gemeinschaft“ auf dem Boden der Industriegesellschaft hatte Tönnies freilich verneinend beantwortet. Daher auch seine „Distanz zur Zivilisationskritik des Neokonservatismus der Weimarer Zeit“ (so Bickel 1991, S. 317ff.). Wie tragfähig Gesellschaften ohne die der „Gemeinschaft“ inhärenten schöpferischen Kräfte sein können, ob sie ohne den „Wesenswillen“ Bestand haben, war Tönnies im Gegensatz zu vielen modernen Theoretikern, die die vorpolitischen Bindekräfte aus ihren „zivilgesellschaftlichen“ Verfassungsmodellen zu eliminieren pflegten (extrem z. B. Frankenberg 1996), allerdings nicht zweifelhaft: Am Ende stehe der Zusammenbruch (vgl. Bickel 1991, S. 290).

955 Baeumler, Ethik-Vorlesung, TH Dresden WS 1927/28; IfZ, NL Baeumler, Bl. 40ff., 156f. - Zu dieser Maßlosigkeit vgl. a. Niekisch 1929a, S. 263.

956 Ebd., Bl. 176.

957 „Das Symbol für Bismarcks Fehler ist, daß er das ‚Reich‘ verbürgerlicht hat. Die Herrschaft des national-liberalen Bürgertums im Reich Bismarcks ist das vorausdeutende Anzeichen des Verfalls im Weltkrieg. Innerlich hatte der Westen gesiegt.“ Aufzeichnungen, i 26 (Anm. 929).

allzu scharf, Staat“ gesagt und doch den Abstieg ins Bürgerliche nicht aufgehalten habe.⁹⁵⁸ So gab es nur einen Ausweg: Abtragung der Schichten der Vergangenheit, die nicht mehr helfen [...] Die Abtragung muß bis zur Hohenstaufenzeit fortgesetzt werden.“⁹⁵⁹ Und eher noch weiter zurück - da Baeumlers eigentlicher Fixpunkt das Reich Otto des Großen war, das Heerkaisertum des 10. Jahrhunderts.⁹⁶⁰

Kam damit nur die Vision vom „kriegerischen Machtstaat“ zum Ausdruck, dessen Urbilder Baeumler in den „halbbarbarischen Anfängen griechischer und deutscher Geschichte“ suchte und die „Hitlers politischen Fernzielen“ eine vorwegnehmende Legitimierung zu geben versuchte?⁹⁶¹ Diese Reduktion verkennt, daß, wie gerade dargelegt, der Germanismus eine Antwort auf den nationalstaatlichen Imperialismus des bürgerlichen Systems sein wollte. Baeumler ging es darum, dem prinzipiellen Universalismus des abstrakten Humanismus eine Grenze zu setzen, nicht einen „zivilisierten“ Expansionismus durch einen „barbarischen“ abzulösen. Darum wollte er dem aus vormodernen Ordnungen entlassenen, autonomen, nur noch seinem ins Unendliche weisenden Bewußtsein folgenden Subjekt einen neuen Halt verschaffen. Die 1927/28 in der Dresdner Ethik-Vorlesung entwickelte „Kritik der idealistischen Ethik“ suchte nach einem Begrenzungsprinzip, das Baeumler in den natürlichen Determinanten menschlicher Existenz fand, sich dabei sogar in partieller Übereinstimmung mit Freuds Psychoanalyse wissend, die er dafür lobte, die „triebhafter Grundlage“ der vorgeblich autonomen „sittlichen Persönlichkeit“ freigelegt zu haben.⁹⁶² In seiner philosophischen Anthropologie beanspruchte er, die „unerschütterlichen natürlichen Fundamente unseres Wesens“ zur Richtschnur politischen Handelns zu erheben.⁹⁶³ Dabei machte er die metaphysische Voraussetzung, daß in jedem Volk als naturhaftem Wesen nur ihm eigene Werte angelegt seien. Der politische Wille finde darin seine Grenze und überspanne sich nicht länger im hybriden Streben nach Realisierung allgemein-menschlicher Werte: „Das wirkliche Volk als wahrhaftiges Naturwesen kann sich niemals in das falsche Raubtier des nationalen Staates verwandeln.“⁹⁶⁴ Weit weg von Hitlers vorgeblichen Fernzielen, aber durchaus im Einklang mit dem dezidiert anti-imperialistischen völkischen Partikularismus, den Alfred Rosenberg um 1933 in vielen Reden und Aufsätzen zur außenpolitischen Leitlinie der NSDAP erhob⁹⁶⁵, dekretierte Baeumler 1934: „Die nationalsozialistische Weltan-

958 Ebd., i 80 und : „Niekiisch: Potsdam. Anknüpfen an die preußische Tradition. Zu eng!“ i 15; „[...] die neue Formel darf nicht heißen: plus Preußen! (Niekiisch). Das wäre Reaktion.“ (i 18).

959 Ebd., 116.

960 Ebd., i 42,1 17,1 19, m 5, m 6.

961 So Lingelbach 1987, S. 81 ff., 93.

962 Baeumler wie Anm. 955, Bl. 62.

963 Ebd., Bl. 79.

964 Ebd., Bl. 101,176

965 Vgl. in ‚Blut und Ehre‘ Bd. II, 1936, S. 93ff.: ‚Europa, der Norden und Deutschland‘ (1934): Abwendung vom Imperialismus des 19. Jhs.; ebd., S. 165ff.: ‚Der Orient und wir‘ (1934): Der Nationalismus der NSDAP sei „Voraussetzung für die Anerkennung eigengewachsener Kulturen“; ebd., S. 246ff: ‚Die Weltanschauung in der Außenpolitik‘ (1935): nur die in Blut und Boden gebundene Weltanschauung sei ein Korrektiv zur nationalistisch regellosen Wirtschaftsexpansion. Interessant auch die Aussage Rosenbergs in der Einleitung zu einer Treitschke-Ausgabe (1933, S. XI, XIVf.): Alle Kriege und sozialen Revolutionen Europas resultierten aus dem Kampf gegen den christlich-römischen Universalismus und „Cäsaro-Papismus“. Der in Blut und Boden gegründete Staat Adolf Hitlers gebe der

schauung lehrt, die Macht von neuem zu binden, sie lehrt, daß keines Volkes Macht weiter gehen darf, als seine Kraft reicht."⁹⁶⁶ Entsprechende, keineswegs bellizistische oder aggressiv-expansionistische Festlegungen enthalten die privaten Aufzeichnungen aus den letzten Jahren der Republik, die nirgends in jenen Gewaltphantasien schwelgen, in die etwa Niekisch im publizistischen Kampf gegen Versailles abglitt:⁹⁶⁷

„Kein Krieg (denn darin kamen ja doch nur die Besten um, während die Etappe wächst), aber: Krieg der Gesellschaft!“ - „Deutschland vermag nur durch sein Heer zum Herrn Europas zu werden - (das Heer nicht imperialistisch, sondern hegemonial): dieses ‚Heer‘ ist die Gruppe derjenigen, die die bürgerliche Lebensform überwinden.“

Auf die konkrete, womöglich verfassungsrechtliche Ausgestaltung der unbürgerlichen, anti-westlichen, anti-kapitalistischen, männlich-heroischen, germanischen Lebensform verschwendete Baeumler kaum einen Gedanken. Wichtig schien für ihn allein die geistig-mentale Totalrevision der entgötterten Moderne. In der Bestimmung ihrer ursprungsnahen Gegenwelt muß er in jenen Andeutungen und Umschreibungen Zuflucht nehmen, die auch sonst zur eisernen Ration der Modernekritiker jeder Couleur gehören. Wie vielen Zeitgenossen geht es ihm natürlich darum, die Neuzeit als Gefängnis uneigentlicher Existenzen zu destruieren und im Medium der Gemeinschaft „eigentliches“ Sein zu erfahren. Gemeinschaft versprach eine „Verschmelzung“ der einzelnen auf der „Grundlage wesentlicher und dauernder Triebe“. In der Tiefe triebhaften Lebens, so Baeumler, erlöschen alle Unterschiede, dort sei „das Reich vor aller Unterscheidung“. Mythologisch gesprochen sei es das „Paradies, in welchem alle Wesen (Triebe) unter dem Gesetz der bloßen, reinen Natur friedlich miteinander leben.“ Die Gemeinschaft des Volkes ist dann der Ort naturhafter Sozialität, wo die Antinomien der atomisierend-arbeitsteiligen, technisch-rationalistischen Zivilisation verschwinden. Baeumlers verschiedentlich geäußerte Kritik an Klages' Verherrlichung vor-rationalistischer, un-entzweiter Existenz wie auch seine Distanzierung von Hermann Wirth („der Übergang vom Bewußtsein des Symbols zum Bewußtsein des Wortes - Logos - ist einmal gemacht und kann nie wieder rückgängig gemacht werden“) und seine Abwehr jeder Germanentumelei zeigten jedoch, daß er mit dem historischen Faktum der rationalistischen Zivilisation weiter rechnete.⁹⁶⁸ Nur: „Dieser Zustand muß nicht immer der einer urbanen Zivilisation bleiben.“⁹⁶⁹

„germanischen Substanz des Deutschtums“ endlich die adäquate politische Form und beende den „germanischen, jahrtausendelangen Kampf gegen die universalistischen Mächte.

966 Baeumler, ‚Kultur und Volk‘ (1934), in: ders. 1937a, S. 132.

967 Ders., (Anm. 929), n 59, m 6.

968 Zum Verhältnis Baeumler-Klages vgl. die Bachofen-Einleitung (1926), die einen Trennstrich zur mutterrechtlichen Bachofen-Vereinnahmung durch Klages zog; vgl. auch ein nach 1933 verfaßtes Gutachten Baeumlers, demzufolge Klages auf keinen Fall ein „Wegbereiter“ des NS. sei, da ihm jedes Verständnis für Rassenwerte und eine vom Rassenbegriff geleitete Geschichtsauffassung fehle (IfZ, MA 116/7; Baeumler, Einleitung zum Klages-Gutachten, undat.). - Zu Wirth: Baeumler 1932c, S. 93f.: Wirth glaube „allen Ernstes“, er könne sich ausgerechnet mit den rationalistischen Verfahren moderner Wissenschaft „wieder zurückversetzen in jenen Zustand, in welchem der Mensch noch nicht von Gott und seiner Ordnung abgefallen war“.

969 Ders. 1932c, S. 94.

Wie, wenn nicht im Rückfall in urzeitliche Unschuld, sollte *eigentliche* Existenz dann politisch realisiert werden? Durch den Zusammenschluß der von Baeumler als antibürgerlich eingeschätzten Kräfte: Bauern, Arbeiter, „die Jugend“: „Es muß der Punkt zwischen Bauer und Arbeiter gefunden werden. Das kann nur das heroische Lebensgefühl sein.“ Er sinnierte darüber, die Gewerkschaften in diesem Sinne zu infiltrieren und sie aus der Einflußzone des sozialdemokratischen Pazifismus zu lösen. „Die SPD ist ihren besten Traditionen untreu geworden. Sie war ihrem Wesen nach nie pazifistisch - sonst hätte sie den deutschen Arbeiter nie gewonnen. Sie war heroisch eingestellt. Verzicht, Kampf, Macht. Ein großes Ziel, für das zu leiden sich lohnte.“⁹⁷⁰ Um dem „System des unbürgerlichen Staates“ näher zu kommen, vertraute er auch auf akute, durch die Weltwirtschaftskrise bedingte Instabilitäten: „Ordnungen haben ein zähes Leben. Aber sie wackeln überall: die Arbeitslosigkeit und die Lage der Jugend! Überall wachsen, unsichtbar, unhörbar, für uns Revolutionäre heran.“⁹⁷¹

3.4. Von der neukantianischen Logik der Individualität zur politischen Philosophie völkischer Existenz

Baeumlers „Leiden“ am Historismus und Relativismus lenkte ihn Mitte der 20er Jahre auf das Problem einer „Erkenntnis objektiver Verhältnisse des Menschenlebens“, einer „Einsicht in Kategorien und Sphären, von denen die Menschen bestimmt werden, ohne es zu wissen, deren Macht und Geltung durch Änderung des zivilisatorischen Zustands nicht beeinflusst wird“.⁹⁷² Das Studium der mit unterzeitlichen Mächten operierenden Geschichtsphilosophie Bachofens gab diesem Objektivismus reichlich Nahrung und half, den „individualisierenden Historismus der deutschen Bildung“ hinter sich zu lassen. Doch ist diese „Tendenz zum Objektiven“ nicht individualpsychologisch zu erklären, selbst wenn Baeumlers Hinweis auf die quälende Verzweiflung, in die ihn der Historismus versetzte, eine solche Deutung nahelegt.⁹⁷³ Es dürften vielmehr politische Ambitionen gewesen sein, die den Neuidealisten Baeumler in eine Sackgasse führten, aus der er dann mit Bachofens Hilfe her-

970 Baeumler (Anm. 929), i 48 („Die Eroberung der Gewerkschaften heißt das Ziel“ - „Das soziale Motiv bejahren - Vernichtung der Bourgeoisie - und eine neue Ideologie verbreiten“), i 51, m 40.

971 Ebd., i 50; m 5.

972 Baeumler, ‚Mein Weg als Schriftsteller‘ (1957), in: M. Baeumler 1989, S. 245f.

973 So Brunträger 1993, S. 82ff., ähnlich 160 : „der Hang zum Absoluten, zum Objektiven und seine geradezu verzweifelte Ablehnung von Subjektivität und Relativität“. Und S. 236, wo Baeumler als „anlehnungsbedürftige“ Ideologe charakterisiert wird - also der sattsam bekannte Typ der autoritätsbedürftigen Persönlichkeit, dessen schwaches Ich die Bestätigung durch das starke Über-Ich (Gott, Nation, Staat usw.) benötigt. Diese extrem ahistorische Interpretation hindert Brunträger, die wichtigen zeithistorischen Einflüsse auf Baeumlers Denken wahrzunehmen und verführt zu einem moralisierenden Rigorismus, der Widersprüche nicht scheut: So etwa einerseits Brunträgers affirmative Verwendung von „Humanität schlechthin“ (!?) und der Wunsch, in Sachen Moral keinen „Relativismus“ aufkommen zu lassen (S. 157, 21 lff.), um daraus herzuleiten, daß Baeumler als „Geistestäter“ hätte strenger bestraft werden müssen. Demgegenüber steht das generöse Lob, das der „Absolutheitswahn“ (dem Brunträger als Moralist doch selbst verfallen ist) des von Baeumler vertretenen Objektivismus nach 1945 zugunsten einer „toleranteren, relativistischeren Weltsicht“ überwunden worden sei (S. 220).

ausfand. Denn 1920, in kritischer Auseinandersetzung mit Spenglers Geschichtsphilosophie, schien alles darauf hinzudeuten, daß er gegen den Irrationalismus Schopenhauers, des „Erziehers“ von Nietzsche und Spengler, ein eigenes weltanschauliches Konstrukt mit kantianischem Rationalismus verbinden wollte. Sich auf Vorarbeiten Rickerts verpflichtend, entwarf er den Plan zu einer „Logik der Individualität“. Die damit angeschnittene Frage nach Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit historischer Erkenntnis war dabei kein Selbstzweck. Ihre Beantwortung sollte gegen ethische Konsequenzen der Geschichtsphilosophie Spenglers, deren Relativismus und Pessimismus, immunisieren. 1923 erhob Baeumler die schon zitierte Klage, daß die Jugend ihre Leitbilder nicht in Weimar, sondern lieber in Rußland suche - eine Alternative, die er schroff verwarf:⁹⁷⁴

„Bevor man aber das wohlgebaute Haus der abendländischen Kultur verläßt, um sich in die Steppe zu begeben, sollte man sich doch einmal die Mühe nehmen, nachzusehen, ob die Lebensidee Goethes und Hegels in Tolstois und Dostojewskis Begriff eines abgewirtschafteten , Westens' überhaupt enthalten ist, enthalten sein konnte, und was diese Idee denn eigentlich enthält. Vielleicht läßt sich doch noch besser mit ihr leben, als mit den apokalyptisch gefärbten Weltbeglückungsideen russischer Genies der Maßlosigkeit.“

Um nicht den Russen als „neuen Beauftragten des Weltgeistes“ zu verfallen, verteidigte Baeumler die Kultur des Westens. Bereits in seiner Dissertation schwebte ihm eine „Gefühlsgemeinsamkeit der Menschheit“ vor, die man zwar nicht apriorisch deduzieren könne, die aber, und dabei berief er sich auf Cohens Autorität, als regulative Idee das Endziel einer universalen Kultur anzeige.⁹⁷⁵ Diese Einheit der Geschichte stellte er gegen Spenglers „sinnloses Bild“ sterbender Kulturkreise. „Erkenntnis der Geschichte“, wie sie die abendländische Wissenschaftstradition intendiere, bewahre vor wertrelativistischen Folgen historischen Denkens: „Wenn es ein Erkennen gibt, dann gibt es auch eine Menschheit.“ Menschheit sei aber nichts anderes als der „Gehalt von Gültigkeiten“, von „Werten“ im Sinne des südwestdeutschen Neukantianismus.⁹⁷⁶ Baeumler nahm damit Partei für eine universal-ahistorisch konstruierte „Vernunftseinheit“, so daß „Wissenschaft“ für ihn nicht mehr wie für Spengler ein nur historisch-ästhetisches Phänomen war, das mit der abendländischen Seele absterben werde. Wenn sich aber die einheitliche Welt transzendentalphilosophisch legitimieren ließ, dann eröffnete sie optimistische Bildungsperspektiven, die der Philosophie eine „nationalpädagogische“ Mission zuwiesen. Denn der Ertrag der Achsenzeit deutscher Geistesgeschichte, die Baeumler zwischen 1670 und 1830 fixierte, war dann nicht mit dieser „faustischen“ Periode unwiederbringlich untergegangen, sondern stellte für die politische Erziehung des Volkes ihre Werte als unvergängliche Menschheitswerte zur Verfügung.⁹⁷⁷ Sich diese Werte in weltbürgerlicher Absicht anzueignen und so die Nation zum „Geist“ zu erziehen - mit diesem Programm gehörte Baeumler ganz in die Reihe jener Idealisten, die Deutschlands neue weltpolitische Mission in der Ablösung des Machtstaates durch den Kulturstaat erblickten. Auch durch mitschwingende Hoffnung auf die integrierende Kraft des Geistes, der in seiner „national-menschlichen“ Form den seit 1918 politisch mündigen deutschen Arbei-

974 Baeumler (1923a) 1967, S. VIII, und ders. 1923b, S. 20.

975 Ders. 1915, S. 41-45.

976 Ders. (1920a), in: M. Baeumler 1989, S. 88f. - Vgl. a. ders. 1923c.

977 Ebd. (1920b), S. 102.

ter zu „Hingabe und Liebe“ für das von ihm mitregierte Gemeinwesen gewinnen könne, bewies Baeumler enge Verwandtschaft mit sozialidealistischen Utopien etwa Natorps oder Görlands.⁹⁷⁸

Doch im Gegensatz zu ihnen verabschiedete er bald die Illusion, diesen Bildungsidealismus erkenntnistheoretisch begründen zu können. 1920 wollte er noch die „logisch-systematische Bestimmung des Individualitätsbegriffs“ in Angriff nehmen, zu der Dilthey nicht vorgestoßen sei, was nun aber ihm „als Schüler Cohens“ gelingen werde.⁹⁷⁹ Der zu diesem Zweck erarbeitete, 1924 abgeschlossene zweite, systematische Band des Werkes über das Irrationalitätsproblem verschwand jedoch in der Schublade: „Von der modernen Basis aus war nach den Systemen des Idealismus eine kritische Logik der Totalität nicht mehr möglich.“⁹⁸⁰ Damit fehlte aber dem nationalpädagogischen Programm das philosophische Korsett. Kein Wunder, wenn er im Frühjahr 1925 meinte, der „Idealismus“ sei von ihm wie eine schwere rasselnde Rüstung abgefallen, als er den Schritt „vom ästhetisch-philosophischen 18. Jahrhundert zur Romantik von Görres“ vollzog, was auch zur allmählichen Lockerung seiner geistigen Westbindung führte.⁹⁸¹ Das Resultat war die voluminöse Einleitung zu Bachofens ‚Mythus von Orient und Occident‘ (1926). Sie offenbarte vor allem einen radikalen Methodenwechsel. 1920 stand „Erkenntnis“ der Geschichte gegen „Anschauung“, analysierender Verstand und logisches Urteil gegen „symbolistische ‚Methode‘“, Wissenschaft gegen „Metaphysik“. Spengler bekam die „alten Zauberworte der Romantik“ vorgehalten. Sein „methodischer Hauptbegriff des Symbols“ inauguriere eine neue Metaphysik.⁹⁸²

„Nicht von einer Fortsetzung des Vergleichens (was ja ohne metaphysische Voraussetzungen möglich wäre), sondern von der metaphysischen Anschauung, daß alles Symbol sei, kommt er zu einer Methode, Mathematik, Politik und Kunst als Objektivationen derselben ‚Kultur‘ aufzufassen.“

An Baeumlers Vergleich der historischen Ideenlehre Wilhelm von Humboldts mit Rankes Geschichtsdenken ist die Revision dieser Spengler-Kritik wie nirgends sonst in der Bacho-

978 Ebd. (1920a), S. 87.

979 Ders. 1920c, S. 424f; ders. 1922, S. Ioff.

980 Ders. (1923) 1967, S. 353 (Nachwort von 1967).

981 Baeumler an M. Schroeter v. 4. 5. 1925, in: M. Baeumler 1989, S. 117. Ähnlich an Rothacker v. 26. 2. 1926, zit. bei Asmus 1994, S. 40: „Meine Toterklärung des Idealismus, der Angriff auf die Wertphilosophie hat mächtig eingeschlagen.“. Auch an Tönnies („Bemühen, aus den Einseitigkeiten des philosophischen Idealismus herauszukommen ...“, SHLB, NL Tönnies; Brief v. 21.3. 1926). Das Verhältnis Baeumlers zum Kollegen Kroner, der am neukantianischen Idealismus festhielt, schlug daher in „völlige Erkältung“ um. Eine Abwendung vom Westen war damit noch nicht verbunden. In einer Aufsatzfolge der DAR unter dem Obertitel „Wegbereiter zum neuen Deutschland“ erschien von ihm 1927 eine Studie über Hegel, wo es hieß: „Die Entmetaphysizierung der politischen und sozialen Wirklichkeit, die die nächste Aufgabe des deutschen Geistes ist, bedeutet zugleich eine Enthegelung dieses Geistes.“ Das, so darf man vermuten, könnte wenige Monate nach Locarno als Plädoyer für die Verwestlichung geschrieben sein. Erreiche Deutschland doch mit dieser „Enthegelung“ eine „Stufe des Gesellschaftsdenkens, die die Völker des Westens schon früher erreicht haben“ (1927a, S. 3). Zur Hegel-Deutung Baeumlers vgl. Brunträger 1993, S. 49ff, der diesen wichtigen, etwas abseits veröffentlichten Aufsatz jedoch nicht berücksichtigt.

982 Baeumler (1920a), in: M. Baeumler 1989, S. 82.

fen-Einleitung ablesbar.⁹⁸³ Rankes religiös geprägte „Anschauung vom geschichtlichen Dasein“, die „die wahrhaft wirkenden ‚Kräfte‘ sichtbar“ mache, eignete er sich jetzt selbst an: „Die Methode, mittels derer wir uns des verbrauchten Lebens wieder bemächtigen, ist die Anschauung.“⁹⁸⁴ Das in die Tradition der Heidelberger Romantik und damit in Rankes Umfeld gestellte Werk Bachofens folge einem Wahrheitsbegriff, der nach Rankes Definition die Historiographie mit dem „Gebiet der Mythologie“ verschwisterte. Eine „gewisse Epoche des Abendlandes“, die in der „logisch-kritischen Einstellung das wichtigste Mittel zur Erkenntnis des Vergangenen zu besitzen“ meinte, deren Tradition Baeumler 1923 noch bewahren wollte, erhielt nun im Namen der „historischen Phantasie“ ihren Abschied.⁹⁸⁵ Der neuen Methode entsprachen neue Erkenntnisgegenstände. Bei Ranke hießen sie „wirkende Kräfte“, bei Bachofen ewige Polaritäten.

Mit dieser Abwendung von der Bewußtseins- und Wertphilosophie setzte Baeumler neue geschichtsphilosophische Schwerpunkte: Statt Fortschrittsglaube, Bildungsoptimismus und Nationalpädagogik im Sinn neuidealistischer Kulturphilosophie, nun die Realität von „Kräften“ und Polaritäten, das unaufhebbare Alternieren männlicher und weiblicher Zeitalter. Die theoretischen Grundlagen dieser neuen politischen Philosophie erarbeitete Baeumler in seinen Dresdner Vorlesungen. Dabei kommt der im WS 1927/28 gehaltenen ‚Ethik‘-Vorlesung zentrale Bedeutung zu. Aus einer durchdringenden Kritik idealistischer Ethik schälten sich die Umriss einer eigenen philosophischen Anthropologie heraus, die beanspruchte, die natürlichen Determinanten menschlicher Existenz angemessen berücksichtigt und so das Fundament einer neuen realistischen Ethik gelegt zu haben, die sich als Antwort auf die Frage nach einer allen subjektivistischen Abgründen ausweichenden Ethik ohne Gott verstand.⁹⁸⁶ Sie bot zugleich, wenn auch oft skizzenhaft verkürzt, die geschichtsphilosophisch-anthropologischen Axiome einer Moderne-Kritik, die bis 1945 alle politischen Stellungnahmen Baeumlers strukturierten.

Neben der in der idealistischen Ethik des autonomen Individuums verdrängten, weil Willen und Bewußtsein unzugänglichen Triebphäre, brachte Baeumlers realistische Anthropologie eine Reihe anderer unverfügbarer „Gegebenheiten“ zur Sprache: Anlagen, geschlechtliche Dispositionen, Wachstumsstadien und - das Volk. Diese „ewigen Gegebenheiten“ binden den Menschen an den „kosmischen Untergrund“ seines Wesens. Verwechslungen mit Klages' kosmogonischem Eros beugte Baeumler mit einer eigenen, positiven Bewertung der Bewußtseinsphäre vor:⁹⁸⁷

„[...] wir sind dem kosmischen Leben nicht unbedingt unterworfen. Wir haben das klare und deutliche Bewußtsein frei und verantwortlich zu sein. Fassen wir diese Freiheit im positiven Sinne auf, so überschätzen wir uns, so geraten wir in Illusionen, in eine naturlose Ethik [...] Andererseits: leugnen wir die Freiheit des Willens, so sinken wir auf die Stufe des Tieres herab, werden wir qualitativ ausgezeichnete Tiere.“

983 Ders. (1926) 1965, S. 158-172. - Vgl. a. ders. 1927b; S. 65ff. (distanziert zu Hegels Volksbegriff).

984 Ders. (1926) 1965, S. 159.

985 Ebd., S. 296.

986 Zusammengefaßt nach dem Manuskript der Vorlesung im IfZ, NL Baeumler; Zitate nach Blattzählung dieser von Baeumler ausgearbeiteten Fassung.

987 Ebd., Bl. 93; weitere Zitate aus diesem Manuskript ab jetzt im fortlaufenden Text.

Baeumlers Mittelweg, den Menschen als sittliches Wesen zu definieren, das Triebsubjekt und Willenssubjekt antithetisch „vereinigt“, das ein permanentes, unausgleichbares Spannungsverhältnis aushalten muß, führte zu politisch brisanten Schlußfolgerungen. Da Wille und Bewußtsein keine autonom produktiven, sondern nur regulierende Vermögen seien, könnten sie Leitbilder des Handelns, „Werte“, nicht hervorbringen. „Das Wertschaffen des Menschen ist also nicht ein autonomes Wertverwirklichen, sondern nur ein Enthüllen der Werte, die in ihm von Natur angelegt sind.“ (101) In dieser Unterstellung „natürlicher“ Werte steckte bereits Baeumlers gesamte geschichtsphilosophische Spekulation. Denn damit war der Weg frei zur Postulation von Rassenwerten und für die Überzeugung, „das Qualitative“ („schicksalhaft Gegebenes“), unterscheide die Völker, die ja, bestünden sie nur aus gewillkürten Zusammenschlüssen, *einen* Staat, den „Weltstaat“, bilden könnten (173). Und es war nur ein weiterer kleiner Schritt zur Spekulation, Inhalt der Weltgeschichte sei der Kampf zwischen Ordnung und Unordnung, also zwischen ordnender - indogermanischer - und zerstörender Rasse: „die letzte furchtbare Verkörperung des Chaos [das ist] der internationale Jude“.⁹⁸⁸ Die Spannung zwischen Natur und Vernunft zwingt auch jedes einzelne Volk zur Entscheidung entweder für die politische Umsetzung naturgegebener Werte oder zur Übernahme von Fremdwerten. Aber selbst wenn die geschriebene Verfassung die natürlichen Werte in denkbar reinsten Form berücksichtigen sollte: Einen „harmonischen“ Zustand erlaube die dichotomische Seinsstruktur nicht. Deshalb sprach Baeumler, ohne Simmeis „Tragödie der Kultur“ zu erwähnen, von der ethischen als der „Sphäre der Tragik“ (30). Darum gebe es für den einzelnen einen Raum letzter Einsamkeit, darum eine „unaufhebbare Subjektivität“, die der Möglichkeit „ganz in der Gemeinschaft aufzugehen“ eine Grenze setze (29f). Und doch rechnete er die Gemeinschaft unter die elementaren Gegebenheiten, die der Mensch als Medium der Selbstbestätigung, Anerkennung, Liebe, Sehnsucht nach Verehrung und Hingabe zu seinem „Glück“ brauche (120). Sobald sich aus elementaren Gemeinschaften höhere, bewußt geformte Zusammenschlüsse entwickelten, gerieten sie aber in die Gefahr der Erstarrung. Der „Notstaat“, der bürgerliche Staat der „Beamten und Händler“, beruhe dann nur noch auf dem Anerkenntnis einer arbeitsteiligen Organisation zum Zwecke der Produktionssteigerung: Der Staat als „notwendige Veranstaltung zur Aufrechterhaltung des Lebensstandards“ oder „seelenlose[r] Maschinenstaat“ (177, 183), gekennzeichnet durch „Vertrustung und Anonymisierung“ (182), „Verlangweilung und Verdüsterung“ (181). Dabei werde vergessen, „daß ein Volk aus der ungeschriebenen Verfassung lebt, die mit ihm geboren ist, nicht aber aus einer geschriebenen Verfassung“.⁹⁸⁹ Derart erstarrtes Leben muß also wieder aufgebrochen werden. Dabei ging es Baeumler gar nicht um einen spezifisch deutschen Aufbruch gegen ein westliches Lebenssystem. Auch wenn die technisch-industrielle Moderne ein rein deutsches Phänomen gewesen wäre, hätten sich nach dieser Anthropologie Gegenkräfte allein deshalb entfaltet, weil sie elementaren menschlichen Bedürfnissen widersprach. Ihnen wieder politisch Raum zu geben und etwa den „Leib“ als Korrektiv der Moderne einzusetzen, bedeutete verfassungspolitisch den Abschied von der parlamentarischen Parteien-Demokratie zugunsten eines unscharf gezeichneten Systems. Es sei über der politischen Repräsentanz ökonomisch-gesellschaftlicher Interessen in „Stän-

988 Baeumler 1944a, S. 25, 48f.

989 Baeumler, ‚Sinn und Aufbau der deutschen Leibesübungen‘ (1932), in: ders. 1934a, S. 63.

Doch gerade die enge Beziehung zu Krueger, der als Zeitfreiwilliger in Leipzig 1919/20 auf gegenrevolutionärer Seite stand, spricht gegen ein aktives kommunistisches Engagement Fischers. Seine Marx-Monographie von 1932 kam im Krueger-Freyer-Umfeld marxistischen Positionen wohl am weitesten entgegen, ließ aber die weltrevolutionär-klassenkämpferischen, materialistischen Elemente deutlich hinter der antibürgerlichen und antikapitalistischen Ablehnung des industriellen Systems zurücktreten⁷⁹⁵

Anders, und damit entfernte Fischer sich tatsächlich vom Nationalismus der DPhG-Exponenten wie Krueger, stand es mit seinen außenpolitischen Ideen. Diese Vorstellungen - hier führen die Angaben des Denunzianten von 1935 ausnahmsweise auf die richtige Fährte -, die er 1930 in der Festschrift zum 80. Geburtstag des tschechischen Philosophen-Präsidenten Thomas G. Masaryk veröffentlichte, müssen schon aufgrund des Erscheinungsortes als Politikum verstanden werden. Im Tenor zwar weniger emphatisch als die Eloge des Leipziger Kollegen Driesch über Masaryk als „ethischen Staatsmann“⁷⁹⁶, aber immerhin: Das tschechische Staatsoberhaupt galt nicht nur in deutschen Rechtskreisen als Unterdrücker der Sudetendeutschen. Schließlich hatte die Weimarer Außenpolitik wegen dieses starken deutschen Bevölkerungsanteils in der CSR (3,3 Millionen Deutsche neben 6,7 Millionen Tschechen) sich stets revisionistische Optionen offen gehalten. Von der im Sudetenland politisch tonangebenden deutschen Sozialdemokratie wurden Masaryk und sein Außenminister Benesch dafür verantwortlich gemacht, daß Tschechen die rein deutsch besiedelten böhmischen Landesteile 1918 militärisch annektierten, die Deutschen unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechts in die CSR zwangen und mit Sprachgesetzen sowie mit einer zur tschechischen Kolonisation deutscher Gebiete instrumentalisierten Bodenreform alle Voraussetzungen schufen, um aus ihnen Bürger zweiter Klasse, „Europäer minderen Rechts“⁷⁹⁷, zu machen. Eine Masaryk erwiesene Referenz, noch dazu 1930, als die ersten Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise nationale Spannungen in der CSR sozial aufluden, zu Papier gebracht von einem im benachbarten Leipzig wirkenden Dozenten, der die Zeitschrift einer mindestens als „national“ beleumundeten Philosophischen Gesellschaft herausgab, deren

Bestellung („Der rote Aufbau“) in die Hände gefallen war, die das Soziologische Institut via Fischer bei einem Verlag Willi Münzenbergs aufgegeben hatte.

795 Fischer 1932a.

796 Driesch 1930b, S. 288.

797 So im Rückblick die Umschreibung des sudetendeutschen Sozialisten Wenzel Jaksch 1958, S. 251. Als extreme Gegenposition sei eine bundesdeutsche Dissertation über den „sudetendeutschen Volkstumskampf“ erwähnt, die nachzuweisen versucht, daß die nationale Frontbildung „endogenen Faktoren“ geschuldet war und Versailles mit den ethnischen Konflikten eigentlich nichts zu tun hatte! Da es sich bei den Sudetendeutschen um eine 1918 ohnehin im sozioökonomischen Abstieg befindliche Volksgruppe handelte, die ihre Lage durch „doktrinäres Bestehen auf das Selbstbestimmungsrecht“ (sie: immerhin der Dreh- und Angelpunkt der völkerechtlichen Neuordnungs-Konzeption Präsident Wilsons!) selbst verschlimmert habe, wo sie doch ihren „nationalen Narzißmus“ im Wege der „Aus-söhnung“ mit der aus dem Industrialisierungsprozeß als „moderne Nation“ hervorgegangenen CSR hätte überwinden können, läuft es bei Jaworski 1977, S. 11, 43-55, auf das Schema hinaus: regredierende Antimodernisten verschließen sich „vernünftiger Diskussion“ und tragen mit ihrer „präfaschistischen Volkstumspolitik“ zur Zerstörung eines fortschrittlichen Gemeinwesens bei. Der ausufernd Adorno et al. zitierende Vf. bedankt sich bei Broszat und Graml vom IfZ für die „kritische Durchsicht“ des Manuskripts.- Ohne den Ehrgeiz, die vorgebliche „Psychopathologie“ der Sudetendeutschen darzulegen, dafür mit den historischen Tatbeständen ungleich vertrauter: Prinz 1991, S. 369-427.

„Menschlichkeit“ agierenden, unter jüdischen Intellektuellen und Politikern dominierenden Linksliberalismus mißtraute, und in jüdischen Kosmopoliten eine präsumtive fünfte Kolonne zu erkennen meinte, der durfte wohl glauben, daß nationale Geschlossenheit von der auch ethnisch bedingten Integrationsfähigkeit der Staatsbürger abhängig sein werde.

Wie gegenüber der „härtesten Unkultur“ der materialistischen Moderne ein Staat von höchster Kultur auszusehen habe, darüber verweigerte Baeumler weitgehend die Auskunft. Schon die wertende Unterscheidung von „starken“ und „schwachen“ Zeiten kultureller Entfaltung ist kaum objektivierbar. Noch viel weniger der Ansatz, dem zufolge große Kunst dann entstünde, wenn die Künstler von der „Kraft ihrer Zeit“ erfüllt, schwache Kunst, wenn sie davon getrennt seien (57). Zeiten wenig fortgeschrittener gesellschaftlicher Differenzierung und Individualisierung müßten demnach kulturelle Hochzeiten sein. Mit anderen Worten: der für die Gemeinschaft prädisponierte Mensch ist der ideale Kulturträger: „Große geschichtliche Lebensformen können durch eine individualistische Moral [...] niemals geschaffen werden.“⁹⁹⁵ „Wahrhaft große Epochen“, so Baeumler schon 1925 in einem Vergleich romanischer und gotischer Plastik, seien solche der Ordnung und „Fassung der Seele“.⁹⁹⁶ Von Kultur dürften wir überhaupt nur sprechen, „wenn dieses Leben eine bestimmte, einheitliche und dauernde Form gewonnen hat. Leben, das sich in fest gegründeten, hoch gehaltenen und rein bewahrten Formen vollzieht - das ist Kultur.“⁹⁹⁷ Und Ende der 30er Jahre verdeutlichte er, was man sich unter dem natürlichen Fundament einheitlicher Kultur vorstellen mußte: eine einheitliche Bevölkerung mit bestimmten Anlagen.⁹⁹⁸ Bald nach der Machtergreifung begrüßte er deshalb jene rassenpolitischen Indikationen, die sicher stellen sollten, die ethnische Homogenität als Fundament der Volkseinheit „auf Dauer“ zu festigen. Affinitäten Baeumlers zu der mit spürbarer Sympathie referierten kulturphilosophischen Position des jungen Nietzsche sind evident. Auch Nietzsche habe die Auffassung vertreten, daß das große Kunstwerk nur dann möglich sei, wenn es dem konzentrierten Willen des Staates gelinge, die egoistischen einzelnen zu den Opfern und Vorbereitungen zu zwingen, die nun einmal zur Realisierung „großer Kunstpläne“ nötig seien.¹⁰⁰⁰ Für die Masse der Nicht-Künstler sah Baeumler in diesen idealtypischen Gemeinschaftskulturen den Raum, um in „menschlich große Form“ zu kommen.¹⁰⁰¹ „Große Form“, Teilhabe an „großen Zielen“ und „Taten“ aus „tiefster Schicht“ - das waren, wie der Hinweis auf das positive

1000 Ders., ‚Nietzsche und der Nationalsozialismus‘ (1934), in: ders. 1937b, S. 290.

1001 Ders., ‚Bamberg und Naumburg‘ (1925) 1937b, S. 40. Auf die Bedeutung ästhetischer Kategorien für Baeumlers Politikentwürfe weist hin: Ross 1994. Zur kunstwissenschaftlichen Methodengeschichte am Beispiel von Baeumlers Berliner Kollegen Wilhelm Pinder vgl. Halbertsma 1992. Es gibt eine stattliche Zahl von Hinweisen auch im Nachlaß, die Baeumlers Beeinflussung durch kunsthistorische Begriffsbildungen belegen.

1002 Ders., ‚Kultur und Volk‘ (1934), in: ders. 1937a, S. 124.

1003 Ders., Vorlesung Geschichtsphilosophie, FWU SS 1939, Bl. 121.

1004 Ders., ‚Der politische Volksbegriff‘ (1934), in: ders. 1937a, S. 48: Volk sei in seinem „innersten Kerne Leben“ und gehorche den „ewigen Gesetzen der Natur und des Lebens“, könne also durch „biologische Gesetzgebung“ politisch geformt werden. Vgl. a. ‚Kultur und Volk‘ (1934), ebd., S. 128f.: „Schutz der Art ist das höchste Gebot einer nach Dauer verlangenden Gemeinschaft ...“.

1005 Ders. 1931, S. 127; vgl. a. S. 120ff.: Kultur sei nach Nietzsche nur auf dem Boden der „Einigkeit“, „Einhelligkeit“ usw. möglich.

1006 Ders. 1934a, S. 135.

Kriegserlebnis als neuer „Maßstab der Größe“¹⁰⁰², Umschreibungen für eine höhere Intensität des Lebens, die das Volk „durch ein Zurückgehen auf seine Ursprünge“ („auf seinen reinen Ursprung“; 175) erreiche. Offen blieb, ähnlich wie bei Heidegger¹⁰⁰³, ob diese Intensität länger als einen „geschichtlichen Augenblick“ dauern würde.¹⁰⁰⁴ Diese an den Grenzsituationen der Augenblicke gesteigerter völkischer Existenz ausgerichtete politische Philosophie eröffnete religiöse Dimensionen. Denn in der volklichen Einheit erfahre der einzelne im Ganzen die „Einigungskraft“ oder das in der Romantik dafür synonym gebrauchte „Volkstum“ als „heilig[e]“ Kraft.¹⁰⁰⁵

Es erschlossen sich in dieser „Tiefe der Wirklichkeit“ kosmische Mächte, „Gottheiten“.¹⁰⁰⁶ Zustimmend fiel daher Baeumlers kurze Darstellung platonischer Staatsästhetik aus: das „Heil“ des Staatswesens läge in der Bewahrung dessen, was den „ewigen Ordnungen“ entspreche: „Maß und Ordnung sind göttlichen Ursprungs“.¹⁰⁰⁷ Da das Volk wie das Geschlechterverhältnis zu den elementarsten Gegebenheiten gehört, ist es also Teil göttlicher Ordnung. Dasein im Volk, für das Volk, zuweilen auf Festen, im erlebten „Rausch des Miteinanderseins“, in der „Freude erhöhten, gemeinsamen Daseins“¹⁰⁰⁸, führe zurück zu den „Quellen des Menschlichen“, weil es „die Möglichkeit eines heroisch-wahrhaftigen Daseins“ eröffne.¹⁰⁰⁹ Mit Hölderlin, der wie Nietzsche fremd in der modernen Kultur stehe¹⁰¹⁰, faßte Baeumler schließlich das humane Defizit der Moderne zusammen: „Allein zu sein und ohne Götter ist der Tod!“. Mit Hölderlin erwartete er die Wiederherstellung des „bisher höchst gearteten Typus' Mensch“, den musterhaften Griechen (Nietzsche)¹⁰¹¹, von der „Rückkehr der Götter“: „Ohne Götter ist eine wahre Gemeinschaft, ohne Gemeinschaft heroisches Leben nicht möglich.“¹⁰¹² Der hier beschworene „Tod“, schon mitten im profan-individualistischen Dasein, korrespondierte mit der Beschreibung des Industriekapitalismus, wo die zum passiven Konsumieren dressierte Karikatur des Menschen der „tötenden Welt der Dinge“ ausgeliefert sei - „nur noch das Anhängsel einer Welt von Gütern, dem eigentlichen Dasein völlig entfremdet“¹⁰¹³. Das Gegenteil solch totengleicher Passivität war für

1002 Ders., ‚Der Sinn des Großen Krieges‘ (1930), in: ders. 1934a, S. 27; das schloß keine Idealisierung der Frontgemeinschaft ein: „Ist die Not vorüber [...], so ist auch die Gemeinschaft zu Ende.“ (Ethik-Vorlesung 1927/28, Bl. 115).

1003 Heidegger (1929) 1973, S. 262: nur in seltenen Augenblicken erfülle die Existenz die Forderung ihrer höchsten Form.

1004 Baeumler, Ethik 1927/28, Bl. 121: „Substanz“ evoziere „Hingabe und Verehrung“; „Substanz hat ein wirklich großes Ereignis (die sehr selten sind)“.

1005 Ders., ‚Kultur und Volk‘ (1934), in: ders. 1937a, S. 128f, 132.

1006 Ders., ‚Bachofen und Nietzsche‘ (1929), in: ders. 1937b, S. 230; dort bezogen auf die natürlichen Fundamente ehelicher Gemeinschaft. Daß hier nicht nur Bachofen referiert wurde, bestätigt die ‚Ethik‘-Vorlesung 1927/28: Die geschlechtliche Vereinigung sei ein Symbol der „Tiefe des Daseins, Symbol der Größe und Gewalt der Natur, Symbol des Lebens [...] offenbarend, was die Natur, die uns trägt und erhält, in ihren innersten Kern ist.“ (139)

1007 Ders. 1934a, S. 15f.; vgl. dazu Ross 1994, S. 74f.

1008 Ders. (1934) 1937a, S. 137.

1009 Ders. (1929) 1937b, S. 241.

1010 Ders., ‚Nietzsche‘ (1930), in: ders. 1937b, S. 249.

1011 Ders., ‚Hellas und Germanien‘ (1936), in: ebd., S. 311.

1012 Ebd., S. 305f.

1013 Ders. (1934) 1937a, S. 124, 126.

Baeumler die ursprungsnahe Lebensform, die sich nicht allein in verehrender Hingabe ans göttliche Volk erschöpft, sondern ursprünglich menschliche Aktivität fördere, bändige, typisiere und auf „große Ziele" lenke, also auf alles, was „die bloß empirische Daseinsvorsorge" überschreite¹⁰¹⁴. Diese Art „heroische Existenz" suche nicht kriegerische Bewährung, wenn es nach griechischem Vorbild gelinge, zur Aktivität drängende Kräfte etwa im friedlichen Wettkampf zu kanalisieren.¹⁰¹⁵ Ebenso wenig schloß Baeumler aus, daß „höchste Steigerung des Lebens", die in Opfer und Verschwendung das individualistisch-besitzfixierte bürgerliche System am weitesten hinter sich lasse, auch in zivilen Formen zu erreichen sei.

3.5. Baeumlers Stellung zur „Judenfrage"

Wer die zwischen 1934 und 1942 veröffentlichten Aufsatzsammlungen Baeumlers durchsieht, stößt kaum im Ansatz auf judengegnerische Positionen. Erst mit der Einleitung zu Rosenbergs Schriften (1943) änderte sich dies. Intern, im Umgang mit Kollegen und Doktoranden an der Berliner Universität, waren allerdings ab 1933 regelmäßig andere Töne zu vernehmen (s. u. B III.). Aber auch schon vor 1933, forderte ihn die jüdische Frage im Schutz der Anonymität, privat oder in der Begrenzung auf überschaubare Leser- und Hörerkreise, zu frappierend polemischer, schließlich im Frühjahr 1933 offen nationalsozialistischer Schärfe heraus. Erste Funken sprühten in privater Korrespondenz. Sie entzündeten sich am publizistischen Ringen um die Weltkriegsdeutung. Baeumler hatte gerade die Bekanntschaft mit den Gebrüdern Jünger gemacht, als diese Exponenten des soldatischen Nationalismus ins Schußfeld linksliberaler Publizisten jüdischer Herkunft gerieten. Weil die Jünger-Brüder nicht zum deutschnationalen Lager zählten, wo man - wie Baeumler meinte - aus Überzeugung dumm sei, sondern einen neuen Typus literarisch gebildeter rechter Intelligenz repräsentierten, breite sich in den Führungsetagen der Linkspresse wohlbegründete Furcht aus: „Denn wenn die Rechte schreiben lernt, so weissagt die Norn, dann ist es um das

1014 Ders., „Das Volk und die Gebildeten" (1933), in: ders. 1937a, S. 120.

1015 Ders. (1930) 1937b, S. 259. Ähnlich solle die im Weltkrieg explodierte soldatische Aktivität der Deutschen in politische Energie transformiert werden: 1934a, S. 122.

1016 1937b, S. 250. Im Ethos der Opfergesinnung und im Besitz von Kräften, „die sich noch verschwenden können", bestimmte Moeller van den Brück die Besonderheit Junger Völker" (1932, S. 24). Natürlich nahm auch Hans Schwarz die Opferkategorie in seine dem positiven Kriegserlebnis huldigende Langemarck-Rede auf: die zum Opfer bereiten Soldaten des Weltkrieges deuteten bereits auf die Heraufkunft einer „neuen Rasse" von Gläubigen (1930, S. 8). Entsprechend hatte auch Werner Beumelburg in seiner für das Reichsarchiv abgefaßten Darstellung der Flandernschlacht im Herbst 1914 geschrieben, die Kriegsfreiwilligen hätten sich „in blutiger Verschwendung" (1926, S. 9) vor die Grenzen des Vaterlandes geworfen. Daß es wohl eher „entsetzlich verschwenderisch" (ebd., S. 79) zugeht, als in Langemarck ohne Feindaufklärung und artilleristische Vorbereitung gegen einen gut verschanzten Feind gestürmt wurde, trägt Unruh 1986 nach. - Hinzuweisen ist darauf, daß Georges Bataille etwa gleichzeitig mit Baeumler die „Verschwendung" zum unbürgerlichen Prinzip stilisierte, dabei aber nur zur letztlich unpolitischen geschlechtlichen Enthemmung fand. - Die weltanschauliche Kontraposition zum Hohelied auf das verschwenderisch gebrachte Opfer formulierte der Ideologe des bürgerlichen Besitzindividualismus: Jeremy Bentham 1834, Bd. 1, S. 40: „Opfer ist Unsinn."

Reich Israels geschehen."¹⁰¹⁷ Kurz zuvor hatte der Dialektiker Baeumler dem katholischen Publizisten Theodor Haecker einen messerscharfen Aufriß der „Judenfrage“ übermittelt. Anlässlich des von Haecker übersetzten, im Herbst 1927 auf den deutschen Buchmarkt gelangten Werkes von Hilaire Belloc über ‚Die Juden‘ beglückwünschte Baeumler den Übersetzer zu seinem Mut, „an exponiertester Stelle in bewegter Zeit die Judenfrage aufzurollen - an exponiertester Stelle, d. h. in Deutschland“.¹⁰¹⁸

Anders als Haecker dies im Nachwort tue, wolle er das Problem aber nicht als Christ angehen, oder wie Belloc vom „rein menschlichen“, sondern „vom Standpunkt der germanischen Völker des Nordens“ und damit vom „Standpunkt des Nationalen“. Denn das Problem resultiere nicht aus dem Neben- oder Miteinander von abstrakten Menschen oder Geistwesen („Gläubigen“), sondern aus dem historisch-konkreten Aufeinandertreffen von Mehrheit und Minderheit im Lebensraum der europäischen Völker. Wenn es nicht mit Ausnahmegesetzen oder Vertreibung gelöst werden solle - was Baeumler mit einer auf der Linie von Belloc und Haecker liegenden Abgrenzung gegen den „Antisemitismus“ ablehnte -, dann bleibe nur die „innere Wandlung“. Anders als die verständigungsbereiten Mehrheitsvölker seien die Juden dazu kaum oder gar nicht bereit. Baeumler formuliert dann den *circulus vitiosus* jüdischen Selbstverständnisses:

„Der gute Wille ist auf unserer Seite zweifellos in breiten Schichten da, sich in Freundschaft mit den Juden zu verständigen. Wir sind aber, äußerlich wenigstens, nicht angegriffen, wir fühlen uns im Besitz der Sicherheit. Der Jude dagegen fühlt sich bedroht; er wird immer furchtsamer, je [weiter?] seine Macht wächst, weil er sie zu verlieren Angst hat. Mit einem Menschen, der Angst hat, können Sie aber nicht auf gleichem Boden unbefangen verhandeln. Sie werden bestimmt übervorteilt. In der Atmosphäre der ‚Menschlichkeit‘ wird der Jude wachsen, weil er unbedenklich alle Vorteile ausnützen wird, die sich ihm bieten. Wir dürfen ihm das nicht übel nehmen: er ist nun einmal der Fremde, der Bedrohte, er wäre dumm, wenn er sich uns unbefangen anvertraute. Er wird sich nie von unserer ‚Freundschaft‘ und Gerechtigkeit‘ abhängig machen. Dazu ist er zu klug und zu erfahren. Ihm seine Angst nehmen wird

1017 NL Baeumler; Baeumler an W. Eberhardt v. 7. 7. 1928. Friedrich G. Jünger hatte im deutschnationalen „Tag“ v. 7. 3. 1928 eine Polemik („Der entzauberte Berg“) gegen Th. Mann veröffentlicht. Sie zielte gegen dessen frankophile „Ladenhüter-Ethik“, die politische Gegensätze unter „kulturellem und zivilisatorischem Weihrauch“ verschwinden lasse. Willy Haas, jüdischer Herkunft, Hg. des Wochenblatts „Literarische Welt“, konterte mit der giftigen Aufforderung, man solle versuchen, diesen „armen Jünger des Nero unschädlich zu machen“, schloß aber respektvoll: „Herr Friedrich Georg Jünger ist fast so gefährlich wie der geistvollste Belletrist der Action française.“ (Haas 1928, S. 2). Unter dem Kürzel M. J. attackierte der Feuilletonchef der „Vossischen“, Monty Jacobs, ebenfalls jüdischer Herkunft, die von Ernst Jünger hg. Sammlung ‚Die Unvergessenen‘, an der F. G. Jünger sich mit Essays über Trakl und Admiral Graf Spee beteiligt hatte. Jacobs, der im Sommer 1928 das Manuskript von Remarques ‚Im Westen nichts Neues‘ bei Ullstein durchsetzte, kanzelte Jüngers Vorwort als „Platitüden aus den Denkmalsreden der Kriegervereine“ ab, und monierte, daß das „hochherzigste Kriegsoffer“, der jüdische Reichstagsabgeordnete Ludwig Frank (SPD), nur unwillig gewürdigt worden sei.

1018 Literaturarchiv Marbach, Nachlaß Haecker; Baeumler an Haecker v. 3. 10. 1927. Im folgenden wird dieses Schreiben referiert und zitiert. Weniger ausführlich berührt Baeumler das Thema in einem zweiten Brief an Haecker v. 10. 11. 1927, der den brisanten Vorschlag enthält, Bellocs Buch mit Arnold Zweigs Essaysammlung ‚Caliban oder Politik und Leidenschaft‘ (1927) zu vergleichen.

auch nicht möglich sein. Die steckt zu tief in ihm, sie ist sogar in seiner Religion, und schließlich ist die Angst schon rein soziologisch mit seiner Rolle als ‚Ausnahme‘ notwendig gesetzt.“

Das nahezu genetisch verfestigte „Bedrohtheits“-Syndrom bedinge die jüdische Forderung nach einer Atmosphäre der „Menschlichkeit“ und damit die mindestens partielle Preisgabe der „Nationalität“ des Mehrheitsvolkes. Damit war der Rechtsgewinn der jüdische Minderheitsexistenz an den Rechtsverlust der jeweiligen Mehrheit gebunden. Zur Wahrung dieser Rechte muß das „Wirtsvolk“ dann im Zustand latenter moralischer Erpreßbarkeit gehalten werden, in dem jede Schmälerung jüdischer Rechte als Anschlag auf „die Menschlichkeit“ sanktioniert werden kann. Gegen diese zugemutete Transformation des Volkes in eine Ansammlung von „Menschen“ machte Baeumler geltend, daß die Deutschen „das natürliche Zutrauen eines Volkes zu sich, zu seiner eingeborenen, gottgegebenen Art“, sein durch den egoistisch-aggressiven jüdischen Humanitarismus erschüttertes „gutes Gewissen“ in „völkischen Dingen“ zurückgewinnen müssen:

„Die Erschütterung ist von zwei Seiten her erfolgt: von der nationalen‘ und von der ‚sozialistischen‘. Daher kann man heute sagen: von der nationalen und von der jüdischen. Mit der einen Seite hat man unser natürliches Volksbewußtsein durch sinnlose, barbarische, interessen-gesättigte Übertreibung gemordet, auf der andern ist man daran, unser Gefühl für Natur, Volkheit, Eigenheit durch marxistische Gifte auszuätzen. In dieser verzweiferten Lage müssen wir, das Volk, uns selber helfen. Nicht freundliche Verständigung mit den Juden, und nicht Ausnahme-gesetze sind der Weg, sondern die Tat: indem wir dem Juden geistig den Platz anweisen, der ihm im Organismus unseres Volkes gebührt, schaffen wir den Frieden, den Frieden auch für ihn, der unter der Anarchie des Volkes, unter dem er wohnt, an meisten leidet, weil diese Anarchie seine Wünsche ins Maßlose spannt und ihn dadurch zum Unglücklichsten aller macht.“

Also nicht wie Belloc und Haecker vorschlagen: „Friede sei Israel!“, sondern „Friede über Deutschland“ - für den Frieden Israels seien die Deutschen eben nicht nur nicht zuständig, sie seien als selbst mit sich nicht im Frieden lebende Gefangene jüdischer Regeln des Zusammenlebens geradezu unfähig, etwas für den Frieden Israels beizutragen. Ob am Ende der nationalen Selbstbesinnung wirklich für die Juden ein Platz im völkischen „Organismus“ bleibt, oder ob nicht doch ihre Segregation diesen Prozeß abschließt, darauf blieb Baeumlers Argumentation allerdings eine Antwort schuldig.

Baeumlers erste öffentliche, aber noch anonyme und marginale Behandlung der Judenfrage in Niekischs „Widerstand“ (1929) ging wiederum von Ernst Jüngers Verhältnis zur linksliberalen Presse aus. Doch nun war Jünger selbst zum Gegenstand von Baeumlers Polemik geworden, weil er u. a. im „Berliner Tageblatt“ und im „Tagebuch“ publiziert hatte. Zwei Glossen über die ‚Anerkennungsbedürftigen‘, die zweifelsfrei aus Baeumlers Feder stammten, quittierten Jüngers Fraternisation.¹⁰¹⁹ Darin kritisierte Baeumler Jüngers Bereitschaft, Beiträge der von Juden beherrschten Presse zur Verfügung zu stellen: „Es ist gefährlich, von der Frankfurter Zeitung‘ anerkannt zu sein; dieses Blatt hat zur Zeit in Deutschland den feinsten Instinkt für alles das, was in seinen Konsequenzen die Zersetzung und

1019 Sauer mann 1985, S. 70.

Verderbnis des deutschen Volkes begünstigt."¹⁰²⁰ Zersetzungsgefahr gehe bereits vom persönlichen Umgang mit den Journalisten der „Vossischen Zeitung“, dem „Berliner Tageblatt“, der „Weltbühne“ und der „FZ“ aus. „Ihnen gegenüber ist nur eine Haltung angemessen: die Distanz zu wahren. Das eben trifft sie am meisten, daß man mit ihnen überhaupt nicht verkehrt [...] Wer sich mit ihnen einläßt, den entwerten und besudeln die auch schon. Der unergründliche, tödliche Haß der Juden gegen das preußische Offizierskorps rührte davon her, daß es für den Juden ins Kasino überhaupt keinen Zugang gab. Ein Nationalist in der frankfurter Zeitung' [...]: das ist wie ein Offizier mit Portepée im Hurenhaus."¹⁰²¹ Der hier beiläufig erwähnte „schmierige Tucholsky“ war zuvor schon hart angegangen worden, weil er den Roman ‚O. S.‘ des „Widerstand“-Mitarbeiters Arnolt Bronnen in der „Weltbühne“ verrissen hatte. Mit der „Rachsucht des Minderwertigen“ bespeichle Tucholsky alles Deutsche, halte sich aber als Jude sicherheitshalber in Paris auf. Schriebe er dort über das französische Volk ähnlich, man würde ihn auspeitschen oder vermutlich „noch viel gründlicher mit ihm verfahren. Er verdiente es, wahrhaftig, er verdiente es."¹⁰²² Ähnlich drohend endete die Glosse „Berliner Eindrücke“. Auch diesmal ging es um eine Kränkung nationaler Gefühle. Hatte Tucholsky den Freikorps-Einsatz in Oberschlesien bespöttelt, war von Max Liebermann die „böartige“ Bemerkung gefallen, im Weltkrieg hätten sich nur „Schwarzbrot“ und „Weißbrot“ bekämpft.¹⁰²³

„Dies ist angesichts der zwei Millionen Toten, welche das in den Staub gesunkene Vaterland wie ein ungeheurer Kranz umgeben, die es wie ein Ringwall bis in den letzten Tag seines Daseins schirmen werden - gewiß eine Formel, die Beachtung verdient [...] die allerbilligste Formel, die gefunden werden kann [...] Daß aber Herr Liebermann es war, der dieser Formel den präzisesten, den denkbar schärfsten Ausdruck verliehen hat, das verdient angemerkt zu werden.“

Wiederum gegen die „Frankfurter Zeitung“ zielte eine Glosse, die die jüdisch beeinflusste öffentliche Meinung mit den Interessen der „finanz-kapitalistischen Schmeißfliegen“ an einem aller Verteidigungsmittel beraubten Deutschland zusammenbrachte.¹⁰²⁴ Dies entsprach Baeumlers unveröffentlichter Deutung der Revolution von 1918: Eine „jüdisch-französische Verfassung“ sei installiert worden, habe die Exekutive faktisch paralyisiert und das politische Feld ganz dem Parlament überlassen, das käuflich und folglich den unverantwortlichen Mächten des Finanzkapitals zu Willen sei. So haben Jüdische Geldbesitzer“ staatliche Machtmittel in ihre Hände bekommen.¹⁰²⁵ Die feste Überzeugung vom Einfluß des jüdi-

1020 „E“, ‚Die Anerkennungsbedürftigen‘, in: Widerstand 4, 1929, S. 312f. und ebd. S. 347f: ‚Nochmals die Anerkennungsbedürftigen‘ (= 1929i+j).

1021 Ders. 1929J.

1022 Ders. 1929f.

1023 Ders. 1929e. Bei Niekisch 1930, S. 177, kehrte diese von Baeumler auch in den unveröffentlichten Notizen festgehaltene Polemik gegen Liebermann wieder.

1024 Ders. 1929d.

1025 NL Baeumler, Notizen 1929-1934, i 26, i 49; Auch hier eine Entsprechung bei Niekisch 1929a, S. 100 sowie S. 144f. (Hinweis auf die federführende Rolle jüdischer Bankiers bei einer zukünftigen europäischen Wirtschaftsgemeinschaft)

sehen Kapitals auf die deutsche Politik brachte Baeumler in der ätzenden Persiflage auf das Gesetz zum Schutz der Republik („Severings Korruptionsschutzgesetz“) zum Ausdruck:¹⁰²⁶

„Das Volk Israel, einzig in seinen Stämmen, hat dem Deutschen Volke die freieste Verfassung der Welt gegeben ... Wer [...] seiner Begeisterung für sie jederzeit und überall Ausdruck zu geben unterläßt, wird von den besseren Republikanern durch Entziehung des Kredits bestraft. Wer einen jüdischen Staatsbürger deutschen Glaubens beleidigt, hat sämtliche Strafen zu gewärtigen, die das Strafgesetzbuch vorsieht.“

Diese Nadelstiche dürfte Baeumler vielleicht gemeint haben, als er nach 1945 erklärte, was er gegen Juden geschrieben habe, sei als negative Kehrseite seines Germanismus „tendenziöse Polemik“ gewesen.¹⁰²⁷ Denn was danach kam, war so wesentlich mit seinen geschichtsphilosophisch-anthropologischen Axiomen verschmolzen, daß es intellektueller Tiefstapelei und Selbstverleugnung gleichkäme, es zur Polemik zu verharmlosen.

Ende Mai 1933 hielt Baeumler einen Vortrag zum Thema ‚Der Akademiker in der neuen Zeit‘, der im Kontext einer Kritik am Menschenbild der idealistischen Philosophie auch auf die Judenfrage einging, um damit ausdrücklich auf einen Leitartikel des Berliner Kollegen Wolfgang Köhler zu antworten, der kurz zuvor in der „DAZ“ gegen politisch und rassenideologisch motivierte Entlassungen von Dozenten protestiert und bestritten hatte, daß jeder Jude eine minderwertige Form des Menschentums darstelle.¹⁰²⁸

Baeumlers Objektivismus schnitt, zur Rechtfertigung der Entlassungsmaßnahmen, Köhler gerade die Möglichkeit ab, Deutsche und Juden unter dem Begriff des allgemeinen Menschentums zu subsumieren.¹⁰²⁹ In einer Argumentationskette, die mit deterministischem Vokabular gespickt war („Schicksal“, „Gesetzlichkeit“, „Gesetzmäßigkeiten“, „unentrinnbare

1026 Ders. 1929h. Von Sauermann 1984, S. 70, zweifelsfrei Baeumler zugeschrieben. Von ihm in diesem Zusammenhang übersehen, aber mit größter Sicherheit auch von Baeumler: ‚Die Dichterakademie‘ (1929a), ‚Deutsche Philosophieprofessoren‘ (1929g) sowie anlässlich des Hegel-Kongresses 1931 eine Attacke gg. Nicolai Hartmann (6, 1931, S. 348f), der, indem er das von den Sowjets vorgeschlagene Tagungsthema „Hegel und Marx“ nicht aufnehme, mithilfe, „die Notverordnungspolitik verschiedener bürgerlich-kapitalistischer Regierungen philosophisch zu rechtfertigen“. Ein Vorwurf, den Baeumler noch zuspitzte mit der Sottise: „Professoren haben seit je eine diskrete und indirekte Art gehabt sich bezahlt zu machen.“ Baeumler mochte sich zu dieser Polemik um so mehr berechtigt fühlen als er sich seinerseits der marxistischen Herausforderung in einem von kommunistischen Studenten an der TH Dresden arrangierten öffentlichen Streitgespräch mit Karl August Wittfogel über „Das Erbe Hegels“ ohne Zögern gestellt hatte (vgl. Wetzel 1980, S. 47-58). - Unter dem Pseudonym Michael Pirkheimer schrieb der in Nürnberg aufgewachsene Baeumler über ‚Frankens Sendung‘ (6, 1931, S. 104-108), gegen „romhörige“ Tendenzen in der NSDAP. Wahrscheinlich ist auch das unter dem Eindruck der Annahme des Young-Planes geschriebene, von Niekisch stammende Programm ‚Politik des Widerstandes‘ (5, 1930, S. 97-99) nicht ohne Baeumlers Einfluß entstanden, da das unübliche Fremdwort „Citadinismus“, das er in seinen Notizen 1927-1934 verwendete, in einem Zitat auf S. 95f. erscheint: „[...] ce sont des citadins, c'est une ville“. Auch die empathisch-positive Empfehlung der Barbarei in den Notizen stimmt mit dem entsprechenden Programmpunkt „Bejahung des Barbarischen“ überein.

1027 M. Baeumler 1989, S. 212; Baeumler an M. Schröter v. 24. 3. 1950.

1028 Köhler 1933.

1029 Zur Datierung sei angemerkt, daß Köhlers Artikel an 28. 4. 1933 erschienen war. Baeumlers Bemerkung, der Kollege habe sich „vor drei Wochen“ geäußert, datiert den im August 1933 veröffentlichten Vortrag auf Ende Mai 1933; Baeumler 1933b, S. 179.

politische Gesetzmäßigkeit", „Ordnung der Geschichte", „Bindungen", „Gebundenheit", „Lebenszusammenhang"), legitimierte Baeumler die Dissimilation in drei gedanklichen Schritten:

1. Die kosmische Ordnung konstituiert das Pluriversum von Rassen und Völkern,
2. jedes Individuum ist mit der Geburt als „leib-seelisches Wesen" an ein bestimmtes Volk und dessen geschichtliches Schicksal gebunden,
3. zwischen natürlich fixierten Ethnien bestehen unaufhebbare Gegensätze, die individuell nicht zu überwinden seien. Juden hätten daher „nie die Fähigkeit [...], unser Schicksal zu teilen", anders gesprochen: „Wir bestreiten ja nicht, daß die Juden auch Menschen sind. Wir bestreiten, daß man zwei Mütter haben kann."

Der „seines Volkstums bewußte Jude" verachte daher auch den allgemeinen Begriff des Menschen, in dem das liberale Judentum Zuflucht suche. Das allgemeine Menschentum sei aber - und hier nahm Baeumler die gegenüber Haecker gebrauchte Argumentation wieder auf - eigentlich ein Begriff des missionierenden Judentums. Dessen pazifistisches Ideal stehe als fremde Lebensordnung gegen die soldatische Lebensordnung des deutschen Volkes. Die Mehrheit der deutschen Juden hatte vor 1933 diese Lebensordnung negiert. Deren Restitution müsse diese Juden nunmehr auf sich selbst zurückwerfen:

„Was soll die Beschwörung dessen, was wir den Juden verdanken? Die heutige Behandlung der Juden wird nicht von Spinoza aus entschieden, auch nicht von den Psalmen, sondern von der klar gestellten und klar zu beantwortenden Frage aus: Hat die deutsche Judenschaft sich im Kampfe um die Macht in Deutschland beteiligt, hat sie an dem schweren Kampfe der nationalen Bewegung in den letzten 14 Jahren teilgenommen oder nicht? Nur die Beantwortung dieser Frage ist nötig, alles Weitere ist selbstverständliche Konsequenz. Wer Zweifel hat, wie seine Antwort ausfallen soll, dem stehe ich gern mit besonderen Auskünften zur Verfügung, und wer etwa Respekt vor meiner Zeit hat, der braucht nur die Jahrgänge der Frankfurter Zeitung, des kultiviertesten und intellektuell führenden Blattes der deutschen Judenschaft während der letzten Jahre, auf seine Haltung und Gesinnung hin zu studieren."

Weil die deutschen Juden seit 1918 an der Auflösung des für Baeumler kosmisch fixierten deutschen Volksschicksals mitwirkten, mußten sie sich auch als politische Gegner behandeln lassen: „Es ist doch wohl deutlich, daß man nicht Politik machen kann, und wenn es dann Ernst wird, dann ist es plötzlich nicht mehr Politik, sondern dann sind es die Psalmen und Spinoza." Auch die humanitaristische Ausflucht in das Schicksal der politisch doch nicht belangbaren jüdischen Kinder schnitt Baeumler ab: „Gerade an den jüdischen Kindern können wir deutlich erkennen, was unentrinnbare politische Gesetzmäßigkeit bedeutet. Wie war es aber unter jenem Machtzustand, der von den deutschen Juden unterstützt wurde? Hat da jemand gefragt, was mit unsern Kindern würde? Ich kenne Leute, die das wohl überlegten, die wußten, was es bedeutet hätte, wenn die Macht nicht in unsere Hände gelangt wäre ..." Darum müsse die neue Ordnung neue Kräfte setzen und den Gegner aus seinen Stellungen verdrängen:¹⁰³⁰

„Nur weil wir wissen, daß der Mensch gebunden ist, können wir nicht auf das Wunder eines Gesinnungswandels vertrauen; weil wir es ernst nehmen mit der neuen Ordnung, entfernen wir

1030 Wie die anderen Zitate: Baeumler 1933b, S. 180f.

alle, die nicht wesensmäßig im Sinne der neuen Ordnung gestalten können. Die deutsche Judenschaft, die mit der Fahne des Gegners betroffen wurde, wird nach Kriegsrecht, aber milde behandelt."

Die bislang vorliegenden Studien zu Baeumlers Werdegang (Lingelbach, Brunträger, nun auch Piecha 1998) folgen in der Regel selbst Lukács' zwar monokausaler, aber immerhin in historisch-politischen Kategorien argumentierender Deutung kaum mehr schemenhaft. Der zeithistorische Entstehungskontext von Baeumlers politischer Publizistik blieb bei ihnen daher unbeachtet. Dagegen konnte die hier versuchte, mikrohistorischen Ansprüchen allerdings bei weitem nicht genügende Rekonstruktion zeigen, wie sich in einer extremen, aber nicht singulären intellektuellen Biographie die weltanschauliche Radikalisierung vollzog. Entscheidend ist dabei, daß Textproduktion und politisches Engagement eng verzahnt sind. Baeumler agierte und schrieb ab 1926 im Organisationsgeflecht der konservativ-revolutionären Gegner von „Weimar-Genf-Versailles" (Carl Schmitt). Seine Texte antworten mithin auf konkrete Herausforderungen. Baeumlers „Germanismus" ist daher noch über 1933 hinaus als eine gegen den Versailler „Imperialismus" des Westens gerichtete Doktrin außenpolitischer Selbstbeschränkung, der nicht post festum vom NS-„Lebensraum"-Expansionismus gedeutet werden darf (so leider Lingelbach). Entsprechend versteht sich Baeumlers philosophische Anthropologie gerade im Rückgriff auf „Rasse" und „unterzeitliche Mächte" als politische Theorie nationaler Selbstbestimmung, die dem Imperativ der Machtbegrenzung unterworfen bleibt. Und schließlich entspringt die antijüdische Position nicht nebulösen, allein aufgrund eines moralischen Reduktionismus per se verwerflichen, womöglich die „eliminatorische" NS-Judenpolitik antizipierenden „Vorurteilen" oder „Ressentiments", sondern - ungeachtet polemischer Ausfälle - Baeumlers kühler Analyse der sozialpsychologischen Befindlichkeit und der weltanschaulichen Präferenzen jener von ihm so genannten „deutschen Judenschaft", aus denen sich für ihn ihr Standort innerhalb der Interessengegensätze, politischen Feindschaften und Machtkämpfe der Weimarer Zeit ergeben mußte.

4. Zusammenfassung

Kurz vor seinem Tod, so überliefert Wilhelm Wundts Biograph, habe der Philosoph bekannt, „daß unter allen Motiven, die für ihn wirksam gewesen seien, das ganze Leben hindurch das politische für ihn das wirksamste war, die „Teilnahme an den Interessen von Staat und Gesellschaft".¹⁰³¹ Wie schon das Kapitel über die Berufungspolitik nachzuweisen versuchte, verlor sich diese Prädominanz des Politischen nicht mit der Generation Wundts, als diese 1918 die philosophischen Katheder für den Nachwuchs freimachte. Wie dargelegt erreichte die Ausrichtung der akademischen Philosophie an kulturpolitischen Erwartungen und nationalpädagogischen Aufgaben ein derartiges Ausmaß, daß fast jede Berufungsscheidung zum Politikum wurde. Gerade unter den preußischen Ministern Becker und

1031 Petersen 1925, S. 3.

Grimme haben wir in der Universitätsphilosophie jene „demokratische Personalpolitik“, Einflußnahmen und Oktroyierungen, kennengelernt, die von der Intensität einer Politisierung zeugt, die man wissenschaftshistorisch gewöhnlich erst ab 1933 als Spezifikum nationalsozialistischer „Hochschul-Revolution“ aus gibt.¹⁰³²

Institutionell war damit aber bereits der Boden dafür bereitet, daß eine breite Phalanx von Philosophen sich in ihrem Lehramt zur „Teilnahme an den Interessen von Staat und Gesellschaft“ aufgefordert sahen. Davon zeugt schon der relativ hohe Grad des Engagements in hochschulpolitischen Ämtern¹⁰³³, in Parteien, Verbänden, Zusammenschlüssen von Akademikern und Intellektuellen, sowie die rege Beteiligung an der auswärtigen Kulturpolitik, wie sie in der folgenden Übersicht dokumentiert wird.

Übersicht über das politische Engagement der akademischen Philosophen in der Weimarer Republik

1. Hochschulpolitische Ämter

Rektoren: Baeumker (München 1919), Stölzle (Würzburg 1921), Schwarz (Greifswald 1922), Bauch (Jena 1923), Dyroff (Bonn 1925), Binder (Göttingen 1925), Schneider (Köln 1926), Cassirer (Hamburg 1929), Litt (Leipzig 1931).

2. Parteimitgliedschaften

- a) Sympathisanten bzw. Anhänger eines unorthodoxen Marxismus: Groethuysen, Horkheimer, Adorno, Dubislav
- b) SPD/USPD und weltanschaulich verwandte Organisationen: Tillich, v. Aster, Kinkel, Strecker, Görland, Lessing, Marck, Bommersheim (1919), Honigsheim, Sakmann, Nelson, Bollnow (ISK/Nelsonbund), Burckhardt (zeitweise Sympathisant der SPD), Grebe (Republikanischer Lehrerverein), Reiner (Reichsbanner), Ehrenberg, Reichenbach, Kutzner, Linke (1919-1932), Pauli, Wenzl, Verweyen (1920/21 Kooperation mit lokalen SPD-Stellen), Schmalenbach (Mitarbeit an den „Sozialistischen Monatsheften“), Grisebach (Vorträge vor sozialistischem Publikum), Vorländer
- c) Räte für geistige Arbeit u. ä. 1918/19: Goedeckemeyer, Kowalewski, Görland, Braun, Natorp, Schmid-Noerr, Linke
- d) Liberale: Oesterreich, Hoffmann, Strecker (1918/1920), Cassirer, Utitz, Jaspers, Colin, Dessoir, Goedeckemeyer, Hofmann (1919), Horneffer (seit Mitte der 20er Jahre Wirt-

1032 Heiber 1991, S. 41: Einzelne Beeinflussungsversuche mag es vor 1933 gegeben haben, aber erst im Frühjahr 1933 sei hier „die Sichel und der Pflanzstock durch die Mäh- und die Pflanzmaschine abgelöst.“ Heiber fällt dieses krasse Fehlurteil, obwohl er zuvor einräumt, daß es disziplingeschichtliche Untersuchungen zur Berufungspolitik der Weimarer Zeit nicht gebe, die eine solche Aussage stützen könnten.

1033 Hier kann nur die Übernahme von Rektorenämtern dokumentiert werden. Zu mühevoll schien eine Erfassung der Dekanate.

„Deutsche Nation“), C. Ritter, Thyssen (1919), Lichtenberg, Goldstein (Redakteur des Parteiblattes „Darmstädter Zeitung“), Faut, Ungerer, Linke (1919)

e) Zentrumspartei: Barion, Feldmann, Rosenmöller, Baur, Brecht, Behn, Huber, v. Rintelen, Lützel (ständiger Mitarbeiter der lokalen Bonner Zentrums Presse), Rühf (regelmäßiger Mitarbeiter der „Rhein-Mainischen Volkszeitung“), Meyer, Schulemann, Most, B. Schwarz, Steinbüchel, Wust (regelmäßige Mitarbeit am Zentrumsblatt „Kölnische Volkszeitung“), Ettlinger (Mitbegründer und Leiter des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik, das die katholische Schulpolitik theoretisch zu fundieren hatte)

f) Deutsche Volkspartei (DVP): Rothacker, F. J. Schmidt, Wentscher, Gronau, W. Böhm (1922/24)

g) Deutschnationale Volkspartei (DNVP) und Stahlhelm, Alldeutscher Verband, Gesellschaft Deutscher Staat u. a. „nationale“ Verbände: v. Brockdorff, Dinger, Brunstäd (ab 1928: VKV), Ebbinghaus, Wundt (GDS), Bauch (GDS), Hielscher (GDS), Geiger (CSV, Sympathisant), Gallinger (VKV, Sympathisant), Hildebrandt (George-Kreis, Ring-Kreis), Kabitz, Leisegang (Sympathisant), Leser (bis 1923 Sympathisant), Odebrecht (Sympathisant, Beiträger zu „Der Tag“), Pichler (Sympathisant), Schmidt-Japing, Scholz (Sympathisant), Spranger (Sympathisant), Stieler, Binder, Weinhandl (Sympathisant), Kafka (Beiträge zu völkischen Zeitschriften 1919/22), W. Böhm, Mahnke (Stahlhelm)

h) Freikorps, Zeitfreiwilligenverbände, Einwohnerwehren 1918-1920: Bäcker, Krueger, Freyer, Fischer, Jacoby, Becker, Menzer, Wichmann, Meier, Meyer, Reiner,

i) NSDAP: Bergmann, Emge, Baeumler (KfDK), Rothacker (1932: NSLB), Lipsius, Jaensch (KfDK), Krueger (KfDK), Leser (nach eigenen Angaben Wähler der Partei seit 1923), H. Schwarz (1923) Rüge, Ehrenstein (NSLB 1932), Mehlis (Mitarbeit NSDAP/AO Italien)

3. Akademische Zusammenschlüsse

Weimarer Kreis verfassungstreuer Hochschullehrer; Teilnahme an den Zusammenkünften in Weimar 1926 und 1931: v. Aster, Cassirer, Cohn, Hartmann (nur 1926), Linke (nur 1926).

Vereinigung freiheitlicher Akademiker (1926): Driesch, Marck

Verband sozialdemokratischer Akademiker (1925/26); Erste Tagung Weimar Mai 1926; Teilnehmer: Görland, Marck, Vorländer (FZ v. 26. 5. 1926)

4. Politische Vereine

Verein zur Abwehr des Antisemitismus: Kinkel, Lessing, Müller-Freienfels, v. Aster (philosemitische Veröffentlichungen in „Der Morgen“ und CV-Zeitung)

Liga für Menschenrechte: v. Aster, Honigsheim, Wenzl (Münchner Friedensvereinigung), Linke

Liga für den Völkerbund: Cornelius, Goedeckemeyer, Driesch, Verweyen, Hessen

Freimaurer: Dingler, Liebert (Vorträge vor Logenpublikum), Horneffer, Schröter (Beiträge für Horneffers Zs.), Verweyen

5. Jugendbewegung, Studentenschaft

Freideutsche Studentenschaft: Messer, Kühnemann, Reichenbach

Deutsche Freischar: Freyer, Ipsen

Fichte-Hochschulgemeinde: Kroner

Pfortakreis: Kühnemann

6. Engagement in der Auswärtigen Kulturpolitik

VDA, Deutsche Akademie, Betreuung des Auslandsdeutschtums: Huber, Spranger, Gallinger, Baeumler, Freyer, Ipsen, Schmied-Kowarzik (seit 1905 Mitarbeit am Volkstumsschutzverein Südmark, als Vorsitzender des öster. Dürerbundes zwischen 1913 und 1921 enge Zusammenarbeit mit den „deutsch-arischen Volksbund-Schutzvereinen“, 1918/21 Hauptleitungsmitglied des Deutschen Schulvereins für Österreich, Referent für nationale Kulturarbeit; seit 1920 Vorträge und Übungen am Marburger Grenz- und Auslandsinstitut u. a. über „Nationale Geschichtsphilosophie“; 1921/27 Mitarbeit am Estländisch-Deutschen Kalender mit dem Ziel, die „deutsch- und reichsfreundliche Einstellung der Esten“ zu fördern und „Volle völkische Selbstverwaltung der Balten“ zu erstreiten; Vorträge in allen estnischen Städten u. a. über das „Wesen der deutschen Weltanschauung“ und „Das Deutschtum im Ausland“), Emge (Vorträge Herderinstitut Riga, s. Reisen), Husserl (Mitglied des Senats der Deutschen Akademie 1926-1933)

7. Auslandsreisen und Vorträge

Der akademische Austausch wurde im Rahmen einer aktiven auswärtigen Kulturpolitik erst nach 1918 intensiviert. Es galt den von Frankreich organisierten Boykott der deutschen Wissenschaft zu durchbrechen (vgl. Schröder-Gudehus 1966). In enger Abstimmung zwischen den Kultusbehörden und dem Auswärtigen Amt ging es ferner darum, die Verbindungen zum „Auslandsdeutschtum“ neu zu knüpfen bzw. zu bewahren sowie daran mitzuwirken, den außenpolitischen und wirtschaftlichen Einfluß des Reiches in Konkurrenz zu den ungleich größeren Anstrengungen der Franzosen und Briten zu mehren. Dieses weite Feld der auswärtigen Kulturpolitik ist bis heute hinsichtlich der strategischen Planung wie organisatorischen Umsetzung in einigen Pionierstudien (Düwell 1976 und 1981; Laitenberger 1976) erforscht worden. Dagegen liegt das ganze Ausmaß dieser „Kulturoffensive“, ablesbar an Hunderten von Reiseberichten in den Ministerialakten, noch weitgehend im dunkeln. Der Anteil der Philosophen ist darum mit der folgenden Auflistung auch nicht hinreichend bestimmt. Insbesondere der Aktenbestand des Politischen Archivs im Auswärtigen Amt müßte für eine detaillierte Darstellung zu Rate gezogen werden, ein zeitraubendes Unterfangen, das für diese Arbeit nicht in Angriff genommen werden konnte. Stichproben ergaben aber interessante Einblicke in die kulturpolitischen Erwartungen, Konsultationen und Koordinationen gerade im Vorfeld der Internationalen Philosophen-Kongresse. Hinzuweisen ist auch auf kurzlebige philosophische Zeitschriften wie das „Forum Philosophicum“ (Hg. von Raymund Schmidt unter Mitwirkung von Cornelius, Driesch, Groos, Vaihinger) und den „Philosophischen Weltanzeiger. Internationales Organ der Gegenwartsphilosophie/Für Geographie der Philosophie/Zur Pflege der philosophischen Weltinteressen“ (Hg. von Paul Feldkeller, 1927-1931), die dem Aufbau einer „communio philosophorum“ dienen sollten. Aus der biographischen Literatur, den in Ministerialakten überlieferten Reiseberichten und zeitgenössischen Zeitschriften ist die folgende Liste zusammengestellt worden, die einen bemerkenswerten Hang zur „Westbindung“ und eine Vernachlässigung Mittel- und Osteuropas (mit Ausnahme des Baltikums) erkennen läßt: Meyer (Luzern 1920 oder 1921: Vorträge über Revolution und Räteregierung in Bayern), Emge (Gastvorlesungen über Rechtsphilosophie, Soziologie

und Räteregierung in Bayern), Emge (Gastvorlesungen über Rechtsphilosophie, Soziologie und Philosophie Hegels Herder-Institut Riga 1926/27, Drängen gegenüber dem Völkischen Reichsverband der Deutschen Arbeitervereine (Völkischer Reichsverband der Deutschen Arbeitervereine) Weimar und dem AA auf „regere deutsche Anteilnahme“ zur Unterstützung der „deutschbaltischen Bestrebungen“. Rußlandreise Mai 1930, Moskau, Leningrad, Kasan, dort Teilnahme an 125. jähr. Gründungsjubiläum der Universität), Schmied-Kowarzik (Professur in Dorpat 1921/27, s. u.), Heidegger (Riga, Herbst 1928), Dessoir (Südamerika, Herbst 1926: Der Einfluß der Franzosen werde gehemmt durch deren Arroganz und Betonung ihrer kulturellen Überlegenheit. Daher könne jetzt die Gelegenheit genutzt werden, dort festen Fuß zu fassen), Kühnemann (USA 1931), v. Hildebrand (Paris 1921), Husserl (Paris 1924, Vorlesungen an der Sorbonne), Wust (Paris 1928), Gallinger (Frankreich 1926), Cassirer (Gastvorlesungen London 1927; Vorträge über Goethe, Paris 1932, Gastvorträge Prag 1932), Groethuysen (Wohnsitz in Paris), Ehrenstein (Studienaufenthalt England 1922 Woodbrook College), Goldstein (Gastprofessur, USA 1924), Wind (Assistenzprof., USA 1924-1926), Oesterreich (Griechenland, IV. Congres de recherches Psychiques, Athen Mai 1930; 1931 zum Ehrenpräsidenten der griechischen Sektion gewählt, was Oesterreich als kulturpolitisch wichtige, „starke Verschiebung der griechischen wissenschaftlichen Sympathien von Frankreich fort zur deutschen Wissenschaft“ wertete, zumal Driesch bereits 1929 dieses Ehrenamt bekleidet hatte. Diese Wahl unterstreiche „die Selbständigkeit des neuen Griechenland gegenüber der von Frankreich im vorderen Orient auch auf wissenschaftlichem Gebiet in Anspruch genommene Suprematie, die im vorigen Frühjahr zu einer förmlichen Boykottierung des Athener Kongresses seitens der Pariser Forschung geführt hat, da Griechenland dem Verlangen der Ersetzung des deutschen Kongreßpräsidiums - Driesch - nicht entsprochen hat“), Driesch (China, Japan, USA 1922/23; mehrere Vortragsreisen nach Frankreich und England; gemessen an seinem internationalen Renommee und der Häufigkeit seiner Auslandsaufenthalte war Driesch der Stresemann unter den deutschen Philosophen), Herrigel (Professur, Japan 1924-1929), Nelson (Moskau 1926), v. Brockdorff, Lipsius (Hobbes-Feier, Oxford, September 1929), Dessoir, Heinemann, Liebert, Linke, Schmied-Kowarzik (5. Intern. Philosophenkongreß, Neapel 1924); Becher, Bauch, Driesch, Geiger, Hartmann, Heyde und Müller-Freienfels (6. Intern. Philosophenkongreß Cambridge/USA 1926), Bauch, Driesch, Hartmann, Heimsoeth, Stenzel, Ungerer (7. Internat. Philosophenkongreß, Oxford 1930), Binder, Cassirer, Glockner, Haering, Kroner, Lipsius, Luchtenberg, F. J. Schmidt (Hegel-Kongreß im Haag Ostern 1930 und Gründung des Hegel-Weltbundes), Cassirer, Heidegger, Riezler, Bollnow, Ritter (Hochschulkurse Davos März 1929; Gründer 1988, S. 291: „zur Hochzeit der Briand-Stresemannschen Verständigungspolitik“), Freyer (Davoser Hochschulkurse 1931).

8. Kirchenpolitisches Engagement

Troeltsch (UStS im PrMWKV, zuständig für die Beziehung Staat-Kirche), Keller (Deutsche Glaubensbewegung), Wundt, Bergmann (beide in der deutschkirchlichen Bewegung), Mahnke (Kirchenvorstand Stade, Abgeordneter des verfassungsgebenden Landeskirchentags in Hannover), Drews (Freireligiöse Bewegung), Delekat (Leiter Religionspädagogisches Institut des Ev. Oberkirchenrats, Berlin 1923-1929), Leese (Pastor 1921-1932, Kritiker der Amtskirche), Ungerer (Verein für innere Mission), Brunstäd (Ev.-Sozialer Bund), Tillich

(Berliner Kreis religiöser Sozialisten), Verweyen (Theosophie), v. Bubnoff, Ehrenberg (beide um Vermittlung des östlichen Christentums publizistisch bemüht)

9. Zionismus u. a. jüdische Organisationen

Baumgardt (zion. Sympathisant), Liebeschütz (B'nai B'rith), Lessing (Poale Zion), Cassirer (gelegentliche Mitarbeit: Akademie für die Wissenschaft des Judentums), Goldstein (Hg. der dt-jüdischen Zs. „Der Morgen“), Heinemann (Mitarbeit an „Morgen“), Kaufmann (Mitarbeit an „Morgen“), Cohn (Mitglied Verband nationaldeutscher Juden)

10. Mitarbeit an Volkshochschulen, Leiter von Verbindungsstellen VHS-Universität, Einsatz für den staatsbürgerlichen Unterricht:

Natorp, Krueger, Freyer, Görland, Cassirer, Weinhandl, v. Brockdorff, Tillich, Goedeckemeyer, Nohl, Honigsheim, Lessing, Haering, Goldstein, Marck, Schulemann, Kühnemann, Schulze-Soelde, H. Schwarz

11. Aufrufe

- a) Kundgebung deutscher Hochschullehrer für die demokratische Verfassung v. 5. 6. 1920: Cassirer, Dessoir, Driesch, Görland, Goldstein, Hartmann, Heimsoeth, Jaensch, Kühnemann, Linke, Marck, Natorp, Schlick, Strecker, Troeltsch
- b) Bestandsaufnahme der verfassungstreuen Professoren von Erich Everth (VZ 25., 28. 4. und 10. 5. 1922): v. Aster, Barth, Cassirer, Cornelius, Dessoir, Driesch, Frischeisen-Köhler, Jaspers, Koppelman, Litt, Menzer, Messer, Natorp, Nelson, Spranger, Störing, Troeltsch, J. Volkelt
- c) Wahlauf Ruf für die DDP, VZ v. 5. 12. 1924: Driesch, Jaspers
- d) Aufruf des KfDK v. 30. 4. 1932 (VB): Dinger, Krueger, Schwarz
- e) Aufruf zur Reichstagswahl v. 29. 7. 1932 für die NSDAP: Baeumler, Emge, Jaensch, Rothacker
- f) Aufruf pro Papen („Hochschullehrer für [eine] unabhängige Staatsführung“ Der Tag v. 30. 10. 1932): Binder, Dinger, Jacoby, F. J. Schmidt, Schultze, Stieler, Wundt
- h) Aufruf zur Reichstagswahl: „Deutsche Hochschullehrer für Adolf Hitler!“ (VB 6. 11. 1932): Emge

Wie im letzten Kapitel dargelegt, fühlte sich eine noch größere Zahl der Philosophen über das persönliche Engagement hinaus verpflichtet, publizistisch zu den politischen Zeitereignissen Stellung zu beziehen. Dabei kennzeichnet - sehr im Gegensatz zur politischen Lagerbildung, die die obige Zuordnung nach Parteimitgliedschaften oder offenbaren Präferenzen suggeriert - nicht so sehr die fundamentale Ablehnung, als das weitgehende Unverständnis der etablierten Verfassungsordnung die meisten der innenpolitischen Kommentare. Das erklärt sich daraus, daß die Vorstellungen von Staat und Gesellschaft tief in der Tradition der Modernekritik des 19. Jahrhunderts wurzelten. Es ist daher auch kein Zufall, wenn nicht wenige der älteren Philosophen im Milieu der lebensreformerisch-kulturkritischen Bewegungen der Jahrhundertwende aktiv waren (z. B. Cornelius, Drews, Messer, Kinkel, Görland), und eine ebenso beachtliche Zahl unter den Jüngeren noch vor 1914 mindestens durch das Erlebnis der „Jugendbewegung“ und ihrer Ausläufer in entsprechender Weise soziali-

von der Agrar- zur Industriegesellschaft. Je schmerzhafter dieser Übergang als Sinnverlust, als Auflösung der noch zumeist religiös gefestigten Wertvorstellungen erfahren wurde, desto stärker empfand man den Wunsch nach „Re-Integrierung“ (Baeumler, s.o.) in überindividuelle Ordnungen. Die im Ersten Weltkrieg von erstaunlich vielen Philosophen an der Front erlebte „Volksgemeinschaft“ vermittelte der ganzheitlichen Sehnsucht nach einer neuen Einheit von Politik und Religion die realistisch scheinende Perspektive auf die Totalität der weltanschaulich geeinten Nation. Nicht nur der deutsche Katholizismus, wie Böckenförde meint, sondern ebenso der Protestantismus, der Sozialismus, der Kulturliberalismus und die völkisch-konservative Rechte hatten die „grundlegende Einsicht“ nicht vollzogen, daß „Entzweiung“ das Schicksal des modernen Menschen sei, die nicht in einer politisch wie immer gegründeten „Totalität“ aufzuheben ist.¹⁰³⁴

Am deutlichsten hatte allein Kroner die Unaufhebbarkeit dieser „Entzweiung“ erkannt und daraus ein dezidiert positives, wenn auch der autoritären Variante der Präsidialkabinette zuneigendes Bekenntnis zur Weimarer Verfassung formuliert. Soweit diese Einsicht nicht vollzogen wurde, stand man dem Schicksal der Republik entweder gleichgültig gegenüber (so die Mehrzahl der Philosophen), half ihren Untergang beschleunigen (Baeumler) oder erging sich in Alternativen, die den der parlamentarischen Demokratie inhärenten weltanschaulichen Pluralismus ebenso negierten (Messer) wie die extremen Feinde des Weimarer „Systems“ dies taten.

Eine Rückwendung zu den „Idealen des deutschen Kaiserreichs“, wie dies immer noch der Mehrheit der akademischen Elite unterstellt wird¹⁰³⁵, war damit nicht einmal bei denen verbunden, die wie Max Wundt statt der „Diktatur des Reichspräsidenten“ eine Reetablierung der konstitutionellen Monarchie begrüßt hätten. Weil selbst Deutschnationale und Völkische überkommene Strukturen nicht bloß „bewahren“ wollten, läßt sich die in allen Lagern verbreitete Sehnsucht nach neuer „Totalität“ nicht einfach als „Omnipräsenz konservativer Topoi“ beschreiben¹⁰³⁶. Andererseits ist deutlich geworden, daß sich neben den aus dieser Sehnsucht resultierenden, bis tief ins liberale Lager anzutreffenden, vielzitierten „Affinitäten“ zur NS-Ideologie auch breite weltanschauliche Gräben auftaten. Von den starken christlichen Bindungen (Wundt, Leisegang, Scholz, Mahnke) vieler Deutschnationaler einmal abgesehen, sollten die idealen Totalitäten - Volk, Staat, Nation - weiter an der „einen Menschheitsfamilie“ und damit am universalen Humanismus teilhaben.¹⁰³⁷ Zu lokern begann sich diese Bindung nur in den partikularistischen Entwürfen von Baeumler, Ipsen und Freyer. Und auch hier verbarg sich in der Stellung zur Judenfrage schon der Kern kommender Divergenzen zwischen den als „liberal“ oder „bündisch“ verdächtigten Leipziguern und dem von Baeumler geleiteten Amt Wissenschaft des nationalsozialistischen Chefideologen Rosenberg.

1034 Böckenförde (1961) 1987, S. 67f.

1035 W. J. Mommsen 1990, S. 110.

1036 Summarisch, vom liberal-kapitalistischen Standpunkt aus die wirtschaftspolitischen Vorstellungen der Konservativen Revolution darstellend und kritisierend: Hock 1960. Weit über M. Spann hinaus aufschlußreich die Darstellung der katholischen Gegenentwürfe: Clemens 1983, S. 118ff., Breuning 1969.

1037 Jansen 1993, S. 202.

gern und dem von Baeumler geleiteten Amt Wissenschaft des nationalsozialistischen Chefideologen Rosenberg.

So überparteilich orientiert wie der integrale Nationalismus waren die verschiedenen harmonistischen Reflexionen über eine ideale Wirtschaftsverfassung. Sie hoben sich nicht vom breiten Strom des deutschen Antikapitalismus ab, dessen Quellen ebenfalls im 19. Jahrhundert entsprangen.¹⁰³⁸ Bedenkt man, daß mit dem Stinnes-Legien-Abkommen (1918) die Kontinuität des Sozialreformismus auch von der SPD und dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund garantiert worden war¹⁰³⁹, nimmt sich die allseits propagierte Ideologie des deutschen Sozialismus mit ihrem Primat der inneren Vergemeinschaft weniger illusionär aus als dies im Rückblick den Anschein hat.¹⁰⁴⁰ Der damit einhergehende Antiamerikanismus war folglich so weit verbreitet (bei Tillich und Lessing so gut wie bei Dempf oder H. Schwarz), daß man ihn allenfalls mit seiner antijüdischen Beimischung für eine Domäne der „Rechtsradikalen“ (Schwabe) halten darf¹⁰⁴¹.

Weniger einheitlich als der innenpolitische „Totalitarismus“ fiel die Kommentierung der außenpolitischen Zeitereignisse aus. Gemäßigte Internationalisten und Nationalisten standen sich etwa gleich stark gegenüber. Ein taktisches Bündnis zwischen Deutschland und Rußland, den Verlierern der Versailler Ordnung, wurde zwar gelegentlich empfohlen (H. Schneider, Horneffer, Baeumler). Da der vorherrschende ethische Sozialismus eine Überwindung des kapitalistischen Systems nach dem überdies ökonomisch als wenig erfolgreich eingestuften bolschewistischen Vorbild und seinen terroristischen Begleiterscheinungen ausschloß, kamen solche Szenarien kaum über das Niveau geschichtsphilosophischer Träumereien hinaus. So hielten sich die Propagandisten der „Westbindung“ (Troeltsch, Wust, Messer u. a.) und jene, die an den Wiederaufstieg des Reiches und seine Rückkehr in den Kreis der Großmächte glaubten (Brunstäd, Gallinger, Scheler u. a.), in etwa die Waage. Im Gegensatz zu den Historikern und Juristen vermochte aber kein außenpolitisches Thema, ausgenommen vielleicht der Völkerbund und das Für und Wider eines deutschen Beitritts, die Universitätsphilosophen auf breiter Front zu fesseln. Auch der Versailler Vertrag und das durch ihn geschaffene zwischenstaatliche Konfliktpotential, gerade im Verhältnis zu den neuen Nationalstaaten Ost- und Mitteleuropas, forderte eigentlich nur den Wiener Philosophen Hans Eibl zu kontinuierlicher politischer Kommentierung heraus.

Am Vorabend des Dritten Reiches finden wir die deutsche Universitätsphilosophie also politisch repräsentiert von Dozenten, bei denen man primär aufgrund ihrer (innenpolitisch) anti-pluralistischen und (außenpolitisch) anti-universalistischen Dispositionen eine - parteipolitisch nicht fixierbare - intellektuelle Distanz ebenso wie eine mentale Reservation dem „liberalen System“ (Nolte) gegenüber konstatieren kann, die mit einer überparteilich spürba-

1038 Zur Kontinuität des Sozialreformismus: Schulz 1985, zu den gesellschaftspolitischen Leitbildern des ADGB: Potthoff 1987, S. 152ff.

1039 Graf 1990, S. 34f.

1040 Breuer 1990, S. 604, spricht bezogen auf alle Elemente der rechten Ideologie von „intellektuellen Basteleien“. Nur ideengeschichtlich mag das hingehen, da kaum ein kapitalismuskritisches Argument etwa bei Wundt nachzuweisen ist, das man um 1825 nicht im Arsenal von Carlyle et al. wiederfände (dazu Nolte 1983).

1041 Schwabe 1976, dort S. 97ff. auch zu der eigentümlich völkischen Variante des auf die jüdische Hochfinanz konzentrierten Antiamerikanismus.

ren Neigung einherging, eine politische Ordnung zu unterstützen, die verhielt, das als instabil, krisenanfällig, desorientierend und desintegrierend erfahrene, also anscheinend dem „wirklichen Leben“ nicht gewachsene liberal-demokratische, als politische Umsetzung des „Wertrelativismus“ begriffene „System“ von Weimar abzulösen.

B.
Die Berufungspolitik zwischen
1933 und 1945

I. Die Lehrstuhlbesetzungen von 1933 bis 1939

1. Der institutionelle und rechtliche Rahmen

1.1. Das Reichswissenschaftsministerium, seine hochschulpolitischen Konkurrenten und Widersacher

Man könnte erwarten, daß eine berufungsgeschichtliche Untersuchung, die über die Weimarer Republik hinaus in die nationalsozialistische Zeit führt, übersichtliches Terrain erreicht. Schließlich gab es seit Mitte 1933 nur noch nationalsozialistische Kultusminister, und ab Mai 1934, mit Gründung des Reichministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (künftig: REM), das die Länderministerien zu mediatisierten Verwaltungsinstanzen degradierte, sah es so aus, als gehörte der kulturpolitische Föderalismus endgültig der Vergangenheit an. Mit der Zentralisierung der Hochschulverwaltung hätte die wissenschaftspolitische Ausrichtung sämtlicher akademischer Disziplinen auf die NS-Weltanschauung einhergehen können. Da zudem die demokratischen Strukturen akademischer Selbstverwaltung einer neuen Hochschul Verfassung wichen, die die vom Minister ernannten Rektoren und Dekane zu „Führern“ ihres Amtsbereichs machte, und darüber hinaus das Berufungsrecht selbstverständlich weiter allein dem Minister zustand, müßten die Berufungen auf philosophische Lehrstühle bis 1945 so schematisch wie ausschließlich nach nationalsozialistischen Kriterien erfolgt sein, so daß ihre Umsetzung nur noch in jedem Einzelfall zu ermitteln wäre.

Wie die bislang vorliegenden Disziplingeschichten, etwa Volker Losemanns Studie über die Althistoriker, nachweisen, erfüllt die hochschulpolitische Wirklichkeit der NS-Zeit derartige Erwartungen hinsichtlich personalpolitischer Stringenz und weltanschaulicher Homogenität nicht.¹ Im Gegenteil: In der Forschung herrscht weitgehend Einigkeit darüber, daß dem Nationalsozialismus eine grundlegende Umgestaltung der deutschen Hochschulen nicht gelungen ist.² Vor allem sei die „Nazifizierung“ daran gescheitert, daß eine Instanz fehlte, um autoritativ die nationalsozialistischen Dogmen zu fixieren und so die divergierenden

1 Losemann 1977

2 Zur Diskussion über die hochschul- und wissenschaftspolitischen Vorstellungen auf nationalsozialistischer Seite vgl. Kelly 1980.

Versuche zur „Nazifizierung der Wissenschaften“ effizient zu lenken.³ So bestand Konsens in der NS-Hochschulpolitik allein bei der Entlassung von politischen Gegnern und Dozenten jüdischer Herkunft. Für die positiven Ziele gilt Reece Kellys Fazit, daß es weder gelungen sei, eine „neue nationalsozialistische Professorenschaft“ noch eine „neue nationalsozialistische Wissenschaft“ hervorzubringen.⁴

Sicher waren die Ausgangspositionen dafür auch nicht so ideal, wie man vermuten könnte. Das REM, die scheinbar mächtige Zentralinstanz unter Führung des alten Parteigenossen Bernhard Rust, war schließlich Teil eines polykratischen Herrschaftssystems und somit gezwungen, seine Kompetenzen ständig gegen Konkurrenten aus Staat und Partei zu behaupten. Das rechtfertigt rückblickend die Feststellung, das REM habe sich zunehmend als Anwalt der Professorenschaft im Streit mit der Partei, der Wirtschaft und der Wehrmacht profiliert, die die Universitäten an die kurze Leine ihrer „Verwertungsinteressen“ nehmen wollten.⁵ Da Rust für eine solche Leistung das persönliche und politische Format fehlte, mußten Zweckbündnisse mit den „Traditionseliten“ oder auch mit der SS geschlossen werden, um die Position des Hauses gegen die vom Amt Rosenberg und vom „Stellvertreter des Führers“ erhobenen Parteiansprüche zu stärken. Allerdings um den Preis, daß Wehrmacht und SS im Ministerium Unter den Linden ihre Hausmachtpositionen ständig ausbauen konnten.⁶ Da es in dieser „Polykratie der Ressorts“ nicht nur um Kompetenzen, sondern häufiger noch um Konzeptionen ging⁷, scheint sich im Vergleich zum parteipolitisch bedingten Lobbyismus der Weimarer Republik die Vielfalt der Entscheidungsinstanzen und der weltanschaulich maßgebenden Auswahlkriterien gar nicht verringert zu haben.

Grundlegend veränderte sich indes das wissenschaftspolitische Gewicht der Geisteswissenschaften und damit das der Philosophie. Der personelle Wechsel in der Führung der Hochschulabteilung im PrMWKV zeigt das symptomatisch. Wo bis 1933 die Geisteswissenschaftler Becker, Grimme, Richter und Windelband jr. den Kurs bestimmt hatten, nahm

- 3 der Physiologe Achelis das Heft in die Hand, und dann, nach einem Intermezzo des Indogermanisten Gerullis, fungierten ab 1934 als Chefs des Amtes Wissenschaft der Mathematiker Theodor Vahlen (1934-1937), der Architekt Otto Wacker (1937-1939) und der Physiker Rudolf Mentzel (1939-1945). Leiter in der dortigen Hochschulabteilung war der Chemiker Franz Bacher. Und dessen für das Fach Philosophie zuständige Referenten, der Theologe Eugen Mattiat (bis 1937), der Volkskundler Heinrich Harmjanz (bis 1943) und der fachlich ganz unausgewiesene Germanist Hermann-Walter Frey (bis 1945), waren in den Geisteswissenschaften offenkundig nur am Rande zu Hause. Hinzu kam, daß Mentzel, seit
- 4 bereits Leiter der Forschungsabteilung, ein Exponent des Heereswaffenamtes und des mehr zu Görings Machtbereich zählenden Reichsforschungsrates war, was die Ausrichtung des Ministeriums auf die anwendungsorientierten Wissenschaften noch verstärkte.⁸

5 Möller 1987, S. 319. - Grüttner 1995, S. 202.

6 Kelly 1980, S. 61.

7 Seier 1988, S. 272; gestützt auf die Forschungsergebnisse von Losemann, Heiber, Kelly und Beyerchen.

8 Seier 1988, S. 274f. Heiber 1966, S. 645, nennt die Forschungsabteilung im Amt W treffend eine „Dependance der Bendlerstraße“, also der Wehrmacht.

9 Seier 1988, S. 272.

10 Kurz zur Struktur des 1934 im REM aus der preußischen Hochschulabteilung gebildeten Amtes W I und die leitenden Beamten: Heiber 1966, S. 643ff.

Vom Standpunkt der Partei war dieses den pragmatischen Interessen von Wehrmacht und Rüstungsindustrie dienende Ministerium kaum ein Garant für die „Nazifizierung“ der Hochschulen und der weltanschaulich relevanten Lehrinhalte. Immerhin gelang es dem „Parteiminister“ Rudolf Heß mit einer „Hochschulkommission“ (1934) Einfluß auf die Berufungsentscheidungen zu gewinnen. Mit einem Führererlaß vom September 1935 sicherte Heß zudem die bis dahin mit Rust vereinbarte Praxis ab, die im Berufungsverfahren vorgeschlagenen Kandidaten politisch zu beurteilen. Damit wäre eine wichtige Voraussetzung für die parteikonforme, ideologisch vereinheitlichend wirkende Personalpolitik erfüllt gewesen. Doch war Heß kein Vetorecht und kein eigenes Vorschlagsrecht eingeräumt worden, und das REM durfte sich danach weiter als letztentscheidende Instanz betrachten.⁹ Ein bis 1945 verbindlicher Erlaß zum Verfahren bei Berufungen vom Mai 1938 legte dann zwar u. a. das Zustimmungsrecht von Heß fest, sah aber weiterhin keine Entscheidungskompetenz für ihn vor und ließ den Fortgang des Verfahrens zu, falls die Zustimmung nicht im Rahmen einer Einspruchsfrist erteilt wurde.¹⁰

Interne Absprachen zwischen REM und Heß schufen jedoch informelle Entscheidungsebenen, wie sie auch im Weimarer Parteienstaat bestanden. Das führte wieder dazu, daß Personalvorschläge im REM nur noch bestätigt werden konnten. Für diese informelle Einflußnahme wichtigstes Instrument der Partei war der 1935 aus der Hochschullehrergruppe des NSLB hervorgegangene NSD-Dozentenbund, eine Parteiorganisation der nationalsozialistischen Professorenschaft, auf die die Befugnisse der 1935 aufgelösten Hochschulkommission übergingen.“ Die NSDD-Vertreter in den Fakultäten gaben nun Voten über die politische Eignung von Berufungskandidaten ab und mußten an jedem Habilitationsverfahren beteiligt werden. Das war für die NSDAP der aussichtsreichste Ansatz, personalpolitisch ins Spiel zu kommen und den seit Anfang 1934 ausgerufenen Kampf gegen den „versteckten liberalistischen und reaktionären Geist auf den Universitäten“ zu führen.¹² Über den NSDD vermochten andere Parteistellen ihren Einfluß geltend zu machen. Die von Alfred Rosenberg in seiner Eigenschaft als „Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der Partei“ in seinem Geschäftsbereich 1934 eingerichtete, 1938 zum Hauptamt Wissenschaft ausgebaute Dienststelle mußte vom Amt Wissenschaft in der Reichsdozentenführung des NSDD schon deshalb fortlaufend um gutachterliche Stellungnahmen gebeten werden, weil die NSDD-Organisation an den Hochschulen nur „skelettartig“ ausgebaut war.¹³

Im übrigen hatte Rosenberg schon 1934 gefordert, als Heß noch recht erfolglos mit seiner Hochschulkommission experimentierte, vor jeder Entscheidung dieser Kommission gehört zu werden, da nur seine Dienststelle für bestimmte Fächer (von ihm u. a. genannt: Philosophie, Vorgeschichte, Geschichte) über die notwendigen Spezialisten verfüge.¹⁴ Aber faktisch führte der Berliner Philosoph Alfred Baeumler, als Rosenbergs wichtigster Verbin-

9 Kelly 1973, S. 218ff.

10 GStA, Rep. 76/164, Bl. 7; Erlaß v. 14. 5. 1938. Vgl. Kelly 1973, S. 315ff., 323f., 350f. - Adam 1977, S. 134f.

11 Zur Entstehungsgeschichte vgl. Kelly 1973, S. 221 ff.

12 Kelly 1973, S. 397.

13 Ders. 1981, S. 64.

14 Ebd., S. 69.

dungsmann zu den Universitäten, die Geschäfte zwischen 1934 und 1938 alleine.¹⁵ Wie noch näher darzustellen ist, konsolidierten Rosenberg und Baeumler diesen Dienstbereich erst 1938 so weit, daß eine halbwegs effektive, über Baeumlers Fach- und Interessengebiete hinausreichende wissenschaftspolitische Einflußnahme möglich wurde. Seit 1938 war das Amt „Wissenschaftsbeobachtung und -Wertung“ in dem von Baeumler geleiteten Hauptamt Wissenschaft für Berufsangelegenheiten zuständig. Der Schwerpunkt der Gutachteraktivitäten dieses Amtes fiel in die Kriegsjahre zwischen 1940 und 1944, als der Amtsleiter Wolfgang Erxleben den umfangreichen Schriftverkehr mit Parteikanzlei, NSDD und den Fachgutachtern - weitgehend auf sich gestellt - koordinierte.¹⁶

Im berufungspolitischen Dreieck Universität/Fakultät-Ministerium-Partei verfügten die Parteistellen also schon personell nie über vergleichbare Kapazitäten, um ihre Wünsche auf breiter Front durchsetzen zu können. Aber auch das Fehlen wissenschaftspolitisch fest umrissener Alternativen mußte den NSDD und die Dienststellen Rosenbergs benachteiligen. Zu keinem Zeitpunkt war zudem gesichert, daß die Gutachter, die für Baeumler und dann, in größerer Zahl, für Erxleben arbeiteten, das wissenschaftliche Leben auf deutschen Hochschulen wirklich „vom Standort der nationalsozialistischen Weltanschauung“ beurteilten.¹⁷

Ob ein Dozent neben seinen weltanschaulich-politischen auch über fachliche Qualitäten verfügte, darüber entschieden in den Fakultäten und zumeist mittelbar gegenüber dem REM weiterhin die überkommenen Berater-„Kartelle“. Vor allem der Einfluß der schon vor 1933 mit an den personalpolitischen Fäden ziehenden, nunmehr als „reaktionär“ eingestuften Ordinarien (Hartmann, Heimsoeth, Heidegger, Rothacker u. a.) konnte dabei den Favoriten der Partei entgegenstehen und so die Etablierung einer von wem auch immer definierten nationalsozialistischen Philosophie hemmen. Jüngere nationalsozialistische Dozenten wie August Faust, Hans Heyse oder Ferdinand Weinhandl, Vertrauensmänner des NSDD, traten zwar als Gutachter des REM hinzu, nahmen aber aufgrund ihrer Parteifunktion keine Vorzugsstellung ein, so daß andere als Parteikriterien bei Personalentscheidungen weiter Beachtung fanden. Auch die Anstrengungen von REM und NS-Dozentenschaft, einen eigenen parteikonformen wissenschaftlichen Nachwuchs heranzuziehen, litten daran, daß es keine verbindliche NS-Wissenschaftsideologie gab. So scheiterte der durch Heideggers Beteiligung bekannt gewordene Versuch, eine „Dozentenakademie zu gründen, am intriganten Gegenüber der selbsternannten NS-Hochschul-„Revolutionäre“ (Krieck, Jaensch). Mit der neuen Habilitationsordnung vom Dezember 1934 unterwarf das REM zwar wenigstens den akademischen Nachwuchs einer obligatorischen ideologischen Ausrichtung in „Dozentenlagern“. Aber weiterhin glich das Beurteilungswesen einer Rechnung mit vielen Unbekannten: Der Dozentenbundführer an der jeweiligen Hochschule bekam die Informationen über die charakterliche und politische Eignung des von ihm zu beurteilenden Dozenten von der örtlichen Parteiführung, zumeist der Kreisleitung, die ihrerseits über den Ortsgruppenleiter bis hinab zum Blockwart Erkundigungen einholte. Dem Gauleiter blieb es unbenommen, seinerseits beim Nachrichtendienst der Partei, dem Sicherheitsdienst der SS (SD) anzufragen. Das SD-Material wurde aus den unterschiedlichsten Quellen im jeweiligen SD-Leitabschnitt gewonnen und unter Umständen angereichert mit Informationen, die das SD-Hauptamt in

15 Bollmus 1970, S. 54ff, 66ff.

16 Rothfeder 1963, S. 206ff.; zum Hauptamt Wissenschaft s. u. B III.

17 BAK, NS 15/298; Expose: Die Aufgaben des Amtes Wissenschaft, o. D. (ca. Ende 1939).

Berlin bereit stellte.¹⁸ In diesem System mußte dem „menschlichen Faktor“ also größere Bedeutung zukommen, als seinen Erfindern und Benutzern lieb sein mochte. Auch dies wirkte nicht gerade im Sinne weltanschaulich homogener Neuformierung der Dozentenschaft. Darüber hinaus machen Untersuchungen zur NS-Wissenschaftspolitik deutlich, daß sich Parteien bei der politischen Begutachtung nicht selten gegenseitig paralyisierten. Dem NSDD sei es auch deshalb nie gelungen, die Dominanz des REM in der Personalpolitik ernstlich in Frage zu stellen.¹⁹

1.2. Das gesetzliche Instrumentarium nationalsozialistischer Personalpolitik

Die Periodisierung der Institutionsgeschichte der Philosophie zwischen 1933 und 1945 folgt den personalpolitisch wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen. Die erste Phase von 1933 bis 1935 wird begrenzt durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 (BBG) und seine Durchführungsverordnungen, durch die Reichs-Habilitations-Ordnung vom 13. Dezember 1934 (RHO), durch das Gesetz über die Entpflichtung und Versetzung von Hochschullehrern aus Anlaß des Neuaufbaus des deutschen Hochschulwesens vom 21. Januar 1935 (GEVH) sowie durch das Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935 (RBG) mit den beiden Durchführungsverordnungen vom 14. November und 21. Dezember 1935. Auf der Grundlage von BBG und RBG erfolgte die Entlassung politisch oder rassistisch mißliebiger Lehrkräfte, während das GEVH die seit 1930 auf 68 Jahre heraufgesetzte Entpflichtungsgrenze wieder auf 65 Jahre senkte, was weitere, gegen politisch indifferente ältere Dozenten gerichtete Entlassungen nach sich zog. Da die RHB „Auswahl und Formung des Nachwuchses“ von den „politisch-weltanschaulichen Beurteilungen“ in Gemeinschaftslager und Dozentenakademie abhängig machte, müssen, im Unterschied zur Weimarer Zeit, die Habilitationsverfahren als neues Instrument personalpolitischer Auswahl und Gestaltung stärker in die Untersuchung einbezogen werden.

Die zweite Phase steckt die ab Mitte 1936 umgesetzte Entscheidung des REM ab, wo möglich die philosophischen Lehrstühle bis auf ein Ordinariat pro Universität abzubauen und so dem 1937 beschlossenen Wegfall der Philosophie als Pflichtprüfungsfach im Staatsexamen und der sinkenden Zahl der Hauptfachstudenten bei insgesamt rückläufigen Studentenzahlen Rechnung zu tragen. Diese Phase endete mit der neuen Reichshabilitationsordnung vom 17. Februar 1939, die letztmalig eine Säuberungswelle auslöste, von der politisch unbequeme oder als fachlich ungenügend eingestufte Nichtordinarien betroffen waren. Die mit den Neuberufungen nach Prag und an die österreichischen Universitäten einsetzende letzte Phase der Personalpolitik wird dadurch gekennzeichnet, daß Rosenbergs „Amt Wissenschaft“ nunmehr organisatorisch im Stande war, eine effiziente weltanschauliche Überwachung der Neuberufungen und der Habilitationen zu leisten. Rosenberg gelang bis 1941 sogar, den NSDD zu dominieren. Neu war auch, daß die während des Krieges zu Dozenten ernannten oder auf Lehrstühle berufenen Kräfte ihre wissenschaftliche Laufbahn überwiegend nach 1933 begonnen hatten und damit zumindest formal den NS-Anforderungen an politisch-weltanschauliche Konformität hätten entsprechen müssen.

18 Zur politischen Beurteilung des Nachwuchses: Losemann 1980.

19 Seier 1988, S. 263; ders. 1984, S. 156. Kelly 1980, S. 70f.

1.3. Die ersten Entlassungswellen zwischen 1933 und 1935

Äußerlich schuf die nationalsozialistische Machtübernahme für die akademische Philosophie eine ähnliche berufungspolitische Lage wie die Novemberrevolution. Wurden 1919/20 ein Dutzend Lehrstühle durch die gesetzlich neu festgelegte Altersgrenze frei, bereitete die politische „Säuberung“, die Entfernung von politisch oder rassistisch mißliebigen Dozenten, den Boden für das zweite große Revirement, nach dessen Abschluß das Fach aber alle seit 1919 gewonnenen Positionen wieder verloren hatte. Da das Ausmaß und die Auswirkung im Einzelfall für das Fach Philosophie bis heute nicht präzise erforscht wurden, seien sie hier kurz dargestellt.²⁰

Aufgrund des BBG und der Nürnberger Gesetze verloren vierzehn Ordinarien und beamtete Extraordinarien ihren Lehrstuhl. Als Sozialisten oder Liberale gem. § 4 BBG wurden entlassen: Ernst von Aster (Gießen)²¹, Paul Tillich (Frankfurt)²², Traugott K. Oesterreich (Tübingen)²³ und Ernst Hoffmann (Heidelberg)²⁴. Als „Nichtarier“ gem. § 3 BBG verloren

20 Die Darstellung bei Laugstien 1990, S. 80ff., schöpft allein aus Sekundärquellen und ist sehr unvollständig und ungenau; ebenso seine Aufstellung der Emigranten, ebd. S. 204f.

21 Gem. § 4 BBG zum 11.7. 1933 entlassen. Vgl. Baumgartner 1981; ders. 1982.

22 Entlassen gem. § 4 BBG zum 21. 9. 1933, UAF, Abt. 4/562, Tl.I - PA Horkheimer. Vgl. a. Pauck 1978, S. 138ff.

23 UAT aus 126/488; Oesterreich an Rektor v. 8. 5. 1945: Entlassung erfolgte, weil er sich als Demokrat und Pazifist exponiert habe, vor allem durch 1919 veröffentlichte Broschüren (Oesterreich 1919a und 1919b). Aus dem Brw. Oesterreichs mit dem Stuttgarter KultMin. nach 1945 geht hervor, daß der mit einer „Volljüdin“ verheiratete Philosoph u. a. auch mit Einweisung ins Arbeitslager bedroht worden war. Dazu M. Oesterreich 1954, S. 405, wonach der Tübinger Polizeichef einen Abtransport der Familie im Oktober 1944 verhindert habe. Langewiesche 1997, S. 637, problematisiert die Entlassung: Die Gründe für die Verfügung vom 23. 9. 1933 seien nicht eindeutig erkennbar. Die später von Oesterreich reklamierte jüdische Abstammung seiner Ehefrau könne dafür nicht ausschlaggebend gewesen sein, da die „Jüdisch versippten“ Dozenten erst 1937 in den Ruhestand geschickt worden seien. Also müsse wohl nach § 3 BBG Oesterreichs demokratisch-publizistisches Engagement den Anhaltspunkt dafür geliefert haben, daß er nicht jederzeit die Gewähr biete, rückhaltlos für den nationalen Staat einzutreten.

24 Hoffmanns Entpflichtung ist wegen großer Lücken in seiner Personalakte (lt. hs. Vermerk v. 27. 2. 1970 im Akteninnendeckel: „Spuren nachträglich entfernter Aktenstücke“) nicht vollständig aufzuklären. Nach Vezina 1982, S. 113f., handelte es sich um eine Entlassung gem. § 4 GEHV zum 1. 10. 1935. Als sich am 26. 2. 1941 der Stab Heß an das REM wandte, weil Hoffmann formal immer noch den Lehrkörper angehöre, obwohl er schärfster Gegner des NS. gewesen sei, im Fall Gumbel eine unerfreuliche Rolle gespielt und mit „polnischen Juden“ (d. i. R. Klibansky, CT) zusammengearbeitet habe, verwies die Fakultät darauf, daß diese „unbestrittenen Tatsachen“ 1935 zur Entpflichtung geführt hätten, man Hoffmann also faktisch gem. § 4 BBG behandelt hatte (UAHd, PA Hoffmann; nach Jansen 1992, S. 238, trat Hoffmann spätestens 1932 für Gumbels Entlassung ein!). Mußgnug 1988, S. 66ff., sieht als auslösendes Moment einen Brief Hoffmanns vom 31. März 1933, der sich gegen die schon erkennbar werdende antijüdische Politik der neuen Reichsregierung aussprach. Dies führte zu einem Ermittlungsverfahren, das aber seinen Zweck, Hoffmann eine „marxistische“ Orientierung nachzuweisen, verfehlte. Was 1935 dann zur Entpflichtung führte, politische „Unzuverlässigkeit“ oder Hoffmanns „Nichtariertum“ bleibt auch bei Mußgnug unklar. Wennemuth 1994, S. 435, der Hoffmanns Wirken in der Cusanus-Kommission der Heidelberger Akademie verfolgt, erwähnt, daß er als „Mischling zweiten Grades“ (also „Vierteljude“) galt. Wegen der für „kulturpolitisch bedeutsam“ eingestuften Cusanus-Ausgabe konnte Hoffmann mehrere Interventionen, die auf seine Entlassung als Akademie-Mitglied zielten, überstehen. Der einstige, für die „Säuberungen“ 1933/34 verantwortliche Rust-Referent J. D. Achelis habe, so Wennemuth, S. 436-443 (442f.), dem REM die „Unentbehrlichkeit Hoffmanns“ klar machen können, dessen in über zwanzig Jahren erworbenen „spezialistische Erfahrungen“ für die Ar-

ihr Amt Ernst Cassirer (Hamburg)²⁵, Max Horkheimer (Frankfurt)²⁶, Siegfried Marck (Breslau)²⁷, Moritz Geiger (Göttingen)²⁸, Richard Höningwald (München)²⁹, Emil Utitz (Halle)³⁰, Jonas Cohn (Freiburg)³¹, Erich Frank (Marburg)³², Georg Misch (Göttingen)³³ und Richard Kroner (Kiel)³⁴. Dazu kam die Versetzung des "jüdisch Versippten" Julius Stenzel von Kiel nach Halle gem. § 5 BBG.³⁵ Opfer der Sparmaßnahmen wurde der gem. § 6 BBG entlassene Hugo Dingler (Darmstadt)³⁶. Unter politischem Druck ließen sich August Messer (Gießen)³⁷ und Hans Driesch (Leipzig)³⁸ vorzeitig emeritieren. Eine rechtzeitige Berufung an die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität München bewahrte den Gießener Extraordinarius Theodor Steinbüchel vor der drohenden Emeritierung gem. GEHV.³⁹ Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes mußten wegen Erreichung der Altersgrenze 1935 ausscheiden:

beit am Werk des „ersten deutschen Philosophen [...], der die Scholastik überwunden hat", nicht einfach ersetzt werden könnten. Achelis' sicherte so Hoffmanns Verbleib in der Akademie: „Pragmatismus stand vor der radikalen Durchsetzung nationalsozialistischer Prinzipien." (ebd., S. 443)

25 Meran 1991, S. 461.

26 UAF, Abt. 4/562, Tl. 1, PA Horkheimer; beurlaubt durch Erlaß v. 13. 4. 1933, entlassen gem. § 3 BBG am 22. 9. 1933. Vgl. auch Wiggershaus 1986, S. 148-152.

27 GStA, Rep. 76 Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 51, Bl. 201 f; Personalbogen des PrMWKV zur Vorbereitung der Entlassungsverfügung. Der Referent prüfte die Voraussetzung von § 3 BBG, obwohl Marck durch Erlaß v. 13. 4. 1933 wg. politischer Betätigung gem. § 4 BBG beurlaubt worden war. Die Entlassung erfolgte im September 1933. Vgl. Hirsch 1986, S. 373.

28 Zum 26. 9. 1933 gem. § 3 BBG in den Ruhestand versetzt. Dahms 1987, S. 175f.

29 Zum 1. 9. 1933 gem. § 3 BBG entlassen. Schorcht 1990, S. 158ff.

30 UAH Kur. Nr. 16380, PA Utitz; 9/1933 gem. § 3 BBG entlassen. Am 28. 2. 1934 Gewährung von Gnadenbezügen gem. § 16 BBG.

31 UAFb, PA Cohn; Bad. Unterrichtsministerium (Wacker) an Senat Univ. Freiburg v. 24. 8. 1933: Mit Entschließung v. 21. 8. gem. § 3 BBG in den Ruhestand versetzt. Zuruhesetzung gem. § 41 Bad. Beamten-gesetz zum 1. 12. 1933.

32 StAM 310, acc. 1978/15, Nr. 2667, PA Frank.

33 Zum 31. 12. 1935 entlassen. Dahms 1987, S. 177

34 Im April 1934 gem. § 5 BBG nach Frankfurt versetzt. Zum 17. 4. 1934 auf Antrag für zwei Semester beurlaubt. Auf Antrag zum 31.3. 1935 von amtl. Verpflichtungen entbunden. Asmus 1990, S. 85, 99.

35 UAH Kur. 14976, PA Stenzel; gem. § 5 BBG per Erlaß v. 19. 10. 1933 versetzt. Stenzel war seit 1910 mit der „Volljüdin" Bertha, geb. Mugdan verheiratet. Eine von „nationalen Studenten" der Kieler Universität verfaßte Resolution, die Stenzel „Bemühen um die Neugestaltung der Bildung im volksverbundenen Geist" bescheinigte, vermochte an der Versetzungsentscheidung nichts zu ändern. Stenzel starb im November 1935 in Halle. GStA, Rep. 76Va, Sek. 9, Tit. IV, Nr.22, Bl. 195-202; BBG-Fragebogen Stenzel v. 19. 4. 1933 und stud. Resolution weitergeleitet von Dekan Wesle an 12. 6. 1933.

36 Schorcht 1990, S. 220.

37 Messer war Anfang Mai 1933 mitgeteilt worden, daß er als Lehrer untragbar sei. Er bat deshalb um seine Entpflichtung und wurde zum 1. 8. 1933 emeritiert. Vgl. Kanitschneider 1982, S. 646. - Am 10. 4. 1933 hatte Messer dem Gießener Rektor noch angeboten, mit einer Rede zur Semestereröffnung den Sinn der nationalen Revolution ins Bewußtsein der Studenten zu heben. Diesen Sinn sah er in der nunmehr gebotenen Chance, die Erziehung zur „Volkseinheit" zu beginnen, für die er selbst im national-sozialen Geist Naumanns seit 1900 geworben hatte (UAG, PA Messer).

38 Driesch 1951, S. 271-274. UAL, PA 416, Bl. 57; gem. § 5 des Gesetzes über die Emeritierung von Professoren an wiss. Hochschulen v. 19. 7. 1927 (RGB1. I, 109) zum 1. 10. 1933 emeritiert. Bei Rügemer 1979, S. 93 fälschlich als „liberaler jüdischer Gelehrter", kolportiert von Klinger 1994, S. 88; ders. 1989, S. 214, und Laugstien 1990, S. 207, weisen ihn als Opfer des BBG aus.

39 Meinhardt 1982b, S. 936.

Eugen Kühnemann (Breslau)⁴⁰, Joseph Geyser, Alexander Pfänder (beide München)⁴¹ und Albert Görland.⁴² Vorher waren aufgrund der schon vor 1933 geltenden Gesetze ordnungsgemäß emeritiert worden: Hermann Schwarz (Greifswald)⁴³, Ottomar Dittrich (Leipzig)⁴⁴, Max Dessoir (Berlin, s. u. B I. 2.), Gustav Kafka (Dresden)⁴⁵, Adolf Dyroff (Bonn)⁴⁶. Heinrich Rickert (Heidelberg) schied zum 1. April 1932 aus, doch blieb sein Lehrstuhl bis zum SS 1934 vakant.⁴⁷ Da die DurchführungsVO vom 3. Mai 1933 die Regelungen des BBG auf nichtbeamtete Dozenten ausdehnte und entsprechende Durchführungsverordnungen 1935 zum RBG ergingen, verloren folgende Extraordinarien und Privatdozenten bis zum 31. Dezember 1935 ihre Lehrbefugnis: Arthur Liebert, Hans Reichenbach, Walter Dubislav (alle Berlin)⁴⁸, Hans Liebeschütz, Edgar Wind (beide Hamburg)⁴⁹, Otto Janssen (Münster)⁵⁰,

40 Holz 1982, S. 205f.

41 Schorcht 1990, S. 139, 177.

42 Meran 1991, S. 467⁷⁰, dort, S. 469, fälschlich Entlassung wg. „politischer Unzuverlässigkeit“ angegeben. - Als prominenter Sozialdemokrat (Mitgliedschaft von 1920-1933), Mitglied im Reichsbanner und Pazifist, sollte Görland am 15. 7. 1933 gem. § 4 BBG entlassen werden, obwohl er als Reaktion auf den „Tag von Potsdam“ am 23. 3. 1933 aus der SPD ausgetreten war und dem Rektor erklärt hatte, er habe gehofft, die Partei sozialidealistisch beeinflussen und sie aus ihren ökonomistischen Vorstellungen herausführen zu können. Diesen „deutschen Sozialismus“ reklamierte er noch entschiedener für sich, als es im Juli um seine Entlassung ging. Der Landesunterrichtsbehörde lieferte er zahlreiche Belege aus seinem Schrifttum, die für seinen „Sozialidealismus“ zeugten. Mit Rosenbergs ‚Mythus‘ sah er seine ‚Religionsphilosophie‘ (1922) durch antiklerikale Tendenzen und den Glauben an die „schlechthin unabhängige Seele“ verbunden. Dies hätte ihm kaum geholfen, wenn nicht der KfDK und der Hamburger NSLB für seinen Verbleib plädiert hätten. In der Abfolge der hs. Aktenvermerke liest sich das so: 3. 8. 1933: Von Entlassung zunächst absehen; 28. 8.: „Was soll nun mit Görland geschehen?“; 18. 9.: „Präses hat entschieden, daß Prof. Görland bleibt“. Görland beging dann den Fehler, sich allzu sehr im neuen Geist zu exponieren, u. a. in der lokalen Funktionärsschulung. Die endete jäh, als ein Teilnehmer sich über den Vortrag „Was ist Weltanschauung?“ beschwerte, den Görland im Juni 1934 auf der Gauführerschule II der NSDAP Hamburg hielt. Angeblich hatte er dabei seine liberalistische Einstellung offenbart. Das REM schaltete sich ein und drang darauf, bei Ermittlungen auch die Stapo beizuziehen. Hintergrund war ein Zwist zwischen dem Denunzianten und dem Gauschulungsleiter Gundert, dessen Sohn 1933 von Görland promoviert wurde. Gauleiter Kaufmann griff schlichtend ein und verbot schließlich, Görland weiter in der Parteischulung einzusetzen. Nach Ansicht der Unterrichtsbehörde trennte ihn vom NS. die Neigung zum Pazifismus und das Unverständnis für die Rassen- und Judenfrage. Auf der Gauführerschule hatte Görland, befragt nach seiner Stellung zum Judentum, in reinster Naivität die Freundschaft mit seinem Lehrer H. Cohen gegen zugemutete, generalisierende Verdammungen „der“ Juden geltend gemacht! StAHH, HDP IV 302, PA Görland. Ausführlich dazu jetzt Heiber 1991, S. 269-272.

43 UAGrw., PA Schwarz. Schwarz wäre schon 1929 emeritiert worden, erhielt aber durch die 1930 gesetzlich heraufgesetzte Altersgrenze die Möglichkeit, bis zum 68. Lebensjahr zu lehren. Das PrMWKV verlängerte auch diese Frist ein letztes Mal zum SS 1933.

44 UAL, PA 409; rückwirkend auf Antrag v. 10. 5. 1933 zum 1. 4. 1933 emeritiert.

45 Der im März in der lokalen NS-Presse als Liberaler attackierte Kafka, dessen politische Zuverlässigkeit im September 1933 im Dresdner Vobi überprüft wurde, suchte nach Gründen für einen unspektakulären Abgang. Er machte dann gesundheitliche Probleme geltend, um eine ordnungsgemäße Emeritierung zu erreichen. Wehner 1964, S. 85. Anders Klemperer 1996b, Bd. 1, S. 24f, der auf Kafkas halbjudischen Hintergrund hinweist.

46 Wenig 1968, S. 60.

47 Drüll 1986, S. 219.

48 UA-HUB, Kur., PA L 152, Bd. 1, Bl. 93; Entzug der Lehrbefugnis zum 5. 9. 1933 gem. § 3 BBG.

49 Meran 1991, S. 462f.

Dietrich von Hildebrand (München)⁵¹, Paul Ludwig Landsberg, Johannes M. Verweyen (beide Bonn)⁵², Balduin Schwarz (Münster)⁵³, Raymond Klibansky (Heidelberg)⁵⁴, Helmuth Plessner, Paul Honigsheim (beide Köln)⁵⁵, Theodor Wiesengrund Adorno, Fritz Heinemann (beide Frankfurt)⁵⁶, Walter Kinkel (Gießen)⁵⁷. Nach dem Wegfall der Frontkämpfer-Privilegierung im BBG gingen zum 31. Dezember 1935 ihrer Lehrbefugnis verlustig: Helmut Kuhn und David Baumgardt (beide Berlin)⁵⁸, Fritz Kaufmann und Werner Brock (beide Freiburg)⁵⁹, August Gallinger (München)⁶⁰ und Karl Löwith (Marburg)⁶¹. Unter den Honorarprofessoren verlor Kurt Riezler (Frankfurt/M.) gem. § 6 BBG seine Lehrbefugnis.⁶² Ne-

50 UAMs, Phil. Fak., PA Nr. 43; mit Erlaß v. 21. 11. 1933 gem. § 3 BBG Lehrbefugnis entzogen, mit Erl. v. 17. 3. 1934 in den Ruhestand versetzt.

51 Schorcht 1990, S. 153f.; gem. § 3 BBG entlassen.

52 Wenig 1968, S. 170, 320; Landsberg zum 12. 9. 1933 gem. § 3 BBG und Verweyen zum 9. 4. 1934, gem. § 6 BBG. UAB, PA Verweyen und Verweyen 1940, 195f. Kamps 1955, S. 54.

53 Neumaier 1982, S. 3; als Zentrumsmitglied wg. § 4 BBG zum 1. 9. 1933; auch, jüdisch versippt".

54 UAHd, PA Klibansky. Vgl. Mußnug 1988, S. 40-43; danach hatte sich u. a. E. Hoffmann - vergeblich - für seinen Schüler eingesetzt, der sein wichtigster Mitarbeiter an der Heidelberger Cusanus-Ausgabe war. Klibansky, der wesentlichen Anteil daran hatte, daß die Bibliothek Warburg rechtzeitig von Hamburg nach London evakuiert wurde, emigrierte im Sommer 1933.

55 Golczewski 1988, S. 198ff., 420; Honigsheim gem. § 4 BBG z. 19. 3. 1934 und Plessner gem. § 3 BBG zum 2. 9. 1933.

56 UAF, PA Adorno und ebd. PA Heinemann; Entziehung der Lehrbefugnis zum 8. 9. 1933 gem. § 3 BBG.

57 UAG, PA Kinkel; ursprünglich gem. § 4 BBG, dann umgewandelt in eine Entlassung gem. § 6 BBG zum 31. 3. 1934.

58 UA-HUB, Kur, PA K 421, Bl. 10; Tagebuch-Vermerk des Rektors: Entziehung der Lehrbefugnis gem. § 3 RBG iVm. § 4 der 1. DurchführungsVO und § 1 III der 2. DurchführungsVO. Eingabe der Mutter an den StdF trotz Verweis auf die Tatsache, daß Kuhn mit 15 Jahren zu den jüngsten Kriegsfreiwilligen des Kaiserlichen Heeres gehörte, beide Eisene Kreuze erwarb und als Freikorpskämpfer die Ostgrenzen des Reiches geschützt habe, ablehnend beschieden. Im September 1936 erbat Kuhn, unterstützt vom Kurator, beim REM einen Unterhaltszuschuß. Antrag am 20. 11. 1936 abgelehnt. - Ebd., Kur. B 94, Bd. 1-3, PA Baumgardt: B. war für das WS 1933/34 beurlaubt worden um ein rheumatisches Kriegsleiden in Italien auszuheilen. Die Beurlaubung wurde ein letztes Mal am 13. 11. 1935 für eine Studienreise nach England verlängert. Die Dozentenschaft hatte sich am 16. 10. 1935 gegen eine Weitergewährung der LA-Vergütung ausgesprochen, da Baumgardt seinen Lehrauftrag s. Zt. nur durch Einfluß jüdischer Kreise erhalten habe. An 22. 2. 1936 rückwirkend zum 31. 12. 1935 Lehrbefugnis entzogen.

59 UAFb, PA Kaufmann; Schreiben des Rektors an Kaufmann v. 15. 1. 1936. Ebd. PA Brock.

60 Schorcht 1990, S. 135.

61 StAM, 305a, acc. 1976/19, Nr. 3538. Löwith reichte am 10. 1. 1934 ein Urlaubsgesuch ein, um mit Hilfe der Rockefeller Foundation wie schon 1932 geplant Beziehungen zwischen Hegels Staatsphilosophie, italienischem Hegelianismus und Faschismus zu erforschen. Der Antrag wurde am 19. 2. mit Urlaubsgewährung bis zum WS 34/35 bewilligt. Über die weitere Entwicklung ebd., 307d, acc. 1966/10, Nr. 147. Anm. 6. 5. 1935 teilte ihm Dekan Mitzka mit, daß die Dozentenschaft die Verlängerung der LA-Vergütung verhindert habe. Der LA für Sozialphilosophie war Löwith am 25. 3. 1935 entzogen worden. Die Fakultät, die LA-Entzug am 14. 2. 1935 beantragt habe, sei davon ausgegangen, L. werde als Jude jüdische Stipendien ausfindig machen. Unter der Garantie, in Marburg nicht mehr zu erscheinen, habe die Dozentenschaft aber der Gewährung einer Wirtschaftsbeihilfe zugestimmt. Die wurde, nach mehreren Interventionen Mitzkas, am 18. 11. 1935 vom REM bewilligt (bis 31.3. 1936 RM 200 monatlich). Vgl. Löwith 1986, S. 104f.

62 Hammerstein 1989a, S. 622ff.

ben den durch die neue Hochschulgesetzgebung Betroffenen schieden durch Tod aus: Heinrich Maier (Berlin), Friedrich R. Lipsius (Leipzig)⁶³, Heinrich Hasse (Frankfurt)⁶⁴ und Willy Moog (Braunschweig)⁶⁵. Bernhard Groethuysen (Berlin) bat 1933 um Unterbrechung seiner Lehrtätigkeit, ohne daß administrative Maßnahmen ihn dazu genötigt hätten.⁶⁶

Auf ungewöhnliche Weise verlor der Deutschnationale Hans Leisegang sein Amt: Er war 1934, nach einer abfälligen Äußerung über Hitler, in ein Verfahren gem. dem „Heimtücke-gesetz“ verwickelt worden. Das Weimarer Sondergericht verurteilte ihn im November 1934 zu sechs Monaten Gefängnis, und es gelang Leisegang auch nicht, auf dem zermürbenden Instanzenweg bis vor das Reichsgericht, das Urteil aufheben zu lassen. Das Verfahren endete 1937 mit seiner Dienstentsetzung, zu einem Zeitpunkt, als er seine Lehrtätigkeit schon drei Jahre lang nicht mehr hatte ausüben dürfen. Der NS-Fraktion in der Jenaer Fakultät stand er als „reaktionärer“ Stahlhelmer offenbar schon im April 1933 im Wege, da er sich als Mitglied des Senats geweigert hatte, „freiwillig“ zugunsten bewährter Parteigenossen zurückzutreten. Auch nachdem man ihn schließlich aus dem Senat entfernt hatte, gab es Versuche, ihn aufgrund von regimiekritischen Bemerkungen in den Lehrveranstaltungen zu denunzieren und nach dem BBG zu entfernen.⁶⁷ Außerhalb des Reichsgebietes, unter der nationalsozialistischen Regierung in der Freien Stadt Danzig, wo man die Rassengesetzgebung weitgehend nachvollzog, verlor Hans Henning 1934 seinen philosophischen Lehrstuhl an der dortigen TH.⁶⁸

Insgesamt räumten bis Ende 1935 zweiundzwanzig beamtete Philosophen ihren Lehrstuhl, elf schieden durch Emeritierung oder Tod aus. Da vierundzwanzig ihrer Kollegen die Säuberungen überstanden, lautete die Bilanz: Fast 60 % der beamteten Ordinariate und Extraordinariate mußten neu besetzt werden; knapp 50 % dieser Vakanzen resultierten aus politisch bedingten Entlassungen. Von den 87 Nichtordinarien verloren vierundzwanzig (27 %) ihre *venia legendi*, zwei schieden durch Tod, zwei (Sakmann und Faut an der Stuttgarter TH) altersbedingt aus.

63 UAL, PA 699. Lipsius starb am 25. 8. 1934.

64 Hasse bat Löpelmann im PrMWKV unter Hinweis auf seine Werke über Wagner, Nietzsche und Schopenhauer im Juni 1933 um einen angemessenen Wirkungskreis, erhielt aber eine Absage. Bemühungen um die Nachfolge Kriecks scheiterten am Widerstand der Fakultät. UAF, 1/17, PA Hasse; vgl. auch Hammerstein 1989b, S. 289f.

65 Gundler 1991, S. 179f.; Moog beging am 24. 10. 1935 Selbstmord. Er war lt. Sandfuchs 1978, S. 345, kurz zuvor wegen eines „schwebenden Verfahrens“ beurlaubt worden; näheres ist darüber nicht bekannt.

66 UA-HUB, Kur. PA G 208; am 17. 5. 1933 wurde beantragte Unterbrechung genehmigt, die Zahlung der Vergütung des LA für Ethik bis März 1934 eingestellt. Erst Ende 1937 wies der Rektor das REM daraufhin, daß G. seinen LA seit vier Semestern nicht mehr wahrnehme. Seine Adresse sei nicht bekannt, doch solle er sich in Paris aufhalten. Ein Interesse an G's Lehrtätigkeit bestehe nicht mehr. Mit Erlaß vom 9. 4. 1938 hob das REM den LA auf. Nach Böhringer 1978, S. 21, entschloß sich G. bereits im Sommer 1932, nach einer Affaire, in die ihn ein Beamter des damals noch sozialdemokratisch geführten PrMWKV verwickelt hatte.

67 UAJ, D 3201; Lebensabriß Leisegang, undat. (wohl Sommer 1945). - Heiber 1991, S. 281 f. - Aufgrund der Dokumente im Teil-Nachlaß Leisegang (UA der FU Berlin) rekonstruiert Mesch 1999, S. 102-132, die Denunziation und Leisegangs letzte Jenaer Semester, angesichts der offenen Feindschaft der lokalen NS-Studentenschaft, sowie seine Verurteilung und Haft.

68 Geuter 1984, S. 571, nennt 1933 als Entlassungsjahr. Hennings Name verschwindet jedoch erst 1935 aus dem Vorlesungsverzeichnis.

2. Die Neubesetzungen philosophischer Lehrstühle

2.1. Berlin 1933/34: Die Berufung von Alfred Baeumler und die gescheiterte Neuberufung von Nachfolgern für H. Maier und M. Dessoir

Im Rückblick auf die Berufungen von Marck, Wust, Heidegger und Hartmann könnte man behaupten, daß die NS-Berufungspolitik einfach sozialdemokratische Praxis fortsetzte. Denn bei der Besetzung philosophischer Lehrstühle war ein Oktroi die letzte Personalentscheidung Grimmes, ebenso wie ein Oktroi nach dem 30. Januar 1933 die erste Maßnahme Rusts war. Und wie Grimmes selbstherrliche Verfügungen löste Rusts Erlaß, den Dresdner Ordinarius Alfred Baeumler nach Berlin zu berufen, heftige Reaktionen aus. Anders als vor 1933 war die Fakultät aber nicht rechtzeitig unterrichtet worden, weder über die Person noch über den ihr erteilten Lehrauftrag. Rust hatte den Berliner Dekan, den Historiker Härtung, erst am 24. April darüber informiert, daß er beabsichtige, eine Professur für politische Pädagogik einzurichten und sie Baeumler zu übertragen. Diese Mitteilung gab Härtung in der abendlichen Fakultätssitzung am selben Tag an seine Kollegen weiter.⁶⁹ Zur allgemeinen Überraschung wurde die Berufung Baeumlers dann bereits am 26. April von der Presse als Tatsache gemeldet.⁷⁰

Die Fakultät hätte nun wie bei jedem früheren Oktroi protestieren können. Sie tat es nicht. Dafür gab es gute Gründe. Zum einen war Härtung am 26. April von Ministerialrat Achelis mündlich über den Standpunkt des Ministeriums unterrichtet worden. Achelis hatte auf die tatsächlich seit alters her bestehende Praxis verwiesen, neue Lehrstühle auch ohne Anhörung der Fakultät besetzen zu können. Von diesem Recht habe man im Falle Baeumlers Gebrauch gemacht.⁷¹ Hinzu kam, daß die Fakultät „politische Pädagogik“ 1933 keineswegs von vornherein als etwas parteipolitisch Anrüchiges einstufen mußte, sondern den neuen Lehrstuhl als in der Tradition der „staatsbürgerlichen Erziehung“ stehend, wie sie in Weimar begründet worden war, begreifen konnte.⁷² Baeumler betonte in seinen Erinnerungen entsprechend nachdrücklich, bei der Lehrstuhlübernahme streng wissenschaftliche Absichten gehegt zu haben. Er habe lediglich philosophisch weiterarbeiten wollen und dies auch Härtung gegenüber zum Ausdruck gebracht, als er sich bei seinem Antrittsbesuch auf Hegel und nicht auf Hitler berufen habe.⁷³ Baeumlers verständliches Bestreben, sich nach 1945 von allem Politischen zu distanzieren, verschiebt freilich die Akzente des Gesprächsverlaufs, der uns glücklicherweise in einer Aktennotiz Hartungs überliefert ist:⁷⁴

69 UA-HUB, Phil. Fak., Nr. 1477, Bl. 141; Dekan an Spranger v. 24. 4. 1933. - Die Verhandlungen mit Baeumler waren vom PrMWKV vom 19. - 21. 4. 1933 in Berlin geführt worden (ebd., Kur. B 21, PA Baeumler, Bd. I; PrMWKV an B. wg. Reisekostenerstattung v. 22. 4. 1933).

70 Der Berufungserlaß datiert vom 2. 5. 1933, ebd., Phil. Fak. Nr. 1477, Bl. 88.

71 Ebd. Phil. Fak. Nr. 1477, Bl. 145; Protokoll der Besprechung Hartungs mit Achelis u. Baeumler v. 26. 4. 1933.

72 „Politische Pädagogik“ wurde häufig synonym für „staatsbürgerliche Erziehung“ verwendet. Vgl. nur die Titeländerung, die das Werk des Pazifisten Fr W. Foerster erfuhr: Die „dritte stark erweiterte Auflage der ^Staatsbürgerlichen Erziehung“ erschien 1918 unter dem Titel politische Ethik und Politische Pädagogik’.

73 Ms. „Meine politische Entwicklung“ v. 26. 5. 1948, in: M. Baeumler 1989, S. 193ff. (199).

74 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1477, B1.145; Aktennotiz Dekan Härtung über Gespräch mit Achelis

„Wir sprachen dann, zumal unter dem Eindruck des Rücktritts von Herrn Spranger, über den Aufgabenkreis seiner Professur. Baeumler fasst sein Amt offenbar nicht so sehr als Pädagogik als vielmehr als Politik auf. Er will an die Lehre der Politik als Wissenschaft, wie sie Dahlmann und Treitschke vertreten haben, in Berlin zuletzt Hintze, anknüpfen, sie zeitgemäß, z.B. nach der anthropologischen Seite ergänzen. Er rechnet dabei auf eine gewisse Zusammenarbeit mit der Geschichte; Abschluß seiner Vorlesungen über Geschichtsphilosophie.“

Von Wissenschaft war also wirklich die Rede. Zwar nicht von Hegel und von Philosophie, aber von wissenschaftlicher Politik. Dies und die Bereitschaft, sie historisch-anthropologisch orientieren zu wollen, könnten Härting mit der Formulierung des neuen Lehrauftrags versöhnt haben. Überdies war inzwischen ein Umstand eingetreten, der die ganze Aufmerksamkeit der Fakultät auf sich zog und der Baeumlers Berufung in den Hintergrund treten ließ: Aus dem „Fall Baeumler“ war binnen Stunden ein „Fall Spranger“ geworden. Spranger gehörte 1933 dem Verband Deutscher Hochschulen als Vorstandsmitglied an. Angesichts studentischer Ausschreitungen gegen jüdische Kollegen veranlaßte er eine öffentliche Erklärung des Verbandes, datiert vom 22. April, die neben einer Loyalitätserklärung eine indirekte Kritik an den Aktionen der Studentenschaft übte.⁷⁵ Am 24. April erfuhr Spranger von der Aufforderung des Führers der „Deutschen Studentenschaft“, Informationen über politisch mißliebige Professoren zu beschaffen, um damit die „Säuberung“ des Lehrkörpers voranzutreiben. Am selben Tag teilte ihm Härting die Berufung Baeumlers mit. Dies gab den letzten Anstoß, den Minister am 25. April um seine Entlassung zu bitten und sie mit der Entwicklung an den preußischen Universitäten zu begründen, die ihm eine zukünftige, mit seinem Gewissen zu vereinbarende Wirksamkeit als Hochschullehrer nicht länger gestatte.⁷⁶ In einer öffentlichen Rücktrittserklärung vom 27. April konkretisierte Spranger seine Motive hinsichtlich der unerträglichen studentischen Haltung gegenüber der Professorenschaft. Doch die Hoffnung, damit einen breiten Protest und eine Solidarisierung der Hochschullehrerschaft auszulösen, wurde enttäuscht. Mit Ausnahme des Berliner Kollegen Wolfgang Köhler, der in seinem DAZ-Artikel vom 28. April Verständnis für die antijüdischen Motive der Studenten bekundete, und den man trotzdem auch als Unterstützung Sprangers lesen konnte, zogen es alle anderen Sympathisanten vor, ihre Zustimmung lediglich in Privatschreiben mitzuteilen. Statt des „Fanals“ wurde so aus dem Rücktritt fast eine Entlassung nach § 4 BBG, und nur dank der etwas langsamen Ministerialbürokratie bekam Spranger im Mai die Chance zu einer demütigen Kehrtwende.⁷⁷

In seiner Heidegger-Monographie verlegt Victor Farias die erste Sitzung, in der sich die Berliner Fakultät mit der Berufung Heideggers befaßt haben soll in den März 1933. Dabei habe man einen Nachfolger für Heinrich Maier zu bestimmen versucht. Zur Kommission

(PrMWKV) u. Baeumler v. 26. 4. 1933. Gegen den hier noch als verpflichtendes Vorbild anerkannten Treitschke, als dessen Nachfolger sich gerade die Berliner Historiker verstanden, leistete sich Baeumler nur Wochen später einen wütenden Ausfall, vgl. Baeumler 1933g, S. 280. Eine bei Baeumler angefertigte Treitschke-Kritik brachten Härting u. a. 1944 als Habil.-Leistung zu Fall, vgl. zum Verfahren Kopp: B II. 2.

75 Zum hochschulpolitischen Hintergrund jetzt ausführlich Heiber 1992, S. 11 fff.

76 Zu Sprangers „Rücktritt“ ebd., S. 118ff.

77 Detailliert geschildert von Heiber 1992, S. 121ff. Reaktionen auf das Rücktrittsgesuch: Eisermann 1983. - Köhler 1933; veranlaßt war der Artikel durch die Entlassungen gem. § 3 BBG. Jaeger 1990, S. 33, meint, den Inhalt wegen systemkonformer Passagen als „nicht unproblematisch“ werten zu müssen.

soll u. a. Baeumler gehört haben, der neben dem SS-Mitglied „J. Petersen“ der einzige Fürsprecher Heideggers gewesen sei.⁷⁸ Wie soeben geschildert, gehörte Baeumler der Fakultät im März 1933 noch gar nicht an. Maier starb überraschend erst im November 1933, so daß vorher über seine Nachfolge nicht beraten werden mußte. Daß Julius Petersen kein SS-Mitglied war, dies hätte Farias schon ein Blick auf die geheimrätliche Physiognomie des Germanisten verraten können. Kein Wunder also, wenn auch die Überprüfung im Berlin Document Center negativ ausfallen muß, es sei denn, man wählt wie Farias aus den Heerscharen der Petersens einfach ein SS-Mitglied „W.(!) Petersen“ aus, um so die Mitgliedschaft des Germanisten zu „belegen“.⁷⁹

Genau genommen, fand eine Kommissionssitzung zur Berufung Heideggers in Berlin gar nicht statt. Oder, vorsichtiger geurteilt, wenn eine solche Sitzung stattgefunden hat, dann ist ausgerechnet über diese Sitzung kein Protokoll überliefert. Rust hatte der Fakultät am 7. September 1933 nur knapp mitgeteilt, er beabsichtige Heidegger zum WS 1933/34 zu berufen und darauf verwiesen, diese Maßnahme stünde im Zusammenhang mit der Durchführung der Hochschulreform. Die Formulierung, Heideggers Berufung sei „aus staatspolitischen Erwägungen heraus“ erforderlich, findet sich wörtlich wieder in einem Schreiben des Ministeriums vom selben Tag, das die Juristische Fakultät über die Berufung Carl Schmitts in Kenntnis setzte. Im Falle Schmitts stellte Rust die Berufung auf einen der freien Lehrstühle in Aussicht, die im Hinblick auf die juristische Studienreform geschaffen worden waren.⁸⁰ Wie bei Baeumlers Berufung schaltete das Ministerium auch diesmal die Fakultät bei der Besetzung eines Lehrstuhls einfach aus. Das ist ein Indiz dafür, daß auch Heidegger auf ein neu eingerichtetes Ordinariat berufen werden sollte. Die Fakultät mußte sich deshalb in diesem Verfahren mit einer Beobachterrolle zufrieden geben. Sie wurde erst aktiv, als wieder zwei reguläre Verfahren über Berufungen auf bestehende Lehrstühle nötig waren.

Am 28. November 1933 war Heinrich Maier gestorben. Am 4. Dezember entband Rust den 66jährigen Max Dessoir antragsgemäß zum Ende des WS 1933/34 von seinen Lehrverpflichtungen. Am 16. Dezember trat eine Kommission der Fakultät zusammen, um Ersatzvorschläge zunächst für den Lehrstuhl Dessoir zu erörtern. Jetzt erst wurde auf die noch mit Heidegger laufenden Verhandlungen des Ministeriums Bezug genommen und deswegen über einen Maier-Nachfolger noch nicht diskutiert. Im Gespräch waren Bauch, Wundt, Stenzel, Haering, Heimsoeth, Schmalenbach, Rothacker, Heyse, Weinhandl, Gerhard Krüger, Leisegang und Grisebach. Rothacker, Heyse und Weinhandl, die sich bis dahin schon sehr dezidiert nationalsozialistisch geäußert hatten, kamen überraschend gar nicht in die engere Wahl. Heyse wurde vor allem von Hartmann abgelehnt, der dessen Leistungen für unzureichend erachtete. Da man primär einen Philosophiehistoriker gewinnen wollte, schied auch Grisebach aus, dessen bewußt ahistorische Ausrichtung Spranger mißfiel. Kritisch zu

78 Farias 1989, S. 225f.

79 Ebd. und S. 421, Anm. 205. - Politisch hatte sich Petersen vor 1933 nur kurzzeitig für die Volkskonservative Vereinigung, eine „linke“ Absplitterung der DNVP, engagiert (lt. Fragebogen von 1936 in UA-HUB, Kur. P 78, PA J. Petersen). - Daß Baeumlers Einsatz für Heidegger, dokumentiert in einem Gutachten vom September 1933, nicht als Beleg für die engen Beziehungen Heideggers zu Rosenbergs Amt Wissenschaft zu werten ist (so Farias ebd., S. 226f.), ergibt sich schon aus der Tatsache, daß es im Herbst 1933 noch gar kein Amt Wissenschaft gab, ja Rosenbergs ganze Dienststelle erst ab Januar 1934 aufgebaut wurde.

80 UA-HUB, Jur. Fak. Nr. 498, Bl. 106; PrMWKV an Dekan v. 7. 9. 1933.

Leisegang äußerten sich Hartmann, Jaeger und Baeumler, der stattdessen den Baseler Extraordinarius Heinrich Barth nannte. Krüger galt nach Hartmanns Einschätzung für zu jung und unerprobt, eher wollte er an den katholischen Philosophen von Rintelen denken. Als „vollwertige Historiker“, darin war man sich einig, zählten letztlich nur Heimsoeth und Stenzel.⁸¹ Etwas deutlicher weltanschaulichen Kriterien Rechnung tragend, äußerten sich die Nicht-Ordinarien. Gegen Bauch votierte Paul Hofmann, da dessen Kant-Monographie doch wohl schlechter sei als die entsprechenden Werke von Cassirer und Cohen. Überhaupt seien Bauchs Leistungen im Vergleich mit denen der ihm vorangegangenen neukantianischen Generation weniger ursprünglich und tief. Stenzels Versuche auf dem Gebiet der neueren Philosophiegeschichte überzeugten nicht. Ebenso lehnte er die Philosophie des von ihm genannten Heidegger ab, die sich zwar aus dem Ungenügen an der Wissenschaftlichkeit im positivistischen Sinne speise, die aber als stark philosophisch-weltanschauliche Bewegung nicht zur methodischen Konsolidierung der Philosophie im neuen wissenschaftlichen Geist geführt habe. Das Berufsbeamtengesetz ignorierend, schlug Hofmann noch Georg Misch neben Rothacker als geeigneten Historiker vor.⁸² Hochstetter empfahl vor allem Heimsoeth: „Seine Vertiefung in die deutsche Geistesgeschichte macht ihn meines Erachtens gerade heute besonders geeignet, der werdenden Nation das Bewußtsein ihres geistigen Weges lebendig zu erhalten.“ Auch Wundt müsse berücksichtigt werden, weil er einer der ersten gewesen sei, der die Probleme des Volkes und der völkischen Eigenart, wie sie die politische Entwicklung erst jetzt in den Vordergrund stelle, behandelt habe.⁸³ Für Rothacker sprach sich allein Hans R. G. Günther aus, während der Psychologe Hans Friedländer neben Leisegang mit Glockner und Schlick noch zwei neue Vorschläge machte.⁸⁴

Am 20. Januar 1934 beriet die Kommission erneut. Das Protokoll vermerkte zwar: „Nachfolge Maier“, doch wurden wieder die Vorschläge aus der Dezember-Sitzung erörtert, als es um die Nachfolge Dessoir ging. Erneut erhob Baeumler, diesmal unterstützt von Jaeger, Bedenken gegen Leisegang. Bauch und Wundt schied man als zu alt und zu unoriginell aus. Dessoir und Petersen wiesen Weinhandl zurück, da er nicht Historiker sei.⁸⁵ Wieder unter dem falschen Etikett „Nachfolge Maier“ tagte die Kommission am 3. Februar 1934. Hartmann stellte nunmehr fest, daß gegen Weinhandl und Leisegang erhebliche Bedenken bestünden, glaubte aber irrtümlich, nur Wundt, Bauch und Heimsoeth seien auf nicht allzuviel Widerspruch gestoßen. Baeumler betonte dagegen, daß ein Hegel-Forscher heute doch wohl mehr bedeute als ein Kant-Forscher wie Bauch. Spranger wehrte sich heftig gegen Rothacker, der nicht eigentlich Historiker sei und dessen sonstige Ergebnisse doch eher mager ausfielen. Denkbare Kandidaten aus der eigenen Fakultät schienen noch Groethuysen und Hochstetter. Beiden bestritten aber Spranger und Dessoir die Eignung. Groethuysen, der doch als Linksliberaler zu diesem Zeitpunkt nicht einmal im Scherz hätte genannt werden dürfen, wurde lediglich deshalb abgelehnt, weil man ihm die didaktische Eignung absprach, ein Einwand, den Misch bereits vorbrachte, als er Groethuysen 1930 in Rostock empfahl.⁸⁶

78 Ebd., Phil. Fak. Nr. 1478, Bl. 4f.; Protokoll Kommissionssitzung v. 16. 12. 1933.

79 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1478, Bl. 7; Votum Hoffmann v. 11. 1. 1934.

80 Ebd., Bl. 10; Votum Hochstetter v. 14. 1. 1934.

81 Ebd., Bl. 12-13; Voten Friedländer und Günther v. 11. 1. u. 14. 1. 1934.

82 Ebd., Bl. 1; Sitzungsprotokoll v. 24. 1. 1934.

83 UA-HUB, Phil. Fak., Nr. 1478, Bl. 16; Sitzungsprotokoll v. 3. 2. 1934.

Der Vorschlag, nun wieder korrekt zur „Nachfolge Dessoirs“, auf den man sich einigte, setzte Heimsoeth an die erste Stelle und ließ „in beträchtlichem Abstand“ Bauch, Haering und Wundt folgen. Die Eigenart des Philosophiehistorikers Heimsoeth sah man in der Fähigkeit, weltanschauliche Hintergründe philosophischer Systeme aufweisen zu können und über eine mit Dilthey vergleichbare Kraft zu verfügen, Vergangenheit zu verlebendigen und so die Probleme in ihrer Geschichtlichkeit zum Sprechen gebracht zu haben.⁸⁷ Doch Dessoirs Lehrstuhl wurde nicht wieder besetzt.⁸⁸ Auch für Maier suchte die Fakultät danach keinen Ersatz, da das Ministerium im Mai 1934 entschieden hatte, Baeumlers Bezüge nunmehr bei dem freien Ordinariat Maier zu verrechnen.⁸⁹ Baeumlers Lehrbefugnis war bereits im November 1933 auf Philosophie ausgedehnt worden⁹⁰, so daß nun auch haushaltsrechtlich die Nachfolgefrage ohne Aufhebens gelöst war.

Ein Jahr nach der NS-Machtergreifung hatte man bei der Beratung über die Nachfolge zweier wichtiger Ordinariate die politische Qualifikation potentieller Kandidaten nicht nur kaum gestreift, sondern über „Nicht-Arier“ wie Misch, sozialistische Parteigänger wie Griesbach und Groethuysen oder „Humanitaristen“ wie Schlick disputiert, als seien wie vor 1933 solche Optionen noch möglich. Doch mit der faktischen Aufhebung beider Lehrstühle hat das Ministerium immerhin ein erstes wissenschaftspolitisches Signal zum Abbau der Philosophie gesetzt.

Exkurs: Der Emeritus Max Dessoir

Die rassenpolitische Gesetzgebung wirkte sich für den noch bis zum SS 1934 lehrenden Max Dessoir erst nach der Emeritierung aus. Er selbst hat sein Schicksal in seinen Erinnerungen nicht sehr ausführlich geschildert. Im Zentrum steht dort die Streichung aus dem Personalverzeichnis der Universität, die 1938 auf Initiative des Dekans Franz Koch und unter Beteiligung Baeumlers veranlaßt worden sei.⁹¹ Begründet worden sei dies mit seiner jüdischen Abstammung und einer nach nationalsozialistischem Verständnis unerträglichen Publikation, Dessoirs ‚Einleitung in die Philosophie‘ (1936). Schon im Juli 1935 gab es Schwierigkeiten, als Dessoirs frühzeitiger Antrag, am Pariser Philosophie-Kongreß (1937) teilnehmen zu dürfen, von Dekan und Dozentenschaft mit dem Hinweis darauf, es handle sich wie schon bei dem Prager Kongreß von 1934 um ein jüdisch gelenktes Unternehmen, nicht befürwortet und folglich vom REM abgelehnt wurde.⁹²

Im Dezember 1935, die Nürnberger Gesetze hatten neben der nochmaligen Überprüfung aller nichtbeamteten Hochschuldozenten auch die aller Emeriti zur Folge gehabt, beantwortete Dessoir die Frage nach seiner Abstammung nur unvollständig, räumte aber ein, väterli-

87 Ebd., Bl. 18-25; Vorschlagsliste v. 14. 2. 1934.

88 Ebd., Bl. 345; Briefentwurf Dekan an Philos. Seminar v. 20. 4. 1934; Ministerialrat Achelis habe mitgeteilt, daß Nachfolge Dessoirs zum SS 1934 nicht geregelt werden könne. Dessoir, der sich als Emeritus im SS 34 noch selbst vertrat, habe seine Lehrtätigkeit störungsfrei durchführen können.

89 UA-HUB, Kur. B 21, PA Baeumler, Bd. 1; PrMWKV an Kurator v. 12. 5. 1934.

90 Ebd., Phil. Fak., Nr. 1478. Bl. 160; PrMWKV an Dekan v. 11. 11.1933.

91 Dessoir 1947, S. 72ff.

92 UA-HUB, Kur. D 53, PA Dessoir, Bd. III, Bl.166; Dekan an REM v. 10. 7. 1935. Bl. 172; Dozentenschaft an REM v. 11. 7. 1935. Bl. 175; Ablehnung durch REM v. 15. 8. 1935.

cherseits sei mindestens ein Großelternteil jüdisch gewesen.⁹³ Im Februar 1936 erfolgte in Ausführung der Verordnungen zum „Reichsbürgergesetz“ der Entzug der *venia*, der nach Dessoirs Einspruch aber unverzüglich wieder zurückgenommen wurde.⁹⁴ Wenige Tage später genehmigte ihm das REM eine Vortragsreise nach Bukarest.⁹⁵ Im August 1936, Dessoir hatte eine Vortragsreise nach London beantragt, nahm das Gaupersonalamt zwar recht zurückhaltend dazu Stellung, nannte Dessoirs Haltung zum Nationalsozialismus „sehr reserviert“ und wollte die Rassenzugehörigkeit geklärt wissen, doch dessen ungeachtet erteilte das REM die Reisegenehmigung.⁹⁶ Als Dessoir dann Ende 1936 zu einer dritten Reise nach Prag aufbrechen wollte, riet der Dozentenschaftsleiter erstmals erfolgreich ab, da Dessoir einer Einladung der „Urania“ folgen wolle, dem „deutschen Sprachrohr der tschechischen Kultur“.⁹⁷ Doch Dessoir gelang es zunächst, seine Rechte als Emeritus zu wahren. Vom April 1937 datiert eine Anweisung des Dekans, ihm weiterhin alle Dissertationen, die in seinem Fachgebiet angefertigt werden, zuzuschicken.⁹⁸ Auch an den Fakultätssitzungen nahm er weiter teil. Seine Anwesenheit erregte erst im September 1938 Anstoß, als während der Sudetenkrise mehrfach Geheimerlasse des REM zu verlesen waren und Dessoir bei diesen Sitzungen stets als erster erschien. Das schürte einen Verdacht, mindestens aber eine Art Unbehagen bei dem Germanisten Franz Koch, dem amtierenden Dekan. Am 30. September 1938 richtete Koch ein Schreiben ans Ministerium, worin er sich über Dessoirs Verhalten beklagte, seine Verwunderung ausdrückte, daß dieser als Jude überhaupt noch im Personalverzeichnis stünde und er es in Anbetracht der gespannten politischen Lage für unannehmbar halte, einem Juden Einsicht in Geheimerlasse zu gewähren. Koch beantragte daher, Dessoir die Rechte des Emeritus zu entziehen.⁹⁹ Obwohl der Rektor bei der Weiterleitung dieses Antrags Koch korrigierte, indem er ausführte, Dessoir sei nicht Jude sondern Mischling, bat er darum, zu erwägen, ihn nicht weiter im Personalverzeichnis zu führen.¹⁰⁰ Ohne Angabe einer Rechtsgrundlage erließ das REM im November 1938 eine entsprechende Anordnung, wonach Dessoirs Name im Personalverzeichnis für das Sommersemester 1939 nicht mehr aufzunehmen sei.¹⁰¹

Dessoir bemühte sich fortan um die Rücknahme dieser Entscheidung. Rektor Hoppe hielt dagegen und führte Dessoirs internationale Kontakte ins Feld, die eine weitere Zugehö-

93 Ebd., Bd. I, Bl. 32; Dessoir an Kurator v. 16. 12. 1935.

94 Der Entzug stützte sich auf die Durchführungsverordnungen zum Reichsbürgergesetz, die auf Dozenten mit drei jüdischen Großelternanteilen Anwendung fanden, so daß Dessoir, der mütterlicherseits zwei arische Großeltern nachweisen konnte, nicht betroffen war.

95 Ebd., Bd. III, Bl. 177; Genehmigung des REM v. 17. 3. 1936.

96 Ebd., Bd. III, Bl. 187; Stellungnahme Gaupersonalamt v. 22. 8. – Bl. 189; REM Genehmigung v. 1. 9. 1936.

97 Ebd., Bl. 197; Stellungnahme Dozentenschaft v. 21. 10. und Bl. 198, Ablehnungsbescheid REM v. 19. 11. 1936. – Bis 1935 konnte Dessoir sich auf die wohlwollende Unterstützung seiner Reiseanträge durch das Auswärtige Amt verlassen. Als er Ende 1934 eine Reise nach Griechenland und Ägypten antrat, instruierte das AA auch die Gesandtschaften in Athen und Kairo, ihm behilflich zu sein. Aus kulturpolitischen Gründen wurden gerade die für Kairo geplanten Vorträge begrüßt, PAdAA, Kult W, Europa III, Bd. 6.

98 UA-HUB, Kur. D. 53, PA Dessoir, Bd. III, Bl. 140; Anweisung Dekan v. 15. 4. 1937.

99 Ebd., Bl. 153; Dekan Koch an REM v. 30. 9. 1938.

100 Ebd., Randbemerkung des Rektors Hoppe.

101 Ebd., Bl. 154; REM-Erlaß v. 21. 11. 1938.

rigkeit zur Fakultät politisch nicht tragbar erschienen ließen. Hinzu käme der fehlende Nachweis der rein arischen Abstammung.¹⁰² Den wollte Dessoir mit Hilfe der Reichsstelle für Sippenforschung gerade erbracht haben, und er hoffte, die 1939 erfolgte Einstufung als Mischling 1. Grades („Halbjude“) in eine als Mischling 2. Grades („Vierteljude“) umwandeln zu können.¹⁰³ Im Gegensatz zur Darstellung in Dessoirs Erinnerungen, ist festzuhalten, daß ein etwaiges Gutachten Baeumlers mit Kochs Antrag nichts zu tun hatte. Aber schon im März 1938 forderte der Kurator Baeumler auf, ein Votum über Dessoirs ‚Einleitung in die Philosophie‘ anzufertigen, die ins Rumänische übersetzt werden sollte. Nicht ganz zu Unrecht tat Baeumler das Werk als oberflächliches Gerede über Philosophie, ohne systematischen Zusammenhang, als „sentimentalen Feuilletonismus“ ab, bevor er dann Dessoir politisch und persönlich attackierte:¹⁰⁴

„In politischer Hinsicht zeigt der Verfasser seine jüdische Unverschämtheit. Er erlaubt sich, Houston St. Chamberlain auf einer halben Seite zu charakterisieren und zwar dadurch, daß Grimms Märchen reicher an Belegen deutscher Weltanschauung seien als die Fachschriften sämtlicher deutscher Philosophen zusammen (S. 193). S. 80 mauschelt Herr Dessoir: ‚Die einen wissen ihre Heimat im Volk, die anderen im Reich des Geistes‘. S. 201 spielt er direkt auf die nationalsozialistische Kulturpolitik an, in dem er sagt, Max Scheler habe gleich Heidegger entscheidenden Anstoß von Husserl empfangen, was nicht verschwiegen werden darf.“

Das Buch, so Baeumler weiter, gehöre unter die Emigrantenliteratur und hätte in Deutschland gar nicht erscheinen dürfen. Ein derart scharfes Urteil schien Dessoir aber weder in der Fakultät noch bei seinen weiteren publizistischen Unternehmungen geschadet zu haben. Die Parteiamtliche Prüfungskommission hatte jedenfalls 1939 gegen das neue Werk ‚Rede als Kunst‘ nur einzuwenden, daß einige Stellen, in denen auf „Führer und Bewegung“ Bezug genommen wurde, vor dem Erscheinen überarbeitet werden müßten.¹⁰⁵ Bei der Reichsschrifttumskammer war man indes zu einem Urteil gelangt, in das wenigstens partiell Baeumlers Bewertung eingeflossen war. Auf einer im September 1939 angelegten Karteikarte vermerkte der Sachbearbeiter:¹⁰⁶

„Ehem. Universitätsprofessor. Antrag auf Erteilung einer Sondergenehmigung für schriftstellerische Tätigkeit auf Vorlage durch den Herrn Minister an 28. 10. 1939 abgelehnt. - Für D. hatte sich Eberhard Wolfgang Möller eingesetzt; D. gehört zu den berüchtigten Nichtariern, die sowohl im ‚Jüdischen Lexikon‘, als auch im ‚Philo.Lexikon‘, sowie auch in Bruckners ‚Judentum und Musik‘ als Juden geführt werden. Nach Stellungnahme der Fachabtlg. S. besteht an wissenschaftlichen Arbeiten D's kein besonderes Interesse.“

102 Ebd., Bl. 155; Rechtfertigung Kochs v. 6. 2. 1939, der Rektor Hoppe beitrug. Das REM bestätigte daraufhin am 8. 3. 1939 seinen Erlaß v. 21. 11. 1938.

103 Ebd., Bd. 1, Bl. 53; Amtsgericht Charlottenburg bestätigte Geburt Dessoirs als unehelicher Sohn der Auguste Grünemeyer, Vater nicht feststellbar. D. sei aber berechtigt, den Namen „Dessoir“ zu führen. Ebd. Bl. 58; Polizeipräsident Berlin an Kurator v. 15. 12. 1939: D. sei Mischling 1. Grades. Bl. 67; Polizeipräsident an Kurator v. 14. 6. 1940: Laut Abstammungsbescheid der Reichsstelle für Sippenforschung sei D. nunmehr als Mischling II. Grades einzustufen.

104 Ebd., Bd. 1, Bl. 43; Kurator an Baeumler v. 18. 3. 1938 u. Bl. 47; Votum Baeumler v. 14. 4. 1938.

105 Ebd., Bl. 56; Prüfungskommission v. 4. 9. 1939.

106 BAZ, RSK, Akte Dessoir 1939/40.

Diese Fachabteilung S (= Schriftsteller) hatte über das REM Anfang 1938 eine Anfrage an die Universität gerichtet, die mit dem zitierten Baeumler-Gutachten beantwortet wurde. Bemerkenswert an dieser Notiz ist immerhin Möllers Eintreten für einen jüdischen Mischling, der in sämtlichen populären judengegnerischen Lexika geführt wurde.¹⁰⁷ Möller, Referent in der Theaterabteilung des Propaganda-Ministeriums, prominenter Dramatiker „aus den Reihen der Bewegung“, arbeitete zu der Zeit, als er Dessoirs Antrag bei seinem Chef Goebbels befürwortete, am Drehbuch von „Jud Süß“. Aber wie schon das REM, so ließ sich Goebbels auch dann nicht umstimmen, als Dessoir seine Einstufung als „Vierteljude“ bestätigt erhielt. Es erfolgte nur eine handschriftliche Korrektur der Zuschreibung „Halbjude“ und der Zusatz:¹⁰⁸

„Lt. Mitteilung der Reichsst. f. Si. ist D. Vierteljude. Auf Vorlage beim Minister bleibt die getroffene ablehnende Entscheidung bestehen. Lt. Auskunft des Chefs d. Sicherheits[Polizei] u. d[es] SD stand D. früher den interlektuellen [sie!] Kreisen des Marxismus nahe. Er war Mitglied des Rathenau-Bundes und ist als typischer Vertreter des Judentums in der Wissenschaft anzusehen.“

Für Dessoir bedeutete diese Entscheidung endgültig die Beschränkung aufs Privatleben, das er vormittags im Lesesaal der Berliner Staatsbibliothek, nachmittags zu Hause bei Studien verbrachte, bevor er 1943 Berlin verließ, um in Hessen den Krieg zu überstehen.¹⁰⁹

2.2. Frankfurt 1933/Heidelberg 1934: Die Berufungen von Ernst Krieck

Im Vergleich zu den Turbulenzen, die Baeumlers Berufung in Berlin auslösten, erhielt Ernst Krieck, der andere prominente akademische Parteiaktivist, geräuschlos und wie selbstverständlich ein Ordinariat. Als Wiedergutmachung für die zur „Systemzeit“ erlittene Unbill offerierten ihm Frankfurter Parteistellen den seit Schelers Tod vakanten Lehrstuhl für Pädagogik, für den ihn C. H. Becker ja schon einmal vorgeschlagen hatte. Kaum wieder in Frankfurt, schon zum Rektor gewählt, widmete sich Krieck weniger seinen Lehraufgaben als hochschulpolitischen Reformprojekten.¹¹⁰

Kriecks Wechsel nach Heidelberg, als Nachfolger des 1932 emeritierten Rickert, fiel Anfang 1934 noch in die Kompetenz des Badischen Unterrichtsministeriums. Dort hielten mit dem Kultusminister Wacker und dem Hochschulreferenten Fehrle seine Vertrauten die Fäden in der Hand. Wie sie, wollte die badische Junglehrerschaft und der Sozialrevolutionäre Heidelberger Flügel des NS-Studentenbundes Krieck eine seinen sozialistischen Hochschulreformplänen geneigte Wirkungsstätte bieten.¹¹¹ Er wäre der Fakultät deswegen sicher oktroyiert worden, doch erklärte selbst Jaspers, Kriecks Berufung für „durchaus erwünscht“, und der ein Jahr später entlassene Ernst Hoffmann, der dem Volksschullehrer einst den Dr.

102 Lt. einer Notiz in „Bewegung. Student im Bereich im Berlin“ Nr. 8 v. 29. 11. 1938 sei überdies ein Konterfei Dessoirs in der Berliner Ausstellung „Der ewige Jude“ zu sehen gewesen.

103 BAZ, RSK, Akte Dessoir.

104 Dessoir 1947, S.75f.

105 Zu Kriecks Rektorat Hammerstein 1989a, S. 244ff.

106 Müller 1976, S. 114-117.

h. c. der Ruperte) Carola verschafft hatte, reagierte darauf geradezu enthusiastisch.¹¹² Kriek war der erste nicht-zünftige Inhaber eines philosophischen Ordinariats, ein politisch protegiertes Seiteneinsteiger, der seiner Verachtung der etablierten akademischen Philosophie freien Lauf ließ. Neben Baeumler war er der wichtigste Protagonist einer dezidiert nationalsozialistischen Philosophie. Und wie Baeumler mit seinem Institut für politische Pädagogik in Berlin, so versuchte auch Kriek in Heidelberg sein neues Konzept der Philosophie als politische, „völkisch-anthropologische“ Wissenschaft institutionell zu verankern.

2.3. Gescheiterte Neubesetzungen in Frankfurt, München und Leipzig

In vier weiteren Fälle aus der ersten Phase nationalsozialistischer Berufungspolitik spielte politische Protektion eine ebenso große Rolle wie bei Baeumler oder Kriek, doch führte hier jeweils die fehlende Qualifikation der Kandidaten ebenso wie die weltanschauliche Desorientierung und Gleichgültigkeit ihrer Förderer zu einem - gemessen an den weltanschaulichen Erwartungen - mehr oder minder großen Fiasko. Dabei zählen wir die in diese Kategorie gehörende, noch zu erwähnende Berufung von Otto Baensch nach Breslau gar nicht mit, da die professionelle Ausbildung dieses Windelband-Schülers den schlimmsten Dilettantismus vielleicht verhindert hätte, wenn man nicht unterstellen will, daß dem REM eine Blamage nicht doch ganz allein durch den plötzlichen Tod des Mittfünfzigers erspart blieb.

Im genauen Sinne keinen Protektionsfall stellt die Duldung von Karl Bornhausen dar, der sich 1934/35 Tillichs Nachfolge anmaßte. Der Breslauer Theologe deutschgläubiger Provenienz, Troeltsch-Schüler und -Bewunderer, ein publizistisch rühriger Herold des liberalen Protestantismus, war nach jahrelangen, Ministerium, Universitätsleitung und Theologische Fakultät entnervenden Querelen in die Philosophische Fakultät nach Frankfurt abgeschoben worden, wo er unter Protest der Kollegen Tillichs Lehrstuhl okkupierte. 1935 mußte er als „unzuträglicher Charakter“ von seinen Dienstgeschäften entbunden werden.¹¹³

Mit dem Versprechen, die „Umriss einer künftigen, in sich geschlossenen deutschen Weltanschauung“ zu erarbeiten, und mit den nachdrücklichsten Empfehlungen Rosenbergs, drängte der nur mit einigen indogermanistischen und vorgeschichtlichen Werken hervorgetretene Görlitzer Privatgelehrte Wolfgang Schultz auf den Münchener Lehrstuhl Hönigswalds. Die Fakultät lehnte ihn als Dilettanten ab, das PrMWKV warnte während der Berufungsverhandlungen vor dem sicheren Scheitern, doch neben Rosenberg ließen namhafte und einflußreiche Prominente wie Schultz' Verleger J. F. Lehmann, Philipp Lenard und Eva Chamberlain-Wagner ihre Verbindungen spielen. Es gelang Schultz dank dieses Rückhalts, zum SS 1934 tatsächlich einen Vertretungsauftrag, zum WS 1934/35 sogar das Ordinariat selbst zu erhalten. Aber das verantwortliche Bayerische Kultusministerium entzog ihm schließlich das Vertrauen als absehbar war, daß mit seiner Berufung kein „Forum national-

112 Vezina 1982, S. 135f. - Die Berufung war verbunden mit der Umwandlung des Lehrstuhls in einen solchen für Pädagogik und Philosophie, was Kriek jedoch nicht davon abhielt, seine Lehrtätigkeit auf Philosophie zu konzentrieren.

113 Detailliert dazu Hammerstein 1989b, S. 297-301. Zu Person und Werk Bornhausens, der im Mai 1933 in Breslau bei der dortigen Bücherverbrennung die Flammenrede hielt.

sozialistischer Weltanschauung in der Münchener Philosophie" entstehen würde."¹¹⁴ Das Intermezzo Schultz endete bereits im SS 1936, als Schultze, Jahrgang 1881, überraschend starb.

Ein weiterer, durch die Einrichtung von Baeumlers Professur für politische Pädagogik eröffneter Weg, die Grenzen des Faches im nationalsozialistischen Sinn zu verschieben und so die Voraussetzung zu schaffen, um weltanschaulich zuverlässige „Quereinsteiger“ berufen zu können, wurde vom PrMWKV nach ersten tastenden Schritten bald wieder verlassen:¹¹⁵ Die aussichtsreichste Initiative ging dabei wiederum nicht von der Ministerialbürokratie sondern von der Universität aus. Die Leipziger Fakultät schlug mit Rücksicht auf die „kulturpolitische Lage“ 1933 vor, das Extraordinariat Dittrich statt wie geplant mit einem Sprachphilosophen mit einem Vertreter der politischen Pädagogik zu besetzen. An erster Stelle nannte sie den ehemaligen Führer der „Deutschen Freischar“, den Theologen Helmuth Kittel, dessen Kampf gegen die „marxistischen Bestrebungen des preussischen Kultusministeriums“ ihn politisch qualifiziere. Hinter dem „gläubigen Protestanten“ Kittel an dritter Stelle, stand der zum „Tat-Kreis“ gehörende, nicht habilitierte Publizist Ernst Wilhelm Eschmann, dem wertvolle Beiträge zur politischen und sozialen Gegenwartsanalyse zu danken seien. Der gewünschte Kandidat, an zweiter Stelle plazierte, aber am ausführlichsten gewürdigt, war Baeumlers Schüler Walther Voigtländer, mit dem die Fakultät einen geschichtsphilosophisch geschulten Pädagogen und zugleich einen „Nationalpolitiker von denkerischem Format“ zu gewinnen hoffte.¹¹⁶

Die bunte Auswahl, ein „Deutscher Christ“ (Kittel)¹¹⁷, ein Jungkonservativer“ Schüler Alfred Webers aus den Reihen der publizistischen Hilfsgruppe General von Schleichers (Eschmann)¹¹⁸ und ein noch zwischen Krieck und Baeumler schwankender Pädagoge

114 Ausführlich zum Streit um die Berufung von Schultz: Schorcht 1990, S. 196 -205; dies. 1992 sowie Böhm 1995, S. 514ff. - Das Ordinariat wurde nach Schultzes Tod vom REM umgewidmet (Germanische Philologie und Volkskunde) und besetzt mit Otto Höfler, vgl. Schorcht 1990, S. 242.

115 Die wohl eher im Bereich der Hochschulpädagogik und an den Hochschulen für Lehrerbildung institutionalisierte „politische Pädagogik“ fand wissenschaftshistorisch bisher keinerlei Beachtung. Unter den Philosophen erhielt Schulze-Soelde einen entsprechenden Lehrauftrag. Für das WS 1934/35 beauftragte das REM den Rothacker-Schüler Wolfgang Frommel, das Fach in Greifswald neben Schulze-Soelde zu vertreten. Der 1902 geb. Frommel gehörte 1922/23 als Heidelberger Student einer sozialistisch-pazifistischen Arbeitsgemeinschaft an. Die „entscheidende Wendung“ brachte 1924 eine persönliche Begegnung mit Stefan George. Seitdem „volkserzieherisch und kulturpolitisch“ bestrebt, die „heroische Antike mit dem neuen Deutschland“ zu verbinden, um das „geistige Erbe“ im „nationalrevolutionären Sinn“ zu aktivieren. Vgl. die von C. H. Becker geschätzte Programmschrift ‚Der Dritte Humanismus‘ (1931). 1934 enger Mitarbeiter von Walther Beumelburg, dem Intendanten des Reichssenders Berlin. Referatsleiter Wissenschaft und Weltanschauung im Sender (GStA, Rep. 76Va, Sek. 7, Tit. IV, Nr.22, Bd. XXIV, Bl. 424-443; LA Frommel). Ausweislich einiger in seiner RSK-Akte enthaltenen Stapo-Einschätzungen dachte man 1937/38 über den als homosexuell und philosemitisch verdächtigten Frommel, der sich ins holländische Exil begeben hatte, ganz anders. BAZ, RSK-Frommel; umfassend zur Biographie jetzt Baumann 1995.

116 StAD, Vobi 10210/8, Bl. 60-73; Phil. Fak. Leipzig, Vorschlag Nachfolge Dittrich v. 29. 7. 1933.

117 Geb. 1902 in Potsdam, Theologiestudium, Schüler Holls, 1930 Dozent PädAk. Altona, 1931 Prof. ebd., 1932 entlassen, 1933 HfL Lauenburg/Pommern, seit Juni 1933 Referent für Schulfragen im Stab des späteren „Reichsbischofs“ L. Müller. Hesse 1995a, S. 421-424.

118 Zur Biographie vgl. Mohler 1989, S. 435f.

(Voigtländer)¹¹⁹, weist auf zahlreiche Stichwortgeber, denen die Fakultät umso bereitwilliger Gehör geschenkt hatte, als es ihr im wesentlichen darum gegangen sein dürfte, den drohenden Verlust des Lehrstuhls abzuwenden.¹²⁰ Die Berufung zerschlug sich, weil die „politische Pädagogik“ in jenen Wochen in den Windschatten der Pläne Freyers geriet, das Lamprechtsche Institut für Kultur- und Universalgeschichte in ein von ihm geführtes Institut für politische Wissenschaften umzuwandeln und dort die politische Bildung zu zentralisieren.¹²¹

2.4. Königsberg 1933: Die Berufung von Günther Ipsen

Wertet man das Einverständnis der Heidelberger Fakultät als einen Fall des vorausseilenden Gehorsams gegenüber einem Ministerium, das Kriek ohnehin nach Heidelberg geholt hätte, so darf man in Günther Ipsens Berufung nach Königsberg dann die dritte Oktroyierung eines Philosophen im Jahr der Machtergreifung registrieren. Da aber die verschiedenen „Kreise“ der Albertina seit dem Frühjahr 1933 bestrebt waren, die Fakultäten politisch auszurichten, kam die Entscheidung des Ministeriums auch hier akuten Forderungen entgegen.¹²² Inhaltliche Vorstellungen und Wünsche, die man in Berlin mit Ipsens Namen verband, sind leider in keiner Akte überliefert. Eine diffuse Erwartung, das Fach werde durch den sozialwissenschaftlich und historisch versierten Mitarbeiter des Soziologen Freyer an „Praxisnähe“ und damit an politischer Verwendbarkeit gewinnen, mag so im Vordergrund gestanden haben, daß nicht ganz abwegige Bedenken wegen möglicher weltanschaulicher Differenzen nicht Platz griffen. Ohnehin zeigte die bekanntlich niemals dogmatisch starre Parteilinie gerade in dieser Umbruchphase eine Toleranzbreite, die gegenüber „Bündischen“ wie Ipsen noch nicht auf Abgrenzung bedacht war. Ipsen erhielt darum zum 1. Oktober 1933 einen Ruf, obwohl in Königsberg kein philosophisches Ordinariat neu zu besetzen war. Dies geschah vielmehr im Vorgriff auf die geplante Versetzung oder Entlassung des Psychologen und Pädagogen Otto Schultze, die gem. § 5 BBG im August 1934 erfolgte.¹²³ Der galt als Libe-

119 Zu Voigtländer s. u. B III.

120 Der auf Dittrichs Nachfolge hoffende nb. Extraordinarius Ernst Bergmann, Fachberater für Hochschulfragen im sächsischen NSLB, verdächtigte sogar Litt, Urheber des Vorschlags gewesen zu sein (StAD, Vobi, Nr. 10210/8, Bl. 78; Bergmann an NSLB Sachsen, Stabsleitung v. 2. 7. 1933).

121 Dazu Muller 1987, S. 237-246. Vgl. a. Sander 1990, und ebenfalls aus marxistischer Sicht, mit zahlreichen Fehlern, Hoyer 1990 sowie (genauer) Schäfer 1990, S. 139f.

122 Vgl. nur die „Wunschliste“, die der Kurator Friedrich Hoffmann dem PrMWKV im Sommer 1933 übermittelte und die ebenso ausführlich wie bezüglich der politischen Präferenzen Hoffmanns ahnungslos von Heiber 1994, S. 316ff, referiert wird.

123 GStA, Rep. 76Va, Sek. 11, Tit. IV, Nr. 21, Bd. XXXIV, Bl. 273-277; Vereinbarung v. 19. 10. 1933 u. Berufungserlaß v. 9. 11. 1933. Zur Vita und zum weltanschaulichen Hintergrund Ipsens vgl. o. Kap. A III. 2. Zu Schultzes Entlassung Geuter 1984, S. 110. Geuter irrt, wenn er meint, Schultze sei altersbedingt entlassen worden und sein Lehrstuhl sei dann bis 1940 unbesetzt geblieben (s. u. B II.). Ipsens Stelle wurde im letzten Quartal 1933 aus dem Lehrauftragsfond, dann mit den Mitteln des Lehrstuhls Paneth (Chemiker, nach § 3 BBG im April 1933 entlassen) finanziert, bis er am 1. 10. 1934 auf das Ordinariat Schultzes rückte. Vgl. GStA ebd., Bl. 323 und 451; PrMWKV an Kurator v. 27. 1. bzw. 14. 8. 1934. Ebd. Bl. 454; REM an Kurator v. 18. 8. 1934 wg. Versetzung Schultze nach Halle gem. § 5 BBG.

raler, und es ist denkbar, daß Baeumler das Ministerium an dessen Weigerung erinnerte, einen von ihm 1931 organisierten Protest gegen Kriecks Entlassung zu unterschreiben.¹²⁴

Ipsen erkletterte also einen zunächst einmal haushaltsrechtlich inexistenten Lehrstuhl für Philosophie und wurde zum Mitdirektor des Philosophischen Seminars ernannt.¹²⁵ Als das REM Schultze dann zum WS 1934/35 nach Halle abschob, konnte Ipsen seine Nachfolge antreten, so daß man ihm zum 1. April 1935 auch die Leitung des Päd.-psychologischen Seminars anvertraute und seinen Lehrauftrag auf „Volkslehre“ erweiterte. Neben seiner Tätigkeit an der Albertina unterrichtete Ipsen zeitweise an der Königsberger Handelshochschule und an der TH Danzig.¹²⁶ Mit dem Karrieresprung, so Ipsen im Rückblick, sei für ihn zugleich der Übergang von der Geschichtsphilosophie zur Soziologie einhergegangen. Genauer zur „Realsoziologie“, die als empirische Disziplin, als ideologiekritische Verhaltensforschung, den „wirklichen Sinn der menschlichen Verhältnisse“ habe entdecken wollen. Die 1929 begonnenen agrarsoziologischen Studien seien im Rahmen einer „Theorie des geschichtlichen Volkes“ wieder aufgenommen und auf demographische, wirtschaftsgeographische und familiensoziologische Forschungsfelder ausgedehnt worden.¹²⁷ Spuren der agrarsoziologischen Arbeiten sind noch bis kurz vor seinem Wechsel von Königsberg nach Wien, im SS 1939, zu belegen. Das letzte, von der Notgemeinschaft unterstützte Königsberger Projekt dürfte eine im Herbst 1938 geplante Studienreise in „venezianisches Gebiet“ gewesen sein.¹²⁸ Der in Leipzig eingeübte „bündische“ Charakter dieser in studentischen Arbeitsgemeinschaften¹²⁹ und in Kooperation mit anderen Dozenten wie dem Historiker und langjährigen NSDAP-Gegner Kleo Pleyer¹³⁰ durchgeführten Studien fand ebenso eine Fort-

124 Vgl. AI. 2., Anm. 172.

125 GStAwieAnm. 123.

126 GStA, XX. HA, Rep. 99c, Nr. 48; Ipsen an den ehemaligen Königsberger Kurator F. Hoffmann v. 10. 10. 1949 betr. seine akademische Laufbahn. Vorlesungsverzeichnisse HHS Königsberg (SS 1938 u. 1939: Volk und Rasse; Das Volkstum als Grundlage der ns. Erziehung) und TH Danzig.

127 GStA, XX. HA, Rep. 300 NL Hoffmann/Slg. Jantke, Kasten 4; Manuskript Ipsen: „Selbstverständnis“ v. 11.6. 1957.

128 BAZ, HLK, Einträge v. 20. 8. und 1.12. 1938. Die ebenfalls auf Ipsens Karteikarte an 22. 4. 1941 vermerkte Bewilligung von 1000 RM für „Verwaltungsorganisation und Rechtspflege des belgischen Kongo“ gehört wohl eher zu den Forschungsinteressen des Namensvetters und Hamburger Verwaltungsrechtlers Hans Peter Ipsen. Anträge Ipsens auf Förderung agrarsoziologischer Studien in Oberitalien (zwecks „Einsicht in ital. Teilbauverhältnisse“) im DFG-Bestand: BAK, R 73/11869. Hentschel 1985, S. 32, weist eine Exkursion ins nördliche Siebenbürgen (1937) nach. Erstmals bekam Ipsen 1928 NG-Mittel für agrarsoziologische Studien in Schlesien und Nordwest-Dt., vgl. BAP, RMdI Nr. 26776, Bl. 454; Übersicht v. 14. 8. 1928. - Vgl. A. Ehmer 1992.

129 Im Rahmen der politischen Schulungsarbeit der bündischen „Deutschen Freischar“. Ipsen hatte geholfen, die Rumänienfahrt einer Gruppe schlesischer und sächsischer Jungmannschaft vorzubereiten (1930). Eine schlesische Jungmannschaft ließ sich 1931 in die „Erlernung soziologischer Methoden“ anhand der Untersuchung eines „Dorfes im deutschen Osten“ einweisen. Dt. Freischar 4, 1931/32 H. 1, S. 35-37: ‚Dorfwoche Rogau-Rosenau-Studentische Arbeitsgruppe‘. Erwähnenswert auch die Teilnahme an der 7. Jahrestagung der Mittelstelle Deutscher Jugend in Europa (Frühjahr 1931), wo Ipsen neben dem jungkonservativen Publizisten Franz Mariaux zu den Referenten gehörte. Leider sind nur Mariaux' Ausführungen zur nationalen Außenpolitik überliefert: Um der außenpolitischen Handlungsfähigkeit willen war er entschlossen, „im Innern mit allem aufzuräumen, was unseren staatlichen und volklichen Willen zersetzt“. Tagungsbericht in: ATB 41, 1931, S. 262f. Diese Kontexte nicht erfaßt von C. Hentschel 1985, S. 20-22. - Vgl. Ipsen 1932e; 1933d; 1934a+b; 1935.

130 Vgl. nur die Artikel Pleyers in: „Bündische Welt“ Jg. 6, 1933, H. 2 (Hornung/Februar), S. 1: Unter

Setzung wie die politisch-pädagogische Arbeit, an der Ipsen sich etwa im Gauschulungslager Balga beteiligte, wo 1934 und 1935 über „Volk und Staat“ bzw. „Rasse und Staat“ verhandelt wurde.¹³¹ Obwohl er seinem ursprünglichen Lehrauftrag getreu weiter philosophische Veranstaltungen vor allem zur Sprach- und Geschichtsphilosophie abhielt, lag der Schwerpunkt seiner Königsberger Lehr- und Forschungstätigkeit eindeutig auf soziologischem Gebiet.¹³²

Entsprechend dieser Ausrichtung hatte das Pädagogisch-psychologische Seminar mit Werner Conze einen Sozialhistoriker als Assistenten, während die ursprüngliche pädagogische Aufgabenstellung von Schultzes ehemaligem Schüler Hans Buttgeriet, einem Parteigenossen von 1931, wahrgenommen werden mußte.¹³³ Ipsen trat 1933 in die SA ein, brachte es dort aber nur zum Truppführer. Nach langer Zeit als Parteianwärter war er zum 1. Mai 1937 in die NSDAP aufgenommen worden, galt jedoch nach den 1940/41 dem SD vorliegenden politischen Einschätzungen nur „nach außen hin“ als „eifriger Nationalsozialist“. Der NSDD wies 1938, als er Ipsen für eine soziologische Professur in Dresden in die engere Wahl zog, darauf hin, daß seine politische Auffassung durch die Herkunft aus der Jugendbewegung mitgeprägt sei, daß er aus dem bündischen Boberhaus-Kreis stamme und im volkswissen-

Anspielung auf ein Treffen Hitlers mit Vertretern der Hochfinanz wenige Tage vor dem 30. Januar heißt es dort: Im Hause eines jüdischen Bankiers sei die Regierung der nationalen Konzentration gebildet worden, was mit „Entsetzen“ von den Bündischen zur Kenntnis genommen werde, da sie auf die Verstaatlichung der Banken und des Großgrundbesitzes wie insgesamt auf die Beseitigung der „bürgerlichen Klassenherrschaft“ gehofft hatten.

131 StdO, WS 1935/36, F. 2, S. 31: Veranstaltung „Struktur und Geschichte des Dorfes“ am neugegründeten Institut für Planungswissenschaft. Neben Ipsen wirkten mit v. Grünberg, dessen Assistent Carl Jantke und der Finanzwissenschaftler C. A. Fischer. - Ebd., SS 1935, H. 1, S. 9f: Gauschulungslager Balga v. 21.- 31. 3. 1935, wiederum mit v. Grünberg. Mit Pleyer leitete Ipsen im SS 1938 eine „Staatenkundliche Arbeitsgemeinschaft“, die „Staat und Volkstum in Südosteuropa“ behandelte. 1937 gründete er eine Landeskundliche AG mit dem Volkskundler Harmjan. Mit ihm, dem späteren berufungspolitischen „Weichensteller“ des REM, gab Ipsen die „Zeitschrift für Volkskunde“ (bis 1941) heraus. In die von Harmjan mit der Absicht, die Zs. dem „Ahnenerbe“ der SS zuzuschancen, provozierten Konflikte mit dem de Gruyter Verlag war Ipsen ausweislich des Briefwechsels zwischen Hg. und Verlag nicht involviert (Archiv des deGruyter-Verlages, Berlin)

132 Vgl. Anhang.

133 Zu den sozialhistorischen Arbeiten Conzes: Oberkrome 1993, S. 135ff. Nicht berücksichtigt die Förderungsanträge Conzes an die DFG zur Unterstützung einer Arbeit über Agrarverfassung und Bevölkerungsentwicklung in Nordostpolen vom 16. -18. Jh. in BAK, R 73/10614; 1937/38. - Conzes Vorgänger bis zum September 1935 war Freyers Leipziger Assistent (1931-1933), der Soziologe Helmut Haufe (1906 - gef. 1942), der bevölkerungswissenschaftliche und agrarsoziologische Studien zur „Umschichtung der südosteuropäischen Agrargesellschaft am Beispiel Rumäniens“ betrieb. 1935/36 von der Rockefeller-Stiftung gefördert, 1936/37 nochmals Ipsens Assistent, habilitierte er sich 1938. Er folgte Ipsen nach Wien und erhielt dort 1939 als Dozent einen LA: Volkslehre und Bevölkerungswissenschaft (vita v. 20. 5. 1942 in: BAK, R 21/10047, Akte Haufe). - Buttgeriet geb. 19. 2. 1907 in Tilsit, promovierte in Königsberg bei Schultze 1932: ‚Führergestalten in der Schulklasse. Eine sozialpsychologisch-individualdiagnostische Untersuchung‘. - NSDAP: 1. 10. 1931, NSLB: 1. 4. 1934; hauptberuflich zuletzt Mittelschullehrer in Königsberg, wie Haufe an der Ostfront gefallen (Dezember 1941). Von 1937 bis 1939 mit einem Habil.-Stipendium gefördert (BAZ, MF und HLK). Forschungsschwerpunkt: Bildungsgeschichte, zuletzt hervorgetreten auf der Kant-Copernicus-Woche im Februar 1939 mit einem Vortrag über Nicolovius und die Neugestaltung des preußischen Schulwesens (PrZ Nr. 47, 16. 2. 1939, 2. Beiblatt) und einem Aufsatz: ‚Die Schicksalsauffassung der Germanen‘ (Buttgeriet 1939).

volkswissenschaftlichen Arbeitskreis des VDA wirke - also ideologisch nur bedingt mit dem Nationalsozialismus konform ging. Noch skeptischer notierte der SD dann neben: „Bündische Vergangenheit (Freyer, Pleyer, Stephan George Kreis)" die Frage: „Ob auch ns. Philosophie? Geschickte Gleichsetzung von ‚völkisch‘ und nationalsozialistisch".¹³⁴ Daß offenbar weitere Beziehungen zu Wilhelm Ahlmann bestanden, der, eingeweiht in die Vorbereitungen zum 20. Juli 1944, den Freitod wählte¹³⁵, hätte aus SD-Perspektive den Verdacht über die nur „äußerliche" Überzeugungstreue bestätigen können, hinderte aber Ipsen nicht daran, am 15. Juli 1944 zum NS-Führungsoffizier aufzusteigen. Bis dahin war offenbar auch ein Verdacht des Amtes Rosenberg aus dem Weg geräumt, wonach Ipsen „sehr starke Bindungen zum Judentum" haben könne und es „außerordentlich geschickt" verstehe seine negative Haltung zum Nationalsozialismus zu verbergen.¹³⁶

2.5. Gießen 1933: Die Berufung von Hermann Glockner

In seinen Erinnerungen läßt Hermann Glockner sich von seinem ehemaligen Heidelberger Kollegen August Faust ob des Glücks beneiden, 1933 noch unter unpolitischen Vorzeichen nach Gießen berufen worden zu sein.¹³⁷ Selbst wenn man die massiv politisch bedingte, durch die Entlassung des Sozialdemokraten von Aster gem. § 4 BBG entstandene Vakanz seines Lehrstuhls einmal ignoriert, so bleibt festzuhalten, daß die Auswahlkriterien der Gießener Fakultät im Juli 1933, sehr im Gegensatz zu den Berliner Beratungen zur Nachfolge von Maier und Dessoir, unzweifelhaft den tagespolitischen Anforderungen genügen wollten. Rückblickend bemerkte Glockners Dekan 1934, daß dieser Dozent gerade nicht wegen sei-

134 Angaben nach BAZ, Research-Wi, Material G. Weippert; darin von NSDD Reichsleitung an Dozentenbund-Führer Dresden v. 11. 8. 1938. - Ebd., MF. - BAP, REM 49.01, Nr. 12444; SD-Gutachten zu Ipsen 1941/42. Hentschel 1985, S. 33, erwähnt aus dem NL Ipsen Briefwechsel und Protokolle (1938) zu Ipsens Mitarbeit im VDA, Wissenschaftlicher Beirat/Referat Bauerntum und Landwirtschaft.

135 Freyer war mit dem Kieler Bankierssohn Ahlmann (1895-1944), der ihm 1925 nach Leipzig gefolgt war, eng befreundet. Zur Biographie vgl. das anonyme (von J. D. Achelis verfaßte) Vorwort zum ‚Tymbos für Wilhelm Ahlmann‘, ein Gedenkbuch, für das auch Ipsen einen Beitrag lieferte (1951). C. Hentschel 1985, S. 30, erwähnt den Kontakt Ipsens zu Ahlmann, auf den sie der Ipsen-Freund Dietrich von Oppen aufmerksam machte, teilt aber auch Bedenken des Sohnes Detlev Ipsen bezüglich der naheliegenden Spekulation mit, auch Ipsen könne über Einzelheiten der Verschwörung informiert gewesen sein. - Ungeklärt ist auch die von Hentschel, S. 29, geschilderte, ihr von Werner Conze überlieferte Geschichte der durch Ipsen geförderten „Flucht" Kleo Pleyers aus Königsberg. Ipsen habe geholfen, ihm dem Zugriff der Gestapo zu entziehen, nachdem er sich in einer Ringvorlesung über das Nationalitätenproblem offen kritisch zur NSDAP geäußert habe.

136 C. Hentschel 1985, Anhang Bl. 45, Zentralnachweisstelle BA Aachen; militärische Dienstlaufbahn Ipsen. Ipsen hat im ostpr. IR 1 am Rußland-Feldzug teilgenommen. Ein von ihm wohl i. A. des OKW verfaßtes, aus eigenen Erfahrungen in der Heeresgruppe Nord geschöpftes Buch: ‚Kampf um Leningrad‘ ist in dt. Bibliotheken nicht nachzuweisen. Ipsen ist am 18. 12. 1944 als „Gau-Offizier" nach Königsberg abgeordnet worden, geriet dort aber in Konflikt mit Gauleiter Koch (Hentschel, S. 37, nach Zeugenaussagen). Als Generalstabsoffizier, Ic im Stab des Festungskommandanten von Königsberg, wurde er dann Zeuge der von Sowjetarmisten verübten Greuelthaten in der Gartenstadt Metgethen, seinem ehemaligen Domizil zwischen 1933 und 1939; dazu Lasch 1958, S. 74f. und Hoffmann 1995, S. 287, der aus Ipsens Erlebnisbericht zitiert. - Zum Verdacht des Amtes Rosenberg: IfZ, MA 116/6; Amt Wehrmachtschulung/Sotke an Erxleben v. 25. 2. 1944.

137 Glockner 1969, S. 240. Unergiebig dazu hingegen: ders. 1975.

ner wissenschaftlichen Qualifikation berufen worden sei, sondern wegen des „großen Vertrauens in hochschulpolitischer Beziehung“, das er in Heidelberg und bei der nationalsozialistischen Regierung Badens genossen habe. Auch sein Kampf gegen den „semitischen Einfluß in der deutschen Philosophie der letzten Jahrzehnte“ empfahl Glockner als „fest auf dem Boden der nationalsozialistischen Weltanschauung“ stehend.¹³⁸ Wie auf Glockner zugeschnitten, forderte der Fakultätsvorschlag denn auch, daß der gewünschte Kandidat tief in der Tradition der deutschen Philosophie und Pädagogik verwurzelt, doch im Hinblick auf eine künftige Staatsphilosophie von „Gegenwartsfragen bewegt“ sein müsse. Dies sei Voraussetzung dafür, daß die Philosophie von der um „Sinndeutung des nationalrevolutionären Geschehens“ ringenden Jugend als geistige Führerin anerkannt werde. Der als „Überwinder des Marxismus und Materialismus“ um die nationale Sache verdiente Ernst Horneffer, von einer Fakultätsminderheit angepriesen, könne gleichwohl nicht vorgeschlagen werden, da Zweifel bestünden, ob er als führender Freimaurer vom innersten Wesen des Nationalsozialismus ergriffen sei. Auch der Rehabilitierung verdienende Arnold Rüge, der wegen seines völkischen Engagements 1920 die *venia* eingebüßt hatte, stünde wegen fehlender fachlicher Qualifikation nicht zur Wahl. So schlug man drei Kandidaten vor, die auf unterschiedliche Weise die „Gegenwartsfragen“ behandelten. Der zuletzt genannte Marburger Privatdozent Gerhard Krüger stehe in „lebendiger Fühlung mit den religiösen Problemen der Zeit“. Der Zweitplatzierte Hans Lipps habe Husserls Phänomenologie zur philosophischen Anthropologie weiterentwickelt und zeige sich von daher allen Forderungen der Zeit völlig aufgeschlossen. Ohne philosophischen Konnex, sondern vor allem weil er als Vertrauensmann des Heidelberger Rektors für die in Aussicht genommene Hochschulreform galt, der höchsten menschlichen und politischen Anforderungen genüge, plädierte die Fakultät für den *primio loco* genannten nb. Heidelberger Professor Glockner.¹³⁹

Im Frühjahrsheft von Kriecks Zeitschrift „Volk im Werden“, im „Heidelberger Tageblatt“ und im Organ der Leipziger Studentenschaft hatte Glockner sich mit hochschulpolitischen Reformvorschlägen zu Wort gemeldet. Die von ihm skizzierte Einrichtung einer „Deutschen Körperschaft“ stellte keine sonderlich originelle Wiederaufbereitung alter Reformmodelle aus den ersten Jahren der Weimarer Hochschuldebatte dar. Diese Körperschaft, völkisch gewandt, hielt an der Idee der *Universitas litterarum* fest. Glockner warnte vor Eingriffen in tradierte Strukturen und wollte seine Körperschaft den Hochschulen nur angliedern, wie einst die Anwälte der „Humanistischen Fakultät“ diese auch nur als Ergänzung der alten Fakultäten empfohlen hatten. Worin die in dieser „Körperschaft“ zu vermittelnde „völkisch fundierte Allgemeinbildung“ dann bestehen sollte, verriet Glockner seinen Lesern nicht. Da er als Neuhegelianer, als Biograph Vischers und Erdmanns, dabei mehr an die „Blüte der Geisteswissenschaften des 19. Jahrhunderts“ (Grimm, Ranke, Ritter) als an Rosenbergs ‚Mythus‘ dachte und er unter „völkische[m] Selbstbewußtsein“ ein „spezifisch deutsches Bewußtsein“ verstand, hätte das ganze Projekt aus NS-Sicht doch als reichlich

138 BAK, R 21/10049, Akte Glockner; undat. Gutachten ca. 1934 vom Dekan der Phil. Fak. Gießen.

139 UAG, PA Glockner; Vorschlagsliste Nachfolge v. Aster v. 31.7. 1933. Das mit triumphierendem Unterton von Heiber 1991, S. 491, zitierte ablehnende Gutachten Heideggers über Horneffer wiederholte eigentlich nur die Bedenken gegen dessen Vielschreiberei. Damit hatte Horneffer sich bereits 1919/20 diskreditiert (s. o. Kap. A I.).

verstaubt erscheinen müssen.¹⁴⁰ Doch deckte die Aufbruchstimmung des Sommers 1933 derartige Unzuträglichkeiten noch zu. Und in Gießen, wo man offenkundig nur irgendwie den Anschluß nicht verpassen wollte, kam ein „Hochschulreformer“ gerade recht. Und vermutlich „verkaufte“ sich Glockner nicht nur seinem badischen Ministerium gegenüber als Aktivist, der „19 Semester“ lang, also seit 1924, in Heidelberg für „deutsches Wesen“ und „deutsche Weltanschauung“ gefochten habe.¹⁴¹

Glockners Biographie ebenso wie seine wissenschaftliche Produktion ließen jedenfalls vor 1933 von dieser politischen Einsatzbereitschaft wenig erkennen. Die minutiösen Jugenderinnerungen des 1897 in Fürth geborenen Lehrersohnes vermitteln den Eindruck, als habe es bis 1914 kaum Berührungen mit den politisch-sozialen Realitäten dieser fränkischen Industriestadt gegeben. Er sei unpolitisch aufgewachsen, nur wegen der „Klassenfrage“ habe sich 1912, als die SPD stärkste Fraktion im Reichstag wurde, im katholischen Elternhaus ein „Krisengefühl“ eingestellt. Nicht nur wegen schlechter Erfahrungen des Vaters hielt man Distanz zu den in Fürth einflußreichen Juden. Kehrseite dieses sozialen Abstands zu Sozialisten und Juden war aber keineswegs ein auch nur schwach ausgebildeter Nationalismus: Als Glockner während eines Sprachkurses in der Schweiz vom Kriegsausbruch überrascht wurde, machte er keine Anstalten, nach Hause „zu den Waffen“ zu eilen. Im Gegenteil: Es habe ihm widerstrebt, die „kulturgesättigte Friedensatmosphäre“ zu verlassen, die Welt des 19. Jahrhunderts, in die er eigentlich als „Dichter“ hatte Einzug halten wollen. Zurück in Fürth gelang es ihm, die Einberufung hinauszuzögern und 1916/17 nur Garnisonsdienst leisten zu müssen. So war er in der Lage, in München und Erlangen zu studieren, wo er 1919 bei Hensel mit einer Arbeit über ‚Die Fortbildung der Hegeischen Gedanken in F. Th. Vischers Ästhetik‘ promovierte. Es folgten die im „Heidelberger Bilderbuch“ ausführlich geschilderten Jahre als Schüler Rickerts, der ihn 1924 habilitierte (Der Begriff in Hegels Philosophie. Versuch einer logischen Einleitung in das metalogische Grundproblem des Hegelianismus; PV. am 3. 5. 1924: Das philosophische Problem in Goethes Farbenlehre; 1924b).

Soweit Glockner im Medium seiner Hegel-Monographie (1929) und seiner zahlreichen Aufsätze zur Geschichte des Hegelianismus zeitkritische und im engeren Sinne politisch zu wertende Ansichten vertrat, nährte er sich von einem diffusen Anti-Materialismus, der Eukens „Tatwelt“ und das antibolschewistischen Emigrantenkreisen nahe Periodicum „Der russische Gedanke“ prägte, Zeitschriften in denen Glockner sich mehrfach äußerte. Lukács' ‚Theorie des Romans‘ nahm er 1924 zum Anlaß, die Enkel Schillers und Humboldts vor dem dort offerierten „orientalischen“, geschichtsphilosophisch-kommunistischen Utopismus zu warnen. Sein Versuch über ‚Die ethisch-politische Persönlichkeit des Philosophen‘ (1922) enthielt eine ähnlich anti-kollektivistische Tendenz, die dann 1935 in einer Verteidigung der idealistischen Tradition offen mit „Rußland“ identifiziert wurde. Entsprechend wurde Hegel von der „Theorie des Sozialismus“ getrennt, seine Dialektik als, gemessen am Gesamtwerk, „nicht zentral“ gewertet und stattdessen ein „irrationaler Kern“ darin behauptet, den Hegel sich selbst nur nicht genügend ins Bewußtsein gerufen habe. An Rickert orientiert war Glockner bestrebt, Hegel wertphilosophisch zu vereinnahmen und weitergehend

140 Glockner 1933; ders. 1934b.

141 GLA 235/1993, PA Glockner; Glockner an Bad. KultM. v. 19. 9. 1933. Das Ministerium hatte Glockner am 14. 9. 1933 mitgeteilt, daß Heideggers Entscheidung über seine Berufung nach Berlin noch ausstehe und ihm Hoffnungen auf die dann möglich Nachfolge in Freiburg gemacht.

die „Wiedergeburt des Idealismus“ zu befördern, die sich politisch einmal mehr als Integration qua Vermittlung der „allgemeingültigen Werte“ unter der Leitung „genialer Führerpersönlichkeiten“ anbot.¹⁴²

2.6. Kiel 1933/1935: Die Berufung von Kurt Hildebrandt und Ferdinand Weinhandl

Der Kieler Rektor Lothar Wolf gehörte mit seinen Kollegen Heidegger, Krieck und Friedrich Neumann (Göttingen) zu den Exponenten einer neuen Hochschulpolitik, die nach ihrem Selbstverständnis nationalsozialistisch sein wollten. Mit Ausnahme des programmatisch wenig ambitionierten Neumann scheiterten diese Rektoren, weil sie ihre Konzeptionen weder untereinander zur Deckung bringen noch sie gegenüber den Vorstellungen von Partei und Ministerialbürokratie durchsetzen konnten.¹⁴³

Die Besetzung der philosophischen Lehrstühle von Stenzel und Kroner in Kiel, die Wolf anfangs noch in enger Abstimmung mit Heidegger vorzunehmen gedachte, stand im Zeichen dieser hochschulpolitischen Reformpläne, deren Grenzen sie zugleich beispielhaft veranschaulichen. Im Frühjahr 1934 legte Wolf Minister Rust ein Hauptmotiv dar, um das es ihm und einigen Fakultätsmitgliedern bei der Besetzung ging: die Schaffung eines einheitlichen, dem Neuaufbau der Kieler Universität dienenden Lehrkörpers.¹⁴⁴ Der erste Vorschlag vom November 1933, der Heidegger und Freyer *pari passu* an erster Stelle nannte, kann zu inhaltlichen Bestimmung der von Wolf projektierten „Einheitlichkeit“ aufgrund der mangelhaften Überlieferung leider nicht herangezogen werden.¹⁴⁵ In jedem Fall muß der Fakultät

142 Glockner 1970, Bd. 1, S. 7ff. (zum Judentum in Fürth), 14 (zur SPD), 126f. (negative Erfahrungen des Vaters mit der jüdischen Oberschicht Fürths), Bd. 2, S. 304ff. (zum negativen Kriegserlebnis 1914). - Ders. 1969, S. 245ff. (zur Habilitation; im UAHd. dazu kaum Material). - Ders. 1929, S. XXI (Hegels geheimer Irrationalismus), 199, 227 (Hegel hätte die Theorie des Sozialismus als „bloßes Gedankenwerk:“ abgelehnt); für Hegels politische Philosophie verwies Glockner auf die einschlägigen Werke von Heller und Rosenzweig, wie er es an anderer Stelle nicht unterläßt zu erwähnen, Hegel habe in Berlin gern die jüdischen Häuser besucht (S. 435). - Ders. 1924a (gegen Lukács). - Ders. 1922 (zur ethisch verantwortlichen Persönlichkeit). - Ders. 1934a (zu Heinrich von Stein, der als Philosoph über die 1922 eingeforderten „Eigenschaften des geborenen Führers“ verfügt habe, u. a. die bis Selbstverleugnung gehende Rücksichtnahme auf das Allgemeinwohl; ähnlich eingeschätzt Vischer, in: ders. 1931, S. 56f: Das Politische sei im Ethischen zu verankern). - Ders. 1935b (Verteidigung des Idealismus, Kritik am zersetzenden Relativismus eines Pragmatikers wie Jaspers, dessen Weltanschauungspsychologie die objektiven „Werte“ mißachte). - Ders. 1932, S. 101 (Erdmann, der seine Zeit negierte, weil sie das Überzeitliche und Ewige preisgegeben habe und dessen Bezugspunkt das „geistige Groß-Deutschland“ geblieben sei, der Lebensraum des universalistischen Bildungsmenschen - wo sich auch der junge Glockner wohler fühlte als im Schützengraben!).

143 Über die akademische „Viererbande“ (Heidegger, Wolf, Neumann, Krieck): Heiber 1992, Kapitel 4, S. 436ff. Das Kieler Berufungsverfahren wird nun untersucht und dokumentiert in Rainer Kolks Monographie zur Geschichte des George-Kreises, 1998, S. 521-532 („Gleichschaltung im Zeichen Georges“) und Anhang.

144 LAS, Abt. 47, Nr. 1597, Bl. 69; Rektor an PrMWKV v. 20. 4. 1934.

145 Ebd., Bl. 68; diese erste Liste zur Stenzel-Nachfolge mit Heidegger/Freyer datiert v. 7. 11. 1933; dokumentiert ist auch ein Schreiben des Prodekans Menzel an Rust v. 20. 4. 1934. Heidegger war im April 1934 nach Wolfs Versicherung immer noch (oder während der Endphase seines Freiburger Rektorats: wieder) bereit, einem eventuellen Kieler Ruf zu folgen (ebd., wie Anm. 144).

schnell klar gemacht worden sein, wie unabhkömmlich ihre beiden Wunschkandidaten in Freiburg und Leipzig waren. Ein Sitzungsmarathon war dann erforderlich, um bis Ende Januar eine zweite Liste mit Günther Ipsen an erster, Kurt Hildebrandt und Friedrich Brunstädt an zweiter und Arnold Gehlen an dritter Stelle vorlegen zu können.¹⁴⁶ Auch bei dieser Liste stößt die Interpretation auf überlieferungsbedingte Probleme, da für Ipsens Nominierung zur Begründung auf die anlässlich seiner Königsberger Berufung dem Ministerium erstatteten Gutachten verwiesen wird.¹⁴⁷ Sicher ist, daß Brunstädt gegen den Widerstand des Rektors vorgeschlagen wurde:¹⁴⁸

„Aus den wenigen eingeholten Gutachten ergab sich für mich das Bild eines Universitätspolitikers, der mit viel Taktik und Diplomatie nach dem Urteil Heideggers regieren konnte in einer Zeit, als in der großen Politik Männer wie Treviranus regierten. Ich habe weiter gegen Herrn Brunstädt [sic!] speziell für Kiel das Bedenken, daß es nicht angebracht erscheint, neben dem Hegelianer Kroner Herrn Brunstädt zu berufen, der m. E. als Neuhegelianer angesprochen werden muß. Mein wesentlichstes Bedenken ist dies, daß Herr Brunstädt alles andere als eine Auffrischung der im schlimmsten Maße im alten Geist arbeitenden Fakultät bedeuten wird.“

Dieser „alte Geist“ zeigte sich im Widerstand einer starken, vom Gräzisten Richard Härder und dem Germanisten Carl Wesle angeführten Fraktion in der Fakultät, der sich gegen Kurt Hildebrandt richtete. Härder bediente sich während der Beratungen nationalsozialistischer Kriterien, um dessen Berufung zu verhindern: Hildebrandt, dem ohne Habilitation 1927 in Berlin ein Lehrauftrag erteilt worden war, sei ein Günstling des Demokraten Becker gewesen und habe 1923 behauptet, Blutmischungen zwischen Deutschen und Juden seien erstrebenswert. Wolf vermutete hinter diesen Anwürfen nicht ganz zu Unrecht einen taktischen Schachzug. Härder gehörte neben dem Altphilologen Felix Jacoby, einem „Volljuden“, zu den Professoren, die von der NS-Studentenschaft kurz nach der Machtergreifung in der Kieler Tagespresse angegriffen worden waren und die sie als „untragbar“ für den „Neubau der Deutschen Hochschule“ ausgeschaltet wissen wollten.¹⁴⁹ Wolf machte überdies aktenkundig, wie Härder sich in seinem Widerstand gegen Hildebrandt anfangs von Kroner unterstützen ließ und ausgerechnet den „Vierteljuden“ Karlfried Graf Dürckheim-Montmartin zum Stenzel-Nachfolger küren wollte. Hinter der taktischen Judengegnerschaft verbarg sich die Abneigung des Philologen aus der Schule Werner Jaegers. Jaeger hatte seinerzeit die Habilitation Hildebrandts in Berlin verhindert, um die Stefan George verpflichtete Platon-Interpretation Hildebrandts nicht akademisch zu nobilitieren (s. o. A II.). Härder scheute sich daher nicht, gegen Hildebrandt mit wechselnder Begründung Plagiatsvorwürfe zu erheben, die jedoch zu wenig substantiiert waren, um Wolfs Nachprüfungen standzuhalten.¹⁵⁰ Am Ende reduzierte sich das von Härder formulierte Sondervotum auf die Kennzeichnung

146 LAS, Abt. 415/806, Bl. 369-371; Vorschlagsliste Nachfolge Stenzel v. 26. 1. 1934.

147 Im Zusammenhang mit Kroners Nachfolge kam nochmals Ipsen ins Gespräch. Er laufe in Königsberg leer, wo er doch in Kiel mit dem Weltwirtschaftsinstitut kooperieren könne. Mit der Kieler Berufung sollten offenbar stärker die soziologischen Interessen Ipsens gefördert werden: GStA, Rep. 76/726, Bl. 44.

148 LAS, Abt. 415/806, Bl. 388-391; Rektor Wolf an PrMWKV v. 28. 1. 1934.

149 LAS, Abt. 415/805, Bl. 412-413; Erklärung der Mitglieder des Philologischen Seminars der Universität Kiel v. 24. 4. 1933, die Jacoby u. Härder das Vertrauen aussprach.

150 LAS, Abt. 415/806, Bl. 373-378; Bericht Wolf an PrMWKV über Härders „Intrigen“ v. 22. 1. 1934.

Hildebrandts als eines geistreichen Dilettanten.¹⁵¹ Aber diese fachlichen Vorbehalte dürften nicht den Kern des Händerschen Widerstands gebildet haben und sie erklären auch nicht Wolfs harsche Kommentare. Wie aus einem Schreiben Dekan Menzels an Wolf hervorgeht, galt Härder als „Stimmführer einer bestimmten Interessengruppe“, der bereits vor 1933 unangenehm aufgefallen war, als er seinen Königsberger Freund, den 1934 aus rassistischen Gründen entlassenen Historiker Hans Rothfels nach Kiel ziehen wollte.¹⁵² Rothfels galt an der Albertina als jungkonservativer, den föderativen Ostraum-Ideen Moeller van den Brucks zugänglicher Historiker. Es liegt daher nahe anzunehmen, daß Wolf und die ihn unterstützende Fraktion in der Fakultät Händers Versuche, Hildebrandt fachlich und politisch zu diskreditieren, als Machenschaften einer „reaktionären“ Fronde werteten. Wolf ging daher so weit, als „allermindeste Konsequenz“ Händers Versetzung an eine andere Hochschule zu fordern.¹⁵³

Erklärungsbedürftig bleibt jedoch, warum gerade Hildebrandt als Exponent einer als nationalsozialistisch deklarierten personellen Erneuerung der Fakultät galt. Zwar wirkten seit Mitte der 20er Jahre in Kiel einige Gelehrte, die dem George-Kreis nahestanden wie Edgar Salin, Julius Landmann, Friedrich Wolters, Carl Petersen und auch Rektor Wolf, der, obwohl Professor für physikalische Chemie, ein erklärter Gegner der „positivistischen“ Naturwissenschaften war und der in Kiel „eine Art Brückenprofessur zwischen Philosophie und Naturforschung“ aufbauen wollte.¹⁵⁴ Mit Hildebrandts Berufung wäre zugleich die George-Tradition fortgesetzt worden, obwohl Wolf eigentlich nicht hätte ignorieren dürfen, wie abweisend der „Meister“ selbst auf nationalsozialistische Avancen reagiert hatte.¹⁵⁵ Andererseits belegen die Äußerungen von Ernst Bertram und Carl Petersen, wie wenig Neigung 1933 bestand, zwischen dem Ideengut des Kreises und der NS-Ideologie zu unterscheiden.¹⁵⁶ Für Hildebrandt sprach nach Wolfs Überzeugung überdies die Fähigkeit, als Arzt auch „naturwissenschaftliche Probleme mit in seine Philosophie einzubeziehen“, was

151 Ebd.; Kollektiv-Votum Härder, Wesle, Schmieder, Vogt.

152 Ebd., Bl. 378/79; Bericht Dekan Menzel an Rektor v. 24. 1. 1934.

153 Ebd., Bl. 372; Schreiben Wolf an PrMWKV v. 22. 1. 1934.

154 So Hildebrandt 1962, S. 68, über Wolfs Motive. Hierauf stellt auch Kolk 1998, S. 526-528 ab, wenn er meint, die georgianisch inspirierte, für seine Kieler Personalpolitik; maßgebende Wissenschaftskonzeption Wolfs hätte die auf Vermittlung eines „ganzheitlichen“ Weltbildes gerichteten „Reintegration von Geistes- und Naturwissenschaften“ verfolgt. Wenn Wolf ähnlich schnell hochschulpolitischen Schiffbruch erlitt wie die Rektoren-Kollegen Heidegger und Heyse, ist das in seinem Fall auch mit der spezifisch elitären Ausrichtung dieses wissenschaftlich-akademischen Führungsanspruchs zu erklären. Kolk 1998, S. 531, zitiert zur Bestätigung das vernichtende Urteil seines Amtsnachfolgers Georg Dahm, wonach für „Herrn Wolf die „Erneuerung des deutschen Volkes“ eine ganz im Sinne der „Kreis“-Ideologie verfochtene „aristokratische“ Angelegenheit“ gewesen sei, wenigen auserlesenen Geistern vorbehalten und nicht einmal Sache „der ganzen Universität“.

155 v. Stocken 1983, S. 52-89 und Korn 1988, S. 86-103.

156 Vgl. das Bertramkapitel bei Conrady 1990. Aufschlußreich auch Petersens im Sommer 1933 vor Heidelberger Studenten gehaltener Vortrag „Heldisches Lebensgefühl in seiner früh-germanischen Ausprägung“ (Kiel 1933), der die erzieherische Notwendigkeit des Krieges um der „höchsten Steigerung der volklichen Möglichkeit willen“ pries und das Lebensideal kriegerischer Bünde dem gefahrlosen Dasein im Wirtschafts- und Klassenstaat der Industriegesellschaft, dem „beaglichen Sumpf des befriedeten Daseins“ entgegensetzte. Vom Nationalsozialismus erwartete der später nach Greifswald strafversetzte Petersen getreu der Ideologie des „Kreises“ die Überwindung westlich-zivilisatorischer Lebensformen.

über den interdisziplinären Brückenschlag hinaus auf die speziellen rassetheoretischen Überlegungen anspielte, mit denen Hildebrandt sich seit den frühen 20er Jahren befaßt hatte.¹⁵⁷

Nachdem auch Heidegger Wolf ermuntert hatte, an Hildebrandt festzuhalten und die Studentenschaft den Vorschlag stützte, obwohl ihr Favorit bei Vorträgen im Schulungslager Kitzberg eher einen „müden“ Eindruck hinterlassen hatte, berief das Ministerium ihn zum 1. April 1934 zum Nachfolger Stenzels. Daß man im Hause Rosenberg über diese Wahl nicht glücklich war, belegt ein Urteil Baeumlers, wonach Hildebrandts Loyalität im Zweifel nicht der NSDAP sondern auch nach dem Tod des „Meisters“ stets dem „Kreis“ gelte.¹⁵⁸ Tatsächlich trat Hildebrandt, der bis 1936 an Diskussionen über die Erneuerung von Wissenschaft und Hochschule teilnahm, bald hinter dem hyperaktiven Weinhandl zurück.

Während sich bei den Beratungen zur Stenzel-Nachfolger die Kontrahenten unversöhnlich gegenüberstanden, schuf der nationalsozialistische Flügel der Kieler Studentenschaft die Voraussetzungen, um auch für Kroner alsbald einen Nachfolger suchen zu müssen. Dessen Vorlesung war Anfang 1934 erheblich gestört worden, was Rektor Wolf veranlaßte, Kroner um die Einstellung seiner Lehrveranstaltungen zu bitten. Im Ministerium waren Staatssekretär Stuckart und Ministerialrat Achelis geneigt, ihn weiter unter dem Schutz des Frontkämpfer-Paragraphen im Amt zu belassen, vor allem aus außenpolitischer Rücksichtnahme auf das gerade in Italien sehr angesehene Vorstandsmitglied der Hegel-Gesellschaft. Gegen den Widerstand der Kieler NS-Studenten war er jedoch ernstlich nicht zu halten. Achelis schlug daher vor, ihm die Emeritierung anzubieten, andernfalls eine Versetzung in den Ruhestand anzuordnen. Als Kroner sich weigerte, ein Emeritierungsgesuch zu stellen, erfolgte seine Versetzung nach Frankfurt bei gleichzeitiger Gewährung eines Forschungsurlaubs.¹⁵⁹

Mit Kroners Vertretung beauftragte das REM zunächst Arnold Gehlen, den das sächsische Volksbildungsministerium gerade zum Vertreter des emeritierten Hans Driesch in Leipzig bestellt hatte und nun nicht freigeben wollte.¹⁶⁰ An seine Stelle trat dann Hans-Georg Gadamer, dessen Vertretungsauftrag zum WS 1934/35 verlängert wurde. Obwohl Gadamer Rektor Wolf schon im Sommer 1934 bedrängte, er möge doch seine Interessen im Hinblick auf eine endgültige Berufung bei Achelis wahrnehmen, kam der Marburger Privatdozent nicht zum Zuge, als die endgültige Regelung der Kroner-Nachfolge anstand.¹⁶¹ Das war im Frühjahr 1935, nachdem Kroner zum 31. März 1935 emeritiert worden war.¹⁶²

157 LAS, Abt. 415/806, Bl. 385f.; Rektor an PrMWKV v. 28. 1. 1934.

158 Ebd., Bl. 370 (zum „müden Eindruck“). - ZStAP, Di 62, Film 720 P, Bl. 0859128; Baeumler an PKK v. 4. 4. 1936.

159 Ausführlich dazu jetzt die Darstellung von Asmus 1990, S. 76-100, der das Aktenmaterial des GStA und des LAS gründlich ausgewertet hat.

160 LAS, Abt. 47/1608, Bl. 12; PrMWKV an Gehlen v. 27. 4. 1933. Ebd., 415/807, Bl. 265; SächsVobi an PrMWKV. v. 5. 5. 1934.

161 LAS, Abt. 47/1608, Bl. 70; Mitteilung der Universitätspressestelle v. 13. 11. 1934, Gadamer sei auch für das WS 1934/35 mit Kroner-Vertretung beauftragt. - Ebd., Nr. 1609, Bl. 9f.; Gadamer an Rektor o. D. (Vermerk „z. d. A.“ v. 6. 8. 1934)-vgl. jetzt Grondin 1999, S. 104, 201f.

162 Asmus 1990, S. 97-99. Kroner war zum 1. 2. 1935 von Kiel nach Frankfurt zurückversetzt und seinem erzwungenen Antrag gemäß von den amtlichen Verpflichtungen unter Belassung des Grundgehalts und der üblichen Zulagen entbunden und mit einem Forschungsauftrag über die Philosophie Hegels betraut worden, dem er an seinem neuen „dienstlichen Wohnsitz“ Berlin wahrzunehmen hatte.

Die Fakultät versandte an Mally, Hartmann, Rothacker und Baeumler eine Kandidatenliste, die neben dem sichtlich favorisierten Ferdinand Weinhandl, über den Mally und Hartmann sich schon bei früheren Gelegenheiten sehr positiv geäußert hatten, noch die Namen von Hans Lipps, Gadamer, Gerhard Krüger, Faust, Noack und Graf Dürckheim-Montmartin enthielt. Die entschiedenste Stellungnahme kam wie so oft von Baeumler. Anlässlich der parallel laufenden Frankfurter Berufung hatte er im REM dem Referenten Weinhandl als „wissenschaftlich sehr gut (einer der Besten!), politisch einwandfrei“ ans Herz gelegt. Nun empfahl er der Kieler Fakultät „nachdrücklich“ den unter jüngeren Kräften „weitaus an erster Stelle“ stehenden Weinhandl. Gegen Krüger, dessen Arbeiten zwar den Eindruck eines „ernsten und besonnenen Geistes“ machten, müsse man die mangelnde Originalität seines Kant-Buches geltend machen und könne auch nicht übersehen, daß er in der Gefahr stehe, sich in vorgefaßte Ideen zu verlieren. Trotzdem käme eine Nennung Krügers in Betracht.¹⁶³ Bei Gadamer stand Baeumler noch unter dem „enttäuschenden Eindruck des Platon-Buches“ und wollte daher keine Empfehlung für die Kieler Liste abgeben. Seine Fixierung auf Weinhandl enthub ihn auch der Mühe, auf die anderen Vorschläge einzugehen. Ungünstig über Gadamer urteilte auch Rothacker, nach dessen Ansicht das Platon-Buch hinter der wertvolleren Arbeit Hildebrandts zurückstehe. Zurückhaltend charakterisierte Hartmann seinen ehemaligen Marburger Schüler als gründlichen Forscher auf seinem Spezialgebiet, den man nicht endgültig beurteilen könne. Wie Rothacker fand er dagegen deutliche Worte des Lobes für Weinhandl, der wertvolle Werke herausgebracht und sich damit längst ein Ordinariat verdient habe. Ähnlich überschwänglich fiel sonst nur das Urteil über Krüger aus, der sich auch Rothackers Unterstützung sicher sein konnte.¹⁶⁴ Warum dann bei gleicher fachlicher Qualifikation Weinhandl und nicht Krüger berufen wurde, verdeutlicht der Eignungsbericht des Referenten Mattiat im REM: „Die Berufung des nb. ao. Professor Weinhandl-Kiel entspricht dem Vorschlag der philosophischen Fakultät und dem Wunsch des Rektors der Universität Kiel. Prof. Weinhandl gehört zu den seltenen Vertretern des philosophischen Nachwuchses, bei dem wissenschaftliche Tüchtigkeit sich mit politischer und weltanschaulicher Zuverlässigkeit vereinigt.“¹⁶⁵

Bevor das Ministerium die Aufhebung des Greifswalder Lehrstuhls beschloßen hatte, war die dortige Fakultät Anfang 1933 bemüht gewesen, Weinhandl als Nachfolger von Hermann Schwarz zu gewinnen. Als das mißlang, hatte sich für ihn nach den Mißerfolgen in Rostock, Breslau und Königsberg die vierte aussichtsreiche Berufungschance innerhalb weniger Jahre zerschlagen.¹⁶⁶ Es ist nicht ausgeschlossen, daß Weinhandl sich nach dem 30. Januar 1933 deshalb politisch so extrem exponierte, um endlich ein Ordinariat zu erhalten. Bereits 1928, nach der gescheiterten Berufung in Graz, war er in der richtigen Einschätzung konvertiert, als Katholik an protestantisch-preußischen Universitäten von vornherein im

163 Über eine wesentlich negativere Einschätzung Krügers durch Baeumler vgl. u. B II.

164 BAZ, REM-PA Weinhandl; Gutachten von Hartmann (10. 5.), Rothacker (12. 5.), Mally (11. 5.) und Baeumler (10. 6. 1935) für Dekan Phil. Fak. Kiel. - Mally äußerte sich nur zu seinem ehemaligen Schüler Weinhandl und reichte dafür ein Votum von 1927 ein.

165 BAZ, REM-PA Weinhandl, Bl. 6519; Eignungsbericht Mattiat v. 2. 8. 1935. Nach der am gleichen Tag geschlossenen Berufsvereinbarung handelte es sich um ein Extraordinariat/persönliches Ordinariat.

166 Die endgültige Entscheidung, Schwarz' Lehrstuhl nicht mehr zu besetzen, fiel im November 1934: GStA, Rep. 76Va, Sek. 7, Tit. IV, Bd. XIV, Bl. 519-520; REM an Kurator.

Nachteil zu sein. Kurz nach dem „Tag von Potsdam“ meldete sich Weinhandl am 23. März 1933 zur Aufnahme in die NSDAP an, die zum 1. Mai 1933 erfolgte. Zum 5. November 1933 trat er in die SA ein und wurde dem Stab der Standarte als Schulungsredner zugeteilt. Den eigenen Angaben zufolge, muß er sich in den Monaten nach der Machtergreifung fast bis zur physischen Erschöpfung Parteiformationen zur Verfügung gestellt haben: Als Mitglied des NSLB und der N.S.-Kulturgemeinde war er tätig als Redner im Kreis und Gau der NSDAP sowie in der Schulungsarbeit des Kreises, der DAF, des NSLB, BDM usw. Weinhandl agierte als Fachschaftsleiter in Rosenbergs „Kampfbund für deutsche Kultur“, für den er auch als Redner durch die Versammlungssäle der Provinz zog. Im Auftrag der Dozentenschaft hielt er seit 1934 wehrpolitische Vorträge an den Technischen Hochschulen Aachen und Hannover sowie im Rahmen von Arbeitsgruppen der Dozentenschaft auch an den Universitäten Göttingen und Berlin ab.¹⁶⁷

Un erwähnt ließ Weinhandl sein Engagement in der Universitätsgesellschaft (SHUG, s. o. A I.), der im Sommer 1933 die Übernahme durch den „Kampfbund“ drohte.¹⁶⁸ Obwohl Weinhandl auch dem „Kampfbund“ diene, bot er im Veranstaltungsprogramm der SHUG für 1933/34 Vorträge über „Nationalsozialistische Weltanschauung“, „Kunst und Nationalsozialismus“, „Rasse und Weltanschauung“, „Nationalsozialistische Ethik“ und „Volk und Ewigkeit“ an.¹⁶⁹ An der „Nationalpolitischen Volksbildungsstätte“, der ehemals sozialdemokratisch dominierten Kieler Volkshochschule, war Weinhandl offenbar im Sinne des „Kampfbundes“ tätig. Für die sozialdemokratische Vorgängerin hatte er ja schon Mitte der 20er Jahre über „Bausteine zur Weltanschauung“ und „Werte des Lebens“ referiert (s. o., A I.). Im WS 1933/34 erfuhren die Hörer alle 14 Tage jeweils Montags in zwei Doppelstunden, was der Vortragende Weinhandl unter „Weltanschauung des Nationalsozialismus“ verstand. Laut Vorankündigung sprach er über „Die philosophischen Grundlagen der völkischen Bewegung: die Rassebedingtheit der Kultur, Ganzheit und Leben; Volkstum und Rasse: Individualismus, Kollektivismus, Faschismus, Nationalsozialismus; Materialismus und Idealismus in der Geschichte der Gegenwart; das Weltbild des nordischen Menschen; Bauer, Dichter und Held; der Heroismus des Alltags; das arische Gotterlebnis.“¹⁷⁰

167 Material über Weinhandls politisches Engagement ab 1933: Personalblätter in BAZ, REM-PA Weinhandl, Bl. 6564-6567. LAS, Abt.47/2024, Bl. 44f.; SA-Hochschulamt u. SA-Dienst, Liste der SA-Mitglieder unter den Dozenten sowie ebd., 81. 30; Weinhandl an Rektor v. 21. 8. 1935. - Unergiebig in Bezug auf Weinhandls politischen Werdegang die einleitende biographische Notiz Fischls in der Festgabe für Weinhandl 1967, S. 1-10. Entsprechend lückenhaft dort die Bibliographie, S. 553-569, die u.a. Weinhandls Rede zur Bücherverbrennung in Kiel nicht aufnahm (Weinhandl 1933a).

168 LAS, Abt. 47/2049, Bl. 155; C. Petersen an Rektor Wolf v. 15. 8. 1933 betr. „völliger Ungeklärtheit des „künftigen Schicksals“ der SHUG und Auflösungsgerüchte. Vgl. a. Jessen-Klingenberg 1971, S. 63ff.

169 LAS, Abt. 47/1249, Bl. 229; Programmentwurf Vortragsveranstaltungen SHUG 1933/34.

170 LAS, Abt. 47/1254; Programm VBS Kiel 1933/34. Darin auch ein Kurstitel Margarete Weinhandls „Die nationalsozialistische Weltanschauung im Aufgabenkreis der deutschen Frau“, angeboten wurden u. a. „Völkischer Idealismus“, „Rasse, Ehe und Erziehung“, „Neuer Sozialismus“. Die Schriftstellerin Margarete Glantschnigg, vor 1933 mit zwei Lyrikbänden („Die Steiermark“, 1923, Schleswig-Holstein, 1927) und einem Heimatroman („Die Rutengängerin“, 1931) hervorgetreten, hatte den 16 Jahre jüngeren Weinhandl 1919 geheiratet. Sie war die Tochter eines Rechtsanwalts in Cilli/Untersteiermark, der zu den „tatkraftigsten Mitkämpfern Georg Ritter von Schönerers“ gehört habe: „Seine Arbeit galt vor allem dem Grenzlanddeutschtum, das von den 80er Jahren an in immer stei-

Als wissenschaftlicher Leiter der 1938 in Kiel gegründeten „Wissenschaftlichen Akademie des NSD-Dozentenbundes“ war Weinhandl in engster Zusammenarbeit mit dem seit 1937 amtierenden Rektor und Dozentenbundführer Paul Ritterbusch bestrebt, Ansätze zu einer nationalsozialistischen Wissenschaftsphilosophie zu entwickeln, die die „ganzheitliche“ Idee der deutschen Universität gegen pragmatistisch-positivistische Forderungen nach ihrer Umgestaltung zur Fachhochschule bewahren, sie aber zugleich mit politischen Inhalten füllen sollte. Als Dekan (1936-1938) gestaltete Weinhandl die von den Rektoren Dahm und Ritterbusch gelenkte Personalpolitik mit, die nach den Turbulenzen unter Wolf endlich von allen verkappt oppositionellen Einflüssen „reaktionärer“ oder „liberaler Kreise“ befreit in ein linientreues Fahrwasser gesteuert werden sollte.¹⁷¹

2.7. Freiburg 1934: Die Berufung von Georg Stieler

Das planmäßige Extraordinariat von Jonas Cohn wäre voraussichtlich der Philosophie verloren gegangen, wenn der Rektor nicht seine „Neugestaltung“ im Sinne der „politischen Erziehungswissenschaften“ vorgeschlagen hätte. Auch galt es, den 50jährigen nb. Extraordinarius Georg Stieler zu versorgen, der im März 1933 der NSDAP beigetreten war, aber als ehemaliger Berufsoffizier und „Stahlhelmer“ Hitlers konservativen Koalitionspartnern politisch näher stand. Stieler konnte neben philosophiehistorischen Arbeiten nur eine Schrift zur Massenpsychologie, dagegen kaum etwas vorweisen, was ihn als politischen Pädagogen qualifiziert hätte. Dafür mußten seine soldatischen Verdienste, seine Ablehnung einer katholischen Gesinnungsprofessur (Münster 1930), die NSDAP-Mitgliedschaft und die Versicherung erhalten, er setze sich „restlos“ für den neuen Staat ein.¹⁷² Offenbar primo et unico loco vorgeschlagen, wurde Stieler zum 1. Oktober 1934 berufen und konnte am 16. Januar 1935 seine Antrittsvorlesung über „Gegenstand und Methode der nationalsozialistischen Erziehung“ halten.

gendem Maße von den Slovenen und ihren klerikalen Führern bedroht wurde. In solcher Kampfluft wuchs ich auf, verbrachte die Kindheit in Cilli, die Jugend in Marburg an der Drau, beides rein deutsche Städte, die durch das Friedensdiktat von St. Germain ohne Abstimmung an Jugoslawien fielen.“ Die in ihrer schriftstellerischen Arbeit merklich durch diese Erfahrungen geprägte Margarete Weinhandl trat 1933 in die NSDAP ein und war seit 1934 ehrenamtlich im Gaustab der NS-Frauenschaft Abteilungsleiterin für weltanschauliche Schulung und Mitarbeiterin im Rassenpolitischen Amt der NSDAP. Angaben nach Personalblatt und Lebenslauf in BAZ, RSK, Akte M. Weinhandl.

171 Die Akademie wurde am 21. 1. 1938 in Anwesenheit von Reichsdozentenführer Schultze, Gauleiter Lohse und Reichsführer SS Himmler eröffnet, vgl. Jankuhn 1938, S. 197. Die bestehenden Arbeitskreise des Amtes Wissenschaft der Kieler Gaudozentenführung wurden in die Akademie eingegliedert; zum Thema „Hegel und der Zusammenbruch des Hegeischen Systems“ begründete die Akademie unter Leitung Weinhandls eine neue AG (Löhr/Weinhandl 1939, S. 12 ff). - Zur Wissenschaftsphilosophie Weinhandls s. u. B III. - Die Wirksamkeit des Dekans Weinhandl läßt sich - trotz hoher Aktenverluste - vor allem anhand einiger den akademischen Nachwuchs betreffenden Entscheidungen verfolgen (so zu Dürkheim-Montmartin, Rudolf Heberle, Emil Schlee u. a.): LAS Abt. 47/1590-1592. Höchst unzureichend dargestellt wird die 1935/36 beginnende weltanschauliche Konsolidierungsphase an der CAU von: Prahl 1995, S. 32ff.

172 UAFb. Reg. Akten V 1/172; Rektor an Bad. KultM. v. 19. 6. 1934. Die Fakultät hatte einen Tag vorher einen Ernennungsantrag beim Rektor gestellt, so daß der nach 1945 anklingende Verdacht, sie sei übergangen worden, unbegründet war.

Als wissenschaftlicher Leiter der 1938 in Kiel gegründeten „Wissenschaftlichen Akademie des NSD-Dozentenbundes“ war Weinhandl in engster Zusammenarbeit mit dem seit 1937 amtierenden Rektor und Dozentenbundführer Paul Ritterbusch bestrebt, Ansätze zu einer nationalsozialistischen Wissenschaftsphilosophie zu entwickeln, die die „ganzheitliche“ Idee der deutschen Universität gegen pragmatistisch-positivistische Forderungen nach ihrer Umgestaltung zur Fachhochschule bewahren, sie aber zugleich mit politischen Inhalten füllen sollte. Als Dekan (1936-1938) gestaltete Weinhandl die von den Rektoren Dahm und Ritterbusch gelenkte Personalpolitik mit, die nach den Turbulenzen unter Wolf endlich von allen verkappt oppositionellen Einflüssen „reaktionärer“ oder „liberaler Kreise“ befreit in ein linientreues Fahrwasser gesteuert werden sollte.¹⁷¹

2.7. Freiburg 1934: Die Berufung von Georg Stieler

Das planmäßige Extraordinariat von Jonas Cohn wäre voraussichtlich der Philosophie verloren gegangen, wenn der Rektor nicht seine „Neugestaltung“ im Sinne der „politischen Erziehungswissenschaften“ vorgeschlagen hätte. Auch galt es, den 50jährigen nb. Extraordinarius Georg Stieler zu versorgen, der im März 1933 der NSDAP beigetreten war, aber als ehemaliger Berufsoffizier und „Stahlhelmer“ Hitlers konservativen Koalitionspartnern politisch näher stand. Stieler konnte neben philosophiehistorischen Arbeiten nur eine Schrift zur Massenpsychologie, dagegen kaum etwas vorweisen, was ihn als politischen Pädagogen qualifiziert hätte. Dafür mußten seine soldatischen Verdienste, seine Ablehnung einer katholischen Gesinnungsprofessur (Münster 1930), die NSDAP-Mitgliedschaft und die Versicherung erhalten, er setze sich „restlos“ für den neuen Staat ein.¹⁷² Offenbar primo et unico loco vorgeschlagen, wurde Stieler zum 1. Oktober 1934 berufen und konnte am 16. Januar 1935 seine Antrittsvorlesung über „Gegenstand und Methode der nationalsozialistischen Erziehung“ halten.

gendem Maße von den Slovenen und ihren klerikalen Führern bedroht wurde. In solcher Kampfluft wuchs ich auf, verbrachte die Kindheit in Cilli, die Jugend in Marburg an der Drau, beides rein deutsche Städte, die durch das Friedensdiktat von St. Germain ohne Abstimmung an Jugoslawien fielen.“ Die in ihrer schriftstellerischen Arbeit merklich durch diese Erfahrungen geprägte Margarete Weinhandl trat 1933 in die NSDAP ein und war seit 1934 ehrenamtlich im Gaustab der NS-Frauenschaft Abteilungsleiterin für weltanschauliche Schulung und Mitarbeiterin im Rassenpolitischen Amt der NSDAP. Angaben nach Personalblatt und Lebenslauf in BAZ, RSK, Akte M. Weinhandl.

171 Die Akademie wurde am 21. 1. 1938 in Anwesenheit von Reichsdozentenführer Schultze, Gauleiter Lohse und Reichsführer SS Himmler eröffnet, vgl. Jankuhn 1938, S. 197. Die bestehenden Arbeitskreise des Amtes Wissenschaft der Kieler Gaudozentenführung wurden in die Akademie eingegliedert; zum Thema „Hegel und der Zusammenbruch des Hegeischen Systems“ begründete die Akademie unter Leitung Weinhandls eine neue AG (Löhr/Weinhandl 1939, S. 12 ff). - Zur Wissenschaftsphilosophie Weinhandls s. u. B III. - Die Wirksamkeit des Dekans Weinhandl läßt sich - trotz hoher Aktenverluste - vor allem anhand einiger den akademischen Nachwuchs betreffenden Entscheidungen verfolgen (so zu Dürkheim-Montmartin, Rudolf Heberle, Emil Schlee u. a.): LAS Abt. 47/1590-1592. Höchst unzureichend dargestellt wird die 1935/36 beginnende weltanschauliche Konsolidierungsphase an der CAU von: Prahl 1995, S. 32ff.

172 UAFb. Reg. Akten V 1/172; Rektor an Bad. KultM. v. 19. 6. 1934. Die Fakultät hatte einen Tag vorher einen Ernennungsantrag beim Rektor gestellt, so daß der nach 1945 anklingende Verdacht, sie sei übergangen worden, unbegründet war.

2.8. Bonn 1934 und München 1935/36: Die Berufung Fritz-Joachim von Rintelens auf die Konkordatslehrstühle von A. Dyroff und J. Geyser

Wie Glockner war der Geyser-Schüler Fritz-Joachim von Rintelen nach 1945 davon überzeugt - oder wollte seine Leser davon überzeugen -, daß der Machtwechsel von 1933 mit seinem akademischen Aufstieg nichts zu tun gehabt habe. Wenn er nicht bereits 1933 nach Bonn berufen worden wäre, dann hätte er wohl unter „den Nazis“ kaum noch eine Professur erhalten, es sei denn, er hätte sich ihnen mit „Nazisprüche[n]“ empfohlen. Konsequenter stellt er sich darum als frühen Gegner des Nationalsozialismus vor, der als Augenzeuge des Hitler-Putsches von 1923 davon „sehr negativ beeindruckt“ worden sei und folglich Gesprächsfäden zu Stresemann und Brüning geknüpft habe. 1941 sei er dann von der Münchener Universität „exkludiert“ worden, weil er nicht Parteigenosse werden wollen. Dem Lager Dachau sei er als Intimfeind des Gauleiters Wagner so zufällig entgangen wie dem sicheren Tod, der ihm als Freund des hingerichteten Kurt Huber 1943 gedroht habe.¹⁷⁶ Wie eng v. Rintelens Kontakt zur „Weißen Rose“ immer gewesen sein mag¹⁷⁷ - sein Weg in den Widerstand begann weder 1923 noch 1933. Die erste, wesentliche Korrektur an seiner Legende wäre an der Datierung seiner Berufung anzubringen. Nicht 1933, sondern zum WS 1934/35 kam er nach Bonn, wo Dyroff sehr viel lieber seinen Schüler Honecker als Nachfolger begrüßt hätte. Auf der Vorschlagsliste der Fakultät hatte v. Rintelen nur an zweiter Stelle gestanden, hinter den *primo loco* genannten Alois Dempf und Georg Stieler.¹⁷⁸ Im Gegensatz zu Dempf, der in Berlin *persona non grata* war, verfügte der junge v. Rintelen aber über glänzende politische Referenzen. Ein Freund der Familie, der katholische Potsdamer Geistliche Strehl, ausgewiesen als Parteimitglied, wußte dem Minister Rust zu berichten, daß v. Rintelen seit 1929 wegen seines Einsatzes im völkischen Hochschulring Deutscher Art und seiner Stahlhelm-Mitgliedschaft beruflich durch das Zentrum behindert worden sei. Für nähere Auskünfte über diese hoffnungsvolle Nachwuchskraft möge sich Rust an Münchner NS-Prominenz wie den Verleger Hugo Bruckmann oder Hitlers Auslandspresseschef Putzi Hanfstaengel wenden, die ebenso wie der Essener Gauleiter Josef Terboven und der zeitweilige Reichsführer der HJ, Adrian von Renteln, günstige Zeugnisse ausstellen könnten. Immerhin reichte diese Intervention aus für den Randvermerk: „nach Möglichkeit berufen“.¹⁷⁹ Vielleicht war Rust mündlich auch zugetragen worden, daß v. Rintelen 1932 auf dem Berghof mit Hitler die geistige Ausrichtung der „Bewegung“ erörtert hatte.¹⁸⁰ Bekannt war je-

176 v. Rintelen 1977, S. 9ff. Sein Bewunderer Ernst Sandvoss rühmt im Klappentext dieser autobiographischen Schrift recht treuherzig, daß dieser zum „Scholl-Kreis“ gehörende (?) „Kosmopolit“, der nach „weltweiter Solidarität der Menschheit“ strebe, sich dem „Nazi-Regime“ nicht angepaßt habe.

177 Dazu skeptisch Schorcht 1990, S. 181, 188f.

178 UAB, PA Dempf; Vorschlagsliste Nachfolge Dyroff v. 1. 2. 1934. Kriterien waren: Ausschaltung von Geistlichen, Bevorzugung der jüngeren Generation, Berücksichtigung von Dyroffs Wunsch, Honecker der Liste „einzugliedern“. Die Kommission wurde von Oskar Becker geleitet.

179 GStA, Rep. 76Va, Sek. 3, Tit. IV, Nr. 55, Bd. XII, Bl. 319-319r; Strehl an Rust v. 4. 1. 1934. Speziell die Verbindung zu v. Renteln dürfte aus v. Rintelens hochschulpolitischer Arbeit erwachsen sein. 1932 wechselte v. Renteln sein Betätigungsfeld und gehörte bald zu den einflußreicheren NS-Wirtschaftspolitikern. 1941 ging er als Gebietskommissar ins besetzte Litauen. 1946 wurde er von den Sowjets gehängt.

180 Dieses nicht unwichtige Detail in einer REM-Beurteilung, undatiert (1941): BAZ, REM, PA v. Rintelen, Bl. 3822f.: „R. hat bereits 32 auf dem Obersalzberg einmal den Führer kurz gesprochen und sich

denfalls die überaus positive Beurteilung seines philosophischen Hauptwerkes durch den „Völkischen Beobachter“¹⁸¹ sowie sein hochschulpolitischer Einsatz in München. So konnte denn der Personalreferent im REM sein Votum für v. Rintelen hinreichend positiv begründen:¹⁸²

„Dr. v. Rintelen ist als national zuverlässig bezeichnet (Präsident des deutschen Industrie und Handelstages). Er war einer der wenigen Münchener Dozenten, die sich an einer Studentenkundgebung der Universität München während der Kampfzeit der Bewegung beteiligten. Er hat den Krieg als Leutnant mitgemacht. Seine wissenschaftliche Ausrichtung ist als ausgezeichnet zu bezeichnen. Sein Fragebogen gibt keinerlei Anlaß zu Bedenken.“

V. Rintelen kam nicht allein im Ministerium Rust gut an. Der Kölner Erzbischof Schulte, der Hitlers Kanzlerschaft sehr wohlwollend begrüßt hatte, nannte die bevorstehende Berufung „hoherfreulich“ und betrachtete die erst einmal von Rust in Aussicht genommene Vertretung des Dyroff-Lehrstuhls als Weichenstellung für die eigentliche Nachfolge.¹⁸³ So konnte v. Rintelen das Ministerium bald darüber informieren, daß Schulte ihm als Laien gleichwohl „gern“ die Ausbildung katholischer Theologiestudenten anvertrauen, mit ihm auch über eine neue Studienordnung verhandeln und ihm einen Platz in der kirchlichen Prüfungskommission einräumen wolle.¹⁸⁴ In Berlin betrachtete man, bestärkt durch die Stellungnahme des Kirchenrechtlers Hans Barion, v. Rintelen als Vertrauensmann des Ministeriums, um die Studienordnung im nationalsozialistischen Sinne zu revidieren.¹⁸⁵ Er selbst definierte seinen Auftrag darüberhinaus wie folgt:¹⁸⁶

„Die völlige Neuordnung des philos. Studiums erscheint auch deswegen als wünschenswert, weil bisher in Bonn ein Teil der wichtigen philos. Vorlesungen (Metaphysik, Ethik) nicht in der philos. Fakultät gelesen wurde. Diese Uneinheitlichkeit trug dazu bei, daß leider in den letzten Jahren zahlreiche Studenten von der staatlichen Universität Bonn zu privaten kirchlichen Anstalten abwanderten [...] Daher ist es meine Aufgabe, auf Grund der Neuregelung mit kirchlichen Stellen der Erzdiözese Köln, welcher Aachen und Trier unterstehen, zu erreichen, daß wir die weltanschaul. philos. Ausbildung des gesamten zukünftigen kath. Klerus im Rheinland, so weit möglich, wieder an die staatliche Hochschule bekommen.“

bei Minister Hess damals um weitere Aussprachen über die allgemeine geistige Haltung der Bewegung beim Führer bemüht...”

181 E.W. Müller 1933.

182 GStA wie Anm. 179, Bd. XIII, Bl. 123; Votum Mattiat v. 19. 10. 1934. Der hier erwähnte Präsident des DHI war zu dieser Zeit Adrian v. Renteln. Der hatte sich in einem Schreiben an Rust für den katholischen Philosophen eingesetzt: Der ausgesprochen national eingestellte preußische Offizierssohn sei „in schwerer Kampfzeit“ zu einer Studentenkundgebung gekommen.

183 Ebd., Bl. 117; Schulte an v. Rintelen v. 24. 8. 1934.

184 Ebd., Bl. 115-116; v. Rintelen an Mattiat v. 24. 9. 1934.

185 Ebd., Bl. 111; v. Rintelen an Vahlen v. 19. 8. 1934. Anlässlich eines Gutachtens über Jakob Hommes, der sich mit seiner ‚Lebens- und Bildungsphilosophie auf völkischer und katholischer Grundlage‘ selbst für die Dyroff-Nachfolge vorgeschlagen hatte (ebd., Bd. XII, Bl. 399-100; Hommes an Vahlen v. 20. 6. 1934), kündigte v. Rintelen an, er werde demnächst Unter den Linden vorsprechen, „wegen näherer Anweisungen“, um seine wichtigen Aufgaben im Rheinland angemessen erfüllen zu können. Ebd., Bl. 112-113; Barion an den Führer der Deutschen Dozentenschaft v. 20. 9. 1934 mit Stellungnahme betr. Philosophischer Ausbildung kath. Theologen in Bonn.

186 Ebd., Bl. 115-116; v. Rintelen an Mattiat v. 24. 9. 1934.

Für die offenbar von Erzbischof Schulte unterstützte, einheitlich NS-konforme, weltanschauliche Ausrichtung des Kleriker-Nachwuchses wurde v. Rintelen, der zum 31. Oktober 1934 seine Bestallung als definitiver Dyroff-Nachfolger erhielt, nach Bonn berufen.¹⁸⁷ Um diese Aufgabe noch effektiver zu erfüllen, meldete er im November 1934 eine Erweiterung seines Lehrauftrags an: Er wolle als ein an gegenwärtigen Erziehungsfragen interessierter Wissenschaftler die Gelegenheit bekommen, über pädagogische Themen als Teil der praktischen Philosophie lesen zu dürfen.¹⁸⁸

Ganz im Gegensatz zur eigenen Darstellung war v. Rintelen also 1934 mit kräftiger Hilfe nationalsozialistischer Freunde und mit dem Vertrauen der NS-Hochschulverwaltung zu seinem Amt gelangt. Biographisch sind, anders etwa als bei dem Kollegen von Hildebrand, für die Legende vom frühen „Antifaschismus“ auch wenig Anhaltspunkte vorhanden. Der Offizierssohn v. Rintelen wurde am 18. Mai 1898 in Stettin geboren, wuchs in einem halben Dutzend preußischer Garnisonsstädte auf und trat nach dem in Potsdam abgelegten Abitur 1917 ins Heer ein, wo er sich, an der Westfront eingesetzt, als Leutnant in einem pommerischen Grenadierregiment auszeichnete. Über Berlin und Innsbruck kam er 1920 an die Münchner Universität. Seine Lehrer dort waren Baeumker, Becher und Fischer. Mit einer Baeumker gewidmeten Arbeit über pessimistische Religionsphilosophie der Gegenwart promovierte er 1924. Vier Jahre später legte er, unter dem Patronat Geysers und Bechers, die Habilitationsschrift vor, die in erweiterter Form 1932 unter dem Titel ‚Der Wertgesichtspunkt in der europäischen Geistesentwicklung‘ erschien.

V. Rintelens Wertphilosophie proklamierte die „Suche nach dem neuen Menschen“, der eigentlich der alte, von den „Werten der europäisch-christlichen Geisteswelt“ geleitete Mensch sein sollte. Natürlich erhob er die „Forderung nach einem ganzheitlichen Weltbild“ und benannte rasch die allzu bekannten destruktiven Kräfte: den anarchisch-liberalistischen Individualismus und den bolschewistischen Kollektivismus. Neuere Antworten auf die Vernichtung religiöser Überzeugungen und auf soziale Entwurzelung wie Heideggers „Angst“-Philosophie oder N. Hartmanns „Schicksalsrealismus“, setzten nur die relativistisch-pessimistische Linie fort. Dagegen glaubte v. Rintelen schon in seiner Doktorarbeit über Eduard von Hartmanns Religionsphilosophie mit dem Ruf nach einem „geschlossenen System der reinen Werte“ eine bessere Alternative aufgezeigt zu haben.

Was das politisch heißen mochte, umriß v. Rintelen in einem Vortrag über: ‚Geistrevolutionäre Wandlungen in der neuen Generation‘, den er im Juli 1932 vor der katholischen Verbindung Raeno Bavaria in Murnau hielt.¹⁹⁰ Zu dem Lamento darüber, daß die „Geheimnisse des Daseins entheiligt, die Welt entzaubert“, der „Glaube an die [...] Daseinsberechti-

187 Ebd., Bl. 124; PrMWKV, Bestallung v. Rintelens, Ausfertigung v. 31. 10. 1934.

188 Ebd., Bl. 150-151; v. Rintelen an PrMWKV v. 20. 11. 1934 und Genehmigung v. 11. 12. 1934.

189 v. Rintelen 1932a, bes. das Vorwort, S. XIII-XVIII und S. 5-9, zu dem sonst weitgehend auf philosophiehistorische Referate zum „Wertdenken“ der Antike und des Mittelalters beschränkten Werk, das bis zur Gegenwart führen sollte, aber nach Erscheinen dieses ersten Teils nicht fortgeführt wurde. In seiner Dissertation, 1924, S. 218, bezog sich der Verfasser für seinen Glauben an absolute Werte auf Hugo Münsterberg (1863-1916), dem 1892 an die Harvard Universität berufenen Schüler Wilhelm Wundts und Heinrich Rickerts, dessen Werk nach 1933 als das eines „Nicht-Ariers“ kaum noch positive Bezugnahmen erlaubte.

190 v. Rintelen 1932b; der Vortrag erschien im Organ der katholischen Korporationen, den „Akademischen Blättern“.

gung kulturhafter Sinndeutungen" paralyisiert, die „Kulturwelt der Werte" relativiert würde, fügte sich die Verurteilung der „Bolschewisierung des Geistes". Alleinherrschend werde dieser Geist die „sozial-rechtliche Ordnung" Europas umwälzen und jene im „Staate der Sowjets" wie in den USA schon existenten, nur durch materielle Werte konditionierten „Kollektivmenschen" formen. Im deutschen Bürgerkriegssommer des Jahres 1932 war damit Linken und Liberalen eine klare Absage erteilt worden. Wenn v. Rintelen auch nicht gleichzeitig ebenso unmißverständlich für die NSDAP optierte, dann war doch nicht der Wunsch zu überhören, daß den Jugendlichen Bünden", in denen der auf „überindividuelle Wertziele" zu verpflichtende Mensch heranwachsen sollte, der Schulterschuß mit der gegen Bolschewismus und Liberalismus kämpfenden Bewegung Hitlers gelingen möge. Die Gespräche, die v. Rintelen mit Hitler und Heß führte, deuten sogar darauf hin, daß hier wieder einmal ein Philosoph der Illusion nachhing, den Führer führen und seine Bürgerkriegstruppen mit dem Geist der - christlich bestimmten - „ideellen Lebensgemeinschaft" impfen zu können.

Mit Zitaten aus „Mein Kampf" stellte v. Rintelen dann zum WS 1933/34 die nahtlose Übereinstimmung zwischen den eigenen und den Zielen der NSDAP fest. Der auch von Hitler für jede Erziehung eines „totalen Menschen" für unabdingbar erklärte „Sinn für ewige, ideelle Werte" werde künftig, über die schon aufgebauten Arbeits- und Wehrsportlager hinaus, in den Kameradschaftsheimen der Studentenschaft vermittelt. Der „totale Staat", der das „Gleichgerichtetsein" aller Kameradschaften, Bünde, Korporationen und Freundeskreise garantiere, ordne seine formale Macht dabei „den höchsten Werten des Volkes in Religion, Sitte, Kultur und Lebenskraft" unter.¹⁹¹ In solchen Ausführungen lag zweifellos eine Verknennung der für Hitler maßgebenden Prioritäten, doch aus dieser Fehleinschätzung v. Rintelens erwuchs für ihn zumindest vor Kriegsausbruch keine nennenswerte Distanz zum Regime.

Für die NS-Hochschulbehörden blieb er weiterhin ein geschätzter Dozent. Als 1935 die Nachfolge Josef Geysers in München zu regeln war, dachte die dortige Berufungskommission an Martin Honecker, Hans Meyer, Bernhard Rosenmöller oder Vinzenz Rüfner, während für die NS-Fraktion in der Fakultät - wohl im Einklang mit dem Bayerischen Kultusministerium - Denker wie Meyer („in München fehl am Platze") und Rüfner (binde Philosophie und Wissenschaft wieder an die Scholastik) indiskutabel waren.¹⁹² Dagegen galt v. Rintelen als „der einzige Kandidat", der sowohl die Erwartungen der Kirche, als auch der Nationalsozialisten einigermaßen erfüllte.¹⁹³ So kehrte v. Rintelen zum WS 1936/37 als Nachfolger Geysers nach München zurück, abermals als Kandidat der Partei, die auf die Wünsche der Fakultät keine Rücksicht genommen hatte.

191 v. Rintelen 1933.

192 UAMn, Phil. Fak. 1. Sek., ON 10a; Protokoll Kommissionsitzung v. 26. 4. 1935. Dazu Gutachten von W. Schultz betr. Rüfner v. 3. 3. 1936 und W. Wüst an REM v. 21. 3. 1938 betr. Meyer.

193 Schorcht 1990, S. 182. Die von Schorcht ausgewerteten Münchener Akten belegen, daß Rektor, Dozentenschaft und der Hochschulreferent Boepple seit Mai 1935 die Rückkehr v. Rintelens betrieben.

2.9. Leipzig 1934: Die Berufung von Arnold Gehlen

Die Entscheidung, den erst 1930 in Leipzig habilitierten Privatdozenten Arnold Gehlen zum SS 1934 zunächst zum Vertreter, dann im WS 1934/35 zum Nachfolger von Hans Driesch zu bestellen, scheint zwischen der Fakultät wie dem Dresdner Ministerium einvernehmlich, ohne problematische Erörterung des Für und Wider getroffen worden zu sein, so als wäre er der „natürliche“ Nachfolger seines im September 1933 entlassenen Lehrers gewesen. Nicht einmal sonst übliche Bedenken gegen eine „Hausberufung“ klangen an, obwohl der 1904 in Leipzig geborene Gehlen nicht nur die *venia* an seiner Heimatuniversität erworben hatte, sondern 1927, nach fast ausschließlich bei Driesch verbrachten Studienjahren, auch noch mit einer Untersuchung zu dessen Werk dort promoviert worden war.¹⁹⁴ Wie bei Baeumler, Krieck und Ipsen müssen hier also politische Erwägungen ausschlaggebend gewesen sein. Denn Gehlen war rechtzeitig zum 1. Mai 1933 in die NSDAP eingetreten und bewies seitdem als Zellenleiter auf unterster Ebene in seiner Ortsgruppe „Einsatzbereitschaft“. Auch stieß er im August 1933 zum NSLB und unterschrieb das von Leipziger NSLB-Funktionären initiierte „Bekanntnis“ der Professoren, das Deutschlands Völkerbund Austritt guthieß. In der Dozentenschaft übernahm Gehlen ein nicht näher bezeichnetes, bis 1935 ausgeübtes Amt, und zeitweilig arbeitete er auch für Rosenbergs Hauptstelle Schrifttumspflege als Lektor.¹⁹⁵

Doch anders als etwa bei Krieck ist Gehlens Berufung nicht allein mit politischer Protektion zu erklären. Recht früh hatten sich nämlich Krieck als auch Baeumler öffentlich gegen den politischen Philosophen Gehlen gestellt, und man darf in diesem Widerstand einen Grund dafür sehen, daß sein 1934 begonnener Abriß einer „Philosophie des Nationalsozia-

194 Gehlen legte 1923 am Leipziger Thomas-Gymnasium sein Abitur ab, volontierte im Buchhandel und versuchte es ein Jahr lang als Banklehrling. Nach einem Semester bei Hartmann in Köln und fünf Leipziger Semestern promovierte er 1927 (*Zur Theorie der Setzung und des setzungshaften Wissens bei Driesch*). Es folgte drei Jahre naturwiss. Studien und die Ausarbeitung der Habil.-Schrift (1930: *‚Wirklicher und unwirklicher Geist. Eine philosophische Untersuchung in der Methode absoluter Phänomenologie‘*; PV: *Die moralische Situation und Kant*). - Biographisch: Rehberg 1976; Kainz 1977; Rügemer 1979.

195 BAK, R 21/10005, Bl. 2755; dort angegeben auch für 1936 die Beteiligung an einer „Dozentenakademie“, womit wohl der Einsatz als wissenschaftlicher Leiter eines Kurses für Habilitanden gemeint sein dürfte. Daß Gehlen als „Amtsleiter“ der Dozentenschaft, nicht etwa des NS-Dozentenbundes, keine berufungspolitisch relevanten Funktionen ausgeübt hat, belegen die Unterlagen im UAL, wo für die Jahre 1933/35 keine politischen Beurteilungen aus Gehlens Feder nachzuweisen sind. Grotesk daher die Aussage Rügemers 1979, S. 92, er sei in der „Universitätshierarchie der zweite Mann nach dem Rektor gewesen“ und habe sich außer um Berufungen und Ernennungen auch um die Säuberung gem. BBG gekümmert. Rügemer übersieht, daß es in der Dozentenschaft mehr als ein halbes Dutzend Ämter (für Presse, Soziales, Wissenschaft usw.) gab. Er ernennt Gehlen im übrigen nicht nur fälschlich zum „Dozentenbunds“-Amtsleiter, sondern setzt Amtsleiter gleich mit Leiter der Dozentenschaft. Völlig unkritisch werden Rügemers Angaben kolportiert von Klinger 1989, S. 190, wo es gar unbekümmert heißt, Gehlen sei im „NS-Dozentenbund (!) organisiert“ gewesen und habe als „„Amtsleiter der Dozentenschaft““ (!) „Interessen der Partei an der Universität“ vertreten. Auch habe er 1936 an der „„Akademie des Dozentenbundes““ NSDAP-Funktionäre geschult. So schon Rügemer 1979, S. 92, der meint, *‚Deutschtum und Christentum bei Fichte‘* stelle eine inhaltliche Zusammenfassung dieser Lehrgänge dar. Lt. Vorwort vom Mai 1935, Gehlen 1980, S. 217, sind diese Vorträge aber an der Leipziger Fichte-Hochschule gehalten worden, also etwa 1934/35 und nicht 1936 an der Dozentenakademie.

lismus" im Entwurf stecken blieb.¹⁹⁶ Kriek bemängelte 1935 Gehlens Versuche, die idealistische Tradition für den Nationalsozialismus fruchtbar zu machen, während Baeumler speziell seine Hegel-Deutung verwarf, generell aber Gehlen als Exponenten der als „liberal“ verdächtigten „Leipziger Schule“ Freyers ablehnte.¹⁹⁷ Beide Kritiker blieben sich fortan treu: Kriek meldete sich 1940 mit einer polemischen Attacke gegen Gehlens Konzept der „philosophischen Anthropologie“ zu Wort und half 1944 mit, einen von Gehlen verfaßten „Studienführer Philosophie“ zu verhindern.¹⁹⁸ Baeumler beargwöhnte Gehlens Aufstieg in der ihm verhaßten DPhG, und sein engster Mitarbeiter im Amt Rosenberg, Erxleben, blieb noch 1943 bemüht, weltanschaulichen Divergenzen selbst in den selten gewordenen Vorträgen des einberufenen Gehlen nachzuspüren.¹⁹⁹

Verglichen mit den soziologisch arbeitenden Kollegen Freyer und Ipsen hatte Gehlen die Wende zur „empirischen Philosophie“ (Rehberg) bei seiner Berufung noch vor sich. Das Interesse des Rezensenten Gehlen begann sich aber „Schlag 1933“ der praktischen, im engeren Sinne politischen Philosophie zuzuwenden.²⁰⁰ Doch ein wichtiges kulturkritisches Motiv seines abstrakt-esoterisch, „fichtisch“ wirkenden Frühwerkes erhielt erstmals eine politische Dimension, was seine Berufungschancen in dem Maße erhöht haben dürfte wie sich daraus eine sehr weitgehende Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus ergab, der ihm die größte „Organisationschance für seinen staatsbezogenen und national gestimmten Institutionalismus“ (Rehberg) zu bieten schien. Und in kulturkritischer Form stellten die Frühschriften bis 1933 bereits wichtige Elemente dieses im Rahmen von Gehlens philosophischer Anthropologie ausreifenden Institutionalismus zur Verfügung. Böhler und Samson haben herausgearbeitet, wie stark der junge Gehlen seine Kritik am Subjektivismus der Bewußtseinsphilosophie am Kulturpessimismus der Lessing und Klages ausrichtete, wie stark bei ihm das Mißtrauen in die Macht des Geistes (und der geschichtsphilosophischen Implikationen: Aufklärung, Fortschritt) mit dem Ideal der unentzweiten, „bewußtlosen Sicherheit des Seins“ korrelierte. Wie zur gleichen Zeit im nahen Dresden Baeumler über die Chancen der Re-Integration des Individuums reflektierte, begann der Leipziger Habilitand Gehlen die

196 Ein Fragment daraus abgedruckt bei Gehlen 1993, S. 790-795.

197 Zur Auseinandersetzung mit Kriek 1935a, vgl. Gehlen, ‚Der Idealismus und die Gegenwart‘ (1935b, dazu ders. 1935d) 1980, S. 347-358 sowie die Antwort (1935c) an Kriek ebd., S. 358-361. Vgl. a. Glockner 1935a. Baeumler rief nach Erscheinen eines VB-Artikels von Gehlen zum 165. Geburtstag Hegels (1935e) die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, also ein ihm in der Dienststelle Rosenberg benachbartes Ressort, an, um sich darüber zu beschweren, daß mit Gehlen ein Mann zu Wort gekommen sei, der sich gegen die Weltanschauung seines Amtes richte. BAK, NS 8/153, Bl. 66f.; Vermerk Hagemeyers über Telefonat mit Baeumler v. 30. 8. 1935. Hagemeyer hielt bei dieser Gelegenheit fest, daß gerade Baeumler dem „VB“ schon verschiedentlich weltanschauliche Abweichler präsentiert habe. Gehlens Beitrag kollidiere daher wohl nicht mit den Ansichten des Amtes als vielmehr mit der persönlichen Weltanschauung von dessen Chef. Vgl. Klingemann 1996, S. 194f, der hier ein Indiz dafür sieht, daß „schon innerhalb einer Einrichtung ganz unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der wissenschaftlich-politischen Linientreue eines Wissenschaftlers“ bestanden haben. - Zu Baeumlers Kritik an Freyer und Schelsky vgl. u. Kap. III.

198 Kriek 1940b.

199 BAK, NS 15/204, Bl. 37f; Aktennotiz Lemke v. 15. 1. 1943 über den Gehlen-Vortrag: „Das Problem einer Geschichte der Philosophie“; dazu, Bl. 39f., Resümee von Erxleben. Vgl. Klingemann 1996, S. 198-200.

200 Vgl. jetzt die Bibliographie von Rehberg 1994, die Rezensionen nachweist zu Staats- und geschichtsphilosophischen Arbeiten von Hartmann, Schilling, Larenz, Rothacker, Freyer, Rübner.

fehlende Realitätsbezogenheit und Handlungsunfähigkeit des modernen Geistes, speziell seiner „spätbürgerlichen“ Ausprägung, zu entdecken. Nicht die Aufhebung der Entzweiung, aber die entschiedene Korrektur ihrer negativen Auswirkungen erwartete Gehlen von der Einsicht in die unverfügbare, instinktanaloge „Ordnung des Handelns“ und die Notwendigkeit, das Individuum institutionell vorgegebenen Handlungsordnungen zu unterwerfen. Daß er dabei schon früh mit dem „Telos der Lebenserhaltung“ und dem Diktat des Sachzwanges die Institutionen legitimierte und gegen „kritische, diskursive Reflexion“ abschottete, ist ebenso wenig zu bestreiten wie der Dissens zu übersehen ist, der sich ergeben mußte aus dieser unzweifelhaft „totalitären“, aber staatazentrierten Verheißung neuer Lebenssicherheit zu dem völkischen Axiom, im rassistisch fundierten Volk eine ursprüngliche Gemeinschaft vorzufinden. Der Primat des Staates, den man aus Gehlens Institutionenlehre ableiten konnte, eignete sich aus NS-Sicht aber nicht als herrschaftslegitimierende „Identifikationsillusion“. Die war nur zu gewinnen aus der Suggestion einer rassistisch vermittelten Einheit von Führer und Gefolgschaft, während bei Gehlen (wie bei Carl Schmitt) der Staat allzu deutlich als „niederzwingende Organisation“ (Ritterbusch) erschien, die der Identifikation der Beherrschten mit den Herrschenden und damit der inneren Vergemeinschaftung entgegenstand.²⁰¹

2.10. Frankfurt 1935: Die Berufung von Hans Lipps

Die letzte Berufungsentscheidung in diesem Zeitraum brachte einen fast 50jährigen Göttinger Extraordinarius auf einen Lehrstuhl, den unter den neuen Vorzeichen politisch nichts für dieses Amt qualifizierte. Hans Lipps, 1889 in Pirna als Sohn eines Fabrikdirektors geboren, hatte nach dem Abitur an der Dresdner Kreuzschule (1909) in München bei Cornelius Philosophie studiert, war dann zu Husserl und seinem eigentlichen - jüdischen - Lehrer, Adolf Reinach, nach Göttingen gewechselt, wo er gleichzeitig ein medizinisches Brotstudium begann. 1913 promovierte er mit einer botanischen Arbeit. Am Ersten Weltkrieg nahm Lipps, der erst 1919 sein medizinisches Staatsexamen ablegte, als Bataillonsarzt teil. 1921 habilitierte er sich in Göttingen mit ‚Untersuchungen zur Philosophie der Mathematik‘ (Colloq.: Geometrie und Erfahrung; PV.: Die Subordination der Organe - Zur Philosophie der Biologie). Seit 1928 nb. ao. Prof., mußte Lipps seinen Lebensunterhalt während der Semesterferien als Schiffsarzt bestreiten. Politisch-publizistisch trat er während der Weimarer Zeit nicht hervor.²⁰²

201 Böhler 1973, S. 234ff. (zu den kulturkritischen Motiven), 242ff. (zur neuen Verbindlichkeit, die nur aus gemeinsamem Handlungsbezug zu gewinnen sei), 254ff. (dort Böhlers Kritik vom Standpunkt „diskursiver Rationalität“). Insbesondere zum Verhältnis Driesch-Gehlen: Samson 1976, S. 23-64, ebd. zur Skepsis gegenüber der Macht des Geistes (S. 75ff.) und zur „Selbstüberwindung der Subjektivität“ (S. 91ff.), zur „Anfälligkeit“ gegenüber dem NS. (S. 154f.) Vgl. Gehlen (1931) 1978, S. 127ff.: „Mißtrauen in Wesen und Wert des Geistes“. - Über das Legitimationsdefizit, das aus NS-Sicht Gehlens Institutionenlehre aufwies, vgl. auch die Ausführungen zu Schelsky (B I. 5.) sowie zu Schilling (B III.).

202 Biographisch: Henckmann 1985 sowie die Beiträge von Ave-Lallemant, Busse und Rodi/Schuhmann im Lipps gewidmeten Dilthey-Jahrbuch 1989.

Die Hintergründe seiner Berufung sind aus Sicht der Frankfurter Fakultät von Notker Hammerstein in allen Einzelheiten geschildert worden. Demnach setzte eine überwiegend aus NS-Gegnern bestehende Kommission ihren Willen durch, einen „Fachmann“ und keinen parteinahen Ideologen zum Nachfolger von Ernst Krieck zu machen, zumal Tillichs Lehrstuhl von dem sich nationalsozialistisch gerierenden Theologen Karl Bornhausen okkupiert worden war.²⁰³ Obwohl Lipps seit November 1934 der SS angehörte und 1938 ein Aufnahmegesuch ans „Ahnenerbe“ der SS richtete, haben vor einiger Zeit veröffentlichte Nachlaß-Dokumente doch hinlänglich bewiesen, daß die schwarze Uniform eine für das persönliche Fortkommen offenbar unverzichtbare „Maskerade“, aber keinen Gesinnungswechsel anzeigte. Denn Lipps hielt weiter Kontakt zu alten jüdischen Freunden, ließ im persönlichen Umgang seine Distanz zum Nationalsozialismus erkennen und riskierte in seinen Lehrveranstaltungen offenbar auch regimekritische Bemerkungen.²⁰⁴ Die lokalen Parteistellen in Göttingen hatten seine weltanschauliche Unzuverlässigkeit zutreffend erfaßt, als sie kurz vor der endgültigen Bestallung im Mai 1936 meldeten, daß Lipps' Göttinger Lehrtätigkeit „nicht nationalsozialistisch“ genannt werden dürfe - „dafür waren seine politischen Ansichten bis weit nach der Machtübernahme zu sehr in alten Bahnen philosophischer Methode und Auffassung verankert“. Zwar sei er, so hieß es weiter, von dieser Einstellung mittlerweile abgerückt, aber: „er wird jedoch niemals ein politischer Kämpfer werden“ und als ein der „Denkart von gestern“ viel zu stark verhafteter Philosoph natürlich auch „niemals Nationalsozialist“. Trotzdem wagte der vom REM konsultierte Baeumler das Urteil: „in politischer Hinsicht keine Bedenken“. Besonders interessant ist in diesem Kontext, daß zwar der ehemalige Frontsoldat Lipps, der weltkundige, kameradschaftliche Schiffs- und Truppenarzt, positive Noten erhielt, aber die erste als Verbeugung vor dem Zeitgeist aufzufassende Schrift nach 1933, seine schmale Broschüre über den ‚Soldaten des letzten Krieges‘ (1935) abgetan wurde als das „Fronterlebnis und den Geist des Soldatentums grüblerisch zerpfückend]“ und philosophisch auf „ein totes Gleis“ führend.²⁰⁵ Wir werden anhand einer Analyse dieser, um einen Beitrag aus dem Herbst 1939 ergänzten „Kriegsphilosophie“ noch zeigen, welche Distanz zwischen dem SS-Arzt Lipps und dem Nationalsozialismus bestanden hat (B III.).

203 Hammerstein 1989b, S. 295ff.

204 Rodi/Schuhmann 1989, S. 91 ff.

205 BAZ, PK; Kreispersonalamtsleitung Göttingen an Gauleitung Hannover v. 23. 4. 1936. Ebd., Kreisleitung an die Göttinger SD-Außenstelle v. 12. 8. 1938 (vermutlich im Zusammenhang mit der für Leipzig empfohlenen Berufung, s. u. B I. 4.): „Die politische Zuverlässigkeit wird bejaht, obwohl er kein politischer Kämpfer und weltanschaulich nicht ganz gefestigt ist.“ Dort erwähnt, Lipps habe dem Stahlhelm „vor der Machtübernahme“ angehört. Gegenüber dem REM hatte Lipps jedoch die Mitgliedschaft im Stahlhelm auf den 15. 6. 1933 datiert (SA: 30. 11.1933, SS: Nov. 1934), so daß das leiseste Zugeständnis in politicis überhaupt erst durch die Machtübernahme erzwungen wurde (BAK, R 21/10012, Bl. 6027). Das Votum Baeumlers ist festgehalten in einem REM-Aktenvermerk v. 3. 3. 1936 (BAZ, REM-PAWeinhandl, Bl. 6602).

2.11. Zwischenbilanz

Zweieinhalb Jahre nach Beginn der hochschulpolitischen „Säuberungen“ waren neun der „freigemachten“ philosophischen Lehrstühle (Marck, Cassirer, Dessoir, Tillich, Horkheimer, Utitz, Misch, Frank, Kafka) noch nicht wiederbesetzt und drei weitere durch Emeritierung, Tod oder Wegberufung geräumte (Schwarz, Dittrich, Baeumler) eingezogen worden. Für den Lehrstuhl Hönigswald fand man eine Lösung, die auch ohne den Tod des politischen Protektionskindes Schultz nicht von Dauer gewesen wäre. Der Zugewinn in Form der neuen Lehrämter für Baeumler und Ipsen erwies sich nach etatrechtlichen „Umbuchungen“ als eine unter Umgehung der Fakultäten verfügte Wiederbesetzung der Ordinariate von Maier und Schultze. Die 1935 vielleicht allein nach Parteiwünschen entschiedene Wiederbesetzung des psychologischen Ordinariats von Karl Marbe in Würzburg mit dem Wundt-Schüler Carl Jesinghaus ergab für die Philosophie insoweit einen kleinen Terraingewinn, wie Jesinghaus das Fach stärker als Marbe im Lehrplan berücksichtigte, aber als politischer Philosoph genügte er nicht einmal bescheidensten Ansprüchen.²⁰⁶

Signalisieren diese langen Vakanzen oder Einziehungen von Lehrstühlen an den Universitäten einen Bedeutungsverlust der Philosophie, so wurde das Fach an den Technischen Hochschulen fast wieder auf den Stand von 1919 zurückgeworfen. Mit der Zurückverlagerung der Volksschullehrerausbildung an bessere Seminare (Hochschulen für Lehrerbildung) standen die philosophischen Lehrstühle in Darmstadt, Dresden und Braunschweig zur Disposition. Dingers Darmstädter Lehrstuhl wurde 1934 „eingespart“, in Braunschweig übernahm der Pädagoge Friedrich Berger einen Teil der Lehrverpflichtungen des 1935 verstorbenen Willy Moog, dessen Lehrstuhl nicht wiederbesetzt wurde. In Dresden wickelte man mit der Philosophie die seit 1922 aufgebaute Kulturwissenschaftliche Abteilung ab und schlug ihre Lehrstühle den technischen Abteilungen zu.²⁰⁷ Der katholische Philosoph Matthias Meier in Darmstadt und der in Danzig lehrende Walter Ehrenstein waren nach 1935 die letzten beamteten Philosophen an Technischen Hochschulen. In Berlin ging zudem der Lehrauftrag Dubislav verloren, in Stuttgart (aus Altersgründen) die Lehraufträge von Faut und Sakmann, in Hannover, mit dem Wechsel nach Frankfurt, der Lehrauftrag von Lipps. An der TH Breslau wurde Steinbergs Lehrtätigkeit unterbrochen, bevor sie 1938 endgültig endete. Demgegenüber standen nur zwei neue Lehraufträge, die von Erich Keller/Stuttgart und Arnold Ruge/Karlsruhe, die aber nur die von Sakmann und dem 1935 verstorbenen Arthur Drews hinterlassenen Lücken füllten.

In dem Bereich, der von diesem institutionellen Abbau verschont blieb, bildete sich keine im nationalsozialistischen Sinn ideologisch homogene und konstruktive Berufungspolitik aus. Nicht nur wegen der „Polykratie“ der Ämter und der fehlenden einheitlichen Vorstellung einer spezifischen NS-Philosophie weist die Zusammensetzung des bis 1935 neuberufenen Personals alle Züge der Improvisation auf. Mit Hildebrandt, Stieler, Glockner, Lipps, Gehlen und Ipsen kamen Dozenten zu einem Lehrstuhl, die nach Ansicht von Parteistellen

206 Schorcht 1990, S. 268-271; die Umstände von Jesinghaus' Berufung sind anhand des durch Kriegsverluste ausgedünnten Würzburger Aktenbestandes offenbar nicht mehr zu klären.

207 StAD, Vobi 15553; Vobi an REM v. 16. 1. 1936, Bericht über die entbehrlichen Lehrstühle an der TH Dresden. Demnach sollte nur Kafkas Lehrstuhl wiederbesetzt werden (auf Psychologie verengt durch Berufung von Lersch), während außer den Ordinariaten Baeumler und Luchtenberg auch Delekats religionswiss. Extraordinariat zur Disposition stand.

mindestens ein ambivalentes Verhältnis zum Nationalsozialismus hatten. Aber wie 1919 war es der kulturkritische Anti-Modernismus, der die wechselseitigen Erwartungen zwischen Philosophie und Politik stiftete, also einerseits zum Engagement motivierte, andererseits die Divergenzen überdeckte und das Bewußtsein eines mehr also nur partiellen weltanschaulichen Gleichklangs hervorrief, das die berufungspolitischen Entscheidungen erleichterte.

3. Die Habilitationsverfahren zwischen 1933 und 1935

3.1. Berlin

3.1.1. Walther Malmsten Schering

Die letzte Nachwuchskraft, die sich an der Berliner Fakultät im Fach Philosophie habilitierte, ohne der politischen Beurteilung im Lager und in der Dozentenakademie unterzogen worden zu sein, war Walther Malmsten Schering. Eine Nachwuchskraft im üblichen Sinne war der 50jährige frühere Berufsoffizier freilich nicht.²⁰⁸

Schering wurde am 8. Juni 1883 in Göttingen als Sohn eines Universitätsprofessors geboren. Seine Mutter, eine geborene Malmsten, entstammte einer schwedischen Beamtenfamilie. Schering war von 1901 bis 1921 aktiver Offizier mit Generalstabsausbildung, im 1. Weltkrieg zeitweilig im Stab Hindenburgs, seit April 1918 im Großen Hauptquartier. Als Major, mit höchsten Orden ausgezeichnet, nahm Schering 1921, nach Teilnahme am Grenzschutz in Oberschlesien, seinen Abschied und schlug sich im Zivilleben u. a. als Angestellter bei Telefunken durch, wobei ihm seine Erfahrung als Leiter von militärischen Nachrichtenabteilungen während des Balkanfeldzuges zugute kam. Nebenher begann er in Berlin zu studieren. Er promovierte 1927 bei Vierkandt und Köhler mit einer Arbeit ‚Ganzes und Teil bei der sozialen Gemeinschaft. Ein Beitrag zur Anwendung der Gestalttheorie auf das soziale Leben‘. In den Fächern Chemie, Physik und Mathematik legte er 1930 sein Staatsexamen ab, kam aber wegen seines Alters nicht mehr in den Schuldienst. Im Frühjahr 1933 meldete er sich an zur Habilitation im Fach „Wehrwissenschaft“. Die Institutionalisierung einer derartigen Disziplin war lange vor 1933 aus Kreisen nationaler Studentenverbände und von der Reichswehr gefordert worden.²⁰⁹

Im April 1933, als Schering sein Gesuch bei der Fakultät einreichte, wußte man sich nichts Rechtes unter „Wehrwissenschaft“ vorzustellen und ernannte erst einmal eine Kommission, die sich „grundsätzlich“ mit der Frage befassen sollte, ob und wie man in diesem Fach die *venia* erwerben könne. Scherings Antrag wandelte man einstweilen um und ließ

208 Angaben im folgenden nach UA-HUB, Kur., Seh 89; PA Schering.

209 Als eine der ersten beantragte die NS-Studentenschaft Erlangen 1931 beim bayerischen Kultusministerium einen Lehrstuhl für Wehrwissenschaft, doch findet sich die Forderung in der studentischen Presse seit Mitte der 20er Jahre. Der spätere Referatsleiter im REM, W. Hinz, bedauerte aber noch 1935, daß es auch unter dem NS. nicht gelungen sei, einen selbständigen Lehrstuhl zu schaffen. Auch das Ordinariat Professor von Arnims an der TH Berlin sei nur ein Lehrstuhl für „Wehrverfassung“. Hinz 1935.

seine Meldung unter dem Titel „Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsphilosophie und der Kriegssoziologie“ zu.

Nachdem man Scherings zukünftiges Lehrgebiet philosophisch zugeschnitten hatte, mußte ein Philosoph auch die Verantwortung für die Habilitation übernehmen. In seiner Verlegenheit, welcher der Fachvertreter wohl die Habilitationsschrift „Der Begriff des inhaltenden Kampfes und seine Bedeutung für die Theorie des Krieges“ beurteilen könne, wählte Dekan Härtung Scherings Promotionsbetreuer, den Psychologen Köhler und den Soziologen Vierkant.²¹⁰ Nach redlichem Bemühen mußte Köhler im August 1933 dem Dekan jedoch mitteilen: „Zu meinem lebhaften Bedauern sehe ich mich nach abermaliger Durchsicht der Schrift von Dr. Schering außerstande, den mir erteilten Auftrag auszuführen. Ich kann das erste Referat nicht erstatten, weil ich in dieser Abhandlung kaum irgendwelche Ausführungen finde, zu deren Beurteilung ich als Philosoph und Psychologe kompetent wäre.“ Zwar könne aufgrund des Werkes vielleicht ein spezialisierter Lehrauftrag erteilt werden, aber mit der Philosophie erkenne er „so wenig Zusammenhang, daß mir von dieser Seite her eine Habilitation für Philosophie nicht möglich erscheinen würde“. Da Köhler nicht ausschließen wollte, daß Kollegen diesen Zusammenhang doch ausmachen könnten, schlug er Hartmann oder Spranger als mögliche Erstgutachter vor.²¹¹

An Stelle dieser beiden fühlte sich aber bald Baeumler kompetent, um, wie er sich später erinnert, Schering unter „schwierigen Verhältnissen“ zu habilitieren.²¹² Baeumler verlangte zunächst die Umarbeitung und hielt Schering an, sich auf die Kriegsphilosophie von Clausewitz zu konzentrieren. Nachdem der Historiker Walter Elze, dem im Herbst 1933 ein persönliches kriegsgeschichtliches Ordinariat übertragen worden war, Vierkant als Zweitgutachter abgelöst hatte, erstattete Baeumler im Januar 1934 ein wohlwollendes Gutachten: Die philosophischen Ansprüche sah er nunmehr als erfüllt an, da Schering, den systematischen Aufbau des ersten Kapitels des ersten Buches ‚Vom Kriege‘ rekonstruierend, nachweise, daß Clausewitzens Philosophie des Krieges, weit entfernt davon, „die Gelegenheitsarbeit eines Generals“ zu sein, sich „auf eine Theorie des menschlichen Handelns überhaupt“ gründe. Als nicht ganz geglückt müsse der Versuch gewertet werden, den Kriegsdenker Clausewitz in die Geschichte der deutschen Philosophie einzuordnen, da dem mehr psychologisch und soziologisch geschulten Verfasser die historischen Kenntnisse dafür fehlten. Die „Einreihung des Werkes von Clausewitz in die deutsche Geistesgeschichte“ bleibe daher noch eine „wichtige Aufgabe der Zukunft“.²¹³

Unproblematisch verliefen im Fortgang des Verfahrens Probevortrag (Die Wandlungen in Fichtes Grundanschauungen vom Kriege), Colloquium und Antrittsvorlesung: Die ethi-

210 UA-HUB, Phil. Fak. Nr.39, Bl. 359; Fakultätssitzung, Protokoll v. 4. 5. 1933.

211 Ebd., Nr. 1246, Bl. 297. Das Zweitgutachten von Kurt Becker gibt Aufschluß über den Inhalt der Arbeit, die in den ersten drei Kapiteln historische Kriegstheorien behandelte, denen im vierten Kapitel eine aktualisierende Analyse von Clausewitzens Lehre von der Dreifaltigkeit des Krieges gegenüberstehe, die man unter Berücksichtigung der Weltkriegsphänomene „Technik, Masse, Gemeinschaft“ erweitern müsse; ebd., Bl. 283-287.

212 Ebd., Kur. Seh 89, PA Schering; Baeumler an Dekan Koch v. 27. 8. 1937.

213 Ebd., Phil.Fak. Nr.1245, Bl. 290-291; Gutachten zur Habil. Schering: ‚Die Systematik in Clausewitz' Kriegsphilosophie‘, erstattet von Baeumler am 29. 1. 1934. Korreferent Elze schloß sich in seinem Gutachten dem Urteil Baeumlers nur an, vgl. ebd., Bl. 292-294; Gutachten v. 5. 2. 1934. Die Arbeit erschien 1935 bei der Hanseatischen Verlagsanstalt, Schering 1935.

sehen Folgerungen aus dem Wehrgedanken.²¹⁴ Schering, Parteimitglied seit dem 1. Mai 1933, machte nach Erteilung der *venia* am 31. Juli 1934 schnell Karriere. Das REM genehmigte ab 1. Mai 1935 einen dotierten Lehrauftrag für Kriegsphilosophie und -Soziologie. Vorzeitig beantragte die Fakultät im Juni 1937 seine Ernennung zum nb. ao. Professor, ein Antrag, der von Baeumler auf den Weg gebracht und begründet worden war. Im Juli 1938 belohnte der NSDD Scherings langjährige Mitarbeit mit der Ernennung zum stellvertretenden Dozentenbundführer, im selben Jahr übertrug ihm das REM ein pl. Extraordinariat für Psychologie und Charakterologie. Seine Position festigte sich 1942 weiter, als er zum Dozentenbundsleiter aufrückte und schließlich 1943 eine ordentliche Professur erhielt. Nebenamtlich unterrichtete Schering ab Januar 1942 im Auftrag des Reichsführers SS an der Polizei-Offiziersschule Berlin-Köpenick. Diese Arbeit fiel bereits in die Phase seiner abermaligen Umorientierung von der Psychologie zur Soziologie, was ihn zu seinen wissenschaftlichen Anfängen bei Vierkandt zurückführte. Im Mai 1943 beantragte Schering Mittel zur Errichtung eines Soziologischen Instituts, ein Vorstoß, der sich Baeumlers Unterstützung sicher sein konnte: Baeumler hatte 1942 den Dekan Grapow zu beruhigen gewußt:²¹⁵

„Während der republikanischen Ära war der Begriff der Soziologie geradezu zum Zentralbegriff der linksliberalen und marxistischen Ideologie geworden. Ein Scherzwort bezeichnete nicht unrichtig die moderne Soziologie als die neueste Theologie der Juden. Die Wissenschaft von der Gesellschaft' wurde konsequent als reine Umweltlehre ausgebildet, und war daher vortrefflich geeignet, politisch zur Bekämpfung des Rassegedankens eingesetzt zu werden. Die politisch-geistige Situation, in welcher die Soziologie als Judenwissenschaft aufgezogen werden konnte, gehört der Vergangenheit an. Es besteht keine Gefahr mehr, daß eine reine Umweltwissenschaft die Köpfe verwirrt. Vor uns steht die Aufgabe, nicht nur die Lehre von den Anlagen und von der Vererbung, sondern auch die Lehre von der Umwelt neu aufzubauen“.

Fast zehn Jahre nach der Habilitation schien Schering als Soziologe wieder an seine handlungstheoretischen Anfänge anknüpfen zu wollen, von denen Baeumler einst einiges zum Nutzen einer völkischen Anthropologie erwartet hatte. Diese Hoffnungen, die er mit Scherings Habilitation verband, zerplatzen nicht nur, weil der Wehrphilosoph zeitweise zur Psychologie wechselte, sondern auch deshalb, weil er sich als NSDD-Funktionär zum Konkurrenten des „Rosenbergianers“ Baeumler entwickelte. Aber auch wissenschaftlich vermochte der unstete Schering nicht ausreichend Profil zu gewinnen, so daß ihm, wie zu zeigen sein wird, der notwendige Rückhalt in der Fakultät fehlte. Für die Fakultät war seine Habilitation ein Zugeständnis an den neuen Kurs; für das REM, das die politische Forderung nach „wehrwissenschaftlichen“ Lehrstühlen umsetzen wollte oder mußte, eine Gelegenheit, ohne großen finanziellen Aufwand der NS-Studentenschaft entgegenzukommen.

3.1.2. Heinrich Springmeyer

Am 13. Februar 1933 meldete sich Heinrich Springmeyer mit einer Arbeit unter dem Titel ‚Untersuchungen zum Problem der Geschichtlichkeit des Geistes‘ zur Habilitation.

214 Ebd., Bl. 301; Fak. - Sitzungsprotokoll v. 5. 7. 1934. Weitere Themen, die Schering vorschlug: Die biologische Auffassung vom Kriege, Das Problem des heroischen Menschen bei Nietzsche (für das Kolloquium) und für die PV.: Die Überwindung der Skepsis in der Philosophie Friedrich des Großen, Deutungen des Weltkrieges; ebd., Bl. 280

215 Ebd., Kur., Seh 56, Bd. II, PA Schering, Bl. 72; Baeumler an Dekan v. 14. 4. 1942.

Als Sohn eines Kaufmanns am 27. Mai 1898 in Köln geboren, protestantisch erzogen, besuchte Springmeyer nach dem Volksschulabschluß von 1912 bis 1914 die Lehrerbildungsanstalt in Mettmann. Nach seinem Kriegseinsatz war er von 1917 bis 1920 als Volksschullehrer im Rheinland tätig. Im April 1920 quittierte er den Schuldienst und schrieb sich an der Kölner Universität ein, wo er sich zwei Jahre lang einem Studium generale widmete und bei Scheler auch seine ersten philosophischen Vorlesungen hörte. 1922 holte er in einer verkürzten Reifeprüfung das Abitur an einem Kölner Realgymnasium nach und konzentrierte sich dann auf ein Studium der Philosophie, Germanistik und Soziologie bei Scheler, A. Schneider, Ernst Bertram, Friedrich von der Leyen und Paul Honigsheim. Geistesgeschichtliche Untersuchungen auf literaturhistorischer Grundlage und die Soziologie moderner kultureller und politischer Bewegungen bildeten bis 1926 seine Studienschwerpunkte. Philosophischen Studien, beginnend „mit einer intensiven Beschäftigung mit den kritischen Schriften Kants“, wandte Springmeyer sich erst zu, als Hartmann zum WS 1925/26 nach Köln kam. Als Teilnehmer an Diskussionsabenden, die Hartmann für den engeren Schülerkreis einrichtete, habe er aus dieser Art der „persönlichen Ausbildung“ den meisten Gewinn gezogen. Über Jahre hinweg seien an solchen Abenden die Probleme der Erkenntnistheorie, der Ästhetik und Ontologie, das Antinomienproblem, die Lehre vom Begriff und auch religionsphilosophische Fragen erörtert worden. Trotzdem blieb Springmeyers von Hartmann und Bertram betreute Dissertation über „Herders Lehre vom Naturschönen in Hinblick auf seinen Kampf gegen die Ästhetik Kants“ (1928) noch stark seinen literaturhistorischen Anfängen verhaftet.²¹⁶ Nach der Promotion wechselte er nach Heidelberg, wo er bei Rickert und Mannheim, insbesondere aber bei Jaspers hörte. Dort begann „eine entscheidende innere Auseinandersetzung mit Karl Jaspers und der von ihm vertretenen Richtung der Philosophie“, die ihn dann weiter zu einem Semester zu Heidegger nach Freiburg führte. Finanziert wurden seine Studien in dieser Zeit mit einem Forschungsstipendium der Notgemeinschaft, das Springmeyer zuletzt, im WS 1930/31, einen Aufenthalt in Paris erlaubte.

Als Ergebnis dieser Lehr- und Wanderjahre lagen der Notgemeinschaft 1931 zwei Manuskripte („Zur Geschichtlichkeit der Philosophie“ und „Die Nachfolge nach einem Wandel der Zeiten und die geschichtliche Region der Überzeugung“) vor, die die Grundlage für Springmeyers Habil.-Schrift bilden sollten. Als persönlicher Assistent Hartmanns folgte er seinem Lehrer zum SS 1931 nach Berlin, wo er seine Arbeit im Frühjahr 1932 abschloß. Offenbar unter dem Eindruck der von Siegfried Landshut im selben Jahr edierten Frühschriften von Karl Marx erweiterte Springmeyer das Manuskript, das sich in der vorgelegten Form stark an Mannheims Ideologiekritik anlehnte, um eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem marxistischen Ideologiebegriff.²¹⁷

Zu Gutachtern für diese umgearbeitete Schrift wurden Hartmann und Dessoir bestellt. Anders als Schering konnte Springmeyer neue wissenschaftspolitische Bedürfnisse für sich nicht nutzen, so daß die Fachvertreter wie in jedem herkömmlichen Verfahren Gelegenheit zu ausführlichen kritischen Voten erhielten. Bevor die Argumentationslinien dieser Kritiken

216 Die Arbeit erschien, ungewöhnlich für eine Dissertation in der von Bertram und v. d. Leyen im Diederichs-Verlag neu begründete Reihe „Deutsche Arbeiten der Universität Köln“; laut Vorwort entstand sie wesentlich im Seminar Bertrams; Springmeyer 1930, S. VII.

217 UA-HUB, Phil. Fak. Nr.1246, Bl. 173f.; Lebenslauf Springmeyer. Zum Werdegang der Arbeit vgl. Hartmanns Gutachten ebd., Bl. 180-183 v. 1. 4. 1933.

nachgezeichnet werden können, muß die Fragestellung und der Gedankengang der unveröffentlichten, leider in der Habilitationsakte nicht überlieferten Schrift kurz anhand des Gutachtens von Hartmann referiert werden:

Der Verfasser frage nach dem „Verhältnis des geschichtlichen Geistes zu den in ihm selbst liegenden Wesensvoraussetzungen“. Wandeln sich diese Voraussetzungen, würden folgende Probleme aufgeworfen:²¹⁸

„1. Wandelt sich alles in ihnen, wandeln sich am Ende die Wesenszüge des Menschen mit? 2. Wandelt sich der Geist in Abhängigkeit von Wesensvoraussetzungen oder diese in Abhängigkeit von ihm? 3. Ist der Geist in diesem Verhältnis frei, kann er sich aufgrund seiner Wesensvoraussetzungen autonom gestalten? Oder ist er mit ihnen zusammen abhängig von außergeistigen Mächten der Geschichte? - Mit der Behandlung dieser Fragen versucht der Verf. einen neuen Weg, die Geistesphilosophie aus dem Verhängnis des historischen Relativismus hinauszuführen.“

Springmeyers Fragestellung erwuchs also aus der (chronisch)-aktuellen, stets in Aporien endenden Diskussion über die erkenntnistheoretischen und ethisch-praktischen Konsequenzen des „historischen Bewußtseins“. Hier lag tatsächlich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein „weltanschauliches Hauptproblem“, und gerade die Berliner Universität versammelte mit Dilthey, Troeltsch, Meinecke, Hintze, Spranger und Hartmann namhafte „Anti-Relativisten“.²¹⁹ Thematisch blieb Springmeyer, ungeachtet der veränderten politischen Situation, dieser problemgeschichtlichen Kontinuität verpflichtet. Die Beunruhigung durch den Wahrheits- und Wertrelativismus des historischen Bewußtseins hielt besonders Hartmann und Spranger während ihrer weiteren Berliner Lehrtätigkeit bis 1945 in Atem, worauf noch anhand der Habilitation des Hartmann-Schülers Hermann Wein (1942) über ‚Die Probleme des Relativismus‘ einzugehen ist. Die von Hartmann zusammengefaßten, aus der Marx-Interpretation entfalteten Lösungsvorschläge Springmeyers taugten aber nicht dazu, die aufgeworfenen Fragen zu beantworten:²²⁰

„Allbekannt ist die Marxsche These, daß der Geist ein bloßer ‚Überbau‘ ist, strukturbestimmt durch ökonomische Verhältnisse. Man hat daraus immer die Konsequenz einer allgemeinen Unfreiheit des Geistes gezogen. Der Verf. unternimmt es, aus Marx selbst etwas ganz anderes zu erweisen, nämlich daß in der Bedingtheit ‚von unten her‘ ein sehr bestimmter Spielraum der Freiheit offen bleibt. Es zeigt sich, daß gerade in diesem Bedingungs-zusammenhang, der lebendige Geist sich gegen den Zwang der Klassenverhältnisse durchsetzt. Es gibt wohl jene Impulse, die aus der besonderen sozialen Lage kommen, aber es gibt auch die Auffassung, die der Geist an die Wirklichkeit heranträgt, gleichgültig wo der Träger dieses Geistes mit seinem individuellen Leben im besonderen eingeordnet ist. Der berühmte Satz aus der ‚Kritik der politischen Ökonomie‘, daß nicht das Bewußtsein das Sein, sondern das Sein das Bewußtsein bestimmt, läuft auf einen sehr schlichten und tragfähigen Sinn hinaus: Die Aufgaben, vor die

218 UA-HUB, Phil. Fak. Nr.1246, Bl. 180-183r; Gutachten v. 1. 4. 1933. Statt „historischer“ dürfte Hartmann hier „historistischer Relativismus“ gemeint haben.

219 Spranger 1960, S. 426.

220 Wie Anm. 218, Bl. 186-187; Votum Spranger v. 5. 7. 1933. Dessoirs Votum monierte darüberhinaus die Mißachtung des Ökonomischen bei Marx und die fehlende Kenntnis der Arbeiten von Lukács, Korsch und Löwith (ebd. Bl. 184-185; Gutachten v. 26. 5. 1933). Für Baeumler war die gesamte Fragestellung nur „künstlich an Marx herangebracht worden“ (Bl. 179; Stellungnahme v. August 1933).

der Geist sich gestellt sieht, erwachsen ihm in der Tat aus den gegebenen Seinsverhältnissen, die Lösungen aber, die er findet, bleiben sein Werk."

Mit Ausnahme von Hartmann selbst, waren sich alle anderen Fachvertreter darin einig, daß Springmeyer mit einem solchen Ergebnis eigentlich hinter das seit Troeltsch erreichte Problembewußtsein zurückgefallen war. Das Hartmann-Referat bot nicht einmal einen Ansatzpunkt dafür, wie Springmeyer die Unabhängigkeit des Geistes von allen historischen Bedingungen begründet oder auch nur, wo er in Marx' Frühschriften dafür eine Bestätigung gefunden hat. Auch wo Springmeyer einen eigenen systematischen Anlauf nahm, berichtete Hartmann nur über recht allgemein gehaltene Lösungen: „Man versteht von hier aus, was es mit der ‚Geschichtlichkeit‘ der Wesensvoraussetzungen auf sich hat. Sie bedeutet nicht ein zeitliches Zerfließen der Wahrheiten, wohl aber ihr Erscheinen in anderer [...] Besondere."

Vor allem bei Spranger stießen diese allzu apodiktisch gehaltenen Einsichten auf Widerstand. Obwohl er nicht an der Notwendigkeit zweifelte, den Relativismus endlich „überwinden" zu müssen, verstand er sich nicht dazu, Springmeyers Versuch, der, getreu dem von Husserl und Scheler adaptierten phänomenologischen Postulat, ein Zeitloses, „Wesensallgemeines" müsse über dem Zeitlichen erfaßbar sein, verfare, allzu großen Kredit einzuräumen. „Das Problem in seiner ganzen Schwere" könne Springmeyer schon wegen dieser „systematische[n] Absichten" nicht erfassen. Die „unhistorische Denkweise", das „freie Verhältnis zur Geschichte", die Unerfahrenheit in der „konkreten historischen Arbeit", verführten ihn dazu, vorschnell Resultate anzubieten. Wie Dessoir und Köhler, so kritisierte Spranger den unbestimmten Gebrauch der Begriffe „Geist" und „Wesen". Mit Dessoir und Baeumler warf er Springmeyer eine ahistorische Marx-Kritik vor: „Ich muß gestehen, daß ich im Einzelnen wie im letzten Ergebnis noch jetzt nicht klar darüber bin, ob die hier gegebene Marx-Interpretation die geschichtlich richtige' sein soll (davon bin ich nicht überzeugt), oder ob bei Gelegenheit von Marx das Sachlich-Richtige gezeigt werden soll." Trotz größter Bedenken, die Spranger und Dessoir nur wegen des überaus günstigen Hartmann-Votums zurückstellten, wurde Springmeyer zu weiteren Habilitationsleistungen zugelassen.²²¹

In den folgenden Jahren setzte sich Hartmann weiter für seinen Schüler ein²²², der sich seit 1935 auch politisch zu orientieren begann. Spätestens 1936 arbeitete er, neben seiner Berliner Dozententätigkeit, als wissenschaftlicher Lektor der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, einer Dienststelle Rosenbergs. Etwa gleichzeitig dürfte er das Amt als Vertrauensmann des NS-Dozentenbundes in der Philosophischen Fakultät übernommen haben. Diesem Rückhalt verdankte der zum 1. Mai 1937 in die NSDAP aufgenommene Springmeyer, daß ihm ein von Hartmann und Baeumler beantragter Lehrauftrag für Ge-

221 PV. am 7. 12. 1933: Die Bedeutung des Bildbegriffs für die Erkenntnistheorie, AV. (undat.): Vorbild und Nachfolge. Von Januar bis März 1934 hatte Springmeyer einen Geländesportlehrgang des SA-Hochschulamtes, im April den ersten Lehrgang der Dozentenakademie in in Kiel-Kitzeberg absolviert. Die venia erhielt er im November 1934.

222 UAH, PA Nr.14912; Hartmann an Vw. Direktor FWU v. 19. 1. 1934 u. v. 15. 1. 1935 wg. Verlängerung einer REM-Beihilfe. Hartmann hob mangels wissenschaftlicher Publikationen Springmeyers Qualitäten als Dozent hervor, auf dessen Schultern nach dem Ausscheiden von Maier und Dessoir praktisch die Arbeit eines Ordinarius lastete.

schichte der neueren Philosophie erteilt wurde, obwohl er auch zu diesem Zeitpunkt mit Ausnahme seiner Dissertation keine selbständige wissenschaftliche Arbeit veröffentlicht hatte.²²³

3.1.3. Helfried Hartmann

Das erste und unter den Berliner Nachwuchskräften in Philosophie auch das einzige Opfer der neuen Habilitationsordnung wurde der Maier-Schüler Helfried Hartmann. Geboren am 23. Dezember 1894 zu Dresden als Sohn eines späteren Geh.-Regierungsrats im sächsischen Innenministerium, besuchte Hartmann verschiedene sächsische Elite-Gymnasien und bestand sein Abitur zu Ostern 1914 an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen. Es folgte ein juristisches Studium, unterbrochen von der Freiwilligenmeldung bei Kriegsausbruch. Aus gesundheitlichen Gründen zurückgestellt, leistete er beim Roten Kreuz Hilfsdienste. Zum WS 1915/16 wechselte er zum Studium der Sprachwissenschaft und Philosophie, das er in München beim Indogermanisten Wilhelm Streitberg begann und seit dem WS 1916/17 bei Maier in Göttingen fortsetzte. Nach nochmaliger Unterbrechung durch Einberufung zum Garnisonsdienst in Dresden, zog Hartmann 1919 nach Heidelberg, um wieder bei Maier zu studieren. 1921 promovierte er mit einer erst 1927 unter dem Titel ‚Gewissheit und Wahrheit. Der Streit zwischen Stoa und akademischer Skepsis‘ veröffentlichten Arbeit. Bis 1926 im Antiquariatshandel tätig, lebte er danach als Privatgelehrter in Berlin. Eine angebahnte Berufung an die neugegründete Universität Saloniki kam infolge veränderter Machtverhältnisse in Griechenland nicht zustande. Mit Unterstützung der Notgemeinschaft arbeitete er an einer „entwicklungsgeschichtlichen Gesamtdarstellung der Philosophie Christian Wolffs“. Dabei sah sich Hartmann gezwungen, auf die Scholastik zurückzugehen und zeitraubende Quellenstudien zu treiben, die schließlich zu Aristoteles führten. Als 1931 die Unterstützung der Notgemeinschaft endete, lag ein Manuskript ‚Eidos und Dynamis bei Aristoteles‘ druckfertig vor, das er aber nicht als Habilitationsschrift einreichte, um sich nach der Promotion nicht erneut mit einem Thema zur griechischen Philosophie zu qualifizieren. „Die Kluft zwischen der objektiv-ontologischen Betrachtungsart der älteren Tradition und der subjektiv-funktionellen, welche die neuere Entwicklung beherrscht“, ließ ihn den Entschluß fassen, sich überhaupt von historischen Studien, speziell von seinen Wolff-Analysen abzuwenden und sich einer ausgreifenden systematischen, „ontologisch orientierte[n] Darstellung der philosophischen Grundbegriffe (Kategorien) mit reicher dogmengeschichtlicher Unterbauung“ zuzuwenden. Von einer kärglichen Beihilfe des Wissenschaftsministeriums lebend, benötigte er weitere zwei Jahre, um dieses Vorhaben mit einem 600-Seiten-Manuskript zum Abschluß zu bringen, das unter dem Titel ‚Der formale Aufbau der Gegenstände. Versuch einer Kategorienlehre nach System und Geschichte‘ der Fakultät im Juni 1933 als Habil.-Schrift vorlag.²²⁴

Eine erste Verzögerung des Verfahrens trat durch den Tod des Berichterstatters Maier im November 1933 ein. An seine Stelle trat Nicolai Hartmann, der mit einer gewissen Ratlosig-

223 UA-HUB, Kur. S 182, PA Springmeyer, Bd. 1: Antrag Hartmann/Baeumler v. 15. 4. 1937, dem der Dozentenbundführer Landt am 26. 4. 1937 unter Hinweis auf Springmeyers Verdienste als NSDD-Vertrauensmann zustimmte. Seine Stellung bei Rosenberg geht aus einem Fragebogen für das Personalverzeichnis der FWU v. 30. 11. 1936 hervor (ebd., Bd. II, Bl. 5).

224 Lebenslauf nach Angaben Hartmanns bei Meldung zur Habilitation, UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1273.

keit im Februar 1934 sein Votum abgab. Die Diskrepanz zwischen historischer Gelehrsamkeit und systematischer Oberflächlichkeit erlaubte Hartmann nur die Versicherung, sich einer Habilitation nicht in den Weg stellen zu wollen und dem Verfasser zu empfehlen, sich auf mittelalterliche Philosophiegeschichte zu konzentrieren. Was der Kandidat systematisch vorbrachte, konnte Hartmann als überfälligen Versuch anerkennen, Ontologie auf die Kategorienlehre zu gründen. In der Durchführung rekurrierte Hartmann, Husserls Intentionalitätsbegriff ignorierend, auf den scholastischen Intentionen-Begriff, um zu rechtfertigen, was der Zweitgutachter Köhler einen „naiven Realismus“ nannte. N. Hartmann sprach dies nicht so deutlich aus, kritisierte aber am „transintentionalen Realismus“ des Verfassers die unproblematisch vorausgesetzte Übereinstimmung von Erkenntnis- und Seinskategorien.²²⁵

Hartmann, Köhler, Spranger und offenbar auch Baeumler, dessen Gutachten nicht überliefert ist, plädierten in dieser Phase des Verfahrens trotz erheblicher Bedenken für eine Habilitation. Anders als bei Springmeyer, der weder als Systematiker noch als Historiker zu überzeugen wußte, bezweifelte niemand Hartmanns Kompetenz als Philosophiehistoriker. Nachdem alle Mitglieder des Ausschusses ihre Zustimmung erteilt hatten, konnte der Termin für Colloquium und Probevorlesung zum Thema ‚Grundbegriffe des mittelalterlichen Universalienproblems‘ auf Mitte Mai 1935 festgesetzt werden.²²⁶ Hartmann hinterließ dabei einen positiven Eindruck. Die Erteilung der *venia* wurde lediglich vom Nachweis einer Lagerteilnahme und eines Dozentenlehrgangs abhängig gemacht. Beides hätte schon vor Zulassung zur Probevorlesung vorliegen müssen, was jedoch vom Dekan übersehen worden war. Hartmann begab sich also ins Lager und auf einen Lehrgang der Dozentenakademie nach Rittmarshausen. Die dabei von der Dozentschaft vorgenommene charakterliche und politische Einschätzung, die eigentlich nur dem Ministerium zugänglich gemacht wurde, muß auch in Baeumlers Hände gelangt sein.²²⁷ Denn als der Dekan von den Teilnehmern des Colloquiums eine schriftliche Bestätigung ihres Urteils einforderte, distanzierte sich Baeumler im Gegensatz zu Hartmann und Spranger von seiner bereits mündlich erteilten Zustimmung, beim REM die *venia* zu beantragen.²²⁸

„Die wissenschaftliche Aussprache hat mir das Urteil, das ich mir nach der vorgelegten Arbeit gebildet hatte, noch verstärkt. Dr. Hartmann arbeitet historisch fleissig auf streng umgrenzten Gebieten. Historische Arbeit unter größeren Gesichtspunkten und fruchtbare systematische Arbeit ist nicht sein Fall. Da er seiner menschlichen und politischen Haltung nach zu der jungen Generation unmöglich noch in das richtige Verhältnis kommen kann, sehe ich angesichts seiner geistig sich über den Durchschnitt nicht erhebenden bloßen Gelehrsamkeit keine Veranlassung, ihm die *venia legendi* zu erteilen.“

225 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1273, Bl. 46[^]*7 ; Gutachten N. Hartmann v. 9. 2. und Köhler v. 30. 7. 1934.

226 Ebd., Bl. 17; Auszug aus Sitzungsprotokoll der Fakultät v. 1.8. 1934. Zulassung zum Colloquium und zur AV. (gewähltes Thema: Willensfreiheit und Strafe). Weitere Ausschußmitglieder waren: v. Laue, Jaeger, Norden, Vierkandt, A. Hübner, Windelband.

227 Hartmann nahm am Lehrgang in Rittmarshausen v. 22. 9. - 12. 10. 1935 teil. Leiter war der Göttinger Germanist Friedrich Neumann. StAAH, HW, Ui 16/2; Terminplan u. Teilnehmerliste der Lehrgänge 9 (2/1935)-22 (12/1935) der Dozentenakademien.

228 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1273, Bl. 38; Baeumler an Dekan v. 1. 11.1935.

Der Dekan schwenkte sofort auf Baeumlers Linie ein und schlug darüber hinaus vor, auch bei der Ernennung zum Dr. habil. das Zeugnis der Dozentenakademie heranzuziehen.²²⁹ Im Januar 1936 ermächtigte das REM die Fakultät, diese Ernennung auszusprechen und teilte ihr die Entscheidung mit, daß eine Dozentur für Hartmann nicht in Frage komme.²³⁰ Damit war Hartmanns Universitätslaufbahn beendet.

3.1.4. Adolf Ehrt

Von politischen Konjunkturrittern, die nach dem 30. Januar aufgrund ihrer oft nur vermeintlichen Gesinnungsstärke auf eine Dozentur Anspruch zu haben glaubten, blieb das Fach Philosophie weitgehend verschont. Dabei hätten gerade die Berliner Umstände solche Quereinsteiger eigentlich begünstigen müssen, da Baeumlers Lehrauftrag für Politische Pädagogik diese Aspiranten ermutigt haben dürfte, die Grenzen im Fach Philosophie für sich selbst nicht allzu eng abzustecken. Daß trotzdem eine politisch vorbildliche Haltung für Baeumler noch keine ausreichende wissenschaftliche Leistung ersetzen konnte, das demonstriert der Habilitationsversuch von Adolf Ehrt.

Geboren am 31. August 1902 als Sohn eines rußlanddeutschen Ingenieurs und Vizekonsuls in Saratow an der Wolga, kam Ehrt 1915 nach Berlin, wo er 1922 sein Abitur an einer Oberrealschule bestand. Nach Studienjahren in Frankfurt und Berlin promovierte er 1931 an der Berliner Handelshochschule mit einer Arbeit über das Mennonitentum in Rußland, für die er 1929, auf einer von der Notgemeinschaft finanzierten Reise in die UdSSR Material gesammelt hatte. Von 1931 bis 1933 leitete er die Abwehrstelle der deutsch-evangelischen Kirche gegen die „marxistisch-bolschewistische Gottlosenbewegung“ im Evangelischen Pressverband für Deutschland. 1933 trat er an die Spitze des „Gesamtverbandes der antikommunistischen Vereinigungen“ („Antikomintern“) und seiner angeschlossenen Organe, darunter das „Institut zum Studium der Judenfrage“ und die „Zentralstelle zur Erforschung der Freimaurerei“. Zum WS 1933/34 übernahm er das „Antimarxistische Seminar“ der Berliner Hochschule für Politik. Der NSDAP gehörte er seit Dezember 1931 an.²³¹

Ehrt reichte Anfang 1935 sein Werk ‚Entfesselung der Unterwelt: Ein Querschnitt durch die Bolschewisierung Deutschlands‘ (veröffentlicht schon 1932) als Habilitationsschrift ein. Da eine Habilitation allenfalls unter der vagen Zuordnung „Politische Philosophie“ in Betracht kam, wurde Baeumler vorab um eine Stellungnahme gebeten. Er anerkannte das Werk als „eines der hervorragendsten Dokumente des weltanschaulichen Kampfes gegen den Bolschewismus“, die ihre Aufgabe, „der Unterschätzung der bolschewistischen Gefahr entgegenzuwirken“, ausgezeichnet gelöst habe. Daher müsse es als Mittel politischer Aufklärung während „einer bestimmten Phase des Kampfes um die politische Macht“ sehr hoch bewertet werden. Jedoch:²³²

„Die wissenschaftliche Erkenntnis der Erscheinung des Bolschewismus zu fordern ist nicht die Absicht der Schrift. Der erste Teil enthält eine Charakteristik des Bolschewismus und seiner Taktik, die als bemerkenswerter Versuch einer Durchdringung und Bewältigung dieser politischen Erscheinung gelten kann. Jedoch trägt dieser Teil nur den Charakter einer Einleitung zu

229 Ebd., Bl. 39[^]*0; Dekan Bieberbach an REM v. 9. 11. 1935.

230 Ebd., Bl. 44; REM an Dekan v. 27. 1. 1936.

231 UA-HUB, Phil. Fak. Nr.1335; Habil.-Versuch Ehrt, darin auch Vita, geschrieben im März 1935.

232 Ebd., Votum Baeumler, o. D. (ca. März 1935).

der wesentlich durch praktische Gesichtspunkte bestimmten Schrift. Ich halte es für falsch, politische Verdienste als Ersatz für eine wissenschaftliche Leistung gelten zu lassen. Eine Arbeit, die zum größten Teil an ihr Material gebunden bleibt, und sich von dem zufälligen Augenblick ihrer Entstehung nicht löst, kann nicht als wissenschaftliche Probeleistung angesehen werden."

Erst nach mehreren Unterredungen ließ Ehrhart sich davon überzeugen, das Thema „Bolschewismus" noch einmal wissenschaftlich gründlich anzugehen und vielleicht auch Baeumlers Anregung aufzunehmen, eine breiter angelegte Arbeit über „die Wissenschaft der Politik" anzupacken. Da Ehrhart aber seit Abschluß des Antikomintern-Paktes in die wieder stärker nachgefragte antibolschewistische Propaganda eingespannt war, verlor er das Interesse an einer akademischen Karriere und akzeptierte Ende 1936 endlich die Empfehlung der Fakultät, die Meldung als nicht geschehen zu betrachten.²³³

3.1.5. Werner Ziegenfuß

Fast noch schneller als die nach BBG Entlassenen, mußte der so aussichtsreich kurz vor der Habilitation stehende Oberassistent am Berliner Philosophischen Seminar, der SA-Sturmann Werner Ziegenfuß, seine akademische Laufbahn beenden. Er fiel einer parteiinternen Auseinandersetzung zum Opfer.

Ziegenfuß, geboren am 16. Oktober 1904 in Essen als Sohn eines Ingenieurs, machte 1923 am Wettiner Gymnasium in Dresden sein Abitur. Nach anfänglichem juristischen Studium ging er zur Philosophie über und promovierte im Dezember 1927 bei Dessoir und Maier („Die phänomenologische Ästhetik nach Grundsätzen und Ergebnissen kritisch dargestellt"). Als Notgemeinschaftsstipendiat und seit dem 1. Oktober 1928 als Oberassistent am Philosophischen Seminar bereitete er seine Habilitation vor, die zuletzt den Titel ‚Versuch einer Philosophie der Soziologie. Methoden, Systeme und Kategorien der Soziologie' trug.²³⁴

Ziegenfuß hatte sich keineswegs einfach „unkritisch" dem Nationalsozialismus angeschlossen wie sein Studienfreund Rene König berichtet.²³⁵ Es gab winzige, zeit- und kulturkritische, antimarxistische Berührungspunkte, nachzulesen in einigen vor 1933 erschienenen Publikationen.²³⁶ Und es gab gewichtigere persönliche Gründe: Ziegenfuß stand kurz vor Abschluß seiner Habilitation. Die befristete Assistentenstelle war unter regulären Bedingungen für ihn über den Oktober 1933 hinaus nicht mehr zu halten. Mit politischem Engagement hätte sich vielleicht eine Vertragsverlängerung begründen lassen. Doch schwerer wog ein Umstand, dessen Entdeckung die akademische Karriere überhaupt beenden konnte. Dem

233 Ebd., Bl. 12; Ehrhart an Dekan v. 11. 12. 1936. Über Ehrharts Rolle in der antibolschewistischen Propaganda vgl. Laqueur 1965, S. 209-236 und Jacobsen 1968, S. 452-460.

234 Lebensläufe in UA-HUB, Phil. Fak. Nr.664, Bl. 92-101; Promotionsakte und BAP, R 49.01, Nr.1427, Bl. 270; Bewerbung um Oberassistenten-Stelle 1928. BAZ, REM-HLK. - Vgl. auch Stieglitz 1984, S. 952-954.

235 König 1984, S. 74f. - Von einer Linie, die schon angelegt war und sich 1933 „vollendet" habe, spricht König in seinen Nachruf auf Ziegenfuß, 1976, S. 189.

236 Besonders ‚Vom Kulturstaat der Deutschen', 1931, und mehrere Rezensionen zu soziologischen Werken, die allerdings keine Kritik am Jüdischen Geist" enthielten, wie Ziegenfuß in einer Selbstinterpretation nach 1933 behauptete (BAP, REM 49. 01, Nr.1427, Bl. 290-294; Ziegenfuß an PrMWKV v. 2.6. 1933).

versuchte Ziegenfuß wochenlang durch strammen SA-Dienst vorzubauen. Am 31. Mai 1933, auf einem Vortragsabend des von ihm ins Leben gerufenen „nationalpolitischen Studenten-Arbeitskreises“, wurde er wie befürchtet von seiner „Vergangenheit“ eingeholt, noch bevor er zum Thema „Deutsche Philosophie und Nationalsozialismus“ das Wort ergreifen konnte. Der Führer der Berliner Studentenschaft, Carl Schmitts nachmaliger Assistent Herbert Gutjahr, ein Neffe des stellvertretenden Gauleiters von Berlin, sprach dem im Braunhemd erschienenen Ziegenfuß jedes Recht ab, als Nationalsozialist aufzutreten und erinnerte an einen Vorfall von 1931. Damals habe sich Ziegenfuß geweigert, die Broschüre eines parteinahen Theologen in die Seminarbibliothek aufzunehmen. Eine Weigerung, die der NSDAP-Fraktion im Preußischen Landtag eine Kleine Anfrage Wert war, die Minister Grimme in gewohnter Deutlichkeit beantwortet hatte: Nach Auskunft des Seminarvorstandes handle es sich um eine Werbeschrift für den Nationalsozialismus, die grundsätzlich nicht in die Bibliothek des Seminars gehöre.

Die Parteikarriere des Sturmmannes Ziegenfuß war mit der Erinnerung an diese scheinbare Bagatelle schlagartig beendet. Auch an eine Habilitation war nun nicht mehr zu denken. Den Vorstoß bei Rust, mit dem er glauben machen wollte, er sei das Opfer Dessoirs, der schon seit langem versuche, seine Stelle jüdischen Dozenten wie Helmut Kuhn und Rene König („dessen Mutter Französin ist und dessen Vater als polnischer Jude gilt“) zuzuschancen, quittierte man im Ministerium mit dem Randvermerk „keinen Anlaß zum Eingreifen“.²³⁷

Seinem Biographen Stieglitz zufolge erhielt Ziegenfuß noch bis 1935 ein Habilitationsstipendium, schloß aber nicht ab, da Vierkandt, der die Betreuung der Arbeit nach Maiers Tod übernommen haben soll, 1935 emeritiert wurde.²³⁸ 1935/36 kam Ziegenfuß noch einmal als Assistent am Soziologischen Seminar in Hamburg unter. Bevor ihm 1941 an der Berliner Wirtschafts-Hochschule doch noch die Habilitation mit einer ‚Soziologischen Grundlegung der Wirtschaftspädagogik‘ glückte, war er u. a. als Leiter des Bildungswesens im Reichsverband der Dt. Verbrauchergenossenschaften tätig.²³⁹ Nach Königs Meinung habe Ziegenfuß sich die letzte Chance auf eine philosophische Dozentur dadurch zunichte gemacht haben, daß er sich weigerte, jüdische Philosophen aus dem von ihm seit 1935 herausgegebenen ‚Philosophen-Lexikon‘ zu streichen, ein Sachverhalt auf den noch zurückzukommen ist (B III).²⁴⁰

3.1.6. Arnold Metzger und Katharina Heufelder

Von einem durch den Umbruch von 1933 politisch bedingten Ende der wissenschaftlichen Laufbahn kann man in den Fällen von Arnold Metzger und Katharina Heufelder eigentlich nur mit größtem Vorbehalt sprechen.

237 BAP, REM 49.01, Nr.1427, Bl. 274ff.

238 Stieglitz 1984, S. 952. Nach BAZ, REM-HKL lief das Stipendium zum 30. 9. 1934 aus, eine im Juli 1934 beantragte Verlängerung wurde abgelehnt.

239 UA-HUB, Kur. Z 27, PA Ziegenfuß. Ziegenfuß erhielt 1942 die Lehrbefugnis für Wirtschaftspädagogik, war aber 1942/42 und 1944/45 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter ins Auswärtige Amt einberufen.

240 König 1976, S. 189.

Metzger, am 24. Februar 1892 in Landau geborener Sohn eines jüdischen Weinhändlers, verbrachte seine ersten Universitätsjahre in Jena (bei Eucken und Linke), Heidelberg (bei Windelband und Lask) und Berlin (bei Erdmann und Riehl). Eucken promovierte ihn im Juli 1914 (Zur Frage der Differenz der Phänomenologie und des Kantianismus'). Einen Tag nach der Promotion als Kriegsfreiwilliger eingerückt, geriet er 1917 in russische Gefangenschaft. Im Mai 1918 gelang ihm die Flucht aus einem sibirischen Lager. 1919/20 war Metzger Leiter des kulturpolitischen Referats in der Reichszentrale für Heimatdienst, ging dann nach Freiburg, um bei Husserl und Heidegger zu studieren. In Husserls Auftrag gab er bald Kurse für ausländische Dozenten, um sie in die Anfangsgründe der Phänomenologie einzuführen. 1925 publizierte er in Husserls „Jahrbuch“ eine Abhandlung ‚Der Gegenstand der Erkenntnis‘, die Metzger selbst als Wendepunkt seiner intellektuellen Entwicklung auffaßte, weil er sich von da ab, durch Stipendien unterstützt, ganz der Kritik der Phänomenologie widmete.

Die Januar 1931 in Berlin eingereichte Arbeit ‚Phänomenologie und Metaphysik‘, 1933 mit dem Untertitel ‚Das Problem des Relativismus und seiner Überwindung‘ noch bei Niemeyer in Halle erschienen, stieß in der Fakultät auch bei den für die Zulassung zur Habilitation votierenden Referenten Spranger und Dessoir auf schwerwiegende Bedenken. Das Gutachten Lieberts brachte diese Bedenken, die Maier, Dessoir, Köhler und Hartmann bewogen, gegen die Annahme der Arbeit zu stimmen, in eine schlüssige Form: Von seinem vormals verehrten Lehrer Husserl, der einen immer strengerem cartesianischen Rationalismus ausbildete, habe sich Metzgers „gemüthhaft-religiöse Natur“ mit ihren metaphysischen Erwartungen abgewandt. Seine Arbeit münde darum in einen „vollkommenen Subjektivismus und subjektivistischen Mystizismus“, die ihn überhaupt aus der Philosophie hinaus in die „religiöse Glaubenssphäre“ geführt haben. Für Heinrich Maier war es daher selbstverständlich, daß Metzger aus der „Nähe Heideggers“ alsbald bei der dialektischen Theologie Barths anlangen werde, oder „vielmehr, er scheint da bereits angelangt zu sein“. Die angepeilte Überwindung des Relativismus werde, so Maier, darum gar nicht mehr von der Philosophie geleistet, sondern von der natürlichen Offenbarung, die Metzgers Quelle der absoluten Wahrheit sei.

Nicht daß man gerade in Berlin nicht bereit gewesen wäre, der antirelativistischen Intention Metzgers eine Chance zu akademischer Entfaltung zu geben. Spranger hob schließlich eigens hervor, daß er „den Kapitalismus und den Marxismus, den Positivismus, die Soziologie und Ideologielehre [Mannheims, CT]“, die ganze „Präponderanz des Ökonomischen“, als Erscheinungsweisen des weltanschaulichen Relativismus auffasse, gegen die die rationalistische Phänomenologie kein Gegengewicht bilde. Da aber Metzger nur als „ein versponnener Mensch“ galt, der mit seinem ganzen Denken in der Vergangenheit wurzle (Dessoir), konnte von seinem weltfremden Sprung in privatistische „Heilswahrheit“, die neuzeitliche „Verfallenheit“ dadurch überwinde, daß sie das „Band zu Gott in der Einsamkeit“ wiederherstelle (Spranger), keine kulturpolitisch relevante Wirksamkeit erwartet werden. Als Dozent, so die Einschätzung Maiers und Dessoirs, werde Metzger sich den Studenten nicht einmal verständlich machen können. Darum gab man ihm Anfang 1932 auf, eine abgeänderte oder eine neue Arbeit einzureichen. Das zumindest mit der vorgelegten Arbeit gescheiterte, aber noch schwebende Verfahren ging dann 1933 seinem Ende entgegen. Metzger schrieb der Fakultät im September 1933, daß, da er „nichtarischer Abkunft“ sei, das Ge-

such infolge der politischen Umwälzung ohne Aussicht auf Erfolg bleiben werde. 1934, als Metzger bereits an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ein vorläufiges Unterkommen gefunden hatte, wurde ein Verfahren aufgehoben, das vermutlich auch ohne nationalsozialistische Erschwernisse nicht zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht worden wäre.²⁴¹

Wenn Metzger nach 1945 darauf verweisen konnte, er sei als Jude diskriminiert worden, so hätte Katharina Heufelder, verheiratete Kanthack, sich darauf berufen dürfen, 1933 als Frau um eine akademische Karriere gebracht worden zu sein.²⁴²

Heufelder wurde am 7. November 1901 in Berlin als Tochter eines Bankiers geboren, nahm 1921 ein eher kunsthistorisch orientiertes Studium auf und wandte sich erst 1925 stärker der Philosophie zu. Angeregt von Dessoir schrieb sie eine 1928 abgeschlossene Doktorarbeit über das ‚Wesen des architektonischen Raumes‘. Nach einer kurzen Zeit als Hilfslehrerin an Berliner Schulen erhielt sie durch Maiers Vermittlung von Ende 1929 bis zum Frühjahr 1932 ein Stipendium der Notgemeinschaft, um ihre Habil.-Schrift ‚Die psychische Kausalität und ihre Bedeutung im Leibnizschen System‘ zu erstellen, die sie im Februar 1933 einreichte.

Allein Maier hielt dieses Werk für ein „Stück ernster Forschung“, während Dessoir, der darin nur eine „tüchtige Durchschnittsleistung“ sah, die Zulassung vom Ausgang des Colloquiums abhängig machen wollte. Im Oktober 1933 bat der Dekan im Ministerium um eine Auskunft, ob das Verfahren fortgesetzt werden könne, da doch eine Habilitation von Frauen „anscheinend“ nicht mehr vorgesehen sei. Obwohl man ihm antwortete, daß mit der Erteilung einer Genehmigung im Fall Heufelder „zunächst“ nicht zu rechnen sei, ging das Ver-

241 Die Darstellung folgt hier UA-HUB, Phil. Fak. Nr.1 197, Bl. 28-57; Habil. Metzger 1931-1934. Die Habil.-Schrift dürfte weitgehend identisch mit der Druckfassung, Metzger 1933, gewesen sein. Dem darin erkennbaren extremen Subjektivismus als Alternative zur zeitkritisch verworfenen Moderne blieb Metzger auch nach 1945 treu, besonders in den Skizzen ‚Automation und Autonomie. Das Problem des freien Einzelnen im gegenwärtigen Zeitalter‘, die 1964 in der mit Heideggers ‚Die Technik und die Kehre‘ eröffneten „opuscula“-Reihe des Neske-Verlages erschienen. Dort ist es die Gemeinschaft der transzendental Glücksbedürftigen, die kapitalistischen oder marxistischen Gesellschaftsentwürfen entgegengestellt wird, ebenso wie sie als über Sprachdifferenzen sich erhebende Verstehensgemeinschaft Verbindungen „gleichen Blutes“, „gleicher Schicksale“ negiert.

242 Diesen Behinderungsgrund meinen wohl auch die Biographen Anneliese Maiers, wenn sie schreiben, ihr wäre aus politischen Gründen die Habilitation versagt worden. Ob die Tochter Heinrich Maiers in Berlin, wo sie 1930 bei Spranger mit einer Studie über ‚Kants Qualitätskategorien‘ promovierte, eine Habilitation überhaupt versucht hat, ist aus den Akten nicht zu entnehmen. Daß bei ihr aber nur das Geschlecht als Politikum ins Gewicht gefallen sein dürfte, beweist die Tatsache, daß sie als Mitarbeiterin am K. W.-Institut für Kulturwissenschaften in Rom bis 1945 gefördert wurde. Seit 1937 erhielt sie ein Forschungsstipendium, das zuletzt 1943 auf monatlich 350 RM erhöht wurde. Daneben gab es für Reisen nach Deutschland Beihilfen und Druckkostenzuschüsse für ihre Publikationen zur Geschichte der spätmittelalterlichen Naturphilosophie. BAZ, HLK. Über A. Maier: Renneberg 1987. - Zur Klärung der Umstände einer eventuell verhinderten Habilitation tragen die Akten des KWI für Kulturwissenschaften wenig bei. Danach arbeitete Maier in der PrAkDW bis 1936 im Rahmen der Leibniz-Ausgabe und konnte nebenher ihre Studien zur spätmittelalterlichen Naturphilosophie voranbringen. Erst 1938, von der Akademie beurlaubt, wechselte sie ans KWI. Ostern 1943 trat sie zum Katholizismus über. Nur einem Personalbogen von 1955 kann man entnehmen, daß sie, nach eigener Angabe, 1934 auf die Habilitation verzichten mußte, weil sie „politisch kompromittiert“ gewesen sei (so auch Schmaus 1972, S. 250). - AMPG, II. Abt., Rep. 1A; PA A. Maier.

fahren weiter. Nachdem Spranger und Köhler für die Zulassung eingetreten waren, schloß sich eine Mehrheit in der Kommission, darunter im Mai 1934 auch Baeumler, einem sehr negativen Gutachten Hartmanns an, das ein auffälliges Mißverhältnis zwischen Aufwand und Ertrag, insbesondere eine Verkenennung der Problemlage zu Leibniz' Zeit monierte. Unabhängig von der voraussichtlichen Versagung der *venia legendi* durch das Ministerium kam das Verfahren im Juli 1934 „aus sachlichen Gründen“ zu einem für Heufelder negativen Abschluß.²⁴³

3.1.7. Alfred Klemmt

Der langjährige Dozent an der Hochschule für Politik, Alfred Klemmt, nahm um 1939 in Baeumlers Umfeld nur eine Randposition ein. Daß er nicht zu den bevorzugten Kräften zählte, mit denen Baeumler eine nationalsozialistische Philosophie an die Universitäten bringen wollte, zeigte seine Zurücksetzung bei den Vorschlägen für den kulturphilosophischen Lehrstuhl an der Berliner Auslandswissenschaftlichen Fakultät (s. u. B II.). Trotzdem war Klemmt auf einer von der Dienststelle Rosenberg organisierten Philosophentagung in Buderose dabei (B III.), und das Hauptamt Wissenschaft war nach Baeumlers Ausscheiden auch bereit, ihn 1942 als Nachfolger Weinhandls in Kiel zu empfehlen (B II.). Zu diesem Zeitpunkt war er mit einem 1940 von Baeumler vermittelten Forschungsauftrag zur „Geschichte des europäischen Liberalismus“ beschäftigt, der ihn zur „Materialsichtung“ ins Sozialwissenschaftliche Institut in Amsterdam und in die Pariser Nationalbibliothek führte. Aus diesen Forschungen entstand 1944 ein 600-Seiten-Opus über den „englischen Nationalphilosophen und Begründer des Liberalismus“, John Locke, das Klemmt im Sommer 1944 der Göttinger Fakultät als Habilitationsschrift vorlegte.²⁴⁴

Der Versuch, in Göttingen zu habilitieren, war immerhin sein dritter Anlauf. Erstmals bewarb er sich 1928 in Berlin mit dem 500-Seiten-Manuskript ‚Wirklichkeitsdenken. Beiträge zu einer systematischen Philosophie der Wirklichkeit‘, und 1932/33 wiederum an der Berliner Fakultät mit 400 Seiten über ‚Karl Leonhard Reinholds Elementarphilosophie und

243 UA-HUB, Phil. Fak. Nr.1197, Bl. 243-260; Habil. Heufelder 1933/34. K. Heufelder heiratete 1934 Ulrich Kanthack, den späteren Personalchef der Berliner Verkehrsbetriebe. Bis 1945 betätigte sich sie als populärwissenschaftliche Schriftstellerin und Romanautorin, leitete auch zeitweise eine von der Mutter geerbte Leihbücherei, die wegen ihrer Bestände an esoterischer Literatur die Aufmerksamkeit der Gestapo erregte. Ab 1950 Privatdozentin an der FU Berlin, ebd. 1956 b. apl. Prof. - BAZ, RSK.

244 Angaben nach einem im Dezember 1949 verfaßten Lebensabriß Klemmts, der sich im Familienbesitz befindet. Über Klemmts Amsterdamer Aufenthalt Roth 1989, S. 82. Als Mitarbeiter des Amtes Rosenberg ist Klemmt verzeichnet in der Liste über die Inhaber eines „Durchlaßscheins“ für die besetzten Niederlande (Aufstellung 1942 in BA-DH, ZB 11/1255, A. 2.; allein dies spricht schon gegen Klemmts Versicherung, er sei niemals „Mitglied der Dienststelle Rosenberg“ gewesen). - Nach der frdl. Mitteilung von Herrn Ernst Haiger (Berlin), der in Sachen Klemmt eine entsprechende Anfrage ans UA Göttingen richtete, ist dort über den Habil.-Vorgang nichts erhalten. - Einen Teil der Liberalismus-Arbeit, den Abschnitt über Lockes theoretische Philosophie, gab Klemmt 1952 in Druck. Darin nahm er, mit unüberhörbar antikommunistischen Warnungen, Locke als Patron der „Freiheit des Denkens“ und des modernen westeuropäischen Liberalismus in Anspruch, der dann fortwirken werde, wenn dem „europäischen Menschen“ eine neue „Synthese“ (!) zwischen liberalen „Lebenswerten“ und sozialer Lebensform *gelänge*; 1952,5. XV, 20.

ihr Verhältnis zur Kantischen Lehre. Zugleich eine Studie über den Ursprung des deutschen Idealismus'.²⁴⁵

Klemmt, am 10. März 1895 in Jatznick/Pommern als Sohn eines mittleren Eisenbahnbeamten geboren, in Stralsund, wo er das Abitur machte, aufgewachsen, wurde als Kriegsfreiwilliger an der Ostfront schwer verwundet, studierte, „da der Krieg mit seinen tiefgreifenden Erlebnissen [sein] ursprüngliches geisteswissenschaftliches Interesse zu rücksichtsloser Konzentration gebracht" und ihn an die Philosophie als das „zentrale Gebiet" seiner „geistigen Intentionen" gewiesen habe, bei Riehl und Troeltsch, der ihn auch 1922 über Georg Simmel (‚Eine kritische Charakterstudie und Erläuterung der Grundprobleme der gegenwärtigen Philosophie') promovierte. Danach, ständig am Rande des Existenzminimums, unterrichtete Klemmt an der Berliner VHS, seit 1929 am Staatsbürgerlichen Seminar der DHfP, war von 1928 bis 1931 aushilfsweise im höheren Schuldienst und verdingte sich längere Zeit als Lieberts Assistent in der Geschäftsführung der Kant-Gesellschaft.²⁴⁶ Klemmt erklärte die Geschichte seines akademischen Scheiterns nach 1945 damit, daß ihm persönliche Animositäten Dessoirs und Hartmanns im Wege standen, daß aber vor allem seine mangelnde Bereitschaft, „schulmäßige Konzessionen" zu machen den relativ geschlossenen Widerstand der Kommission hervorrief.²⁴⁷ Das ist zweifellos falsch. Die erste Habil.-Schrift sollte eine „elementare Neubegründung der Philosophie aus dem Grund und Boden der empirischen Wirklichkeit heraus" darstellen.²⁴⁸ Die Gutachter hielten sie für eine Wirklichkeitsphilosophie ohne Bezug zur Wirklichkeit, im günstigsten Fall für „spekulative Erkenntnistheorie" (Spranger), die als Kritik der Phänomenologie unfruchtbar blieb und zudem durchsetzt war mit philosophiegeschichtlichen Exkursen, die etwa Platon oder Bonaventura an der Elle eigener Begriffskonstrukte maßen und zu unhistorischen, auch „offenbar ohne Kenntnis der Quellen" gewonnenen Urteilen neigten, so daß Werner Jaeger die Ausführungen zu Platon nur als „Kapitel des jugendlichen Größenwahns" wertete. Um festzustellen, daß Klemmt auch etwas anderes könne, als „in der dünnen Luft der Begriffe Flugversuche zu machen" (Dessoir), forderte man ihn auf, sich mit einer philosophiehistorischen Arbeit zu bewähren. Die 1932 vorgelegte Reinhold-Studie vermochte aber nur seinen Gönner Maier zu überzeugen, während Dessoir und Liebert einmal mehr die unhistorische Vorgehensweise tadelten, die ausgerechnet den hinter den Kritizismus zurückfallenden Dogmatiker Reinhold anstelle Fichtes zum Weiterbildner Kants ernenne. Zwar verhinderten solche Einwände diesmal nicht den Fortgang des Verfahrens, doch bot Klemmt in seiner am 23. Januar 1933 gehaltenen Probevorlesung über ‚Das Problem und die Probleme einer systematischen Ethik' statt der erwarteten wissenschaftlichen Auseinandersetzung nur „eine erbauliche Behandlung einiger Fragen der Ethik". Daraufhin lehnte die Kommission die Erteilung einer *venia legendi* einstimmig ab.²⁴⁹

245 Die Arbeit erschien (in veränderter Form ?) 1958 im Felix Meiner Verlag, ohne den geringsten Hinweis auf ihre ursprüngliche Bestimmung.

246 Nach Lebenslauf Klemmt vom Frühjahr 1928 in UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1195, Bl. 357-369.

247 Lebensabriß 1949, wie Anm. 244.

248 Wie Anm. 246. Noch 1952, S. 324f. kündigte er eine „Generalauseinandersetzung mit der gesamten neuzeitlichen Philosophie" an, die dann aber nie erschienen ist.

249 UA-HUB, Phil.Fak., Nr. 1195, Bl. 366-400; Habil. Klemmt 1928/33 mit ausführlichen Gutachten von Spranger, Maier, Dessoir, Liebert, dazu Voten von Jaeger, Wilamowitz, Stumpf (Verfahren 1928) sowie längere Gutachten von Maier, Dessoir und Liebert zum Verfahren von 1932/33. Über den Ver-

Kaum hatte sich der Wind gedreht, lieferte Klemmt seine Version einer politisch bedingten Kaltstellung. Am 12. März 1933 erhielt der gerade ins Amt berufene, noch kommissarische Kultusminister Rust eine umfangreiche Eingabe. Darin beschuldigte Klemmt die Kommission, einen Vertreter der „historischen Studentengeneration von 1914“ in Form einer „parlamentarisch-unsachlichen, letzten Endes von rein persönlichen Gehässigkeiten und volksfeindlichen Tendenzen geleiteten Abstimmung“ in „letzter Minute zu Fall gebracht“ zu haben - unter maßgeblicher Beteiligung von „teils rassefremden, teils ihrer Verantwortung gegenüber Volk und Nation nicht hinreichend bewußten Kräften“. Die Geschichte seines Scheiterns gestaltete er als Fabel vom Vorkämpfer für eine volksgemäße „Wirklichkeitsphilosophie“, dem Juden und Marxisten die akademische Karriere verbauten. Die Darstellung des Probevortrags geriet ihm dabei zur persönlichen Dolchstoßlegende: hinter verschlossenen Türen habe man ihn „meuchlings zur Strecke gebracht“.

Nach Klemmths Schilderung sei er bereits 1922, in seiner Dissertation dem Jüdischen Modephilosophen“ Simmel mit „einer solchen Schärfe zu Leibe gegangen, daß sie nicht gedruckt werden konnte. Als Judengegner habe er auch früh über den „ostalgalizischen Betrieb“ im Philosophischen Seminar Beschwerde geführt, womit er endgültig den Haß der „fanatisch deutschfeindlichen Herren Dessoir (Dessauer) und Liebert (Lewi)“ auf sich gezogen habe. Als NichtJude und „offen Deutschgesinnter“ habe er es ertragen müssen, daß „fast nur Juden“ in Berlin habilitiert wurden: „Liebert (Lewi), Baumgardt, Friedländer und Kuhn (Kohn)“.²⁵⁰ Von diesen Angaben ist zumindest die Charakterisierung seiner Simmel-Dissertation als judengegnerisch einfach aus der Luft gegriffen.²⁵¹ Da er Liebert in der Kantgesellschaft diente, dürfte es mit der unversöhnlichen Feindschaft zwischen beiden auch nicht weit her gewesen sein. Ob Klemmt sich den Zorn der „herrschenden jüdisch-marxistischen Clique“ an der DHfP zuzog, weil er dort in seinen Lehrveranstaltungen auch gegen den Marxismus zu Felde zog, ist zweifelhaft, da er 1931/32 noch durchaus kulturliberale Ansichten propagierte.²⁵² Daß er im WS 1932/33 „kaltgestellt“ wurde, mochte weniger an der von ihm insinuierten politischen Ablehnung, sondern mehr an finanziellen Engpässen der Hochschule gelegen haben. So dürfte er frühestens im Winter 1932/33 Sympathien für die NSDAP entdeckt und Kontakte zum KfDK aufgenommen haben, der ihm dann im Frühjahr 1933 immerhin bescheinigte, ein im Dienste der geistigen Umwälzung stets „bekenntnistreuer Parteigenosse“ gewesen zu sein.²⁵³ Was er auch während des Probevortrags - quittiert mit „offenem Hohn und ersichtlich schroffster Ablehnung“ - über die nationalsozialistische Auffassung von Staat, Gesellschaft und Kultur angedeutet haben wollte, dürfte über den Horizont von Othmar Spann's „Der wahre Staat“ kaum hinausgegangen sein, einem we-

lauf der PV. ebd. Nr.1197, Bl. 14-19; Stellungnahme der Fakultät zu einer von Klemmt beim PrMWKV eingereichten Beschwerde v. 23. 11. 1933.

250 GStA, Rep. 76 Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr.51, Bd. XXIV, Bl. 79v-86r; Klemmt an PrMWKV v. 12. 3. 1933. Es handelt sich um eine zehnteilige handschriftliche Eingabe und einen als Anlage beigefügten Bericht über den Verlauf der Habilitation. Ergänzend eine von Frau Klemmt angeblich ohne Wissen ihres Ehemanns eingereichte Schilderung seines Werdegangs und der gemeinsamen kümmerlichen Lebensumstände, ebd. Bl. 125 - 128 ; G. Klemmt an PrMWKV v. 24. 5. 1933.

251 Vgl. Klemmt 1922.

252 Vgl. infra B III. über Klemmths Kulturphilosophie im Wandel von 1931 bis 1941.

253 Wie Anm. 250, Bl. 90; KfDK, Gruppe Berlin an PrMWKV (Gerullis) v. 18. 5. 1933.

nig NS-konformen Werk, aus dem er angeblich schon 1932 an der DHfP die „Staats- und Gesellschaftslehre des Nationalsozialismus“ zu entwickeln versucht habe.²⁵⁴

Klemm's Meriten als Juden- und Marxistenschreck oder gar positiv als Mitgestalter der NS-Weltanschauung vor 1933 darf man also nicht allzu hoch einschätzen. Insbesondere gestattete seine nie veröffentlichte „Wirklichkeitsphilosophie“ wohl nur vage, von ihm auch gern angedeutete Assoziationen, wonach das auf „Wirklichkeiten“ gerichtete nordische Denken dem abstrahierend-formalistischen, jüdischen Intellektualismus entgegenstand. Immerhin grenzte er sich noch 1952 gegen den auch von Baeumler ja wenig geschätzten „neuzeitlichen Bewußtseinsidealismus“ ab.²⁵⁵

Was ihm bei näherem Hinsehen also an politischen Verdiensten fehlte, suchte er nach 1933 wert zu machen. Zum SS 1933 kehrte er wieder an die DHfP zurück.²⁵⁶ Im Ministerium sah man sich damit wohl der Pflicht enthoben, gegen den Willen der Fakultät seine Habilitation durchsetzen zu müssen. So mußte Klemmt seine ganze Energie an der DHfP entfalten, wo er zum Leiter der Dozentenschaft aufstieg und wo er sechs Jahre lang nationalsozialistische Staats- und Kulturphilosophie lehrte. Wenn er nach 1945 angab, er hätte in dieser Zeit aus seinen Vorlesungen nichts veröffentlicht, weil ihn eine mögliche Zensur abgeschreckt habe, war diese Sorge, nach den überlieferten Manuskript-Fragmenten zu urteilen, recht unbegründet: Themen und Wertungen entsprachen denen Baeumlers: Der Rekurs auf die Vitalwerte, die „natürliche Weltanschauung“, die gegen den römischen Faschismus gerichtete Etatismus-Kritik, die Distanzierung vom Bismarck-Reich („radikal undeutsch“), das gebrochene Verhältnis zum Preußentum, die Hochschätzung Nietzsches und seiner den naturlosen christlichen Menschheitsbegriff negierenden Rangordnung der Werte, der Wille zur Re-Germanisierung.²⁵⁷

3.2. Köln 1933/34: Erwin Metzke

Der akademische Werdegang Metzkes liefert ein anschauliches Beispiel dafür, welche äußeren Kompromisse jüngere, fachlich qualifizierte Dozenten, zu denen neben Metzke Philosophen wie Bollnow, Schlechta, Ritter, Gadamer, Krüger und Schilling gehörten, eingehen mußten, um die politischen Erwartungen an den Nachwuchs zu erfüllen. Er zeigt aber auch,

254 WieAnm. 250, Bl. 81,85.

255 Klemmt 1952, S. 324 f.

256 Am 5. 4. 1933 regte Klemmt bei Rust an, durch die Fachgruppe Wissenschaft im KfDK Druck auf die Leitung der Hochschule auszuüben, damit die Mitte März gegebene Zusage, ihn und Johannes von Leers in den Lehrkörper aufzunehmen, auch eingehalten werde (wie Anm. 250, Bl. 87). Über die Umwälzung an der DfHP im Frühjahr 1933 vgl. Haiger 1991.

257 GStA, Rep. 303 alt, Nr. 214; darin das Ms. Klemm's „Anfänge der nordisch-germanischen Kunst“ aus einer Vorlesung über „Kunst und Kunstphilosophie“ am Seminar für Frauenschaftsleiterinnen der DHfP (1936). Fraglich, ob es sich hier um eine Mitschrift oder ein Konzept Klemm's handelt. Weitere Themen Klemm's an diesem der Ausbildung von „Führerinnen“ der NS-Frauenschaft dienenden Einrichtung waren: „Geschichte und Kulturfragen“ (1935 in Arbeitsgemeinschaft mit Reinerth), „Kulturfragen“ (1935/36), AG über „nordisch-germanische Malerei“ (1936/37), „Staat und Familie“ (1936) (Angaben nach Veranstaltungsverzeichnis in GStA, Rep. 303 alt, Nr. 208). Im Seminar für HJ-Führer bot Klemmt u. a. 1935 eine „Weltanschauungskunde“ an (ebd., Nr. 218).

wie die weltanschaulich-politischen Implikationen ihres wissenschaftlichen Werkes diese Anpassung nicht eben erschwerten.

Metzke kam am 12. Juli 1906 in Danzig als Sohn eines Berufssoldaten zur Welt, besuchte das Humanistische Gymnasium in Marienwerder und studierte von 1925 bis 1929 Philosophie, Klassische Philologie und Theologie in Köln und Königsberg. Mit einer Arbeit über ‚Karl Rosenkranz und Hegel‘ promovierte er 1929 bei Heimsoeth. 1930 folgte das philologische Referendarexamen und der Eintritt in den zweijährigen Vorbereitungsdienst in Ostpreußen, den er im April 1932 mit dem Assessorexamen beendete. Eine der Königsberger Gelehrten Gesellschaft eingereichte Arbeit über ‚Johann Georg Hamanns Stellung in der Philosophie des 18. Jahrhunderts‘ wurde im Januar 1933 mit dem vollen Preis ausgezeichnet und regte seinen mittlerweile nach Köln berufenen Lehrer Heimsoeth an, ihm damit die Habilitation zu ermöglichen.²⁵⁸

Das Verfahren wurde im Frühjahr 1933 eingeleitet, im Juni lagen sämtliche Gutachten vor, und die Fakultät setzte Probevorlesung und Kolloquium auf den 24. Juli fest. Aufgrund eines Erlasses vom 7. Juli 1933 mußten die laufenden Verfahren aber solange ausgesetzt werden, bis die Überprüfungen nach den BBG-Bestimmungen abgeschlossen waren. Obwohl Heimsoeth die politische Zuverlässigkeit und die einwandfreie Abstammung Metzkes garantierte, ließ sich eine Ausnahmeregelung nicht erwirken.²⁵⁹ Mittlerweile war das letztmalig verlängerte NG-Stipendium ausgelaufen, und Metzke stand vor der Wahl, entweder in den Schuldienst zurückzukehren oder in ungesicherten finanziellen Verhältnissen einen neuen Anlauf zu nehmen. Eine Habilitation gerade in Philosophie, so rieten ihm Dekan und Dozentenschaftsführer, sei unter den geänderten preußischen Bedingungen ohne die geringste Beziehung zur Partei kaum aussichtsreich.

Metzke meldete sich darum zur SA an und wurde am 3. November 1933, drei Tage vor seiner Probevorlesung aufgenommen. Der SA-Dienst im gefürchteten Arbeitersturm Köln-Sülz, der den Intellektuellen Metzke „zurechtschliff, brachte für ihn, wie er nach 1945 glaubwürdig berichtete, schwere seelische und körperliche Belastungen mit sich und raubte ihm überdies Jahrelang den Sonntag und 2 Abende in der Woche“, ohne daß er bis 1940 über den niedrigen Rang eines Scharführers hinauskam. Trotzdem nahm er nie die Chance wahr, sich durch den Einsatz in weltanschaulicher Schulungsarbeit in SA oder Partei vom Dienst befreien zu lassen.²⁶⁰ Zusammen mit Springmeyer absolvierte Metzke Anfang 1934 das Zossener Geländesporthaus und den ersten Lehrgang der Dozentenakademie in Kitzberg. Ab 1. April 1934 war er zum apl. Assistenten am Philosophischen Seminar bestellt worden und begann damit, Arbeitsgemeinschaften der NS-Studentenführung zu betreuen. Anfang August 1934 genehmigte das Ministerium Habilitation und Dozentur. Vermutlich um die 1936 etatisierte Assistentenstelle zu behalten und, nach eigenen Angaben, um sich endlich ein wenig vom SA-Dienst zu dispensieren, übernahm Metzke die Leitung des Presseamtes der Kölner Dozentenschaft, vermied es aber noch, dem Dozentenbund beizutreten. Als Presseamtsleiter, dies konnte er sich nach 1945 bestätigen lassen, trat er nie hervor, son-

258 Vgl. Gründer 1961. Dazu selbstverfaßte Lebensläufe Metzkes in UAK, Zug. 17/3745 und ebd. Zug. 44/80. GLA 235/1530, PA Metzke. UAHd, H-IV-329/298, PA Metzke und ebd. B 3099.

259 UAK, Zug. 44/80; Dekan (Heimsoeth) an PrMWKV v. 13. 7. 1933.

260 UAHd., B-3099; Lebensbeschreibung im Anhang des Fragebogens für die Besatzungsbehörden o. D. (ca. Ende 1945).

dem überließ der Pressestelle des Rektorats weiter die Öffentlichkeitsarbeit der Universität.²⁶¹ Für jemand, der mit einer im Oktober 1932 abgeschlossenen, im Druck befindlichen Arbeit unter stark veränderten politischen Vorzeichen habilitieren wollte, der also inhaltlich keine Konzessionen mehr machen konnte, zeigte Metzke, verglichen etwa mit Weinhandls Aktivismus, kaum mehr Einsatz als zur Bekundung glaubwürdiger Loyalität unbedingt notwendig war.

Die Frage ist jedoch, ob Metzke Konzessionen überhaupt noch machen mußte, ob die Hamann-Studie nach 1933 nicht vielleicht doch in ausreichender Weise weltanschaulichen Erwartungen entgegenkam. Das wird man gleich in mehrfacher Weise bejahen können: Metzke stellte, im Anschluß an seinen Lehrer Heimsoeth, Hamann in eine spezifisch deutsche Tradition religiösen und metaphysischen Denkens. Diese war gegen die aufklärerische Ideologie vom „Selbstwert und der Autonomie des menschlichen Seins“ gerichtet. Die vom westlichen Rationalismus und Subjektivismus zu verantwortende „Auflösung der Seinsbindungen“ und die „Entzweiung“ von Sein und Bewußtsein sei die Voraussetzung der universalistischen „Dogmatisierung und Verabsolutierung der realen Entwurzelung“, wie sie sich im Glauben an die Vernunftautonomie niederschlage. Als Antipode trete Hamann ihr auf allen Ebenen entgegen: In seinem Verständnis für die Geschichtlichkeit der Vernunft. Im Neuansatz einer Anthropologie, die mit der „Geschöpflichkeit“ des Menschen die Unverfügbarkeiten seines Daseins bedenke. In seiner Besinnung auf das die natürliche Entfaltung des Guten negierende, unaufhebbar „Böse“, welches humanitaristisches Fortschrittsdenken als illusionär entlarve. In Hamanns Berufung auf die unumgänglich notwendige Anerkennung der Seinsordnung als Gottes Schöpferordnung, die die Natur aus dem Griff der mathematisch-naturwissenschaftlichen Herrschaftsordnung („Herrschaft der Dingkategorie“) befreie.²⁶²

Der „Herkunftsraum“ dieser „Interpretationskategorien“ Metzkes war „ersichtlich die Grundlagendiskussion der 20er Jahre“: Existenzphilosophie, Heideggers existentielle Ontologie, dialektische Theologie und Idealismus-Kritik. Metzke sah folglich in Hamann einen „Vorläufer von alledem“.²⁶³ Es war aber nicht nur diese geistesgeschichtlich definierte Herkunft aus der „spannungsreichen Situation von 1930“ (Gründer). Denn politische Konnotationen waren kaum zu überlesen, wenn Metzke hinwies auf die den Staat auflösenden Kräfte der Aufklärung, er „reale Bindung“ oder „Boden und Bindung“ zurückforderte, den Gehorsam gegen die konkrete „Lage“ empfahl und ein neues Bewußtsein („nicht Herrschen, Dienen ist unser Teil“) anmahnte.²⁶⁴ 1934, in einem Referat über die neuere Lutherforschung, wurden dann nur die sprachlichen Akkommodationen in Nuancen verschärft, etwa in der Behauptung, das Christentum sei mit „heroischer Weltanschauung“ vereinbar. Was Metzke

261 UAK, Zug. 44/80; Brw. Metzke mit Kölner Universität 1946/47 sowie GLA 235/1530; darin die Entscheidung der Heidelberger Spruchkammer v. 28. 7. 1947.

262 Metzke 1934a, besonders S. 6ff., 20ff. (26), 58ff. („Entzweiung“; hier Yorcks Wendung zitierend, seit Descartes sei man am Brückenschlagen), 78ff. (zur neuen Wirklichkeitsanschauung Hamanns, seiner Wahrnehmung der „naturhaften Kräfte des Daseins“), 95ff. („Neuerfassung von Mensch, Geschichte, Natur“), 104ff. (das Korrektiv des „Bösen“), 117ff. („in der Natur wieder Gott sprechen hören“, deutsche Naturauffassung, der Hamann nicht weniger Bahn gebrochen habe als Rousseau „oder gar Spinoza“, S. 121).

263 So Gründer 1956, S. HOf.

264 Metzke 1934a.

bei dem Lutheraner Hamann an modernekritischem Potential zu Tage gefördert hatte, stellte er nun als die Quintessenz neuerer Lutherdeutungen heraus. Danach durfte der Reformator nicht länger als der von der liberalen Theologie bis 1918 vereinnahmte Ahnherr der Neuzeit verstanden werden. Luther stand nicht länger für „Autonomie“, „Innerlichkeit“, „Persönlichkeit“ und ähnlich profane Ideale.²⁶⁵ Der untergründige anti-bürgerliche, „heroische“ Ton dieses Textes sprach sich dann offener in Metzkes Antrittsvorlesung über ‚Geschichtliche Wirklichkeit‘ aus.

Diese von der Kritik²⁶⁶ zurückhaltend aufgenommenen , Gedanken zu einer deutschen Philosophie der Geschichte‘ radikalisierten, was schon in der Hamann-Arbeit beiläufig, aber nicht nebensächlich als aktuell relevant gegolten hatte. Lag der Akzent vor 1933 darauf, das Individuum in die ewigen Seinsordnungen zurückzubinden, schaltete Metzke 1935 das zuvor vernachlässigte Medium „Volk“ dazwischen. Der existenzphilosophisch-anthropologische, von neuprotestantischer Militanz zeugende Ansatz fand jetzt seine eigentlich politische Ausprägung. Hier war es die Seinsordnung geschichtlicher Wirklichkeit mit ihren „Grundspannungen“, die „Vielheit und Verschiedenheit der Kulturen“ im unaufhebbaren Existenzkampf gegeneinander, in der die „Grenzsituation“ der bislang philosophisch allein beachteten „einzelmenschlichen Existenz“ in „ihrer konkret-politischen Mächtigkeit“ erfahren werde. Anstelle der individuellen Endlichkeitserfahrung träte die Erfahrung der „politisch-geschichtlichen Grenze“, die das Individuum zurückrufe „zu den konkret verpflichtenden Bindungen unseres Blutes, unseres volklichen Wesens“.²⁶⁷ Metzke verließ dann dieses Gebiet geschichtsphilosophisch-politischer Spekulation²⁶⁸, um bis 1944 vor allem über Paracelsus und die spezifisch deutschen Traditionen frühneuzeitlicher Philosophie zu arbeiten und zu publizieren.²⁶⁹

3.3. Bonn 1934: Rudolf Mense und Jakob Barion

Ein mit dem Fall Ehrt in Berlin (s. o.) vergleichbarer Versuch, auf der Parteischiene in die akademische Laufbahn zu gleiten, stellt die Habilitation Rudolf Menses dar. Als Sohn eines Kaufmannes im westfälischen Rheine wurde Mense am 24. September 1882 geboren. Nach Absolvierung eines Kölner Gymnasiums meldete er sich zum Militärdienst, wurde aber wegen einer Herzschwäche zurückgewiesen. Bis 1905 studierte er in Bonn, München und Berlin Jus, legte die Referendarprüfung ab, wandte sich aber während des juristischen Vorbereitungsdienstes immer stärker der Philosophie zu. Noch vor dem Assessorexamen verließ er den Justizdienst, um bei Eucken zu studieren, der ihn 1912 auch mit der Arbeit ‚Moral und menschliche Größe‘ promovierte. Rückblickend sah er in diesem Erstling die Neufassung des „Führergedankens“, eine Einschätzung, die etwas gewaltsam Menses neuidealistische Konstruktion vom „personhaften Selbstwert“ in eine nach 1933 zeitgemäßere Begrifflichkeit

²⁶⁵ Ders. 1934b.

²⁶⁶ Gehlen 1937a.

²⁶⁷ Metzke 1935, S. 28-33.

²⁶⁸ Abgesehen von einer marginalen Rezension von ‚Macht und ökonomisches Gesetz‘ des nationalsozialistischen Göttinger Volkswirtschaftlers K. W. Rath, die der dort geforderten Unterordnung der Wirtschaft unter den Staatsprimat zustimmte, Metzke 1936.

²⁶⁹ Vgl. über Metzkes Arbeit nach 1939 unten B III.

zu übersetzen versuchte.²⁷⁰ Von Eucken wechselte er zu Husserl nach Göttingen, dessen Phänomenologie er, gleichfalls retrospektiv und ohne den Namen dieses Lehrers zu nennen, als „eine neue Hinwendung des deutschen Denkens zu einer sachhaften und lebensnahen Weltanschauung“ würdigte. Bei Kriegsausbruch als Freiwilliger abgewiesen, gelang es ihm nach mehreren Eingaben, bei der Kraftfahrtruppe in der Etappe Dienst tun zu dürfen. In den 20er Jahren fand Mense sein Auskommen als Volkshochschuldozent und freier Vortragsredner für Wirtschafts- und Kulturverbände. Sein weitgespanntes Themenangebot reichte von der „Soziologie des Arbeiters“ über „Symbol und Mythos“ bis zum „Wesen des Volkstums“. Die ihn quer durch Deutschland führende Vortragstätigkeit verstand er als „philosophisch vertiefte Bekämpfung der fremdgeistigen und undeutschen Weltanschauungen der marxistischen und separatistischen Zersetzung im gefährdeten Westen und Osten“. Um in bescheidenem Umfang weiter im akademischen Rahmen zu dozieren, leitete er von 1926-1931 die Arbeitsgemeinschaft der Bonner Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft, um ein studentisches Publikum mit der neueren deutschen Philosophie seit Lotze vertraut zu machen. Ab 1927 will er die geistige Bereitschaft seiner Zuhörer „für die Aufnahme der Sendung Adolf Hitlers“ geweckt haben, und tatsächlich galt Mense Ende der 20er Jahre als „Völkischer“. Doch arbeitete er auch an der von „Systemliteraten“ wie Hans Martin Elster edierten Literaturzeitschrift „Die Hören“ mit, wo er, bei aller Beschwörung des „metaphysischen Eigenwesens europäischer Nationen“, und trotz eindringlicher Warnung vor den Folgen des „Abfalls“ von der je eigentümlichen Idee eines Volkes, doch die „angeborene Weltoffenheit“ der Deutschen für die Aufgabe der Versöhnung des nationalen und des weltbürgerlichen Geistes, für die Arbeit am „überweltlich wesenden Logos“ auszunutzen gedachte.²⁷¹

Ein Aufnahmeersuchen an die NSDAP stellte er 1931, doch erhoffte sich die Partei von ihm als Nicht-Mitglied größere propagandistische Wirkung. So erfolgte erst im Februar 1933 seine „Wiederanmeldung“ und die Aufnahme zum 1. April 1933.²⁷² Bei diesen Verdiensten um die „Bewegung“ schien eine Rückkehr in die akademische Welt nicht ganz aussichtslos. Darum reichte Mense im Juni 1934 in Bonn zu Habilitationszwecken zwei Manuskripte ein, ‚Das Problem der Transzendenz‘ und ‚Die metaphysischen Grundlagen der nationalsozialistischen Politik‘, die eine „allgemeine Darstellung des Transzendenzproblems und eine Darlegung immanenter Politik als Entfaltung volkhafter Wesensanlagen im Gegensatz zu (transzendenter) Politik als Auflegung volksfremder Herrschaft“ enthalten sollten. Die Transzendenz-Schrift, im „Geiste Husserls“ verfaßt, was Oskar Becker in seinem Gutachten positiv hervorhob, stellte mit ihrem Bewußtsein und Bewußtseinsgegenstand vermittelnden Rekurs auf die „Urrelation“ der intentionalen Beziehung beim besten Willen nicht mehr dar als einen „Lösungsversuch in der üblichen Richtung der einschlägigen Forschung“, was Becker einräumte, und was, um den Kandidaten fachlich nicht zu diskreditieren, der Korreferent Rothacker diskret überging.

Was Mense zur politischen Philosophie des Nationalsozialismus beitrug, rechtfertigte seine Zulassung jedoch noch weniger. Die bei ihm von Eucken geprägte „Welt der Werte“

270 Mense 1912.

271 Vgl. die in zwei „Hören“-Aufsätzen angedeutete „Relativitätstheorie der Kultur“, Mense 1926 und 1927a, auch in der DAR, 1927b. Ähnlich auch im jungkonservativen „Ring“, Mense 1928. Vgl. auch einen Beitrag in der monistischen Zs. „Geisteskultur“, Mense 1931.

272 UAB, PA Mense; Lebenslauf Juni 1934. BAZ, MF.

wurde nunmehr „anthropologisch orientiert“ und konkretisiert in den „schöpferischen Erbanlagen“ des Volkes. Diese gestalte der Nationalsozialismus politisch in Führerverfassung, Rassegesetzgebung, Reichserbhofgesetz und einer den Zusammenhang zwischen „Art“ und Natur neu stiftenden, Mense besonders am Herzen liegenden Natur- und Tierschutzgesetzgebung.²⁷³ Insgesamt paraphrasierte, referierte und propagierte Menses Text das Parteilichschritftum, ohne Bezug zur Tradition des politisch-philosophischen Denkens, bar jeder Originalität und auf einem denkbar niedrigen Reflexionsniveau. Wie die „Versenkung in das mystische Opfer der Blutzügen der deutschen Wiedergeburt“ zur Entmächtigung des volksfremden Geistes und zum „Herausarbeiten der Wesenheit des Deutschtums“ die „metaphysischen Grundlagen des Nationalsozialismus“ legen, die „eingeborenen Volkskräfte“ entbinden und zur „außenpolitischen Machtentfaltung“ führen sollte, das behielt Mense auch in seinen veröffentlichten Arbeiten für sich.²⁷⁴

Fand Baeumler noch den Mut, Ehrts Habilitationsgesuch zurückzuweisen, stimmten Becker und Rothacker für eine Habilitation Menses. Zur Probevorlesung: Naturrecht und positives Recht griff Rothacker auf eigene Überlegungen zum Thema zurück, um nur mit keinem Wort auf Menses Ausführungen eingehen zu müssen.²⁷⁵ Das Verfahren nahm bis zur Antrittsvorlesung: Ethik und Politik seinen Fortgang. Mense erhielt auch die Lehrbefugnis und kündigte für das SS 1935 eine Vorlesung über „Grundlinien nationalsozialistischer Philosophie und Politik“ sowie eine Übung zur „Einführung in die Biopolitik und Wehrpolitik“ an.²⁷⁶ Bis zum SS 1937 las er weiter über weltanschauliche Themen.²⁷⁷ Zu diesem Zeitpunkt dürfte ihm der zum WS 1934/35 erteilte Lehrauftrag entzogen worden sein. Denn seit seiner Meldung zur Habilitation war seine Zugehörigkeit zu einer - Juden ausschließenden - „alt-preußischen Großloge“ bekannt, von der er sich erst 1931, nach 20jähriger Mitgliedschaft, getrennt hatte.²⁷⁸ Da die Gestapo die drei altpreußischen Großlogen als christlich-nationale Logen noch bis 1936 duldete, stand für das REM auch erst im Sommer 1936 fest, daß Mense als Dozent nicht länger zu halten sein werde.

Neben Fritz-Joachim von Rintelen, dem als Dyroffs Nachfolger ein kurzes Bonner Intermezzo beschieden war (s. o. 2.8.), genoß unter den katholischen Philosophen allein der Dyroff-Schüler Jakob Barion das nahezu uneingeschränkte Wohlwollen des REM. Barion stand in Berlin „im Ruf nationaler Zuverlässigkeit, obwohl gerade seiner Antrittsvorlesung über: *Philosophia perennis* als Problem und Aufgabe in den „Blättern für Deutsche Philosophie“ bescheinigt worden war, a) „weit davon entfernt [zu sein], den Rahmen der neuscholastischen Richtung auch nur anzutasten, geschweige denn zu sprengen“, und b) die thomistische Ansicht einer Philosophie der Gemeinschaft zu vertreten, die nicht vom „völkischen Erlebnis“ beherrscht sei und folglich mit keinem Wort von „Art und Rasse“ als den „ursprünglichen Gegebenheiten“ rede.“²⁷⁹

273 UAB, PA Mense, Ms. „Die metaphysischen Grundlagen ...“, Bl. 74ff, 138.

274 Vgl. nur den WAKR-Artikel „Geist und Politik“ vom Frühjahr 1934; Mense 1934c.

275 UAB, PA Mense; Bericht Rothackers über die Probevorlesung v. 25. 7. 1934.

276 Vorlesungsverzeichnis Bonn, SS 1935, S. 70f.

277 Vgl. Anhang.

278 UAB, PA Mense; Mense an Rothacker v. 17. 7. 1934

279 F. Sauer 1938, S. 113f.

Barion, mit dem Kirchenrechtler Hans Barion nicht verwandt, wurde am 23. Juli 1898 als Sohn eines Landwirts im Wüschheim geboren. Nach dem Besuch des nahen Lehrerseminars in Euskirchen (1912-1918) holte er während seines Dienstes als Volksschullehrer 1921 das Abitur nach und begann 1923 mit dem Studium der Theologie und Philosophie in Bonn und München. Nach dem theologischen Examen (1927) promovierte er im März 1928 bei Dyroff mit einer schmalen Untersuchung über: ‚J. G. Fichtes intellektuelle Anschauung und ihre religionsphilosophische Bedeutung‘, die, in ihrer auf Schelling erweiterten Fassung²⁸⁰, en passant die „Wesensschau“ Schellers kritisierte als Derivat jener hybriden idealistischen Idee von der Möglichkeit einer unmittelbaren Erfassung Gottes, im wesentlichen aber deren Ausgestaltung bei Fichte und Schelling „erbarmungslos niedermeißelte“²⁸¹. Während der vier Jahre als Dyroffs Assistent arbeitete Barion seine Habilitationsschrift über: ‚Plotin und Augustinus. Untersuchungen zum Gottesproblem‘ aus, die im Dezember 1933 der Fakultät vorlag. Gegen einen Teil der zeitgenössischen Forschung bestritt Barion darin eine neuplatonische Frühphase des Kirchenvaters und war bemüht, ihn so pantheistisch-mystischen Deutungen zu entziehen.²⁸² Ohne daß die fachwissenschaftliche Kritik dieses Resultat entsprechend weltanschaulich ausgewertet hätte, konnte man doch darin den Versuch sehen, Ausfälle Rosenbergs zu parieren, der Augustin und Plotin einfach dem hellenistisch-orientalistischen Synkretismus zuordnete.

Barion durchlief ohne Beanstandungen Habil.-Verfahren und Dozentenlager und hielt am 6. November 1934 die oben genannte Antrittsvorlesung. Ihrem Inhalt gab der Dekan Rothacker geschickt eine zeitgemäße Nuance: Barion betone, daß es wieder darum gehe, die Objektivität unseres Erkennens herauszustellen und zu vertiefen. Der von ihm angepeilte transzendente Seinsbegriff überwinde die idealistischen wie positivistischen Verengungen und setze die antipsychologistische Arbeit Brentanos und Husserls (!) fort. Dieser Objektivismus führe zu neuer Besinnung auf das wahre Wesen des Menschen und seine Stellung im Ganzen des Seins, d. h. auf seine „realen Beziehungen zu Familie, Staat und Volk“, was zugleich in Erinnerung rufe, daß es nur diesen wirklichen Menschen, „nicht d e n Menschen als abstrakte Idee“ gebe.²⁸³

Da der NSDD und seine Zuträger Barion zu jenen katholischen Akademikern zählten, die dem Zentrum bis 1933 nicht nahegestanden hätten und der nunmehr - obwohl wegen der „schwächlichen körperlichen Konstitution“ zweifellos keine „Führernatur“ - bereit sei „zur positiven Mitarbeit am jetzigen Staat“²⁸⁴, übertrug man ihm schon 1936 die Vertretung von Dyroffs Lehrstuhl. Als 1937 Rosenmöllers Nachfolge an der Staatlichen Akademie Braunschweig anstand, galt es als besondere Empfehlung für den Kandidaten Barion, daß man ihm seitens der Akademie zutraute, den Einbau der biologischen und profangeschichtlichen

280 Barion 1929; erw. u. d. T.: ‚Die intellektuelle Anschauung bei J. G. Fichte und Schelling und ihre religionsphilosophische Bedeutung‘.

281 So freudig zustimmend der Rezensent Dekker 1930, Sp. 969.

282 Barion 1935, S. 1 IOff., 127, 166. - Vgl. dazu Ritter 1937, S. 334f.: Barion sehe den Augustinischen Piatonismus von vornherein im Zusammenhang seines christlichen Denkens.

283 BAZ, REM-PA Barion, Bl. 3509-3511; Rothacker an REM v. 20. 11. 1934. Der Objektivismus ist in der gedruckten Fassung natürlich als Anti-Relativismus und Anti-Positivismus nachzuweisen (Barion 1936, S.16, 33), aber ebenso das von Sauer (Anm. 279) bemerkte Versagen im NS-Sinn, das Rothacker dem REM aber vorenthielt.

284 Ebd., Bl. 3524; NSDD-RL an REM/Wacker v. 11. 11. 1937.

Pflichtvorlesungen im Rahmen der Studienplanreform durchzusetzen. In der Begründung der Vorschlagsliste hieß es dann entsprechend, Barion werde den philosophischen Lehrbetrieb aus der Verklammerung mit dem theologischen Unterricht lösen und wieder zu „wurzelsständiger Höhe“ emporheben.²⁸⁵ Da auch der ostpreußische Gaudozentenführer von Grünberg signalisierte, daß für ihn nur Barion in Frage käme, berief ihn das REM nach kurzer Vertretung des Rosenmöller-Lehrstuhls zum SS 1938. Bald darauffiel ihm sogar das Rektorat zu, das er bis 1945 inne hatte.²⁸⁶ Abgesehen von einer Miszelle über ‚Albert den Deutschen‘ und weltanschaulich unergiebigem Rezensionen, trat Barion politisch-publizistisch nur mit einer freilich bemerkenswerten Platon-Besinnung nochmals hervor²⁸⁷; als antimarxistischer Ideologiekritiker profilierte er sich erst nach 1945.²⁸⁸

3.4. Breslau: Wolfgang Cramer und Helmut Folwertschny

Ein kurzer Blick auf ein biographisches Detail, nämlich seine Parteimitgliedschaft von 1932, läßt vermuten, daß Wolfgang Cramers Habilitation in Breslau unter günstigsten Voraussetzungen und in berechtigter Erwartung einer schnellen Karriere erfolgt sein dürfte. Geboren am 18. Oktober 1901 in Hamburg als Sohn eines Regierungsbaumeisters, verbrachte Cramer seine Schulzeit in Breslau, wo er nach dem Abitur an einer Oberrealschule und halbjähriger Lehrzeit als Landwirtschaftseleve mit dem Philosophiestudium begann. Das SS 1921 verbrachte er in einer studentischen Freiwilligenformation, die am Verteidigungskampf des oberschlesischen Selbstschutzes teilnahm. Aus finanziellen Gründen das Studium unterbrechend, absolvierte er eine zweijährige Banklehre. Als er 1924 zur Universität zurückkehrte, verlagerte Cramer den Schwerpunkt seiner Studien auf Mathematik und Physik. 1931 promovierte er in Breslau mit einer mathematischen Dissertation: ‚Das Reziprozitätsgesetz für Gaussche Summen in quadratischen Zahlkörpern‘. Im selben Jahr erhielt er die apl. Assistentenstelle am Mathematischen Seminar. Philosophisch ordnete Cramer sich später Richard Höningwald zu, dem er 1930 aus persönlichen Gründen jedoch nicht nach München folgte. Mit seiner Frau, einer Breslauer Arzttochter, trat Cramer am 1. Mai 1932 in die NSDAP ein.

1933 lag die Habilitationsschrift ‚Der Begriff der reinen Anschauung‘ vor. Wie bei Metzke wurde das Verfahren ausgesetzt, so daß Cramer erst noch Dozentenlager und -akademie besuchen mußte (1934), bevor er am 6. November 1935 endlich habilitiert wurde. Da es wegen der unzugänglichen einschlägigen Akten nicht möglich ist, das Verfahren zu

285 GStA, Rep. 76/1120, Bl. 152-152r; Prorektor H. Andre an REM v. 24. 3. 1937 wg. Nachfolge Rosenmöller sowie ebd., Bl. 177-178; Vorschlagsliste v. 10. 5. 1937 (aufgrund der eingeholten Gutachten von Dyroff, Honecker, Meyer, Rosenmöller, Switalski. An zweiter Stelle genannt Otto Most/Breslau, an dritter Vinzenz Riefner/Würzburg).

286 Ebd., Bl. 213; Andre an REM v. 1. 12. 1937 betr. von Grünbergs Stellungnahme. Barion war im SS 1937 und im WS 1937/38 mit der Vertretung beauftragt worden, am 3. 12. 1937 erfolgte die Ernennung zum pl. ao. Prof u. pers. Ordinarius, im August 1938 die Beförderung zum Ordinarius (ebd. Bl. 154, 216, 220, 230).

287 Zu Albert: Barion 1937; zu Platon vgl. u. B III.

288 Vgl. Barion 1966, dort S. 87-236 zu: ‚Marxismus. Ideologie und Wirklichkeit‘. Zuletzt 1986, S. 133ff, dort auch noch im Schlußabsatz (S. 146) der aus Weimarer Zeiten bewahrte Degout an der „Parteipolitik“, die einmal mehr der „Staatsgesinnung“ weichen müsse.

rekonstruieren, kann man über Ursachen seiner ungewöhnlichen Dauer nur spekulieren.²⁸⁹ Jedenfalls muß sich Cramer schon kurz nach der Machtergreifung nicht als idealer Parteigenosse benommen haben.²⁹⁰ Seine Kontakte zum Kreis der Hönigswald-Schüler und Freunde ließ er nicht abreißen. Mittelpunkt dieses Kreises war der Pädagoge Moritz Löwi, den die Breslauer Fakultät trotz BBG 1934 noch einer ehrenvollen Nennung auf der Vorschlagsliste für würdig erachtete (vgl. B I. 4.). Cramer zeigte sich ostentativ im Kreis dieser jüdischen Freunde, besuchte mit ihnen jüdische Lokale und konnte mehrfach vor Repressalien warnen. Den Parteieintritt soll er schon 1934 als Irrtum bezeichnet haben, doch Löwi habe ihn überredet, nicht wie beabsichtigt auszutreten, sondern unter dem Schutz der frühen Mitgliedschaft weiter Verfolgten zu helfen. Cramer war wesentlich an der Vorbereitung und finanziellen Absicherung der Auswanderung Löwis (1938) beteiligt.²⁹¹ Cramers Art der stillen aber tätigen Opposition - der Breslauer Orientalist Theo Bauer sah ihn sogar als „Zentrum eines Widerstandskreises“²⁹² - setzte ein gewisses Wohlverhalten gegenüber der Partei voraus. Anders wäre die Habilitation nicht geglückt, anders wäre 1937 auch kaum der Lehrauftrag für „Philosophie der exakten Wissenschaften“ zu erlangen gewesen, der Cramers Lebensunterhalt sicherte.²⁹³ Als er sich 1937 beim NSDD um Vermittlung einer planmäßigen Assistentenstelle in München bewarb, attestierte ihm der stellvertretende Breslauer Dozentenchaftsleiter daher unter Hinweis auf das Eintrittsdatum, politisch einwandfrei zu sein.²⁹⁴ Bei dieser Bewerbung gab Cramer an, seine Stelle am Mathematischen Seminar für einen jüngeren Kollegen räumen zu wollen. Das mag ein Motiv gewesen sein. Die Datierung der Eingabe, Januar 1937, weist noch in eine andere Richtung. Im WS 1936/37 kam August Faust nach Breslau, und der hatte bereits erste, gegen den katholischen Lehrstuhlinhaber Rosenmöller zielende Maßnahmen angeregt (s. u. B I. 4.). Es ist möglich, daß Cramer den daraus entstehenden Konflikt mit Faust voraussah, denn er war nicht bereit, sich in diese Aktionen einbinden zu lassen. Spätestens seit 1938 standen Faust und Cramer sich unversöhnlich gegenüber. Cramer gelang es zwar 1939, eine Diätendozentur zu erhalten, doch hintertrieb Faust beharrlich seine Ernennung zum apl. Professor. Die Grundlage von Cramers Antrag, eine umfangreiche Arbeit unter dem Titel „Das Totale, die Monade, das Abso-

289 Eine entsprechende Anfrage an das jetzt von polnischen Behörden verwaltete UA Breslau wurde den Vf. nicht beantwortet.

290 Angaben nach BAZ, REM-PA Cramer und ebd., MF (Eintrittsdatum festgesetzt auf den 1. 4. 1932). BAZ/DH, ZD 3947, 54 Obj. 12 (Akte nicht bestimmbarer Provenienz, vorwiegend betr. Cramers Wehrübungen u. Wehrdienst 1937-1942 - zum Einsatz im 2. WK. auch Karteikarte Cramer in der DD).

291 UAF, Phil. Fak., Abt. 134/92; Franz Fink an Gadamer v. 7. 2. 1949 betr. Unterstützung für Löwi; im Spruchkammerverfahren (Spruchkammer Laufen v. 7. 7. 1947) war Cramer bereits als „Entlasteter“ eingestuft worden. 1949 ging es um seine Wiedereinstellung.

292 Ebd., Gutachten T. Bauer.

293 BAZ, REM-HLK; ab SS 1937 bezog C. 3 000 RM LA-Vergütung jährlich, dazu kamen ab Juni 1937 200 RM mtl. aus der REM-Nachwuchsförderung (bis Ende 1937).

294 BAZ, REM-PA Cramer; Stellv. Doz.leiter an HAbt.-Leiter des Amtes für Stellenvermittlung Dozentenchaft Breslau v. 17. 1. 1937. - Die „Kämpfernatur“ Cs. konnte hier nur mit der Vokabel „unbequem“ begründet werden, wie C. auch von militärischen Vorgesetzten als „leicht reizbar und eigensinnig“ charakterisiert wurde (s. o. Anm. 290; ZD 3947). Cramers gegen Faust gestählter Nonkonformismus bewährte sich nach 1945 im Verhältnis zu den Frankfurter Kollegen Horkheimer und Adorno.

lute', wurde von Faust ungünstig beurteilt, und Cramer gelang es auch nicht, mit Unterstützung auswärtiger Gutachter, zu denen Gadamer zählte, seine Ernennung durchzusetzen.²⁹⁵

Helmut Folwartschny, der sich seit Mitte 1934 Folwart nannte, stand während seiner Studienzeit den „väterlichen Freunden“ Kühnemann und dem Theologen Bornhausen nahe. Die Distanz zu den jüdischen Dozenten Hönigswald, Löwi und Marck läßt jedoch nicht auf eine prinzipielle judengegnerische Haltung schließen, da Folwart eng mit dem in Prag lehrenden jüdischen Literaturhistoriker Josef Körner zusammenarbeitete. Folwart wurde am 16. September 1902 in Niederbludowitz/Teschen geboren, wo sein Vater als evangelischer Pfarrer wirkte. Der habe in diesem „national gemischten Gebiet“ das Deutschtum „tatkräftig gefördert“, wie Folwart in seinem Lebenslauf zum Habilitationsgesuch hervorhob. Nach dem Schulbesuch auf einem Realgymnasium in Freiwaldau begann Folwart 1921 sein Studium in Breslau (Philosophie, Deutsch, Geschichte), das er nur für jeweils ein Semester in Berlin und Heidelberg unterbrach. Bei Kühnemann promovierte er 1930 über ‚Friedrich Schlegels Verhältnis zur Philosophie‘. 1931 bestand er das Staatsexamen für den höheren Schuldienst. Die Examensarbeit ‚Jean Pauls Persönlichkeit und Weltanschauung nach seinen Briefen‘ konnte er 1933 veröffentlichen. Kühnemann verschaffte ihm ein NG-Stipendium, damit er zusammen mit Körner an der wissenschaftlichen Edition des Schlegel-Nachlasses arbeiten konnte, besonders an der von Körner vorbereiteten Ausgabe der Nachschrift eines Kollegs über Transzendentalphilosophie (1800/01). Diese philologisch-historische Ausrichtung seines Studiums der Frühromantik setzten den in der Dissertation eingeschlagenen Weg fort, wo es Folwart vor allem darum gegangen war, gegen Carl Schmitts These vom philosophisch nicht ernst zu nehmenden romantischen Subjektivismus den bedeutenden Einfluß frühromantischer Ideen auf die Entwicklung der Philosophie Hegels nachzuweisen.²⁹⁶

Nach dem 30. Januar 1933 gab Folwart diesen Bestrebungen dann eine ersichtlich nationale Note: Schlegels Betonung der Ganzheit und seine Auffassung von der deutschen Funktion der Philosophie hätten früh in engem Zusammenhang mit den eigenen grenzlandpolitischen Erfahrungen gestanden. Als Jugendlicher sei er verbittert gewesen über den Zerfall des Habsburger Reiches. Als dann 1919 seine engere Heimat gegen den Willen der sudetendeutschen Bevölkerung militärisch besetzt und der CSR einverleibt wurde, hätte dies das Bewußtsein der „deutschen Kulturzusammengehörigkeit“ geschärft. Die Abiturienten seines Jahrgangs hätten 1921 in einer „abendlichen Rütli-Szene“ im Freiwaldauer Stadtpark geschworen, die deutsche Kultur ihrer Heimat zu verteidigen. Das Studium im Reich und dort gerade die Bekanntschaft mit Schlegels Philosophie seien noch von dem Gedanken geprägt gewesen, „meine in Deutschland erworbenen wissenschaftlichen Gedanken in den Dienst der Kulturarbeit des Sudetendeutschtums zu stellen“. Obwohl Folwart nicht verhehlte, daß er Anfang der 30er Jahre diese Pläne, auch wegen der Rezession in seiner Heimat, ad acta gelegt hatte, wollte er nun, im Zeichen der „nationalen Erhebung“, daran wieder anknüpfen. Zunächst hatte ihn Schlegels Verständnis von „Ganzheit“ zur Auseinandersetzung mit der jüngsten Gestaltung der Phänomenologie“ angeregt. Husserl und Heidegger „vom Standpunkt des Kritizismus“ aus kritisierend, habe er so eine Habilitationsschrift ‚Kant, Husserl, Heidegger, Kritizismus, Phänomenologie, Existenzphilosophie‘ verfaßt. Nachdem er seinen

295 UAF, Phil.Fak. 134/92; darin diverse Stellungnahmen Cramers zum Konflikt mit Faust sowie das Gutachten Gadamers v. 20. 6. 1943.

296 Folwart 1930, S. IOff. (gegen Schmitt).

Probenvortrag über: Das Problem der Ethik in der Gegenwart gehalten hatte, kehrte er im November 1934 in seiner Antrittsvorlesung über ‚Volkstum als philosophisches Problem‘ offenbar zu den kulturpolitischen Intentionen seiner Studienzeit zurück.²⁹⁷

3.5. Zwischenbilanz der Habilitationsverfahren zwischen 1933 und 1935

Die neue Habilitationsordnung hat bis 1935 einige Verfahren verzögert. Eine politische Auslese bewirkte sie weder in positiver noch negativer Hinsicht. Einzige Opfer blieben Helfried Hartmann und - allerdings schon im Vorfeld durch politische „Auslese“ - Werner Ziegenfuß, und - vielleicht durch vorzeitigen, mehr oder minder freiwilligen Verzicht - auch die Philosophinnen Anneliese Maier, Gertrud Jung und Katharina Kanthack sowie der Geiger-Schüler Hermann Zeltner in Göttingen²⁹⁸, während Arnold Metzger unabhängig davon spätestens an den rassenpolitischen Hürden gescheitert wäre. Andererseits erleichterte die RHO den Zugang für Konjunkturritter (Ehrt, Klemmt, Mense) in keinsten Weise. Wer bis 1935 den politischen Anforderungen genügt hatte (Springmeyer, Metzke, Barion, Cramer, Folwart, Bröcker²⁹⁹), konnte sich schon aufgrund der 1933 abgeschlossenen wissenschaftlichen Ausbildung nur nach äußerlichen Kriterien (didaktisches Talent, Charakter, politisches Engagement), nicht nach etwaigen Vorarbeiten für eine nationalsozialistische Philosophie qualifiziert haben. Dieser, wenn man so will, „Weimarer“ Nachwuchs schlüpfte also durch die noch sehr groben Maschen des neu etablierten Systems politischer Bewertung, ohne daß der ihnen - zumeist mit Verzögerung - gewährte Zugang zum Lehrbetrieb gleichbedeutend mit der Formierung eines regimekonformen Nachwuchses gewesen wäre.

4. Die Berufungspolitik zwischen 1936 und 1939

4.1. Die Entlassungen

Zwischen 1936 und 1939 begann sich das Verhältnis zwischen typischen und atypischen Entlassungen bei den Ordinarien wieder zu normalisieren, während aus der nichtbeamteten Dozentenschaft vor allem aufgrund der Bestimmungen der RHO vom 17. Februar 1939

297 Das Habilitationsverfahren ist dokumentiert in GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr. 41, Bd. IX, Bl. 157; Mitteilung über Abschluß des Verfahrens, Phil. Fak. Breslau an PrMWKV v. 22. 12. 1934. Ebd., Bl. 342-353, 407-410; Lebensläufe v. 17. 6. 1933 und v. 6. 7. 1934, Fragebogen.

298 Zu Zeltner (1903-1975) das Vorwort zur Gedächtnisschrift für Zeltner 1978, S. 6: Bei Geiger entstand 1932/33 die Habil.-Schrift: ‚Die Logik der existentiellen Reflexion‘, die nicht abgeschlossen werden konnte, statt dessen sei Zeltner in die „Innere Emigration“ des Bibliotheksdienstes gegangen. Festzuhalten ist, daß Zeltner als Student noch einen anderen politischen Weg eingeschlagen hatte: 1923/1924 gehörte er dem völkischen „Bund Oberland“ an. Die Zeit der „Inneren Emigration“ endete für Zeltner zudem spätestens im Juli 1942: da wurde er als Militärbeamter nach Belgrad abkommandiert, erlernte die serbische Sprache und war für die „Auffindung versteckter Archivbestände“ verantwortlich (Angaben nach: BAK, alt R21/10753; H. Zeltner).

299 Zu Bröckers. B II. 1.5.

nochmals siebzehn Dozenten ausschieden. Aus politischen Gründen wurden entlassen oder kamen ihrer Entlassung zuvor die Ordinarien Karl Jaspers (Heidelberg), Theodor Litt, Felix Krueger (beide Leipzig), Günther Jacoby (Greifswald) und Herman Nohl (Göttingen). Ihre Lehrstühle gingen dem Fach in toto verloren. Zu diesen Verlusten muß man auch noch den konfessionell gebundenen Bonner Lehrstuhl Siegfried Behns addieren, der nach dem Wechsel Behns auf das von v. Rintelen freigemachte, ebenfalls konfessionell gebundene Dyroff-Ordinariat nicht wieder besetzt wurde.

Bei der Prüfung, ob der Lehrstuhl von Hermann Schwarz nicht - wie bereits 1933 vorgeschlagen - wiederzubesetzen sei, fand das Reichssippenamt anhand des vom Kandidaten Jacoby eingereichten Fragebogens heraus, daß dessen Großvater Jude war. Am 25. Juni 1937 erfolgte die Versetzung in den Ruhestand gem. § 6 BBG. Da er nur wenige Tage später als Mischling 2. Grades nach dem am 1. Juli 1937 in Kraft getretenen Deutschen Beamtengesetz (DBG) unter wesentlich günstigeren finanziellen Bedingungen eine Emeritierung erreicht hätte, begann Jacoby einen mehrjährigen Kampf gegen diese aus seiner Sicht schäbige Behandlung. Nachhaltig von Dekan und Rektor in Greifswald unterstützt, berief er sich auf seine nationalen Verdienste und die seiner Familie. So war der Großvater mütterlicherseits im Prozeß gegen Lassalle hervorgetreten und Jacobys Vater, ein Königsberger Theologieprofessor, habe unbeugsam gegen Liberalismus und Katholizismus gestritten. Jacoby selbst konnte ein von ihm unterzeichnetes Flugblatt von 1919 präsentieren, worin er Freiwillige für den Abwehrkampf Deutschlands Ostgrenzen warb. Sehr eindringlich beschwor er darin unter Hinweis auf bekanntgewordene Greuelthaten die Gefahr eines bolschewistischen Einfalls in Ostpreußen, die er dann als Angehöriger eines Freikorps im Baltikum bannen half. Nachdem Verdächtigungen eines gescheiterten Habilitanden und Alt-Parteigenossen („passive Resistenz Jacobys“) zusätzlich belastend wirkten, aber von dem Jacoby-Schüler Freytag-Löringhoff unter Verweis auf Jacobys judengegnerische Einstellung ausgeräumt wurden, schienen die Freikorps-Verdienste 1938 im REM so schwer zu wiegen, daß man eine Aufhebung der Maßnahme nach § 6 BBG beschloß. Dies scheiterte am Veto von Heß, nach dessen Ansicht Jacoby seit 1923 keinerlei politische Leistungen, insbesondere nicht für die NSDAP erbracht habe. Ein an den Reichskanzler gerichtetes Gnadengesuch brachte keine Wendung der Dinge. Obwohl Jacoby bei weiteren Vorstößen auch die Dozentenschaft auf seiner Seite hatte, konnte das wohlwollende REM wegen der Weigerung der Partei (Heß, später Bormann), aber auch wegen der komplizierten beamtenrechtlichen Lage des Falles, vorerst nicht helfen.

Von seiner finanziellen Besserstellung hing die Veröffentlichung weiterer Teile des zweiten Bandes seiner ‚Allgemeinen Ontologie der Wirklichkeit‘ ab. Der Verfasser mußte sich an den Druckkosten seines praktisch unverkäuflichen Lebenswerkes beteiligen, was mit dem Ruhestandsgehalt nicht zu leisten war. Die DFG lehnte, trotz positiver Begutachtung durch Max Wundt, einen Druckkostenzuschuß 1939 ab, so daß das Werk erst nach 1945 weiter erscheinen konnte. Ungeachtet dieses Rückschlages pochte Jacoby weiter auf Wiedereinsetzung, wahlweise Emeritierung. Als sich die Parteikanzlei 1941 endlich mit einer Wiederberufung ins Beamtenverhältnis einverstanden erklärte, hatte das REM Jacobys Ordinariat eingezogen und entschieden, für die Kriegsdauer kein neues einzurichten. Fakultät und Kurator setzten sich jedoch weiter ein und regten 1943 an, den „Bahnbrecher der neuen Ontologie“ auf eine umzuwidmende vakante theologische Professur zu berufen, was wie-

derum die NS-Dozentenschaft, die für formale Entpflichtung aber gegen Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit war, ablehnte. Nach nochmaliger Zustimmung durch die Parteikanzlei, bereitete das REM im April 1945 Jacobys Wiederernennung vor, die sein oberster Dienstherr aber nicht mehr unterschrieb.³⁰⁰

Der Verdacht, jüdische Vorfahren verschwiegen zu haben, spielte auch bei der Emeritierung des Leipziger Psychologen und Philosophen Felix Krueger eine Rolle. Zudem war ausgerechnet der seit zwei Jahrzehnten im völkisch-deutschnationalen Umfeld agierende Krueger mit philosemitischen Äußerungen aufgefallen.³⁰¹

Jaspers war im Juni 1937 nach § 6 BBG in den Ruhestand versetzt worden. Entscheidend dafür war seine Ehe mit einer „Volljüdin“, während die von ihm eingeräumte DDP-Mitgliedschaft dafür kaum ins Gewicht fiel. Kriek, vom Ministerium um ein Gutachten gebeten, meinte dazu, daß nicht ganz klar sei, ob diese Mitgliedschaft nur dem Heidelberger „Professoren-Demokratismus“ entsprang oder der nach 1918 links engagierte und trotzdem einen inakzeptablen „Geistesaristokratismus“ pflegende Jaspers nicht womöglich Beziehungen zur SPD unterhalten habe. Gleichwohl müsse man zugeben, daß ‚Die geistige Situation der Zeit‘ auch viele NS-Studenten beeindruckt habe und Jaspers, dessen Werk häufiger positiv im „Völkischen Beobachter“ erwähnt worden sei, sich um das Verständnis des Nationalsozialismus bemühe - mit dem seine Philosophie aber selbstverständlich nichts zu tun habe. Dieses sehr moderate Urteil verhinderte nicht die Entlassung, verriet aber einen Respekt, von dem Jaspers in den Jahren der „inneren Emigration“ noch profitieren sollte.³⁰²

Die Umstände der im April 1937 verfügten Entlassung Nohls bedürfen noch einer genaueren Untersuchung. Seine Biographin Elisabeth Blochmann belastet damit Baeumler, der ihn mit einer „Denkschrift“ zu Fall gebracht habe. Anders als bei Jaspers dürfte der Tatbestand Jüdischer Versippung“ kaum von Belang gewesen sein, da Frau Nohl 1936 verstorben war.³⁰³

Litt schließlich, vom Leipziger NSDD und der NS-Studentenschaft als „Hauptvertreter des Liberalismus“ über Jahre hinweg attackiert, kam 1936 „freiwillig“ um seine Emeritie-

300 UAG, PA Jacoby. BAZ, REM, PA Jacoby und BAK, R 73/11884.

301 Dazu Geuter 1985, S. 77-80.

302 GLA 235/2133; Bad. UnterrichtMin. an StaatsMin. mit Gutachten v. 14. 5. 1937. Dort auch ein Personalfragebogen von Jaspers v. 23. 1. 1936 mit Angaben zur DDP-Mitgliedschaft. Hilfestellung leisteten Kriek und Rektor Schmitthenner, ein ranghoher SS-Führer, bis wenige Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner. So sprach sich Kriek 1939 dafür aus, Jaspers zu Vorträgen nach Genf reisen zu lassen. 1942 attestierte er, Jaspers sei ein „Wissenschaftler von Ruf und ein durchaus ehrenhafter Charakter“. Im gleichen Jahr versuchten Kriek und Schmitthenner im RSHA einen Ausnahmerlaß zu erwirken, damit die „Volljüdin“ Gertrud Jaspers weiter eine arische Hausangestellte beschäftigen durfte. Auch setzte Schmitthenner mit Kriecks Hilfe einiges in Bewegung, um Jaspers wegen des zu befürchtenden Auslandsechos überhaupt vor allen Maßnahmen gegen „Mischehen“ zu bewahren. Über Reichsdozentenführer Scheel schalteten sie Otto Ohlendorf ein, erreichten aber letztlich keine verbindlichen Zusagen. Noch im März 1945 wies Schmitthenner den SD daraufhin, daß die gefährlich nahe gerückte Möglichkeit der Trennung des Ehepaars im Zuge der „Evakuierung“ nichtarischer Ehepartner die kulturpolitischen Beziehungen zum japanischen Bundesgenossen beeinträchtigen könne (UAHd, B-3099, Bd. 1). Vgl. zu Jaspers' Geschick auch die gute Dokumentation von Leonhard 1983, für die Zeit nach 1933 dort S. 119ff.

303 Da mir das UA Göttingen nicht offen stand, muß ich mich hier auf die Angaben von Blochmann 1969, S. 177 stützen. Vgl. a. Dahms 1987.

rung ein. Der durch amtliche Intervention erzwungene Abbruch einer Vortragsreise nach Österreich und Slowenien ließ das Faß im Herbst 1936 für Litt überlaufen.³⁰⁴

Wegen Erreichung der Altersgrenze wurden bis 1939 regulär emeritiert: der politisch wegen seiner DDP-Mitgliedschaft und seines Einsatzes für die Liga für Völkerbund in Königsberg nur noch geduldete Albert Goedeckemeyer (1938)³⁰⁵, sein in Halle in NS-Kreisen nicht beliebter Kollege Paul Menzer (1938)³⁰⁶, der Erlanger Philosoph und Pädagoge Hermann Leser (1937)³⁰⁷, der katholische Breslauer Philosoph Ludwig Baur (1936)³⁰⁸, der seit Frühjahr 1933 in Dresden Anfeindungen ausgesetzte Paul Luchtenberg (1936)³⁰⁹, der evangelische Theologe Karl Bornhausen, der 1936 Tillichs Lehrstuhl endlich räumte³¹⁰, und Johannes Hielscher, der zum WS 1935/36 in Münster mit 64 Jahren ein persönliches Ordinariat erhielt, das er bis 1937 verwaltete³¹¹. Mit Ausnahme dieses wegen Hielschers angeblicher politischer Verdienste geschaffenen Ordinariats, das mit seiner Emeritierung wegfiel, und Luchtenbergs Lehrstuhl, wurden die anderen Ordinariate wieder neu besetzt, wenn sich auch im Falle Bornhausens (Nachfolger: Josef Nelis) und Lesers (Hans Wenke) der Schwerpunkt auf die Pädagogik verlagerte.

Den zwei Einziehungen und den zwei „Abgaben“ an die Pädagogik standen also neun Vakanzen gegenüber, die durch Emeritierung, Tod oder Wegberufung (Heyse, Gehlen) entstanden waren. Hinzu kam die partielle „Wiedergewinnung“ des durch die Besetzung mit Gerhard Pfahler ganz an die Psychologie abgetretenen Gießener Lehrstuhls von August Messer, der 1939 an den Philosophen Otto Friedrich Bollnow fiel. Und endlich kamen in Breslau und Hamburg seit 1934 endlos sich hinziehende Rangeleien um die Wiederbesetzung der Lehrstühle von Marck und Cassirer zu einem für das Fach insgesamt recht nachteiligen Abschluß. Das Personalkarussell, das sich im Frühjahr 1938 zunächst in Österreich, dann ab März 1939 in Prag zu drehen begann, soll erst im Rahmen des letzten Kapitels über die Personal- und Berufungspolitik während des Zweiten Weltkrieges berücksichtigt werden, da sowohl der „Anschluß“ als auch die Errichtung des Reichsprotektorats Böhmen und Mähren eher zur Vorgeschichte dieses Krieges zu rechnen sind.

304 Klafki 1982, S. 33, weist auch auf Baeumlers Anteil an Litts Zermürbung hin, hatte er doch 1938 ein „zynisches Pamphlet“ (= Baeumler 1938a: „Begegnung mit Theodor Litt“) veröffentlicht - dies erschien allerdings erst n a c h Litts Emeritierungsgesuch! Hauptsächlich waren es die Unzuträglichkeiten in Leipzig, die Litt zusetzten (Schwiedrzik 1996, S. 59ff.) - Material über Südost-Reise in PA/AA, Kult W, Europa III, Bd. 11.

305 BAZ, HLK.

306 UAH, PA Menzer.

307 Schorcht 1990, S. 96; Leser starb am 1. 5. 1937, ein Jahr vor Erreichen der Altersgrenze.

308 J. Koch 1949, S. 903.

309 StAD, Vobi 1553; Sachs. FinanzMin. an Vobi v. 10. 12. 1935 betr. die in Aussicht genommene Emeritierung Luchtenbergs unter dem Vorwand des Abbaus der Kulturwiss. Abt.

310 Bornhausen war am 17. 10. 1935 mit sofortiger Wirkung beurlaubt worden, wurde aber erst nach nicht wollenden Querelen am 10. 3. 1937 gem. § 4 BBG (sie !) aus dem Lehrkörper entfernt. UAF, Abt. 134/56.

311 UAMs, PA Hielscher. Hielscher hätte wegen Erreichens der Altersgrenze wenige Wochen nach seiner Bestallung schon emeritiert werden müssen. Er kam jedoch in den seltenen Genuß von § 2 GEVH, der bei „überwiegenden Hochschulinteressen“ eine Verschiebung erlaubte. Die Emeritierung erfolgte dann zum 31. 3. 1937.

4.1. Die Berufungen

4.2.1. Breslau 1933-1937: Um die Nachfolge von Marck, Kühnemann und Baur

Die Entscheidungsprozesse, die zur Wiederbesetzung oder Aufhebung der Lehrstühle in Breslau und Hamburg führten, gehörten zu den langwierigsten der Vorkriegszeit. Die ersten Kommissionssitzungen hierfür begannen Ende 1933, aber erst 1937 wurde im REM endgültig über Besetzung oder Nichtbesetzung entschieden. Daß an beiden Universitäten jeweils ein Amtsinhaber (Marck, Cassirer) aus politischen und jeweils einer (Kühnemann, Görland) aus Altersgründen ausschied, stellte eine vergleichbare Ausgangsposition für sonst sehr unterschiedliche Verfahrensabläufe dar.

In Breslau ging es zunächst um die Wiederbesetzung von Marcks Lehrstuhl. Dazu hatte die Fakultät Anfang 1934 einen Vorschlag eingereicht, der an die Zeit vor 1933 anknüpfte: Man wollte die psychologisch-pädagogische Ausrichtung wiederherstellen, die Grimme mißachtet hatte, um Marck berufen zu können. Und man wünschte keinen „Schulamts-Pädagogen, sondern den philosophischen Kopf, der pädagogischen Aufgaben sein ganzes Interesse zugewendet hat“.³¹² Baur, Inhaber des Konkordatslehrstuhls, der das Votum der Fakultät formulierte, wollte „so im Sinne der neuen Staatsführung den Hauptnachdruck auf die Pädagogik legen“, um gleichzeitig befürchtete weitergehende politische Ansprüche abzublocken. Politischen Erwartungen glaubte man mit der Wahl Friedrich Bergers zu genügen. Berger, Jahrgang 1901, aus der Volksschullehrerschaft hervorgegangen, Assistent am Pädagogischen Seminar in Tübingen, hatte sich dort 1932 bei Kroh habilitiert.³¹³ Die Habil.-Schrift ‚Menschenbild und Menschenbildung‘ empfahl die Breslauer Fakultät dem Ministerium als „Plan einer systematisch gestalteten Anthropologie“ und „Ausgang zur Behandlung der Richtkräfte einer volkhaften Bildung“. Schon viel weniger pädagogisch ausgerichtet waren die weiteren Vorschläge: Paul Luchtenberg, Ordinarius für Pädagogik an der TH Dresden und - was man nicht verschwiegen - nach dem 30. Januar 1933 politisch angefeindet (s. o. A II. 1.1.), würdigte die Fakultät als „biologisch geschulte(n) Neovitalist(en)“ und Soziologen. Der an dritter Stelle genannte nb. Professor Reinhard Kynast war zwar einige Jahre an der Pädagogischen Akademie in Breslau tätig gewesen und hatte eine Problemgeschichte der Pädagogik verfaßt, doch wies seine Bibliographie überwiegend erkenntnistheoretische Veröffentlichungen auf.

Unter anderen politischen Vorzeichen wäre man durchaus bereit gewesen, den Breslauer Privatdozenten Moritz Löwi vorzuschlagen: „Wenn wir ihn nicht auf unsere Vorschlagsliste setzen, so geschieht dies lediglich im Hinblick auf die Schwierigkeit, die gegenwärtig seine nichtarische Abkunft bereitet.“ Da aber Löwi als fünffach Kriegsverwundeter auch bei der NS-Studentenschaft in gutem Ansehen stehe, würde die Fakultät es „dankbar begrüßen und sachlich und persönlich für begründet halten, wenn das Ministerium anlässlich dieser Neubesetzung die Stellung Löwis unter Beibehaltung seines Lehrauftrages sichern und befestigen würde“.³¹⁴

312 GStA, Rep. 76Va, Sek. 4, Tit. IV, Nr.48, Bd. XI, Bl. 419-20; Dekan an PrMWKV v. 6. 3. 1934.

313 Berger war 1933 in die SS, zum 1. 5. 1937 in die NSDAP eingetreten, lt. BAZ, MK; SSO.

314 Wie Anm. 312, Bl. 420-424; Vorschlag v. 1. 3. 1934. Löwi (fehlt bei Röder/Strauss!), geb. am 13. 12. 1891 in Breslau als Sohn eines Religionslehrers, 1913 Abitur an St. Elisabeth-Gymnasium, 1915 Militärdienst, während der Piave-Offensive schwerverwundet in ital. Gefangenschaft, 1919 als Invalide

Auf dieses Votum erhielt die Breslauer Fakultät ein Jahr lang überhaupt keine Antwort, bis sie im Frühjahr 1935 zu einem Neuvorschlag aufgefordert wurde. Inzwischen war mit dem Völkerrechtler Gustav Adolf Walz ein neuer Rektor berufen worden, der sich energisch in diese Frage und die nunmehr auch anstehende Besetzung des Lehrstuhls von Eugen Kühnemann einzumischen begann. Walz gehörte zur zweiten Rektoren -„Generation“, in der hochschulpolitisch ambitionierte Männer wie Heidegger oder Krieck eher die Ausnahme waren, doch zu diesen wenigen zählten die Rektoren der Grenzlanduniversitäten Kiel und Breslau, die Juristen Ritterbusch und Walz. Beide fühlten sich als Anwälte der kulturpolitischen Interessen ihrer Provinz, die sie auch gegen das REM zur Geltung brachten, wie die Wiederbesetzung der philosophischen Lehrstühle in Breslau zeigt.³¹⁵

Im Juni 1935 schlug die Fakultät nochmals Berger, diesmal gleichrangig mit dem Gießener Psychologen Gerhard Pfahler vor, und setzte den Tübinger Extraordinarius August Faust an zweiter Stelle. Walz reichte die Liste mit einer ausführlichen eigenen Stellungnahme weiter ans REM. Erstmals regte er an, das Extraordinariat Marck zu Lasten der konfessionell gebundenen philosophischen Professur in ein Vollordinariat umzuwandeln. Nur so habe man eine Aussicht, den von ihm stark favorisierten Pfahler nach Breslau zu ziehen.³¹⁶

Kurze Zeit später lag Walz der Neuvorschlag für Kühnemanns Nachfolge vor. Das Kriterium, nach dem sich die Auswahl richtete, war die „ungebrochene innere Übereinstimmung des Kandidaten mit den Gedanken des neuen Staates“, worauf gerade bei der Besetzung der sog. „großen Lehrstühle“ (Deutsch, Philosophie, Geschichte) an einer Ostuniversität Wert zu legen sei. Im übrigen müsse er über Ansehen als „Repräsentant des deutschen Geistes“ verfügen. Unter diesen Aspekten rückte Litt an die erste Stelle. Ihm folgte Haering, von dem man sich fachlich die enge Verbindung der Philosophie zur Naturwissenschaft und persönlich Impulse für das kulturelle Leben an der Breslauer Universität erhoffte. Und als einen der neuen Zeit besonders verbundenen Kämpfer setzte man schließlich Erich Rothacker auf den dritten Platz.³¹⁷

Kühnemann, unter dessen Federführung das Votum entstand, hatte recht eigenwillige Vorstellungen von der „inneren Übereinstimmung“ mit den „Gedanken des neuen Staates“. Die von ihm geforderte „Gesinnungsprofessur“ im Sinne der „Bejahung des neuen Lebens-

ausgetauscht. 1921 Prom. bei Hönigswald (.Synthesis und System. Ein Beitrag zur Theorie des Ganzheitsgedankens'), der ihn 1923 auch mit einer psychologischen Arbeit habilitierte (.Schwellenuntersuchungen. Theorie und Experiment'). 1938 emigriert. Über den Pädagogen Löwi: Ritzel 1980, S. 85ff., und B.Wolandt 1996.

315 Als Rektor und Präsident der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur sei Walz die „Triebkraft einer einheitlichen Kulturpolitik“ gewesen, die neue Philosophische und Juristische „Stoßtrupp-Fakultäten“ schaffen wollte, um dort weltanschaulich bevorzugte Fächer wie Volks- und Rassenkunde, osteuropäische Geschichte, Vorgeschichte und Ostrecht anzusiedeln: Petry 1987. Der Rechtshistoriker H. Thieme erinnert sich daran, daß Walz „gegen viele Widerstände mannhaft zum Wohle der Universität“ zu wirken gesucht, schließlich aber resigniert habe, Thieme 1964, S. 200. Die Ablösung von Walz 1938 dürfte mit dem Scheitern der ehrgeizigen Pläne zu tun gehabt haben, die Universität zu einem „politischen Ostzentrum“ auszubauen, Camphausen 1990, S. 110-129. Vgl. a. Heiber 1992, S. 398/101 u. passim. Walz resignierte offenbar nicht auf Dauer, denn 1943 übernahm er mit der Leitung des Zagreber Auslandsinstituts eine neue kulturpolitische Aufgabe, GStA, Rep. 76/1295; DAI Zagreb.

316 GStA, Rep. 76/452, Bl. 2ff.; Rektor an REM v. 27. 6. 1935.

317 Ebd., Bl. 28ff.; Vorschlagsliste v. 20. 6. 1935.

willens des deutschen Volkes" sollte von der idealistischen Überlieferung erfüllt sein. Kühnemann, fest verwurzelt in der neuidealistischen Philosophie der Jahrhundertwende, stellte sich einen „Führer der Erneuerung aus dem Geist" vor, was eine „parteipolitische Bindung" in seinen Augen ausschloß (!). Konsequenterweise rühmte er ausführlich die Verdienste Litts und Haerings um die idealistische Überlieferung, ohne zu verraten, wie von ihnen denn jene „wertvolle Hilfe im Ost- und Grenzkampf", die von Rothacker erwartet wurde, erbracht werden könne.³¹⁸ Walz kommentierte: „Leipziger Zeugnisse" bestimmten ihn, Litts Eignung für eine Ostuniversität geradeheraus zu verneinen. Arbeiten Litts, die dem nationalsozialistischen Geist gerecht würden, seien überhaupt nicht bekannt. Der „beste schwäbische Stiftstradition" verkörpernde, aber eben deshalb auch beschauliche Haering, ein wenig packender Redner, sei doch politisch höchstens loyal, so daß man von ihm keine Aktivität erwarten könne. Und über Rothacker müsse er zunächst Auskünfte aus Bonn abwarten.³¹⁹

Ohne Antwort aus dem REM, stieß Walz wenige Wochen später nach: Bei den Neubesetzungen müsse unbedingt die Gelegenheit genutzt werden, um den Durchbruch junger nationalsozialistischer Kräfte zu fördern.³²⁰ Um das zu gewährleisten, holte er bei der Braunschweiger Magnifizenz Auskunft über Berger ein, der mittlerweile als Extraordinarius an die dortige TH berufen worden war. Walz erhielt zur Antwort, daß sich die Zusammenarbeit gegen alle Erwartungen schwierig gestalte. Vom Wandervogel und vom Kögenger Bund kommend, so klagte die dortige Dozentenschaft, habe sich Berger jetzt in der Führung von Hauers „Deutscher Glaubensbewegung" engagiert. Als eigenwillige Persönlichkeit neige er dazu, seine Schülerschaft in Anhänger und Ablehnende zu spalten.³²¹ Walz, an Sektierern nicht interessiert, verfolgte daraufhin nur noch den Vorschlag Pfahler. Ende Dezember 1935 wiederholte er die Anregung, die konfessionelle Professur zugunsten von Pfahlers Berufung herabzustufen und erklärte sich mit der Berufung Haerings einverstanden. Im Januar 1936 entsprach man den Wünschen von Walz insoweit, daß der Erlaß zur Herabstufung des konfessionell gebundenen Vollordinariats Baur im Entwurf ausgearbeitet wurde. Dabei fiel erstmals auf, daß Walz' Vorschlag auf falschen Voraussetzungen beruhte, da bereits 1934 das Extraordinariat Marck in ein Vollordinariat umgewandelt worden war. Mit Verfügung vom 20. Februar 1936 wurde der Fakultät mitgeteilt, daß Pfahler trotz der für ihn jetzt keine Verschlechterung bedeutenden Berufung nicht zur Verfügung stünde. Ein neuer Berufungsvorschlag sei daher einzureichen. Parallel dazu erging am 11. März 1936 an den Münchener Privatgelehrten Otto Baensch ein Vertretungsauftrag für den Lehrstuhl Kühnemann.³²² Das

318 Ebd., Bl. 33; Gutachten Kühnemann betr. Nachfolge v. 15. 6. 1935.

319 Ebd., Bl. 32; Stellungnahme Rektor für REM v. 12. 9. 1935.

320 Ebd., Bl. 14; Rektor an REM v. 12. 9. 1935

321 Ebd., Bl. 19-20; Rektor TH Braunschweig an Walz v. 3. 10. 1935 mit Gutachten des Dozentenchaftsleiters v. 15. 9. 1935. Über Berger in Braunschweig: Gundler 1991, S. 1 ff.

322 Baensch, 25.7. 1878 in Berlin, Habilitation bei Windelband in Straßburg 1906, bis zur Auflösung der Reichsuniversität 1918 dort Privatdozent. 1914 Kriegsfreiwilliger, 1915 als Leutnant verwundet, EK II. Spinoza-Forscher, Übersetzer und Editor von Spinozas ‚Ethik‘ im Meiner-Verlag (9. Aufl. 1919), auch Mithg. der dort erscheinenden Sämtlichen Werke. In der Straßburger Zeit Simmel nahestehend, dessen Lehrstuhl er in den letzten Monaten vor dem französischen Einmarsch vertrat und aus dessen Nachlaß er im „Logos" 1923 ein Fragment herausgab. Seit 1919, „ohne den Anschluß an die Universitäten der Weimarer Republik wiedergefunden zu haben", Privatgelehrter in München. 1931 Eintritt in die NSDAP. Die philosophiehistorische Arbeit nach 1918 zurücknehmend, vertiefte er sich in musikästhetische Studien, die seine Freundschaft mit H. A. Grunsky stifteten. Vgl. Grunsky 1937, S. 5-7. UAMn, ON 10, Nachfolge Hönigswald 1933; darin Vita Baensch. - BAZ, MF.

immer noch so bezeichnete „Extraordinariat“ Marck sollte im SS 1936 weiter von Rudolf Lochner vertreten werden, einem Dozenten der Hirschberger Hochschule für Lehrerbildung.³²³

Anfang Juni 1936 verfügte das REM, daß die Fakultät bei den Neuvorschlägen für den Marck-Lehrstuhl von neuen Voraussetzungen auszugehen habe. Philosophie und Pädagogik seien künftig nicht länger Pflichtprüfungsfächer im Staatsexamen. Deshalb sei der Zeitpunkt gerade für Breslau günstig, um mit den allgemein vorzunehmenden Einschränkungen und mit dem Umbau der für diese Fächer bestehenden Lehrstühle zu beginnen. Der Marck-Lehrstuhl werde der Universität zwar erhalten bleiben, aber nicht mehr für Philosophie, Psychologie oder Pädagogik bereit stehen.³²⁴ Postwendend traf der Protest von Walz in Berlin ein. Baue man das Extraordinariat ab, obwohl die katholische Professur bestehen bleibe, entstünden aus dieser Konstellation erhebliche Gefahren. Der katholische Lehrstuhl werde damit automatisch aufgewertet, was dem in Schlesien als geistige Macht ohnehin sehr spürbaren Katholizismus zugute käme. Rechtlich liege die Sache im übrigen so, daß der Lehrstuhl Baur keineswegs konfessionell gebunden sei, da nur eine königliche Verfügung von 1811 die unter konfessionellen Aspekten vorzunehmende Doppelbesetzung einiger Lehrstühle in der Philosophischen Fakultät angeordnet habe.

Mit seinem Protest gab Walz den Fakultätsvorschlag für die Nachfolge Baur weiter, der die katholischen Philosophen Alois Dempf, Heinrich Mitterer und Martin Honecker enthielt. Walz warnte vor allem vor den kulturpolitischen Konsequenzen einer Berufung Dempfs. Schon der Titel seines Hauptwerks ‚Sacrum Imperium‘ müsse im schlesischen, an das Sudentengebiet angrenzenden Raum besondere Befürchtungen wachrufen. Möge Dempf auch in loyaler Weise versuchen, sich auf den Boden des neuen Staates zu stellen, so könne diese Art von katholischer Geistesbetrachtung unmöglich in einem Grenzland Verwendung finden, das noch unter der Ausstrahlung der alten habsburgischen Reichsidee stehe. Dempfs Berufung sei also aus kulturpolitischen Gründen untragbar.³²⁵

Dagegen hatte die Fakultät versichert, Dempf stünde zum neuen Staat in einem loyalen Verhältnis. Man untermauerte dies mit einem Gutachten des Bonner Rektors. Vor 1933, so hieß es darin, habe man Dempf nicht berufen, weil er, ohne dem linken Flügel des Zentrums angehört zu haben, als zu „frei“ abgelehnt worden sei. In Wien, wo er 1934 an erster Stelle stand, sei ihm ein orthodoxer Katholik vorgezogen worden. Fachlich könne man auf das Urteil Heideggers verweisen, der in Dempf einen der bedeutendsten katholischen Philosophen der Gegenwart sehe.³²⁶

Im REM war der Personalreferent für die Katholisch-Theologischen Fakultäten, der Carl-Schmitt-Schüler Werner Weber, nach Prüfung der Rechtslage zu dem Walz widersprechenden Resultat gelangt, daß die katholische Professur Teil einer institutionellen Garantie des Staates sei, die man im Konkordat von 1933 bestätigt habe. Wenn man der Kirche zur Ausbildung von Theologen an einigen Universitäten katholische Fakultäten zugestehe, müsse man auch für die philosophische Vorbildung Sorge tragen. Konkordatsrechtlich sei die

323 GStA, Rep. 76/452, Bl. 4042; Erlasse betr. Baensch u. Lochner.

324 Ebd., Bl. 44; REM an Kurator Breslau v. 3. 6. 1936.

325 Ebd., Bl. 48-51; Rektor an REM v. 11. 6. 1936.

326 Ebd. Bl. 52; Vorschlagsliste NF Baur v. 11. 5. 1936.

Beseitigung der katholischen Philosophieprofessur in Breslau mithin unzulässig. Den von Walz vorgebrachten kulturpolitischen Argumenten könne man Rechnung tragen, wenn man sich bemühe, entweder einen Nationalsozialisten oder einen politisch völlig unbedeutenden Mann zu berufen. Der von Walz vorgeschlagene, rechtlich nicht gangbare Weg, werde der Kirche nur den Vorwand liefern, um den staatlichen Fakultäten eigene Bildungsstätten entgegenzusetzen, wodurch man sich ohne Not der staatlichen Aufsicht über die Theologenausbildung begeben. Am 5. August 1936, einen Monat nachdem dieses Gutachten entworfen worden war, meldete sich Breslaus Erzbischof Bertram persönlich bei Rust, um vorsorglich sein Veto gegen die befürchtete Aufhebung des Konfessionslehrstuhls einzulegen. Der wiederum zur Stellungnahme aufgeforderte Weber zitierte sein eigenes Gutachten und empfahl, die Berechtigung von Bertrams Vorbringen anzuerkennen. Das geschah Ende August 1936. Der Breslauer Kurator wurde angewiesen, Walz entsprechend zu instruieren.³²⁷

Eine Berufungsentscheidung fiel jedoch nicht. Der Breslauer Privatdozent Otto Most erhielt den Auftrag, den Lehrstuhl Baur vom WS 1936/37 an zu vertreten.³²⁸ Nachdem auch Baenschs Vertretungsauftrag verlängert worden war, blieben im Sommer 1936 drei philosophische Lehrstühle in Breslau unbesetzt. Einen davon wollte das REM, ungeachtet der Warnungen von Walz, einziehen. Der Abbau philosophischer Lehrkapazität schien Priorität zu haben. Deshalb und erst in zweiter Linie aus Rechtsgründen, ging das REM einer Auseinandersetzung mit der Kirche aus dem Weg.

Die angekündigte Aufhebung des Marck-Lehrstuhls zwang die Fakultät, neu über die Nachfolge Kühnemann zu beraten. *Pari passu* standen Otto F. Bollnow und der Münchener Psychologe Friedrich Seifert an erster Stelle, gefolgt von dem Berliner Pädagogen Ottomar Wichmann. Obwohl der bislang zweitplazierte Faust nicht mehr genannt und durch Wichmann ersetzt wurde, war es mit der Nennung Bollnows, schon mit Rücksicht auf die Tradition des Kühnemann-Lehrstuhls, zu einer stärker philosophischen Ausrichtung als bei den bis dahin gemachten Vorschlägen gekommen. Baensch empfahl Bollnow als Enkel-Schüler Diltheys. Seine Dilthey-Monographie habe gezeigt, wie dessen Lebensphilosophie Ideale altgermanischer Lebenshaltung immanent seien. Als Pädagoge exponiere er den Gemeinschafts-Typus. Große Verdienste müsse man ihm überdies wegen seiner Heidegger-Kritik zubilligen. Während Heidegger bekanntlich das Wesen des Menschen aus der Angst ableite, zeige Bollnow am Beispiel F. H. Jacobis wie es von der „seligen Lebenssicherheit“ bestimmt werde.³²⁹ Den Vorschlag, der zudem eine deutliche Warnung vor dem Abbau der Philosophie an einer Ostuniversität enthielt, leitete Walz erst Anfang September nach Berlin weiter und bat in einer eigenen Stellungnahme darum, Faust zu berücksichtigen, den die Fakultät unter Berufung auf günstige Urteile Kriecks nur lobend erwähnt hatte.³³⁰

327 Ebd., Bl. 69; Vermerk Weber zu Bertram. Ebd., Bl. 60; REM an Kurator Breslau v. 29. 8. 1936

328 Ebd., Bl. 63; REM-Erlaß v. 25. 6. 1936. - Ein Lehrauftrag, den die Fakultät mit Mosts Kritik an Subjektivismus, Psychologismus und Utilitarismus begründet hatte (ebd., Bl. 64-66, Antrag v. 20. 5. 1936), war vom REM abgelehnt worden, um eine „Übersättigung der katholischen Philosophie“ in Breslau zu verhindern (ebd., Bl. 69; REM-Erlaß v. 1. 9. 1936).

329 Ebd., Bl. 58; Vorschlag v. 25. 6. 1936. Ebd., Bl. 100; Gutachten Baensch über Bollnow u. Faust. Über Bollnow lagen auch Gutachten P. E. Schramms u. Nohls aus Göttingen vor.

330 Ebd., Bl. 94ff.; Rektor an REM v. 2. 9. 1936, Anlage: Vorschlagsliste v. 25. 6. 1936. Nicht deutlich ist der Hinweis auf einen Tagebuch-Vermerk des REM, wonach Faust neben Bollnow „genannt“ sei.

In den folgenden Herbstwochen kam ungeahnte Bewegung in die verfahrenene Breslauer Berufungslage. Otto Baensch war am 18. September plötzlich gestorben. Die Fakultät forderte dringend Ersatz und erbat sich für das Wintersemester entweder Bollnow oder Faust. Gleichzeitig wollte Walz die vom REM mit Mosts Vertretung dilatorisch gehandhabte Baur-Nachfolge mit seinen kulturkämpferischen Methoden lösen. Am 3. Oktober 1936 widmete er sich nochmals grundsätzlich und weitausholend dem Konkordats lehrstuhl. Neuerliche, vor der Einmischung von Katholisch-Theologischer Fakultät und Bischof in Besetzungsfragen warnende Ausführungen zur Rechtslage sollten die konkordatskonforme Auslegung von REM-Justitiar Kasper erschüttern. Ansatzpunkt für Walz, um seinen alten Plan von der Zurückstufung und schließlich Entkonfessionalisierung des Lehrstuhls zu verfolgen, war der Verlust des Marck-Ordinariats. Er machte sich daher mit aus Weimarer Zeiten nur zu bekannten Argumenten zum Fürsprecher der Philosophie: Dieses Fach sei die eigentliche Grundlage für den Zusammenhalt der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen. Trotz der zunehmenden Spezialisierung und Technisierung des Wissenschaftsbetriebs sei die Bedeutung der Philosophie nie geschwunden. „Gerade die durch den Nationalsozialismus herbeigeführte geistige Wende wird notgedrungen zu einer neuen geistigen Gesamtschau führen müssen, die ihren Ausdruck in arteigener Philosophie findet.“ Ob diese eher den Charakter einer Metaphysik oder den einer politischen Anthropologie tragen werde, wollte Walz dahingestellt sein lassen. Auf keinen Fall jedoch sei es hinnehmbar, die Philosophie so zu reduzieren, daß sie ihrer Bedeutung für die Universitas der geistigen Disziplinen nicht mehr entsprechen könne und infolgedessen die Universität zur „spezialistischen Ausbildungsstätte“ herabsinke. Das müsse verhindert werden. Die Tradition dürfe nicht abreißen: „Ein geistig so tief veranlagtes Volk wie das deutsche wird niemals die philosophische Fragestellung zu entbehren gewillt sein.“ Die Lage der Breslauer Philosophie werde noch durch Beibehaltung der konfessionellen Bindung des zweiten Ordinariats verschlechtert. Das so entstandene Gleichgewicht zwischen dem verbliebenen, weltanschaulich nicht fixierten, und dem Baur-Lehrstuhl schaffe in Schlesien faktisch ein Übergewicht katholischer Philosophie. In dieser Provinz, in der die katholische Ideenwelt besonders in sudetendeutsche und ober-schlesische Grenzräume hineinwirke, entfalte der Katholizismus ohnehin starke Werbekraft. Im Hinblick auf die Tatsache, daß in der Katholisch-Theologischen Fakultät ein Fundamentaltheologe lehre und man dort eigentlich auch über einen Religionsphilosophen (R. Guardini) verfüge, der allerdings in Berlin lese, dürfe er als verantwortlicher Nationalsozialist zu einer den Katholizismus stärkenden Entscheidung des REM nicht schweigen.³³¹

Im REM war man inzwischen bestrebt, Walz entgegenzukommen. Schon Anfang September ersuchte man die Fakultät um Stellungnahme zu dem Braunsberger Ordinarius Bernhard Rosenmöller.³³² Ob es auf einen Fakultätsbeschluß überhaupt noch ankam, muß bezweifeln werden. Das REM hatte sich als Reaktion auf Walz' Demarche von dem Braunsberger Rektor und Dozentenschaftsleiter Hans Barion nochmals in einem kirchenrechtlichen Gutachten Webers Auslegung des Konkordats bestätigen lassen, wobei auch Barion die Gefahr beschwor, die Katholisch-Theologischen Fakultäten könnten die philosophische Ausbildung allein in die Hand nehmen. Als politisch zuverlässigen Kandidaten

331 Ebd., Bl. 89ff.; Walz an REM v. 3. 10. 1936.

332 Ebd., Bl. 70; REM an Phil. Fak. v. 8. 9. 1936.

empfahl er den Bonner Privatdozenten Jakob Barion.³³³ Das REM wollte aber eher den „politisch völlig unbedeutenden Mann“, den Personalreferent Weber als Alternative vorge schlagen hatte. Nach Rücksprache mit Walz und dem Dekan war man sich schließlich „völlig einig“, in Rosenmöller diesen Mann gefunden zu haben.³³⁴

Eine Fehleinschätzung - wie sich bald herausstellen sollte. Walz durfte sich zwar auf die Fahnen schreiben, die Berufung von Dempf verhindert zu haben, doch insgesamt war ihm damit bestenfalls ein Teilerfolg in seinem Kampf gegen den Katholizismus beschieden. Immerhin entschädigte ihn dafür, daß sein Favorit Faust mit der Vertretung des Kühnemann-Lehrstuhls beauftragt worden war - den es haushaltsrechtlich gar nicht mehr gab.³³⁵ Aus Breslauer Sicht klammheimlich hatte das REM per Erlaß vom 11. September 1936 diesen Lehrstuhl an die Fakultät Bauwesen der TH Berlin verlegt.³³⁶ Entrüstet hielt die Fakultät dem Ministerium vor, die zentrale Bedeutung der Philosophie („Herzstück der Universitas“, „Lebensmitte der Fakultät“) völlig verkannt zu haben. Vermöge doch allein die Philosophie der Gefahr von Vereinseitigung und Zersplitterung des Wissens zu begegnen. Nach der „philosophielosen Zeit“ vor 1933, sei man jetzt bestrebt, „Synthese und Ganzheitlichkeit des Denkens“ wiederzugewinnen, und dabei könne man doch gerade als Deutsche nicht gründlicher philosophischer Schulung entraten. Auf den Primat des Prinzipiellen gegenüber allem Abgeleiteten müsse man bestehen, wolle man wirklich, wie ja der Herr Minister selbst es in seiner Heidelberger Rede ausgedrückt habe, neue Ideen begründen und nicht die Ruhe der Fachschule genießen.³³⁷

Rusts Rede zum Heidelberger Universitätsjubiläum, die den Universitäten ihren Platz neben den Fachhochschulen garantiert hatte, wies freilich der Philosophie keine exponierte Rolle als weltanschauliche Synthesewissenschaft zu. Argumente gegen die Umwandlung von Kühnemanns Lehrstuhl in einen solchen für Bauwesen waren ihr daher nicht zu entnehmen.³³⁸ Ohne auf das Vorbringen der Fakultät einzugehen, verwies das REM darum auf das Marck-Ordinariat, das in Breslau ja immer noch bestünde.³³⁹ Zur Tagesordnung übergehend, bot man darum August Faust diesen Lehrstuhl kurzerhand an und berief ihn zum 1. Januar 1937.³⁴⁰

Letztlich hatten dafür die politischen Kriterien den Ausschlag gegeben. Denn obwohl bei der Fakultät eher eine Präferenz für Bollnow zu erkennen war, dessen Schriften unter weltanschaulichen Aspekten positiv bewertet wurden, ließen sich Rektor und REM vom persönlichen politischen Einsatz, den Faust bis dahin gezeigt hatte, leiten. Zumal das günstige,

333 Ebd., Bl. 87; H. Barion an REM/Amt W (Bacher) v. 19. 10. 1936.

334 Ebd., Bl. 126; Aktenvermerk Bacher für StS Zschintzsch v. 11. 12. 1936. Ebd., Bl. 127; REM an Kurator Breslau v. 10. 12. 1936: Es bestehe die Absicht, Rosenmöller zu berufen.

335 Ebd., Bl. 103; REM-Erlaß betr. Vertretung Lehrstuhl Kühnemann v. 26. 10. 1936.

336 Ebd., Bl. 121; Phil. Fak. an REM v. 28. 10. 1936 mit Bezug auf Erlaß v. 11.9. 1936.

337 Ebd., Bl. 121; Phil. Fak. an REM v. 28. 10. 1936. Die Begründung der Fakultät, daß man doch auf Männer von philosophischem Rang nicht verzichten könne, um eine arteigene Philosophie zu schaffen, quittierte Bacher am Rand mit einem resignativen „Vorzeigen!“, das die denkbar geringen Erwartungen dokumentiert, die man vom NS-Standpunkt aus an die weltanschauliche Brauchbarkeit akademischer Philosophie knüpfte.

338 Rust 1936.

339 Ebd., Bl. 123; REM an Kurator v. 28. 11. 1936.

340 Ebd., Bl. 130; Berufungsvereinbarung v. 22. 12. 1936

vom Bollnow-Mentor Nohl beeinflusste Urteil Baenschs bei weiteren Erkundigungen in Göttingen kaum Walz' Ansprüchen genügt haben dürfte.³⁴¹ Das Votum zu Faust fiel dagegen politisch akzentuierter aus, da es ihm bescheinigte, seine Seele gehöre der „Aufrichtung von Gemeinschaft und Nation“. Was ein Zeugnis des Kreisorganisationsleiters in Heidelberg untermauerte, der an seinem HJ-Sozialreferenten rückhaltlosen Einsatz für Staat und Partei lobte.³⁴² Dazu kam die Fürsprache Kriecks, dessen Beurteilung einflöß in das für die Karlsruher Gauleitung erstattete Gutachten des badischen SD.³⁴³ Der SD bestätigte, daß Faust aus innerer Überzeugung zum Nationalsozialismus eingestellt sei, sich Parteigliederungen wie der philosophischen Fachschaft der Heidelberger Dozentenschaft zur Verfügung gestellt und sich an der Universität überhaupt „restlos für die Bewegung eingesetzt“ habe. Wie eigens für Walz geschrieben klang die Passage: „Faust weist keine engeren kirchlichen Bindungen auf und stellt in seiner Philosophie und Geschichte eine stark gegnerische Tendenz gegen Rom in den Vordergrund.“ Dies mochte die ihm nachgesagte wenig kämpferische Natur, die durchschnittlichen fachlichen Leistungen und die inhaltlich noch ungenügende weltanschauliche Ausrichtung in seinen Arbeiten aus Breslauer Sicht allemal aufgewogen haben.³⁴⁴

Parallel zu dem gutachtlich gelobten persönlichen Engagement hatte Faust sich seit 1933 auch wissenschaftlich zu arrangieren versucht, obwohl er in zentralen sozialphilosophischen Fragen immer noch stärker auf Rickert fixiert blieb als es seinem neuen Gönner Kriek recht gewesen sein mag. Auf drei Sektoren stieß Faust dabei ins Neuland nationalsozialistischer Weltanschauung vor:

1. Noch im Juli 1933 erschien von ihm in Hans Schemms NSLB-Organ „Deutsches Bildungswesen“ ein Aufsatz: ‚Sozialerziehung und Nationalerziehung‘, der die nationalpädagogisch-kulturidealistischen Ideen aus dem Umfeld der Habilitationsschriften (s. o. Kap. A II.) lediglich konkretisierte. Den Platz der Kulturgemeinschaft nahm nun die Volksgemeinschaft ein. Geblieben war die stark emotional gefärbte Vorstellung, das Individuum könne nur in der Totalität der Gemeinschaft seinen Lebenssinn finden und im Opfer, der Hingabe und dem „rückhaltlosen Einsatz“ für „das große Ganze“ seinem „ureigensten Wesen“ genügen. Alte universalistische Orientierungen klangen noch durch, wenn Faust unter Berufung auf Lukas 17, 33 („Wer seine Seele hingibt ..., der gerade wird sie wiederfinden und ihr zu neuem Leben verhelfen“) an die christliche Nächstenliebe erinnerte und ihm doch das soziale Ideal der Frontgemeinschaft („Wie im Schützengraben“) vor Augen stand.³⁴⁵ Die Seh-

341 Im Frühjahr 1937, anlässlich eines Frankfurter Berufungsverfahrens, meldete der Göttinger Dozentenbundsführer Blume, „Bolnow“ (sie) sei politisch vollkommen farblos und habe von den Aufgaben der Pädagogik im Rahmen der ns. Weltanschauung „keinen blassen Schimmer“. UAF, Kuratorium Abt. 10/106, Bl. 317; NSDD Göttingen an NSDD Frankfurt v. 25. 6. 1937. Vgl. auch Hammerstein 1989b, S. 306ff.

342 GStA, Rep. 76/452, Bl. 106; Gutachten Baensch; ebd., Bl. 102; Kreisorganisationsleiter NSDAP Heidelberg an REM v. 1.7. 1936.

343 Kriek beriet den badischen SD seit 1934 in Hochschulfragen; Müller 1976, S. 118.

344 BAZ-PK; SD-RFSS, Unterabschnitt Baden an Gauleitung/Gaupersonalamt v. 17. 2. 1937 auf Anfrage v. 25. 1. 1937. - Bei der Musterung der 1935 für Kiel in Betracht kommenden Kandidaten urteilten Hartmann und Rothacker günstig über Faust, aber auch sie nur über seine Leistungen als Philosophiehistoriker (BAZ, REM-PA Weinhandl). Vor seiner Breslauer Berufung war Faust in neun Jahren als Privatdozent nie auf eine Vorschlagsliste gelangt.

345 Faust 1933a, S. 76, 78f; die mitunter arg strapazierte Logik des Gedankengangs (z. B.: „In [...] verstandesmäßig nicht erfaßbarer Weise muß die Gemeinschaft vom Bewußtsein des jungen Menschen

sucht nach „Verschmelzung mit dem sozialen Ganzen“, die 1919 Fausts Interesse an sozialphilosophischen Fragen weckte, schien nun im „Sinnzusammenhang“ der „Totalgemeinschaft der Nation“ ihre „Sinnerfüllung“ gefunden zu haben.³⁴⁶

2. Um Rickert in diesem Kontext mindestens als Wegbereiter reklamieren zu können, wartete Faust bis 1938 mit entsprechenden Deutungen auf: In der von ihm 1933 herausgegebenen Festgabe für Rickert fand sich deshalb, „passend und zeitgemäß“ (Faust), jener Abschnitt aus den ‚Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung‘, der über Nation und Humanität handelte, und von dem Faust meinte, Rickert habe damit „wesentliche Entscheidungen“ vorbereitet.³⁴⁷ In seinem Geburtstagsartikel hob Faust die Vielzahl biographischer Bezüge zur politischen Welt hervor, beginnend mit den Erfahrungen im Elternhaus bis zur Freundschaft mit Hugenberg und zur frühen Beschäftigung mit marxistischer Literatur.³⁴⁸ In der Rede zur Gedächtnisfeier, die Faust im Dezember 1936 in Heidelberg hielt, kehrte er dann den Beitrag Rickerts zur „philosophischen Klärung des Kriegserlebnisses“ hervor und war bestrebt, den Lehrer zum frühen antiliberalen Präzeptor des nationalen Sozialismus und Gegner der „Humanitätspädagogik“ zu stilisieren.³⁴⁹ Die von Faust geplante Veröffentlichung des letzten Werkes von Rickert, ‚Fichte als nationaler und sozialer Denker‘³⁵⁰, ging offenbar einher mit der eigenen vertieften Fichte-Lektüre. Hier betrat Faust, der nach jenem ersten programmatischen Aufsatz von 1933 das Feld sozialphilosophischer Theorie schnell wieder verlassen hatte, dann

3. mit der Philosophiegeschichte wieder ein vertrautes Arbeitsgebiet, das er im Sinne der NS-Weltanschauung erschließen wollte. Er erfüllte damit insoweit eine weitere Hoffnung von Rektor Walz, als er hier einen besonderen ostpolitischen Akzent setzte. Den Auftakt bildete eine Fichte-Rede vor der Breslauer Gaustudentenführung im Mai 1937, die Faust zu einer kleinen Monographie erweiterte, die vor keiner Aktualisierung zurückschreckte: Den in der Oberlausitz geborenen Fichte, Inspirator der in Breslau gezündeten Parolen zum nationalen Befreiungskampf gegen Napoleon, vereinnahmte Faust als Vorläufer des Nationalsozialismus (Sozialist, Gegner der Judenemanzipation, wirtschaftspolitischer Autarkist, Ahnherr des Vierjahresplans – „Prophet der Vistrafaser“ – usw. – nur die „Probleme der Ostpolitik“ habe er nicht erkannt).³⁵¹ Den spezifisch ostdeutschen Traditionen der Geistesgeschichte hat sich Faust dann mit wiederum aktualisierenden Studien über Böhme und Kopernikus bis 1945 gewidmet, während er hochschulpolitisch den Kampf gegen den Katholizismus aufnahm.

Gerade an der Breslauer Universität glaubte Faust dafür ein ideales Betätigungsfeld gefunden zu haben. Der katholische Kollege Rosenmöller hatte seine Lehrtätigkeit kaum an-

Besitz ergreifen.“, ebd., S. 75) signalisiert, daß Fausts politische Neuorientierung doch einige Anstrengungen kostete.

346 Ebd. S. 76, 81.

347 Ders. 1933c, S. 91–94.

348 Ders. 1933b.

349 Faust 1936a, S. 212–216.

350 Rickert 1938; dabei handelt es sich nur um den ersten, von Faust aus dem Nachlaß herausgegebenen Abschnitt, die kaum Bestätigungen für seine Thesen über den politischen Rickert enthielt. Vielleicht fielen die anderen Kapitel über „Fichtes Sozialismus“ und „Das nationale Denken Fichtes“ ebenso enttäuschend aus, was dann erklären würde, warum Faust sie nie publizierte. Vgl. a. Faust 1938b.

351 Faust 1938a, S. 5, 79–81, 94f., 101–103, 115.

gekündigt, als Faust damit begann, ihn aus der Fakultät zu drängen. Anfang Februar 1937 wandte er sich an Groh, um Rektor Walz bei der Eindämmung des Katholizismus sekundieren zu dürfen: Es sei politisch überhaupt nicht zu rechtfertigen, daß Guardini in Berlin lehre und sein Breslauer Ordinariat nicht ausfülle, während die Fakultät mit Rosenmöller belastet werde. Auch mit dem Dozenten Most sei es bereits zu sachlichen Differenzen gekommen. Bei der Begutachtung einer Preisarbeit über Piatons Staatsphilosophie habe er sich mit Hinweisen auf Konvergenzen zwischen Piatons bevölkerungspolitischen Ideen und der NS-Rassengesetzgebung weder gegen die katholischen Werturteile des Bearbeiters noch gegen Mosts Votum durchsetzen können. Um fortan wenigstens die Lehramtskandidaten nationalsozialistisch auszurichten, habe ihm das Landesprüfungsamt zusagen müssen, das Gros der Prüflinge nicht mehr den katholischen Dozenten zu überantworten.³⁵²

Kurz darauf beschwerte sich Walz erneut über die katholische Dominanz und bat, eine zweite, „weltliche“ Philosophieprofessur einzurichten und dafür den Guardini-Lehrstuhl freizugeben. Seine Warnung vor dem erdrückenden katholischen Einfluß untermauerte er mit alarmierenden Zahlen: In Fausts Fichte-Übung habe sich nur ein Student verirrt, und seine Fichte-Vorlesung sei mit dreizehn Hörern auch nicht üppig besetzt. Dagegen säßen bei Most allein 197 Hörer in der Metaphysik-Vorlesung und immer noch 150 in seiner Einleitung in die neuere Philosophie.³⁵³ Im Februar 1937 gab Walz den Fakultätsantrag, ein drittes philosophisches Ordinariat für Psychologie und Pädagogik einzurichten, befürwortend ans REM weiter.³⁵⁴ Dabei setzte er sich vehement für Fausts Vorschlag ein, katholische Dozenten von Doktorprüfungen auszuschließen und die paritätische Besetzung der Prüfungsausschüsse im Staatsexamen endlich aufzuheben.³⁵⁵

Mittlerweile hatte sich auch der NSDD der Sache angenommen und Bacher zu bedenken gegeben, daß der Grenzkampf in Oberschlesien von polnischer Seite vielfach vom katholischen Klerus geführt werde.³⁵⁶ Vor diesem Druck von allen Seiten wich das REM schrittweise zurück: Im Frühjahr 1937 verfügte man, daß Rosenmöller nur noch dann an den Prüfungen der Lehramtskandidaten teilnehmen dürfe, wenn es sich um katholische Religionslehrer in spe handle. Im August 1937 erhielt der Dresdner Psychologe Philipp Lersch einen Ruf auf den inzwischen auch von der Wehrmacht im Interesse der Heerespsychologie geforderten Lehrstuhl, der durch die Aufhebung des Extraordinariats für Pastoraltheologie in der Katholisch-Theologischen Fakultät geschaffen worden war.³⁵⁷ Faust war mit diesen Teilerfolgen aber unzufrieden. Im Januar 1938 reichte er bei Harmjanz eine Denkschrift ein über die katholische Philosophie, ihre weltanschauliche Gefährlichkeit für den Nationalsozialismus im allgemeinen und für die Stellung einer weltanschaulich am Nationalsozialismus ausgerichteten Philosophie in Breslau im besonderen. Er verwies darauf, daß vor allem aus der Sicht des Auslandes ausgerechnet die katholische philosophia perennis und mit ihr die katholische Kirche als einziger Hort weltanschauungsfreier Philosophie im nationalsozialistischen Deutschland gelte. Diese Art, unter dem Deckmantel vorgeblich phi-

346 GStA, Rep. 76/452, Bl. 144; Faust an REM (Groh) v. 10. 2. 1937.

347 Ebd., Bl. 156; Walz an REM v. 13. 2. 1937.

348 Zur Besetzung der Psychologie-Professur vgl. Geuter 1984, S. 124f.

349 GStA., Rep. 76/452, Bl. 158; Walz an REM v. 19. 2. 1937.

350 Ebd., Bl. 162; NSDD an REM (Bacher) v. 21. 10. 1936.

351 Ebd., Bl. 179; *Berufungserlaß* v. 12. 8. 1937.

losophischer Wissenschaftlichkeit bestimmte kirchenpolitische Ziele zu propagieren, sei namentlich im Grenzgebiet des Ostens ganz besonders gefährlich. Die in Breslau gelehrte philosophia perennis sei natürlich genau die gleiche wie die, die man in Polen und in der Tschechoslowakei an allen katholischen Universitäten zu hören bekomme. Gerade die deutschen Studierenden, die z. B. aus Polen nach Breslau kämen, erhielten also in der Philosophie keine Kräftigung ihres Volksbewußtseins, wenn sie der philosophia perennis zu sehr ausgesetzt würden. Außerdem aber schicke man doch auch aus Westdeutschland viele Studenten zum Ostsemester nach Breslau, wo sie leicht unter den Einfluß der angeblich allein noch wissenschaftlichen katholischen Philosophie gerieten, deren Breslauer Vertreter ja leider längst nicht alle durch Zugehörigkeit zur Katholisch-Theologischen Fakultät oder wenigstens am Priesterrock auch schon für jeden Neuankömmling als Kleriker zu erkennen seien.³⁵⁸ Um dem abzuhelpen, bat Faust darum, den Lehrstuhl des in Berlin wirkenden Gardini frei zu machen, seinen allzu wirkungskräftigen Inhaber an ein Priesterseminar zu versetzen und Rosenmöller auf die dann vakante Stelle in die Katholisch-Theologische Fakultät abzuschieben. Auch Most, die „größte werbende Kraft für die katholische Philosophie in Breslau“, solle tunlichst lieber an einer „theologischen Akademie u. dgl.“ lehren, wo er den Gesichtskreis „orthodoxer katholischer Theologen“ erweitern könne.³⁵⁹ Allein Schulemann, der eine komplizierte philosophische Fachsprache pflege und „abgelegene orientalistische Interessen“ verfolge (womit Faust dessen Studien zur indischen und chinesischen Philosophie meinte), sei „noch am leichtesten politisch tragbar“. Um Rosenmöllers Aktionsradius in jedem Fall einzuengen, solle die im Frühjahr 1937 von Walz erstrittene Prüfungsbeschränkung noch dadurch unterhöhlt werden, daß ein in der Prüfungskommission verbliebener katholischer Priester und Studienrat als gleichberechtigter Prüfer in Philosophie unbedingt durch einen nationalsozialistischen Pädagogen ersetzt werden müsse. Auch für die Doktorprüfungen sei es wünschenswert, Rosenmöller nur zuzulassen, wenn das Thema aus dem Gebiet der katholischen Philosophie gewählt werde.³⁶⁰

Faust hatte allen Grund zu glauben, die ihm unheimliche katholische Konkurrenz nicht mehr im quasi „freien Wettbewerb“ im Hörsaal, sondern allein mit personalpolitischen Mitteln ausschalten zu können. In Rosenmöllers Vorlesungen fanden sich bis zum SS 1938 zwischen 250 und 300 Hörer ein, und selbst der angeblich so unverständliche Schulemann (SS 1937: 97 Hörer, WS 37/38: 61, SS 1938: 82) erwies sich im Vergleich mit Faust (67, 91, 59) als Publikumsmagnet. Und dies, obwohl im Landesprüfungsamt bereits alle Weichen für den Prüfer Faust gestellt worden waren.³⁶¹ Um sicher zu gehen, schaltete Faust auch Heß ein, dessen Amt prompt beim REM eine „Auflockerung“ der vom politischen Standpunkt betrachtet nicht ungefährlichen „Zusammenballung“ katholischer Philosophen in Breslau anregte.³⁶² Im REM wollte man aus verschiedenen Gründen von einem abermaligen Eingrei-

358 BAZ, REM-PA Rosenmöller, Bl. 4988-4995 (hier: 4990); Faust an REM (Harmjanz) v. 22. 1. 1938 unter Bezugnahme auf eine persönliche Unterredung zwischen Dekan Meissner und Harmjanz im REM am 12. 1. 1938.

359 Ebd., Bl. 4993.

360 Ebd., B 1.4994.

361 GStA, Rep. 76/452, Bl. 195; Übersicht über die Vorlesungsteilnahme undat., o.Vf., ca. September 1938.

362 BAZ, REM-PA Rosenmöller, Bl. 4996; Stab StdF (v. Helms) an Phil. Fak. Breslau v. 6. 7. 1938, abschriftlich auch ans REM.

fen nichts wissen. Fausts Aktivitäten lösten in Berlin schon deshalb wenig Begeisterung aus, weil er, wie Harmjanz rundheraus formulierte, „das Sprachrohr des Amtes Rosenberg an der Universität Breslau“ war und man fürchtete, dort werde dem Amt ein ähnlicher Einbruch gelingen wie in Halle, wo man im Frühjahr 1938 schon sehr weitgehende Zugeständnisse gemacht hatte: „In diesem Zusammenhang ist es wichtig, auf die Bemühungen gewisser Breslauer Stellen, Rosenberg als Festredner zu gewinnen bzw. Rosenberg zum ‚Rektor perpetuus‘ in Aussicht zu nehmen, hinzuweisen. Dahin gehören auch die Bemühungen, den n. b. a. o. Professor Quindt [sic] - Bonn, der sich seit Jahren mit Eckardt [sic] Forschungen befaßt - ein sonst unbedeutender Deutschphilologe - als Ordinarius für deutsche Philologie nach Breslau zu holen, um damit dem Amt Rosenberg einen besonderen Gefallen zu erweisen [...] Der Urheber dieser Dinge dürfte jedesmal Faust sein.“³⁶³

Da Faust wegen der Lehrerfolge seiner Konkurrenten offenbar viel Zeit zum Schreiben fand, wandte er sich erneut auch an den NSDD, der im Mai 1938 Rosenmöllers sofortige Entfernung aus Breslau vorschlug.³⁶⁴ Aber selbst wenn hier kein spezieller Anti-Rosenberg-Effekt die Haltung des REM verhärtet hätte - schon aus beamtenrechtlichen Gründen konnte man Rosenmöller nicht einfach versetzen. Ganz abgesehen davon, daß Harmjanz' Referent davor warnte, den konkordatsfreien Lehrstuhl durch Verlegung in die Katholische Fakultät zu einem konkordatsgebundenen zu machen. Gerade die Recherchen von Walz und Faust hatten nämlich im REM zu einer Neubewertung der staatsrechtlichen Stellung des Breslauer Philosophie-Lehrstuhls geführt. Danach hätte es 1936 völlig genügt, einen in seinen philosophischen Positionen nicht an die „Scholastik“ gebundenen Katholiken zu berufen - eine Ansicht, die im REM nach dem Abgang des Kirchenreferenten Weber (1937) auch nicht mehr auf Widerspruch traf.³⁶⁵ Doch Harmjanz mußte noch mehrfach vom NSDD und vom Stab des StdF bedrängt werden, bis er Reichsdozentenführer Schultze auf eine „Gelegenheit“ zur Säuberung der Fakultät vertröstete.³⁶⁶ Es kam jedoch kurzfristig nicht mehr dabei heraus als die Einrichtung einer Rubrik im Vorlesungsverzeichnis („mit besonderer Berücksichtigung für katholische Theologen“), die die Veranstaltungen der katholischen Philosophen gesondert auswies.³⁶⁷ Erst die neue Habilitationsordnung brachte dann die dem NSDD versprochene „Gelegenheit“, wenigstens Most und Schulemann loszuwerden, denen die Ernennung zu Dozenten neuer Ordnung verweigert wurde.³⁶⁸

363 Ebd., Bl. 4969-71, Vermerk Harmjanz für Amtschef über Unterredung mit Dr. Becker, Stab StdF v. 7.6. 1938.

364 Ebd., Bl. 4968; Reichsdozentenbündführer an REM (Wacker) v. 20. 5. 1938, und ebd., Bl. 4974-75; Reichsdozentenbünd-Führer an REM (Wacker) v 17. 8. 1938 mit hs. Stellungnahme des Referenten, Regierungsrat Schwarz v. 2. 11. 1938.

365 BAZ, REM-PA, Bl. 4978-81; Faust betr. Einrichtung des Lehrstuhls für katholische Philosophie an der Universität Breslau im Jahre 1811 (gestützt auf eine 1861 publizierte Studie des Breslauer Historikers R. Röpell) v. 3. 2. 1939. Dazu in GStA, Rep. 76/ 452, Bl. 197ff.; Konkordatstext, mit hs. Vermerken von Faust eingereicht.

366 Ebd., Bl. 4976-77; REM/Harmjanz an NSDD/Schultze Entwurf des Schreibens v. 1. 12. 1938.

367 Ebd., Bl. 4983—86; Vermerk Harmjanz über Unterredung mit den dagegen protestierenden Dozenten Rosenmöller und Most v. 2. 2. 1939: Sie seien „typische Kinder der scholastischen Philosophie“. Es sei absurd, daß sie glauben machen wollten, sie wären keine Philosophen kirchlich katholischer Bindung.

368 Ebd., Bl. 4999; REM/Harmjanz an Rektor Breslau v. 10. 5. 1939. Most sei zu eröffnen, daß er in das neuartige Dozentenverhältnis nicht übernommen werde. Vgl. auch Rosenmöller jr. 1988, S. 427.

4.2.2. Hamburg 1934-1937: Die Berufung von Hermann Noack

Die Hamburger Fakultät unternahm im Juli 1934 den ersten Versuch, Ernst Cassirers Nachfolger zu berufen. Neben fachlicher Eignung forderte sie die „Kraft zu lebendiger Wirkung und innerer Teilnahme an den Bewegungen und Kämpfen der Gegenwart“. Ordinarien traute man dies nicht zu. Man entschloß sich daher, es mit den beiden Privatdozenten Josef König und Arnold Gehlen zu wagen. König, von dem nur seine Dissertation gedruckt vorlag, und dessen Habilitationsverfahren in Göttingen noch schwebte, stellte die Fakultät als ihren bevorzugten Kandidaten heraus. „Ein ungewöhnlicher Schritt“, wie sie in ihrer Laudatio selbst einräumte. Es wäre also in der Begründung ein Nachweis für die geforderte Aktualität seines Denkens zu erbringen gewesen. Maßstab dafür hätte die Gehlen-Laudatio sein können, die resümierte, es gehe Gehlen um „eine Erneuerung der ‚Tatphilosophie‘ des jungen Fichte und um die dialektische Methode der deutschen Idealismus-Philosophie“, die den Weg in das Handeln aufschließe. Ein solcher Gegenwartsbezug schien in Königs Arbeiten nur mittelbar vorhanden zu sein. Versteckt hinter der erstrebten ‚Logik der Philosophie‘, mit der König eine „Neubegründung der Philosophie als Wissenschaft“ im Auge hatte. Als wissenschaftstheoretisches Programm, das das Fakultätsvotum aus dem Erstling ‚Der Begriff der Intuition‘ (1926), dem Abschnitt ‚Sein und Denken‘ der Habil.-Schrift (‚Untersuchungen im Grenzgebiet von Logik, Ontologie und Sprachphilosophie‘) sowie dem Manuskript ‚Zur gegenwärtigen Lage der Philosophie‘ destillierte und schemenhaft gestaltete, empfahl es sich durch Negationen: nicht-systematisch, nicht-einseitig kategorial gebunden, nicht-begrifflich, nicht-phänomenologisch, aber auch nicht-lebensphilosophisch. Dazu kritisch gegenüber Klages und Heidegger, in der Tradition der „großen deutschen Spekulation“, aber in der spekulativen Sphäre „die Überlegenheit des kritischen Verhaltens“ wählend. So positiv wie ungenau eine Zuordnung zur Lebensphilosophie nahelegend, pointierte das Votum Königs Positionen, die ihn „als wahre[n] Sohn seiner Zeit“ auswiesen, mit dem Bewußtsein von der „Fülle des lebendigen Inhalts“, den die begriffliche Form nicht aufnehmen könne und dem „Verlangen der menschlichen Persönlichkeit nach der Unbegrenztheit lebendiger Möglichkeiten“, die der „Forderung nach der Endgültigkeit des Wissens“ widerspreche.³⁶⁹ Die von König zu bewältigende „Gegenwartsaufgabe“ war also nicht mit dem Jahr 1933 gestellt worden und wurde von der Fakultät auch nicht in Beziehung zu neuen, politisch definierten Aufgaben gesetzt. Wenigstens diese eigenwillige Auffassung von „Aktualität“ hätte Königs Berufung, für die in der Fakultät vor allem sein Studienfreund, der Gräzist Bruno Snell eintrat³⁷⁰, nicht behindern können. Die Hamburger Landesunterrichtsbehörde ließ den Vorschlag aber erst einmal ruhen, um den Abschluß von Königs Habilitationsverfahren abzuwarten.³⁷¹ Im September 1934 absolvierte König den als nichtwissenschaftliche Leistung geforderten Lehrgang der Dozentenakademie in Kiel-Kitzeberg. Zu seinem Unglück gewann Ernst Krieck als Lehrgangsleiter den schlechtesten Eindruck von ihm. Er werde von der „Blutleere und Rückständigkeit“ seiner Auffassung von Philosophie „nie“ den Weg zu nationalsozialistischem Bewußtsein finden.³⁷² Damit war Königs Habilitation überhaupt gefährdet. Das REM lehnte den Antrag auf Zulassung zu weiteren Habilitationsleistungen ab

369 BAZ, REM-PA König; Phil. Fak. an Landesunterrichtsbehörde Hamburg v. 11. 7. 1934.

370 Dahms 1987, S. 180.

371 BAZ, REM-PA König; Rektor Hamburg (Rein) an REM v. 6. 3. 1935.

372 Ebd., Gutachten Krieck undat. (1935).

und ließ sich erst nach monatelangem Tauziehen zur Rücknahme dieser Entscheidung bewegen.³⁷³

Als das REM ihm im Juli 1935 endlich die *venia* erteilte, war an eine Berufung nach Hamburg nicht mehr zu denken. Trotzdem setzte eine Mehrheit in der Fakultät sich bei neuerlichen Beratungen damit durch, König an zweiter Stelle hinter Heimsoeth zu nennen. Eine inzwischen erstarkte NS-Fraktion, angeführt vom Prähistoriker Matthes und dem Rassenbiologen Scheidt, plädierte dagegen für den dauernden Verzicht auf das philosophische Vollordinariat.³⁷⁴ Der Historiker Otto Westphal und der Soziologe Andreas Walther wünschten, die Entscheidung zu vertagen, da man in der „gegenwärtigen Krise der Geister“ kein sicheres Bild über manche Persönlichkeiten gewinnen könne. Schließlich intervenierte noch der Pädagoge Gustaf Deuchler, der gegen die Begründung des Vorschlags Heimsoeth vorbrachte, es sei unwichtig, die Kontinuität mit der Vergangenheit und die Verbindung zu den Einzelwissenschaften zu wahren, solange die Aufgabe nicht in Angriff genommen werde, eine nationalsozialistische Weltanschauung und Wissenschaftsauffassung auszugestalten. Die von der Fakultätsmehrheit ausgesprochene Warnung vor der „Spezialisierung“ beim „Wegfall des Zusammenfassenden“ band die erhoffte synthetische Leistung dagegen an das „Neudurchdenken der Traditionsbestände“. Der Hamburger Rektor Gustav A. Rein erwartete davon jedoch so wenig weltanschaulichen Gewinn wie Deuchler. Sein Votum dürfte in Berlin, wo man sehr skeptisch über die Möglichkeit dachte, eine nationalsozialistische Philosophie kreieren zu können, auf fruchtbaren Boden gefallen sein. War Rein doch, im Gegensatz zu seinem Breslauer Kollegen Walz, auch der Meinung, daß eine Philosophie kaum sichtbar sei, die auf der Grundlage der NS-Weltanschauung eine fundamentale Erneuerung des Faches erwarten lasse. Die daher von Rein angeregte Verschiebung der Neubesetzung nahm das REM zum Anlaß, die Sache auf einen unbestimmten Termin zu vertagen.³⁷⁵

Wie sehr im Vergleich zu dem Vorschlag von 1934 die „Gegenwartsaufgabe“ der Philosophie vom Verhältnis zur NS-Weltanschauung abhängig geworden war, demonstriert die seit Frühjahr 1935 diskutierte Wiederbesetzung von Görlands Extraordinariat. Hier schlug die Fakultät den nb. ao. Hamburger Professor Hermann Noack an erster Stelle vor und sah ihn vor allem deswegen als qualifiziert an, weil er sich „den neuen Aufgaben der Philosophie im nationalsozialistischen Deutschland mit Ernst und Hingabe“ zugewandt habe. Diese Charakterisierung enthielt viel zweckbedingte Rhetorik, da sie sich kaum mit Noacks Veröffentlichungen rechtfertigen ließ. Rektor Rein mußte daher noch Noacks „Einsatzfreude“ bemühen, die er als SA-Mann, Mitarbeiter in der Politischen Fachgemeinschaft der Fakultäten und Lehrgangsleiter an der Gauführerschule Rissen bewiesen habe. Auch „haltungsmäßig“ sei er in die Welt des Nationalsozialismus „eingedrungen“.³⁷⁶

373 Ebd.; vgl. auch Dahms 1987, S. 180f.

374 Scheidt wurde zum 1. 11. 1933, Matthes, der 1935/36 auch das Dekanat übernahm, 1934 berufen, über die Fraktionierungen in der Phil. Fak. vgl. Borowsky 1991, S. 450-453.

375 BAK, R 21/10217, Bl. 90-91; Besetzungsvorschlag des Referenten Mattiat v. 14. 2. 1936. Dort der Vermerk: „Das Ordinariat in Hamburg soll vorläufig unbesetzt bleiben.“ Das Ordinariat hätte genau genommen wiedererrichtet werden müssen, da Scheidt 1933 mit Cassirers Lehrstuhl bedacht worden war (Borowsky 1991, S. 445).

376 Ebd., Bl. 78; Rektor an REM v. 25. 7. 1935. - Zu Noacks politischen Aktivitäten StAHH, HWA, PA Noack, Bd. 1; seit 1934 unterrichtete Noack auch an der parteikonformen Hamburger Volkshochschule, vgl. Meran 1991, S. 463-467.

Von der Einschätzung dieses Engagements hing in den folgenden zwei Jahren Noacks Dozentenschicksal ab. Schon im Sommer 1935 lagen negative politische Beurteilungen vor, die die abwartende Haltung des REM beeinflusst haben dürften.³⁷⁷ Anfang 1936 machte sich der zuständige Referatsleiter des REM auf, um Noacks Veranstaltungen in Hamburg persönlich zu begutachten und mit der Hochschul-„Führung“ zu konferieren. Nach der Rückkehr überzeugt davon, daß Noacks Berufung die beste Lösung sei, schlug er ihn Rust zur Besetzung vor.³⁷⁸ Programmgemäß hätte nunmehr ein förmliches Berufungsverfahren eingeleitet werden können, wenn nicht Baeumler beim Referatsleiter Einspruch eingelegt hätte:³⁷⁹

„Von Hermann Noack-Hamburg liegt das Werk vor: ‚Geschichte und System der Philosophie‘ (1928). Das Buch ist in einer Sammlung erschienen, die von Ernst Cassirer, Albert Görland und Hermann Noack herausgegeben wurde. Methode und Ergebnis des Buches stimmen völlig mit den Tendenzen der von Cohen gegründeten Marburger Richtung des Neukantianismus überein. Die Arbeit ist eine reine Arbeit der genannten Schule. Sie teilt den sterilen Formalismus der Richtung und die auf den Begriff der Einheit konvergierende Problemstellung. Zitiert werden fast ausschließlich die jüdischen Autoren der Marburger Schule. Irgendeine Selbständigkeit oder Originalität ist nicht zu erkennen. Das Werk muß als ergebnisloses Produkt einer durch die Ereignisse überholten, einstmals über Gebühr an den Universitäten sich ausbreitenden Denkrichtung restlos abgelehnt werden.“

Da Baeumler vergaß, den nahegelegten Schluß zu formulieren, erhielt sein Schreiben nur den Vermerk „ohne Vorgang“. Daß seine Erinnerung an Noacks geistige Herkunft trotzdem Wirkung gezeigt haben muß, belegt eine REM-Verfügung vom Juni 1936, die der Hamburger Unterrichtsbehörde mitteilte, Noacks Berufung käme zur Zeit nicht in Frage. Die Fakultät solle neue Personalvorschläge einreichen und nochmals zu König Stellung nehmen.³⁸⁰ Was dann eine abermalige Wendung des REM herbeigeführt hat, ist nicht mehr zu klären. Jedenfalls erhielt Noack Anfang 1937 doch die Vertretung des Extraordinariats Görland. Vor der endgültigen Berufung hakte der NSDD noch einmal nach, obwohl der neue Amtschef Wacker ein Zeugnis des Hamburger Gauleiters Karl Kaufmann vorgelegt hatte, demzufolge keine politischen Bedenken gegen Noack bestünden.³⁸¹ Trotzdem wurden dem REM die Ergebnisse neuer Erkundigungen mitgeteilt, die im Kern Einwände Baeumlers und örtlicher Hamburger Parteistellen repetierten. Demnach sei es zweifelhaft, ob jemand aus der „geistigen Atmosphäre des Juden Cassirer [sic] und der jüdischen Kulturbibliothek Warburg“ den Anforderungen gewachsen sei. Denn mehr als an anderer Stelle bedeute die Besetzung eines philosophischen Lehrstuhls die Herausstellung eines Programms im Geiste nationalsozialistischer Weltanschauung. „Und gerade auf philosophischem Gebiet dürfen wir uns mit Männern, die nicht von vornherein klar als Führerpersönlichkeiten der Jugend in weltanschaulichen Dingen zu erkennen sind, keine Experimente leisten.“³⁸²

377 Meranl991.

378 BAK,R21/10217,B1.90-91;Mattiatfur Abteilungsleiter W 1 (Bacher) v. 14.2. 1936.

379 Ebd., Bl. 137; Baeumler an REM, z. H. Mattiat v. 4. 4. 1936.

380 Ebd., Bl. 92; REM an Landesunterrichtsbehörde/Hochschulreferat v. 18. 6. 1936. - Auch Hamburger Parteistellen setzten ihre Kritik an Noack fort. Dem positiven Urteil seines SA-Sturms setzte die übergeordnete Brigadeführung entgegen, daß die den Nationalsozialismus ablehnende Haltung Noacks vor 1933 festzustehen scheine, StAHH, HW, Ai 3/23.

381 Ebd., Bl. 145-146; REM (Wacker) an NSDD (Schultze), undat. (ca. 3/1937).

382 Ebd., Bl. 147-148; NSDD (i. A. Hiltner) an REM (Wacker) v. 26. 5. 1937, gestützt auf das Urteil der

Diesmal schien man im REM gewillt, weitere Verzögerungen nicht mehr zu tolerieren, und Wacker teilte dem Reichsdozentenbundführer Schultze persönlich mit, nach erneuter Prüfung sei auch er überzeugt davon, in Noack den geeigneten Mann gefunden zu haben. Referatsleiter Mattiat habe selbst Noacks Veranstaltungen besucht und sich bei allen in Betracht kommenden Stellen der Universität und der Partei erkundigt und den Eindruck gewonnen, Noack und kein anderer passe auf diesen Lehrstuhl.³⁸³

„Daß er einen jüdischen Lehrer gehabt hat, ist zweifellos sehr unerfreulich, aber in diesem Fall nicht ohne weiteres bedenklich, da es einmal zwangsläufig war und sodann sich Noack völlig von jeder inneren Bindung nach dieser Seite hin gelöst hat. - Es ist mir bekannt, daß Noack schon vor der Machtergreifung bei Diskussionen auf Seiten nationalsozialistischer Redner gestanden hat.“

Daraufhin ließ Schultze endlich ausrichten, er wolle Bedenken gegen Noack „vorläufig“ zurückstellen.³⁸⁴ Nach mehrjähriger Vakanz erhielt die Fakultät dann in Noack zum WS 1937/38 wieder einen beamteten Vertreter der Philosophie. Mit gelegentlichen Nadelstichen erinnerte der Hamburger Dozentenbundführer Anschütz Noack jedoch noch bis in die Kriegszeit daran, daß Schultzes „vorläufig“ nicht als Floskel gemeint war.³⁸⁵ Noack wurde am 23. Februar 1895 als Kaufmannssohn in Hamburg geboren und zog nach dem Abitur im SS 1914 an die TH Stuttgart, um Architektur zu studieren. Als Kriegsfreiwilliger mit dem Hamburger IR 16 ins Feld, nahm er an den großen Schlachten im Westen, an der Somme und um Arras teil, wo er als Leutnant im April 1917 in englische Gefangenschaft geriet. Erst 1919 entlassen, begann er 1920 in Hamburg mit einem Philosophiestudium, das er 1923, nach zwei in Freiburg bei Husserl und Heidegger zugebrachten Semestern, mit einer von Cassirer und Görland betreuten Dissertation über ‚Die systematische und methodische Bedeutung des Stilbegriffs‘ abschloß. 1926 folgte die Habilitation mit der von Baeumler zehn Jahre später nicht zu Unrecht des „sterilen Formalismus“ geziehenen Arbeit

SA-Brigade 12 v. 3. 8. 1935. Anders die Beurteilung durch den untergeordneten SA-Sturm v. 24. 7. 1936, die Noacks weltanschauliche Schulungsarbeit an der SA-Basis lobte, beide Zeugnisse in StAHH, PA 1192, Noack.

383 Ebd., Bl. 149; REM (Wacker) an NSDD (Schultze) v. 31. 5. 1937.

384 Ebd., Bl. 150; NSDD (i.A. Hiltner) an REM (Wacker) v. 5. 6. 1937. Dieses Schreiben trägt Mattiats

Vermerk v. 2. 7. 1937: „Hamburg mit Durchführung der Berufung beauftragen.“

385 Noch im März 1942 erhob der Psychologe Anschütz schwere Vorwürfe gegen Noack: Seine schöpferische Tätigkeit sei gering, als Redner blende er durch Stofffülle, charakterlich handle es sich um einen Opportunisten und Darbietungsmenschen westlicher Prägung. Den alten Verdacht, sich der NSDAP

nur aus Karrieregründen angepaßt zu haben, hatte Noack beim NSDD also nie ganz ausräumen können. Toni Cassirer hat sich die NSDD-Position nach 1945 zu eigen gemacht (1981, S. 183). Andere Hamburger Parteistellen waren dagegen von Noacks Aufrichtigkeit überzeugt. Der Leiter des Gaupropagandaamts bestätigte im April 1942 Noacks Verdienst um die „logisch richtige Darstellung“ der NS-Weltanschauung. Gauhauptstellenleiter Bülow verteidigte ihn gegen Anschütz: Über Noack sei er „100%“ gegenteiliger Ansicht. Anschütz sei offensichtlich mit einem Neidkomplex geschlagen. Und überhaupt: „Wer ist eigentlich dieser Herr Anschütz? Ich brauche ja nur an die etwas sehr eigenartige Verfolgung des Falles Ritter zu erinnern.“ StAHH, HW, PA Noack, Bd. III. - Zu Ritter s. u. B II. - Eine Aussöhnung mit dem NSDD signalisiert erst Noacks Teilnahme am „Philosophenlager“ des NSDD in Seefeld/Tirol vom 26.-29. 10. 1942.

zu ‚Geschichte und System der Philosophie. Untersuchungen über die Begründbarkeit ihrer Einheit im kritisch-idealistischen Begriff der Systematik selbst‘ (AV. 12. 5. 1926: Schellings Ästhetik der bildenden Kunst). 1932 wurde Noack zum nb. ao. Prof. ernannt. Recht kümmerliche Einkünfte bezog er als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Philosophischen Seminar, wo er Einführungskurse für Lehrerstudenten abhielt, u. a. auch über den historischen Materialismus von Karl Marx. Von 1924 bis 1926 unterrichtete er an der deutschnationalen Hamburger Fichte-Hochschule.³⁸⁶

Quasi als Fortsetzung des Davoser Disputs zwischen Heidegger und Cassirer rezensierte Herbert Marcuse 1930 in Maximilian Becks „Philosophischen Heften“ Noacks Habilitationsschrift.³⁸⁷ Marcuse konstatierte darin - Baeumlers Kritik antizipierend - ein völliges Versagen von Noacks kritischem Idealismus vor dem Problem der Geschichtlichkeit, obwohl doch - wie Beck in einer Anmerkung Marcuses Kritik präzisiert - die „Überwindung des Historismus“ das Ziel gewesen sei, „dem der innerste Wille des ganzen Buches“ gelte.³⁸⁸ Deutlicher als die unzumutbar umständlich-weitschweifigen Ausführungen Noacks, zeigte die wissenschaftspolitische Seite dieses Anti-Historismus, was ihn weltanschaulich bewegte: 1927 gründete er zusammen mit Mitgliedern des Deutschen Studentenbundes eine „Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Wissenschaftslehre“, die die Einzelwissenschaften „aller Fakultäten und Disziplinen sowie Philosophen“ zusammenfassen sollte „unter die Idee der Gemeinsamkeit und Verantwortung der wissenschaftlichen Arbeit“.³⁸⁹ Daß mehr beabsichtigt war als ein wissenschaftstheoretisch-interdisziplinäres Colloquium, tat Noack bald darauf im „Hamburger Fremdenblatt“ kund: Der Philosophie als Wissenschaftslehre gehe es nicht nur um theoretische Begründung der Einzelwissenschaften, Methodenlehre und Erkenntnistheorie, sondern um die Vermittlung der „Einheit des Grundes“ für ein wissenschaftliches, zur begrifflichen Bewußtheit gebrachtes „Ich- und Weltbewußtsein“. Genau deswegen habe man den Volksschullehrern das Philosophiestudium zur Pflicht gemacht. Eine „gewisse Ganzheit der Ausbildung“ trotz der erwünschten Spezialisierung, müsse gewährleistet sein, wenn Wissenschaft auch als „persönliche Lebensform“ angeeignet werden solle.³⁹⁰ In der liberalen „Pädagogischen Warte“ beklagte Noack diesen Verlust der „Einheit und Ganzheit“, der „Basis einer gleichartigen Auffassung der verschiedenen Sinnggebiete“. Die gegenwärtige Lage sei dadurch gekennzeichnet, daß die neuzeitliche Kultur „in eine Vielheit selbstherrlicher Provinzen zerrissen“ sei, „welche die notwendige Einheit eines geistigen Reiches zerstören“. Die „äußere Anarchie“ - geschrieben wenige Wochen vor der Weltwirtschaftskrise und der heraufkommenden politischen Bürgerkriegslage - habe sicherlich ihren Grund „in der inneren Anarchie der modernen Kultur“.³⁹¹ Die „ungebändigte

386 StAHH, PA 1192, H. Noack, Bd. 1. Noack 1923; 1925. Vgl. Meran 1991, S. 464f.

387 Marcuse 1930; die Arbeit war 1928 im Druck erschienen. Noack gehörte selbst zu den Autoren der „Hefte“, wo er neben dem linksliberalen Phänomenologen Beck u. a. mit dem Bolschewisten A. Deborin und einigen jüngeren Philosophen jüdischer Herkunft wie Marcuse, F. Löw, H. Effelberger und H. Gabriel sowie dem jüdischen Husserl-Kritiker Oskar Kraus (Prag) ebenfalls in einem Kreis publizierte (Noack 1928d und 1930), der ihn nach 1933 in Verruf gebracht hätte, auf den aber auch seine Feinde nicht aufmerksam wurden.

388 Marcuse 1930, S. 94f, Anm. M. Beck.

389 Anzeige im Hamburger Universitätskalender 1927, S. 80.

390 Noack 1928c.

391 Ders. 1929, S. 788. Nach 1933 erinnerte Noack sich mit Grausen: „In den Jahren des Parteienkampfes

Mannigfaltigkeit der Wissenschaften" zersplittere nicht nur die „Einheit der Erkenntnis", sondern habe zu einer „Krise unserer ganzen europäischen Kultur gerührt".³⁹² Soweit der Marxismus Varianten dieser Moderne, die „Versklavung des Menschen" in der technisierten Welt und „das Menschenunwürdige der kapitalistischen Wirtschaft" bekämpfe, sei die von ihm propagierte „befreiende Tat" des Proletariats durchaus zu erhoffen.³⁹³

In die Krisenzeit der Republik, die er als Epiphänomen einer abendländischen Kulturkrise begriff, trat Noack also keineswegs mit festen parteipolitischen Bindungen ein. Allerdings schon mit einem Ideal der restituierbaren weltanschaulichen, sozialen und in irgendeiner Weise „gemütlichen" Einheit. Getreu seinem Glauben, daß die Politik nur ein Anhängsel der Kultur sei, erwartete er die gesellschaftliche Umkehr von einer Erneuerung des wissenschaftlichen Geistes, die eben von jener in der Habil.-Schrift begonnenen, gegen Relativismus und Historismus gerichteten „philosophischen Systematik" angestoßen werden sollte. Das war von Noack vor 1933 noch ganz im Sinne Cassirers und des Sozialdemokraten Görland konzipiert als kulturwissenschaftlicher Beitrag zum Prozeß der Aufklärung. In einem Cassirers Symboltheorie verpflichteten Aufsatz: ‚Zur Phänomenologie der Bildfunktion‘ benannte er 1930 Voraussetzungen, unter denen das Individuum fähig sei, die Grenzen seiner Bereitschaft, „das Grundsätzlich-Fremde" zu verstehen, auszudehnen. Es erinnerte stark an Freuds „Wo Es ist, soll Ich werden", wenn Noack über die „Erweiterung der Möglichkeiten der Spontanität bzw. der (in dem Charakter gelegenen) disponiblen Verhaltensweisen" reflektierte.³⁹⁴ Die schmerzlich vermißte „Einheit", die der Marxismus vielleicht weltrevolutionär-politisch, aber als eine der Moderne geistig unterworfenen, materialistischen Weltanschauung niemals theoretisch, in der „Lebensauffassung" bewirken könne, sie stelle sich in einer wissenschaftlich kontrollierten „Gemeinschaft des Verstehens" her, die „eigentliche menschliche Existenz" verheiße.³⁹⁵

Strukturell nahm diese Denkfigur nach 1933 keinen Schaden. Es ging Noack weiter um eine Revision des Weltanschauungspluralismus. Nur tauschte er die kosmopolitische „Gemeinschaft des Verstehens" gegen die in „Blut und Boden" gebundene „Volksgemeinschaft" aus. Nunmehr sei der „schöne Traum von der Entwicklung zur ‚Humanität‘, von der ‚ästhetischen Erziehung des Menschen‘, von der Heraufkunft eines Zeitalters der vollkommenen Vernunft Herrschaft" ausgeträumt. Dieser Idealismus sei historisch gescheitert, habe die „Werdenöte des deutschen Volkes und Staates" nicht gemeistert. Die Vernunft müsse sich nun innerhalb der Grenzen von Natur und Geschichte bewähren.³⁹⁶ An die Stelle der sittlichen Forderung nach Achtung vor allem was Menschenantlitz trage, trete die „Einsicht in die oft schmerzlich empfundenen Grenzen, die dem gefühlsmäßigen Verstehen von Menschen verschiedener rassischer, völkischer und sozialer Herkunft gezogen sind". Die „kon-

unter der Weimarer Republik war die boshafte Lust an der gegenseitigen Entlarvung [...] so weit gediehen, daß von irgendeiner Seite her jede Weltanschauung, jede wissenschaftliche Lehre, jedes politische und wirtschaftliche Programm, kurz jede Art von ‚Theorie‘ als bloße Ideologie [...] gebrandmarkt worden war ..." Noack 1936, S. 172f.

392 Ders. 1928a, S. 25.

393 Ders. 1929, S. 789.

394 Noack 1930, S. 53.

395 Ders. 1928b, S. 174ff. Ders. 1929, S. 791.

396 Noack 1935, S. 12.

krete Idee des naturverwachsenen, rassischen Menschen" überwinde das „rationalistische Idol der abstrakten Menschheit".³⁹⁷

4.2.3. Halle 1938: Die Berufung von Heinrich Springmeyer

Wie die Grabenkämpfe in Hamburg und Breslau bereits zeigten, war diese zweite Phase der Berufungspolitik wesentlich gekennzeichnet durch sich verstärkende und auch partiell erfolgreiche Interventionen des Amtes Rosenberg. Den nachhaltigsten Erfolg konnte die von Baeumler organisierte Personalpolitik des Amtes an der Universität Halle erzielen. Ähnlich wie in Breslau waren hier kurz hintereinander drei Vakanzen entstanden. Die jüdischen Dozenten Emil Utitz und Adhemar Gelb (Psychologie) waren aufgrund des BBG 1933 entlassen worden. Auf den Lehrstuhl Gelbs setzte das PrMWKV im Oktober 1933 den Jüdisch versippten Kieler Ordinarius Julius Stenzel, der im November 1935 starb. Auf Utitz' Lehrstuhl wurde der politisch mißliebige Königsberger Pädagoge Otto Schultze gem. § 5 BBG beordert, der sich, kaum in Halle angekommen, zum Zweck der vorzeitigen Entlassung wieder an die Albertina zurückversetzen ließ.³⁹⁸ Wie schon die ohne Rücksicht auf fachliche Eignung erfolgten Berufungen und Habilitationen zwischen 1933 und 1935 fallweise ein desaströses Ende nahmen, so scheiterte ein ähnliches Experiment in Halle mit der Beauftragung des verdienten Alt-Parteigenossen Heinrich Schole, der im WS 1935/36 mit der Vertretung des Utitz-Lehrstuhls beauftragt wurde. Gegen die ätzende Kritik der Fakultät konnte Schole vom REM aber nicht über das SS 1936 hinaus gehalten werden.³⁹⁹

Im Zuge der Reduzierung des philosophischen Lehrangebots verlegte das REM den Utitz-Lehrstuhl 1937 nach Königsberg und widmete ihn um in ein Ordinariat für Volkskunde und Volksforschung. Bei der Neubesetzung des Ordinariats von Gelb setzte sich schließlich die Fakultät mit ihrem nur knapp begründeten Vorschlag durch. Wie in Breslau konnte man sich auch in Halle auf den im Rahmen des Vierjahresplanes von Wehrmacht und Industrie geltend gemachten Primat der Effizienz und der Praxisrelevanz psychologischer Ausbildung vor weltanschaulicher Tüchtigkeit berufen.⁴⁰⁰

Die Nachfolgeregelung für den Lehrstuhl des 1938 emeritierten Paul Menzer wirkte im Vergleich dazu wie ein weltanschaulicher Gegenschlag und zeigte die Grenzen der Fakultätsmacht. Im Frühjahr 1938 verstärkte Rosenberg seine Bemühungen, von Hitler eine Gründungsanordnung für eine zentrale Erziehungs- und Forschungseinrichtung, eine Hoch-

397 Noack 1936, S. 213f, 221. - Meran 1991, S. 466, meint, das Schlußkapitel, aus dem auch die hier zitierten Sätze stammen, sei nur ein politisch opportunistisches „Anhängsel“, während sonst das Werk ‚Symbol und Existenz der Wissenschaft‘ „auf hoch abstrakter Ebene und ohne irgendeinen politischen Bezug Probleme einer Wissenschaftslehre“ erörtere. Schon beim bloßen Durchblättern kann man sich vom Gegenteil überzeugen.

398 UAH, Rep. 4/847 und Rep.6/1368; knapp dazu Geuter 1984, S. 111.

399 UAH, Rep. 6/1368. Die für Schole werbende Eingabe eines Königsberger Schülers, wonach Schole an der Albertina jahrelang nicht wie angekündigt über Kant gelesen, sondern ohne Rücksicht auf Vorlesungstitel sich zur Judenfrage, zu Rassenhygiene, Zinsknechtschaft usw. geäußert und auf die gewaltsame Auseinandersetzung mit der jüdischen Herrschaft und dem Weimarer System hingearbeitet habe, beantwortete der Dekan mit der bissigen Bemerkung, bezüglich der Abschwefelungen in Vorlesungen bestätige die Eingabe nur „hiesige Erfahrungen“. Vgl. auch Geuter 1984, S. 11 fff.

400 Vgl. Geuter 1984, S. 115ff., 120ff.

schule der Partei zu erlangen.⁴⁰¹ Obwohl Rosenberg die förmliche Ermächtigung erst im Januar 1940 bekam, begann seine Dienststelle 1937 mit Sondierungen im Hochschulbereich, um geplante Forschungsvorhaben akademisch zu institutionalisieren. In Halle, wo seit Jahren zahlreiche Vakanzen zu beklagen waren, erhofften sich der Rektor und die davon hauptsächlich betroffene Philosophische Fakultät, daß Rosenberg sich der vom REM arg vernachlässigten Fakultät annehmen werde.⁴⁰²

Im REM bestand nicht die Absicht, sich der Kooperation zwischen Rosenberg und den Hallensern zu widersetzen. Im Gegenteil: Baeumler, der im März 1938 persönlich im REM vorstellig wurde, um personelle Wünsche seines Chefs für Halle anzumelden, sicherte man ihre Berücksichtigung zu, sobald nur entsprechende Vorschläge auf dem üblichen Wege eingehen würden.⁴⁰³ Rektor und Dekan waren entsprechend vorbereitet, als sie eine Woche später im REM die Neu- und Umbesetzungen besprachen, die zwischen Rektor Weigelt und Rosenberg vereinbart worden waren. Dazu gehörte auch der Entschluß, den politisch mißliebigen Menzer rückwirkend zum 1. April 1938 zu emeritieren, seine *venia* in eine für „Geschichte der Philosophie“ (statt „Philosophie und Pädagogik“) umzuwandeln, den bisherigen Lehrstuhlvertreter Heinrich Springmeyer zu berufen und dem Pädagogen Wilhelm Hehlmann ein größeres Arbeitsfeld zu verschaffen.⁴⁰⁴ In der Dahlemer Rheinbabenallee 20, Rosenbergs Privatvilla, wurden einen Monat später zwischen Rust, Wacker, Rosenberg und Baeumler die im REM mit den Universitätsvertretern getroffenen Vereinbarungen geringfügig modifiziert und verbindlich festgelegt.⁴⁰⁵ Die Hallenser Beratungen zur Menzer-Nachfolge im Juni 1938 gerieten daher zur reinen Farce. Aus kosmetischen Gründen setzte die Fakultät zwar Ebbinghaus und Glockner vor Springmeyer, doch begründete Rektor Weigelt im Sinne Rosenbergs, worauf es wirklich angekommen sei: auf eine Persönlichkeit und ihren kämpferischen Einsatz. Nur dem Romanisten Mulertt und dem Historiker Lintzel war dies keine Empfehlung. Mulertt gab zu Bedenken, daß die Zusammenarbeit mit Rosenberg die Auswahl zwar einenge, aber der weltanschauliche „Kämpfer“ Springmeyer sei nun

401 Bollmus1980, S. 131 ff

402 GStA, Rep. 76/692, Bl. 97 ff; Aktennotiz für Amtschef Wacker v. 12. 3. 1938: Rektor Weigelt habe bei Besprechung im REM vorgetragen, daß bei der nächsten Rosenberg-Rede in Halle mindestens indirekt der Ausbau der Phil. Fak. angekündigt werden solle. Zur Entwicklung der Universität vgl. die leider ideologisch hoffnungslos überfrachtete DDR-Dissertation von Stolze 1982.

403 Ebd.; Aktenvermerk des Persönlichen Referenten Wackers über Gespräch mit Baeumler v. 1.4. 1938.

404 Ebd., Bl. 97ff.; Protokoll der Besprechung im REM v. 8. 4. 1938 zwischen Groh, Harmjanz, Weigelt, Schneider. - Zu Menzer BAP, R 49.01, M 226, PA Menzer: Unter dem 14. 2. 1938 hatte die Reichsleitung des NSDD Amtschef Wacker eine Beurteilung übermittelt. Menzer stehe nicht nur außerhalb der Fortschritte seines Faches, „sondern auch außerhalb der Gegenwart“. Gemeinsam mit dem Juden Liebert habe er 1933 lange versucht, die Umorganisation der Kant-Gesellschaft zu verhindern. Es bestehe der Verdacht, daß er Studenten gegen die „Bewegung“ beeinflusse. Er habe sich sogar geweigert, ein Hitlerbild im Seminar aufzuhängen. Fazit: Einem etwaigen Gesuch auf Verlängerung der Lehrtätigkeit dürfe nicht stattgegeben werden. - Der Vertrauensmann des Dozentenbundes, der diese Details sammelte, war Wilhelm Hehlmann (1900-1998), ein Schüler Menzers, Volksschullehrer, Dr. phil. Halle 1927, dort 1930 habilitiert (Naturwissenschaften und Pädagogik im 19. Jh.), Assistent am Päd. Seminar bis 1936. Seit 1935 LA f. Jugendkunde. 1936 Mitarbeiter im Lektorat des Rassenpolitischen Amtes der Reichsleitung NSDAP; Vortragsredner für NSLB u. NSDD. 1938 Gauhauptstellenleiter des NSDD, Mitarbeit in der PPK. Mit einer politischen Pädagogik' von 1933 Baeumlers Ideen aufgreifend. Personalien nach UAH, Kur. Nr.7439, PA Hehlmann.

405 Ebd., Bl. 97ff; Besprechungsprotokoll v. 11. 5. 1938.

einmal wissenschaftlich nicht qualifiziert. Dem konnte Lintzel mit Blick auf Springmeyers peinlich kurze Bibliographie nur beipflichten. Sie wies weiterhin nur die Dissertation als selbständige Veröffentlichung aus. Und fachlich sprach allein Nicolai Hartmanns Gutachten über die Berliner Lehrerfolge seines ehemaligen Assistenten für Springmeyer. Erinnert man sich an die Urteile über seine Habil.-Schrift (s. Kap. I. 3. 1.2.), wird man jedenfalls Weigelts Behauptung, das Opus sei „aus politischen Gründen“ nicht publiziert worden, nur als Notlüge werten dürfen. Weigelt war sich darüber im klaren, als er gegen die „nicht zeitgemä[en]“ Einwände Lintzels und Muleretts diktierte: „Der Einsatz der Tat wiegt schwerer als Publiziertes“.⁴⁰⁶

Noch schwerer wogen dann allerdings laufbahnrechtliche Bedenken, da Springmeyer die Voraussetzungen für die Ernennung zum apl. Professor nicht erfüllte. So mußte er im WS 1938/39 zunächst wieder mit der Vertretung beauftragt werden, bevor im Juni 1939 Ernennung und Berufung ausgesprochen wurden.⁴⁰⁷ Springmeyer stieg in Halle 1942 zum ordentlichen Professor, schließlich sogar zum Dekan und Prorektor der Universität auf. Baeumlers Amt Wissenschaft blieb er als Gutachter und als Mitarbeiter in der Arbeitsgemeinschaft Philosophie verbunden. Die an seine Berufung geknüpften Hoffnungen, in Halle der NS-Philosophie zum Aufschwung zu verhelfen, erfüllten sich indes nicht. Lediglich zwei Schüler konnte Springmeyer in sieben Jahren zur Promotion führen.⁴⁰⁸ Die 1938 gegenüber der zögerlichen Fakultät in Aussicht gestellte philosophische Anthropologie ist nie erschienen. Für Rosenberg zahlte sich die Berufung nur insoweit aus, als Springmeyer mithalf, den für die Leitung des Instituts für Religionswissenschaft der „Hohen Schule“ in Aussicht genommenen Wilhelm Brachmann im Eilverfahren zu promovieren und zu habilitieren.⁴⁰⁹

4.2.4. München 1937: Die Berufung Hans Alfred Grunskys

Allein der Fürsprache parteipolitischer Prominenz, unter anderem von Rosenberg und Walter Frank, verdankte auch Hans Alfred Grunsky, NSDAP-Mitglied seit 1930, sein Universitätsamt. Zum WS 1935/36 erhielt er einen Lehrauftrag für Philosophie, um das Extraordina-

406 UAH, Rep. 6/2969; Vorschlagsliste mit Sondervoten Mulerrett u. Lintzel und Stellungnahme von Rektor u. Senat v. 30. 6. 1938. Bezeichnenderweise werden Ebbinghaus u. Glockner auf je 12 Zeilen „gewürdigt“. - Ebd. auch der Bericht N. Hartmanns über Springmeyers Verdienste als Lehrer v. 25. 6. 1938. - Lintzels Abweichen war kein „Ausrutscher“; der Mediävist hatte im Streit um „Karl und Wido-dukind“ die parteiamtliche Deutung als Geschichtsklitterung kritisiert und war auf Druck der Kieler Studentenführung schon kurz nach seiner Berufung dorthin 1936 wieder nach Halle zurückversetzt worden. Vgl. Zöllner 1989, S. 136ff. - Zum Einfluß Rosenbergs auf die Hallenser Berufungsentscheidungen jetzt auch Heiber 1994, S. 470ff.

407 UAH, Kur. Nr. 14912, PA Springmeyer.

408 UAH, Phil. Fak., Rep. 2111, Bd. 233/1, Nr. 11 und Nr. 19; Promotionsakten P. Olivier (Jg. 1888, pensionierter Amtsrat aus Ostpreußen, der bei Baeumler u. Springmeyer in Berlin studiert hatte, wo er seit 1936 über „Das Willensproblem bei Kant und Reinhold“ arbeitete) und W. Brachmann (s. u.).

409 Er hatte seit 1. 10. 1938 einen LA f. Religionswiss. in Halle, auf Empfehlung Baeumlers. Viel verdankte die Habil.-Schrift dessen intensiver „Betreuung“, die erforderlich war, weil Brachmann ohne Springmeyers „entsagungsvolle Tätigkeit“ schon bei der Promotion gescheitert wäre. Kein Wunder, daß Br. noch 1939 beabsichtigte, sich unter Umgehung dieser „Ochsentour“ zum Professor ernennen zu lassen. Nachdem dann alles überstanden war, räumte Baeumler Rosenberg gegenüber ein, mit Brachmanns Ernennung einen „schweren Mißgriff getan zu haben (BAK, NS 8/266; zit. nach Baumgärtner 1977, S. 40).

Hat Alexander Pfanders nach dessen Emeritierung zu vertreten. Zum 1. April 1937 übernahm er als Nicht-Habilitierter, „ohne jegliche Beteiligung der Fakultät“ und primär, weil der in enger Abstimmung mit dem REM agierende Dekan Walter Wüst von ihm politischen Rückhalt in der sonst wenig parteikonforme Fakultät erwartete (Böhm), Pfanders Nachfolge, nunmehr als pl. ao. Professor und persönlicher Ordinarius. Doch bereits 1939 zeichneten sich Spannungen auch mit dem zum Rektor aufgerückten Wüst und anderen Nationalsozialisten ab. Das REM beurlaubte Grunsky Ende 1941 und leitete gegen ihn ein Dienststrafverfahren ein, weil er Fakultätsinterna an Dritte weitergeleitet hatte. Mit einem Verweis bestraft, konnte er 1943 seine Lehrveranstaltungen wieder aufnehmen, doch erreichte er kaum noch Studenten. 1940 entzog ihm Rosenberg das Hauptlektorat Philosophie im Amt für Schrifttumspflege. In seltener Einmütigkeit hätten REM, Amt Rosenberg, NSDD und die bayerische Kultusbürokratie ihn spätestens seit 1943 wohl gern ganz aus seinem Amt entfernt.⁴¹⁰

Grunsky war gleich nach der Machtergreifung bei dem damaligen Kultusminister Schemm mit einer Bewerbung um eine philosophische Dozentur vorstellig geworden, um gegen ein in München ganz vom „politischen Katholizismus“ (Geyser, v. Hildebrand, Huber) und dem Jüdischen Liberalismus“ (Hönigswald) beherrschtes Fach einen nationalsozialistischen Kontrapunkt zu setzen. Allein Abneigung des sportiven NS-„Lehrerführers“ gegen den schwer körperbehinderten Grunsky zögerte die Realisierung dieses Plans bis nach Schemms Unfalltod im März 1935 hinaus. Als Grunsky dann am Ziel seiner Wünsche war, löste er sein Versprechen, „nationalsozialistische Philosophie und Weltanschauung“ sans phrase⁴¹¹ bieten zu wollen, in weit radikalerer Weise ein als seine etwa zur gleichen Zeit berufenen Kollegen Faust, Noack, Springmeyer oder Gehlen, die es zunächst nur verstanden hatten, vergleichbare Erwartungen bei ihren Förderern zu wecken. Man muß allerdings auch einräumen, daß Grunskys Herkunft und Sozialisation ihm hier einen Vorsprung verschuften. Der Vater Karl Grunsky (Jg. 1871) war der völkische Musikschriftsteller seiner Zeit, mit engen Beziehungen zum Hause Wagner und zum Bayreuther Kreis, einschlägig ausgewiesen mit Untersuchungen über ‚Wagner und die Juden‘ (1921), ‚Das Christusideal in der Tonkunst‘ (1920), mit Dutzenden von Aufsätzen über religiöse, vornehmlich deutsch-christliche Einflüsse bei Wagner, Bruckner oder Wolf sowie 1933 schließlich mit Studien über ‚Luthers Bekenntnisse zur Judenfrage‘ und ‚Fichtes Weckruf im deutschen Frührot‘.⁴¹² Sein am 31. Juli 1902 in Stuttgart geborener Sohn gab sich zwar zunächst mathematisch-physikalischen und philosophischen Studien hin, die mit einer bei Haering in Tübingen 1923 eingereichten Dissertation über ‚Das Problem der Gleichzeitigkeit in der Relativitätstheorie‘ abschlossen, doch in den folgenden langen Jahren als Privatgelehrter schien Hans Alfred

410 Vgl. zum Berufungsverfahren Schorcht 1990, S. 143-146; präziser anhand der Akten im UAMn die Ausschaltung der Fakultät herausarbeitend: H. Böhm 1995, S. 488f.

411 Vgl. Grunsky an Gauleiter Wagner v. 8. 1. 1937, zit. b. Schorcht 1990, S. 145.

412 Dieser wichtige, von Schorcht vernachlässigte biographische Hintergrund wird von Heiber 1966, S. 486f. gewürdigt. Dazu erwähnenswert der Hinweis des Bochumer Musikwissenschaftlers Michael Walter über Ernst Blochs Musikphilosophie, die sich nach dem 1919 publizierten Urteil einer Autorität wie Paul Bekker aus den Werken von Karl Grunsky speise. Doch weniger die „schulmeisterlichen“ Affinitäten zwischen Grunsky und Bloch, die Walter andeutet, als die gemeinsamen religiös-messianischen Bedürfnisse werden diese Verbindung zwischen dem völkischen und linksanarchistischen Wagnerianer gestiftet haben (M. Walter 1995).

Grunsky in die väterlichen Fußstapfen treten zu wollen. Eine von der Notgemeinschaft geforderte, zu Habilitationszwecken gefertigte, 1930 druckreife, aber dann weder veröffentlichte noch der Münchener Fakultät als Habil.-Schrift eingereichte Bruckner-Monographie verriet anhaltendes Interesse an musikphilosophischen Problemen, die ihn zudem in die nähere Bekanntschaft mit dem in München privatisierenden Beethoven-Interpreten Otto Baensch (s. o. 4.2.1: Breslau) brachten, der als Spinoza-Herausgeber wohl auch Grunskys Interesse für den „Juden Spinoza“ weckte.⁴¹³ Die väterlichen Beziehungen verschafften ihm ein frühes Entree in Bayreuth, so daß Grunsky seit Mitte der 20er Jahre auch als Propagandist Wagners und seiner Festspielidee einen Namen hatte. Gleich in seinem ersten, jugendlich-hymnischen Artikel zur Wiedereröffnung der Festspiele, 1924 in der völkischen Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ abgedruckt, versammelte er die zentralen Motive seiner politischen Theologie, die dann ab 1935 seine Versuche zur Fundierung einer nationalsozialistischen Philosophie prägten. Da war zuerst das metaphysische Bedürfnis, das die Kunst befriedige. Ihr gebühre die Stelle „unmittelbar neben der Religion“, weil sie, soweit sie „wahre Kunstwerke“ vermittele, die „hohen, ewigen, geistigen und göttlichen Mächte und Kräfte lebendig vor Augen“ führe. Dann ihre soziale Ersatzfunktion in einer Zeit, in der die Formen „religiösen Gemeinschaftslebens“ infolge „dogmatischer Erstarrung“ in Verfall geraten seien. Im Kunsterlebnis werde die „Gemeinschaft von Gleichgesinnten“ wieder erfahrbar. Diese von Idealen gehaltene „Gemeinde“ war bereits als politische Alternative zum liberal-kapitalistischen System und seiner Religion des Gelderwerbs gedacht, als dessen Profiteure und zugleich als die „natürlichen Hasser und Giftspeier“ gegen das Werk der „Sammlung“ die „inneren Feinde Deutschlands“ unter der Führung der jüdischen Presse („Frankfurter Zeitung“) erschienen. Und endlich stand für Grunsky fest, daß die Erfahrung der „göttlichen Mächte“ konstitutionell („im eigenen Innern“) bedingt sei, so daß er dann 1935 mühelos die Interdependenz zwischen rassisch-seelischem Typus („innerseelische Staatsverfassung“) und der von „gleichgearteten Menschen“ realisierten Staatsform behaupten konnte.⁴¹⁴ Wie sehr Grunskys Politikverständnis religiös determiniert war, belegt auch seine Annäherung an den deutsch-gläubigen Kreis um Jakob W. Hauer, was er während des Krieges angeblich mit einer SD-Überwachung bezahlen mußte.⁴¹⁵

413 Mit einem Aufsatz über ‚Das Symbolische in der Musik‘ bestritt Grunsky 1927 neben P. Tillich, H. Leisegang, Hugo Fischer, Oskar Becker, Joh. Sauter und W. Schingnitz das Themenheft „Das Symbolische“ im 1. Jg. der „Blätter für Deutsche Philosophie“.

414 Grunsky 1924 und 1935a, S. 2f. Der Text von 1924, wie andere wichtige Aufsätze zu Piaton und Hegel, von Schorcht 1990 nicht berücksichtigt. Beachtung verdient auch eine Rezension Grunskys zu einer Beethoven-Studie von Baensch: Das Chorfinale zur 9. Symphonie versinnbildliche offenbar ein „Weihefest der Humanitätsreligion“, das von Schillers ästhetisch-politischen Ideen soweit beeinflusst worden sei, daß Beethoven, dessen Lieblingsbuch Piatons Staat war, nach der richtigen Ansicht von Baensch wohl nicht weniger veranschaulichen wollte als den Übergang vom platonischen Ständestaat zum weltbürgerlichen Volksstaat und letztlich zum Reiche Gottes auf Erden (1931, S. 356). Grunsky wertete dies nicht, doch im begrenzten völkischen Rahmen mußte ihm die Befrachtung politischer Ideen mit religiösen Erwartungen nicht unsympathisch gewesen sein.

415 Schorcht 1990, S. 150. Ihr entgeht, daß Grunsky 1943 auch einen Beitrag für das von Hauer zusammen mit u. a. Hans F. K. Günther, Hermann Mandel, Friedrich Berger herausgegebene Bundesorgan „Deutscher Glaube. Zeitschrift für arteigene Lebensgestaltung, Weltanschauung und Frömmigkeit in den germanischen Ländern“ lieferte (Grunsky 1943a). Ausweislich des Impressums hatten daran ferner „Ihre Mitarbeit zugesagt“ die Klages-Adepten Hans Kern und Hans Eggert Schröder (erklärte Gegner

Besser als es diese späteren Abweichungen und die erwähnten Konflikte mit der NS-Führung der Universität und mit dem REM vermuten lassen, gelang es dem politisch Protegierten, seine Ideen von einer authentisch nationalsozialistischen Philosophie auch institutionell zu befestigen. Das wurde ihm durch die Verbindung zu Walter Franks „Reichsinstitut“ erleichtert. Frank förderte die durchaus befähigten Nachwuchphilosophen, die Grunsky als Assistenten dienten: Hans Behrens, den Schüler Nicolai Hartmanns, Heinz L. Matzat, der bei Heidegger promoviert hatte, und Clemens August Hoberg, dessen Anti-Heidegger-Dissertation Grunsky selbst angeregt und betreut hatte.⁴¹⁶ Behrens und Hoberg erhielten

Rosenbergs), Gustav Frenssen, der Stuttgarter TH-Philosoph Erich Keller, die Rickert-Schülerin Lenore Kühn und die mit vielen Werken über die „nordische Frau“ bekannt gewordene Berliner Autorin Sophie Rogge-Börner (Jg. 1878). - Nach 1945 hat Grunsky in diesem Kreis einen Ersatz für die verlorene akademische Wirkungsstätte gefunden. - In: „Die Sonne. Monatsschrift für Rasse, Glauben und Volkstum im Sinne nordischer Weltanschauung und Lebensgestaltung“ hatte H. M. Junghaus (1937) Grunskys Vortrag: ‚Der neue und der alte Geist in der Philosophie‘ (Münchener Reichstagung von Rosenbergs Schrifttumsstelle) sowie ‚Seele und Staat‘ gerade wegen ihres „idealistischen“ Gehalts gelobt - auf den auch ein an „Blut und Boden, Volkstum und Rasse“ orientiertes Forschen nie verzichten dürfe!

- 416 Behrens, geb. an 18. 6. 1911 in Uelzen, Abitur 1929 in Celle, Studium in Göttingen, ab WS 1930/31 in Berlin, 1934 ausgezeichnet mit dem Preußischen Staatspreis der FWU für eine Arbeit, die unter dem Titel ‚Das Bildproblem in der Erkenntnis‘ 1936 von Hartmann zur Promotion angenommen wurde. Behrens gehörte zum engsten Kreis der Berliner Hartmann-Schüler und war jahrelang Rezensent für das liberale „Berliner Tageblatt“. Im März 1936 war er dann SS-Bewerber (Aufnahme 1937), im März 1937 siedelte er nach München über, wo er ab WS 1937/38 eine Assistentenstelle erhielt. Einen mit 200 RM dotierten Forschungsauftrag Franks nahm er von Dezember 1937 bis 1940 wahr: „Der Augustinismus als Zersetzungs faktor in der deutschen Geistesgeschichte“. Zu einer Arbeitstagung des Reichsinstituts im Jahre 1939 steuerte einen Beitrag über Moses Mendelssohn bei (s. u. B III.); auch als Klages-Kritiker trat Behrens in seiner Münchener Zeit auf den Plan (ders. 1938). - Angaben nach UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 852, Bl. 54-97; Promotion Behrens Juni 1935. BDC, HLK und SSO. Heiber 1966, S. 385 und passim. Der Feuilletonist Karl Korn (1975, S. 253) erinnert sich daran, daß seine Mitarbeiterin Ursula Dahle, die zuvor bei de Gruyter für die Zeitschrift „Geistige Arbeit“ zuständig gewesen sei, einen Kreis von jungen Wissenschaftlern an das „Berliner Tageblatt“ vermittelt habe, die als freie Mitarbeiter mithalfen, den „Geist kritischen Denkens über die Welle der rassistischen Konjunkturschwärmerei“ hinwegzueretten. Dazu zählte neben dem „brillanten Kurt Hancke“ (später - was Korn nicht mitteilt! - einer der engsten Mitarbeiter von F. A. Six und Verfasser von zwei grundlegenden Werken über die von Six prätendierte „politische Geistesgeschichte“, s. u. B II. 1.9.) auch Hans Behrens, der „Tendenzberichte von Auseinandersetzungen“ geliefert habe, die von Hartmann, Dessoir, Spranger und Baeumler inspiriert gewesen seien. Vgl. auch unten, zu Hartmanns Berliner Schülerkreis: Kap. B III. - Matzat, geb. am 8. 9. 1909 in Rot/Württ., 1928 RG Saarbrücken, Studium in München, ab WS 1930/31 in Freiburg, dort 1937 von Heidegger und Stieler promoviert mit: Untersuchungen über die metaphysischen Grundlagen der Leibnizschen Zeichenkunst. Ab 1940 Mitarbeit im Amt Rosenberg, obwohl von Baeumler, aufgrund der von H. Scholz sehr negativ rezensierten Dissertation und des schlechten Eindrucks, den Matzat auf der Philosophentagung des Amtes in Buderose hinterlassen hatte, abgelehnt (BAK, NS 15/222, Bl. 134; undat. Gutachten, etwa Sommer 1939). Als Assistent Grunskys mit einer ausführlichen Kritik Spenglers in Rosenbergs „Bücherkunde“ profiliert (ders. 1938); nach dem Krieg im ersten Jg. des „Philosophischen Literaturanzeigers“ mit einer wohlwollenden Rezension zur ‚Dialektik der Aufklärung‘ von Horkheimer/Adorno sich wieder zu Worte meldend. - Hoberg, geb. am 23. 11. 1912 in Osnabrück, kath., 1931 Abitur, mit Ausnahme des in Freiburg bei Heidegger 1933 verbrachten Sommersemesters Studium (Philosophie, Geschichte, Germanistik) in München, dort im Kreis von K. A. v. Müller, aber auch aktiv im katholischen „Neudeutschland“ (s. u. Habil. Max Müller, Kap. 5), in dessen „Werkblättern“ Hoberg publizierte. Er hörte

nachweislich von Frank vermittelte Stipendien, um über jüdische Philosophie jüdische Einflüsse in der Geistesgeschichte und judengegnerische Bestrebungen zu forschen. Dieser Thematik hatte sich Grunsky selbst mit Arbeiten über Spinoza, Hegels Verhältnis zum Judentum und zum ‚Einbruch des Judentums in die Philosophie‘ (1937a) zugewandt. Seinen einzigen Habilitanden, den Wissenschaftstheoretiker Franz Kröner, vermochte er wenigstens in die Nähe dieser Thematik zu ziehen.⁴¹⁷ Der zweite, nationalsozialistische Schwerpunkt, publizistisch weit weniger intensiv als das Judentum behandelt, lag in der rassenideologischen Rechtfertigung des völkischen Führerstaates. Grunskys Beitrag über die „psychologischen Grundlagen des nationalsozialistischen Siegs über den bürgerlichen und bolschewistischen Menschen“ (1935a) blieb nach Ansicht der konkurrierenden Baeumler-Schule jedoch noch zu stark psychologischen, historische Voraussetzungen vernachlässigenden Spekulationen verhaftet.⁴¹⁸

4.2.5. Heidelberg 1937: Die Berufung von Franz J. Böhm

Einvernehmlich und daher zügig wurde 1937 die Nachfolge von Karl Jaspers in Heidelberg geregelt, der nach § 6 BBG am 19. Juni 1937 in den Ruhestand versetzt worden war. Mitte August schlug Dekan Schrade Rektor Kriek vor, den Lehrstuhl wegen der „augenblicklichen Lage der Philosophie in Deutschland“ nicht wiederzubesetzen und stattdessen einen Philosophen auf das vakante Extraordinariat Ernst Hoffmanns zu berufen, was im Hinblick auf den vom REM forcierten Abbau philosophischer Lehrstühle allgemeine Zustimmung fand. Im Dezember präsentierte die Fakultät einen Dreivorschlag mit Franz J. Böhm, Gadamer und Metzke. Rickerts Schüler Böhm hatte sich seit langem Kriecks Gunst gesichert, so daß die Fakultät ihn „mit bedeutendem Abstand“ an erster Stelle setzte. Die Vorschlagsbegründung stand ganz im Zeichen seines im Herbst 1937 fertiggestellten Werkes ‚Anti-Cartesianismus. Deutsche Philosophie im Widerstand‘, das als verheißungsvoller Versuch zur nationalsozialistischen Neuinterpretation der Philosophiegeschichte, die nur als „Weltanschauungsgeschichte“ eine Zukunft habe, begrüßt wurde. Böhm habe damit Rickerts Einfluß völlig überwunden, da er sich nicht mehr länger mit abstrakten Begriffen herumschlage und der Verführung widerstehe, Begriffsgeschichte als Geschichte der Philosophie auszugeben. Das offenkundig von Kriek formulierte Votum wies zum Schluß, für alle Fälle,

bei Geyser, Hönigswald, Pfänder, Grunsky, Schultz. Promotion im SS 1936: ‚Das Dasein des Menschen. Die Grundfrage der Heideggerschen Philosophie‘. 1938 im Hauptreferat Judenfrage von Franks Reichsinstitut, das 1938 zur Forschungsabt, umgewandelt wurde. Dort unter dem einstigen „Neudeutschland“-Kameraden Wilhelm Grau einen Forschungsauftrag: „Judentum und Aufklärung“ wahrnehmend, dann - seit 1940 Kriegsverwaltungsrat in der Archivabt, des Militärbefehlshabers in Paris - bis 1942: „Geschichte des jüdischen Anteils an der Aufklärung“. Verfasser einer Denkschrift über sephardisches Judentum (1941) sowie einer Studie über die Judenfeindschaft in Frankreich ab 1789 (dazu s. u. B III.). NSDAP: 1. 5. 1937, auch in der SS; 1942 eingezogen, wohl gefallen. - Heiber 1966, S. 450ff.

⁴¹⁷ S. u. Kap. B I. 5. 7.

⁴¹⁸ Grunsky 1935a; dazu Lange 1936, ähnlich Knorr 1936 (bleibe im Psychologischen haften, neue Philosophie werde nicht sichtbar) distanziert, K. Hildebrandt (immerhin: das Wesen der neuen politischen Wissenschaft werde sichtbar, obwohl Rezensent wegen der wenig brauchbaren Schematik Grunskys deren Inhalt nicht anzugeben vermag) und K. Pleyer 1938 (die Entsprechung: menschliche Seelenform - politische Ordnung nur ansatzweise behandelt, gleichwohl Beispiel „kämpfender Wissenschaft“ geboten ...)

unmißverständlich daraufhin, daß Böhms Berufung vom Rektor (Kriek) nachdrücklich unterstützt werde.⁴¹⁹ Infolgedessen erhielt Krieks Schützling, seit 1. Mai 1937 der NSDAP angehörend, aber ansonsten ohne erkennbaren politischen Einsatzwillen, zunächst einen Vertretungsauftrag für das Extraordinariat, das man ihm dann Anfang 1938 übertrug.⁴²⁰ Das REM verließ sich in diesem Verfahren ganz auf Krieks Urteil und bestätigte die in Heidelberg getroffene Entscheidung nur, ohne selbst Stellung zu beziehen oder einen Personalvorschlag zu präsentieren.

Ab 1933 modifizierte Böhm den kulturidealistischen Antimodernismus aus Weimarer Zeiten (s. o. A II.). Zunächst verschärfte er sogar die diesem immanenten religiösen Erwartungen. Das neue Geschichtsverständnis müsse die Abkehr vom „Säkularismus“, von der „irdisch gewordenen Lebensstimmung“ und dem Glauben an die „meisternde Kraft des nur im Diesseits verankerten Menschen“ bringen. Geschichte müsse wieder religiös begriffen, ihre im Lauf des 19. Jahrhunderts vollendete Ablösung von der Transzendenz korrigiert werden. Der im Ersten Weltkrieg und seinen Folgen erfahrene „Einbruch“ des „Schicksals“ schaffe dafür die nötigen Voraussetzungen. Er habe alle Illusionen über die Universalität der Kultur zerstört und das Volk als Wirklichkeit erfahrbar gemacht. Der Begriff des Volksgeistes hebe dann die natürliche und kulturelle Eigenart eines Volkes in eine metaphysische Ordnung hinein, in der es Träger einer Berufung werde, die es sich nicht selbst geben, nur vernehmen und mit allen Kräften erfüllen könne.⁴²¹

In dieser Gestalt, der Einbindung des Volkes in eine metaphysische Ordnung, wirkt Böhms Sehnsucht nach unverfügbaren Handlungsnormen wie ein nicht überwundener Katholizismus.⁴²² Auch im ‚Anti-Descartes‘ ist davon noch einiges zu spüren, obwohl sich hier eine stärkere Naturalisierung des Volksbegriffs abzeichnete. Nunmehr operierte Böhm mit

419 UAHd., B-7576; Vorschlag v. 23. 12. 1937. - Böhms Berufung wird von Wolgast 1986, S. 155f. übersehen, wenn er schreibt, daß es nach der Entlassung von Hoffmann und Jaspers keinen Fachvertreter für Philosophie mehr gegeben habe. Vgl. a. Vezina 1982, S. 143f, die den Verbleib von Jaspers' Ordinariat klärt: Es wurde in ein Ordinariat für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft umgewandelt, das dem späteren Rektor Paul Schmitthenner zufiel.

420 BAZ, REM-HLK und MF. - Daten zu Böhms Biographie sind auch für Zeit nach 1933 schwer zu ermitteln. Auch über seinen Tod teilt der Nekrolog in KGK 1950 nur ungenau mit, er sei 1945 in einem Moskauer Lazarett verstorben. Sein Schicksal läßt sich nur anhand der Unterlagen in der DD klären. Demnach verstarb Böhm Anfang März 1946 in der Krankenbaracke eines Gefangenenlagers in Lebedian am Don an Unterernährung. Vgl. jetzt auch Hailer 1995, dem der im Privatbesitz befindliche Nachlaß Böhms zur Verfügung stand.

421 Böhm 1935, S.168ff. (178).

422 Interessant die Rezension von Przywara 1938, S. 127-129: Nicht nur, daß er Böhm und Heyse in eine Front mit dem Positivismus Schlicks und Carnaps stellte (wegen ihrer radikalen Ablehnung des „Über“, also jenseitiger Sinnbezüge). Er entdeckte auch allenthalben Böhms katholisches Erbe: Soweit er sich auf Goethe berufe, folge er Hermann Bahrs populären Deutungen, der Goethe mit „glücklichem Blick als echte Erneuerung der Denkart Thomas von Aquins ersichtete“ (betr. die von Böhm markierte „Umgriffenheit des Erkennenden durch die Wirklichkeit“). Der für den ‚Anti-Descartes‘ beanspruchte Leibniz sei von Böhms Gewährsmann Lagarde in die (katholische) „gradlinige Tradition“ von N. v. Cues und Thomas her gestellt worden. Auch mit dem eröffneten Gegensatz Descartes-Ignatius von Loyola sei Böhm dem innerkatholischen Versuch (Eschweiler u. a.) verpflichtet, „die gesamte Neuzeit aus der ‚Barock-Scholastik‘ des Molinismus herzuleiten, um ihr als wahre katholische Philosophie einen Thomismus gegenüberzustellen, der in Wahrheit in der katholischen Romantik des 19. Jahrhunderts seinen Ursprung hat.“

„konstanten Kräften" und ihrer „Unbedingtheit" in jedem Volk, als einer in Blut und Rasse gegründeten Gemeinschaft.⁴²³ Aber auch wenn der religiöse Aspekt in dieser neuen Normativität zurücktritt, ging das Hauptmotiv des kulturkritischen Ansatzes von 1929 nicht verloren. Nur daß an Stelle der „Werte" und „menschheitlich" gedachter „Kultur" jetzt das Volk und die in ihm wirkenden konstanten Kräfte das „Reich der Mittel", die destruktive Moderne, in eine als sinnvoll verstandene Ordnung zurückzwingen sollte. Die „idealen Kulturwerte" wurden in diesem Konzept funktionslos und erschienen nunmehr selbst als ethnisch determinierte Ideologie, nämlich als Ausdruck des westlichen, französischen Geistes.

Böhm hat in der kurzen Zeit bis zu seiner Einberufung (1940) kaum auf den wissenschaftlichen Nachwuchs wirken können.⁴²⁴ Sein opus magnum mit seinen „Tiraden gegen das Rationale" rief als weltanschaulich störendes „Geschwätz" mitten in ehrgeizigen Vierjahresplan-Anstrengungen im Amt Rosenberg Verteidiger der keineswegs dem Westen zu überlassenden, für technische Planung, naturwissenschaftliche Entwicklung und politische Herrschaft gleich unentbehrlichen „Ratio" auf den Plan.⁴²⁵ Fachkritiker monierten, das lediglich ein Versprechen auf die neue Philosophiegeschichte abgegeben worden sei, und Böhm sich in politisch-historischer Polemik (Zeltner) bzw. im Fragmentarischen (Hoffmeister) verliere. Auch fürchtete man kontraproduktive kulturpolitische Wirkungen: Böhm tue sich schwer, deutsche und abendländische Traditionen zu trennen (Lorentz), baue sogar falsche Gegensätze auf: Da wir uns „niemals" ganz vom Abendland isolieren können, entstehe die Gefahr den wahren Feind zu verkennen: „unser Feind ist Marx, nicht die abendländische Tradition". Böhm's Buch trage also dazu bei, die „Ur-Feindschaft zwischen Abendland und östlichem Bolschewismus" zu verdecken (Hildebrandt).⁴²⁶

4.2.6. Göttingen 1936/37: Die Berufung von Hans Heyse

Daß das REM nicht darauf verzichtete, ohne Rücksicht auf Fakultätsinteressen Berufungspolitik zu betreiben, belegt die Regelung der Nachfolge von Georg Misch. So zwang man zum WS 1936/37 den Göttingern Hans Heyse auf, obwohl sie gerade ihn ausdrücklich nicht auf diesem Lehrstuhl wünschten. Das REM fand darum nur bei Rektor und Dekan ein offenes Ohr, die dann sogar ohne Wissen der Fakultät die Liste um Heyses Namen ergänzten, weil er ihnen im Gegensatz zu den vorgeschlagenen Kandidaten (Heidegger, Glockner) als der weltanschaulich geeigneter Dozent erschien.⁴²⁷ Das auf Heyses Wegberufung aus Kö-

423 Ders. 1938a, S. 118, 148ff.; zuvor ders. 1937a+b.

424 Zumeist beschränkte sich seine Prüfungstätigkeit auf die Rolle des Korreferenten für Kriecks Doktoranden und Habilitanden bzw. die Betreuung ehemaliger Schüler von Hoffmann und Jaspers (vgl. so UA-Hd, H-IV-757/43: Meusel, ‚Sinn der philosophischen Polemik bei Kant und Hegel', 1938; ebd. 757/42: Wille, ‚Die Metaphysik von Ludwig Klages', 1937 und ebd. 757/42: Giess, ‚Liebe als Freiheit. Eine Kierkegaard-Aneignung', 1937; hier fungierte Böhm jeweils als Erstgutachter). Nur drei Promotionen sind von Böhm selbst angeregt worden: Hemmerich, ‚Über das Wesen der unio mystica bei Meister Eckart', 1937 (757/40), Weise, ‚Das grundlose Leben bei Meister Eckart' sowie Vits, ‚Das Weltbild der Hildegard von Bingen in seinen natürlichen, ethischen und religiösen Grundzügen', 1941 (757/45).

425 G. Günther 1938, S. 416. Ähnlich Hoffmeister 1939: Technische Beherrschung der Natur sei wohl nicht nur als typisch „westlich" zu verstehen.

426 Zeltner 1939. - Hoffmeister 1939. - Lorentz 1938. - Hildebrandt 1940.

427 Dahmsl987, S. 187f.

nigsberg drängende REM traf seinerseits die Entscheidung, weil es die weltanschauliche Eignung des Verfassers von ‚Idee und Existenz‘ mit einem Fragezeichen versehen mußte. Soweit nämlich die hochschulpolitischen Ambitionen seiner Philosophie reichten, waren Heyses „Ideen“ an der „Existenz“ der ostpreußischen NSDAP gescheitert (s. u. B III.), und das Zerwürfnis mit der Königsberger Studentenföhrung bot einen Anlaß, ihn aus dem Osten abziehen. Als dies dank der akademischen „Föhrer-Verfassung“ im SS 1936 gelang, war Heyses Ansehen als nationalsozialistischer Philosoph zwar etwas ramponiert, aber der NSDD, für den er schon ein Jahr später die Göttinger Dozentenbundakademie gründete, stuftte ihn weiter als politisch „einwandfrei“ ein und förderte die Berufung. Das REM ernannte den „weltfremden Idealisten“ 1937 sogar zum Leiter der deutschen Delegation für den Internationalen Philosophenkongreß in Paris (s. u. B III.), nachdem er bereits unmittelbar nach seiner Ankunft in Göttingen zu erkennen gegeben hatte, den Schwerpunkt seiner kulturpolitisch ausmünzbaren philosophischen Bemühungen nunmehr auf die Auseinandersetzung mit der westlichen, vornehmlich angelsächsischen Ideenwelt zu verlagern.⁴²⁸

4.2.7. Königsberg und Leipzig 1938: Die Berufungen von Arnold Gehlen und Hans-Georg Gadamer

Im Herbst 1937 war an der Universität Leipzig der Lehrstuhl Theodor Litts neu zu besetzen, nachdem Litt aus politischen Gründen vorzeitig um seine Entpflichtung gebeten hatte.⁴²⁹ Gleichzeitig ersuchte Felix Krueger „aus gesundheitlichen Gründen“ um seine Emeritierung. Tatsächlich war auch er aus politischen Gründen, wegen philosemitischer Äußerungen und wegen des Verdachts nicht ganz rein arischer Herkunft, zu Fall gekommen⁴³⁰. Vergleicht man, wie in beiden Fällen die Nachfolge geregelt wurde, findet man den Bedeutungsverlust der Philosophie bestätigt. Während kurz nach Litts Emeritierung entschieden wurde, das Ordinariat anderweitig zu verwenden, erhielt die Fakultät noch während der Beurlaubung Kruegers den Auftrag, Wiederbesetzungsvorschläge für einen nunmehr ganz auf

428 GStA, Rep. 76/580, Bl. 24-25; Heyse an REM v. 20. 11. 1936 betr. Zustand der Seminarbibliothek, deren Ausbau er mit seinen kulturpolitischen Vorhaben, u. a. dem Gedankenaustausch mit englischen Philosophen rechtfertigte. Dafür war die Göttinger Bibliothek wirklich schlecht gerüstet, da man aus Geldmangel nicht eine einzige englische oder US-amerikanische Zeitschrift abonnieren konnte (ebd., Kurator an REM v. 4. 8. 1936).

429 S. o., B I. 4.1.; zu den dort genannten Quellen noch: Nicolin 1982, S. 95ff. und Muller 1987, S. 280ff. Die von Muller herangezogene Personalakte Litts im UAL ergänzt die Schilderung Nicolins nur unwesentlich. - Die Emeritierung erfolgte zum 1. 10. 1937; das Ordinariat wurde zur Aufstockung des Extraord. f. Vorgeschichte verwendet (StAD, Vobi 10230/60; Vermerk Seydewitz v. 17. 9. 1938).

430 Geuter 1985, S. 79, der jedoch meint, ein direkter Zusammenhang mit den philosemitischen Bemerkungen, die Krueger 1936 das Rektorat kosteten, und der 1937 einsetzenden Überprüfung der Abstammung sei nicht belegbar. Interessant der Einsatz des Leipziger Oberbürgermeisters Carl Goerdeler für Krueger, BAP, R 49.01/705, Bl. 315-316; Goerdeler an Rust v. 2. 3. 1936; dazu Heiber 1994, S. 114ff. - Geuter ist zuzustimmen, wenn er feststellt, Krueger habe die Entlassung jüdischer Kollegen gebilligt, er sei aber gleichwohl kein „Antisemit“ gewesen. Das ist anhand eines Gutachtens zu bestätigen, das Krueger über Ernst Bergmann, den prominentesten Vertreter des völkischen Antijudaismus unter den Leipziger Dozenten, anfertigte, und das seine öffentlichen Äußerungen von 1936 weniger isoliert erscheinen läßt: Bergmann, dessen Fichte-Buch nicht mehr sei als „nationaler Kitsch“, sei eine für Leipzig „beschämende“ Figur, dessen verächtliche Reden über seine erste Frau, die Tochter eines angesehenen jüdischen Anwalts, „eine zurückhaltende und gebildete Jüdin“, im Kollegenkreis Anstoß erregt hätten. UAL, PA 306 (Bergmann), Bl. 74f.; Krueger an Dekan v. 12. 3. 1934.

Psychologie zu konzentrierenden Lehrstuhl einzureichen.⁴³¹ Nach Berlin, München, Hamburg, Frankfurt, Marburg (wo Erich Franks Lehrstuhl mittlerweile dem Fach verlorengegangen war) und Heidelberg trocknete man also mit Leipzig einen weiteren der großen Philosophie-„Standorte“ der Weimarer Zeit konsequent aus. Hinzu kam, daß Hans Freyer 1938 auf eine Gastprofessur nach Budapest wechselte, wo er bis 1944 blieb, ohne daß sein Leipziger Lehrstuhl auch nur eine Vertretung erhielt.⁴³² Im März 1938 berief das REM dann mit Arnold Gehlen den letzten planmäßigen Ordinarius nach Königsberg.

Gehlen war Anfang Februar die Nachfolge Goedeckemeyers angeboten worden. Er unterließ es jedoch, die sächsische Unterrichtsverwaltung darüber zu informieren, so daß man in Dresden aus allen Wolken fiel, als Harmjanz Ende März telefonisch mitteilte, er habe Gehlen zum 1. April an die Albertina versetzt. Das Dresdner Ministerium forderte vom REM einen Aufschub und drohte mit der Einschaltung des Reichsstatthalters. Eine derartige Behandlung durch eine Reichsbehörde wollte man sich nicht gefallen lassen, da doch Leipzig nach wie vor eine „sächsische Landesuniversität“ sei. Harmjanz kümmerte dies wenig, doch deutete er geheimnisvoll an, es lägen ganz besondere, telefonisch nicht zu erörternde Gründe vor, die ihn hinderten, den Berufungserlaß zu widerrufen. Jedes weitere Bemühen von sächsischer Seite werde daher fruchtlos bleiben. Zum Ausgleich biete man aber einen ausgezeichneten Wissenschaftler und Charakter an, den Marburger Philosophen Hans-Georg Gadamer.⁴³³ Was immer Gehlen aus Leipzig fortzog, vielleicht die bessere Dotierung, vielleicht auch das von Gadamer erwähnte ostpolitische Motiv⁴³⁴, und was immer die „besonderen Gründe“ des REM waren, zur Eile zu drängen und auf der Inappellabilität der Entscheidung zu beharren – die Hintergründe der Königsberger Berufung lassen sich infolge hoher Aktenverluste leider nicht mehr erhellen. Daß der „Leipziger“ Ipsen an einem Ausbau der Königsberger Philosophie im Sinne ihrer weiteren engen Verflechtung mit den fach-, vor allem den sozial- und naturwissenschaftlichen Disziplinen interessiert war, ist sicher anzunehmen. Seine guten Beziehungen zu Harmjanz dürfte die berufungspolitische Umsetzung dieser Wünsche erleichtert haben. Zudem saß Gehlen 1938 bereits über den Vorstudien zu seinem philosophisch-anthropologischen Hauptwerk ‚Der Mensch‘ und hatte sich seit geraumer Zeit aus den idealistisch-bewußtseinsphilosophischen Anfängen seines Denkens befreit. Auch scheint soviel sicher, daß er in einem ordentlichen, recht langwierigen Berufungsverfahren ausgewählt und der Fakultät nicht aus irgendwelchen kurzfristigen politi-

431 UAL, PA 204 (Litt); Vobi an Kurator v. 13. 8. 1937 sowie StAD, Vobi Nr. 10230; Vobi an Dekan v. 20. 10. 1937.

432 Über Freyer als „Kulturbotschafter des Reiches“: Müller 1987, S. 315-318.

433 StAD Vobi Nr. 10230/60; Aktenvermerk Seydewitz v. 25. 3. 1938 über das Telefonat mit Harmjanz sowie Protokoll über das Telefonat mit Gehlen v. 28. 3. und ein Schreiben des Vobi an Gehlen v. 29. 3. 1938. Eigentlich hatte man in Dresden doch den Reichsstatthalter und Gauleiter Mutschmann einschalten wollen, um überhaupt alle Fälle der Benachteiligung Leipzigs durch das REM zur Sprache zu bringen. Da Gehlen dann aber zugab, seiner Benachrichtigungspflicht nicht genügt zu haben, war die wie eine Nacht-und-Nebel-Aktion wirkende Berufung nicht mehr allein dem REM anzulasten. Man beließ es dann dabei, Gehlen die „schärfste Mißbilligung“ auszusprechen.

434 Zitiert von Rügemer 1979, S. 94. Gadamer deutet zurückhaltend und korrekt das defensive Selbstverständnis einer Kulturpolitik an, die der Albertina eine ostpolitische Schlüsselstellung einräumte („Bollwerk gegen die rote Flut“). In völliger Unkenntnis dieser regionalhistorischen Besonderheiten unterstellt Klinger 1989, S. 189, Gehlens Berufung sei durch „faschistische Eroberungspläne“ motiviert gewesen!

sehen Erwägungen heraus oktroyiert worden ist, selbst wenn eine erste positive Stellungnahme des SD, wonach der nach Königsberg versetzte Junge Philosoph Gehlen" dort ein „wirksamer Faktor zur politischen Aktivierung der Philosophie" sei, zu dieser Annahme immer wieder verleitet.⁴³⁵

Die Leipziger Fakultät erarbeitete im Laufe des SS 1938 eine Vorschlagsliste zur Gehlen-Nachfolge. Man war mit Rücksicht auf den verlorenen Litt-Lehrstuhl und die geplante Ersetzung des stark philosophisch wirkenden Psychologen Krueger durch den in die Heerespsychologie eingebundenen Charakterologen Philipp Lersch⁴³⁶ primär daran interessiert, einen Dozenten mit breiten historischen und systematischen Kenntnissen zu berufen. Darum, und weil er vielseitig in den Einzelwissenschaften verankert sei, schlug die Fakultät Theodor Haering an erster Stelle vor. Es folgte Gadamer und, offenbar als reiner Zählkandidat, Hans Lipps, dem Haerings „Breite" und eine mit Gadamer vergleichbare enge Beziehung zum Historischen abgesprochen wurde. Bei allen Kandidaten fanden die politisch aktualisierbaren Aspekte ihrer Publikationen Beachtung: Lipps' „Soldat des letzten Krieges" zähle zum besten, was über den existentiellen Sinn des Krieges geschrieben worden sei. Haerings „Geistigkeit", die das Metaphysische nicht positivistisch verflache, wurzle im Stammescharakter seiner Heimat. Und Gadamers Studien führten auf den Zusammenhang von Gemeinschaft und Philosophie und gewannen in der Deutung der platonischen Lehre von der Polis die Erkenntnis, daß der Stand der Kriegers im platonischen Staat der Stand des Menschen sei.⁴³⁷

Es macht den Eindruck, als wollten diese auffällig betonten politischen Bezüge erwartete Widerstände unterlaufen. Daß es solche gab, belegen Stellungnahmen des SD. Mit ihnen wurde das Dresdner Volksbildungsministerium daran erinnert, daß Lipps sich 1933 geweigert habe, eine Resolution der Dozentenschaft gegen den Physiker James Franck zu unterzeichnen, nur weil er von den angeblich hochstehenden charakterlichen Qualitäten des Juden Franck überzeugt gewesen sei.⁴³⁸ Haering stehe dem Nationalsozialismus zwar nicht feindlich, aber mit schwäbischer Dickköpfigkeit doch kritisch gegenüber. Seine Ansicht vom „Primat des Geistes" widerspreche in krasser Form der nationalsozialistischen Erkenntnis von der rassistisch-bluthaften Bedingtheit jeder Weltanschauung.⁴³⁹

435 Obwohl man eine nichtarische Abstammung seiner Frau vermutete, und Goedeckemeyer 1935/36 wegen seiner Zugehörigkeit zur DDP und zur Liga für den Völkerbund überprüft worden war, erfolgte seine Entpflichtung regulär zum 31.3. 1938. Nach dem Gespräch mit Seydewitz notierte Harmjanz am 28. 3. 1938 auf der HLK-Karteikarte, daß die Lehrtätigkeit bis zum Ende des SS 1938 verlängert werde. BAZ, HLK Goedeckemeyer. Gehlen, soviel hätte der sächsische Protest dann doch bewirkt, muß seine Lehrtätigkeit also erst zum WS 1938/39 aufgenommen haben. Anders der Hinweis der Leipziger Fakultät, wonach Gehlen von Gadamer im SS 1938 vertreten worden sei (s. Anm. 433). - Spuren der Königsberger Kandidatensuche finden sich im StAHH, HW, Phil. Fak. 139; Gutachten über den in Betracht gezogenen Joachim Ritter für Dekan v. Richthofen/Königsberg v. 22. 12. 1937, und im UAF, Neu 10/144; Auskunft über H. Lipps. - Der SD-Bericht in ‚Meldungen aus den Reich' Bd. 2, S. 85; Jahreslagebericht 1938.

436 Zur Nachfolge Kruegers vgl. Geuter 1984, S. 127-129.

437 StAD, Vobi Nr. 10230/60; Vorschlagsliste Nachfolge Gehlen, undat. (etwa Juni 1938).

438 Vgl. dazu Dahms 1987, S. 28ff.; S. 377ff.

439 Wie Anm. 433; SD/Oberabschnitt Elbe an Vobi v. 23. 9. 1938 (betr. Lipps) und v. 17. 10. 1938 (betr. Haering). Berichte gern. Anforderung durch das Vobi Dresden v. 22.7. 1938. Eine der RSK erstattete SD-Beurteilung v. 5. 4. 1941 fiel tendenziell ähnlich negativ aus: Bei allem Bemühen, von seinem

„Nach alldem hat Haering in Wort und Schrift Gedanken geäußert, die zumindest als reaktionär erscheinen. Er gehört aber zu denen, die von sich glauben, Nat. Soz. zu sein. Ihm fehlt die notwendige Beweglichkeit des Geistes, um trotz der alten Schule sich in die neue Weltanschauung mit ihren neuen Grundbegriffen hineindenken zu können.“

Leider ist der entsprechende Bericht über Gadamer nicht überliefert. Verfolgt man aber nur, wie unverrückbar der SD an seinem Urteil über Haering auch später festhielt, darf erlaubt sein, eine Einschätzung Gadamers aus der Kriegszeit schon für das Jahr 1938 als maßgeblich heranzuziehen. Der SD notierte 1941, daß Gadamer kein Parteigenosse, aber auch kein Gegner des Nationalsozialismus sei. Politisch farblos, ohne Aktivität und Einsatzbereitschaft, nur NSV-Mitglied, gehöre er in die Gruppe der „Indifferenten“ unter den deutschen Philosophen.⁴⁴⁰ Ein ähnliches Urteil, das auch Gadamers philosophischen Standort einbezog, ist einem Vortragsbericht von 1941 zu entnehmen. Baeumlers Mitarbeiter Erxleben variierte darin nur unwesentlich die Charakteristik, mit der sein Chef 1935 verhindert hatte, daß Gadamer auf den Kroners Kieler Lehrstuhl berufen wurde (s. o. I. 2.6.).⁴⁴¹

Ohne erkennbare Beteiligung des Amtes Rosenberg, des NSDD oder anderer Parteistellen, berief das REM in der von Harmjanz zugesagten Großzügigkeit den von Parteiseite als politisch „indifferent“ beurteilten Marburger Dozenten Gadamer nach Leipzig. Nicht allein Harmjanz' Zusage, die das ganze Verfahren etwas überflüssig wirken läßt, hat dies ermöglicht. Denn mit der Ausschaltung von politischen Gegnern oder weltanschaulich Unzuverlässigen (Driesch, Litt, Krueger, Freyer) und der Wegberufung der Aktivisten (Ipsen, Gehlen) rangierte der Stellenwert des Faches in Leipzig aus der Sicht des REM offenbar so weit unten, daß die Besetzung des einzigen Ordinariats keine politisch profilierte Persönlichkeit erforderte, weshalb auch Parteistellen eine Intervention nicht für lohnend gehalten haben mochten.

4.2.8. Gießen 1939: Die Berufung von Otto Friedrich Bollnow

Nachdem der Pädagoge und Psychologe Gerhard Pfahler 1933 zum Nachfolger August Messers ernannt worden war, hatte der Lehrstuhl seinen philosophischen Charakter schnell eingebüßt. Als Pfahler zum WS 1938/39 einem Ruf nach Tübingen folgte, schien es darum nur konsequent, ihn durch einen Vertreter seiner Fachrichtung zu ersetzen. In einem etwas langwierigen Verfahren, das sich vom Frühjahr 1938 bis zum Sommer 1939 hinquälte,

Fachgebiet aus zum NS. in engen Kontakt zu kommen, sei Haering davon überzeugt, daß letzte Entscheidungen nur auf geistigem Gebiet ausgetragen werden könnten (BAZ, RSK, Akte Haering). Trotzdem stufte ihn der SD-Report über deutsche Philosophen unter die „politisch positiven“ ein, allerdings mit einschränkendem Tadel: „sehr stark vom Geist her“; BAP, REM 49. 01, Nr. 12444, Bl. 42.

440 BAP, R 49.01, Nr. 12444, Bl. 10, 38; SD-Bericht 1941/42.

441 BAK, NS 15/204, Bl. 12-14; Bericht Erxlebens über Gadamers Vortrag: „Das Problem der philosophischen Wahrheit“, gehalten am 16. 12. 1941 in der Berliner Ortsgruppe der DPhG. - Zum politischen Gehalt von Gadamers Philosophie: B III. - Zur politischen Beurteilung Gadamers durch die Marburger Dozentenschaft vgl. jetzt Grondin 1999, S. 204-221; im wesentlichen war es der ihm attestierte fehlende „Gemeinschaftssinn“, der die 1935 eigentlich fällige Ernennung zum nb. ao. Prof. bis 1937 verzögerte. Um diesen Vorwurf auszuräumen, nahm Gadamer 1935 an einem Dozentenschaftslager in Weichselmünde teil, das von dem Strafrechtler Graf Gleispach geleitet wurde und Gadamer eine gute Beurteilung einbrachte - ein „Rehabilitierungslager“ (Grondin) war das freilich nicht!

schlug die offenbar dem Zug der Zeit folgende, deshalb einen „Praktiker“ favorisierende Fakultät den Leipziger Wundt-Schüler Otto Klemm, den in Braunschweig lehrenden Kroh-Schüler Friedrich Berger und den Kieler Psychologen Bruno Petermann vor - letztere waren mit rassentypologischen Werken hervorgetreten. Warum dann ausgerechnet ein in der Psychologie unbeschriebenes Blatt wie der Göttinger Privatdozent Otto F. Bollnow, der als Dilthey-Forscher und Herausgeber von dessen pädagogischen Schriften allenfalls als - kaum ausgewiesener - Theoretiker der Pädagogik gelten konnte, warum er zunächst die Vertretung und im Oktober 1939 darin sogar den Lehrstuhl erhielt, bleibt vorerst unerklärlich.⁴⁴² Die Berufung erfolgte, nachdem zwei der Listen-Kandidaten abgelehnt hatten, was für Bollnows Interpretation spricht, diese Absagen und die Verfahrensdauer habe die Fakultät so frustriert, daß schließlich ihre Wahl auf den Lehrstuhlvertreter gefallen sei.⁴⁴³

Wenn diese Berufung schon vor dem Hintergrund der Gießener Interessen und der sonst üblichen Terrainverluste des Faches Philosophie ungewöhnlich zu nennen ist, dann ist es umso erstaunlicher, daß mit Bollnow zudem noch ein Dozent reüssierte, gegen den der NSDD 1937, anlässlich eines Berufungsvorschlags für Frankfurt, noch „starke Bedenken“ geäußert hatte, weil er für einen Pädagogen in inakzeptabler Weise politisch inaktiv und desinteressiert wirke. Auch Baeumler wollte diesen weltanschaulich „blassen“ Dozenten nicht auf einem Frankfurter Lehrstuhl sehen.⁴⁴⁴ Mit Baeumlers Schüler Erxleben kam dann 1939 sogar Bollnows hartnäckigster Kontrahent in Sachen Dilthey in eine berufungspolitische Schaltstelle des Amtes Rosenberg, was später, trotz aussichtsreicher Listenplätze, genügte, um Bollnows Wegberufung aus Gießen zu verhindern. Im SD reihte man ihn, dessen Denken im Sinne nationalsozialistischer Erwartungen an die Philosophie als nicht konstruktiv, zur „wirklichen Neuordnung“ unfähig eingestuft wurde, unter die „Liberalen“ ein.⁴⁴⁵ Auch Göttinger Parteistellen, die ihm den regelmäßigen Besuch von Parteiveranstaltungen und Großzügigkeit bei Sammlungen attestierten, wollten für Bollnows politische Zuverlässigkeit nur bedingt garantieren, da er zwischen 1931 und 1933 in einer Privatschule unterrichtet habe, die, weil dem Geist Leonard Nelsons verpflichtet, den Führernachwuchs für Marxismus und Kommunismus herangebildet habe.⁴⁴⁶ Deswegen angeregte staatspolizeilichen Ermittlungen dürften aber ergebnislos verlaufen sein, da Bollnow sich zwar auch nach 1933 weiter in aus NS-Sicht politisch anrühigen Kreisen bewegte, aber im Grunde stets ein unpolitischer Kopf blieb.

442 Schon Geuter 1984, S. 491, hatte beklagt, daß er ohne Unterlagen die Hintergründe der Berufung Bollnows nicht habe erhellen können. Da sich die einschlägigen Dokumente in der Personalakte Bollnow des Gießener Universitätsarchivs befinden, blieb auch mir - 1990/91 - zu Lebzeiten Bollnows die Akteneinsicht aus datenschutzrechtlichen Gründen verwehrt. Das UAGi war jedoch so freundlich, mir die Namen der o. g. Kandidaten der Vorschlagsliste mitzuteilen.

443 Göbbeler 1983, S. 27. - Eine Absage kam wohl von Petermann, der zum WS 1938/39 in Göttingen einen Lehrstuhl übernahm. Der Kandidat Klemm endete Anfang Januar 1939 durch Freitod.

444 UAF, Kurat., Abt. 13/352; Rektor an REM v. 6. 8. 1937. Dazu Hammerstein 1989b, S. 307. Heyse hatte allerdings bezeugt, im Schulungslager Rittmarshausen die „hochschulpolitische Einsatzfreudigkeit“ seines Göttinger Kollegen erlebt zu haben; UAF, D 73, II 6, Bd. 1; Heyse an Rektor v. 22. 5. 1937. - Bollnow (in: Göbbeler 1983, S. 27) erwähnt, daß die Ernennung zum nb. ao. Prof. 1938 zunächst wg. „politischer Unzuverlässigkeit“ abgelehnt worden sei.

445 BAP, REM 49.01/12444, Bl. 10, 27 (1941/42).

446 BAZ, PK; Politische Beurteilung Bollnows durch NSDAP-Ortsgruppe Göttingen Auf dem Brühl v.30. 5. 1938.

Otto Friedrich Bollnow wurde am 14. März 1903 in Stettin als Sohn eines Volksschullehrers geboren und verbrachte die Jugend- und Schulzeit im vorpommerschen Anklam⁴⁴⁷. Ein naturwissenschaftliches Studium in Berlin (bei Spranger, erste Berührung mit dem Werk Diltheys), Greifswald und Göttingen endete 1925 mit einer Dissertation bei dem Physiker Max Born, auf die 1927 ein Staatsexamen in den Fächern Physik, Mathematik und philosophische Propädeutik folgte. Ebenso angeregt von Nohls Vorlesung über die „Deutsche Bewegung“ wie von dem durch die Jugendbewegung inspirierten „Verlangen nach einem echten und ursprünglichen Leben“, ging Bollnow der „Lebensproblematik“ seit 1927 in Göttingen und Freiburg in geistesgeschichtlichen Studien nach, aus denen 1931 seine Habil.-Schrift über Friedrich Heinrich Jacobi entstand.⁴⁴⁸ Die Themen von Probe- und Antrittsvorlesung (Über Heideggers Verhältnis zu Kant und: Diltheys Pädagogik⁴⁴⁹) bestimmten dann für mehr als ein Jahrzehnt Bollnows Interesse an einer an Dilthey geschulten Korrektur der existenzphilosophischen Entwürfe von Heidegger und Jaspers, ein Unterfangen, das ihn in die Nähe Baeumlers und mehr noch in die des Göttinger Misch-Nachfolgers Heyse bringen sollte.

Das Jahr 1933 bedeutete für den Privatdozenten Bollnow keinen beruflichen Einschnitt. Im Juni 1933 endete zwar - vertragsgemäß - die 1931 begonnene Beschäftigung als apl. Assistent am Pädagogischen Seminar Nohls, doch 1935 war Bollnow dank eines gut besoldeten Lehrauftrags zur Philosophie der Geisteswissenschaften schon wieder hinreichend abgesichert. Im Mai 1938 erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof., im September 1938 war er im Gespräch für eine Istanbul Gastprofessur. Außer in Frankfurt hatte er in Breslau (1936) an erster, in Prag (1939) an zweiter Stelle auf einer Liste gestanden⁴⁵⁰, bevor dann im Krieg noch Vorschläge mindestens für Kiel (1942) und Köln (1944) folgten. Der NSDAP war Bollnow zum 1. Juni 1940 beigetreten. Dem NSLB gehörte er seit 1. Juli 1934, dem KfDK seit dem Sommer 1933 an.⁴⁵¹ Obwohl im gleichen Alter und beruflich ebensowenig arriviert wie die eingeladenen Dozenten Baumgarten, Ritter oder Schlechta, hielt das Amt Rosenberg ihn von der Philosophischen Arbeitsgemeinschaft in Buderose fern. Am „Kriegseinsatz der

447 Zur Familiengeschichte vgl. die Angaben von O. Kunkel (1962) über Bollnows Bruder Hermann, einem 1943 in Greifswald habilitierten Mediävisten, der nach 1945 u. a. an der Wilhelmshavener Hochschule für Sozialwissenschaft Geschichte und Staatsbürgerkunde lehrte - mit dem Schwerpunkt „geschichtliche Grundlagen und -lehren des Sozialismus und Marxismus“, Beteiligung an den Marxismus-Studien der Studiengemeinschaft der Ev. Akademien. - Bollnows Vater (Jg. 1877), der um 1900 zwei Jahre Hauslehrer in Davos war, verlor 1936 aus politischen Gründen sein Anklamer Rektorenamt. Dazu in Bollnows Gespräch mit Göbbeler/Lessing 1983 leider nichts.

448 Bollnow 1933a.

449 Aufgrund der eingangs erwähnten Zugangsverweigerung war es mir nicht möglich, Einzelheiten zur Habilitation Bollnow im UAGö zu ermitteln. Bollnow selbst, 1933b, S. 289, nennt die Vorlesung über Dilthey seine „Probevorlesung“, während sie in der Bibliographie von Göbbeler/Rodi 1983, S. 97, als „Antrittsvorlesung“ aufgeführt wird.

450 GStA, Rep. 76/452, Bl. 94ff. und BAK, R 21/10328, Bl. 75; Dekan Phil. Fak. Prag an REM v. 23. 3. 1939.

451 BAZ, MF und BAK, R 21/10001, Bl. 849; Leaman 1994, S. 32f, der Bollnows Ernennung zum ord. Prof. falsch datiert („Okt. 1938“), erwähnt unter den politischen Daten noch die Unterschrift unter das „Bekenntnis“ der Professoren zu Adolf Hitler... vom November 1933. Der von Leaman für 1943/44 angegebene „Militärdienst“ bestand seit Februar 1943 in einer Verwendung als Physiker (so nach BAP, 49.01 REM, 1877/1, Bl. 11; Vorschlag Köln v. 28. 7. 1944). Bollnow, nach Göbbeler 1983, S. 28, umschreibt dies mindestens ungenau: „Während des Krieges wurde ich Soldat...“

Geisteswissenschaften" beteiligte sich Bollnow mit einem Beitrag über ‚Existenz-Philosophie‘ zu Nicolai Hartmanns Sammelwerk ‚Systematische Philosophie‘. Will man Bollnow anhand der von ihm bevorzugten Publikationsorgane weltanschaulich zuordnen, so stand er der konservativ-deutschnationalen DPhG-Spitze unzweifelhaft näher als einer der nationalsozialistischen Fraktionen. Denn die meisten seiner Aufsätze und Rezensionen erschienen in den „Blättern für deutsche Philosophie“, in „Die Literatur“, einem Periodicum mit weit zurückreichenden national-liberalen Traditionen, der NS-fernen „DLZ“, der konservativen „DAZ“, der 1943 verbotenen „Frankfurter Zeitung“ und der Neuen Folge des „Finanzarchivs“, einem Organ eher deutschnationaler Wirtschaftswissenschaftler. Zu denen hatte Bollnow wohl dank der Vermittlung des Göttinger Nationalökonomien Klaus Wilhelm Rath eine engere persönliche wie sachliche Beziehung, die sich auch in seiner Mitarbeit an der Festschrift für Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld niederschlug.⁴⁵² Rath, für den Nohls Lehrstuhl 1937 umgewidmet worden war, betrieb in Göttingen die nationalsozialistische Ausrichtung seines Faches. Dabei leitete ihn, im Schatten des alten „Werturteilsstreites“, die Überzeugung, daß das Postulat der wertfreien Wissenschaft nur ein bürgerlich-liberales Ideologem sei und wissenschaftliche Wahrheit daher allein in den Grenzen völkisch-politischer Wertentscheidungen gefunden werde.⁴⁵³ Darin bestand weltanschaulich-methodologisch die größte Übereinstimmung zwischen ihm und Bollnow, was auf einem von Rath geleiteten Wissenschaftslager in Rittmarshausen im Herbst 1936 recht anschaulich zu Tage trat. Hier ging es allen Referenten leitmotivisch um die „Einheit von Weltanschauung, Politik und Wissenschaft“, die sich „vom Geschichtlichen her“ darstelle. Bollnows gerade veröffentlichte Dilthey-Monographie (1936), mit dem programmatisch gemeinten Kapitel zur „Überwindung des Relativismus durch die geschichtliche Schöpfermacht“⁴⁵⁴, fand denn auch Eingang in seinen Vortrag über „Die Wende in der erkenntnistheoretischen Bewegung“. Wie Rath negiert er darin die Möglichkeit überzeitlich-allgemeingültiger „Wesensgesetze“ für die Volkswirtschaftslehre wie für jede andere Wissenschaft:⁴⁵⁵

„Eine schlechthin allgemeine Gültigkeit einer Erkenntnis für alle Völker und alle Zeiten ist eine abstrakte Fiktion, der keine Wirklichkeit entspricht; sie entzieht sich zugleich jeder Möglichkeit in einer konkreten Bestätigung oder Widerlegung. Die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, ist also selbst in der Erkenntnistheorie nicht zu halten.“

Die Preisgabe des universal geltenden Wahrheitsbegriffs werfe den Menschen auf den Kreis einer begrenzten Verstehensgemeinschaft zurück, deren Horizont aber je nach Lage und Sachgebiet ausgeweitet werden und in äußerlich-technischen Fragen sogar wieder eine „menschheitliche“ Dimension gewinnen könne. Die Verbindlichkeit von „Wahrheiten“ gründet somit in „konkreten Beziehungen“, etwa in einem gemeinsamen Werk, „in der Gemeinsamkeit der Situation, in der die Menschen gemeinsam zu handeln haben“. Die ur-

452 Bollnow 1939a.

453 Rath 1935; vgl. a. Gross 1987, S. 155f.

454 Bollnow 1936a/1955, S. 220-222.

455 Bollnow 1937a, S. 24. - Der „Lagerbericht“: „Geschichte und politische Wissenschaften“ mit den Texten der Referate von Schürmann (Gauführer NSDD) über die historische und rassisch-völkische Besonderheit von Wissenschaft, Jecht, Wiskemann (NS. vs. weltanschauungsfreie Forschung), Stein, R. Horneffer (Staat und Geschichte), Egner (Das theoretische Problem der Geschichte in der VWL) und Wendt. - Vgl. a. Bollnow 1937b und 1940b.

ursprünglichste dieser Handlungs-Gemeinschaften ist für Bollnow das Volk als „Gemeinsamkeit des Bluts und des Schicksals, der Sprache und mit ihr aller geistigen Gehalte“. Im Volk finde die wissenschaftliche Wahrheit ihren letzten „Ursprung und Beziehungspunkt“: die Verwurzelung im Volkstum begründe „ihre wahre Objektivität“.⁴⁵⁶

Die politischen Bezüge, die in Bollnows Schriften zwischen 1933 und 1944 zu entdecken sind⁴⁵⁷, ergeben sich zum einen aus der Behandlung dieser wissenschaftstheoretischen Probleme, zum anderen aus den selteneren Einlassungen zu pädagogischen Fragen. Dabei signalisierten seine Musterung des Schrifttums zur nationalsozialistischen Hochschulreform (1933c) sowie die Broschüre über ‚Das neue Bild des Menschen und die pädagogische Aufgabe‘ (1934a) gleich nach der Machtergreifung viel Zustimmung zum Geist der „nationalen Erhebung“, doch lieferte Bollnow bis Kriegsende nichts, was diese Bekenntnisse inhaltlich präzisiert hätte. Anders verhält es sich mit der wissenschaftstheoretischen Problematik.⁴⁵⁸ Die Geschichtlichkeit der Wahrheit, ihre im Göttinger Wissenschaftslager aufgezeigte völkische Bedingtheit und Begrenztheit, bildete dabei eine der Brücken hinüber zur NS-Weltanschauung. Eine andere ließ sich zwanglos aus der Kritik der Lebensphilosophie Diltheys und der Existenzphilosophie von Jaspers und Heidegger konstruieren. Denn Bollnow hatte dem damals noch auf Heidegger eingeschworenen Herbert Marcuse 1933 demonstrieren können, daß die Differenzen die von ihm geltend gemachten Übereinstimmungen zwischen Hegel und Dilthey weit überwiegen. Insbesondere sei es die bei Dilthey gegen Hegels Logik der Geschichte gesetzte Offenheit des historischen Prozesses, die von ihm betonte Brüchigkeit der menschlichen Existenz und die unaufhebbare, Hegels aufklärerisch-rationalistischen Fortschrittsoptimismus konterkarierende Widervernünftigkeit des Lebens, die seiner Rückführung auf Hegel enge Grenzen setze.⁴⁵⁹ Diese ja auch für die Existenzphilosophie bedeutsamen Bestimmungen, die „Offenheit“ und „Brüchigkeit“ des menschlichen Daseins, wiesen Bollnows eigene Bemühungen um eine philosophisch-anthropologische Definition des deutschen Menschen die Richtung. Gegen den katholisch-statischen, „ganzheitlichen“ Universalismus Othmar Spanns rekurrierte er darum, unter Berufung auf Carl Schmitt und Alfred Baeumler, auf die politische, vom Kampf geprägte Struktur der Wirklichkeit. Dabei wertet er die Verantwortlichkeit des Menschen für sein Schicksal auf, der eben nicht in einer ursprünglich vernünftig strukturierten Wirklichkeit existiere, sondern im Kampf gegen Chaos und Unordnung schöpferische Kräfte entbinde, Ordnung schaffe, sich

456 Ebd., S. 25.

457 Das Verhältnis des Philosophen und Pädagogen Bollnow zur Politik sparen Göbbeler/Lessing (1983) in ihrem immerhin 80 Druckseiten füllenden Gespräch mit ihm nahezu vollständig aus. Würde man nicht das Geburtsdatum des Interviewten, käme man nie auf den Gedanken, daß in dieser erstaunlich unergiebigem Befragung ein Zeitzeuge des politisch aufregendsten Abschnitts der jüngeren deutschen Geschichte Rede und Antwort steht. Mit der Person befreien Göbbeler/Lessing auch das so explizit auf „Geschichtlichkeit“ bedachte Werk von jedem geschichtlichen Bezug, so daß sie es riskieren können, Bollnows Bemühungen auf eine verwaschen-blumige und nichtssagende „Ethik der angewandten Menschlichkeit“ festzulegen (ebd., S. 40).

458 Über Bollnows hochschul- und nationalpädagogische Vorstellungen s. u. Kap. B III.

459 Bollnow 1933d. Apodiktisch auch das resümierende Urteil über eine Hegel-Studie von 1934: Deutlich erkenne man den „Abstand, der uns von diesem großen Denker trennt“: Es sei „der Glaube an die Harmonie und das Vertrauen darauf, daß die Idee ohne unseren eigenen Einsatz schon immer verwirklicht sei“, der sich „nicht mit dem aktiven Gestaltungswillen unserer Zeit“ vertrage. Ders. 1934b, S. 723.

behaupten müsse. Daß damit keine allgemeinmenschlichen Fähigkeiten beschrieben wurden, ergab sich aus Bollnows Hinweis auf das germanische Wesen, das durch dieses Daseinsverständnis ausgezeichnet sei.⁴⁶⁰ In einer Würdigung des 1941 gefallenen Freundes Hans Lipps gewann das „Wagnishafte des Lebens selbst“ eine zeitgemäß soldatisch-heroische Note, die Bollnow durch Betonung der Parallelen zwischen Lipps und Ernst Jünger wie der für diese Variante der Existenzphilosophie typischen „Verachtung der bürgerlichen Sicherheit und der Bejahung der Gefährlichkeit des Lebens“ noch verschärfte.⁴⁶¹ Christlichen Kritikern wie Theodor Haecker und Hans-Urs von Balthasar gegenüber, wies er auf die Legitimität dieses ganz im Diesseits verankerten, auf Gottes Beistand verzichtenden Denkens hin.⁴⁶² Emigranten wie Ernst Mannheim, Emil Utitz, Ernst von Aster und Arthur Liebert mußten sich sagen lassen, daß eine Ablehnung des „neuen Deutschland“ bei ihnen einhergehe mit einem so engen wie verfehlten Rationalismus und antiquierten Menschheitsglauben.⁴⁶³ Heyses ‚Idee und Existenz‘ billigte Bollnow das Verdienst zu, die Vorstellung von „eigentlicher“ Existenz von ihren subjektivistischen Verengungen auf die „Innerlichkeit“ des Individuums oder die „Kommunikation“ unter Privatmenschen befreit und ihr eine politisch-geschichtsphilosophische Perspektive eröffnet zu haben. Ein politisches Verständnis von „Eigentlichkeit“ bedeute bei Heyse: „in seiner Existenz die vorgezeichnete Ordnung des Seins vollziehen“.⁴⁶⁴ Bollnow ging dabei sogar noch über den Nationalsozialisten Heyse hinaus: In ‚Idee und Existenz‘ werde das Volk nur auf eine überzeitliche, kosmische Ordnung bezogen, die keinen Raum lasse für die „Verschiedenheit der geschichtlichen Ordnungen“, die „einander widersprechend gegeneinander stehen“.⁴⁶⁵

„Sie läßt keinen Raum für den im politischen Charakter der Wirklichkeit enthaltenen Tatbestand, daß jede Ordnung - nicht nur der äußeren Wirklichkeit, sondern auch der Werte und Normen, die das Leben leiten - eine andere fremde Ordnung sich feindlich gegenüberstehen hat [...] Die verschiedenen menschlich-politischen Ordnungen fügen sich nicht harmonisch zur kosmischen Ordnung, sondern bleiben zueinander in unaufbbarem Kampf und Widerspruch. Zugleich aber läßt dieser zeitlos allgemeine Begriff keinen Raum für den inhaltlich-schöpferischen Zug der Geschichte, der diese Ordnung zum Ausdruck des geschichtlich besonderen Wesens ihrer Schöpfer [macht]. Wenn Heyse vom ‚Schicksal‘ spricht, das vollzogen

460 Ders. 1938a, bes. S. 302-311.

461 Ders., 1942a, S. 300, 306f., 310f. - Passend dazu die des Verfassers Vorliebe für die Exponenten des „unbürgerlichen und heroischen Geistes“ im 19. Jh. teilenden Rezensionen zu Baeumlers Aufsatzsammlungen ‚Männerbund und Wissenschaft‘ und ‚Studien zur deutschen Geistesgeschichte‘, Bollnow 1934c und 1938c.

462 Ders. 1934d (zu Haecker), 1937c und 1939c (zu v. Balthasar).

463 Ders. 1935a (zu Mannheim), 1935b (Utitz), 1935c (v. Aster), 1937c (Liebert).

464 Ders. 1939a, S. 369f. - Ebd., S. 366f., Bollnows Kritik am apolitischen Verständnis von Gemeinschaft bei Heidegger: Gemeinschaft sei bei ihm von vornherein etwas, was den Einzelnen von seinem eigentlichen Sein abziehe, sei nur im Uneigentlichen verbleibende „Masse“. Ähnlich gegen Jaspers: Der Einordnung in einen überindividuellen Zusammenhang gegenüber, etwa in den der „gegenwärtigen politischen Bewegung“, bleibe Jaspers „Kommunikation“ immer eine rein private und darum ungeschichtliche Berührung der einzelnen Existenzen“ (Bollnow 1938b, S. 376; fortsetzend ders. 1939b, S. 167ff., zum Begriff des Handelns bei Jaspers).

465 Ebd., S. 371. - Positiver hatte zuvor noch Bollnows Rezension gelautet (1936b), die die „Destruktion“ der Philosophiegeschichte am Schema von bürgerlichem Sicherheitsdenken und „tragisch-heroischer Haltung“ für gelungen hielt.

werden soll, so läßt sich das [...] nicht als das geschichtlich besondere Schicksal verstehen, das ein Volk in seiner Geschichte zu erfüllen hat, sondern bleibt in der Ebene des allgemeinen existenzphilosophischen formalen Gegensatzes zwischen einer entschlossenen Bewährung und einem unentschlossenen Versagen, das notwendig zur Preisgabe der eigenen Existenz führt."

Wie Bollnow wissenschaftstheoretisch den Wahrheitsbegriff völkisch begrenzte, so radikalisierte er die existenzphilosophisch-anthropologische Begrifflichkeit im Sinne einer partikularistisch-agonalen Geschichtsphilosophie, die ausdrücklich die vom Nationalsozialismus geschaffene „neue Ordnung der geschichtlichen Wirklichkeit" „deutend und verschärfend" nachvollziehen wollte.⁴⁶⁶

Den Punkt der größten Nähe zur biologisch-rassischen Dimension des Volksbegriffes schien Bollnow dann während des Krieges in Aufsätzen über ‚Volk, Sprache und Erziehung‘ bei Ernst Moritz Arndt bzw. bei Friedrich Ludwig Jahn zu erreichen. Doch auch hier dominierte, ungeachtet einiger zustimmend zitierter Warnungen Jahns vor der Völkermischung, die Ideologie des „schöpferischen Volkes", das vornehmlich seine partikuläre geistige Identität in der - wenn nötig auch kriegerischen - Auseinandersetzung mit anderen Völkern zu bewahren habe.⁴⁶⁷ Entsprechend gelangte auch Bollnows Beitrag zum „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften" nicht über die völkische Konturierung der Existenzphilosophie hinaus, die Ungeborgenheit/Geworfenheit, Existenz als Wagnis und Kampf, Geschichtlichkeit des Daseins usw. auf ein Kollektivsubjekt übertrug.⁴⁶⁸

4.2.9. Zwischenbilanz

Nach 1936 nahm der berufungspolitische Einfluß der Parteistellen zu. Baensch, Faust, Springmeyer, Grunsky und Böhm waren Kandidaten des NSDD oder des Amtes Rosenberg. Andererseits konnten politisch nicht genehme Kandidaten gegen deren Widerstand weder vom REM noch von der Fakultät durchgesetzt werden (Litt, Bollnow und Dempf in Breslau, König in Hamburg, Bollnow in Frankfurt, Glockner und Heidegger in Göttingen, die Konkurrenten von Grunsky in München⁴⁶⁹), oder sie kamen wegen parteiamtlicher Einsprüche nur mit erheblicher Verzögerung auf ihren Lehrstuhl (Noack in Hamburg). Gleichzeitig stiegen die Anforderungen an das politische Profil, das jetzt nicht mehr allein mit Hilfe eines persönlichen Engagements in Parteigliederungen zu schärfen war. Eine besonders von Baeumler ausgehende, mit den personalpolitischen Vorstößen parallel laufende Tendenz zum inhaltlichen Umbau, also zur nationalsozialistischen Verweltanschaulichung des Faches, ist in dieser kurzen Zeit zwischen 1936 und 1938 zu beobachten. In die beiden letzten Friedensjahre fielen Baeumlers Versuche, eine Zentralstelle für nationalsozialistische Philo-

466 Ders. 1939a, S. 322f.

467 Ders. 1940a, S. 256 und 1941a, S. 20f. - In diesem Kontext mit Blick auf die Judenpolitik beachtenswert der Satz: „Jedes einzelne Volk, und sei es das kleinste, hat seine einmalige und darin unersetzliche Bedeutung für das Ganze der Menschheit." (1940a, S. 256)

468 Ders. 1942a-c; ders. 1943.

469 Der Münchner NSDD-Funktionär Robert Spindler, stellvertr. Leiter der Dozentenschaft, hatte sich Anfang 1937 immerhin die Mühe gemacht, den Lehrveranstaltungen von Weinhandl, Ritter, Krüger, Heiß, Rothacker und Heidegger persönlich beizuwohnen, um einen Nachfolger für Pfänder zu finden. Spindler achtete dabei vor allem darauf, wie „zeitnah" resp. „zeitfremd" diese Dozenten waren. Offenbar zeichnete sich niemand durch so große Zeitnähe aus, daß die Berufung von Grunsky gefährdet worden wäre. (UAMn, ON10; hs. Berichte Spindlers v. 6.-15. 2. 1937).

sophie zu schaffen und dafür den geeigneten Nachwuchs auszuwählen (s. u., Kap. III. 2.). Eine längere Friedenszeit unterstellt, hätte Baeumler, gestützt auf seinen Berliner Schülerskreis (s. u., ebd.) und einige von den jüngeren Philosophen, die er in einer philosophischen Arbeitsgemeinschaft des Amtes Rosenberg zusammenfassen wollte (ebd.), eine hochschulpolitische Schlüsselstellung einnehmen und für eine effiziente inhaltliche Ausrichtung des Faches sorgen können. Die berufungspolitischen Entscheidungen nach 1936, sowie, wie wir sehen werden, auch einige Habilitationsverfahren, weisen in ihrer verstärkten Beachtung rassenideologischer Qualifizierungsnachweise auf das Profil einer künftigen NS-Philosophie hin. Anhand dieses Maßstabs wurden mit Grunsky, Böhm, Heyse, Faust, Noack, Gehlen, Springmeyer und - soweit es ihre positive Bezugnahmen auf die völkische Partikularität betraf - auch mit Gadamer und Bollnow weniger potentielle Exponenten einer plakativ-rhetorischen „Nazifizierung“ des Faches ausgewählt (Grunsky vielleicht ausgenommen), als - im Urteil Baeumlers freilich noch weit hinter den Erwartungen zurückbleibende - Theoretiker eines zunächst noch eher geschichtsphilosophisch als biologisch-anthropologisch fundierten Anti-Universalismus, eines „Partikularismus im guten Sinne“⁴⁷⁰

5. Die Habilitationen zwischen 1936 und 1939

5.1. Berlin

5.1.1. Gerhard Lehmann

Die Eltern Gerhard Lehmanns stammten aus Handwerkerfamilien, die in Pommern und Brandenburg ansässig waren. Der Vater des am 10. Juli 1900 in Berlin geborenen Lehmann, ein Ingenieur, starb bereits 1913 bei einer Kesselexplosion in seiner Fabrik. Wie Lehmann sich nach 1945 erinnerte, war seine Jugend von der Kehrseite des wilhelminischen Wirtschaftswunders geprägt worden. In der väterlichen Fabrik der Klassenkampf zum Anfassen („die Bebelpartei - radikaler als die heutigen Kommunisten - vergiftete die Arbeiterschaft, in der Fabrik wurde gestohlen, die Transmissionsriemen durchschnitten, Brand gelegt etc“); das großstädtische Umfeld „gräßlich“, „Zille-Milieu in unserer Gegend“, „überall Destillationen, auch in unserem Haus. Kakerlaken, Wanzen, Flöhe [...], ich hatte als ich heranwuchs immer nur den Wunsch, aus der Stadt wegzukommen“.

Der Vater hinterließ seiner Familie ein kleines Vermögen, so daß der Sohn, der aus Krankheitsgründen 1918 vom Heeresdienst zurückgestellt wurde, nach dem Abitur ein Chemiestudium an der Berliner Universität beginnen konnte. Obwohl schon bald von der Philosophie angezogen, bestand Lehmann das Vorexamen für Nahrungsmittelchemiker und lernte als Volontär am Nahrungsmitteluntersuchungsamt der Berliner Landwirtschaftskammer auch die Praxis kennen. Eine von Troeltsch und Spranger mit magna cum laude bewertete Dissertation („Die Setzung der Individualitätskonstante und ihre erkenntnistheoretisch-metaphysische Verwertung“, 1921) ermutigte ihn, ganz zur Philosophie zu wechseln. Da

470 So eine Formulierung Baeumlers, der in einem Vortrag 1941 den „Universalismus des Geistes“ und den „Partikularismus der Nationen“ gegenüberstellte (Schering 1941b).

aber seine Mutter das Familienvermögen während der Inflation verlor, konnte er sich nicht länger in finanzieller Unabhängigkeit der Habilitation widmen. 1923 übernahm Lehmann Hilfsarbeiten beim de Gruyter-Verlag. Arthur Buchenau vermittelte ihm Übersetzungs- und Editionsufträge und übertrug ihm schließlich die Bearbeitung von Kants Nachlaßwerk („opus postumum“), das im Rahmen der Akademie-Ausgabe bei de Gruyter erscheinen sollte. Zunächst als Assistent Buchenaus vom Verlag, dann ab 1930 von der Preußischen Akademie der Wissenschaften finanziert, gab Lehmann bis 1937 die beiden Bände des Nachlaßwerkes heraus. 1934 übertrug ihm die Akademie, wiederum auf Honorarbasis, die Bearbeitung der Bände XX und XXIII (Vorarbeiten und Zusätze zu den Druckschriften) der Kant-Ausgabe.⁴⁷¹

Vom Vorsitzenden der Kant-Kommission, Eduard Spranger, gedrängt, seine Existenz nicht auf wissenschaftliche Gelegenheitsverdienste zu gründen, nahm Lehmann 1934, nachdem er sich mit einer Arbeit über „Prinzipien der Massensoziologie“ in Greifswald zur Habilitation angemeldet hatte, am Dozentenlehrgang in Borna und an der Dozentenakademie in Rittmarshausen teil. Das Greifswalder Verfahren kam jedoch nicht zum Abschluß, weil die Ordinarien Jacoby und Pichler zu einer Umarbeitung der ‚Prinzipien‘ rieten, wozu Lehmann wegen seiner Editionstätigkeit außer Stande war.⁴⁷² Der Versuch von 1934, ursprünglich wohl unter dem Titel ‚Macht und Masse‘ eingereicht, wollte die NS-Bewegung „soziologisch porträtieren“. Damit maßte sich der politisch blauäugige Lehmann an, die einzig zutreffende soziologische Grundlegung des Nationalsozialismus geliefert zu haben, was den erschrockenen Jacoby („vermeiden Sie alles, was den Anschein erweckt, einer der von ihnen behandelten Autoren mißverstände den Nationalsozialismus“) bewog, das riskante Unternehmen abzubrechen.⁴⁷³

1938 meldete er sich erneut in Greifswald, diesmal mit der Schrift ‚Kants Nachlaßwerk und die Kritik der Urteilskraft‘. Da Lehmann seine 30 Publikationen umfassende Bibliographie beifügte, wollten die Gutachter Pichler und Schulze-Soelde auf die eigentliche Habilitationsschrift nicht mehr ausführlich eingehen. Der Windelband-Schüler Schulze-Soelde, der Lehmanns Verdienst in der „Überwindung des unzulänglich-einseitigen ‚Neukantianismus‘“ sah, zeigte sich nur skeptisch, inwieweit das rezeptive Talent Lehmanns einem produktiven Philosophieren aus eigener „Substanz“ noch Raum lasse.⁴⁷⁴

471 UA-HUB, Kur.L 70, PA Lehmann, Bd. II. Phil. Fak. Nr. 1295 (Habil.-Akte). Bestand ZA, ZD 1 609, Bl. 2. - AdW, II-IV, 117, PA Lehmann. - BAZ, RSK (Lehmann) und REM-HLK. SBB-PK, NL Lehmann, Kasten 32, Ergänzungen zum Lebenslauf (1980).

472 UAGrw, Phil. Fak., Habil. 19; Lehmann an Dekan v. 8. 6. 1938. - Lehmann erinnerte sich 1980 nicht ungern an diese Zeit intensiver Freundschaft und Kameradschaft im Lager, die erst Sympathien für den NS. geweckt habe, woran die persönlichen Kontakte zu den beiden angehenden Berliner Dozenten Kleo Pleyer und dem Völkerrechtler Hermann Raschhofer einen Anteil hatten (s. o. Ergänzungen zum Lebenslauf, 1980, Bl. 6).

473 SBB-PK, NL Lehmann, Kasten 1; Jacoby an Lehmann v. 2. 9.1935. Ebd., Kasten 32, Ergänzungen zum Lebenslauf (1980), Bl. 6.

474 UAGrw, Phil. Fak., Habil. 19; Voten von Pichler (o. D.) und Schulze-Soelde (10. 12. 1938). Während des Verfahrens vermutete Lehmann, persönliche Antipathien Schulze-Soeldes könnten das Ganze erneut scheitern lassen. Er verdächtigte den kurz vor seiner Berufung nach Innsbruck stehenden Philosophen sogar, die Dienstpost heimlich zu öffnen, um Lehmann schaden zu können, wovon auch Jacoby überzeugt schien (SBB-PK, NL Lehmann, Kasten 1; Jacoby an Lehmann v. 25. 6. 1938).

Lehmann wollte in Greifswald nur den Titel des Dr. phil. habil. erwerben, um anschließend in Berlin eine Dozentur zu erhalten. Den Umweg über Greifswald hatte Spranger erzwungen. Mit ihm hatte sich Lehmann wegen seiner Arbeit als Kant-Herausgeber überworfen. Schon 1935, von finanziellen Nöten geplagt, versuchte er, Baeumler zu mobilisieren, um die Akademie dazu zu bewegen, ihm eine feste Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter anzubieten. Baeumler setzte sich auch dafür ein, blieb aber wegen des von Spranger geltend gemachten angeblich nahen Abschlusses der Kant-Ausgabe erfolglos. Im Mai 1938 beschwerte sich der von Lehmann instruierte Baeumler im Ministerium über die Akademie, weil sie die angekündigte Fertigstellung der Ausgabe nur verschleppe. Tatsächlich war Spranger als Kommissionsleiter dafür verantwortlich, daß der nötige Arbeitsaufwand unterschätzt und Lehmanns Honorierung entsprechend knapp bemessen wurde. Unausbleibliche Verzögerungen, die Spranger wiederum Lehmann anlastete, waren die Folge.⁴⁷⁵ Baeumler ließ sich seine Unterstützung indes mit einem Aufsatz Lehmanns vergelten, der unter dem Titel „Geisteswissenschaftliche Pädagogik' - heute" polemisch mit den seit 1933 erschienenen Jahrgängen der von Spranger mitherausgegebenen Zeitschrift „Die Erziehung" ins Gericht ging und dabei das Fazit zog: „[...] die Pädagogik des neuen Deutschland hat kein Interesse mehr daran, sich ‚geisteswissenschaftlich' begründen zu lassen. Der politische Erzieher weiß, daß zu einer sehr bestimmten Praxis auch eine sehr bestimmte Theorie gehört, und daß diese nicht auf Voraussetzungen ruhen kann, die einer von ihm abzulehnenden Vergangenheit entstammen."⁴⁷⁶ Der aggressive, „kämpferische" Ton, der vorher in Lehmanns Arbeiten selten war, ist nicht nur als Tribut an den neuen Protektor zu verstehen. Es galt auch grundsätzliche Bedenken auszuräumen, die bei Schulze-Soelde anklangen und die Baeumler seit langem hegte. 1935 schrieb Baeumler dem REM: „Die Fähigkeiten G. Lehmanns scheinen mir ausgesprochen auf dem Gebiet der exakten philologischen Arbeit zu liegen. In der Philosophie ist er ein blasser, abstrakter Formalist, der nicht denkt, sondern rubriziert."⁴⁷⁷ Eine akademische Laufbahn „unter den heutigen Umständen" hielt Baeumler daher für ausgeschlossen. Wenn Lehmann bei diesen Vorgaben - Feindschaft Sprangers, Mißtrauen Baeumlers, auslaufendes Arbeitsverhältnis mit der Akademie - nur den Hauch einer Chance auf eine Berliner Dozentur wahren wollte, mußte er weltanschaulich Flagge zeigen und, wie es nach 1945 verächtlich hieß, zum „Schleppenträger Baeumlers" werden. Daß seine seit 1938 in Parteiorganen publizierten Beiträge aus Opportunismus und vermutlich nicht aus Überzeugung entstanden („schreibt in - [sie!] -jeder Regierung was verlangt wird") konzidierte man ihm von kommunistischer Seite sogar im Entnazifizierungsverfahren.⁴⁷⁸

Als Lehmann 1939 beantragte, an der Berliner Fakultät seine Lehrprobe ablegen zu dürfen, protestierte Spranger unter Verweis auf Lehmanns „Denunziation" in der Akademie und bat darum, dem charakterlich unzuverlässigen Bewerber die Dozentur zu verweigern.⁴⁷⁹ In der Kommission, die ohne Baeumlers Beteiligung gebildet worden war, gaben Hartmann

475 UAGrw., Phil. Fak., Habil. 19; Spranger an Schulze Soelde v. 9. 9. 1938. Lehmanns Version in UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1295, Bl. 4345; L. an Dekan Koch v. 13. 10. 1939.

476 Lehmann 1938a, S. 239. - Dazu die Verbeugungen vor Baeumler: Lehmann 1937; 1938c; 1942.

477 UA-HUB, Phil. Fak. Nr. 1295, Bl. 41; Baeumler an REM v. 28. 5. 1935.

478 Ebd., Kur. L 70, PA Lehmann, Bl. 17/18; undat. (1946 ?).

479 Ebd., Phil. Fak. Nr. 1295, Bl. 3840; Spranger an Dekan v. 1. 10. 1939

und Dekan Koch dem abwesenden Kollegen die Schuld an der Verschärfung des Konflikts Lehmann-Spranger, da Baeumler die Vorwürfe Lehmanns noch pointiert habe. Da wissenschaftlichen Leistungen nicht in Abrede zu stellen waren, wollte man es darum mit einer Entschuldigung Lehmanns bewenden lassen, die dieser dann auch umgehend einreichte.⁴⁸⁰

Für die Anfang Dezember angesetzte Lehrprobe bestimmte die Fakultät das Thema: Die deutsche Kantbewegung. Lehmann verwertete dafür weitgehend die Ergebnisse seiner problemgeschichtlichen Studie über die nach-kantische Philosophie von 1931, klassifizierte jetzt aber die neukantianischen Schulen rassenideologisch und grenzte den „blossen Logizismus“ der Jüdischen Vertreter der Marburger Schule“ als zur Jüdischen Geistesgeschichte“ gehörig aus der deutschen Kantbewegung aus.⁴⁸¹ Von Seiten der Fakultät stand der Dozentur dann nichts mehr im Wege. Doch blieb Lehmann weiter von Baeumler abhängig, der sich im gesamten Verfahren auffällig-unauffällig im Hintergrund hielt. Immerhin bat aber Dozentenbundführer Landt auch jetzt noch das REM darum, von der Erteilung einer Diäten-dozenur abzusehen, weil Lehmann politisch „nicht den geringsten Einsatz“ zeige.⁴⁸² Baeumler urteilte darüber anders, hatte er doch bescheinigt, daß Lehmann sich ernsthaft um die „Durchdringung der weltanschaulichen und politischen Lehren des Nationalsozialismus“ bemühe und in den „NS-Monatsheften“ sowie im „Völkischen Beobachter“ auf „dem Felde der Wissenschaft in wirksamer Weise Gegner der nationalsozialistischen Wissenschaft zurückgewiesen“ habe.⁴⁸³

Das REM entschied daher, Lehmann ab 1. April 1940 auskömmliche Diäten von monatlich 400 RM zu bewilligen.⁴⁸⁴ Lehmann stand in der Folgezeit Baeumlers Hauptamt Wissenschaft als Gutachter zur Verfügung, er bot seit dem SS 1942 am Institut für politische Pädagogik verstärkt Übungen zur „politischen Philosophie“ oder zur „Philosophisch-politischen Anthropologie der Gegenwart“ an (s. Anhang), zählte aber für Baeumler offenbar nicht zu den Kräften, von denen schöpferische Impulse für eine NS-Philosophie zu erwarten waren, da er ihn nicht zur Teilnahme am Philosophischen Arbeitskreis des Amtes Rosenberg einlud (s. u. B III.).⁴⁸⁵

480 Ebd., Bl. 53; Sitzungsprotokoll v. 1. 11. 1939 und Bl. 57, Lehmann an Dekan v. 12. 11. 1939.

481 Ebd., Bl. 62-68; Protokoll der Kommissionssitzung v. 8. 12. 1939 (Hartmann fand: „Insbesondere ist die Einordnung Cohens bedeutsam“ und bemängelte wie die anderen Teilnehmer nur didaktische Schwächen des Vortrags); dazu der Bericht des Dekans Koch an Rektor v. 14. 12. 1939. In Lehmanns Philosophiegeschichte von 1943 finden sich „antisemitische Ausfälle gegen Cohen“, die Köhnke 1986, S. 487, dort entdeckt haben will, nicht wieder. Die unter diesem Aspekt ergiebigste Schrift Lehmanns bleibt somit seine Broschüre über den Einfluß des Judentums in der frz. Philosophie (1940; zum Antijudaismus s. u. B III.). Eine untergründige Beziehung zu politischen Aspekten des Marburger Neukantianismus scheint Lehmann über Jahrzehnte hinweg bewahrt zu haben: 1919 referierte er als Mitglied des anarchistischen „Stirnerbundes“ über „Die vierfache Wurzel des modernen Individualismus“, während sein jüdischer Korreferent Ewald Gebert sich über „Monismus und Zionismus“ verbreitete (SBB-PK, NL Lehmann Kasten 32; Bekanntmachungen des Stirnerbundes). Im Konzept für ein Kolleg „Kant und der Neukantianismus“ im SS 1944 findet man dann das Stichwort „Cohen contra Zionismus“ wieder (ebd., Kasten 26, Heft 24, Eintrag v. 3. 8. 1944).

482 UA-HUB, Kur. L 70, PA Lehmann; Landt an REM v. 22. 12. 1939.

483 Ebd., Phil. Fak. Nr. 1295, Bl. 37; HAW/Baeumler an PrAkW/Scheel v. 6. 7. 1939

484 Ebd., Kur. L 70, PA Lehmann, Bd. 1; REM an Rektor v. 22. 1. 1940.

485 Nachweisbar ist Lehmanns Tätigkeit für das HAW u. a. anhand eines Gutachtens v. 2. 5. 1942 zu F. A. Beck, „Das germanische Reich deutscher Nation“, in: BAK, NS 15/192, Bl. 305. - Zu Philos. AG Einladungslisten zur Tagung der AG in Buderose (März 1939) in BAK, NS 15/312.

Lehmann gehörte zu den Paradiesvögeln des Baessler-Kreises, die allen Grund hatten, ihre bunt schillernde intellektuelle Vergangenheit unter einem unauffällig braunen Tarnkleid zu verbergen. Darum fiel sein Beitrag zum Thema Judenfrage wohl ostentativ „schneidig“ aus, als er im Frühsommer 1940 - als Frankreich militärisch und, was aus deutscher Sicht entscheidender war, weltanschaulich kollabierte - mit der Broschüre über den ‚Einfluß des Judentums auf das französische Denken der Gegenwart‘ hervortrat. Das Erscheinungsdatum führte eine Koinzidenz herauf, die ihm verborgen blieb, und an deren Entdeckung er sicher nicht das geringste Interesse gehabt hätte. Während Lehmann im spezifisch jüdischen Gehalt der neueren französischen Philosophie eine Ursache für den politisch-geistigen Zusammenbruch der Dritten Republik ausmachte, geriet ein ehemaliger Weggefährte und väterlicher Freund, der jüdische Philosoph Anselm Ruest, in den Strudel dieses Untergangs. Der Emigrant Ruest hatte seit Kriegsanfang einige Internierungslager durchlaufen, war im Juni 1940 in Marseille gelandet, um nach Algier überzusetzen, bekam dort aber keine Passage und mußte wieder zurück ins Lager. Im September 1940 erkrankt, wurde Ruest entlassen und verstarb 1943 in Frankreich.⁴⁸⁶ Vier Tage nach der Liquidierung Rosa Luxemburgs, am 19. Januar 1919, hatte Ruest in Berlin die erste Nummer einer anarchistischen Zeitschrift unter dem Titel „Der Einzige“ als „Protest Max Stirners gegen die kommunistischen Gedankengänge“⁴⁸⁷ erscheinen lassen. Zu deren Beiträgern zählten überwiegend jüdische Intellektuelle. In diesem Umfeld bewegte sich stud. phil. Gerhard Lehmann, der erste Wegweisungen unter dem Einfluß von Wilhelm Bölsche und Bruno Wille (in Willes Organ „Der Freidenker“ debütierte er mit einem Aufsatz ‚Herr Rathenau im Neuen Staat‘⁴⁸⁸) empfangen hatte: aus den Sümpfen des Monismus und des Apothekermaterialismus zum individualistischen Anarchismus - wie Lehmann seinen Weg sechzig Jahre später beschrieb.⁴⁸⁹ In der Studentenvereinigung „Gesellschaft für individualistische Kultur (Stirnerbund)“, die im „Einzigen“ ihr Sprachrohr fand, teilte man Ruests antisozialistische Affekte: „Keine Infektion durch den Marxismus“, forderte dessen rühriges Mitglied Lehmann.⁴⁹⁰

Dabei agierte man aber im hochfahrenden Bewußtsein, den Marxismus an Radikalität noch zu übertrumpfen, und „Ordnung ohne Herrschaft“ schaffen zu können. Im Namen des alten Marx-Kontrahenten Stirner sollte jede Herrschaft zersetzt werden: „Was der Syndikalismus auf wirtschaftlichem Gebiet für die Arbeit erstrebt, daß wollen wir im Überpolitischen in unseren Kreisen durchführen: Zusammenklang ohne Zentralisation.“⁴⁹¹ Lehmann zehrte dabei von seinem freireligiösen Proviant: Schule, Erziehung, Militär formten den aka-

486 Geerken 1982, S. 343-346; Ruests Bruder Salomon Samuel kam in Theresienstadt um, sein einziger Sohn fiel als Anhöriger der Resistance. Der 1879 im westpreußischen Culm als Ernst Samuel geborene Ruest promovierte bei Külpe 1907, begründete 1911 mit Pfemfert und Hiller ‚Die Aktion‘, schrieb über Napoleon, Bahnsen und vor allem über Max Stirner, lebte bis 1933 mehr schlecht als recht in Berlin und lange Zeit in Westfalen - stets im engen Austausch mit Lehmann.

487 So Ruest in einer Bilanz 1921, „Der Einzige“ 3, 1921, S. 3; als eine Zs., die als „Protest gegen den Sozialismus gedacht war“, stellt sie auch Feldkeller 1924, S. 430, vor.

488 Leider in den in verschiedenen Bibliotheken jeweils nur lückenhaft erhaltenen Jahrgängen nicht zu ermitteln.

489 Lehmann, Ergänzungen zum Lebenslauf (1980); SBB-PK, NL Lehmann, Kasten 32.

490 Ebd.

491 Lehmanns „programmatische Schlußworte“ in der ersten öffentlichen Kundgebung des Stirnerbundes am 19. 5. 1919; Lehmann 1919., S.214f.

demischen Nachwuchs zur Herde für die „Viehställe“ Staat und Kirche.⁴⁹² Das traf die Institutionen des monarchischen Staates wie die der kommunistischen Zukunftsgesellschaft, die der Dadaist Raoul Hausmann im „Einzigsten“ als praktisch organisierte Bergpredigt verwarf.⁴⁹³ Hier war keine Abgrenzung mehr möglich zu Ruests Bekenntnis, der im Geiste Stirners konsequente Revolutionär habe kein Volk, kein Vaterland, keine Nation und könne mit dem Meister ausrufen: „Tot ist das Volk - wohlauf ich!“. ⁴⁹⁴ Den Anarchismus, dem der junge Lehmann hier anhing, attackierte man 1943 als die „äußerste Form individualistischen und liberalen Denkens“. ⁴⁹⁵ Ähnliche Brüche, aber auch eine gewisse anti-kollektivistische Kontinuität entdeckt man, wenn man Lehmanns mit judengegnerischen Akzenten durchsetzten Arbeiten zur französischen Philosophie und Soziologie mit sozialphilosophischen Positionen vergleicht, die er, als Parteigänger des soziologisierenden Theologen und Spann-Anhängers Karl Dunkmann, vor 1933 in der Auseinandersetzung mit Simmel oder Levy-Bruhl bezogen hat (s. u. B III.).

5.1.2. Wolfram Steinbeck

Eine weniger windungsreiche intellektuelle Biographie als Lehmann hatte Baeumlers langjähriger Assistent am Institut für politische Pädagogik, Wolfram Steinbeck, aufzuweisen. Aber auch er mußte sich von geistigen Einflüssen befreien, die seinen Aufstieg zu einem vielversprechenden nationalsozialistischen Philosophen entgegenstanden. Steinbeck kam am 14. März 1905 in einem evangelischen Pfarrhaus in Erfurt zur Welt. Sein Großvater mütterlichseits war der gerade frisch nobilitierte Prediger an der Berliner Schloßkirche Ernst Hermann von Dryander, der Hofprediger und Vertraute Kaiser Wilhelms II. Sein Vater Johannes Steinbeck schlug bald nach der Geburt des Sohnes die Universitätslaufbahn ein und lehrte als Professor der Theologie in Greifswald und Breslau. In der schlesischen Provinzhauptstadt absolvierte Steinbeck das Humanistische Gymnasium, um anschließend in Greifswald und Breslau Philosophie, Pädagogik, Deutsch und Englisch zu studieren. Bei Hönigswald und Kühnemann promovierte er 1929 mit einer, wie er später distanzierend anmerkte, vom „formalistischen Standpunkt des Neukantianismus“ ausgehenden Arbeit über ‚Das Problem der Bildung in der Philosophie der englischen Aufklärung‘. Im selben Jahr bestand er das Lehramtsexamen und begann seine Referendarzeit im Gymnasialschuldienst, die 1932 mit der Assessorprüfung endete. Trotz guter Examina fand er während der Wirtschaftskrise keine Anstellung. Mit familiärer Unterstützung verfaßte der arbeitslose Lehrer eine Studie über ‚Philosophische Grundlagen des menschlichen Verstehens‘.

Beeindruckt von polnischen Kriegsdrohungen, die die Grenzprovinz Schlesien besonders gefährdet erscheinen ließen, war Steinbeck im Herbst 1931 dem Landesschutz beigetreten. Während seiner Arbeitslosigkeit meldete er sich zur Aufnahme in die NSDAP an, die zum 1.10. 1932 erfolgte. Durch die Zeitumstände politisiert, wollte er mit seiner unveröffentlicht gebliebenen Theorie des Verstehens „von einem existenzphilosophischem Ansatzpunkt aus dem politischen Geschehen und seinem Verständnis“ gerecht werden.

492 Kauder 1919, S.167, über eine öffentliche Rede Lehmanns im April 1919.

493 Hausmann 1919, S. 164.

494 Ruest 1919, S. 4.

495 Schingnitz/Schondorff 1943, S. 19, im ‚Philosophischen Wörterbuch‘ des Kröner-Verlages, für das Lehmann auch einige Artikel redigierte, wenn auch nicht die zu „Anarchismus“ und „Stirner“

Ostern 1933 erhielt Steinbeck am Oberlyzeum in Reichenbach/Eulengebirge als Studienassessor seine erste Anstellung. 1934 bot ihm Baeumler eine Assistentenstelle am IPP an, die Steinbeck bis 1937 bekleidete, um dann bis zur Habilitation von einem Stipendium des REM zu leben. Parteiaufgaben nahm er seit 1936 als Vertrauensmann des NSDD in der Phil. Fakultät und seit 1937 als Hilfsstellenleiter in Baeumlers Amt Wissenschaft wahr.⁴⁹⁶

Baeumler zählte ihn zu den wenigen „ganz sicheren“ Männern des akademischen Nachwuchses, d. h. zu jenen, aus denen sich die junge NS-Wissenschaftlergeneration zusammensetzte.⁴⁹⁷ Steinbeck erntete dieses Lob für kritisch musternde Analysen der idealistischen Tradition. So wollte die von ihm eingereichte Habilitationsschrift ‚Das Bild des Menschen in der Philosophie Johann Gottlieb Fichtes‘ den Gemeinschaftsgedanken Fichtes auf seine „Tragfähigkeit vom nationalsozialistischen Standpunkt“ aus prüfen.⁴⁹⁸ Die von Baeumler angeregte Arbeit trennte zu diesem Zweck die „historisch bedingten“ Partien des Werkes von jenen, die einen nationalsozialistischen Neuansatz zur Lösung des Gemeinschaftsproblems noch zu inspirieren vermochten.⁴⁹⁹ Haupthindernis für eine nationalsozialistische Fichte-Rezeption war der universalistische Gehalt gerade der Schriften zur praktischen Philosophie. Der metaphysische Vernunftcharakter des Absoluten, so klagte Steinbeck, binde den einzelnen an abstrakte sittliche Zwecke seines Handelns. Gemeinschaft werde nur durch den „Geist“ konstituiert, nicht durch „Lebensnotwendigkeiten der völkischen Existenz“.⁵⁰⁰ In auffällig kurzen Stellungnahmen billigten Spranger und Hartmann Steinbecks Fichte-Kritik den Wert einer Habilitationsleistung zu. Bedenken in formaler Hinsicht machten beide erst im Kolloquium geltend, als Steinbeck das „Problem einer arteigenen Philosophie“ von der „Existenzphilosophie Heideggers her“ zu beantworten versuchte. Sachliche Einwände erhoben sie gegen den bei der öffentlichen Lehrprobe gehaltenen Vortrag „Die philosophischen Grundlagen des nationalsozialistischen Gemeinschaftsbegriffs“. Darin legte

496 Biographische Angaben nach BAZ, REM-PA Steinbeck. UA-HUB, Kur. St 27, PA Steinbeck. - Zu Steinbecks Mitarbeit am IPP s. u. B III.

497 BAZ, REM-PA Steinbeck, Bl. 7240; Baeumler an Dozentenbundführer Landt v. 26. 6. 1937 wg. eines Stipendiums.

498 BAK, R 73/14923; Steinbeck an DFG v. 19. 9. 1938 wg. Druckkostenzuschuß für die Habil.Schrift.

499 Steinbeck 1939a. - Wie stark dieses selektierende Vorgehen sich an Baeumler ausrichtete, zeigt dessen Position in der Diskussion um die Fichte-Nachlaß-Edition, die Hans Jacob seit 1934 mit DFG-Unterstützung vorbereitete. Der gutachterlich beigezogene Baeumler sperrte sich schon gegen die Erstellung eines Sachverzeichnisses („möge es weiter der Forschung des einzelnen überlassen bleiben, sich die Stellen zusammen zu suchen“). Er lehnte erst recht eine Erweiterung der Edition auf den Gesamtnachlaß ab, da „eine wesentliche Veränderung unseres Bildes der Fichteschen Gedankenwelt [...] nicht zu erwarten“ sei. Dieses Bild ließe sich nämlich nur revidieren, wenn unter weltanschaulichen und philosophischen Gesichtspunkten neu über Fichtes Bedeutung entschieden würde. BAK, R 73/10977; Baeumler an DFG v. 2. 10. 1935 und v. 29. 7. 1936.

500 Der in der „leibniz-spinozistischen Tradition“ wurzelnde „metaphysische Ansatz“ Fichtes könne den Gemeinschaftsgedanken nicht begründen - so Steinbeck in seinem Expose für die DFG v. September 1938 (BAK, R 73/14923). Noch akzentuierter als in der Habil.Schrift: Steinbeck 1939a, S. 188-201, in einem Beitrag zum Fichte-Jubiläum; ders. 1937a, S. 399. - Gegen den „Fichte unserer Zeit“, wie Hermann Schwarz von seinen Verehrern genannt wurde, hatte Baeumler frühzeitig klargestellt, daß seine neuidealistische Deutung unzulässig Übereinstimmungen mit dem NS. konstruiere, obwohl Fichte der Rassebegriff völlig fremd gewesen und er deshalb bis zuletzt „Menschheitsapostel“ geblieben sei (BAK, NS 15/231, Bl. 40-41; Baeumler an Rosenberg am 27. 1. 1935 wg. H. Schwarz'Arbeit ‚Fichte und der Nationalsozialismus‘).

Steinbeck dar, daß die Volksgemeinschaft zwar in den Gemeinsamkeiten von Rasse und geschichtlichem Schicksal wurzle, sie ihre politisch-geschichtliche Gestalt aber nur durch die „Führertat“, also jene aus der Philosophie Fichtes übernommene „freie Handlung“ gewinne. Um die Gemeinschaft stiftende Tat der Persönlichkeit ging es Steinbeck auch in der Kritik an Othmar Spann's Universalismus, der die Grundlage der Gemeinschaft in eine „absolute Geisteinheit“ verlege.⁵⁰¹

Steinbecks philosophische Anfänge standen ganz im Bann seines Breslauer Lehrers Richard Hönigswald. Die Dissertation ‚Zum Problem der Bildung‘ kannte in den zur politischen Thematisierung geradezu einladenden Kapiteln „Wert und Gemeinschaft“, „Bildung und Pädagogik“ und „Bildung und Recht“ nur den Primat des Wertes. „Gemeinschaft“ werde nicht erzeugt durch Staat, Nation, Volk oder gar Rasse, sondern von „wertenden Individuen“, die in ihrem Bezug auf die notwendige „Setzung von Werten vereinigt“ sind: „Gelingt nun die transzendente Ableitung des Begriffs der Gemeinschaft nur mit Hilfe des Wertprinzips, so ist jede mögliche Gemeinschaft als Wertgemeinschaft bestimmt.“ Erziehung sei darum Normierung durch die Kulturgemeinschaft, deren Werte das Individuum verinnerliche und in deren Verwirklichung es zur Persönlichkeit werde. Steinbecks ungebrochene Adaption eines neukantianischen Kulturidealismus mit seinen universalistischen und individualistischen Axiomen, entging letztlich auch nicht dessen liberalistischen Konsequenzen: gegen den Staat dürfe der einzelne sich auf ein höheres Recht berufen. Nehme der Staat seine Pflicht nicht wahr, den Prozeß der Wertverwirklichung zu garantieren und zu fördern, bestehe für den „Staatsbürger“ keine Gehorsamspflicht mehr. Das Rechtsbewußtsein des einzelnen gehe dabei natürlich nur dann in dem des Staates auf, „wenn dessen Sinn die Gerechtigkeit ist“.⁵⁰² Knapper war der Vorrang des Individuums vor der Gemeinschaft, überzeitlich geltender Werte vor zeitlich bedingten Notwendigkeiten, nicht zu formulieren.

Als Baeumlers Dresdner Doktorand Voigtländer (s. u. Kap. B III.) schon die Geschichtslogik des südwestdeutschen Neukantianismus destruierte, sah Steinbeck, angelehnt an Spranger und Litt, darin ein Fundament staatsbürgerlicher Erziehung. Wie Spranger bestimmte er Verstehen als Beziehung des einzelnen auf die „Totalität seiner Bestimmtheit, wie sie sich in meinem Erleben als objektive Aufgabe, als Wert darstellt“. Verstehensakt und Werturteil seien hier identisch, und die Werte konstituieren das System der Kultur. So glaubte er die Möglichkeiten einer Kulturkunde als historische Wissenschaft gesichert zu haben, die den zeitlosen Sinn in allen Kulturerscheinungen erschließe, um sie pädagogisch anzuwenden und die neue „Bildungseinheit“ zu gestalten.⁵⁰³ Staatsbürgerkunde sei dabei der „Mittelpunkt des gesamten Unterrichts“ und verbinde als „synthetisches Fach“ die anderen Fächer „zur Einheit einer lebendigen Anschauung des staatlichen und kulturellen Lebens“.⁵⁰⁴

In Auseinandersetzung mit Ideen des Berliner Oberschulrats Walter Hübner, der ein Synthesefach wie Staatsbürgerkunde oder Kulturkunde darauf beschränkte, die Erkenntnis fremder Kulturen (primär neusprachlich vermittelt) als Funktion der „eigenen Wertvervoll-

501 UA-HUB, Kur. St 27, PA Steinbeck, Bl. 12-18 und 30/31; Gutachten und Protokoll der wiss. Aussprache v. 3. 11. 1938.

502 Steinbeck 1930, S. 13f., 26.

503 Ders. 1931, S. 6ff.; ders. 1932a, S. 163.

504 Ders. 1932b, S. 574f.

kommlung" einzusetzen (das Fremde kennen lernen, um den eigenen Wert um so bewußter zu erfassen), nahm Steinbeck die Vorgabe des Art. 148 WRV (Staatsbürgerkunde habe auch der „Völkerversöhnung“ zu dienen) so ernst, daß er die Universalität der Wertordnung gegen diesen Ansatz, eigene und fremde Kultur aus der „übergreifenden Einheit“ zu lösen und sie gegeneinander zu isolieren, verteidigte. Er empfahl, das Fach eher so auszugestalten, daß „Verständnis für fremde Sprachen und Kulturen aus sich heraus und nicht nur als Gegenbild für das Deutsche“ erwachse, so daß die „geschichtliche Abhängigkeit der Völker und ihrer Kultur untereinander erlebt“ werde.⁵⁰⁵ Die etwa gleichzeitig von Voigtländer unter Baeumlers Einfluß kritisierte Vernachlässigung natürlicher Kultur determinanten mußte Steinbeck als Desiderat gar nicht auffallen. Im Gegenteil: „Volksseele“, „eine Art Substanz“, die ihr unerforschliches Dasein friste, sei wissenschaftlich gar nicht darstellbar - zwischen den „überhistorischen Wertgehalten“ und dem wertenden Individuum sei kein Platz dafür.⁵⁰⁶

Umso radikaler wirkte Steinbecks Wende nach 1933.⁵⁰⁷ 1935 nahm er die Edition von Diltheys pädagogischen Schriften zum Anlaß, sich vom „unwirklichen Menschheitsideal“ der Persönlichkeitsbildung zu distanzieren. Und statt dessen die normgebende Kraft des „nationalen Ethos“, der „konkreten geschichtlichen Forderungen“, unter denen ein Volk zu handeln habe, für sich zu entdecken.⁵⁰⁸ Nietzsche, dem Antipoden der „bürgerlichen Welt“, der „bürgerlichen Moral“, die ein „Reich von ewigen Werten“ aufgebaut habe, mit „inhaltsleeren Idealen des Wahren, Guten und Schönen“, widmete er 1935 einen bekennenden Artikel im „Völkischen Beobachter“, der darauf zulief, Nietzsche als Wegbereiter des Nationalsozialismus zu feiern, weil er die nihilistischen Konsequenzen dieser an ewigen Normen verzweifelnden „Welt imaginärer Werte“ gesehen und dank seiner Rückbesinnung auf die „Erde“, die „Aufgaben der geschichtlichen Wirklichkeit“, die „konkreten Probleme“, die „ursprünglichen Kräfte unserer Rasse“, überwunden habe. Nietzsche lehre, daß der Staat nicht die „äußere Zusammenfassung einzelner Seelen“ oder Individuen unter einem „absoluten Imperium“ sei, sondern sich gründe in den „lebendigen Kräften der Natur, in der Rasse, deren Vielheit sich zu der Einheit einer geschichtlichen Haltung zusammengeschlossen“ habe. Erziehung erschöpfe sich daher nicht länger in bloßen Appellen an das Bewußtsein, sondern erfordere Charakterformung in typenbildenden Organisationen.⁵⁰⁹ In der SA werde darum die „ideale unwirkliche Gemeinschaft sittlicher Personen mit der konkreten Gemeinschaft des Volkes“ vertauscht. Hier werde er auf die „politischen Aufgaben des Volkes“ ausgerichtet, auf die geschichtlichen Notwendigkeiten der Gesamtheit, einer „bluts- und rasgeordneten Einheit“, die mit der „Summe der Staatsbürger“ nichts gemein habe.⁵¹⁰

Unter dem Paradigma der völkischen Existenz standen dann auch Steinbecks Fichte-Interpretationen zwischen 1937 und 1940. Dabei fungierte Geschichte in doppelter Weise

505 Ders. 1931, S. 11; 1932a, S. 177; 1932b, S. 572.

506 Ders. 1931, S. 8f.

507 Ein 1933/34 publizierter Aufsatz über Herbert von Cherburys Wahrheitsbegriff blieb noch in der alten Spur; Steinbeck 1934, S. 467¹⁷⁸. Erst mit dem 1934 erfolgten Wechsel nach Berlin vollzog sich unter Baeumlers Einfluß die Abwendung vom Neukantianismus.

508 In der von Baeumler betonten „Logik der Individualität“, nicht aber in der Perfektibilitätsästhetik läge das eigentlich wirkungsmächtige Erbe des 18. Jhs. - so schon Steinbeck 1935c, Sp. 540f.; ders. 1935b, S. 40f. Sowie zur Dilthey-Deutung W. Erxlebens: ders. 1938.

509 Ders. 1935d.

510 Ders. 1935a, S. 713ff, 1936a S. 32ff.

als Abgrenzungskriterium: gegen die von August Faust und anderen betriebene aktualisierende Vereinnahmung Fichtes als Vorläufer des Nationalsozialismus, ein Präsentismus, der unliebsame idealistische Traditionen mitschleppte, die den Nationalsozialismus eher zum Fichtianismus als Fichte in einen Nationalsozialisten zu verwandeln drohten.⁵¹¹ Und gegen die Ahistorizität, den menschheitlichen Universalismus der fichtischen Philosophie selbst.

5.2. Jena 1937/Frankfurt 1939: Karl Schlechta

Karl Schlechta wurde am 23. Januar 1904 als Sohn eines Druckerei- und Verlagsleiters in Wien geboren. Nach dem Besuch der Volksschule kam er auf das renommierte Humanistische Gymnasium „Zu den Piaristen“, das er nach dem Abitur 1923 mit der „festen Neigung“ verließ, Philosophie zu studieren. Um die auf dem Gymnasium vernachlässigten naturwissenschaftlichen Fächer besser kennenzulernen, entschied er sich aber zunächst für zwei Semester Physik, Chemie und Biologie an der TH Dresden, bevor er 1924 in Wien bei Gomperz, Reininger und Schlick Philosophie, nebenher bei Cysarz, Brecht, Dopsch und v. Srbik Germanistik und Geschichte studierte. Gegen Ende des Studiums konzentrierte sich sein Interesse auf die naturwissenschaftliche Methodik, mit der sich auch seine Dissertation („Die naturphilosophische Methode Carl Friedrich Burdachs in seinen physiologischen Untersuchungen“, 1929) beschäftigte. Von der romantischen Naturphilosophie war es nur ein Schritt zu Goethes Farbenlehre: Die Frage nach dem Verhältnis Goethes zum „Naturforscher Aristoteles“ zog Schlechta nach Frankfurt, wo er bei Walter F. Otto und Karl Reinhardt sein Wissen über die griechische „Denkweise“ vertiefte. Über Aristoteles und Goethe wollte er 1934 eine Habilitationsschrift einreichen, als ihn Otto an das Nietzsche-Archiv in Weimar vermittelte, wo er als Forschungsstipendiat der DFG mit der Herausgabe der neu unternommenen historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe Nietzsches beauftragt wurde. Die deswegen unterbrochene Arbeit an der Habilitationsschrift kam 1937 zum Abschluß.⁵¹² „Goethe in seinem Verhältnis zu Aristoteles“ lag im März 1937 der Philosophischen Fakultät Jena zur Beurteilung vor. Die bestellten Gutachter, Bruno Bauch und der Gräzist Wilhelm Zucker, empfahlen die Annahme vor allem aufgrund der methodisch sauberen, quellenorientierten, philologisch exakten Arbeitsweise. Die wissenschaftliche Aussprache erstreckte sich dann weitgehend auf naturphilosophische Themen: „Verhältnis von Natur und Geist bei Goethe, Goethes Verhältnis zu Spinoza, Kant und die Naturwissenschaft, Nietzsches Umwertung aller Werte, Aristoteles' Entelechie, Platons Menon und die Bedeutung der Mathematik für Piaton und Aristoteles, Demokrit und Poseidonios, Kunstlehre Plotins“.⁵¹³

Der reibungslose Ablauf des Verfahrens und der Umstand, daß Schlechta seit 1936 vom REM mit der Abhaltung von Nietzsche-Veranstaltungen an der Universität Jena beauftragt worden war, hätten die Ernennung zum Dozenten doch zur Formsache machen müssen.

511 Vgl. die kurze Rezension, die Faust vorwarf, den NS. mit Fichtes politischer Philosophie zu identifizieren, Steinbeck 1939b, S. 145.

512 UAJ, M 655, Bl. 33-37; Schlechta, Lebenslauf v. 2. 3. 1937. - BAK, R 73/14309; Otto an DFG v. 29. 3. 1934.

513 UAJ, M 655, Bl. 45-48; Gutachten Bauch/Zucker v. Mai/Juni 1937 u. Bericht des Dekans über Habilverfahren v. 21.6. 1937.

Warum Schlechta nach Ableistung des Beamtenlagers zum 1. Oktober 1938 eine Stelle als Kulturreferent in Frankfurt/M. annahm und sich an der dortigen Universität um eine Dozentur bewarb, das ist mit Hilfe des amtlichen Materials nicht zu beantworten. Die für die Zeit bis 1940 vorliegenden Zeugnisse liefern keine Hinweise auf einen politisch motivierten Konflikt. Schlechta schien im Gegenteil allseits akzeptiert. Weinhandl empfahl der DFG, die Habil.-Schrift als „wichtig und grundsätzlich“ mit einem Druckkostenzuschuß zu fördern.⁵¹⁴ Die in Frankfurt am 1. Februar 1939 abgelegte öffentliche Lehrprobe zum Thema: Die Bedeutung des Werkes ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ in Nietzsches philosophischer Entwicklung fand so einmütige Zustimmung, daß ihm zwei der angesetzten drei Stunden erlassen wurden.⁵¹⁵ Einige Wochen später fuhr er als Gast Rosenbergs zur Philosophen-tagung nach Buderose.⁵¹⁶ Der SD führte ihn in dieser Zeit als „Gelehrtennatur“, über die nichts Nachteiliges bekannt sei.⁵¹⁷ Der NSDAP war er am 10. April 1933 beigetreten, Rosenbergs „Kampfbund für deutsche Kultur“ am 1. Mai 1933.⁵¹⁸ Einigen Briefen nach zu urteilen, die Schlechta und Baeumler 1939/40 wechselten, genoß Schlechta auch die Achtung des Amtes Rosenberg.⁵¹⁹ Noch 1942 zog das Amt ihn neben Joachim Ritter und Erwin Metzke in den Kreis der Kandidaten, die man gern auf dem Lehrstuhl Weinhandls in Kiel gesehen hätte.⁵²⁰ Diese Wertschätzung wäre zur gleichen Zeit beim SD schon auf Befremden gestoßen. Mitteilungen aus dem Kreis seiner Frankfurter Informanten verdichteten sich zu dem - im Vergleich zur Einschätzung von 1940 weniger günstigen - Urteil, demzufolge Schlechta, der von 1930 bis 1934 den Frankfurter „Georgianern“ nahe stand, als „kulturpolitischer Reaktionär“ zu gelten habe, bei dem von nationalsozialistischer Philosophie „nichts spürbar“ sei. Das trug ihm die Zuweisung in die Gruppe der „Indifferenten“ unter den Philosophiedozenten ein.⁵²¹ Schlechtas Angaben zufolge, die er im Entnazifizierungsverfahren machte, brachte ihn sein 1940 erschienenes Buch ‚Erasmus von Rotterdam‘ bei der Partei in Mißkredit. Eine zweite Auflage sei verhindert worden, weil der Humanist „Aushängeschild der niederländischen Widerstandsbewegung“ gewesen sei.⁵²² Schlechta konnte sich dafür u. a. auf einige Zeugen berufen, die dieses Verbot bestätigten, vermochte aber eine Verbotsverfügung nicht beizubringen. Baeumler jedenfalls, auch hierin vielleicht abweichend vom SD, äußerte sich nach Erscheinen in einer Weise, die Schlechta „von ganzem Herzen“ gefreut hatte.⁵²³ Derselbe Baeumler soll dann dafür verantwortlich gewesen sein, daß die Nietzsche-Ausgabe ein halbes Jahr lang verboten wurde, da er am „liberalistisch-philologischen Geist

514 BAK, R 73/14310; Weinhandl an DFG v. 7. 8. 1938.

515 UAF, Phil. Fak., 1140, PA Schlechta; Bericht des Dekans an REM v. 10. 2. 1939.

516 BAK, NS 15/312. Schlechta gehörte auch zu den Teilnehmern, die zur (ausgefallenen) Anschlußtagung auf der Gauschulungsburg Vompaberg/Innsbruck v. 8.-12. 10. 1939 eingeladen und zur Übernahme eines der drei Hauptreferate („Goethe und die moderne Naturwissenschaft“) vorgesehen waren (ebd., Bl. 55901; Rundschreibenentwurf HA W, undat.).

517 BAP, REM 49.01, Nr. 12444, Bl. 84; SD über Philosophieprofessoren (ca.1941/42).

518 BAZ, MF. - BAK, R 73/14309; Anhang Personalfragebogen zum Förderungsgesuch v. 28. 10. 1934.

519 IfZ, MA 116/14.

520 IfZ, MA 116/15; HAW, Aktennotiz Erxleben v. 18. 2. 1942.

521 BAP, REM 49.01, Nr. 12444, Bl. 84; SD, Vermerk über Schlechta, Nachtrag 1942.

522 UAF, Phil. Fak. 1/40, PA Schlechta; Beschluß des Prüfungsausschusses der Phil. Fak. v. 3. 12. 1945.

523 IfZ, MA 116/14; Bestand HAW, Schlechta an Baeumler v. 26. 10. 1940.

der Editions-methode" Anstoß genommen und die Herausgabe der Jugendwerke anstelle des ‚Willens zur Macht‘ als „Zeitverschwendung“ geächtet habe.⁵²⁴

Auch für diese Behauptungen nannte Schlechta Zeugen, u. a. Walter F. Otto und den langjährigen Vorsitzenden der Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs, Leutheußer. Dem Prüfungsausschuß der Philosophischen Fakultät in Frankfurt reichten diese Einlassungen, um eine Wiedereinstellung des dienstentlassenen Kulturreferenten zu befürworten.⁵²⁵ Sieht man sie jedoch im Kontext seiner übrigen Aussagen, darf man wohl sagen, daß Schlechta verständlicherweise das Ausmaß seiner Renitenz etwas übertrieb. Gab er doch an, von 1933 bis 1935 lediglich Parteianwärter gewesen zu sein, ein Status, den es erst 1937 gab.⁵²⁶ Die vorgebliche Anwärterschaft verdeckt den sehr eiligen Parteieintritt, neun Tage vor der Mitgliedersperre vom 19. April 1933. Darin eine Überzeugungshandlung sehen zu wollen, wäre freilich auch wenig plausibel. Dafür hatte Schlechta zu lange den nach 1933 inkriminierten „Kreisen“ um W. F. Otto und Reinhardt angehört, die so übereinstimmend wie zutreffend vom Amt Rosenberg und SD als „gegnerisch“ eingestuft wurden.⁵²⁷ Wegen des frühen Eintrittsdatums ist jedoch auch Schlechtas Version, dies sei wegen der von ihm beantragten deutschen Staatsbürgerschaft unumgänglich gewesen, nicht sehr glaubwürdig, zumal er selbst diesen Antrag nicht in die Zeit unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 verlegte und diese Frage erst Ende 1933, in Hinblick auf die Position im Nietzsche-Archiv, akut geworden sein dürfte.⁵²⁸ Was bleibt, ist einmal mehr die Existenzfrage, denn Schlechta lebte bis 1933 von gelegentlichen privaten Zuwendungen, vom Stundengeben und von Übersetzungsarbeiten. Die Rückkehr ins bürgerkriegsgeschüttelte Österreich erschien wenig verlockend. Die ins Auge gefaßten Betreuer der Habilitation, Tillich und Wertheimer, waren emigriert. Wenn sich Schlechta also entschloß, weiterhin im Reich die wissenschaftliche Laufbahn anzustreben, kann man die Entscheidung zum Parteieintritt nur erstaunlich realistisch und weitsichtig nennen.⁵²⁹ Das frühe Arrangement könnte sich auch insoweit ausge-

524 UAF, wie Anm. 522; dazu ebd. auch Erklärung Schlechtas v. 31. 5. 1945.

525 Ebd.

526 Ebd.; Erklärung Schlechtas v. 31. 5. 1945. Dazu Gutachten Buchheim 1958, S. 313ff.

527 Bezeichnend ein SD-Urteil über Ottos Wirken: „[...] durch aktive kulturpropagandistische ‚Kreise-Bildung‘ hat Otto seinen Humanismus alten Stils zu verbreiten gewußt. So war er der eigentliche geistige Kopf jenes liberalen humanistischen Kreises, der vor und einige Zeit nach der Machtübernahme an der Frankfurter Universität und im Frankfurter Kulturleben die große Rolle gespielt hat. In diesem Freundeskreis fand er sich zusammen mit Männern wie dem 1933 abgesetzten Kurator Riezler, dem ebenfalls 1933 beseitigten und dann nach New York emigrierten Kulturphilosophen Paul Tillich und dem jüdischen Geschichtsprofessor Kantorowicz. Otto war auch der eigentlich führende Mann des ‚Kreises der Runde‘, der sich 1933 mit dem Bestreben bildete, einen ‚Dritten Humanismus‘ als den kulturellen Inhalt des Dritten Reiches zu entwickeln. Noch bis in die Jahre 1933/34 hinein war Otto ferner einer der Eifrigsten im George-Kreis.“ (Chef Sipo/SD, Amt III (OSTbf. Spengler) an Amt Rosenberg v. 26. 1. 1943 wg. „Gefahr“ der Veleihung des Königsberger Kantpreises an Otto; in: IfZ, MA 116/10). Über Otto und die Frankfurter „Kreise“ vgl. Hammerstein 1989a, S. 88ff. Zu den weltanschaulichen Implikationen seiner religionshistorischen Arbeiten bis 1933: Cancik 1986; über den Gräzisten Otto knapp, aber inhaltsreich die Skizze von Hölscher 1995, S. 83f. Über den Königsberger Hintergrund des 1934 an die Albertina strafversetzten Philologen nun Lossau 1995.

528 BAK, R 73/14309; Schlechta an DFG v. 28. 10. 1934. Hammerstein 1989a, S. 367, sieht den Parteieintritt nur als Voraussetzung für die Einbürgerung.

529 Hammerstein 1989a, S. 367 gibt an, Schlechta habe seine Habil.-Schrift bereits 1932 bei Wertheimer „unterbringen können“.

zahlt haben, als es ihm erlaubte, sich allein durch fachliche Kompetenz zu legitimieren, an der sich die Bewertung seiner Habilitationsleistungen ausrichtete und auf die selbst Erleben 1942 ausschließlich seinen Vorschlag für Kiel stützte („sauber und gründlich arbeitender Wissenschaftler“).

Die Lektüre der „Meinem Freunde Max Kommerell“⁵³⁰ (auch dies noch ein Fingerzeig auf das Frankfurter Herkunftsmilieu) gewidmeten Habil.-Schrift erweist aber Erlebens Reduktion auf den „Wissenschaftler“ als - vom nationalsozialistischen Standpunkt gesehen - etwas leichtfertig. Denn die Erfüllung formaler wissenschaftlicher Standards hinderte den Verfasser nicht, gegenläufige weltanschauliche Inhalte zu transportieren, die die SD-Einschätzung von 1942 zu rechtfertigen scheinen. Goethes Verhältnis zu Aristoteles - dieses Thema hätte, mindestens soweit es die von Schlechta behandelte Naturanschauung der beiden betraf, zu einer Konfrontation mit der neuzeitlichen mathematisch-experimentellen Naturwissenschaft eingeladen und Übergänge zu den gebräuchlichen völkertypologischen Vergleichen zwischen westeuropäischem und deutschem Naturverständnis gestattet. Schlechta deutete dies nicht einmal an.⁵³¹ Der von ihm eröffnete Gegensatz folgte einer Beobachtung des Frankfurter Sinologen Richard Wilhelm, derzufolge es eine innere Verwandtschaft Goethes mit dem chinesischen Wesen gebe.⁵³² Das chinesische Volk habe Zentralbegriffe und Kardinalwerte goethescher Reflexion förmlich institutionalisiert. In China lebe man ebenso „in Einklang von Mensch und Natur“ wie man das „Zusammengehen von Fürst und Weisem“ verwirkliche. In der europäischen Philosophiegeschichte (mitzulesen wäre hier: und in Europas politischer Geschichte) stehe Goethes „Seins- und Denkart“ als - neben Aristoteles - isolierte wesensfremde Erscheinung da. Hier wurde Goethe nicht für eine deutsche Tradition vereinnahmt, sondern die deutsche Geistesgeschichte mit Ausnahme Goethes ex negativo als Teil gesamteuropäischer Fehlentwicklung dem chinesischen Ideal kontrastiert. Politisch ließ sich eine Verbindung herstellen zwischen einer Naturbeziehung, die bei Aristoteles, Goethe und den Chinesen nicht darauf aus sei, sich des Wirklichen zu „bemächtigen“, und der idealen, durch Weisheit gezügelten Herrschaft. Je ungehemmter der Wille zur Naturbeherrschung, desto ungezügelter, absoluter die politische Herrschaft. Wer wollte, konnte hier eine kritische Distanz erkennen zum nationalsozialistischen Vierjahresplan, zu der vom „totalen Staat“ nicht anders als von seinen westlichen und östlichen Feinden entfesselten Produktionsschlacht. Der neue deutsche Staat blieb damit der technisch-materialistischen Kultur der Moderne durch und durch verhaftet.

Goethes Lebensideal, wonach alle „Provinzen im Gleichgewicht“, also alle Kräfte des Menschen „auf ihr eigenes Gebiet beschränkt“ seien, induziert in Schlechtas Darlegung noch eine weitere politische Deutung. Goethes Sinn für „das Abgewogene aller Verhältnisse“ habe den „unbedingten Geltungs- und Herrschaftsversuch“ u. a. des Politischen in seiner Zeit, der Ideen von 1789 wie der von 1813, abgewehrt. Das von Schlechta betonte „Unzeit-

530 Über das Verhältnis des durch den George-Kreis geprägten Germanisten Kommerell, von 1931-1936 W. F. Ottos Schwiegersohn, zum Nationalsozialismus vgl. Hammerstein 1989a, S. 107-112; dort auch über eine Demarche Schlechtas, der sich 1935 für seinen „vertrautesten“ Freund bei dem ihm bekannten Frankfurter Oberbürgermeister Krebs einsetzte (S. 110f.).

531 Vgl. Schlechta 1938, S. 55f., 87. Auch die Beachtung der „leiblichen“ Natur in Goethes Ganzheits-Betrachtung des Menschen, wird vom Vf. nicht aktualisierend interpretiert.

532 Ebd., S. 99.

losophischer Wissenschaftlichkeit bestimmte kirchenpolitische Ziele zu propagieren, sei namentlich im Grenzgebiet des Ostens ganz besonders gefährlich. Die in Breslau gelehrte philosophia perennis sei natürlich genau die gleiche wie die, die man in Polen und in der Tschechoslowakei an allen katholischen Universitäten zu hören bekomme. Gerade die deutschen Studierenden, die z. B. aus Polen nach Breslau kämen, erhielten also in der Philosophie keine Kräftigung ihres Volksbewußtseins, wenn sie der philosophia perennis zu sehr ausgesetzt würden. Außerdem aber schicke man doch auch aus Westdeutschland viele Studenten zum Ostsemester nach Breslau, wo sie leicht unter den Einfluß der angeblich allein noch wissenschaftlichen katholischen Philosophie gerieten, deren Breslauer Vertreter ja leider längst nicht alle durch Zugehörigkeit zur Katholisch-Theologischen Fakultät oder wenigstens am Priesterrock auch schon für jeden Neuankömmling als Kleriker zu erkennen seien.³⁵⁸ Um dem abzuhelpen, bat Faust darum, den Lehrstuhl des in Berlin wirkenden Gardini frei zu machen, seinen allzu wirkungskräftigen Inhaber an ein Priesterseminar zu versetzen und Rosenmöller auf die dann vakante Stelle in die Katholisch-Theologische Fakultät abzuschieben. Auch Most, die „größte werbende Kraft für die katholische Philosophie in Breslau“, solle tunlichst lieber an einer „theologischen Akademie u. dgl.“ lehren, wo er den Gesichtskreis „orthodoxer katholischer Theologen“ erweitern könne.³⁵⁹ Allein Schulemann, der eine komplizierte philosophische Fachsprache pflege und „abgelegene orientalistische Interessen“ verfolge (womit Faust dessen Studien zur indischen und chinesischen Philosophie meinte), sei „noch am leichtesten politisch tragbar“. Um Rosenmöllers Aktionsradius in jedem Fall einzuengen, solle die im Frühjahr 1937 von Walz erstrittene Prüfungsbeschränkung noch dadurch unterhöhlt werden, daß ein in der Prüfungskommission verbliebener katholischer Priester und Studienrat als gleichberechtigter Prüfer in Philosophie unbedingt durch einen nationalsozialistischen Pädagogen ersetzt werden müsse. Auch für die Doktorprüfungen sei es wünschenswert, Rosenmöller nur zuzulassen, wenn das Thema aus dem Gebiet der katholischen Philosophie gewählt werde.³⁶⁰

Faust hatte allen Grund zu glauben, die ihm unheimliche katholische Konkurrenz nicht mehr im quasi „freien Wettbewerb“ im Hörsaal, sondern allein mit personalpolitischen Mitteln ausschalten zu können. In Rosenmöllers Vorlesungen fanden sich bis zum SS 1938 zwischen 250 und 300 Hörer ein, und selbst der angeblich so unverständliche Schulemann (SS 1937: 97 Hörer, WS 37/38: 61, SS 1938: 82) erwies sich im Vergleich mit Faust (67, 91, 59) als Publikumsmagnet. Und dies, obwohl im Landesprüfungsamt bereits alle Weichen für den Prüfer Faust gestellt worden waren.³⁶¹ Um sicher zu gehen, schaltete Faust auch Heß ein, dessen Amt prompt beim REM eine „Auflockerung“ der vom politischen Standpunkt betrachtet nicht ungefährlichen „Zusammenballung“ katholischer Philosophen in Breslau anregte.³⁶² Im REM wollte man aus verschiedenen Gründen von einem abermaligen Eingrei-

358 BAZ, REM-PA Rosenmöller, Bl. 4988-4995 (hier: 4990); Faust an REM (Harmjanz) v. 22. 1. 1938 unter Bezugnahme auf eine persönliche Unterredung zwischen Dekan Meissner und Harmjanz im REM am 12. 1. 1938.

359 Ebd., Bl. 4993.

360 Ebd., B 1.4994.

361 GStA, Rep. 76/452, Bl. 195; Übersicht über die Vorlesungsteilnahme undat., o.Vf., ca. September 1938.

362 BAZ, REM-PA Rosenmöller, Bl. 4996; Stab StdF (v. Helms) an Phil. Fak. Breslau v. 6. 7. 1938, abschriftlich auch ans REM.

Praktischen". Es komme hinzu, „daß gerade für den Lehrer der Philosophie die konkrete wissenschaftliche Erörterung der Probleme der Weltanschauung zentrales Anliegen sein muß. Mit der Antithese deutsches und westisches Denken ist es allein nicht mehr getan." Die Vortragsleistung habe den Eindruck aufkommen lassen, als wäre Schwarz von kränklicher Konstitution. Ihm fehle „unmittelbare Frische und Lebendigkeit". Birkenkamp hielt ihn als Dozenten für ungeeignet und empfahl, Schwarz andernorts („Bibliothek ?") unterzubringen.⁵³⁵

Die weitere Behandlung des Falles signalisierte, wie man im REM in der Nachwuchsfrage umzudenken begann. Heimsoeth hatte die „ungewöhnliche Zartheit der Konstitution" von Schwarz eingeräumt und seine eigenen Zweifel hinsichtlich der Lehrbefähigung offengelegt. Er stufte dieses Kriterium in Anbetracht der prekären Nachwuchsnöte im Fach Philosophie aber als zweitrangig ein, solange nur die „sachlich hohen Qualitäten" vorlägen.⁵³⁶ Dem schloß sich der Kölner Rektor Kauffmann in seinem Bericht für das Ministerium an.⁵³⁷ Schwarz, der nicht Parteimitglied war, weder Dozentenlager noch -akademie besucht und auch am Reichslager für Beamte nicht teilgenommen hatte, wurde Ende 1939 zum Dozenten ernannt und, da sein Spezialgebiet, die Philosophie des deutschen Idealismus, in Köln durch Heimsoeth und Metzke „überrepräsentiert" war, 1940 der Königsberger Universität zugewiesen, wo er aufgrund seiner militärischen Dienstverpflichtung keine Lehrtätigkeit mehr ausübte.⁵³⁸ Auch wenn Schwarz nach dem Urteil des NSDD-Führers die erwartete politische Zuspitzung seiner philosophiehistorischen Forschungen vermissen ließ, so erwiesen sich seine Hegel-Studien keineswegs als resistent gegenüber weltanschaulicher Aktualisierung. Das hellste Licht darauf warf jedoch erst ein Nachkriegsessay über ‚Das Schöpferische im Weltbild der Wissenschaft'. Hier sprach Schwarz aus, was seiner Beschäftigung mit Hegel eigentlich seit 1926 zugrunde lag: die Überwindung des Gegensatzes zwischen sittlicher Existenz und wissenschaftlichem Weltbild, die den neuzeitlichen Menschen in eine Lage versetzt habe, „in der wir mit unserem eigenen Sein Fremdlinge" seien in der von uns wissenschaftlich beherrschten Welt. F. G. Jüngers Technik-Kritik bemühend, kam Schwarz von da aus zum Entfremdungsphänomen der modernen Arbeitswelt und zur ebenso der strengen Ratio anzulastenden Naturvernutzung. Dieser unheilvolle, für ihn natürlich mit „Descartes" anhebende Prozeß müsse gestoppt und das verdinglichende Bewußtsein der „ausbeuterischen Haltung" von einem aufs „Ganze der Wirklichkeit" neu ausgerichteten „Weltbewußtsein", Albert Schweitzers „Haltung der Ehrfurcht", abgelöst werden.⁵³⁹ In der Dissertation äußerte sich dieses Unbehagen an der Moderne noch in einer Rekonstruktion der Philosophie des jungen Hegel, die politisch am Begriffeines Gemeinwesens orientiert war, das sich individualistischen Gesellschaftstheorien westlicher Naturrechtler entgegenstellte.⁵⁴⁰ Die 1938 bei Klostermann, dem Verlag von Gerhard Krüger, Schlechta und Ritter, publizierte Habil.-Schrift (‚Hegels philosophische Entwicklung') nahm diesen Faden wieder auf: Sie

535 Ebd.; Dozentenschaft Köln/Birkenkamp an REM v. 9. 3. 1939.

536 Ebd.; Heimsoeth an Dekan v. 28. 2. 1939.

537 Ebd.; Rektor Köln an REM v. 21. 4. 1939.

538 Ebd.; Schrw. Phil. Fak. Köln mit REM ab Oktober 1939. - Lt. KGK 1950, Sp. 2434, ist Schwarz am 27. 8. 1947 in Eutin verstorben.

539 Schwarz 1947, S. 7, 78f., 84-86.

540 Ders. 1931.

galt nicht dem Systemdenker, sondern dem von der „Anschauung von schöpferischen Wirklichkeiten“ bestimmten Gegner des „Aufklärungsdenkens“.⁵⁴¹ Hegels 1926 nur angetippte Kritik der jüdischen Religion wurde nun eingehender behandelt. Die jüdische Form der Religiosität stehe bei dem jungen Hegel für „Naturfremdheit, materielle Gebundenheit, Herrschaft weltlos abstrakter Prinzipien“.⁵⁴² Die Seinsprinzipien des im Judentum prototypisch repräsentierten Menschentums, das sich aus dem lebendigen Weltzusammenhang herauslöse⁵⁴³, wirken für Hegel fort bis in die rationalistische Aufklärung. Sein Ringen mit dem neuzeitlichen Subjektivismus, dem „Reflexionsstandpunkt der cartesischen Tradition“, habe dann Impulse für die „Erneuerung des Lebens“ gegeben, das den Menschen wieder von der „Ewigkeit her im Sein“ verwurzele.⁵⁴⁴

5.4. Hamburg 1936: Günter Ralfs

In seiner Studie über das Hamburger Philosophische Seminar unterscheidet Josef Meran im Falle des Habilitanden Günter Ralfs zwischen taktischer Anpassung und - trotz diagnostizierter „wissenschaftlicher Disposition zur Philosophie des irrationalen“ - jener inhaltlichen Differenz, die zwischen Ralfs Denken und nationalsozialistischer Weltanschauung bestand und die seine Habilitation gefährdet habe.⁵⁴⁵ Von Dithmarscher Bauern abstammend, wurde Ralfs eher „zufällig“ am 17. Dezember 1899 in Braunschweig als Sohn eines Kaufmanns geboren. Als Unterprimaner meldete er sich 1917 freiwillig. An der Westfront erlebte er, einen Band Platon oder Thukydides oft neben dem Scherenfernrohr, die monatelangen Stellungskämpfe in Flandern. 1918 nahm er an der Frühjahrsoffensive und den Rückzugsschlachten als Feldartillerist teil, wo er in den letzten Kriegstagen eine schwere Gasvergiftung erlitt. Zurückgekehrt ins heimische Braunschweig, um das Abitur nachzuholen, trat Ralfs in die Einwohnerwehr ein, die sich Anfang 1919 gegen die kommunistische Räteregierung gebildet hatte. Während der ersten drei Semester des anschließend in Berlin aufgenommenen Studiums fühlte er sich besonders von Friedrich Wolters, dem Historiker aus dem George-Kreis, angezogen, so daß es überzeugend klingt, wenn er rückschauend urteilte, mit der in Heidelberg entstandenen Dissertation: ‚Das Irrationale im Begriff. Ein metalogischer Versuch‘ (1924) sei er eher *gegen* als *von* Rickert promoviert worden. Sei es ihm doch um nicht weniger als um die erkenntnistheoretische Begründung der vorbegrifflichen Sphäre des Erkenntnis-Prozesses gegangen. Um seine Kriegsverletzung auszuheilen, zog sich Ralfs von 1926 bis 1930 auf die Halbinsel Darß nach Vorpommern zurück, wo er den Faden der Dissertation weiterspinn zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Rickerts Erkenntnistheorie: ‚Sinn und Sein im Gegenstand der Erkenntnis. Eine transzendentalphilosophische

541 Ders. 1938, S. VIII. Vgl. ebd. S. IX: Hegel wird hier, für einen Heimsoeth-Schüler wohl unvermeidlich, in die Tradition spezifisch deutsch-metaphysischen Denkens eingereiht: Was Böhme in der „Tiefe des Volksgemüts“ ahnte, habe Hegel begrifflich legitimiert.

542 Ebd., S. 48. Für die Diss. vgl. ders. 1931, S. 28ff.

543 Ebd., S. 47; das von Hegel auf Abraham gemünzte Wort, in seiner Wesensart sei er ein „Fremdling auf Erden“ gewesen, nahm Schwarz 1947, S. 7, auf, um die modernen Menschen als „Fremdlinge“ in der technisierten Welt zu bezeichnen.

544 Schwarz 1938, S. 60, 303.

545 Meran 1991, S. 476.

Erörterung' (1931). Trotzdem bemühte sich Rickert, ihm den Weg zu einer Habilitation in Kiel, bei Kroner und Stenzel, zu ebnen, was an deren Amtsenthebung 1933/34 scheiterte.⁵⁴⁶ Bis 1930 hatte Ralfs sein Privatgelehrten-dasein mit väterlichen Zuwendungen aufrechterhalten, die dann in der Wirtschaftskrise ausblieben. Er war daher auf eine Dozentur angewiesen und wandte sich Ende 1934 an die Hamburger Fakultät. Dort reichte er eine Arbeit ‚Logik der Synthesis. Ein Beitrag zur kritischen Ontologie‘ als Habilitationsschrift ein, die schon vom Erstgutachter Noack mit wenig Begeisterung als zu unoriginell und Rickerts Denken zu sehr verhaftet beurteilt wurde. Deuchler und etwas wohlwollender auch Westphal sprachen sich rundheraus für eine Ablehnung aus, weil sie darin eine Auseinandersetzung mit politischen, sozialen und kulturellen Gegenwartsfragen vermißten. Kritisch wurde Ralfs' Lage, als die wenig günstige Beurteilung aus dem Dozentenlager Tännich das REM erwägen ließ, ihm die Dozentur zu verweigern.

In dieser Phase mußte sich Ralfs, der erst 1937 einen Antrag zur Aufnahme in die NSDAP stellte und seit 1934 nur die Zugehörigkeit zur SA-Reserve vorweisen konnte, inhaltlich umorientieren. Dies klang bereits im Thema seiner Probevorlesung Aufgaben der deutschen Philosophie (vorgeschlagen am 22. Januar 1936) an. Am 24. Januar 1936, dem Geburtstag Friedrichs II., beantragte er - sich gegenüber Rektor Rein dazu bekennd, schon als Student die Totenmaske des großen Königs mit sich geführt zu haben -, bei der Notgemeinschaft ein Stipendium, um seine Studien über Heinrich von Stein zum Abschluß bringen zu können. Als Befürworter gewann er den ehemaligen Heidelberger Studienkollegen Glockner, der 1934 den im Umkreis Wagners und Nietzsches angesiedelten Stein als Wegbereiter der nationalsozialistischen Idee wiederentdeckte und ihn der Notgemeinschaft entsprechend angepriesen hatte, dabei vor allem auf H. St. Chamberlains Stein-Monographie verweisend,⁵⁴⁷

Ralfs erste Publikation über Stein, eine kommentierte Edition der Tagebuchnotizen seines Braunschweiger Lehrers und Stein-Adepten Richard Elster, erschien Anfang 1936 in Glockners „Zeitschrift für deutsche Kulturphilosophie“.⁵⁴⁸ Im Frühjahr 1936 nahm Ralfs an einem Wissenschaftslager der Dozentenschaft teil und arbeitete dafür einen Vortrag über „Die Stellungnahme des Humanismus zu den Fragen des Bauernkrieges“ aus, der den Bauernkrieg als ersten Aufstand des deutschen Volkes deutete, den der um die Ausprägung der Nationalcharaktere zwar verdiente, letztlich aber doch übernationale Humanismus als solchen nicht begriffen habe. Diese Anpassungsübungen genügten aber nicht, um einer „zwei-

546 StAHH, HW, PA Ralfs und Doz., PA IV/811.

547 BAK, R 73/13778; Antrag Ralfs an NG v. 24. 1. 1936 und Gutachten Glöckner undat. (Eingang v. 27. 1. 1936) sowie Arbeitsberichte Ralfs 1936-1940. - Rothacker als beigezogener Gutachter befürwortete den Plan als „kulturpolitisch begrüßenswert“, und so sprach sich Spranger als Vorsitzender des Fachausschusses für eine Unterstützung aus. Das kulturpolitische Gewicht hängte er jedoch niedriger als Glockner und Rothacker. Allenfalls ein Jahr für die dringendsten Arbeiten über diesen „interessanten Seitenzweig deutscher Philosophie“ solle die NG finanzieren, da eine Gesamtausgabe „schwerlich viel Beachtung“ fände (ebd., Votum Spranger v. 23. 2. 1936). Nachdem im Mai 1936 eine angeforderte Stellungnahme Heyeses positiv ausgefallen war, bewilligte man ein Forschungsstipendium zunächst v. 1. 6. - 30. 11. 1936 und befreite den in bedrängten Verhältnissen lebenden Ralfs zumindest von akuten Existenzängsten.

548 Ralfs 1936.

feihafter Beurteilung" durch den Kursleiter zu entgehen, die wiederum das REM bewog, die Genehmigung der Dozentur zurückzustellen.⁵⁴⁹

Mit einer gut aufgebauten Selbstinterpretation versuchte Ralfs im September 1936, Rein für sich zu gewinnen. Die Dissertation qualifizierte er als „scharf[e]n Angriff gegen die rationalistische Begriffskultur jener Zeit". Auch hob er die „innere Aktualität" seiner erkenntnistheoretischen Legitimierung des Irrationalismus geschickt hervor. Diese Einschätzung war nicht neu, wog aber wohl zusammen a) mit dem Bekenntnis, im Gemeinschaftserlebnis des Dozentenlagers vom Nationalismus zum Nationalsozialismus gefunden zu haben, und b) aufgrund der mit den Stein-Forschungen bewiesenen Neuorientierung so schwer, daß Rein beim REM intervenierte und Ralfs im Oktober 1936 endlich seine Dozentur erhielt

Nur von dem bis zum Herbst 1938 verlängerten Stipendium lebend und mit der Versorgung seines Vaters belastet, war Ralfs bestrebt, die Aktualität des Stein-Themas in bescheidenem Umfang materiell zu nutzen. An der Hamburger VHS übernahm er eine Vorlesungsreihe „Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Eine kulturpolitische Auseinandersetzung" (1937). Hinzu kamen einige populär gehaltene Arbeiten sowie, nach seinem Parteieintritt, Schulungsvorträge vor Hamburger Ortsgruppen der NSDAP. Auch seine akademische Lehrtätigkeit konzentrierte sich stärker auf zeitnahe und zeitgemäße Themen (s. Anhang).

5.5. Heidelberg 1937/39

Genau genommen sind es drei Habilitanden, denen Ernst Krieck zwischen 1937 und 1939 in Heidelberg zur *venia* verhalf, denn neben Wilhelm Classen und Willy Kunz ist Friedrich Wagner zu erwähnen, dessen akademischer Werdegang hier aber erst im Zusammenhang mit der Besetzung eines Berliner Lehrstuhls für Staats- und Kulturphilosophie (1943, s. u. Kap. B II.) berücksichtigt werden soll. Der Zuschnitt von Wagners Dozentur, die auf Staatslehre und Staatsphilosophie lautete, charakterisiert jedoch auch die von Krieck vorgegebene forschungspolitische Strategie, der Classen und Kunz folgten. Wie in Baeumlers Institut für politische Pädagogik sollte der Zuständigkeitsrahmen des Faches Philosophie zur Weltanschauungslehre, die Philosophiegeschichte zur Weltanschauungsgeschichte und politischen Ideengeschichte hin erweitert werden. Ihren politischen Nutzwert sollte sie dadurch unter Beweis stellen, daß sie, nach dem Muster der sicherheitsdienstlichen Gegnerforschung der Krieck-Schüler Franz Alfred Six und Reinhard Höhn, im Krieg der Ideologien Analysen und Argumente lieferte. Danach richtete sich Kriecks Lehrtätigkeit, seine Praxis bei der Vergabe von Doktorarbeiten und eben die Auswahl und Führung der Habilitanden. Es ergab sich zwangslos aus diesem Verständnis anwendungsbezogener Wissenschaft, daß Classen, Wagner und Kunz in ähnlicher Weise wie Baeumlers Schüler zeitweise als kulturpolitische Funktionäre im Parteiapparat tätig waren.

5.5.1. Wilhelm Classen

Im März 1938 wurde die bis dahin auf Pädagogik begrenzte Dozentur Wilhelm Classens auf Philosophie erweitert. Abgesehen von einer Veranstaltung über philosophische Zusammenhänge in der Pädagogik des 20. Jahrhunderts (WS 1939/40) hat Classen, der sich immerhin

549 StAHH, HW, PA Ralfs; REM an Dekan v. 25. 7. 1936.

mit einer philosophischen Arbeit habilitiert hatte, von dieser Befugnis aber nie Gebrauch gemacht. Das ist nur eine von vielen Merkwürdigkeiten, die an dieser akademischen Karriere auffallen.

Classen wurde am 28. Oktober 1903 in St. Tonis am Niederrhein als Sohn eines Kaufmanns geboren und katholisch erzogen. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule durchlief er an der Präparande und am Seminar in Kempen eine 1923 abgeschlossene Ausbildung zum Volksschullehrer. 1924 holte Classen in Köln die Reifeprüfung nach, um dann bis 1928 in Jena (bei Bauch, Wundt, Linke, Petersen), Köln (Scheler, Schneider) und Münster Philosophie, Pädagogik, Geographie und Germanistik mit dem Ziel zu studieren, in den höheren Schuldienst eintreten. 1927 promovierte er bei Kabitz in Münster mit ‚Studien zur Sexualpsychologie und -pädagogik der Gegenwart‘, einer Arbeit, die gegen Freud die christliche Sexualethik verteidigte und in recht konventioneller Manier dafür eintrat, Jugendlichen die „Kultur des Schamgefühls“ zu vermitteln, um die „sinnlich-triebhafter Natur“ frühzeitig ethischen Normen unterzuordnen. Nach den 1928 und 1929 abgelegten Staatsexamina unterrichtete Classen als Studienassessor in Duisburg und Krefeld, bevor er 1931 an die Deutsche Schule in Athen und von 1932 bis 1935 als Lektor an die Staatshochschule von Yamaguchishi (Japan) wechselte. Dort trat er 1933 auch der NSDAP bei. Zurückgekehrt erhielt er, nach einem Intermezzo als Gymnasiallehrer in Köln, im Oktober 1935, ohne daß eine Verbindung zuvor ersichtlich geworden wäre, eine Assistentenstelle bei Kriek. Nach einem halben Jahr in Heidelberg reichte er eine in der Druckfassung nur 56 Seiten zählende Abhandlung über ‚Thomistische Anthropologie in völkisch-politischer Sicht‘ als Habilitationsschrift ein. Da Kriek das kritische Urteil Ernst Hoffmanns, des gerade aus dem Amt entfernten Fachmanns für mittelalterliche Philosophie, nicht mehr zu fürchten brauchte, war der Zeitpunkt gut gewählt, um dieses Verfahren offenbar ohne den geringsten Widerstand erfolgreich durchzuführen. Kriek kam denn auch in seinem Votum mit einer knappen Seite aus: Classen habe als erster die verstreuten Ansichten Thomas von Aquins zur Einordnung des Menschen in die Gemeinschaft systematisiert und sie „aus der rein philosophiehistorischen Sphäre hinaus“ in die Arena der Auseinandersetzung mit Krieks völkisch-politischer Anthropologie gezogen. Insofern sei sie ein Beitrag nicht nur für die systematische und historische Erziehungswissenschaft, sondern diene auch der „Klärung kulturpolitischer Grundfragen, da sich die katholische Kirche in Rechtfertigung ihrer Kulturpolitik ja auf die thomistischen Lehren stützt“. Das Kolloquium über: Probleme der Erziehung und Bildung für die auswärtige Politik vom Nationalsozialismus her scheint danach ungestört verlaufen zu sein. Zumal - nach dem Bericht des Dekans zu urteilen - Classens politische Eignung für die Beurteilung hier ebenso ins Gewicht fiel wie zuvor schon in Krieks Votum. Im November 1937 lieferte Classen dann eine Lehrprobe über: Volksgedanke und Erziehungswissenschaft, die ihm im Januar die Dozentur für Pädagogik eintrug.⁵⁵⁰ Schon davor, im April 1937, war ihm in der Staats- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät ein Lehrauftrag für Auslandskunde erteilt worden. Etwa gleichzeitig stieg er auch zum stellvertretenden Leiter der Auslandsabteilung der Heidelberger Universität auf, übernahm also u. a. die Verantwortung für den Gesamtbereich des Auslandsstudiums, der Ferienkurse für Ausländer usw. Fortan, bis

550 Classen 1928, S. 104f., 109 und vita. - UAHd., PA 3484; PA Classen, Habil-Verfahren 1936-1937 (Lebenslauf Classen v. 16. 5. 1936, Gutachten Kriek undatiert/wohl Mai 1936 und Dekanatsberichte v. 18.6. 1936 bzw. 29. 11. 1937).

zum SS 1942, unterbrochen nur durch eine Japanreise im Auftrag der Reichsstudentenführung (1940), unterrichtete er in beiden Fakultäten: in Kriecks Seminar (bis zum WS 1939/40) bot er pädagogische (darunter: „Die Bedeutung neuerer rasse- und vererbungswissenschaftlicher Ergebnisse für die Pädagogik“), bei den Staatswissenschaftlern auslandskundliche Veranstaltungen (bis zum SS 1942, während des Krieges mit Schwerpunkt Ostasien; s. Anhang) an.⁵⁵¹

Abgesehen von der Habil.-Schrift trat Classen auf philosophischem Gebiet publizistisch nicht hervor. Und seiner eng an Kriek angelehnten Kritik am Menschenbild des Aquinaten ging es primär darum, den Sinn für dessen aktualisierbare politische Konsequenzen zu schärfen, etwa für den Volk und Staat auflösenden Universalismus des Gemeinschaftsbegriffs, die von Classen behauptete Vereinnahmung Thomas' durch die westeuropäische Neuscholastik, die seinen Individualismus verabsolutiere, um den Demokratismus zu stützen, oder für die angebliche Thomas-Verfälschung durch jenen Teil des politischen Katholizismus, der bestreite oder verschweige, daß sich die moderne Rassenhygiene für die Zulässigkeit der Sterilisation und sogar für die Ausmerzungen Minderwertiger auf die Autorität des Kirchenlehrers berufen dürfe.⁵⁵²

5.5.2. Willy Kunz

So ganz und gar war er das Geschöpf seines Lehrers, daß man Willy Kunz für den jüngeren Kriek halten konnte. Binnen zweier Jahre schaffte er dank Kriecks Hilfe den Aufstieg vom Doktoranden zum Dozenten, und wenn die Zeitläufe etwas günstiger gewesen wären, hätte er 1942, mit 29 Jahren, Böhm's Nachfolge als pl. Extraordinarius antreten dürfen - ein vergleichbarer Fall wissenschaftspolitisch motivierter Protektion ist nach 1933 unter Nachwuchsphilosophen nicht nachweisbar.

Kunz wurde am 6. Dezember 1913 in Duisburg als Sohn eines im Mai 1914 tödlich verunglückten Eisenbahners geboren. Aufgewachsen bei den Großeltern in Grensau im Westerwald, begann er nach dem Abitur in Neuwied (1933) und einem Werkhalbjahr im Arbeitsdienst zum WS 1933/34 ein philosophisch-neuphilologisches (Deutsch, Anglistik), vom Deutschen Studentenwerk gefördertes Studium in Bonn. Zum WS 1935/36 wechselte er nach Heidelberg, wo ihn Kriek und Lugowski nach nur drei weiteren Semestern mit einer Untersuchung über: ‚Goethe und das Politische. Mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zum friderizianischen Staat‘ promovierten. Kunz, seit 1. April 1937 auf Honorarbasis, 1938 apl. (ab 1. 10. 1939: pl.) Assistent Kriecks, war von 1933 bis 1935 aktiver SA-Mann, hatte seit 1935 in der HJ (Bannführer) sowie zwischen 1933 und 1940 (dem Jahr seiner Aufnahme in die NSDAP) im Heidelberger NSDStB, im NSDD und im Kulturstamt der Reichsjugendführung verschiedene Ämter inne, legte aber ungeachtet dieser zahlreichen politischen und beruflichen Verpflichtungen schon im April 1939 seine Habilitationsschrift vor: ‚Gestaltwirklichkeit und Lebensgestaltung. Zur Geschichte des deutschen Idealismus (1780-1830)‘. Unter der Regie Kriecks, dem Böhm und als Dekan der Kunsthistoriker Schrade sekundierten, kam das Verfahren mit einem am 20. Mai 1939 gehaltenen Probevortrag zum Thema: Jacob Burckhardts Bild der Geschichte und der weltanschauliche Libera-

551 Vorlesungsverzeichnisse Universität Heidelberg WS 1937-WS 1944/45.

552 Classen 1937, S. 14, 28, 38ff.

lismus des 19. Jahrhunderts zum erfolgreichen Abschluß - ohne daß eine kritische Gegenstimme in der Fakultät laut geworden wäre. Daß es dazu Anlaß gegeben haben könnte, deutet Schrades Bericht über den Probevortrag zumindest an. Denn Kunz' Versuch, Burckhardts geistesgeschichtliche Stellung von „den Wertsetzungen des Nationalsozialismus her zu umreißen“, hätte auch der „Gefahr willkürlicher Verzeichnung“ verfallen können. Obwohl Schrade diese immer noch am Objektivitäts ideal orientierte Vermutung sogleich zurückwies, bestätigten sein Fazit - Kunz habe die Ablösung von der „Welt der politischen Entscheidung“ und die „Verdrängung des politischen Geschichtsbewußtseins“ durch den „Absolutheitsanspruch“ von Burckhardts „Kulturglauben“ plastisch dargestellt - und die gedruckte Fassung des Vortrags, daß es dem Habilitanden natürlich um eine nationalsozialistische Kritik des Liberalismus gegangen war. Ebenso fügte sich die Habil.-Schrift nach Kriecks Urteil in die Konfrontation mit dem auch politisch ausstrahlenden, in der Goethezeit geformten spätbürgerlich-idealistischen Menschen- und Geschichtsbild ein. Trotz des anfangs gewählten Untertitels („Geistesgeschichte des deutschen Idealismus“) sei für Kunz das „historische Anliegen“ nicht primär: „Vielmehr geht das eigentliche Ziel und Wagnis dahin, in neuer Fragestellung an die große Vergangenheit hinzutreten [sie] und mit dieser eine Auseinandersetzung von der gegenwärtigen Weltanschauung her zu vollziehen, daß dabei die Grundlagen einer neuen völkisch-politischen, geschichtlichen Wirklichkeitserkenntnis gewonnen werden.“ Dabei werde schließlich der Idealismus „endgültig als ‚historisch‘ in seine eigene Zeit entlassen“ und die „neue Natur- und Geschichtsphilosophie“ gegen ihn scharf abgehoben. Immerhin ging Böhm diese radikale Traditionskritik doch erheblich zu weit: Kunz verkenne die Heterogenität des „Idealismus“, seine „eigentliche Größe und Fruchtbarkeit“, dessen Einheitlichkeit ein Konstrukt sei. Fast sämtliche Idealisten hätten „in hohem Grade außerhalb des europäisch-rationalen Mediums“ gestanden. Das gelte für Schellings Anstrengungen, den Idealismus von innen her zu überwinden wie für den jungen Hegel und sogar noch für dessen Logik.⁵⁵³

Kunz erhielt am 27. Februar 1940 eine Dozentur für Philosophie und Erziehungswissenschaft, die er aber wegen seiner im Juli 1939 erfolgten Einberufung nicht mehr wahrnehmen konnte. Auch im Felde unablässig Aufsätze produzierend, legte er 1942, rechtzeitig zu Kriecks 60. Geburtstag, eine Monographie zu Leben und Werk seines Förderers und alter ego vor.⁵⁵⁴ Als Leutnant und Regimentsadjutant ist Kunz Mitte Januar 1943 in Stalingrad gefallen.

Im Rahmen von Kriecks „völkisch-politischer Anthropologie“ widmete sich Kunz in seiner Dissertation der Destruktion des apolitischen, auf die Ausbildung der „Persönlichkeitskultur“ fixierten, latent kosmopolitischen „Goethe-Deutschen“.⁵⁵⁵ Der Habil.-Vortrag über Burckhardt schloß sich dann weitgehend an den sonst im Kreise Kriecks wenig geschätzten Christoph Steding an und ordnete den Baseler Geschichtsdanker unter die wir-

553 UA-Hd, H-IV-757/40; Promotion Kunz, Gutachten von Kriek und Lugowski (undat.), sowie ebd., B-3093, PA Kunz; Voten von Kriek (21. 4.), Böhm (14. 5.) und Bericht Schrade (21. 5. 1939). Zu Burckhardt: Kunz 1939b. Zu Mitgliedschaften und amtlichen Funktionen: BAZ, MF und BAK, R 21/10011, Bl. 5682; 10057, Akte Kunz; 10225, betr. posthume Ernennung zum apl. Prof. (1943).

554 Kunz 1942.

555 Kunz 1938a. Eine ausführliche Würdigung von Kriecks Anthropologie bei Kunz 1942, S. 98ff., sowie ders. 1938b.

kungsmächtigten Ideologen des Liberalismus und des staatsfeindlichen Individualismus ein, dessen von jeher reichsfeindliche Heimatstadt auch durch die von ihm geprägte geistige Atmosphäre zum Zentrum der gegen das nationalsozialistische Deutschland agitierenden Emigration geworden sei.⁵⁵⁶ Ähnlich wie Böhm eine anti-cartesische Linie aufbaute, war auch Kunz in seiner Habil.-Schrift bemüht, dem rationalistisch-westlichen Triumvirat Kant-Schiller-Hegel mit Hamann-Herder-Goethe ein Dreigestirn entgegenzusetzen, das eine von Fremdeinflüssen weitgehend freie Tradition deutscher „Weltdeutung“ verkörperte, die nach Kriecks Ansicht von Meister Eckhart über Paracelsus und Leibniz bis zum Nationalsozialismus führte.⁵⁵⁷

5.6. Königsberg 1938/39

5.6.1. Kurt Leider

Aufgrund der schlechten Aktenüberlieferung kann man über den Ablauf von zwei Königsberger Habilitationsverfahren kaum etwas mitteilen. Über Kurt Leider, den ersten Habilitanden, den man nach Jahrzehnten an der Albertina im Fach Philosophie überhaupt vorzuweisen hatte, ist zudem auch sonst wenig bekannt. Der am 29. Juni 1902 als Sohn eines Försters im ostpreußischen Kreis Wehlau geborene Leider, der 1920 am Königsberger Hufengymnasium sein Abitur machte, studierte an der Albertina, in Berlin und Heidelberg, wo er im Juli 1925 bei Jaspers mit einer Art Begriffsdichtung: „Das Transzendente“ promovierte.⁵⁵⁸ Im April 1938 erhielt er den Dr. phil. habil. aufgrund einer noch von Goedeckemeyer angenommenen Studie: „Das transzendente Bewußtsein oder die Welt als Erscheinung (zugleich eine Beantwortung der Frage: wie ist Metaphysik möglich?)“.⁵⁵⁹ Aloys Müller hat diese Schrift 1941 in der DLZ vernichtend kritisiert als eine Mischung aus nietzeanisch-exaltiertem Stil und kantianisierend-redundantem Inhalt. Tatsächlich ist sie ein plastisches Beispiel für jene das Versprohene streifenden, esoterisch-begriffsspaltenden „Privatphilosophien“, wie sie im akademischen Milieu noch in den 30er Jahren gediehen (vgl. etwa Barthel!).⁵⁶⁰ Dieses Unzeitgemäße dürfte Leider dann auch die Zulassung zur Dozentur verstellt haben. 1943 brachte ihn der Königsberger Kurator noch einmal - erfolglos - im REM in Erinnerung mit dem Vorschlag, ihm in Posen eine Dozentur zu übertragen.⁵⁶¹ Da schlug sich

556 Ders. 1939b.

557 Ders. 1939a.

558 Biographische Angaben nach der knappen Vita in: Leider 1925. Diese Dissertation kommt bezeichnenderweise ohne Anmerkungen aus, da der Vf. sich als „Originalgenie“ auf keinen Referenztext beziehen zu müssen glaubt. Was er über das Transzendente in mitunter lyrischer Form aussagt, ist daher auch entsprechend subjektivistisch-unvermittelbar: „Ich und Gott träumen, wo sie erscheinen. Sie träumen von grenzenlosen Grenzen, und, in dem sie von ihnen träumen, sehen sie sie, die doch unsichtbar sind.“ (ebd., S. 19-so geht es über die gesamte Distanz von 70 Seiten!).

559 Leider 1939.

560 A.Müller 1941.

561 BAZ, REM-HLK. - Eine Verbindung zur östlicher. Reichsuniversität ergab sich aus Leiders Mitarbeit an einem Sammelwerk des Posener Psychologen Hippus (Leider 1943). Immerhin ist damit nachgewiesen, daß Leider 1943, wie zuvor Lorenz und Stavenhagen, 1943 in Posen an den völkerpsychologischen Experimenten von Hippus beteiligt war (vgl. seine Beiträge in: Hippus 1943) und dort am Philosophischen Institut bis Anfang 1945 beschäftigt gewesen sein dürfte (vgl. seinen Hinweis auf

Leider bereits als Journalist durch, der auch das ostpreußische Parteiblatt der NSDAP mit philosophiehistorischen Feuilletons belieferte.⁵⁶²

5.6.2. Helmut Schelsky

Schelsky wurde 14. Oktober 1912 in Chemnitz als Sohn eines Zollbeamten geboren. Nach dem Abitur in Dessau (1931) verbrachte er das SS 1931 in Königsberg bei Heimsoeth und Rothfels, um dann für die nächsten vier Jahre ausschließlich in Leipzig bei Driesch und Litt, hauptsächlich aber bei Gehlen und Freyer Philosophie und Soziologie zu studieren. Die im Frühjahr 1935 eingereichte Dissertation: ‚Theorie der Gemeinschaft nach Fichtes Naturrecht‘ quittierte Gehlen mit einem überschwenglichen Gutachten, demzufolge der Doktorand auf „von Fichte nicht erschlossene Gebiete des Leibes, des leib-seelischen Zusammenhangs (Geschlecht, Generation, Gemeinschaft usw.)“ im „strengen Weiterdenken“ des klassischen Ansatzes vorgestoßen sei. Dagegen endete die Arbeit mit dem etwas kleinlauten Eingeständnis, auch selbst noch nichts beigetragen zu haben zur Aufgabe des gegenwärtigen idealistischen Denkens, eine „Wissenschaftslehre der Wissenschaft vom Leibe“ schaffen zu müssen. Wo Gehlen und auch der Korreferent Freyer offenbar erste Ansätze zur anthropologischen Umformung des idealistischen Erbes zu entdecken meinten, bemerkte Baeumler (zutreffender): Die schwer lesbare und betont abstrakt gehaltene Arbeit vermische nur Schelsky und Fichte. Ihr philosophischer Gehalt bleibe hinter dem terminologischen Aufwand weit zurück. Von diesem Gutachten an, das der DFG abriet, Schelskys mittels einer „Untersuchung über die Grundlagen der Rechts- und Staatsphilosophie“ verfolgten Habilitationspläne „mit öffentlichen Mitteln“ zu finanzieren, dürfte die Personalakte des Gehlen-Schülers mit recht disparaten Beurteilungen gefüllt worden sein. Denn kontinuierlich hat Baeumler Schelskys akademisch-politische Karriere zu behindern versucht, während Gehlen und Freyer, unterstützt wohl von Harmjan, sie mit einigem Erfolg förderten. Baeumler verwarf 1938 auch Schelskys zu Schulungszwecken konzipierte politische Ideengeschichte des Liberalismus. Er hielt Schelsky für einen versierten und wendigen „Intellektualisten“, dem jeder Sinn für Historie, speziell für den Gang der deutschen Geschichte, ebenso fehle wie eine Vorstellung von Rasse. Darum zog er ihn 1939 nicht als Teilnehmer für die Philosophische Arbeitsgemeinschaft seines Hauptamtes Wissenschaft in Betracht, und darum glaubte er 1940, die Prager Fakultät im Falle Schelskys zur „Vorsicht“ ermahnen zu müssen. Trotz dieser Stolpersteine gelang Anfang 1939 die Habilitation bei Gehlen und Ipsen in Königsberg mit der erst 1981 publizierten Arbeit: ‚Thomas Hobbes. Eine politische Lehre‘.⁵⁶³

Schelsky, der vom März 1937 bis Oktober 1938 apl. Assistent in Leipzig war und dann Gehlen nach Königsberg folgte, erhielt dort dann doch seit dem 1. November 1938 als Stipendiat Mittel aus dem REM-Etat zur Förderung des Hochschulnachwuchses. Die schnelle, zum 1. November 1939 wirksam gewordene Verleihung der Dozentur für Philosophie und Soziologie weist zudem darauf hin, daß Baeumler auf dieses Verfahren keinen Einfluß ge-

umfangreiche Manuskripte, die er kriegsbedingt in Posen habe zurücklassen müssen, Leider 1984). - Nach 1945 war Leider Leiter einer von ihm 1952 gegründeten, privaten „Philosophischen Akademie“ in Lübeck, die im wesentlichen seiner „Transzendentalen Idealitätsphilosophie“ ein Forum bot.

562 Vgl. Leider 1941-1944.

563 Schelsky 1981. - Der Probenvortrag widmete sich dem Thema: Die geistigen Grundlagen des Faschismus (nach Ekdahl 2000, S. 738).

nommen hat. Schelsky wechselte 1940 für ein Jahr als Assistent Freyers ans Deutsche Wissenschaftliche Institut nach Budapest, bevor ihn die Einberufung traf und er bis 1945 als Infanterieoffizier an der Ostfront diente. Zum 1. April 1943 erhielt Schelsky den Ruf zur Wahrnehmung eines Lehrstuhls für Soziologie und Staatsphilosophie in Straßburg, ohne daß ihn die Wehrmacht für diese Aufgabe freigestellt hätte. Zu diesem Zeitpunkt glaubte der SD aufgrund neu eingegangenen Materials, Schelsky politisch „positiv“ beurteilen und ihn in die Schar jener Dozenten einreihen zu dürfen, von denen eine nationalsozialistische Philosophie zu erwarten sei.⁵⁶⁴ Gleichwohl vergaß man nicht festzuhalten, daß diese Nachwuchskraft einst „eine Zeitlang Spannsche Gedankengänge vertreten“ und sich erst dann „schärfstens distanziert“ habe, als von Rosenberg der Gegensatz zu Spanns Universalismus hervorgekehrt worden sei. Auch in der Notiz über die Verbindung zu Freyer klang Mißbilligung an. Es scheint also so, als ob Baeumlers Warnungen zumindest bis Ende der 30er Jahre das eher negative Bild Schelskys bei Parteiinstanzen bestimmte. Doch nur, wer weltanschauliche Geschlossenheit innerhalb der NSDAP voraussetzt, mag darüber staunen, daß ein Schüler des bei Baeumler ebenso unbeliebten Gehlen *trotzdem* für Rosenbergs Außenpolitisches Amt und für die Baeumler in der Dienststelle Rosenberg benachbarte Schrifttumsstelle Hagemeyers und deren Organ „Bücherkunde“ gutachtend und publizierend tätig sein durfte.⁵⁶⁵

Die widersprüchlichen Beurteilungen über die weltanschauliche Relevanz von Schelskys Schrifttum korrespondieren mit dem Gegensatz, der sich zwischen seiner Funktionärskarriere und dem frühen philosophisch-politischen Schrifttum auftut. Äußerlich scheint Schelsky ein vorbildlicher Nationalsozialist gewesen zu sein: 1929 schon im NS-Schülerbund, ab Mai 1932 im NS-Studentenbund, wenige Monate später in der studentischen SA, war er 1933/34 Schulungsleiter in der mitteldeutschen HJ, Abteilungsleiter in der Kreisleitung der NSDAP Leipzig, von 1932 bis 1935 Kreis- und stellvertr. Gaustudentenbundsführer des NSDStB Gau Magdeburg-Anhalt sowie seit 1933 Mitarbeiter in der Dienststelle Rosenberg und deren Außenpolitischen Schulungshaus. Seit dem 1. Mai 1937 gehörte er auch der NSDAP an.⁵⁶⁶ Publizistisch hat dieser Parteiaktivismus jedoch wenig Spuren hinterlassen: Philosophisch stand die „empirische Wende“ noch erst bevor, und was er bis dahin, d. h. bis zu seiner Beschäftigung mit Staatsphilosophie, insbesondere mit Hobbes, veröffentlichte, ließ nur für einen wohlmeinenden Rezensenten wie Gehlen erkennen, daß in den Interpretationen von Fichte und Schelling eine neue „Philosophie der Politik“ zum Vorschein gekommen war.⁵⁶⁷

564 UAL, Phil. Prom. Nr.735, Bl 1-Ir; Voten Gehlen/Freyer zur Dissertation Schelsky v. 26. 4. bzw. 16. 5. 1935.-BAK, NS 15/227, Bl. 137-138; Baeumler an DFG v. 4. 2. 1936. Ebd., 105-110; Briefwechsel Baeumler/Bahr (Dienststelle Rosenberg/Amt für Lehrplanung) und Gutachten Baeumlers über einen Entwurf Schelskys zum Thema „Liberalismus“. - Ebd., Bl. 103-104; Brw. Ernst Otto (Prag) - Baeumler Juli/August 1940: Darin erbat Otto eine Stellungnahme zur beabsichtigen „Habilitation“ Schelskys in Prag, was allenfalls „Umhabilitation“ oder sogar Berufung heißen kann, da er zu diesem Zeitpunkt schon Dozent war. - BAK, R 21/10017, Bl. 8124 (Angaben etwa 1940). - BAP, R 49.01/2641; Besetzungsvorschlag Straßburg (Pfeffer-Haufe-Schelsky) 1942. Ebd./12444; SD-Beurteilung über Schelsky ca. 1941/42.

565 Dokumentiert ist die Mitarbeit in drei, in der Schelsky-Bibliographie Wyduckel 1978 fehlenden Artikeln: Schelsky 1936a-c.

566 BAZ, SA-PA Schelsky; Personalangaben v. 22. 12. 1942.-R 21/10017, Bl. 8124.

567 So Gehlen 1938c, Sp. 515, über Schelsky 1937a. Knittermeyer 1938 fiel indes auf, wie wenig Schelskys resümierender Schlußteil auf eine politische, dafür umso mehr auf eine „asiatisch“-

Deutlicher ist hingegen die individualistisch-liberale Prägung in Schelskys politischem Schrifttum. Enthielt der Erstling *Sozialistische Lebenshaltung* (1934) außer Bezugnahmen auf Spann doch eine Verteidigung des Selbstverwaltungsprinzips und des Glaubens an die „sittliche Verbesserung der Welt“, die in den staatsautonomen Bezirken von „Religion, Kunst und Wissenschaft“ anzustreben sei.⁵⁶⁸ Im Spann-Organ *„Ständisches Leben“* berief sich Schelsky, der 1942 angab „aus der Kirche ausgetreten“ zu sein, sogar auf den „religiösen Grund unseres Christentums“, und das „Gewissen des Einzelnen“, um die Vereinbarkeit von christlicher Nächstenliebe und dem Sozialismus der Volksgemeinschaft darzutun.⁵⁶⁹ Und bis 1940 hielt er es für opportun, in dem mit stark christlich-liberalen Elementen durchsetzten, in der Person des Nationalökonomten Walter Eucken sich mit der aktiven Opposition gegen Hitler berührenden „Eucken-Bund“ als Redner und als Beiträger für dessen Hausblatt *„Die Tatwelt“* mitzuwirken. Ausgerechnet in diesem bildungsbürgerlichen Kreis sprach Schelsky über *„Die Struktur der modernen Revolutionen“* (1938), wonach die aus dem „Blutdiktat von Versailles“ geborene „politische Revolution“ Hitlers mit ihrem „ungeheuren starken Ethos“ und „ihrer bewußten Aktivität (Säuberung der Straße von der Kommune usw.)“ als eine letzte, „eine neue Revolution für alle Zeiten unmöglich“ machende Revolution anzusehen sei.⁵⁷⁰ Andererseits fesselte ihn auch hier Schellings Philosophie und das Problem der „wissenschaftlichen Verbindlichkeit“ ihrer geschichtsphilosophisch-politischen Implikationen, obwohl das Interesse an englischer Staatsphilosophie und am Pragmatismus in den „Tatwelt“-Beiträgen schon klarer hervortrat.⁵⁷¹

5.7. München 1939: Franz Kröner

Anfang 1938 reichte ein fast 50jähriger Wiener Privatlehrer der Philosophischen Fakultät in München einen wie eilig zusammengerafft wirkenden, gut 200 Blatt umfassenden „Versuch einer Logik der Philosophie (Fragment einer größeren Arbeit)“ ein. Das Vorwort datierte „Wien, Dezember 1937“, doch lebte der Bewerber, Franz Kröner, als eine Art politischer Emigrant schon seit 1935 in München, finanziell leidlich abgesichert mit einem Stipendium der Notgemeinschaft. Wegen „weltanschaulicher Differenzen“ mit „Schlick und seinem

kontemplative Haltung zusteuerte; ähnlich Sieber 1938 und noch pointierter, G. Günthers Beitrag einbeziehend, der Rezensent im Organ des protestantischen Keplerbundes, *Wildgrube* 1937, S. 157: „Gnostizismus, Indische Weisheit und alles Mögliche andere“ werde hier zu einer Religionsphilosophie verarbeitet, die sich christlich gebe, aber die die „zentralsten Gedanken des Christentums in gänzlich verschobener und verflüchtigter Form“ enthalte: „Im Grunde läuft diese neue Religion doch auf die Selbstvergottung des Menschen hinaus.“ - ein Urteil, dem man auch nach angestrengter Lektüre auf der Suche nach einer Widerlegung dann doch nicht widersprechen mag; vgl. Schelsky 1937a, insbes. S. 104ff.

568 Schelsky 1934, S. 19ff., 30-40. - Vgl. a. ders. 1937c (zu Hobbes' ‚Totalität des Staates‘).

569 Ders. 1933, S. 545.

570 Kurzes Inhaltsreferat des im WS 1938/39 im Jenaer Rudolf-Eucken-Haus gehaltenen Vortrages im Tätigkeitsbericht für das Jahr 1938, in: *Die Tatwelt* 15, 1939, S. 52f.

571 Schelsky 1937b, S. 50 (zu der von Schelling beeinflussten polnischen Geschichtsphilosophie des 19. Jhs., die eine Weltanschauung nur dekretiere, aber nicht wissenschaftlich verbindlich mache). - Ders. 1938 (zu H. Bocks *Habil-Schrift über: ‚Staat und Gesellschaft bei Francis Bacon‘*, 1937); ders. 1940 (zu Baumgartens *Monographie über den US-Pragmatismus*).

Anhang" war die Habilitation in Wien um 1930 gescheitert, und mit seinem Eintritt in die NSDAP (1933) hatte sich Kröner, der auch förderndes Mitglied der SS war, dann selbst endgültig den Weg verbaut, im „Ständestaat" der Dollfuß und Schuschnigg akademisch zu reüssieren, so daß er ins Reich wechseln mußte.⁵⁷²

Kröner kam am 12. Dezember 1889 in Schönwald bei Bautsch in Mähren als Sproß einer Lehrerfamilie zur Welt und „verbrachte seine Jugend in einem sehr katholisch geprägten Raum". Zwischen 1908 und 1914 studierte er in Wien Naturwissenschaften und vornehmlich neuscholastische Philosophie. Nach einer kriegsbedingten Unterbrechung, die er als Freiwilliger im Landsturm erlebte (1916-1918), setzte Kröner sein Studium in Wien fort, wo er 1922 bei Reininger mit einer Arbeit: „Über Transzendenz und Irrationalität" promovierte. Danach verdiente er seinen Unterhalt als Hauslehrer in einer Familie des österreichischen Hochadels.⁵⁷³ In München muß es von Anfang an Bedenken gegeben haben, die sich gegen das fortgeschrittene Alter des Habilitanden richteten. Doch vor allem Dekan Wüst sah im dem Verfahren zumindest anfangs ein „politisches Moment", nämlich die Förderung eines „ostmärkischen" Gesinnungsgenossen. Mit dem Anschluß im März 1938 entfiel dieser mildernde Umstand, und Wüst bestand nun darauf, strenge Prüfungsmaßstäbe anzulegen, während der Anglist Robert Spindler als NSDD-Vertreter kurzum forderte, dem zu alten Kröner die Habilitation zu verweigern, hierin unterstützt von Kurt Schilling, seinem langjährigen Mitstreiter in der Dozentenschaft.⁵⁷⁴ Das waren im außerwissenschaftlichen Vorfeld des Verfahrens schon hochschulpolitische Hindernisse, die Kröner durch die Qualität der Habil.-Schrift nicht einfach ausräumen konnte. Und die Qualität seiner Arbeit beurteilte die Kommission, der außer Schilling und Spindler noch Grunsky, von Rintelen, Kroh und der Historiker von Müller angehörten, in erster Linie nach weltanschaulichen Maßstäben. Alle Gutachter rezipierten das Manuskript als Beitrag im „Kampf gegen den Neopositivismus". Daß dabei niemand an eine immanent-wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung dachte, sprach von Rintelen in seinem Votum klar aus:⁵⁷⁵

„Ich bin mit Kr. durchaus einig, daß der Neopositivismus jedes höhere sinnerfüllende Geistesleben zwangsläufig zerstören muß und Ergebnis einer beklagenswerten geistigen Abwärtsentwicklung ist u. in allem nur an dem untersten Niveau [...] anknüpft. Es dürfte wohl auch bekannt sein, daß dieser radikal von uns abzuwehrende [...] Intellektualismus u. seine Philosophie als alleinige Philosophie an den Universitäten Sowjetrußlands zugelassen ist."

572 BAK, R 21/10185, Bl. 16; Phil. Fak. Graz Vorschlag Nachfolge Mally undat. (Herbst 1939) zum Werdegang Kröners.

573 Angaben nach BAZ, MF; BAK, R 21/10011, Bl. 5543 sowie Müller 1962 (dort S. 8-13 ein ausführliches Referat des Inhalt der Diss.) und Jänovska 1970, S. 373f. Zur Dozentur in Graz s. u. Kap. B II. Nach 1945 leitete Kröner die VHS Graz, wechselte 1951 zur ETH Zürich, wo er 1955 ein Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds erhielt, um eine Arbeit über die Wechselbeziehungen von Philosophie und Physik fertigzustellen. Er starb am 24. April 1958 in Zürich.

574 UAMn, O-N-7, Habil Kröner; Aktenvermerk Wüst über Sitzungsaussprache v. 15. 2. 1939 und Votum Spindler v. 25. 1. 1939 unter Berufung auf die „Hochschulpolitik des Neuen Deutschlands", die mit Fug und Recht darauf abziele, „den Lehrkörper unserer Universität zu verjüngen". Ebd. Votum Schilling v. 23. 1. 1939: Angesichts der im Verhältnis zur Lebenszeit doch dürftigen publizistischen Leistung könne er grundsätzliche Bedenken gegen die Erteilung des Dr. habil. nicht unterdrücken.

575 Ebd.; Votum v. Rintelen v. 15. 11. 1938.

Kröner setzte in dem Manuskript zwar kaum antibolschewistische Akzente, aber er evozierte doch eine primär politisch-weltanschauliche Einordnung seiner Ausführungen, wenn er schrieb, daß auch die unschuldigsten der von ihm erörterten erkenntnistheoretischen und metaphysischen Philosopheme ihre politischen Affinitäten und eine „enorme politische Fernwirkung“ hätten.⁵⁷⁶ Angetreten, um Webers These von der wertfreien Wissenschaft zu widerlegen, versuchte er im Neopositivismus die radikalste Ausprägung dieses Ideals „voraussetzungsloser“ Wissenschaft zu destruieren und seine ihm immanenten politischen Gehalte aufzuspüren. Letzteres gelang Kröner nach Ansicht Grunskys aber nur unvollkommen.⁵⁷⁷ In seinem ausführlichen Gutachten ging Grunsky zunächst auf das bei Erscheinen vielbeachtete Hauptwerk Kröners, die 1929 im Meiner-Verlag veröffentlichte Arbeit über ‚Die Anarchie der philosophischen Systeme‘ ein, um es in die Entscheidung über die Zulassung zur Habilitation einzubeziehen. Auch hier hatte Kröner sich, auf der Suche nach der allumfassenden „Einheitsphilosophie“, u. a. kritisch mit dem neopositivistischen Entwurf Carnaps beschäftigt, den er nicht als Ausweg aus der Anarchie der Systeme akzeptierte. Grunsky folgte Kröner dabei soweit, wie er bestrebt war, den Ursprung der „Anarchie“ im historistischen Denken des auf Hegel folgenden „Chaos“ einer „Verfallszeit“ aufzudecken und diese mit Diltheys Namen verknüpfte Weltanschauung wegen ihrer praktischen, „Werte“ negierenden oder relativierenden Konsequenzen zu widerlegen: „Mit seinem Kampf gegen den Historismus ist Kröner völlig im Recht. Mit sicherem Instinkt trifft er die schwache Seite Diltheys ...“ Kröners „Systematologie“, die das Heil wiederum in einem „standpunktjenseitigen“, die Gegensätzlichkeit der Systeme im Aufweis ihres Aufeinanderbezogenenseins entdeckenden Absolutismus fand, lehnte Grunsky dagegen ab. Sie bleibe befangen im alten Ideal der „Voraussetzungslosigkeit“ wie im Hegelschen Systemdenken. Insoweit sei Kröner, obwohl er oft genug betone, daß auch Nichtparteinehmen eine Art des Parteinehmens bedeute, mit seinem scharfsinnigen und verdienstvollen Versuch in der „alten Welt hängen“ geblieben und der „Illusion der Überstandpunktlosigkeit“ noch erlegen. In seiner Befangenheit im Denken Hegels wie im „Spätliberalismus“ des „aufgeweichten Historismus“ der Dilthey und Windelband, im „Geist von ihrem Geist“, gehe Kröner auf die „isolierten Ideenprobleme“ zurück, folge ihrer Methode der „völligen Zerspaltung und Außerachtlassung des Ganzen einer Philosophie“, mit der sie, wie sich heute mit „erschreckender Deutlichkeit“ zeige, die „wahren Probleme der Philosophie und Geistesgeschichte nicht nur nicht anschnitten, sondern geradezu verdecken halfen“. So sei es kein Wunder, „wenn Kröner Dilthey, der auf demselben schwankenden Grunde des Hegelianismus [wie Windelband, CT] steht, nicht entscheidend zu schlagen vermag“. Kröner sei also „ein Mann, der zwischen Hegel und Dilthey gefangen bleibt“, aber von einem „sicheren Instinkt“ geleitet ausziehe, um die Hauptaufgabe der heutigen und künftigen Philosophie in Angriff zu nehmen. Aus den Befangenheiten des Werkes von 1929 hatte sich Kröner in seiner Habil.-Schrift lösen,

576 Kröner 1939a, Bl. 12.

577 UAMn O-N-7 habil Kröner; Hauptgutachten Grunsky v. 24. 10. 1938. Es umfaßt 6 1/2 hs. Seiten und zeigt in sachkundiger, die wissenschaftstheoretischen Schwachstellen der Argumentation Kröners treffsicher aufzeigender Weise, daß Grunsky keineswegs der nur Spott verdienende, philosophisch dilettierende NS-Protege war, wie ihn Heiber 1966, S. 483ff., Krings 1987, S. 29f. und Szczesny 1991, S. 101f., zeichnen. – Schorcht 1990 berücksichtigt dieses wichtige Habil.-Verfahren nicht.

578 Kröner 1929, S.223ff.,288ff.

aber nach Grunskys Urteil noch nicht ganz befreien können. Einerseits - dies auch ein Vorwurf Krohs - stelle er sich ganz auf den Boden der „Positivisten und Logistiker“, was die Gefahr berge, ihr Denken zu ernst zu nehmen, es aufzuwerten und den im Wiener Zentrum des Neopositivismus wissenschaftlich großgewordenen Kritiker dem Verdacht auszusetze, mit ihnen zu sympathisieren.⁵⁷⁹ Andererseits werde das Ideal der Standpunktjenseitigkeit verabschiedet und erstmals auch nach einem politisch relevanten Standpunkt gesucht. Doch dabei beziehe Kröner die politischen Ziele des Neopositivismus nur auf die „allgemeine Auseinandersetzung zwischen dem westlichen und deutschen Geist, ohne den Blick auf die Besonderheit des jüdischen Anteils zu richten“. Der Standpunkt, den er immer noch verfehle, sei nur zu finden, wenn man versuche, die „Grundlagen dieser Logistiker selbst von der Judenfrage her, die heute zu einem integrierenden Bestandteil philosophischer Kritik geworden“ sei, „in wissenschaftlicher Weise anzugreifen“. Und schließlich gelinge die Destruktion des neopositivistischen Sinnkriteriums, aber Kröners nur skizzierte, „aufbauende“ eigene „Logik der Philosophie“ verrate in ihrem Festhalten am „Prinzip der grundsätzlichen Prüfbarkeit aller Sätze (auch höherer Ordnung)“, daß die Methode, wie hier ein „feindliches System überwunden“ und „aufgehoben“ werde, stark an Hegel erinnere, wie überhaupt Kröners ganze „Logik“ in dessen Bann stehe. Grunsky attestierte ihm hier, immer noch der „Illusion der Überstandpunktlosigkeit“ nachzuhängen und immer noch, entgegen eigener programmatischer Ansprüche, voraussetzungslose Wissenschaft treiben zu wollen.⁵⁸⁰

Da Grunsky, von Rintelen, Kroh und von Müller⁵⁸¹ Spindler und Schilling überstimmten, nahm das Verfahren mit der wissenschaftlichen Aussprache seinen Fortgang. Dabei brachte Grunsky Kröner zunächst dazu, sich von seinem Begriff der Systematologie und damit dem zentralen wissenschaftstheoretischen Anliegen der Zeit vor 1933 zu distanzieren. Sodann unterhielt man sich über Kants Entwicklung und die Kantinterpretation, Einzelheiten aus der transzendentalen Deduktion der KrV. und über das Verhältnis des Kantschen Anschauungsbegriffs zur nicht-euklidischen Geometrie. Während Kröner sich hier bewährte, gewann Kroh, der prüfen wollte, ob der Kandidat in der Lage sei, „die Erkenntnismittel der psychologischen Anthropologie auf Deutung und Erklärung der verschiedenen Perspektiven“ philosophischer Systeme - die „in der Anlage begründete Weise der denkenden Verarbeitung“ - anzuwenden, einen ungünstigen Eindruck, da ihm im Zusammenhang der Diskussion über die „Artgemäßheit der deutschen Philosophie“ und der „Befreiung von den Einflüssen westischen Denkens“ nicht einmal der „fruchtbare Begriff der Deutschen Bewegung geläufig“

579 UAMn, O-N-7 Habil Kröner; Votum Grunsky und Kroh v. 14. 1. 1939. Siehe auch Grunskys Urteil im Gesamtgutachten v. 23. 2. 1939 betr. „das oft allzu nachgiebige Sicheinlassen mit der Position des Gegners“.

580 Kröner 1939a, Bl. 192f., dort zu Max Weber, gegen dessen Behauptung, daß die Wissenschaft nichts zur Lösung der Lebensprobleme beitragen könne, der Kampf zu führen sein werde. Ebd., Bl. 8, heißt es, daß Philosophie durch Volkskultur bedingt sei, wie denn auch gegen den abstrakten naturrechtlichen Universalismus eine „konkrete Ethik“ (185) gefordert wird. Ebd., Bl. 12, der zutreffende Hinweis auf den ideologischen Gehalt jener der angeblich „reinen Wissenschaft“ gewidmeten englischen und amerikanischen Zeitschriften, die voller Angriffe gegen das „heutige Deutschland“ steckten.

581 Der nicht nur in Prüfungsfragen nachsichtig-freundliche Historiker meinte, Kröner packe entscheidende philosophische Fragen an, da wiege der Hinweis auf sein Alter weniger schwer (Gutachten v. 29. 1. 1939).

gewesen sei⁵⁸² Trotz dieser Bedenken scheint Kröner ohne weitere Widerstände den Dr. habil erworben zu haben.⁵⁸³ 1940, nachdem er gerade in der Behandlung des jüdischen Einflusses auf die deutsche Philosophie noch ein paar Schritte in Grunskys Richtung gegangen war (s. u. B III.), ernannte ihn das REM 1940 zum Dozenten neuer Ordnung, In dieser Eigenschaft lehrte er bis 1945 an der Universität Graz.

5.8. Gießen 1939: Harald Lassen

Als Sohn eines Oberzollinspektors wurde Harald Lassen am 20. September 1908 in Hamburg geboren. Nach dem Besuch der Lichtwark-Schule, wo er 1927 sein Abitur machte, studierte er bis zum SS 1931 in Freiburg und Hamburg Mathematik, Physik, Zoologie, Botanik, Psychologie und Philosophie. Dieses ungewöhnlich breite Studium schloß er 1931 in Hamburg mit einer von Cassirer betreuten Dissertation über ‚Mechanismus, Vitalismus, Kausalgesetz a priori und die statistische Auffassung der Naturgesetzlichkeit in der gegenwärtigen Physik‘ ab. Unter schwierigen finanziellen Bedingungen, ohne politische Protektion und ohne akademischen Förderer, fertigte Lassen bei Noack und Flitner eine in der ersten Fassung in ihren naturwissenschaftlichen Partien beanstandete, Ende 1938 dann umgearbeitet eingereichte Habilitationsschrift: ‚Die Gesichtsnatur des Menschen‘ an (veröffentlicht unter dem Titel: ‚Beiträge zur Phänomenologie und Psychologie der Anschauung‘). Da die Philosophie an der Hansischen Universität mit Ritter, Sauer, Ralfs und Leese nach Meinung des REM mit Nicht-Ordinarien als überbesetzt galt, mußte Lassen sich in Gießen um eine Dozentur bewerben. Dort lieferte er im Juli 1939 seine Lehrprobe über: Das Raumproblem in der Kant'schen Philosophie ab. Vier Monate später ernannte ihn das REM zum Dozenten neuer Ordnung, im Februar 1940 gewährte man ihm eine Diätendozentur. Unterbrochen wurde seine Gießener Lehrtätigkeit dann nur 1942 durch den Dienst bei der Marineartillerie. Lassen, der sich 1939 in einer tierpsychologischen Studie kritisch zu dem von Krueger und seinen Schülern auch weltanschaulich ausgebeuteten Phänomen der „Komplexqualität“ geäußert hatte, und der Bollnow seit Anfang 1943 im Fach Psychologie vertrat, erhielt 1944 die Erweiterung seiner venia auf Psychologie genehmigt.

Politisch eher farblos, war Lassen zum 1. Mai 1937 in die NSDAP aufgenommen worden, hatte Gemeinschaftslager und Dozentenakademie Anfang 1938 ohne Beanstandungen hinter sich gebracht, und war bemüht, als Blockhelfer und Blockwart in seiner Hamburger Ortsgruppe, in der NSV und im VDA „Einsatzwillen“ zu zeigen. Der Gießener NSDD bescheinigte ihm deshalb auch eine „einwandfreie“ politische Haltung, obwohl man sich ein „erschöpfendes Bild“ wegen des „zurückhaltenden Wesens“ von Lassen nicht machen konnte. Entsprechend stufte ihn die Gießener Spruchkammer 1948 als „Mitläufer“ ein, zumal er

582 UAMn, O-N-7 habil Kröner; Bericht Grunsky v. 3. 3. und Kroh v. 13. 3. 1939. Anzumerken ist hier, daß Grunsky, der mit einer wissenschaftstheoretischen Arbeit über die Relativitätstheorie promoviert hatte, hier zur kantischen Philosophie und ihrem Verhältnis zur Naturwissenschaft prüfte, was schlecht zu Krings' gönnerhafter Angabe paßt, er habe Grunsky 1941 - während des Rigorums - erst in die Anfangsgründe der KrV. einführen müssen (Krings 1987).

583 Nach Auskunft des UAMn. läßt sich über Probe, Antrittsvorlesung und etwa nach der wissenschaftliche Aussprache noch abgegebene NSDD-Einschätzungen nichts mehr in den Fakultätsakten nachweisen.

auch als NSDD-Mitglied im akademischen Rahmen durch keinerlei geisteswissenschaftlichen „Kriegseinsatz“ aufgefallen war.⁵⁸⁴ Lassens Dissertation und einige seiner kleineren wissenschaftstheoretischen Studien und Rezensionen bezogen - unter dem auch nach 1933 fortwirkenden Einfluß Cassirers - Stellung gegen das weltanschauliche „Überschießen naturwissenschaftlicher Theorien“.⁵⁸⁵ Die Zusammenarbeit mit Bollnow, von dessen Heidegger-Kritik sich Lassen bestätigt fühlen durfte⁵⁸⁶, führte dann dazu, daß die wenigen kaum weltanschauliche Präferenzen verratenden Veröffentlichungen von dessen kulturkritischer Skepsis gegenüber dem pragmatistisch-positivistischen Wissenschaftsverständnis angesteckt wurden. Ebenso wie Bollnow besann sich Lassen gegen Heideggers „Angst“ und „Sorge“ auf „Gläubigkeit und Vertrauen“, die er als „Grundbefindlichkeiten“ des Daseins erfuhr, und auf ein „Ethos der Vergangenheit“, das sich aus „Heimat, Ursprung, Gott“ nähre. Die „Entfaltung solcher Haltungen“ zu fördern, ihren letzten Ursprung in „metaphysischen Erkenntnissen“ aufzuzeigen - dies sah Lassen als die Aufgabe der „Seelenführung und Pädagogik im weitesten Sinne“ an.⁵⁸⁷ Die „Einheit der Wissenschaft“, die 1931 keinesfalls weltanschaulich erschlichen werden sollte, wollte Lassen seit 1940 wieder der „Metaphysik“ überlassen.

5.9. Tübingen 1936: Wilhelm Weischedel

Im Verfahren von Weischedel setzte eine bis 1939 anhaltende Serie von politischen Interventionen ein, die nicht nur Ralfs und Schwarz fast um ihre Dozentur gebracht hätten, sondern die im Falle der beiden katholischen Freiburger Habilitanden Max Müller und Gustav Siewerth, des Ebbinghaus-Schülers Klaus Reich, des lange von Scholz geförderten Münsteraner Logikers Albert Becker-Freyseng und eben im Fall von Weischedel tatsächlich zum Abbruch der akademischen Laufbahn führten. In seiner ‚Selbstdarstellung‘ erzählt Weischedel, wie er 1936 in Tübingen den Dr. habil. erworben, auf die ihm angebotene Dozentur jedoch verzichtet habe, weil er zu politischen Konzessionen nicht bereit gewesen sei.⁵⁸⁸ Weischedel wurde am 11. April 1905 in Frankfurt/M. als Sohn eines schwäbischen Predigers geboren. Nach dem Abitur in Stuttgart nahm er in Marburg bei Otto und Bultmann das theologische Studium auf, das er 1929 abschloß. Das schon in Marburg bei Heidegger begonnene Philosophiestudium setzte er in Freiburg fort, wo er 1931 mit der Schrift: „Über das We-

584 UAGi, PA Lassen; darin die Gutachten zur Habil.-Schrift von Noack, Sauer, Petermann und Flitner. Ferner: Bericht des Rektors über die Lehrprobe v. 26. 7. 1939, politische Beurteilung Lassens durch den Gießener NSDD-Führer v. 20. 8. 1939, Spruchkammerurteil, v. 8. 3. 1948, Lebensläufe, Antrag Bollnows auf Erweiterung der venia für Lassen v. 28. 2. 1944. - BAK, R 21/10012, B1. 5793 und ebd. Nr. 10058 (enthält nur Anträge von Bollnow/Glockner 1944, wie UAGi). - BAZ, W und HLK. - Lassen 1931, vita (darin Dank an Cassirer, vor allem für die Vermittlung des Kant-Verständnisses - anders als Noack und Ritter wurde dies Lassen politisch nie angekreidet!); ders. 1939a. - Lassen, seit 1951 wieder unterrichtend, 1956 zum apl. Prof. ernannt, starb in Gießen am 26. 9. 1959 (Nachruf: Gießener Freie Presse v. 29. 9. 1959).

585 Lassen 1931; ders. 1935; ders. 1939b; ders. 1940.

586 Ders. 1939a und 1944; gegen Heideggers Kant-Interpretation wie gegen die Zeitauffassung - auch hier wirkte Cassirer fort!

587 Ders. 1944, S. 81.

588 Weischedel 1975, S. 325.

sen der Verantwortung' promovierte. Nach 1933 auf verschiedene Hilfsarbeiten ausweichend, trat er 1936 in eine Wirtschaftsberaterfirma ein. Während seiner Berufstätigkeit entstand die Arbeit: *'Der Aufbruch der Freiheit zur Gemeinschaft. Studien zur Philosophie des jungen Fichte'*, die Weischedel Anfang 1936 in Tübingen als Habilitationsschrift einreichte. Leider ist das Hauptgutachten Theodor Haerings nicht überliefert.⁵⁸⁹ Das knappe Korreferat von Max Wundt und der Bericht des Dekans Oswald Kroh über das Colloquium erlauben immerhin das Urteil, daß die wissenschaftliche Qualität der Arbeit von niemandem in Abrede gestellt wurde. Auch weltanschaulich hatte Kroh keine Bedenken: „Insbesondere bewies Weischedel, daß er grundsätzliche philosophische Fragestellungen in ihrer Fruchtbarkeit für die Gegenwart erkennt, sie gegenwartsnah anzugehen und die Elemente des nationalsozialistischen Gedankenguts in ihrer Bedeutung für die Erneuerung des philosophischen Denkens sachgemäß einzuschätzen vermag.“⁵⁹⁰ Der württembergische Kultminister genehmigte daher die Habilitation, erbat sich aber zugleich eine Stellungnahme des Dozentenschaftsleiters darüber, ob Weischedel zum förderungswürdigen Nachwuchs gehöre. Dozentenschaftsleiter Schwenk antwortete daraufhin:⁵⁹¹

„Herr Dr. Weischedel hat sich bisher in keiner Gliederung der Partei aktiv betätigt. Er soll der N.S.V. angehören, hat sich hier aber bestimmt nicht aktiv eingesetzt, sondern lediglich seinen Beitrag bezahlt. Vor 1933 gehörte Weischedel *für* längere Zeit einer sozialistischen Studentengruppe an. 1936 hat er versucht in die Hitlerjugend hineinzukommen, da man ihm gesagt hatte, daß er einer Parteigliederung beitreten müsse, wenn sein Habilitationsantrag Erfolg haben sollte. - Da Herr Weischedel sich bisher in keiner Gliederung der Partei aktiv betätigt hat und außerdem früher einer sozialistischen Gruppe angehört hat, lehne ich ihn vom politischen Standpunkt ab und bin gegen die Verleihung einer Dozentur.“

Soweit erkennbar, nahm Weischedel diese Entscheidung widerspruchslos hin und bemühte sich nicht weiter um die Erlangung der Dozentur.⁵⁹² Zwei Jahre später relativierte ein Gutachten Weinhandls auch die günstigen Tübinger Urteile über seine Fähigkeit, gegenwartsnah zu denken. Weischedel hatte bei der DFG einen Druckkostenzuschuß für die *Habil.-Schrift* beantragt und dabei deren Inhalt und Absicht auf die „Frage nach der Gemeinschaft, die die Gegenwart so leidenschaftlich bewegt“, ausgerichtet: Seine existenzphilosophische Interpretation von Fichtes erster ‚Wissenschaftslehre‘ sei über die in den 20er und 30er Jahren vorherrschenden erkenntnistheoretischen Deutungen genauso hinausgelangt wie über Max Wundts als bahnbrechend empfundene Entdeckung des Metaphysikers Fichte. Weischedel verstand die ‚WL‘ von 1795 als Auslegung der „faktischen Existenz“ in ihrer Widersprüchlichkeit, die offenbare, daß „das Selbstbewußtsein des Menschen zutiefst Frage ist“. Etwas gewaltsam bahnte er sich dann mit der Behauptung, der Mensch verfehle die Möglichkeit, im Widerspruch „Haltung“ zu gewinnen, wenn er sich nicht zur Gemeinschaft

589 UAT, 126a/517; Vermerk nach 1945: „Beim Kultusministerium in Stuttgart verbrannt“, Abschrift nicht vorhanden.

590 Ebd.; Bericht Kroh an KultM. v. 1. 7. 1936.

591 Ebd.; Ltr. Dozentschaft Tübingen an Rektor v. 9. 11. 1936. - Politisch gehörte W. vor 1933 zu jenem Flügel der Jugendbewegung, der sich den „humanen Sozialismus“ auf seine Fahnen geschrieben hatte (W. erwähnt u. a. engere Kontakte zu F. Borinski; 1975, S. 321).

592 Haering äußerte gegenüber der DFG 1938 (s. Anm. 593), W. habe die akad. Laufbahn in erster Linie aus finanziellen Gründen aufgegeben, was die Bedeutung des Vetos von Schwenk relativiert.

„entschließe“, den Weg zur aktuellen Gemeinschaftsproblematik.⁵⁹³ Der gleichwohl individualistische Ansatz blieb Weinhandl nicht verborgen. Von der Heidegger imitierenden Dissertation wenig begeistert, sah er auch die Habil.-Schrift im „alten abstrakt allgemeinen und liberalen Fahrwasser“, was eine bevorzugte Förderung im Interesse eines nationalsozialistisch orientierten Schrifttums nicht dringlich erscheinen lasse.⁵⁹⁴

5.10. Freiburg 1937/38

5.10.1. Max Müller

Den mit der Versagung einer Dozentur endenden Ablauf seines Habilitationsverfahrens hat Max Müller mehrfach und so ausführlich geschildert, das selbst eine Edition einschlägigen Aktenmaterials den Sachverhalt nicht weiter erhellen könnte. Ließ sich ein 1988 veröffentlichtes Interview über das akademische Freiburg der 30er Jahre noch so auslegen, als habe ihn Heideggers Einschätzung, der Habilitand sei politisch nicht loyal, die Dozentur gekostet, so hatte er doch schon in einer ersten autobiographischen Rückschau (1967) schwerer wiegende Belastungen aufgezählt, die ihm aus seinem politischen Engagement im katholischen Bund „Neudeutschland“ erwachsen waren. In einem kurz vor seinem Tod publizierten Gespräch über Leben und Werk ist dann dieser politische Aspekt des Habil.-Verfahrens noch einmal präzisiert worden. Demzufolge, und dies scheint bezeichnend für die ab 1936 gewachsene, hochschulpolitische Stärke der Parteiinstanzen, hätten ihm Rust, Amtschef Wakker und der Referent Harmjanz in einer vertraulichen Unterredung erklärt, daß ihm allein das Veto des vom Freiburger NSDD und dem NSDStB informierten „Braunen Hauses“, also letztlich das Nein der Reichsdozentenführung, die akademische Laufbahn versperrt hätte. Heideggers nicht gerade hilfreiches Votum jedenfalls beeinflusste den ungünstigen Ausgang sowenig wie andererseits die Anstrengungen von Rektor Metz und Prorektor Maunz, die als NS-„Führer“ der Freiburger Universität vergeblich auf Müllers hohe wissenschaftliche Kompetenz hingewiesen hatten.⁵⁹⁵

Vorausgesetzt die REM-Gewaltigen wären ohne den Einspruch des NSDD wirklich bereit gewesen, Müller die Lehrberechtigung zu erteilen, so würde das angesichts des akademisch-politischen Werdegangs des Bewerbers zumindest von einer beachtlichen ministeriellen Neigung zur Toleranz (oder von Gleichgültigkeit) zeugen. Denn der 1906 in badischen Offenburg als Sohn eines Juristen geborene Müller ließ eigentlich keine der Stationen aus, die ein junger Katholik in der Weimarer Zeit anlaufen mußte, um sich in seinen Lehr- und Wanderjahren zu einem bewußten Parteigänger des politischen Katholizismus auszubilden: Während des Studiums in Berlin Kontakt zu Romano Guardini, Teilnahme an den Treffen der „Quickborner“ auf Burg Rothenfels, dann in der Münchener Studienzeit Wechsel zum jesuitischen Bund „Neudeutschland“ (1927), 1927/28 Studienaufenthalt in Paris, dort Beziehung zu den Neuthomisten und „Renouveau“-Exponenten, Eintritt ins „St.-Michaels-Institut“, wo eine Junge Mannschaft geformt werden sollte, um den katholischen Einfluß in Staat und Gesellschaft zu stärken, schließlich das Studium der katholischen Philosophie

593 BAK, R 73/15579; von Haering befürworteter Antrag Weisedels an DFG v. 18. 6. 1938.

594 Ebd.; Weinhandl an DFG/Griewank v. 12. 7. 1938.

595 Müller 1985; ders. 1967, S. 28ff.; ders. 1994, S. 53 ff (56).

bei Geyser und Honecker (bei ihm und Heidegger promovierte Müller 1932: „Über die Grundbegriffe philosophischer Wertlehre. Logische Studien über Wertbewußtsein und Wertgegenständlichkeit“). 1932 bestanden persönliche Verbindungen zu Heinrich Brüning, und Müllers in dieser Zeit einsetzende politische Publizistik wies eine sehr weitgehende Übereinstimmung mit anti-parlamentarisch-autoritären, antisozialistisch-staatskapitalistischen und revisionistisch-„reichischen“ Ideen des schon zur Disposition stehenden Reichskanzlers auf (dazu: B III.). Auch zu einer temporären Mitarbeit an Papens „Arbeitsgemeinschaft katholischer Deutscher“, die den Brückenschlag zwischen Katholizismus und NS. versuchte, fand Müller sich 1934 bereit. Als Schriftleiter der „Werkblätter“ des „Neudeutschland“-Bundes (1932-1935) schuf er dann die politischen Widerstände, die die akademische Karriere des profilierten katholischen Publizisten 1938 zunächst beendeten. Die sporadische Mitarbeit in den Gliederungen der „Bewegung“ (SA seit November 1933, Aufnahmeantrag in die Partei 1937, Ortsgruppenaktivitäten, endlich 1940 die Aufnahme in die NSDAP) änderte an der akademischen Kaltstellung nichts. Sie zeigten aber auch keinen Gesinnungswandel an, zumal Müllers oppositionell-katholische Haltung ihn ins Umfeld der „Weißen Rose“ führte.⁵⁹⁶

5.10.2. Gustav Siewerth

Siewerth war nicht wie Müller ein schon relativ prominenter katholischer Aktivist, aber man wollte ihn wegen der schon hinlänglich demonstrierten gegnerischen Einstellung nicht von vornherein um die Dozentur bringen, denn die Entscheidung gegen ihn fiel erst im Dozentenlager. Siewerth wurde am 28. Mai 1903 in Hofgeismar als Sohn eines Zollbeamten geboren, besuchte die Volksschule in Carlshafen an der Weser und das Lessing-Gymnasium in Frankfurt, wo er 1922 die Reifeprüfung ablegte. Im Herbst 1922 trat er in die Gesellschaft Jesu ein, die er 1924 wieder verließ, um zunächst am Priesterseminar in Fulda Theologie und Philosophie, dann ab 1926 in Freiburg Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte zu studieren. Im März 1931 promovierte er bei Honecker und Heidegger: ‚Der metaphysische Charakter der Erkenntnis bei Thomas von Aquin, aufgewiesen am Wesen des sinnlichen Aktes‘. Die Notgemeinschaft versorgte ihn in folgenden Jahren mit einem Stipendium für die zunächst in Angriff genommene Habil.-Schrift über den Gottesbegriff bei Hegel. Als man ihm 1934 die Aussicht auf eine Dozentur an der Staatlichen Akademie in Braunschweig eröffnete, stellte er seine Habilitationspläne um auf eine stärker scholastisch akzentuierte Arbeit über ‚Die Apriorität der menschlichen Erkenntnis als Einheitsgrund des philosophischen Systems des Thomas von Aquin‘. Mit Teilen dieses Werkes wollte er Mitte 1937 habilitieren. Aber anders als bei Müller, der nicht auf fachliche Einwände traf, mißfiel dem Hauptgutachter Honecker die sprachlich mißlungene, etwas gewaltsame Thomas-Interpre-

596 Ausführlich zum akademischen Werdegang und zu den katholischen Prägungen: Müller 1994, S. 18-51. Zu den „Werkblättern“ ebd., S. 65-77 und ders. 1985. - Die Habil.-Schrift reichte Müller im Frühjahr 1938 unter den Titel: ‚Realität und Rationalität. Systematische Untersuchungen über Grundproblem und Aufbau mittelalterlicher Ontologie‘ ein; den PV hielt er über: Das Verhältnis von Historie und Geschichte bei J. G. Droysen, die Lehrprobe behandelte: Das Tragische als künstlerischer Grundbegriff und sein Verhältnis zur Weltanschauung. - Mitgliedschaften: BAZ, MF. - Zur „Weißen Rose“: Verhörprotokolle in Sachen Bollinger: BAZ, DH, ZD 9187, A. 1; sowie: Müller 1994, S. 130—134.

tation, die den Aquinaten zu nahe an Plotin und Augustin gerückt habe und die in bedenklich ahistorischer Weise, „ohne eine vorgängige kritische Betrachtung“ thomistischer Grundkonzeptionen, das Werk des Kirchenlehrers „in systematischer Absicht über sich selbst hinaus“ weiterführen wolle. Für die Korreferenten Heidegger und den Gräzisten Bogner bestätigte damit selbst der Siewerth wohlwollende Honecker, was beide an der wissenschaftlichen Eignung des Bewerbers zweifeln ließ. Heidegger meinte, daß Siewerth sich im Vergleich zu seiner Dissertation gar nicht mehr die Mühe mache, am Text zu bleiben, sondern diesen nur als „entfernteren Beleg für spekulative Überlegungen“ mißbrauche. Dies geschehe „im festen Rahmen der katholischen Glaubenslehre“, deren wissenschaftliche Vertretung an der Universität zwar durch das Konkordat sichergestellt sei - wie Heidegger fast schon höhnisch notierte -, deren Wissenschaftlichkeit aber nur zusammen mit den „glaubensmäßigen Voraussetzungen“ beurteilt werden könne - anders gesprochen: Wer den Glauben des Verfassers nicht teile, werde das Manuskript als wissenschaftliche Leistung kaum akzeptieren:

„Wenn solche Auslegungen und Darstellungen für zulässig erachtet und zur Verteidigung und Ausgestaltung des katholischen Glaubens als wertvoll angesehen werden, dann ist die vorgelegte Arbeit eine beachtenswerte Leistung. Aber das ist im Grund kein Urteil, weil das Wesentliche daran, die tragenden Bedingungen, unter denen auch die wissenschaftliche Beurteilung der Arbeit steht, mir nicht entscheidbar sind.“

Auch Bogner bestritt den wissenschaftlichen Charakter der Arbeit, da das System, in dessen Rahmen sich Siewerths Spekulationen bewegten, als zeitlos gültig vorausgesetzt und somit von „der ersten Zeile an“ fraglos hingenommen werde. Ein wohl auf Bogner zurückgehendes Gutachten der Freiburger Dozentenschaft sprach es dann unverblümt aus: Nirgends versuche der sich in haarspalterischem Scharfsinn erschöpfende Autor den historischen Kontext der philosophischen Probleme der Scholastik zu klären. Natürlich fehle dieser katholischen Spekulation auch jede Beziehung zur „Lebenswirklichkeit, zur Bewegung der Gegenwart [und] zum Volk“. Von der nationalsozialistischen Weltanschauung trenne ihn deshalb „eine Welt“. Von einer Dozentur für den ehemaligen Jesuitenzögling müsse daher abgeraten werden. Zu dem Zeitpunkt, als dieses Urteil vorlag, im Februar 1938, hatte Siewerth vor allem Dank Honeckers Unterstützung den Dr. phil. habil. bereits erworben und Themen für Probenvortrag und Lehrprobe eingereicht. Auch den Lehrgang der Dozentenakademie in Tännich hatte er durchlaufen. Dabei traf er ausgerechnet auf die hohe SS-Charge Walter Wüst, Professor für arische Kultur- und Sprachwissenschaft in München, dort Dekan und seit 1941 auch Rektor. Wüst begeisterte sich zwar für Siewerths „rassisch vorzügliche Erscheinung“, doch in weltanschaulicher Hinsicht sei er „gefährlich und undurchsichtig“:

„Wir halten ihn für einen Erzieher, Kämpfer und Führer, allerdings mit verkehrten Vorzeichen, der als Geisteswissenschaftler und Philosoph unabsehbaren Schaden in der deutschen Hochschuljugend anzurichten im Stande ist. Erschwerend erscheint uns, daß S. mehrere Jahre als Novize der S. J. angehört hat und heute in keiner Gliederung der Bewegung steht. Wir widerraten daher mit Nachdruck die [sic!] Übertragung einer Dozentur an S.“

Die Fakultät, wohl in Kenntnis der parteiamtlichen Ablehnung, bestätigte im Januar Rektor Metz, daß ein Unterrichtsbedürfnis für eine Dozentur Siewerth nicht bestehe. Harmjanitz teilte Metz dann im Mai 1938 mit, daß aufgrund des Wüst-Berichts im REM entschieden wor-

den sei, Siewerth die Lehrberechtigung zu verweigern, so daß sich der katholische Denker, der einige Zeit nach 1933 in nicht gerade regimfeindlicher Absicht öffentlich über die Verwandtschaft zwischen Christentum und Germanentum räsionierte hatte (s. u. B III.), eine Beschäftigung in der „freien Wirtschaft“, im Eisen- und Drahthandel, suchen mußte.⁵⁹⁷ Daß der Nationalsozialismus mit ihm einen Polemiker verlor, dessen Haß auf den Bolschewismus und dessen immerhin noch veritable Reserve gegenüber der „westlichen Kultur des Materialismus“ der offiziellen Propaganda kaum nachstand, offenbaren in vollem Ausmaß erst einige Schriften aus der Nachkriegszeit.⁵⁹⁸

5.11. Münster 1937: Albrecht Becker-Freyseng

Mit einer Arbeit zur Geschichte der Logik wollte Albrecht Becker-Freyseng 1937 in Münster habilitieren. Becker-Freyseng wurde am 4. Februar 1904 in Mannheim geboren. Der Vater, Prokurist einer Ludwigshafener Bank, fiel 1917 als Hauptmann an der Westfront. 1918 zog seine Mutter nach Heidelberg, wo Becker 1925 das Abitur machte. Von 1925 bis 1930 studierte er in Kiel, Göttingen und Berlin Physik, Mathematik und Philosophie. Die Staatsprüfung für das höhere Lehramt bestand er 1930 in Berlin. Die nicht alltägliche Kombination seiner Interessen, die sich auf griechische Philologie und Mathematikgeschichte richteten, führten ihn nach der Staatsprüfung wieder zurück zu seinem mittlerweile nach Münster berufenen Kieler Lehrer Heinrich Scholz, der ihn 1932 promovierte („Der logische Aufbau der aristotelischen Lehre von den Möglichkeitsschlüssen“) und der in den folgenden fünf Jahren dafür sorgte, daß er sich, mit Stipendien leidlich versorgt, seiner Habilitationsschrift widmen konnte.⁵⁹⁹

Die Schrift „Zur Vorgeschichte des philosophischen Terminus ‚contingens‘“, am Logistischen Seminar bei Scholz entstanden, entwirrt die verschiedenen Bedeutungen des Begriffs in den Hermeneutik-Kommentaren des Boethius. Scholz lobte die vom Verfasser ge-

597 UAFb, B 24/3598, PA Siewerth; darin nebst Vita, Gutachten von Honecker, Heidegger und Bogner, politischer Beurteilung durch die Dozentenschaft v. 8. 2. 1938, auch ein Personalfragebogen v. 14. 6. 1937, demzufolge Siewerth vor und nach 1933 keiner Partei oder Untergliederungen einer Partei angehört hat. -Zur Biographie vgl. ferner: Pöggeler 1964 und Schwarz 1975, S. 17-40. - Der Hauptteil der Habil.-Schrift erschien 1939 unter dem Titel: „Der Thomismus als Identitätssystem“ (wieder: 1979); Bouhlers Prüfungskommission forderte hierzu Ende 1939 die zur Habilitation angefertigten Gutachten an, rang sich aber nicht zu einem Verbot des Werkes durch (Brw. PPK-Rektor in B 24/3598). Der erste Teil der Arbeit („Die Apriorität der menschlichen Erkenntnis nach Thomas von Aquin“) kam 1948 separat heraus und fand 1975 Aufnahme im Bd. 1 der Ges. Werke Siewerths.

598 Siewerth, „Der Triumph der Verzweiflung“, daraus: „Der Verzweiflungsprozeß des Kommunismus“, in: ders. 1971, S. 237ff. (zuerst 1961); dort, S. 239, die These, daß die Deutschen „infolge dieser apokalyptischen Greuel des Bolschewismus“, innerlich und äußerlich bedroht, dem NS. anheimfielen. Interessant auch die Ansicht, daß der westliche Liberalismus den NS. lange vor 1939 mit einem Wirtschaftskrieg überzog (ebd., S. 250-252), so daß 1939 für Deutschland die Lage bestimmt gewesen sei „durch die Alternative zwischen einer langsamen Erstickung zwischen den Machtblöcken von Ost und West[...] oder aber dem im fruchtbarsten Augenblick des Rüstungsvorsprungs vollzogenen Eroberungskrieg nach einer oder beiden Seiten“. Gegen den „fortschrittsoptimistischen Gesellschaftshumanismus“ des Westens auch Siewerths Essay von 1961: „Kritisches zur westlichen Lebensordnung“.

599 Angaben nach UAMs, Phil. Fak., Promotionsakte Becker-Freyseng.

leisteten mühsamen textkritischen Feinanalysen, die nach jahrelanger „philologisch-paläographischer Vorarbeit“ das Material „überhaupt erst (im Sinne des Chemikers) ‚aufzuschliessen‘ hatten“. Von dieser „exemplarischen Treue im Kleinen“, wie sie Becker bewiesen habe, hänge der wissenschaftliche Gehalt jeder philosophiehistorischen Untersuchung ab. Der hermetische Charakter, den das Werk dadurch angenommen hatte, verbürgte aus Scholz' Perspektive überhaupt erst seine Wissenschaftlichkeit. Im Colloquium sprach Becker-Freyseng zum Thema „Von der Bedeutung der logistischen Logik für die Erforschung der Geschichte der Logik“, im Probevortrag, der den Kontingenzbegriff bei Leibniz in den Mittelpunkt stellte, über „Die Bedeutung der neuen Logik für die logikgeschichtliche Forschung“. Scholz, der schon Beckers Dissertation begeistert das Prädikat „eine ganz ungewöhnliche wissenschaftliche Musterleistung“ zuerkannt hatte, durfte die auch von den Kollegen Wust und Kabitz gewürdigten Habilitationsleistungen als Auftakt zu einer erfolgreichen wissenschaftlichen Laufbahn werten.⁶⁰⁰ Davor war nur noch das Hindernis eines Lageraufenthalts zu bewältigen. Becker fuhr im Oktober 1937 zum 16. Dozentenlehrgang nach Tännich. Dort hinterließ er bei dem Lehrgangsleiter, dem Königsberger Physiologen Friedrich Plattner (wie der für Siewerth so verhängnisvolle Wüst ein „alter Kämpfer“ und zeitweilig illegal operierender Gauleiter in Tirol) und dem Lagerleiter SA-Obersturmbannführer Grundig, einen verheerenden Eindruck. Beckers weltanschauliche Haltung und Betätigung, so hieß es in ihrer Beurteilung, sei „demokratisch-pessimistisch“, sein Verhalten im Lager „unsoldatisch, renitent, ohne Dienstfreudigkeit“. In der Rubrik „Gesamtbild“ stufte sie ihn daher als „unbrauchbar, gefährlich“ ein und rieten davon ab, ihm die Dozentur zu verleihen.⁶⁰¹ Im REM legte man Becker-Freyseng, auch mit Blick auf sein Forschungsgebiet, daraufhin nahe, sich nach einer praxisbezogenen Betätigung umzusehen. Daß er dies dann tat, und 1938 als Wehrmachtsbeamter beim meteorologischen Dienst der Luftwaffe unterkam, war nicht allein den akuten, ausweislich der Akten aber nicht unüberwindlichen Widerständen zuzuschreiben. Becker-Freyseng litt an dem Desinteresse, mit dem seine Anstrengungen quittiert wurden. Nachdem er seine „intellektuellen Messer“ „einige Jahre lang an den harten und kalten Felsen der logistischen Schneeberge ‚gewetzt‘“ hatte, zog es ihn aus diesen unwirtlichen Gefilden auch deshalb fort, weil sein Lehrer Scholz sich ausschließlich der Grundlagenforschung auf dem Gebiet der mathematisierten Logik zugewandt hatte und sein Schüler sich mit seinen wissenschaftshistorischen Interessen im Stich gelassen fühlte.⁶⁰²

Scholz wollte sich nicht mit der Verantwortung belasten, seinen Schüler in eine Laufbahn zu drängen, die er als aussichtslos ansah. Er deutete dessen individuelle Perspektivlosigkeit aber als Zeichen der Krisensituation eines Faches, dessen akademische Zukunft ihm- nach dem 1937 angekündigten Fortfall als Pflichtfach im Staatsexamen - überhaupt auf dem Spiel zu stehen schien. In der vom REM verschuldeten Ungewißheit über die Zukunft der Philosophie an den Universitäten sah Scholz die eigentliche Ursache für Becker-

600 UAMS, Phil. Fak., Habil. Nr.2; Bericht Scholz über wiss. Aussprache v. 15. 7. 1937; Bericht Dekan Kratzer v. 17. 7. 1937.

601 Ebd.; Bescheinigung des Dekans für den aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Becker-Freyseng v. 4. 2. 1947 (dem damals noch vorhandenen Original der Beurteilung von Plattner/Grundig entnommen).

602 Ebd.; Becker-Freyseng an Dekan Kratzer v. 11. 11. 1938.

Freysengs Scheitern. Wie üblich hielt der couragierte Scholz mit seiner Meinung dem REM gegenüber deswegen nicht zurück:⁶⁰³

„Als deutscher Hochschullehrer, dem die Zukunft unserer Universitäten im ernstesten Sinne am Herzen liegt, muß ich die Gelegenheit wahrnehmen dürfen, um zugleich auf die paradigmatische Bedeutung dieses Falles hinzuweisen, und mit der Eindringlichkeit, von der ich mich nicht dispensieren kann. Ich muß hier erklären dürfen, daß die Heranziehung eines tüchtigen wissenschaftlichen Nachwuchses für das Philosophieren im überlieferten Sinne des Wortes überhaupt nicht verantwortet werden kann, so lange nicht klar und deutlich gesagt ist, ob und in welchem Umfange die philosophischen Studien dieser Art auf unsern Hochschulen überhaupt fortgesetzt werden sollen. Und ich werde nicht zu befürchten haben, daß der Eindruck entsteht, daß ich hier pro domo spreche; denn ich selbst habe mich von dieser Art des Philosophierens ein für allemal getrennt. Aber die Zukunft des deutschen Geistes, soweit sie durch den philosophischen Unterricht im überlieferten Sinne mitbestimmt ist, kann und wird mir in keinem Augenblick gleichgültig sein. Wenn es so fortgeht, so ist zu befürchten, daß das, was in absehbarer Zeit von Leibniz überhaupt noch gewußt wird, sich im Normalfall darauf beschränken wird, daß er auf irgend eine Art mit dem in Hannover erzeugten Leibniz-Keks zusammenhängt. Ich kann nicht wollen, daß diese Art von Leibniz-Kenntnis allgemein wird.“

Der Ende der 30er Jahre zu beobachtende Verfall professioneller Beurteilungsmaßstäbe und das zunehmende Gewicht weltanschaulicher Argumente führte im Fall Becker-Freyseng zu diesem so singulären wie aussichtslosen Protest. Die exotisch wirkende Logistik stand im REM nun einmal auf dem Aussterbeetat, nicht weil von ihr wie von der katholischen Philosophie eine politische Gefahr ausging, sondern weil sie nach Ansicht des Referenten und maßgebender Parteistellen auch mittelbar nicht den geringsten weltanschaulichen Nutzwert zu bieten vermochte.

5.12. Rostock 1939: Klaus Reich

Klaus Reich wurde am 1. Dezember 1906 in Berlin als Sohn des Verlagsbuchhändlers Gustav Reich geboren. Nach dem Abitur in Berlin-Friedenau studierte er in seiner Heimatstadt, in Freiburg und Rostock Philosophie, Klassische Philologie, Geschichte und, nachdem das „SpezialStudium“ der kantischen Philosophie ihn dazu gezwungen hatte, auch Mathematik und Physik. Bei Ebbinghaus, dem er von Freiburg nach Rostock gefolgt war, promovierte er 1932 mit der Arbeit ‚Die Vollständigkeit der kantischen Urteilstafel‘. Anschließend lebte er jahrelang als Privatgelehrter in Rostock und Warnemünde. Kurz nacheinander veröffentlichte er zwischen 1935 und 1937 drei selbständige Studien zur kantischen Philosophie, die vor allem in England starke Beachtung fanden, und in denen Reich Parerga zu seiner 1937/39 abgefaßten Habilitationsschrift über die Bedeutung der Mathematik in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ sehen wollte.⁶⁰⁴

Im Frühjahr 1939 stand die Arbeit kurz vor der Vollendung, als Reich gelegentlich eines mehrwöchigen Besuches bei dem Oxforder Kantspezialisten H. J. Paton in Aussicht gestellt wurde, ab Februar 1940 auf drei Jahre ein Stipendium und eine Stelle am Corpus Christi

603 Ebd.; Scholz an REM v. 11. 12. 1938 (Sperrung im Original).

604 UAR; Promotionsakte Reich.

College in Oxford zu erhalten. Die unmittelbar nach Kriegsausbruch erfolgte Einberufung vereitelte diese Pläne. Da er als Soldat die Habil.-Schrift nicht zum Abschluß bringen konnte, beantragte Reich im Juli 1940, die Fakultät möge ihn aufgrund seiner Veröffentlichungen habilitieren.⁶⁰⁵ Ebbinghaus unterstützte diesen Antrag mit einem ausführlichen Gutachten, das unter Bezugnahme auf die lobenden Stimmen aus dem mittlerweile „feindlichen Ausland“, Reichs Fähigkeit pries, „unabhängig von der Mode des Tages“ „engste Fragen der Kantinterpretation aus dem Geiste der Philosophie als einem unvergänglichen Menschheitsanliegen zur Lösung zu bringen“.⁶⁰⁶ Die Fakultät, in der Ebbinghaus eine starke Position einnahm, befürwortete Reichs Habilitation, zumal inzwischen Gadamer angefragt hatte, ob der Habilitand für die in Leipzig anstehende Nachfolge von Hermann Schneider schon in Frage käme. Das Gewicht dieser, zwischen Gadamer und Ebbinghaus vermutlich „abgekarteten“ fachlichen Anerkennung in die Waagschale werfend, forderte der Dekan den Rostocker Dozentenbundsführer zu einer politischen Stellungnahme auf:⁶⁰⁷

„Bei dem ausgesprochenen Mangel an philosophischem Nachwuchs muß größter Wert darauf gelegt werden, einen so begabten und erfolgreichen Gelehrten für die Hochschule zu gewinnen. Es dürfen deshalb unter keinen Umständen kleinliche Gesichtspunkte [sic!] richtunggebend sein. Eine Ablehnung unsererseits würde eine Blamage für die Universität Rostock bedeuten.“

Diese „kleinlichen Gesichtspunkte“ hatte der NSDD bereits geltend gemacht und eine Habilitation abgelehnt, weil Reich nicht als „politisch zuverlässig“ anzusehen sei. Das war eine Beurteilung, die man ungeachtet der möglichen Blamage nicht zu revidieren gedachte und an der letztlich Reichs Habilitation auch scheiterte.

5.13. Zwischenbilanz

Im Vergleich mit den letzten sechs Jahren der Weimarer Republik ging die Zahl der philosophischen Habilitationen zwischen 1933 und 1939 um fast die Hälfte, von 48 auf 28 erfolgreich abgeschlossene Verfahren zurück. Davon erlangten jedoch sechs Bewerber nur ihren Dr. habil., während das REM ihnen die Dozentur aus politischen Gründen verweigerte (Max Müller, Siewerth, Becker-Freyseng, Hartmann, Leider, Weischedel). Nicht mitgerechnet ist dabei die Habilitation eines Philosophen, des Spranger-Schülers Hans Wenke, im Fach Pädagogik, sowie die eines Pädagogen mit philosophischer venia (Heinrich J. Nelis). Ziegenfuß, Kanthack, Metzger, Klemmt, Zeltner⁶⁰⁸, Reich, vielleicht auch Gertrud Jung und Anneliese Maier, scheiterten (z. T. politisch bedingt) bereits, ohne einen formalen Abschluß erreicht zu haben. Von den verbleibenden zwanzig Dozenten hatten acht (Bröcker, Metzke, Cramer, Barion, Folwertschny, Springmeyer, Ralfs, König) ihre Arbeit im Laufe des Jahres 1933 abgeschlossen, konnten aber ihre Verfahren aufgrund der geänderten Zulassungsbedingungen bzw. der Entlassung ihrer Betreuer z. T. erst mit erheblicher Verzögerung 1934/36 beenden. Daher berücksichtigten sie den „neuen Geist“ thematisch allenfalls in ihren Lehrproben, d.

605 Ebd; PA Reich; Reich an Dekan v. 10. 7. 1940.

606 Ebd., Ebbinghaus an Dekan v. 28. 7. 1940.

607 Ebd.; Dekan an Dozentenbundsführer Neubert v. 13. 8. 1940.

608 Zu Zeltners, o. Bf. 3., Anm. 298.

h. aber, daß sie - abgesehen von dem persönlichen Engagement Cramers, des Pg. von 1932 - ihre akademische Karrieren ohne die weltanschaulichen Impulse des Nationalsozialismus antraten. Ihre Habilitationen hätten also beim Fortbestand der Weimarer Republik kaum einen anderen Verlauf genommen. Das wird man nur von den sieben Habilitanden kaum sagen dürfen, die sich durch Themenwahl (Wehrphilosophie, politische Geistesgeschichte, völkisch-politische Anthropologie), wissenschaftspolitischen Ehrgeiz ihrer Betreuer (Baeumler, Krieck, Grunsky, Becker/Rothacker) und persönlichen Einsatz in den Parteigliederungen an die NS-Ideologie gebunden hatten (Schering, Steinbeck, Kunz, Classen, Wagner, Mense, Kröner). Rechnet man die sich ihnen politisch oder publizistisch akkommodierenden Dozenten Metzke, Ralfs, Springmeyer, Lehmann, Lassen, Folwertschny, Baumgarten und Schelsky hinzu, war also bis 1939 gut die Hälfte des freilich insgesamt spärlichen philosophischen Nachwuchses bereit, den neuen weltanschaulichen Anforderungen zu genügen. Einschränkend ist dazu anzumerken, daß Mense seine Laufbahn vorzeitig beenden mußte, Classen und Wagner weder Fachphilosophen waren noch ihre Lehrtätigkeit in den engeren Grenzen ihrer philosophischen *venia* ausübten, Schering bald in benachbarten Fächern (Psychologie, Soziologie) neue Schwerpunkte setzte, der naturwissenschaftlich ausgebildete Lassen psychologischen Problemstellungen nachging, der pragmatische Ideenhistoriker und „Auslandskundler“ Baumgarten eine auch institutionelle Verbindung mit der Verhaltensforschung anstrebte (s.u. B II.) und Schelsky ein soziologisches Standbein auszubilden begann. Der schon im berufungspolitischen Rahmen zu beobachtende Zusammenhang zwischen weltanschaulicher Nähe zum NS. und der Bereitschaft zur Empirisierung der philosophischen Arbeit fand also im „Mittelbau“ seine Entsprechung. Die Politisierung beschleunigte offenbar die Öffnung des Faches gegenüber den empirischen Wissenschaften - eine Tendenz, die 1933 nicht einsetzte, sondern eine seit 1918 zu beobachtende Entwicklung verstärkte. Folglich gerieten die Vertreter der methodisch-traditionellen, hermeneutisch-philologischen Richtung - Schwarz, Schlechta, Cramer, König, Ralfs, Lehmann, Bröcker - in die Minderheit. Mit Ausnahme Bröckers blieb ihnen denn auch ein Lehrstuhl bis 1945 versagt. Ebenso zurückgedrängt wurden die in der Weimarer Zeit so expansiven, nunmehr weltanschaulich bekämpften und fachlich als antiquiert („haarspalterisch spekulativ“, wie es bei Siewerth hieß) abgestempelten katholischen Philosophen, von denen allein Jakob Barion eine Dozentur und - wenn auch nur an einer katholischen Hochschule - ein Ordinariat erlangte. Nach 1936 trocknete die katholische Philosophie so aus, daß nicht nur Lehrstühle abgebaut und ältere Nichtordinarien bevorzugt entlassen wurden, sondern es auch bis 1945 keiner katholischen Nachwuchskraft mehr glückte, die Lehrberechtigung an einer staatlichen Hochschule zu erhalten.⁶⁰⁹

Ein anderer, hier mehrfach betonter Aspekt der Nachwuchspolitik ab 1936 ergab sich aus der zunehmenden Interventionsmacht von NSDD und Amt Rosenberg. Der politische Auslesemechanismus der Dozentenlager produzierte einen aus NS-Sicht erfreulichen Prozentsatz an „Ausschuß“. Doch traf die Selektion nur aktive oder potentielle Gegner, während die positiv bewerteten Teilnehmer nicht automatisch geeignet waren, an einer Synthese zwischen Philosophie und Nationalsozialismus mitzuwirken. Die negativen Urteile Baeumlers über den so anpassungsbereiten Lehmann deuten dieses Dilemma ebenso an wie der

609 Kandidaten wie Josef Pieper oder Jakob Hommes hätte es dafür wohl in ausreichender Zahl gegeben.

Tatbestand, daß Dozenten wie König, Bröcker oder Lassen das weltanschauliche Potential ihrer Arbeitsgebiete nicht in erwartetem Umfang ausschöpften.

Im übrigen war aber abzusehen, daß ohne dieses unzuverlässige Ausleseverfahren selbst die Ansätze zu einer ideologischen Neuausrichtung verloren gehen würden. Genau dieser Fall sollte eintreten, als die Dozentenlager bei Kriegsbeginn 1939 geschlossen wurden und die „charakterlich-politische“ Beurteilung allein von den lokalen Parteistellen und NSDD-Funktionären abhing. Wie wir sehen werden, nahm deswegen die Zahl der erfolgreichen Habilitationen und mit ihr die Zahl der ideologisch eigentlich unbrauchbaren Dozenten wieder zu.

6. Das akademische Schicksal der älteren Nicht-Ordinarien zwischen 1933 und 1939

6.1. Die letzte „Säuberung“: Entlassungen aufgrund der neuen Habilitationsordnung von 1939

Die Reichs-Habilitations-Ordnung vom 17. Februar 1939 verfolgte zwei Ziele: Abkürzung der Verfahren und wirtschaftliche Absicherung der Dozenten, um den durch die „Wiedervereinigung Österreichs und der sudetendeutschen Gebiete mit dem Reich“ noch spürbarer gewordenen Nachwuchsmangel zu bekämpfen. Ein in den Gesetzesmotiven nicht genanntes, aber nicht weniger wichtiges Ziel war die Überprüfung des vorhandenen Personalbestandes. Sämtliche Nichtordinarien mußten einen Antrag auf Ernennung zum Dozenten neuer Ordnung oder zum außerplanmäßigen Professor stellen. Rektor und Dekan war aufgegeben, jeden Antrag ausführlich zu begutachten, was nie ohne Stellungnahme des Dozentenbundesführers geschah.⁶¹⁰

Betrachtet man das Resultat der im Herbst 1939 beendeten Musterung, drängt sich der Eindruck einer abermaligen politischen Säuberung auf. Unverkennbar ist auch, daß die ideologische Egalisierung mit einer Qualitätsauswahl einherging. Der bloße „Forschartyp“ ohne didaktisches Talent, Vertreter „abseitiger“, „skurriler“ Philosophien, die seit ihrer lange zurückliegenden Habilitation neuere Entwicklungen ignoriert hatten - ihnen entzog man bei dieser Visitation die *venia* ebenso wie den konfessionell gebundenen Dozenten. Zur letzten Gruppe zählten Otto Most und Günter Schulemann (beide Breslau)⁶¹¹, Kurt Leese

610 REM, Amtsblatt 1939, S. 126-134.

611 Most war am 1. 11. 1933 als Anwärter in die SS ein-, zum 13. 9. 1934 wieder ausgetreten; seitdem unterstützte er, wie sein Vater, der Breslauer Chirurg August Most, den Schwarzen Orden als förderndes Mitglied (BAK, R 21/10014, Bl. 6690). Angesichts der Aversionen, die Faust gegen Most entwickelte, mutet nicht nur diese SS-Beziehung etwas seltsam an. Denn als Nachfolger Geysers wurde Most dem Münchner Ministerium gerade deshalb empfohlen, weil er für den Sonderbevollmächtigten des Saarbeauftragten Bürckel Werbeartikel im „Abstimmungskampf“ des Saarlandes verfaßt habe (UAMn, ON 10; J. Himmelheber an Landespressestelle Staatskanzlei v. 14. 5. 1935). Ein vor seiner Einberufung ins Heerespersonalamt gestellter Antrag auf Umhabil. nach Berlin wurde im August 1939 abgelehnt. Immerhin gelang ihm zum 1. 4. 1942 noch der Eintritt in die NSDAP (BAZ, MF;

(Hamburg)⁶¹², Johannes Hessen (Köln)⁶¹³, Aloys Müller und Heinrich Lützelers (beide Bonn)⁶¹⁴. Bei Müller, dem katholischen Naturphilosophen aus der Dyroff-Schule, stellte der Bonner Dozentenschaftsführer nicht auf dessen konfessionell bedingte Vorbehalte gegen den Nationalsozialismus ab, sondern auf private Äußerungen der Renitenz, wie die Verweigerung des „Deutschen Grußes“ und die Einbehaltung des von anderen Dozenten „freiwillig“ gezahlten Beitrages für das „Winterhilfswerk“. Da die Bedeutung der Philosophie zudem weiter zurückgehe, könne man die Zahl der besoldeten Lehraufträge dadurch reduzieren, daß man Unwürdige wie Müller nicht länger unterstütze.⁶¹⁵

Aus fachlichen und weltanschaulichen Gründen sprachen Fakultät, Partei und REM dem Leipziger Privatdozenten Werner Schingnitz die Lehrbefähigung ab. Seine politische Karriere nach 1933 wies auf ein derartiges Ende eigentlich nicht hin. Nach Kontakten zu Niekißs „Widerstandskreis“ und dem „Stahlhelm“, stellte Schingnitz sich sofort nach der Machtübernahme der NSDAP zur Verfügung, trat im März 1933 in die Partei ein, war Pressewart in der NSBO-Zelle der Universität, Stabsleiter der Gaufachfachschaft 1 (Hochschule) im NSLB Sachsen, Fachberater für Weltanschauung und Philosophie in der Kulturpolitischen Abteilung der Kreisleitung, Redner für verschiedene Parteiformationen und Bezirksschulungsleiter im Technikerverband der DAF. Als die Fakultät 1935/36 darüber beriet, ob man seine Ernennung zum nb. ao. Professor beantragen solle, befand sich der nationalsozialistische Aktivist Schingnitz in der kuriosen Lage, daß positive Voten nur von dem einstigen SPD-Favoriten Hermann Schneider und dem vorzeitig emeritierten Pazifisten Driesch stammten. Die Dozentenschaft war zu dem als „übereifrig“, „opportunistisch“ und wegen zahlloser Streitigkeiten als „disziplinlos“ benoteten Schingnitz, der die meisten Parteifunktionen abgegeben hatte, auf Distanz gegangen. Sie empfahl, ihn auf eine Hochschule für Lehrerbildung abzuschieben, was Freyer und Litt begrüßten. Gehlen tat sein Hauptwerk „Mensch und Begriff“ (1935) als unwesentlich ab. Die Fakultät beschloß trotzdem, den Antrag zu stellen, dem der Gauleiter dann seine Zustimmung verweigerte, da Schingnitz' Eintreten für Hauers „Deutsche Glaubensbewegung“ ihn politisch zu stark belaste. Die

HLK). Zu Schulemann: BAZ, HKL: Vermerk 1939, wonach die Ernennung zum apl. Prof. abgelehnt wurde.

612 Meran 1991, S. 470-472. Da die Ernennung zum apl. Prof. zur Verbeamtung führte, mußte der Antragsteller die Voraussetzungen des DBG von 1937 erfüllen. Für die Ernennung setzte § 26 I Nr.3 DBG (RGB1. 1937 1, S. 45) voraus, daß der Beamte die Gewähr biete, jederzeit rückhaltlos für den NS-Staat einzutreten. Als Kritiker der Rosenbergschen Vorstellungen über Rasse und Religion bot Leese diese Gewähr nicht. Im Frühjahr 1940 verlor er seine Lehrbefugnis.

613 Golczewski 1988, S. 410-418, und C. Weber 1994, S. 133-138. Dekan Kauffmann, „in politischen Dingen durchaus unpraktisch veranlagt“ (Golczewski, S. 412), gab den Antrag befürwortend weiter, obwohl der Dozentenführer wegen der konfessionellen Bindungen Hessens die vom REM dann auch beschlossene Ablehnung empfohlen hatte. Laugstien 1990, S. 14, schreibt fälschlich dem „Dekan Heimsoeth“ einen Anteil an Hessens Entlassung zu.

614 UAB, PA Lützelers; in seiner Stellungnahme zu Lützelers Antrag hatte Dekan Obenauer schon aufgrund der öffentlichen Attacken Alfred Stanges (Kunsthistoriker, Amt Rosenberg, o. Prof. 1934 in Erlangen, 1939 in Bonn) eingeflochten, daß die Grundhaltung Lützelers nicht nationalsozialistisch sei und sein Gesuch daher „kaum“ befürwortet werden könne (an REM v. 1.7. 1939). Das REM entzog Lützelers, der schon 1934 seine Lehrauftragsvergütung verloren hatte, daraufhin per Erlaß v. 26. 2. 1940 die Lehrbefugnis.

615 UAB, PA Müller; Leiter der Dozentenschaft Chudoba an Rektor v. 15. 2. 1939 und ebd. Entlassungsverfügung des REM v. 23. 11. 1939.

Deutschgläubigen hatten Schingnitz u. a. mit einem Vortrag: „Deutscher! Entscheide Dich: Christenkreuz oder Hakenkreuz?“ plakativ angekündigt. Da „Hakenkreuz“ in Hauers Kreisen keineswegs identisch war mit den Ideen, die man im REM oder im Stab Heß mit diesem Symbol assoziierte, behandelte man Schingnitz wie einen sektiererischen Opponenten. 1938 lehnte das REM daher seine Ernennung zum nb. Extraordinarius ab. Den folgenden Antrag auf Ernennung zum Dozenten neuer Ordnung torpedierte ein Fakultätsgutachten: Sein Hauptwerk erliege der Gefahr des Formalismus in bedenklichem Maße, hieß es darin. Vor lauter Einteilungen und Abgrenzungen komme es nie zu wirklicher philosophischer Arbeit. Das Organisatorische erdrücke das Philosophische. Auch gehörte ein großer Teil seiner Kraft der rednerischen Werbetätigkeit für die „Deutsche Glaubensbewegung“.⁶¹⁶

Das REM verweigerte ihm daraufhin die gesicherte Position eines beamteten Dozenten, und Schingnitz sah sich gezwungen, seine Dienste Rosenberg anzubieten. Über den Gauleiter von Sachsen-Anhalt ließ er beim Rektor der Universität Halle vorführen, die unter Rosenbergs Protektorat stand. Aus seiner Sicht war er als Nationalsozialist Rosenbergscher Richtung in Leipzig geächtet und nach sechsjährigem Kampf aus dem Lehramt entfernt worden. Noch zum Reichsberufswettkampf 1936/37 habe er mit einer studentischen Mannschaft eine Arbeit über „Juden in der deutschen Philosophie des 19./20.Jhs.“ eingereicht. Das in Leipzig gescheiterte Unterfangen, die Philosophie im Sinne Rosenbergs nationalsozialistisch auszurichten, wollte er nunmehr unter der weltanschaulichen Führung des Reichsleiters erneut in Angriff nehmen.⁶¹⁷ Was allerdings wohl hauptsächlich deshalb mißlang, weil man gerade im Amt Rosenberg wenig erbaut gewesen sein dürfte über den Einsatz für Hauer. Während seines Wehrdienstes schaffte Schingnitz es dann erneut, in der Partei Fuß zu fassen, und nebenamtlicher Gauschulungsredner der NSDAP in Oberschlesien zu werden.⁶¹⁸

Zu den Denkern, die zum Nachweis der häufig behaupteten weltanschaulichen Affinität zwischen „Konservativer Revolution“ und Nationalsozialismus herangezogen werden, zählt der Leipziger Philosoph Hugo Fischer, der nach 1939 seine *venia* verlor. Sehr vorsichtig deutete Fischer bald nach dem 30. Januar 1933 in einer vom Dresdner Ministerium eingeforderten Stellungnahme über die zukünftigen Aufgaben nichtbeamteter Philosophiedozenten an, daß sich nunmehr die Chancen der praktischen Philosophie verbessert hätten, die „politisch geistige Mentalität“ auf das kommende „große Reich“ einzustimmen.⁶¹⁹ Zu diesem Zeitpunkt, im Herbst 1933, stand für Fischer außer Frage, daß *sein* großes Reich nicht mit dem Dritten Reich heraufgekommen war. Immerhin muß bei seiner intellektuellen Bio-

616 UAL, PA 928, Schingnitz; Schriftwechsel und Anträge 1936-1939.

617 UAH, Rep. 4/847; Schingnitz an Rektor Weigelt (Halle) v. 26. 10. 1939 und Gauleiter Eggeling an Weigelt v. 28. 10. 1939.

618 IfZ, MA 116/14; HAW (Erleben) an NSDD (Borger) v. 27. 12. 1943 und Antwort Borgers v. 22. 2. 1944, Auskunft anhand SD-Bericht, der für die Zeit vor 1933 einen „ausgedehnten Verkehr mit jüdischen, demokratischen und liberalistischen Kreisen“ vermerkt und auf einen philosophischen Aufsatz über Tanzkunst hinweist, „der stark an die jüdische Asphallliteratur vor 1933“ erinnere. Der SD buchte Schingnitz daher in der Rubrik „Konjunkturritter“. Als weitere Quelle zitierte Borger ausführlich das ablehnende Fakultätsgutachten von 1939. - Das Kulturpol. Archiv teilte dem VBW 1940 mit, daß bei dem für Hauer tätigen Schingnitz charakterlich und politisch „starke Unausgeglichenheiten“ zu beobachten seien, so daß ein Rednereinsatz nicht in Frage komme (BAK, NS 15/31, Bl. 50).

619 UAL, PA 455, Bl. Bl. 46-50; Stellungnahme o. D. (10/1933).

graphie (s. o. A III.) erstaunen, daß ihm die Fakultät bescheinigte, „völlig unpolitisch“ zu sein. Eine solche Bagatellisierung seines politischen Hintergrundes findet sich erstmals in einer Auskunft des Dekans Berve, der Anfang 1935 seinem Würzburger Kollegen Fischer als Kenner der Geschichte der Metaphysik empfahl, der die großen Systeme auf ihren ewigen Gehalt und ihre „Gegenwärtigkeit“ hin prüfe.⁶²⁰ Als es 1935/36 darum ging, Fischer zum nb. ao. Prof. vorzuschlagen, machte nur Schneider auf das ‚Lenin‘-Buch aufmerksam, „dessen Erscheinen verhindert worden sein soll“, sowie auf zwei Beiträge für Niekischs „Widerstand“.⁶²¹ Dekan Münster fragte wegen des ‚Lenin‘ bei Wilhelm Stapel an, dem Herausgeber von „Deutsches Volkstum“, der Hauszeitschrift von Fischers Verlag, der auf die „Konservative Revolution“ spezialisierten Hanseatischen Verlagsanstalt. Stapel beschrieb die gescheiterte Drucklegung in ihrer ganzen Harmlosigkeit. Politisch habe selbst Rosenbergs Schrifttumsstelle keine Einwände geltend gemacht. Nur dem Verlag sei die Situation im Frühjahr 1933 zu heikel gewesen. Mittlerweile halte auch das Propagandaministerium, das am Inhalt prinzipiell keinen Anstoß nehme, eine Veröffentlichung „einstweilig“ nicht für opportun.⁶²² Dozentenschaftsleiter Koeppen urteilte daraufhin über Fischer: „Er ist völlig unpolitisch. Seine Beziehungen zum Widerstandskreis haben keinen politischen Hintergrund.“ Koeppen sprach sich nur dagegen aus, Fischer eine beamtete Professur zu übertragen, da er ein schlechter Lehrer sei, der in Vorlesungen „ungehemmt jedem augenblicklichen Einfall“ nachgehe, und daher Studenten nicht erreiche und sie folglich auch nicht führe.⁶²³ Ähnlich lauten die Gutachten, mit denen Freyer und Gehlen Fischers Beihilfeanträge unterstützten: Ein origineller, etwas einzelgängerischer Nur-Theoretiker, der sich ganz seiner „Wissenschaft“ opfere, wie Gehlen mehrfach betonte. Der NSDD versah seine Stellungnahmen bis 1939 nur mit dem mahnenden Hinweis auf das didaktische Unvermögen, befürwortete die Anträge aber stets.⁶²⁴ Ohne erkennbare Anzeichen für eine politische Verfolgung⁶²⁵, bat Fischer Ende März 1938 um die Gewährung eines Erholungsurlaubs in Norwegen, der ihm bei fortlaufenden Bezügen auch gewährt wurde. Während dieses Urlaubs erhielt er das Angebot, ins Osloer Institut für Soziologie und Arbeitslehre einzutreten, dessen Leiter mit einem bekannten norwegischen Nationalsozialisten befreundet war, so daß deutscherseits einer Mitarbeit nichts im Wege stand. Zumal Fischer versprach, im Sinne des Reiches „volkserzieherisch“ tätig zu werden. Erst kurz vor Kriegsbeginn hat sich Fischer dann nach England abgesetzt.⁶²⁶

620 Ebd., Bl. 53/54; Berve an Vogt v. 7. 1. 1935 wg. Nachfolge Marbe. Für Fischers Gegenwartsbezogenheit wurde ansonsten lediglich auf ein in Vorbereitung befindliches Werk ‚Kritik der Modernität‘ hingewiesen (das unveröffentlicht blieb).

621 Ebd., Bl. 63; Protokoll der Kommissionssitzung v. 15. 1. 1936, Teilnehmer: Litt, Freyer, Gehlen, Schneider, Tackenberg, Dekan Münster, Prorektor Golf.

622 Ebd., Bl. 64-65; Dekan an Stapel v. 16.1., dessen Antwort v. 17. 1. 1936.

623 Ebd., Bl. 67; Gutachten v. 28. 1. 1936. - In seine Karteikarte für die REM-HKL hatte Fischer die Rubriken „politische Betätigung“ usw. mit schwungvollen Strichen verziert und nur eine Zugehörigkeit zum „Kriegsopferbund“ notiert (BAK, R 21/10004).

624 Ebd., sowie BAZ, Research-Wi; Schriftwechsel Fakultät/REM bez. Fischer 1937-1940.

625 Dagegen heißt es in der Vita auf dem Schutzumschlag von Fischer 1971: „Im März 1938 mußte er als aktiver Gegner des Hitlerregimes aus Deutschland fliehen.“

626 In Leipzig lief seit Anfang April 1939 Fischers Antrag auf die Ernennung zum Dozenten neuer Ordnung, den die Fakultät Ende Juni befürwortend weiterleitete. „Am 18. 8. 1939 teilte die Dt. Gesandtschaft Oslo dem AA mit, Fischer habe sich aus London gemeldet: Er wolle zu Sanskritstudien nach

Georg Burckhardt war 1933 neben dem „alten Kämpfer“ Hasse zum Leiter des Philosophischen Seminars in Frankfurt aufgestiegen, erhielt aber nicht wie erhofft einen der vakanten Lehrstühle und verlor bald wieder jeden Einfluß. Nie der NSDAP angehörend, glaubte er aber seine „Werkphilosophie“ als Vorläuferin der NS-Ideologie anbieten zu können. 1935, als schon Gerüchte umliefen, er sei SPD-Mitglied gewesen, schrieb er, zwei „Annäherungen“ an diese Partei eingestehend, ans Kuratorium:⁶²⁷

„Daß ich als Freund des irregeleiteten einfachen schaffenden Arbeiters jene Annäherungsversuche unternahm, aber in weltanschaulicher Hinsicht nichts mit dieser Partei, die im Marxismus stecken blieb, gemein gehabt habe, beweist der Umstand, daß meine Schriften nur in national gerichteten Blättern anerkannt [...] wurden. Ich habe niemals jener Partei gedient, vielmehr mit den Waffen des Geistes, wie meine Schriften von 1920 an beweisen, an der Unterminierung des Einflusses der marxistischen Parteien mitgewirkt und später erst erkannt, wie sehr sich mein Denken und Wollen mit der nationalsozialistischen Bewegung, als der echten deutschen, gegen Rotfront und Reaktion gerichteten Arbeiterbewegung berührte.“

Burckhardt verschwieg, daß seine „Werkphilosophie“ den orthodoxen Marxismus als Materialismus zwar entschieden ablehnte, allen reformsozialistischen Bewegungen und Ideen der 20er Jahren aber die Hand reichte (s. o. A III.). Die Integrationskraft, die Burckhardt dem Staat zutraute, die Erwartung, gerade das besiegte Deutschland könne zum Zentrum anti-kapitalistischer Erneuerung werden, die antiparlamentarische Hoffnung auf die Führerpersönlichkeit - man findet bei ihm viel, was ihn mit der antikapitalistischen und antiliberalen Rechten verband, was ihm aber so wenig wie Hugo Fischer nach 1933 beruflich nützte. Veranstaltungen zu „zeitgemäßen“ Themen trugen ihm nur die Chance ein, sich in München als Lehrstuhl Vertreter von Aloys Fischer zu bewähren. Als dies fehlschlug, verzichtete Burckhardt, den danach niemand mehr als Pädagogen akzeptiert hätte, darauf, 1939 einen Antrag nach der RHO zu stellen. Es ist auch nicht auszuschließen, daß er spätestens seit 1938 wegen seiner Kontakte zu Oppositionellen von der Gestapo überwacht wurde und deshalb, um, wie er nach 1945 berichtete, vor den Nachstellungen sicher zu sein, seine Versetzung in den Ruhestand beantragte, die zum 1. Oktober 1939 erfolgte.⁶²⁸

Die Entlassungsumstände von Hermann Rudolf Bäcker, nichtbeamteter Extraordinarius in Köln und hauptamtlicher Dozent der Hochschule für Lehrerbildung in Dortmund, sind dagegen schwer zu erhellen. Der Politischen Organisation der Partei gehörte er als Unterabteilungsleiter im Gauschulungsamt des Gaues Westfalen-Süd an, zeitweise fungierte er als stellvertr. Dozentenbundführer in Dortmund. Bis 1939 hielt er in Köln weiter philosophische Vorlesungen, darunter solche zur „Politischen Ethik“ und „Politischen Anthropologie“ (s. Anhang). Von seinem Dortmunder Amt war er zwischen 1936 und 1938 beurlaubt worden,

Indien aufbrechen! Im Oktober 1939 drohte die Fakultät erstmals mit dem Entzug der *venia*, doch obwohl Fischer offenkundig „übergelaufen“ war, dauerte es noch bis zum Januar 1941, bevor der Dekan einen förmlichen Antrag auf Entzug der Lehrbefugnis stellte (UAL, PA 455, Bl. 89-142; Schriftwechsel 1939/41).

627 UAF, Phil. Fak. 134/75, HPA Burckhardt; Burckhardt an Kuratorium v. 22. 2. 1935. - Von Parteiseite schien man diesen Einlassungen glauben schenken zu wollen: Er habe das Verdienst, „einen Versuch zur Überwindung des materialistischen Sozialismus durch einen funktionalistischen Sozialismus übernommen [sie] zu haben“. NSDD Frankfurt an Gauleitung München-Oberbayern v. 9. 12. 1938, in: UAF, Kurat. Abt. 10/106.

628 *Ebd.*; *Wiedergutmachungsbescheid* v. 19. 1. 1957.

um an der Schulung des Parteinachwuchses auf der Ordensburg Sonthofen mitzuwirken. Politische Widerstände sind bei Bäcker also schwer vorstellbar. Trotzdem schied er im Oktober 1939, parallel zum wahrscheinlichen Zeitpunkt seiner militärischen Reaktivierung, auf eigenen Antrag aus dem Staatsdienst aus.⁶²⁹

Bemerkenswert an der Entlassung des Kölner Privatdozenten Ernst Barthel ist eigentlich nur, daß sie ihn erst 1940 traf. Barthel versuchte - angebliche Behinderungen aus der Straßburger Zeit anführend - sofort nach 1933 sich als Opfer des jüdischen Philosophen Simmel und der etablierten Wissenschaft der „Systemzeit“ darzustellen. Ausführliche Gutachten des mit den Straßburger Verhältnissen vertrauten Artur Schneider und seines Kollegen Heimsoeth unterrichteten das Ministerium über die wahre Sachlage, so daß man in Berlin seit Mitte 1933 davon Kenntnis hatte, daß die Kölner Fakultät Barthel für einen Psychopathen hielt. Das PrMWKV beauftragte 1934 eine Kapazität wie de Crinis mit der Erstattung eines psychiatrischen Gutachtens, das wie gewünscht gegen Barthel ausfiel. Trotzdem ergab sich keine gesetzliche Handhabe zu einer Entziehung der *venia*. Und obwohl schon lange vor 1939 die Kölner Dozentenbundführer bei jeder der vielen Gelegenheiten, die Bartheis Beschwerden und Eingaben alljährlich boten (darunter sogar eine an den Reichskanzler persönlich), de Crinis' Befund bestätigten, gelang es ihm, dank der Intervention des Kölner NS-Staatskommissars, im August 1939 zum Dozenten neuer Ordnung ernannt zu werden. Die erschrockene Fakultät nutzte jedoch wenige Monate später eine Chance, um seine Entlassung zu erwirken: Die Parteiamtliche Prüfungskommission hatte das REM über die „ausgesprochen konfessionelle Metaphysik“ informiert, die man in Barthels jüngster Veröffentlichung, ‚Der Mensch und die ewigen Hintergründe‘, entdeckt habe. Es ist wahrscheinlich, daß man bei der darauf einsetzenden Überprüfung weiterer Bücher auch das SD-Dossier über Barthel berücksichtigte, das jene extrem frankophilen Zitate sammelte, die vor 1933 Frankreichs Anspruch auf Elsaß-Lothringen verteidigten und für die Locarno-Politik des deutsch-französischen Ausgleichs warben (s. o., A III.).⁶³⁰ Im Oktober 1940 entließ ihn das REM⁶³¹. Der hier sehr verkürzt dargestellte Fall Barthel ist wenig verallgemeinerungsfähig, zeigt aber auch die mitunter an den Tag gelegte Gleichgültigkeit des REM gegenüber fachlicher Inkompetenz, solange der Betreffende politisch unauffällig blieb.

Zu denen, deren weltanschauliche Positionen auch von Nationalsozialisten vertreten, die aber trotzdem nicht von der Selektion des Jahres 1939 verschont wurden, gehörte der nb. Gießener Professor Walther Schmied-Kowarzik.⁶³² Ungeachtet seiner Verdienste um das

629 Bäcker erschien seit 1939 nicht mehr im Vorlesungsverzeichnis; Hesse 1995a, S. 150, vermerkt gleichwohl, er sei noch zum Dozenten n. Ord. ernannt worden. Faktisch war er mit seiner Einberufung dem Lehrbetrieb ohnehin entzogen (gefallen als Offizier im März 1944).

630 UAK, Zug. 317/11, Nr. 1-3; sowie BAZ, RSK und REM-HLK.- Seiner Frankophilie suchte Barthel eine systemkonforme Wendung zu geben, indem er ein deutsch-französisches Bündnis zur Abwehr der „Mongolen“ empfahl (UAK, a. a. O., Bd. 1; Ms. „Deutschland und Frankreich“, eingesandt für die Parteizeitung „Westdeutscher Beobachter“, an Hauptschriftleiter Winkelkemper v. 11.7. 1934).

631 UAK a. a. O., Bd. 3; gem. § 61 DBG iVm. § 21 RHO.

632 Der am 22. Mai 1885 in Mödling bei Wien als Sohn eines Bankbeamten geborene Schmied-K. maturierte 1904 und begann im gleichen Jahr mit dem Philosophiestudium in Wien. Dem Rat seines Lehrers Friedrich Jodl folgend, wechselte er 1906 nach Berlin, wo er an Diltheys Privatissimum „Grundlegung der Geisteswissenschaften“ teilnahm, das für Schmieds eigene bewußtseinsanalytische Arbeiten zu einer erkenntnistheoretischen Grundlegung der Geisteswissenschaften bestimmend wurde. 1908 promovierte er in Wien („Zeit und Raum. Eine psychologische und transzendentalphiloso-

Auslandsdeutschtum und des „rechtzeitigen“ Parteieintritts zum 1. Mai 1933, versetzte das PrMWKV ihn 1933 als Ordinarius der Päd. Akademie Frankfurt gem. § 5 BBG aus dem einstweiligen in den endgültigen Ruhestand. Es blieb ihm nur die Gießener venia und - auf Antrag - die Erlaubnis, an der Frankfurter Universität bis 1934 zu lesen. In dieser bedrängten Situation bot Schmied-Kowarzik, der sein Ansehen in der Partei mit dem 1933 veröffentlichten Glaubensbekenntnis eines freien Protestanten' nicht gerade gehoben hatte, seine kulturpolitischen Ideen von 1918 als Antizipationen nationalsozialistischer Ziele an und legte in seinen Eingaben Wert darauf, daß er als Vorsitzender des Dürerbundes einem juden-ausschließenden Verein angehört und sich im Deutschen Schulverein zwischen 1918 und 1921 für die Einführung des Arierparagraphen eingesetzt habe.⁶³³

Diese Anpassung schien belohnt worden zu sein, da man ihm für 1934 eine Professur an der neugegründeten Hochschule für Lehrerbildung in Friedberg/Hessen in Aussicht stellte. Doch waren die weltanschaulichen Differenzen nicht gänzlich zu verdecken. Zum Eklat kam es, als Schmied-Kowarzik in einer seiner ersten Friedberger Vorlesungen über Sigmund Freud und Alfred Adler referierte und sie nicht vom rassenideologischen, sondern nur wie vor 1933 vom Standpunkt des ethischen Idealismus aus kritisierte.⁶³⁴

Statt der schon ausgefertigten Berufungsurkunde erhielt er nun zum 1. September 1934 seine Entlassung. Mit seiner großen Familie vor dem Nichts stehend, übernahm er Vorträge „über verschiedene völkische Themen“ an der Gauführerschule Frankfurt und an der Kreisschule in Groß Linden sowie als Kreisschulungsredner und Bezirksleiter des VDA vor SA, HJ, Frauenschaft und Arbeitsdienst. Seine venia ließ er auf „Philosophie und Deutschtum im Ausland“ erweitern (zu den Veranstaltungen s. Anhang). Zur weiteren Rehabilitierung legte er im hessischen Erziehungsministerium die Druckfahnen eines Werkes über ‚Erziehung und völkischer Idealismus‘ vor, das jedoch wegen seiner Kritik an Judenpogromen in Rußland und wegen des Eintretens für die Minderheitenrechte aller Volksgruppen und Religi-

phische Untersuchung‘). Mit dem ‚Umriss einer neuen analytischen Psychologie‘ habilitierte ihn seine Heimatuniversität 1913. Seine sich während des Krieges verschlechternde Finanzsituation zwang den Privatdozenten, sich in der Volksbildungsarbeit und als kulturpolitischer Publizist neue Verdienstmöglichkeiten zu erschließen. Der Selbstbehauptung der deutschen Kultur im Herrschaftsbereich der untergegangenen K. u. K. Monarchie widmete sich Schmied auch nach 1918 als Vorsitzender des Dürerbundes für Österreich, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung für Dt. Österr. Recht und Minderheitenschutz in der Staatskanzlei (1918/19), Gründer und Leiter der völkischen Fichte-Hochschule in Wien und als Referent für nationale Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins für Österreich. Seine Schrift ‚Ein Weltbund des Deutschtums‘ (1917) gab den Anstoß zur Gründung des Deutschen Schutzbundes, eines Zusammenschlusses aller deutschen Schutzvereine im Grenz- und Ausland. 1921 berief ihn die als estnische Landesuniversität im Neuaufbau befindliche Universität Dorpat auf einen Lehrstuhl für Philosophie. Als Vortragsredner und Publizist machte er sich wiederum zum kulturpolitischen Sprecher des Deutschtums, das in Estland wie in den beiden anderen baltischen Nationalstaaten Litauen und Lettland von einer Minderheit repräsentiert wurde, die nur 10% der jeweiligen Gesamtbevölkerung ausmachte. 1927 folgte Schmied einem Ruf C. H. Beckers an die Pädagogische Akademie Frankfurt, der einzigen konfessionell simultanen Einrichtung ihrer Art, an der deshalb ein Philosoph mit Vorlesungen zur Ethik den Ausgleich zwischen den Konfessionen stiften sollte. Im Zuge der preußischen Sparmaßnahmen 1932 vorzeitig pensioniert, habilitierte sich Schmied im gleichen Jahr nach Gießen um und hoffte, dort Nachfolger Messers werden zu können.

633 UAGi, PA Schmied-Kowarzik; Auflistung politisch-publizistischer Aktivitäten seit 1909 zum Antrag auf Ernennung zum Dozenten n. O. 1939.

634 W. Schmied-Kowarzik 1985, S. 412.

ongemeinschaften der parteiamtlichen Zensur verfiel, so daß sein Erscheinen verhindert wurde.⁶³⁵

1935 erlaubte man ihm, die Lehramtsprüfung nachzuholen. Als Lehrer am Friedberger Gymnasium verdiente er bis 1939 seinen Lebensunterhalt und hielt nebenher seine „schwach besuchten“ philosophischen Veranstaltungen in Gießen ab. Sein Antrag auf Ernennung zum Dozenten neuer Ordnung wäre aufgrund des Gutachtens von Glockner wohl abgelehnt worden, wenn nicht der Dekan die besonderen nationalpolitischen Verdienste um das Deutschtum und die ohnehin bevorstehende Rückkehr nach Österreich, „um auf vorgeschobenem Posten für das Deutschtum zu wirken“, hervorgekehrt hätte.⁶³⁶ Der schon nach Wien übergesiedelte Schmied-Kowarzik wurde im September 1939 zwar zum Dozenten neuer Ordnung ernannt und 1940 in die Philosophische Fakultät eingegliedert. Es ist nicht ohne Pikanterie, daß dann Gehlen, gestützt auf das negative Gutachten Glockners, doch noch die 1939 mißglückte „Auslese“ vornahm. „Seiner biologischen Zuchttheorie entsprechend“, begründete Gehlen 1941 die Notwendigkeit einer Entlassung: „Auch der häufige, niemals aufsteigende Wechsel seiner äußeren Lebensstellung läßt darauf schließen, daß er sich als akademischer Lehrer nicht zur Geltung bringen konnte.“⁶³⁷ Aufgrund der Fürsprache anderer Fakultätsmitglieder rang Schmied-Kowarzik dem REM dennoch die Ernennung zum apl. Prof. ab, wurde dann aber nach erneutem Eingreifen Gehlens kurz darauf, im April 1942, von seinen Lehrverpflichtungen entbunden.

Der Werdegang dieses großdeutsch gesinnten, kulturkritischen Idealisten, der 1938, als er noch Kreisschulungsredner der NSDAP war, während der „Reichskristallnacht“ mit seinen Schülern die Zerstörung des historischen Friedberger Judenbades verhinderte und Plünderern die Beute wieder abnahm⁶³⁸, unterstreicht eindrücklich, wie unzulänglich formale Kriterien (Mitgliedschaft in Partei oder Parteigliederungen, Funktionärsaktivität, Lehrauftrags- und Vorlesungstitel) Auskunft über das Wechselspiel von politischer Haltung und beruflichem Fortkommen geben können. Bis 1939 war für Schmied-Kowarzik ein Maximum an politischem Einsatz nötig, um ein Minimum an existentieller Absicherung zu erlangen. Doch nicht dieser Aktivismus, sondern vor 1933 erworbene Meriten kompensierten zunächst Glockners vernichtende fachliche Kritik, die erst in der für ihn noch ungünstigeren personellen Wiener Konstellation Gehlen - Ipsen zum Ende seiner akademischen Laufbahn entscheidend beitrug.

Einige Monate vor dem Inkrafttreten der neuen RHO entfernte das REM den Berliner nb. Prof. Paul Hofmann aus seinem Lehramt. Da es gem. § 18 der alten RHO im „Universitätsinteresse“ geboten schien, den „Halbjuden“ Hofmann die Lehrbefugnis zu entziehen, erging ein entsprechender Erlaß des REM im Februar 1938. Als Frontkämpfer war er nicht un-

635 Ebd., S. 413.

636 UAGi, PA Schmied-Kowarzik; Empfehlungen von Rektor u. Dekan an REM Juli 1939. Glockner hatte am 14. 7. 1939 geraten, ihn nicht von der Universität zu entfernen, gleichzeitig aber angeregt, ihm keinen besoldeten Lehrauftrag zu erteilen. Die Hauptwerke dieses an Dilthey geschulten Dozenten lagen vor 1914. Nach dem 1. Weltkrieg habe er nichts Beachtenswertes mehr veröffentlicht. Eine ‚Ethik‘ von 1932 sei wenig originell. Eine jüngere Generation nehme viel grundsätzlicher und energischer in Angriff, was Schmied-Kowarzik in *damals* aussichtsreicher Weise vertreten habe.

637 W. Schmied-Kowarzik 1985, S. 416. - Eine recht dreiste Begründung von jemandem, der wie Gehlen innerhalb von sechs Jahren drei Berufungen angenommen hatte!

638 Ebd., S. 414.

ter das BBG, als Mischling nicht unter die Durchführungsverordnungen des RBG gefallen. Als das REM im Oktober 1937 allgemein Aufstellungen über die „Jüdisch Versippten“ einforderte und für jeden Fall eine besondere Begründung der weiteren Zugehörigkeit zum Lehrkörper verlangte, gab die Fakultät zu erkennen, daß sie auf Hofmanns Lehrtätigkeit keinen Wert mehr lege. Das dafür ausschlaggebende Fachgutachten erstellte als Vertrauensmann der Dozentschaft Heinrich Springmeyer, der nicht unzutreffend betonte, daß Hofmann gerade als Systematiker „wenig Beziehung mehr zur systematischen Philosophie der Zeit“ habe. Da auch aus dem „eigentlich Bereich des Philosophischen Seminars und des Instituts für politische Pädagogik“ niemand zu seinen Hörern zähle, wirke er nur auf einen Kreis fachfremder Studenten, die sich mit den Grundzügen der Philosophiegeschichte vertraut machen wollten. Die Schlußfolgerungen aus dieser eher zurückhaltenden Beurteilung zogen dann Dekan und Dozentschaftsleiter, die schon seit längerem versucht hatten, Hofmanns Lehr- und Forschungstätigkeit zu behindern.⁶³⁹

Wie Hofmann schieden noch vor 1939 aus dem Lehrbetrieb aus: Alois Dempf infolge seines Wechsels auf den Schlick-Lehrstuhl in Wien (den er bereits nach zwei Semestern 1938 wieder räumen mußte)⁶⁴⁰, Ernst Horneffer, dem man 1935 den Lehrauftrag, 1937 - vorgeblich aus Altersgründen - die *venia* entzog⁶⁴¹, und der Münchener Naturphilosoph Aloys Wenzl, der im Sommer 1937 als „Marxist und vaterlandsverräterischer Pazifist“ ins Visier der Dozentschaft geriet, die das „belastende Material“ über den bis 1933 aktiven Sozialdemokraten solange herumbot, bis das REM Ende 1938 seine Entlassung verfügte.⁶⁴²

6.2. Im Amt verbliebene Nicht-Ordinarien: Zwischen Arrangement und Engagement

1939, nach der letzten Säuberungswelle, verfügten noch folgende der bereits 1933 habilitierten Nicht-Ordinarien über ihre Lehrberechtigung:

639 UA-HUB, Kur. H 526, PA Hofmann; Gutachten Springmeyer v. 23. 2. 1937 und REM-Erlaß v. 16. 2. 1938. Anfang 1936 hatte Dekan Bieberbach Hofmann ermahnt, sich bei Vorlesungsthemen von „weltanschaulicher Bedeutung“ zurückzuhalten.

640 Heiß 1993, S. 139, 158f.

641 Meinhardt 1982a, S. 447. - Als Vortragsredner wollte Horneffer, schon um des Verdienstes willen, sich nicht ins Abseits stellen lassen. 1935 versuchte er Rosenberg mit einer Büchergabe milde zu stimmen und bat um eine persönliche Aussprache über das eigene „Lebensevangelium“, das er unter der „Obhut des neuen Staates“ weiterhin zu „verkünden“ gedachte (BAK, NS 15/212, Bl. 287 f.; H. an Rosenberg v. 20. 12. 1935). Noch 1942 war das Volksbildungswerk sogar geneigt, ihn zu Goethe-Vorträgen heranzuziehen (BAK, NS 15/158b Kulturpolit. Archiv an HAW v. 7. 3. 1942) und ihn auf die Liste der Reichsredner zu setzen, was vom Amt Rosenberg unter Hinweis auf sein ehemaliges Freimaurertum verhindert wurde (ebd., NS 15/33, Bl. 31; Kulturpol. Archiv an DAF-VBW v. 27. 1. 1943). Unsicher war man sich auch in der RSK, die ihm am 2. 2. 1942 einen Befreiungsschein, also Publikationserlaubnis erteilte, die schon am 19. 5. 1942 wieder aufgehoben wurde (BAZ, RSK Horneffer). Entschiedener urteilten dagegen die Gießener Kollegen Glockner und Pfahler, die ungeachtet eines positiven Gutachtens des Altphilologen R. Herzog ihrerseits gutachtlich die von Horneffer beantragte Beihilfe zum Abschluß eines Werkes über „philosophische Staatslehre“ ablehnten (MZ, REM-HLK; Eintrag Juli - September 1936).

642 Schorcht 1990, S. 209-212.

TH Aachen	Gerhards, Mennicken
Berlin	Günther, Hochstetter, Odebrecht, Wichmann
Bonn	Feldmann, Kutzner, Thyssen
TH Braunschweig	Gronau
Erlangen	Zocher
Greifswald	Schulze-Soelde
Halle	Reiner, Stammer
Hamburg	Ritter, Sauer
Heidelberg	Brecht, v. Bubnoff
Jena	Johannsen
TH Karlsruhe	Ungerer, Rüge
Kiel	v. Brockdorff
Köln	Heiß, v. Waltershausen
Königsberg	Kowalewski
Leipzig	Bergmann
Marburg	Krüger
München	Dingler, Huber, Schilling
TH München	Seifert
Rostock	Burkamp
Tübingen	Grebe
Würzburg	Pfeil, Rübner

Klammert man die dreizehn Dozenten aus, die nach 1933 ihren ersten Lehrstuhl erhielten (Böhm, Bollnow, Emge, Faust, Gadamer, Gehlen, Glockner, Ipsen, Lipps, Noack, v. Rintelen, Rosenmöller, Weinhandl), dann stehen also den 43 bis 1939 entlassenen noch 35 Nicht-Ordinarien gegenüber, die den politischen Säuberungen entgangen waren. Von ihnen rückten bis 1945 noch neun (Wichmann, Schulze-Soelde, Günther, Schilling als die Nutznießer des Anschlusses und der Errichtung des Protektorats auf Lehrstühle in Innsbruck, Wien und Prag; Ritter, v. Waltershausen, Heiß, Krüger, Burkamp auf Lehrstühle im „Alt-Reich“) in ein Ordinariat ein. Kurt Huber wurde 1943 im Zusammenhang mit dem VGH-Prozeß gegen die „Weiße Rose“ hingerichtet. Von den verbleibenden 25 Dozenten seien hier fünf (Hochstetter, Odebrecht, Reiner, Stammer, Feldmann) herausgegriffen und etwas ausführlicher behandelt, da ihre politische Biographie die nach 1933 vorherrschende Ambivalenz zwischen indifferentem Arrangement und oft nur opportunistischem Engagement noch einmal deutlich werden läßt.

6.2.1. Berlin: Erich Hochstetter und Richard Odebrecht

Der nb. ao. Professor Erich Hochstetter war der einzige unter den Berliner Philosophen, dem das Jahr 1933 keine öffentliche Stellungnahme abverlangte, dessen Position als Dozent nicht gefährdet war und der sich auch lange Zeit danach nicht über ein politisches Amt zu profilieren versuchte. Das lag nicht zuletzt an der Sprödigkeit der Materie, mit der sich der Scholastik-Spezialist befaßte. Zudem schuf seine hauptamtliche Arbeit als Leibniz-Editor in der Preußischen Akademie, die ihm im Vergleich zu nichtbeamteten Kollegen wirtschaftliche Unabhängigkeit sicherte, Distanz zu den politischen Tagesaktualitäten in der Universität.

Als ehemaliger Frontkämpfer beschränkte er sich Ende 1933 darauf, dem NSDFB (Stahlhelm) beizutreten. Mitgliedschaften im NSLB (1936) und NSDD (1938) kamen erst wesentlich später hinzu. Im August 1939 erhielt er - ohne erkennbare Widerstände - die Ernennung zum apl. Prof. nach der neuen RHO. Zu Kriegsbeginn wurde er zur Dienststelle für Eignungsuntersuchungen des Berliner Wehrkreiskommandos einberufen.⁶⁴³

Hochstetter, der nie einer Partei angehört hatte und professionell bedingt offenbar für politische Themen kein Interesse zeigte, faßte aber als Kriegsfreiwilliger und Frontkämpfer gleichwohl politische Entschlüsse, ebenso als Privatdozent, der angeblich eine Berufung ablehnte, um nicht tschechischer Staatsbürger werden zu müssen.⁶⁴⁴ Nach Jahren der Zurückhaltung stellte er im Januar 1941 auch einen Antrag zur Aufnahme in die NSDAP, dem entsprochen wurde.⁶⁴⁵ Es ist nicht auszuschließen, daß dieser Antrag bereits im Hinblick auf eine überraschende Neuorientierung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen erfolgte. Jedenfalls dürfte man im August 1942 in der Akademie Hochstetters Kündigung mit einigem Erstaunen zur Kenntnis genommen haben.⁶⁴⁶ Denn nach fast einem Vierteljahrhundert in ihren Diensten meinte er eine Veränderung damit begründen zu können, daß ihm die in Aussicht genommene neue Position die Möglichkeit zu „selbständiger wissenschaftlicher Arbeit“ biete. Wie aus einem Schreiben an den Berliner Kurator vom September 1943 hervorgeht, war seit dem 1. Oktober 1942 kein Geringerer als Rosenberg Hochstetters neuer Dienstherr.⁶⁴⁷ Hochstetter gehörte zu dessen Amt Wissenschaft, doch läßt sich sein Aufgabengebiet dort leider nicht beschreiben. Ein überliefertes Gutachten, das er 1943 über den Hamburger Philosophen Hermann Noack erstattete, legt allenfalls die Vermutung nahe, daß er auch zur fachlichen Beurteilung von Kollegen und damit zur Vorbereitung personalpolitischer Vorschläge für Berufungsverfahren herangezogen wurde.⁶⁴⁸

Rudolf Odebrecht verband mit der „nationalen Erhebung“ vom 30. Januar 1933 vor allem die Hoffnung, endlich dem ungeliebten Pankower Lehrerdasein zu entkommen. Im März 1933 schickte er dem PrMWKV zwei alte Zeitungsausschnitte aus dem deutschnationalen „Tag“, die belegen sollten, daß er stets für die nationale Ausrichtung des Geistes gestritten habe und er nunmehr einen bescheidenen Lohn dafür in Form eines besoldeten Lehrauftrags erwarte.⁶⁴⁹ Im SS 1934 kündigte der Vorlesungstitel „Deutsche Denker von Eckehart bis Schleiermacher“ eine politisch bedingte Interessenverlagerung an. Als erster Philosophiedozent in Berlin war Odebrecht zum 1. April 1933 in die NSDAP aufgenommen worden, nachdem er Anfang Februar eine Mitgliedschaft beantragt hatte. Im Mai 1934 stellte er sich als Obmann des Philosophischen Seminars der Dozentenschaft zur Verfügung und war dort bis zu seiner mit gesundheitlichen Rücksichten begründeten Ablösung Ende 1935

643 BAZ, MK; Antrag v. 14. 1. 1941; Eintrittsdatum 1. 4. 1941.

644 Vgl. dazu oben All. 3.5.

645 BAZ, MF.

646 AdAW, II-IV, 82; Kündigungsschreiben v. 25. 8. 1942.

647 UA-HUB, Kurator, PA, H 352, Bl. 46; HA Wissenschaft an Kurator v. 23. 9. 1943. Auch: BAZ, PK, wonach Hochstetter seit 1. 10. 42 als apl. Mitarbeiter in der Dienststelle Rosenberg geführt wurde.

648 BAK, NS 15/236; Gutachten für HA Wissenschaft v. 29. 6. 1943.

649 GStA, Rep. 76Va, Sek. 2, Tit. IV, Nr. 51, Bd. XXIII, Bl. 158-161; Odebrecht an PrMWKV v. 30. 3. 1933.

gutachterlich für die Dozentenschaft und darüberhinaus für die „nationalsozialistische Bewegung“ tätig.⁶⁵⁰

Sein plötzlicher Eifer brachte aber schon deshalb nicht die ersehnte Befreiung vom Schuldienst, weil er offensichtlich keine rechte Vorstellung davon hatte, wie er als Obmann die von ihm erwartete weltanschauliche Schulungsarbeit am Seminar gestalten sollte. Ratsuchend wandte er sich darum einen Tag vor Amtsübernahme an den Leiter der Philosophischen Fachschaft in München, Konrad Karkosch, der gerade im „Völkischen Beobachter“ Odebrechts Broschüre ‚Nikolaus von Cues und der deutsche Geist‘ positiv besprochen hatte. Überzeugt davon, auf starken Widerstand zu stoßen, da in Berlin die Philosophen die einzigen seien, die sich „solchen Bestrebungen“ gegenüber ablehnend verhielten, bat er Karkosch um Anregungen für die einzurichtenden „philosophischen Referierabende“.⁶⁵¹ Der in Rosenbergs „Kampfbund für Deutsche Kultur“ die „philosophischen Belange“ vertretende Karkosch muß sich nicht allzuviel Mühe gegeben haben, denn Ende 1934 teilte Odebrecht bereits mit, daß alle seine Versuche an der Gleichgültigkeit der betreffenden Kreise gescheitert seien. Er werde aber zumindest als Forscher an einer Grundlegung der deutschen Philosophie und Weltanschauung auf dem Boden der Werke des Cusaners, der Eckehart, Weigel, Paracelsus und Böhme arbeiten.⁶⁵²

Odebrecht vermochte dieses Vorhaben wegen seiner Doppelbelastung an Universität und Schule lange nicht umzusetzen. 1938 erschien die Programmschrift ‚Welterlebnis und philosophische Rede. Ein Beitrag zum Verstehen deutscher Philosophie‘, die aber nur, wenig empfehlend, ausgerechnet von Spranger als „aus den Triebkräften echter nationalsozialistischer Überzeugung geboren“ angepriesen wurde.⁶⁵³

Die Karkosch versprochene Philosophiegeschichte lag jedenfalls 1938 immer noch nicht vor. Odebrecht argwöhnte, seine schleppende Beförderung könne wohl nur mit Zweifeln an der Redlichkeit seiner nationalsozialistischen Gesinnung erklärt werden. Als Parteigenosse und gläubiger Anhänger der Bewegung müsse er dies als ein Vorurteil empfinden. Um es zu widerlegen, verwies er in einer Beschwerde an den Dekan darauf, die Hauptgedanken der Partei bereits 1925 vertreten zu haben, erwähnte das positive Echo auf seinen ‚Nikolaus von Cues‘ in der NS-Presse und vergaß auch nicht hervorzuheben, daß er seit 1934 als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission den Lehrernachwuchs weltanschaulich mitformte.⁶⁵⁴ Dozentenschaft und REM versicherten ihm jedoch, an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungstreue nicht zu zweifeln.⁶⁵⁵

Offenbar um zu testen, ob dies nicht nur leere Worte waren, beantragte Odebrecht wenig später die Gewährung einer Dozentenbeihilfe, da die DFG nur bereit sei, die Druckkosten seiner nationalsozialistisch orientierten Philosophiegeschichte zu übernehmen. Immerhin hatte Hartmann dieses, 1938 wohl vor dem Abschluß stehende Projekt als Pionierleistung für förderungswürdig befunden und erklärt, daß eine deutsche Philosophiegeschichte, die

650 UA-HUB, Bestand Dozentenschaft, ZD 1/767, Bl. 32; Beurteilung v. Niedermayer (Vertreter der Dozentenschaft in der Fakultät) für Dekan v. 4. 6. 1935.

651 Ebd., Bl. 31; Karkosch an Dozentenschaft Berlin v. 1. 8. 1935, Odebrechts Schreiben v. 29. 5. 1934 zitierend.

652 Ebd., von Karkosch zitierter Brief Odebrechts v. 18. 12. 1934.

653 UA-HUB, Kur. 0 7, PA Odebrecht, Bd. II, Bl. 16-19; Gutachten Spranger für Dekan v. 30. 1. 1939.

654 Ebd., Bl. 4; Odebrecht an Dekan v. 31. 1. 1938.

655 Ebd., BJ. 5; *Dozentenbund an Dekan v. 19. 2. 1938*). Bl. 7; REM/Hamjanz an Dekan v. 6. 4. 1938.

die Linie der „völkischen Eigenart“ in einer langen Reihe von Denkern aufzeige, bislang gefehlt habe. Wesentlich vorsichtiger urteilte Weinhandl: Fraglos bestehe ein Bedürfnis nach einem „im nationalsozialistischen Sinn einigermaßen brauchbaren geschichtlichen Lehrbuch“. Ginge es allein um wissenschaftliche Eignung, sei auch gegen Odebrecht nichts einzuwenden. Da aber ein vollständiges Manuskript nicht vorliege, riskiere die DFG „bei diesem sehr heiklen Thema“ eine nicht auszuschließende Kollision mit der Parteiamtlichen Prüfungskommission. Wie bei allen „weltanschaulich so exponierten Arbeiten“, solle erst aufgrund des fertigen Werkes entschieden werden.⁶⁵⁶

Um die Entscheidung des REM über Odebrechts Beihilfeantrag und sein weiteres akademisches Schicksal angemessen einordnen zu können, müssen wir kurz auf den Arbeitsentwurf seiner ‚Geschichte der deutschen Philosophie‘ eingehen, den Odebrecht der DFG eingereicht hatte.⁶⁵⁷ Sein methodischer Neuansatz richtete sich gegen den rationalistischen Universalismus der tradierten, aufklärerischen, dem „stillschweigend anerkannte[n] Maßstab eines in unendlichem Fortschritt anzustrebenden ‚absoluten Systems‘“ verpflichteten Philosophiehistorie. Dabei stieß er sich nicht allein von systemhistorischen Ansätzen, sondern auch von Hartmanns Problemgeschichte ab, die auf die „überzeitliche Perspektive logischer Problemkonsequenz“ beschränkt bleibe. Die „historisch konkrete Gestalt“ „deutscher Spekulation“, die „weltanschauliche Struktur deutscher Geistigkeit“, sei so nicht erfaßbar. Eine Struktur, die Odebrecht seinerseits allem zeitlichen Wandel entzog, in dem er eine metahistorische „schöpferische Energie“ voraussetzte, die von „germanischen Ursprüngen der sogenannten deutschen Mystik“ bis zu Kant und Fichte „aufzudecken“ wäre. Das „Nacherleben“ der Inhalte dieser schöpferischen Energie führe zurück in die „Schicht völkischer Existenz“. Odebrecht war hier sehr ungenau, verwendete gleichbedeutend auch die Formel „Schicht weltanschaulicher Existenz“. Das Existentielle bestimmt er durch „die schöpferische Energie des Bodenstiftens“. Damit war keine politische Vorstellung verbunden. Nicht zufällig ließ er die Austauschbarkeit von „völkischer“ und „weltanschaulicher“ Existenz zu. „Völkisch“ verbarg nur den Primat des „Weltanschaulichen“, das er vom individuellen Erleben, vom schöpferischen Akt der Person her verstand. Denn Grund und „Boden“ gewinne das Denken, das „aus Not für unsere Erlösung“ (Fichte) geschehe. In einem wahrhaft existentiellen Erlebnis werde also schöpferische Energie entbunden, um das Subjekt in einen religiösen Bezug zu setzen. Daß dieses Erlebnis nicht allen Menschen zugänglich sei, stand für Odebrecht außer Frage. Mit Hilfe einer „phänomenologischen Hermeneutik“ sei daher am historischen Material nachzuweisen, daß es sich um ein „wesentlich“ deutsches Erlebnis handle. Philosophiegeschichte ziele demnach auf Wiederentdeckung und -erweckung „unserer deutschen Wesenheit“. Übersetzt in die Begrifflichkeit der Völkerpsychologie, blieb hier Odebrechts lebensphilosophische Deutung doch unverkennbar der ihm so vertrauten Schleiermacherschen Produktionsästhetik treu.

In seinem Beihilfeantrag an das REM strengte Odebrecht sich an, sein Konzept mit der NS-Terminologie wenigstens semantisch zur Deckung zu bringen. Hieß es im DFG-Entwurf noch, es gehe um die „Höherlegung der Horizonte des arteigenen Denkens“, spitzte er einige Monate später zu auf: „Höherlegung der Horizonte für das Verstehen nordischer Weltan-

656 BAK, R 73/13450; Gutachten von Hartmann v. 5. 5. 1938 und Weinhandl v. 13. 4. 1938 betr. Förderung von Odebrecht, ‚Geschichte der deutschen Philosophie‘.

657 BAK, R 73/13450; Entwurf Odebrechts für DFG mit Förderungsantrag v. 4. 2. 1938.

schauung". Die Reinigung der Philosophiegeschichte von „artfremden Elementen" erklärte er nunmehr zum „politisch-wissenschaftliche[n] Ziel" und brachte sie in lose Beziehung zu seiner persönlichen und wissenschaftlichen Einstellung, die schon „in der Zeit jüdischen Ästhetentums" aus ihrer Verbundenheit mit der nationalsozialistischen Weltanschauung kein Hehl gemacht habe. Die Arbeiten zur ästhetischen Theorie vor 1933 hätten, von der Idee des Schöpferischen ausgehend, das „Wesen von Volkheit" zu begründen versucht.⁶⁵⁸

Doch trotz Parteimitgliedschaft, Obmann-Einsatz und „arteigener Philosophiegeschichte": Odebrecht erhielt vom REM nicht die geringste Hilfe. Im Frühjahr 1939 trug ihm Sprangers Votum nur den apl. Professor ein, was den Staat nichts kostete.⁶⁵⁹ Als er sich vorwagte und abermals um einen besoldeten Lehrauftrag bat, trat Baeumler dazwischen: Gegen Arbeit und Persönlichkeit nichts einwendend, widersprach er trotzdem energisch, da man - angesichts neuer Aufgaben - Odebrecht, der nur im Sinne einer „problemlosen Wissenschaft" fleißig gearbeitet habe, in einer jüngeren Generation nicht mehr einsetzen könne. Nur „aus Gründen der Humanität" wolle er sich gegen einen befristeten Lehrauftrag nicht sperren.⁶⁶⁰ Doch Odebrecht erhielt weder diesen Lehrauftrag noch die mehrfach beantragte, von Dekan und Rektor sogar befürwortete Befreiung vom Schuldienst.⁶⁶¹ Als 1941 der Heidelberger Dozentenbundführer seinen Berliner Kollegen um eine Beurteilung ersuchte, da man Odebrecht zur Berufung (Nachfolge Böhm) vorgeschlagen habe, bekam er zur Antwort, daß dieser Dozent zwar „Aufgeschlossenheit" dem NS-Gedankengut gegenüber zeige, im aktiven Einsatz für die Bewegung aber vorsichtig und zurückhaltend sei.⁶⁶² Konsequentermaßen überging man den so Beurteilten zugunsten des aktiveren Erwin Metzke. Bis Kriegsende erreichte Odebrecht keine Besserung seiner Position.

Resümierend muß man wohl festhalten: Odebrecht hatte die falschen Fürsprecher. Spranger und Hartmann erachtete der zuständige Referatsleiter Harmjanz kaum als berufene Autoritäten in Sachen NS-Weltanschauung. Und beide unterstützten ihn wohl deshalb ruhigen Gewissens, weil dessen „arteigene Philosophie" den „arteigenen" Geist oder das „Wesen" meinte, und das „Völkische" leicht mit dem idealistisch gedachten „Volksgeist" zu identifizieren war. Weinhandl dagegen und erst recht Baeumler dürften nicht übersehen haben, daß er die „schöpferische Energie" keiner Rasse zuordnete und die von ihm unterstellte „deutsche Wesenheit" nicht biologisch, sondern bewußtseinsphilosophisch begründet worden war.

658 UA-HB, Bestand Dozentenschaft, ZD 1/767, Bl. 37-42; Gesuch Odebrechts v. 29. 5. 1938.

659 Ebd., Kur. O 7, PA Odebrecht, Bd.II, Bl. 20; Ernennungserlaß v. 2. 5. 1939. Gutachten Spranger v. 30. 1. 1939, ebd. Bl. 16-19.

660 Ebd., Bd. III, Bl. 44; Gutachten Baeumler v. 18. 9. 1939. Sein Gesuch hatte Odebrecht schon einen Tag vorher zurückgezogen, ebd., Bl. 55. Hartmann hatte das Gesuch mit Gutachten v. 24. 8. unterstützt. Der Lehrauftrag sollte auf Geschichte der neueren Philosophie lauten und nach Hartmanns Auslegung „Philosophiegeschichte unter national-geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten" behandeln. - Ohne Einfluß auf seine Beurteilung waren die Themen, die Odebrecht in jenen ersten Kriegsjahren für den „Vortragsdienst" (?; offenbar NS-Volksbildungswerk) einreichte: „Deutscher Geist im Widerstand gegen den Westen", „Sittliche Grundlagen des Krieges", „Fichte als Erzieher zum Deutschtum" u. ä. (ebd., Bl. 54).

661 Ebd., Kur. O 7, PA Odebrecht, Bd. III, Bl. 54ff.

662 Ebd., Bestand Dozentenschaft, ZD 1/767, Bl. 1 lff.

6.2.2. Halle: Gerhard Stammler und Hans Reiner

Der in den 20er Jahren so farblos gebliebene, weder publizistisch noch durch irgendein persönliches Engagement politisch aufgefallene Gerhard Stammler, meldete sich im April 1933 zur Aufnahme in die NSDAP an, die gerade noch rechtzeitig zum 1. Mai 1933 erfolgte.⁶⁶³ Durch sein Augenleiden entschuldigt, beschränkte er die Parteiarbeit auf das Amt des Zellenleiters und „Funkhelfers“ in seiner Hallenser Ortsgruppe, der Beschwerden über das Rundfunkprogramm weiterzuleiten hatte. Als man ihn 1939 zum Pressewart ernannte, durfte er die Beileids- und Glückwunschschreiben seines Ortsgruppenleiters redigieren.⁶⁶⁴ Nicht an die Partei geknüpft war die Organisation der Studienbetreuung für die im Feld stehenden alt- und fernimmatrikulierten Hallenser Studenten sowie die ihm hierbei obliegende Fachbetreuung in Philosophie und Weltanschauung.⁶⁶⁵ Damit ist der enge Rahmen seines politischen Engagements abgesteckt, für das man ihm denkbar geringen politischen Kredit einräumte. Denn als 1936 die Fakultät erneut seine Ernennung zum ao. Prof. beantragte, wollte die Dozentenbundführung die Gelegenheit nutzen, um Stammler von der Universität zu verdrängen. Anlaß boten widersprüchliche Urteile über sein jüngstes Werk ‚Deutsche Logikarbeit seit Hegels Tod als Kampf von Mensch, Ding und Wahrheit‘ (1936). Die beigezogenen Gutachter Mahnke, Scholz, Ziehen und Bauch lehnten mehr oder weniger heftig den systematischen Grundgedanken dieser Logikgeschichte des 19. Jahrhunderts ab, der die referierten Logiktheorien vom Standpunkt der „christozentrischen Logik“ beurteilt, die den Wahrheitsbegriff vom geoffenbarten Gott abhängig sein ließ.⁶⁶⁶ Die Rückbindung an das Absolute richtet sich pauschal gegen den „Bankrott der Logik um die Jahrhundertwende“, den Stammler für die individualistischen und empiristischen Konsequenzen dieser Disziplin verantwortlich machte. Seine Individualismuskritik verlieh dem Werk aber keinerlei weltanschaulich positive Bedeutung, da sie durch die einleitend markierte Distanz zur Rassenfrage und die „Christologie“ übertönt wurde. Das REM war daher in der Lage, den Fakultätsantrag mit dem vernichtenden Gutachten zu konfrontieren, das wegen der „tollen Mischung von Formalismus, Historismus und Christologie“ den Entzug der *venia* vorschlug.⁶⁶⁷ Zwar sprang der Dozentenschaftsleiter mit dem Hinweis bei, daß politisch und charakterlich über Stammler nichts Nachteiliges zu berichten sei, doch kündigte die Reichsamtseitung des NSDD Ende 1937 an, ihm die wirtschaftliche Beihilfe zum Ende des WS 1937/38 zu streichen, was gleichbedeutend mit der Aufforderung war, sich nach einem anderen Beruf umzusehen. Ein Bittbrief an Heß, worin Stammler seine 1931 verhinderte Ernennung nicht ganz zutreffend auf „antimarxistische Vorlesungen“ zurückführte, die er seit 1930 gehalten haben will, sowie die Fürsprache von Rektor und Dekan bewogen das REM 1938, ihm dann doch

663 UAH, PA Stammler. In den NSLB war Stammler an 1.7. 1933 eingetreten. In der Ortsgruppe Halle-Giebichenstein war er seit Januar 1934 als Zellenleiter tätig.

664 Ebd.; Aussagen Stammlers nach seiner Entlassung durch die SMAD v. 9. 10. 1945.

665 Ebd.; Springmeyer an Kurator v. 15. 9. 1943, Begründung eines Antrags auf u. k.-Stellung.

666 Ebd., Gutachten von Ziehen u. a. Anfang 1937; vgl. a. Stammler 1936, S. 7-14. Bis kurz vor seinem Tod blieb er diesem Problemkreis treu: Stammler 1969, ein Werk, das er den „Männern und Frauen in der kirchlichen Arbeit“ widmete. Die politische Stoßrichtung einer „christozentrischen Logik“ zielte 1936, S. 14, mehr gegen den Liberalismus als gegen den Marxismus.

667 Ebd.; REM (Mattiat) an Kurator v. 25. 2. 1937. Der Vf. des von Mattiat zit. Votums blieb ungenannt.

einen besoldeten Lehrauftrag für Philosophie der exakten Naturwissenschaften zu erteilen, der seine Existenz bis 1945 sicherte.⁶⁶⁸

Stammlers „christozentrische Logik“ war für den NSDD nicht zu trennen von seiner Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche, der er 1936 beigetreten war. Erst als er sich Ende 1937 lossagte, angeblich weil ihn der Einfluß der negativen Theologie Barths und ihre Staatsauffassung dazu nötigte, in der BK ein „Sammelbecken der politisch Unzufriedenen“ zu sehen, tatsächlich weil ihm unter dem Druck der angekündigten Streichung seiner Beihilfe keine Wahl blieb, lenkte der NSDD ein und empfahl Stammler 1939 sogar für Vorträge beim Volksbildungswerk der Deutschen Arbeitsfront. Im Amt Rosenberg bezweifelte man jedoch, „ob sein Austritt aus der B. K. wirklich seiner inneren Überzeugung“ entsprach und verwies auf einen Vortrag Stammlers vor der Karlsruher Kant-Gesellschaft. Dort hatte er über „Eigenart und Grenzen des Philosophierens“ referiert und wieder den Unbedingtheitscharakter der Wahrheit als Grenze menschlicher Erkenntnis betont, die nur im Glauben überschritten werde.⁶⁶⁹ Beim SD notierte man noch 1941/42: „starke kirchliche Einstellung“ und hielt fest, daß Stammler nationalsozialistische Maßnahmen im Wissenschaftsbereich kritisiert habe.⁶⁷⁰

1941 lehnte es Baeumler wegen der „weltanschaulich ziemlich bedenklichen sog. ‚Christuslogik‘“ ab, Stammler als Kandidaten für einen Lehrstuhl in Posen in Betracht zu zie-

668 Ebd.; Stammler an Heß v. 7. 12. 1937 und Stammler an Rektor Weigelt v. 23. 2. 1938. Am 25. 3. 1938 erfolgte die Ernennung zum nb. ao. Prof. Gem. Antrag v. 15. 6. 1939 auf Ernennung zum Dozenten neuer Ordnung, am 21. 12. 1939 apl. Prof. (UAH, PA Stammler).

669 BAK, NS 15/239, Bl. 36; Stammlers „Erklärung über mein Verhältnis zur ‚Bekennnisfront‘“ v. 23. 6. 1942. Ebd., Bl. 44; NSDD an Amt Rosenberg/HA Kulturpol. Archiv v. 6. 4. 1939. - Stammler hatte am 3. 12. 1937 den negativen NSDD-Bescheid erhalten, trat am 6. 12. aus der B. K. aus und schrieb an 7. 12. an Heß, wobei er vor allem auf seine jämmerlichen wirtschaftlichen Verhältnisse hinwies und was ihm und seiner vielköpfigen Familie drohe, wenn man einen so hochspezialisierten Dozenten von der Universität weise. - Zur Haltung des Amtes: BAK, NS 15/28, Bl. 20; Amt Rosenberg/Kulturpol. Archiv/Kulp an VBW v. 2. 5. 1939 und BAK, NS 15/239, Bl. 48-49; Vortragsrezensionen aus „Badische Presse“ v. 5. 11. 1939 und „Der Führer“ v. 3. 11. 1939, hier auch ein Hinweis auf den tragischen Aspekt dieser „Grenze“, die den Menschen auf seine „Bedingtheit“ verweise und ihm trotzdem das „Nichtnachlassen“ aufgabe, eine Forderung, die freilich nur der erfülle, der über die rassischen Voraussetzungen - „etwa diejenigen des europäischen, geistigen Raums“ - verfüge. Rassische Voraussetzungen im geistigen Raum? Das mußte im Amt Rosenberg als Halbheit wahrgenommen und - so geschehen - mit einer roten Anstreichung quittiert werden.

670 BAP, REM 49.01, Nr. 12444, Bl. 91. Stammler wurde vom SD als „indifferent“ geführt. Die erwähnte Kritik an der NS-Wissenschaftspolitik könnte sich auf die Springmeyer-Berufung beziehen, was anhand der Berufsakten jedoch nicht zu belegen ist. Andererseits belastete Stammler zusammen mit Hehlmann und Dozentenschaftsleiter Wagner den Anglisten Hans Weyhe, gegen den 1940 Vorermittlungen eingeleitet wurden, um ihn durch ein Dienststrafverfahren aus dem Amt zu drängen. Weyhe hatte Kollegen ausländische Pressestimmen über Goebbels vorgelesen und die Ansiedlung von SS-Angehörigen im ehemaligen Polen kritisiert, vgl. dazu Prokoph 1985, S. 110-112; aus Prokops marxistischer Sicht war der Fall Weyhe Teil des Kampfes zwischen der „Geheimräte“-Fraktion und den „Faschisten“ in der Fakultät. Der „apolitische“ Weyhe, in seiner „hagestolzen Abgeschiedenheit“, mußte als Verteidiger der Autonomie-Ideale „nahezu folgerichtig mit einigen Faschisten über Kreuz“ geraten. Diese „Divergenzen“ entsprangen aber keiner „antifaschistischen“ Haltung. Soweit es die „Bündnispolitik“ nach 1945 mit solchen Kräften der „wissenschaftlichen Intelligenz“ zu tun bekam, mußte man sich auf ihre „komplizierten Verhaltensweisen“ einstellen - was der SED bekanntlich weit weniger glückte als der NSDAP.

hen.⁶⁷¹ Unter Springmeyers Einfluß nahm das Amt Rosenberg seine Ablehnung während des Krieges merklich zurück. Für Stammer sprach eine nach 1938 in einigen Aufsätzen erkennbarer gewordene Distanzierung vom „unerträglichen“ neukantianischen Formalismus und die mehr persönlich geäußerte Absicht, sich als Wissenschaftler nicht in die „Botmäßigkeit der Theologie“ zu begeben. Wichtiger war für Springmeyer, der sogar den „Einsatz“ Stammers auf einen planmäßigen Lehrstuhl „dringend“ befürwortete, einen „Fachmann“ zu halten.⁶⁷²

„Die deutsche Philosophie steht auch in der Logik und in dem weiten von der Logik mitbetroffenen Bereich vor dringenden und schwierigen Aufgaben. Die logischen Fragen werden auch eine entscheidende Rolle spielen bei der künftig notwendigen Auseinandersetzung mit der außerdeutschen Philosophie. Es kommt alles darauf an, daß diese Aufgaben rechtzeitig ernstgenommen werden und daß genügend Sachkenntnis vorhanden ist, um sie zu bewältigen. Statt dessen besteht die Gefahr, daß schon die notwendige Sachkenntnis, gerade auf den von Stammer bearbeiteten Gebieten, wegen des gegenwärtigen Mangels an Vermittlern für lange Zeit unaufhaltsam zurückgeht. Und jede Arbeit auf diesem Gebiet leidet heute bereits unter dem Mangel sachkundiger Diskussion.“

Über Stammers bevorstehende Aufnahme in die NSDAP hatte der Kollege Reiner Anfang Mai 1933 noch mit leicht spöttischem Unverständnis berichtet und dabei fast amüsiert hinzugefügt, auch seine eigene „Rassereinheit“ habe man schon bezweifelt.⁶⁷³ Im Juli 1933 trat er dann selbst in die Fachgruppe Hochschullehrer des NSLB, zum 1. November 1933 in den „Stahlhelm“ ein, so daß er im Januar 1934 in die SA-Reserve I übernommen wurde. Als die Fakultät im Sommer 1934 über die Berufung eines Psychologen auf den Lehrstuhl Gelbs beriet, war es, neben dem etwas zurückhaltender argumentierenden Stammer, Reiner, der sich für die Berufung von Ludwig Ferdinand Clauß, dem „Schöpfer einer geisteswissenschaftlich orientierten seelischen Rassenkunde“, stark machte: „Ich halte es im Interesse des deutschen Volkes für dringend erwünscht, daß der jungen Wissenschaft der Rassenseelenkunde, deren Einsichten sich in der völkischen Bewegung durchgesetzt haben, nicht nur Gelegenheit gegeben, sondern zugleich damit auch der Zwang auferlegt wird, sich nun auch in den Rahmen der universitas litterarum einzugliedern und sich in ihm zu bewähren.“⁶⁷⁴ Daß Reiners Empfehlung, Clauß habe mehrere Semester in Freiburg bei Husserl gearbeitet und dort eine „schulmäßig-phänomenologische Ausbildung“ erhalten, den Vorschlag fast wieder konterkarierte, liefert bereits einen Hinweis auf die Angestrengtheit seiner politischen Bemühungen. Denn wie in zahlreichen anderen Fällen, waren auch dies Akte präventiver Wiedergutmachung, da er sich 1936 gezwungen sah, seine Mitgliedschaft im „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ zwischen 1924 und 1927 zu rechtfertigen.⁶⁷⁵

„Mein Eintritt erfolgte in meiner Studentenzeit in Freiburg auf der Grundlage von (damals noch in Südwestdeutschland allgemein herrschenden) Anschauungen, die mich das Eintreten für Volksgemeinschaft mit dem Eintreten für Demokratie und gegen monarchistisch-reaktio-

671 BAK, NS 15/239, Bl. 4042; HAW/Härtle an Stab StdF/Bechtle v. 21. 3. 1941 und HAW/Baeumler an ?v. 9. 4. 1941.

672 BAK, NS 15/239, Bl. 32-35; Gutachten Springmeyer für HAW/Erleben, o. D. (ca. August 1942).

673 Husserl 1994, Briefwechsel Bd. III, S. 461 f.; Reiner an Husserl v. 2. 5. 1933.

674 UAH, Rep. 6/1368; Vorschlag Reiner für Dekan Schneider v. 18. 7. 1934.

675 UAH, PA 12922; Reiner an Rektor v. 29. 4. 1936.

näre Bestrebungen als gleichbedeutend ansehen ließen. Diese Anschauungen trafen bei mir zusammen mit der Familientradition aus den Jahren 1848/49, da meine Großeltern mütterlicherseits (die einfachem bauerlichen Stande angehörten) an der demokratisch nationalrevolutionären Bewegung dieser Jahre aktiven Anteil genommen hatten. Als nun das ‚Reichsbanner‘ mit dem Anspruch auftrat, Fortsetzer der Ideen von 1848 zu sein [...], glaubte ich, in ihm einen Ansatz zur Überwindung des Klassen- und Parteien-Gegensatzes sowie auch des (meist monarchistisch gefärbten) einzelstaatlichen Partikularismus zu sehen, während ich die Tragweite des jüdischen und marxistischen Einflusses im ‚Reichsbanner‘ leider verkannte."

Den Marxismus habe er stets unbedingt abgelehnt. Gegen die in Baden erst in den Anfängen steckende NS-Bewegung sei er im „Reichsbanner" nie zum Einsatz gekommen. Ein unmittelbar zu bekämpfender Gegner sei für ihn ohnehin nur der Kommunismus gewesen, dem er in den Reihen der Freiburger Einwohnerwehr im März 1920 gegenüberstand, als die KPD den Kapp-Putsch nutzte, um in Freiburg einen Aufruhr anzuzetteln. Diese gut begründete, ausführliche Stellungnahme veranlaßte Dozentenschaftsleiter Wagner, für Reiners Glaubwürdigkeit zu bürgen, so daß ihm denkbare Konsequenzen erspart blieben.⁶⁷⁶ Zur Bestätigung wies Wagner auf Reiners „weltfremde" und „idealistische" Veranlagung hin. Gerade hier setzte der Dozentenbund an, um nach erheblichen Bedenken, die Reiner auch mit seinem Anfang Dezember 1937 gemeldeten Parteibeitritt nicht ausräumte⁶⁷⁷, einer Förderungsbeihilfe zuzustimmen und damit die Auflage zu verbinden, Reiner solle sich doch zukünftig größerer politischer Aktivität befleißigen.⁶⁷⁸

Wie die Begründung seines Antrags auf Ernennung zum Dozenten neuer Ordnung zeigt, erfüllte Reiner diese Auflage nicht. Von Hartmann, Gehlen und Heidegger, die von der Fakultät befragt wurden, als guter Analytiker primär auf ethischem und religionsphilosophischem Feld geschätzt⁶⁷⁹, formulierte Springmeyer den Vorschlag der Fakultät, ohne auf Politisches Bezug zu nehmen.⁶⁸⁰ Man spürt die weltanschauliche Reserve gegenüber der Neigung, „Hauptarbeit und Hauptmöglichkeit der Philosophie in der Einzelanalyse sogenannter ‚Bewußtseinsakte‘" sehen zu wollen, und es ist auch nicht zu übersehen, wie Springmeyer Reiners Verhältnis zum Christentum als Bewahrung des christlichen Erbes neutralisierte. Daraus hätten sich, zusammen mit der bemängelnden politischen Inaktivität,

676 Ebd., Wagner an Rektor Woermann v. 6. 5. 1936.

677 Ebd., Reiner an Kurator v. 4. 12. 1937 (Aufnahme mit Wirkung vom 1.5. 1937).

678 BAZ, Research-Wi; Reiner; Reichsdozentenbundführer an NSDD Halle (Wagner) v. 22. 2. 1938. Daß Reiner kein Mensch mit „praktischen politischen Zielen" sei, hatte neben Wagner auch Rektor Woermann schon früh bedauernd feststellen müssen (UAH, PA 12922; Rektor an REM v. 19. 11. 1936).

679 UAH, PA 12922; Gutachten von Gehlen (6. 2. 1939: „gut fundierter Denker", „guter Kantkenner", „gewisse mangelnde Breite seiner Produktion"), Hartmann (16. 2.: „ein Mann von gründlicher Sachkenntnis und methodischer Schulung", Verdienste um Grundlegung der Ethik durch instruktive Analyse der Handlung und der differenzierten Willensphänomene schon im Erstlingswerk) und Heidegger (21.4.: Stereotyp zwei Aufgaben der akademischen Philosophie dekretierend, geschichtliche Überlieferung des abendländischen Denkens erhalten, Fähigkeit des Sehens und der begrifflichen Zergliederung neu wecken. „Für den zweiten Aufgabenkreis ist Herr Reiner besonders geeignet").

680 Ebd.; Begründung der Fakultät v. 30. 6. 1939 (Diktion verrät Springmeyers Handschrift). Die Ernennung zum apl. Prof. erfolgte daraufhin am 25. 8. 1939 (ebd.; REM an Rektor).

prinzipielle Einwände konstruieren lassen. Wie im Fall Stammeler gab Springmeyer pragmatischen Erwägungen den Vorrang:⁶⁸¹

„Hinzuzufügen ist noch, daß Reiner eine genaue und lebendige Quellenkenntnis auf verschiedenen Gebieten der Geschichte der Philosophie besitzt, deren Weitergabe im akademischen Lehrbetrieb mit allen Mitteln befördert werden muß. Es besteht die Gefahr, daß diese unentbehrliche Quellenkenntnis im Nachwuchs der deutschen Universitäten aus einem gegenwärtigen Mangel an Vermittlern für lange Zeit unaufhaltsam zurückgeht.“

Bezeichnenderweise besann sich Reiner erst wieder auf die politische Dimension seines Faches, als sie persönlichen Nutzen versprach. Gleich nach dem Sieg über Frankreich begannen die Planungen für die Wiedererrichtung der Reichsuniversität Straßburg, und Reiner wollte diese Gelegenheit zur Rückkehr in heimische Gefilde nicht ungenutzt verstreichen lassen. In einem Gesuch an Rust machte er geltend, im Elsaß aufgewachsen und durch Blutsgemeinschaft und intime Kenntnis des Volkstums („u. a. beherrsche ich heute noch fließend nicht nur die breisgauisch-, sondern auch die elsässisch-alemannische Mundart“) den Elsässern besonders verbunden zu sein, was ihn zur Mitarbeit an der „Rückgewinnung des Elsaß für das Deutschtum“ qualifiziere. Dabei werde es vor allem darauf ankommen, „die Schwierigkeiten zu überwinden, die in dem tief eingewurzelten demokratischen Sinn der Elsässer und in dem damit verbundenen Mangel an Verständnis für den Nationalsozialismus“ lägen.⁶⁸²

„Denn die Wiedereingliederung dieser Menschen ins Deutschtum kann ja heute nur als gleichzeitige Eingliederung in den Nationalsozialismus erfolgen. In dieselbe demokratische Haltung war ich nun selbst früher stark hineinverwachsen und habe sie s. Zt. nur sehr langsam überwunden. Und zwar geschah dies bei mir in Zusammenhang mit meinen philosophischen Bemühungen; insbesondere mit meiner Arbeit an einer umfassenden wissenschaftlichen Ethik [...] Daher werde ich den politischen Weg, den ich selber aufgrund philosophischen Denkens gegangen bin, nun vom Hörsaal aus mit besonderem Verständnis den Elsässern weisen können, denen er noch bevorsteht.“

In Straßburg sollte es für die Philosophie jedoch nicht um die provinzielle Aufgabe der Reintegration der Elsässer, sondern, wie die Widmung des Lehrstuhls („Philosophie und europäische Weltanschauungsgeschichte“, s. u. B II.) zeigt, um die für das Schicksal Gesamt Europas entscheidende Auseinandersetzung zwischen deutscher und westlicher Weltanschauung gehen. Weder seinem politischen noch seinem wissenschaftlichen Zuschnitt nach sah das REM im Husserl-Schüler Reiner den dafür geeigneten Kandidaten. Er erhielt daher nur im WS 1941/42 eine Vertretung in Freiburg und blieb im übrigen bis 1945 an Halle gebunden.

6.2.3. Bonn: Erich Feldmann

Obwohl 1921 schon wieder aus der Partei ausgetreten, sah die neue nationalsozialistische Regierung Hessens in Erich Feldmann einen Exponenten des Zentrums und versetzte ihn im September 1933 gem. § 6 BBG in den Ruhestand, eine Maßnahme, die kurz darauf in eine

681 WieAnm. 680.

682 UAH, PA 12922; Reiner an REM/Minister Rust persönlich v. 31. 7. 1940.

Dienstentlassung gem. § 4 BBG umgewandelt wurde. Daher mußte Feldmann die im WS 1933/34 an der Akademie Braunsberg begonnene Lehrtätigkeit aufgeben, um sich seit dem SS 1934 mit seiner unbesoldeten Stellung als Bonner Privatdozent zu begnügen. Die Mainzer Entlassung war bereits 1932 vom Referenten für Lehrerbildung, Ministerialrat Hoffmann (Zentrum) in Aussicht genommen worden und ging auf die erwähnte Rivalität zwischen Feldmanns Lehrer Dyroff und führenden Köpfen des politischen Katholizismus zurück, (s. o. All. 1.2.).

Der Nachweis seines nationalen Engagements (s. o. A II. 1.2.) genügte immerhin, um 1934 die Entlassung gem. § 4 BBG wieder rückgängig zu machen. Ein 1935 von der Fakultät eingereichter Antrag, Feldmann einen Lehrauftrag für die „Theorie der nationalpolitischen Erziehung, im besonderen der Wehrerziehung“ zu erteilen und ihn endlich zum nb. ao. Professor zu ernennen, lehnte das REM jedoch im Mai 1936 nach reiflicher Prüfung seiner Mainzer „Vergangenheit“ ab.⁶⁸³ Für Feldmann bestand ein unverkennbarer Bewährungsdruck. Diese Kalamität ahnend, trat er schon 1933 in die „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wehrverstärkung“, bald darauf in die „Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften“ ein, wo er sich an jährlichen Rednerkursen beteiligte. Seit 1934 unterrichtete er an der Landesgruppenschule des Reichsluftschutzbundes und begann mit einer kaum noch zu erfassenden, manisch wirkenden Rednertätigkeit für SA (Gruppe Niederrhein), NSLB und DAF (Deutsches Volksbildungswerk). Seit September 1938 setzte ihn das Volksbildungswerk als Reichsvortragsredner in Bayern und im soeben ins Reich „heimgekehrten“ Sudetenland ein. Innerhalb weniger Wochen absolvierte er dort stolze 47 Vorträge zur aktuellen politischen und militärischen Lage des Reiches, die so außerordentlich erfolgreich waren, daß die DAF den Bonner Kurator rechtzeitig um Freistellung für einen neuen Einsatz zur „inneren Wehrpropaganda“ bat.⁶⁸⁴ Ohne entsprechenden Lehrauftrag hielt Feldmann an der Bonner Universität bis 1939 ein halbes Dutzend Veranstaltungen zur Philosophie des Krieges und zur Wehrpolitik ab (s. Anlage). Dazu kamen außenpolitische Vorlesungen an den Verwaltungsakademien in Düsseldorf, Wuppertal, Bonn und Mönchengladbach.⁶⁸⁵ Aus einem der „gelehrtesten Kenner der Philosophiegeschichte des 19. Jahrhunderts“ (Dyroff), einem Fachmann für Geschichte des Aristotelismus und der bildungspolitischen Wirkungsgeschichte des Neuhumanismus war unter dem Druck zur politischen Bewährung der neben Walther M. Schering einzige Dozent für Wehrphilosophie an einer deutschen Universität geworden, eine für den herzkranken Etappenhasen des 1. Weltkriegs recht erstaunliche Karriere.

Um von diesem Spezialwissen auch institutionell zu profitieren, gab sich Feldmann seit 1938 alle erdenkliche Mühe, Parteistellen und Fakultät als Fürsprecher einer Dozentur für

683 UAB, PA Feldmann; Dekan Rothacker an REM v. 28. 6. 1935, sowie Dekan Tackenberg an REM v. 9.2. 1940 (wiederholter Antrag, Feldmann zum apl. Prof. zu ernennen).

684 Ebd; Dekan Tackenberg an REM v. 16. 2. 1940. Darin folgende Aufstellung: WS 37/38: Die wehrpolitische Lage im nahen und fernen Osten. SS 1938: Das britische Weltreich, seine politische Struktur, seine Wehrpolitik und Reichsverteidigung. WS 38/39: Die tschechoslowakische Frage in der europäischen Politik und: Die Außenpolitik und Wehrpolitik Italiens. SS 39: Die deutsche Ostpolitik und die polnische Frage. WS 39/40: Geopolitische Gegenwartsfragen.

685 UAB, PA Feldmann; DAF, Vortragsdienst, Bescheinigung zur Verwendung beim Kurator der Universität Bonn v. 1. 12. 1939.

„Allgemeine Wehrlehre“ zu gewinnen. Durch Dekan Tackenberg trug er 1940 das Programm „wehrpolitischer Universitätspropädeutik“ vor.⁶⁸⁶

„Die Wehrwissenschaften haben in der Entwicklung und Organisation der Universitäten seit dem 18. Jahrhundert keinen Platz gefunden. Die Philosophie versagte sich seit dem Tode Hegels den entsprechenden Aufgaben, auch wo Geschichtsphilosophie und Gesellschaftslehre das Problem des Krieges, Erkenntnistheorie und Methodenkritik die Aufgabe der Gliederung und Methodologie der militärischen Wissenschaften nahelegten. Durch den Weltkrieg ist der Krieg selbst zum Gegenstand tiefgehender Spekulation und Einzelforschung gemacht worden [...] Insbesondere ist durch den Nationalsozialismus das Wehrproblem zu einer wesentlichen Frage der gesamten Politischen Wissenschaften gemacht worden. Die Erkenntnis dieser ungeheuren Wandlung in der Struktur unserer modernen Kulturorganisation ist noch nicht soweit gediehen, daß sie als Allgemeingut der unmittelbar beteiligten Wissenschaften bezeichnet werden kann. Die systematische Begründung dieser Erkenntnisse kann den Einzelwissenschaften schwerlich überlassen werden. Sie bleibt daher Aufgabe der Philosophie wie sie heute zu fordern ist. Eine solche Wehrphilosophie übernimmt u. a. die Gliederung und Methodenlehre der Wehrwissenschaften, die anthropologische Begründung der Wehrfunktion, die Systematik der Wehrformen aufgrund des ethnologischen, kulturgeschichtlichen und sozialwissenschaftlichen Materials, die Phänomenologie des Krieges und schließlich eine abschließende Theorie des Krieges aufgrund aller seiner Gestalten einschließlich des modernen totalen Krieges.“

Für diese Art von Grundwissenschaft wollte sich im REM aber niemand erwärmen, so daß Feldmann auch finanziell weiter auf seine außeruniversitären Aktivitäten angewiesen blieb.⁶⁸⁷ Wenigstens war es ihm gelungen, aufgrund seines politischen Engagements zum Dozenten neuer Ordnung ernannt zu werden, nachdem er zum 1. Mai 1937 in die NSDAP und in den Dozentenbund aufgenommen worden war. In der SA hatte er es sogar zum Hauptsturmführer gebracht.⁶⁸⁸ Aber die Institutionalisierung der Wehrphilosophie blieb nicht zuletzt deshalb ohne Resonanz, weil im REM weiter Vorbehalte gegen den ehemaligen Zentrumsanhänger Feldmann bestanden, er also den Geruch des aufdringlichen Opportunisten nicht abschüttelte. Zumal er sich anscheinend nie darauf einließ, etwas zu Kernthemen der NS-Ideologie, Volk und Rasse, Judentum und Bolschewismus, beizusteuern. Auch vermied er es, seine im Manuskript ausgearbeitete „Wehrphilosophie“ in Druck zu geben. Deshalb reihte der SD ihn trotz des rastlosen wehrphilosophischen Einsatzes ungerührt unter die

686 Ebd.; Dekan Tackenberg an REM v. 16. 2. 1940.

687 Heraus kam lediglich die Erweiterung der *venia* um „Wehrerziehung“ (nach den Angaben in der NSDD-Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“, die Feldmann im Oktober 1940 mit einem Aufsatz über ‚Das europäische Gleichgewicht‘ bedachte; Feldmann 1940).

688 UAB, PA Feldmann; Dozentenschaftsleiter Busch an Rektor v. 17. 2. 1940 (Befürwortung des Fakultätsantrags auf Ernennung zum apl. Professor). Ähnlich positiv der Führer der SA-Gruppe Niederrhein an Standartenführer Apfelstaedt (Landeshaus Düsseldorf) v. 21. 11. 1939: Die SA-Gruppe wollte Feldmann helfen, den Professorentitel zu erhalten und bat, Apfelstaedt möge seine Beziehungen zum Bonner Rektor Chudoba spielen lassen. - In einem Memorandum vom September 1945 bagatelisierte Feldmann die Partei- und SA-Zugehörigkeit: Ohne Befragen sei er am 9. 11. 1937 durch Schreiben der SA Gruppe Niederrhein in die SA aufgenommen und dem Stab zugeteilt worden. Als Amtsträger des RLB sei er 1937 automatisch in die Partei „übergeführt“ worden, ohne über den Anwärterstatus hinausgekommen zu sein (UAB, PA Feldmann).

„konfessionell gebundenen“ Philosophen ein.⁶⁸⁹ Der SD-Abschnitt Köln förderte zu Tage, daß Feldmann vor 1933 in Mainz „als einer der eifrigsten Anhänger des Zentrums“ galt, dabei aber, wenn es die Lage angemessen erscheinen ließ, aus seiner jeweiligen Neigung zu anderen Parteien keinen Hehl gemacht habe. Er galt als ein „schlimmer Konjunkturritter ...“ Diese Gesinnungslosigkeit habe ihm schließlich sogar die Abneigung der eigenen Schüler beschert. Gleichwohl löste er sich nach 1933 nicht schnell genug vom Katholizismus, da er noch im Mai 1933 an einer religiös-weltanschaulichen Tagung in Königswinter teilgenommen habe, auf der der „wegen seiner ‚Schwärze‘ berüchtigte Direktor der Pädagogischen Akademie in Bonn, Prof. Raederscheidt“, über „Die Neuformung des politischen Katholizismus“ vorgetragen haben solle.⁶⁹⁰

1941 unternahm Feldmann einen weiteren Anlauf, um die Wehrphilosophie und damit sich selbst fest zu etablieren. Mit der abgewandelten Bezeichnung Wehrpädagogik bot er der Münsteraner Fakultät seine Dienste als Nachfolger von Willy Kabitz an und ließ sich dabei von keinem geringeren als Gauleiter Meyer protegieren, wobei diesmal die Aufgabe des Faches so definiert wurde, daß neben der philosophischen Begründung der Erziehungswissenschaften auch deren biologische Fundierung durch Rassenlehre, Erblehre, Konstitutionsforschung mit ihren Anwendungen in Eugenik und Bevölkerungspolitik in den Vordergrund rückte. Um einen „Dualismus mit Berlin“, mit Baeumlers Institut für politische Pädagogik zu vermeiden, schlug Feldmann die Errichtung eines „Instituts für Wehrpädagogik“ vor, das in Forschung und Lehre einer NS-Erziehungswissenschaft dienen sollte, „in welcher entgegen der bisherigen liberalen und theologischen Pädagogik nachgewiesen wird, wie die politische Zielsetzung der Partei und die militärischen Forderungen der Wehrmacht das gesamte öffentliche wie private Erziehungswesen durchdringen und ausrichten. Auf die kritische Erforschung der Parteiprogrammatik der politischen Gegner wird Wert zu legen sein, solange Anforderungen der Partei für Schulungszwecke vorliegen.“ Zur Mitarbeit sollten möglichst zahlreiche Kräfte herangezogen werden, die zwischen Theorie und Praxis vermittelten: „Vertreter der Verwaltung, der Parteidienststellen, Führer der SA., SS., der HJ und Offiziere der Wehrmacht, Lehrkräfte aller Schulgattungen.“ Aus dem Kreis der Lehramtsanwärter sollten Wehrpädagogen für das Erziehungs- und Bildungswesen von Partei und Wehrmacht geschult werden.⁶⁹¹ Wie wenig Feldmann diesem weltanschaulichen Mammutvorhaben gewachsen war, wie stark alte katholische Prägungen seinem eigenen Opportunismus im Wege standen, und ihn hinderten, zu einem mit Baeumler konkurrierenden politischen Pädagogen des Nationalsozialismus aufzusteigen, zeigt ein rechtzeitig zur Münsteraner Bewerbung ver-

689 BAP, REM 49.01, Nr. 12444, Bl. 10; in Bl. 35 wird allerdings daraufhingewiesen, daß er trotz kurzer Zentrumsmitgliedschaft als „national“ einzustufen sei. - Vorsichtig Rosenbergs Kulturpol. Archiv an DAF/VBW v. 12. 6. 1939: Wegen des katholischen Hintergrunds vorläufig lieber nicht auf Rednerliste setzen (BAK, NS 15/28, Bl. 259).

690 UAMs, NU, B III spez., Bd. 3; Aktenauszug aus PA 1154/37 des SD-Abschnitts Köln, gefertigt vom SD Münster 12. 5. 1941. Hier auch ein Hinweis auf die Förderung durch Dyroff, der selbst als Mann der „Katholischen Aktion“ einzustufen sei.

691 UAMs, Kurator, F 8-3, Bd. 4; Feldmann an Gauleiter und Oberpräsident Westfalen Meyer (mit Anlage Promemoria Vertretung Erziehungswissenschaften, insbes. Wehrpädagogik an der Universität Münster) v. 26. 3. 1941. Meyer an Kurator v. 1. 4. 1941: Einladung zu Feldmann-Vortrag.

hängtes Redeverbot durch das Reichspropagandaministerium, weil einige Vorträge Feldmanns wohl Elemente enthielten, die die „Kriegsfreudigkeit“ hemmten.⁶⁹²

Diese offiziöse Kritik ließe sich auch gegen andere Nicht-Ordinarien richten, die, bei einem im Vergleich mit Feldmann wesentlich geringeren Engagement, weder im Frieden noch im Krieg allzuviel beitrugen, um die staatlich erwünschte, die mentale Kriegsbereitschaft und „Freudigkeit“ ihres gebildeten Publikums zu heben. Die noch verbliebenen katholischen Dozenten Pfeil und Rübner wurden von Parteistellen mit größtem Mißtrauen beobachtet; Pfeil, weil er offen als Gegner der Rassenideologie hervortrat, Rübner, dessen Bücher auf den Index kamen, weil er den Nationalsozialismus katholisch „verwässerte“.⁶⁹³

Auf wenig Gegenliebe stieß der seit 1932 für die NSDAP aktive Ernst Bergmann, der die „Bewegung“ mit seinen „aufklärerischen und freidenkerischen Gedankengängen“ belastete, und der nach Heydrichs Ansicht zwar nicht wie ein „Gegner und Staatsfeind“ zu behandeln sei, von dem die Partei sich aber in einer möglichst sachlichen und menschlichen Form distanzieren müsse.⁶⁹⁴ Johannes Thyssen hing der Verdacht des Philosemitismus nach. Als es 1939 um die Ernennung zum apl. Professor nach § 22 RHO ging, lag eine Stellungnahme der Reichsdozentenführung vor, wonach Thyssen kaum zum „förderungswürdigen Nachwuchs“ gehöre. Der Bonner Dozentenbundführer Busch bemängelte die fehlende „Einsatzbereitschaft“. Um die gleichzeitig beantragte Erhöhung der Lehrauftrags Vergütung zu rechtfertigen, begann Thyssen damit, „völkerpsychologische, rassenkundliche und verwandte Studien“ in seine geschichtsphilosophischen Arbeiten einzubauen und bat um eine zeitgemäße Erweiterung seines auf „Geschichtsphilosophie und Wissenschaftstheorie“ lautenden Lehrauftrags auf „Völkerpsychologie“, was der Dozentenschaftsleiter Chudoba ohne Begeisterung befürwortete - aus seiner Sicht durchaus verständlich, wenn man den sehr matten Versuch zur begriffsgeschichtlichen Klärung des Terminus „Völkerpsychologie“ nachliest, mit dem Thyssen diese Unterstützung entlohnnte.⁶⁹⁵ Hermann Johannsen entging 1940 nur knapp einem Dienststrafverfahren, weil er sich abfällig über den Jenaer SS-Rektor Astel geäußert hatte.⁶⁹⁶ Den Katholiken Franz J. Brecht zählte der SD zu den „Indifferenten“ und politisch Inaktiven, auf die der Nationalsozialismus auf keinen Fall rechnen

692 Ebd.; Kurator Münster an Gauleiter Meyer v. 16. 4. 1941.

693 Schorcht 1990, S. 281, 285 f.

694 BAZ, PK; Heydrich an Himmler v. 3. 6. 1937. - Ähnlich schon Amt Rosenberg an NSDAP Kreisleitung Dresden v. 2. 7. 1935: Der eifrig für die Ideen der Deutschkirche eintretende Bergmann liege keineswegs, wie er selber zu glauben scheine, auf der „Hauptlinie der Partei“ (BAK, NS 15/193, Bl. 82ff.). Entsprechend lehnten es Heyse und Baeumler ab, diesen „Wirkkopf“ in die deutsche Delegation für den Intern. Philosophen-Kongreß in Paris (1937) aufzunehmen (BAP, REM 2940, Bl. 135). Der SD hielt natürlich fest, daß Bergmann in erster Ehe mit einer Jüdin verheiratet war; ansonsten gebe es zwar Berührungspunkte mit dem NS., aber gegenüber dem von Rosenberg abgelehnten Bergmann und seinen deutschgläubigen Theorien müsse man schon mit Rücksicht auf die kirchlichen Gegner des NS. eine „gewisse Distanz“ wahren (BAP, REM 49.01, Nr. 12444, Bl. 25; Eintrag 1941/42)

695 UAB, PA Thyssen; Thyssen an REM durch Dekan wg. Erhöhung der Lehrauftragsvergütung v. 14. 2. 1939. Stellungnahme Chudoba v. 27. 2. 1939. Stellungnahme Busch zum Antrag auf Ernennung zum apl. Professor v. 23. 6. 1939. Der Aufsatz (Thyssen 1944) wies den Verfasser als NSDD-Mitglied aus.

696 Schriftwechsel dazu in: UAJ, BA 2159. - Der SD notierte: „Schon immer politisch sehr zurückhaltend. Politisch Nachteiliges auch jetzt nicht bekannt“, aber: „Von 1919 bis 1933 Freimaurer (Hochgrad?)“ (wie Anm. 694, Bl. 54).

ne.⁶⁹⁷ Ebenso wenig wie auf den Hamburger Heinrich Sauer (ein „Neutrum“), den Erlanger Rudolf Zocher („Perspektiven weltanschaulicher Art fehlen“), den Heidelberger Nicolai von Bubnoff (bemühe sich zwar, NS-Forderungen „an sich selbst zu verwirklichen“, aber insgesamt politisch nicht aktiv und indifferent) und den Breslauer Helmut Folwart („von ns. Philosophie bis jetzt noch nichts sichtbar“).⁶⁹⁸ Die beiden älteren Dozenten Cay von Brockdorff (Kiel) und Arnold Kowalewski (Königsberg) wurden von einigen lokalen Funktionären entweder wegen des deutschnationalen Hintergrundes (v. Brockdorff) oder der Bemühungen, Philosophiegeschichte volkspädagogisch aufzubereiten (dafür erhielt Kowalewski einen Lehrauftrag für ostpreußische Geistesgeschichte) positiv bewertet, doch auf höherer Ebene bestand kein Zweifel, daß gerade ein so christlich gebundener, politisch desinteressierter und dazu noch völlig „verkalkter Wissenschaftler“ wie Kowalewski alsbald in den verdienten Ruhestand geschickt werden müsse.⁶⁹⁹

697 Wie Anm. 694, B\ 2».

698 Wie Anm. 694, Bl. 30, 36, 81, 101

699 Wie Anm. 694, Bl. 58 (zu Kowalewski); v. Brockdorff wurde vom SD gar nicht mehr eines Gutachtens für Wert erachtet. Sein Kieler Dozentenbundführer Löhr glaubte den „alten Deutschnationalen“ noch unbedenklich für die Teilnahme am Pariser Kongreß vorschlagen zu dürfen (BAP, REM 2940, Bl. 37; Löhr an Rektor Kiel v. 28. 2. 1936). Zur politischen Haltung v. Brockdorffs nach 1933: Schroeter 1995, S. 292-294 (konservativ und national, aber kein Nationalsozialist, dafür zu stark vom Kulturpessimismus Tönnies' geprägt). - Zu Kowalewskis Lehrauftrag und den damit verbundenen kulturpolitischen Erwartungen: GStA 76Va, Sek. 11, Tit. IV, Nr. 21, Bd. XXXIV, Bl. 333-336; Antrag Vaihingers, Ende 1933 beim PrMWKV eingegangen, für seinen Schützling Kowalewski einen LA für ostpr. Geistesgeschichte einzurichten - auch um die ostdeutsche Geisteskultur gegenüber der „polnischen Gefahr“ zu stärken. Stattgegeben zum 1. 4. 1934 (ebd., Bl. 339). Ebd., Bl. 416, ein Vermerk für Ministerialrat Achelis v. 24. 5. 1934, demzufolge Rektor Heyse und Gauleiter Koch es begrüßen würden, wenn Kowalewski ein pers. Ordinariat erhielte - aber soweit wollte man den Lokalgrößen in Berlin dann doch nicht entgegenkommen. - Kowalewskis Tochter überzeichnet in der Lebensskizze, die sie den von ihr jüngst edierten Nachlaßschriften beifügt, den oppositionellen Kowalewski, dessen Frau aktives Mitglied der Bekennenden Kirche gewesen sei und der unter dem „Ungeist“, der berufungspolitisch in seiner Königsberger Fakultät nach 1933 eingezogen sei, gelitten habe (S. Kowalewski 1999, S. 308).

